DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

P Germ 147.1

Bd. Dec., 1882

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650

CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON,
Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817.)

19 April – 27 Sept. 1882.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1882.)

Berlin, 1882.

Verlag von Otto Janke.

1882, April 19 – Sept. 27.
Sever fund.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs VII.

(April bis Juni 1882).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 4. April 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 4. April 1882.

Preußische Kirchengesetzentwürfe

aus den Jahren 1838 bis 1840.

Besprochen von

Dr. Joh. Friedrich von Schulte.

Bonn.

Für die richtige Würdigung der augenblicklichen Stimmung gegenüber dem „Kultur=Kampfe" ist es sicherlich von Interesse zu erfahren, wie sich der preußische Staat in jenen nicht fernen Tagen zu der katholischen Kirche zu stellen für nöthig hielt, wo das monarchische Fundament noch durch keinerlei Verfassungsschranken beengt war und das Staatsministerium, wie die ganze Regierung, einen urconservativen Charakter hatte, in den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm III. Im März 1838 bildeten das Staatsministerium: Freiherr v. Altenstein, v. Kamptz, Mühler, v. Rochow, v. Nagler, Graf v. Alvensleben, Freiherr v. Werther, Gen. d. Inf. v. Rauch. König Friedrich Wilhelm III. befahl mit Cabinetsordre vom 17. Februar 1838, daß diejenigen staats= und kirchenrechtlichen Verhältnisse, bei welchen sich in neuerer Zeit eine Verschiedenheit der Ansichten über die Art und Weise, so wie über die Grenzen der Ausübung der geistlichen Gewalt in ihren Berührungspunkten mit der weltlichen Macht hervorgethan habe, legislativ geodnet, die dazu erforderlichen Gesetze durch eine ungesäumt niederzusetzende Commission ausgearbeitet und wo möglich schon in der jetzigen Staatsrathssitzung zur Publikation vorbereitet werden sollten. Zu Mitgliedern dieser Commission ernannte der König am 27. Februar auf Vorschlag der Minister der geistlichen Angelegenheiten (v. Altenstein), des Innern und der Polizei (v. Rochow), und der auswärtigen Angelegenheiten (v. Werther) die Herren: Geh. O.=R.=R. und Präsident der Hauptbank v. Lamprecht, Geh. O.=J.=R. Duesberg, Geh. O.=J.=R. Dr. Göschel und Geh. Leg.= und Obertrib.=R. Karl Friedrich Eichhorn. Das Ministerium gab am 4. März eine allgemeine Instruktion. Es arbeiteten Entwürfe aus: der Katholik Duesberg (geb. 11. Jan. 1793 zu Borken, Ende 1838 Staatssecretair, von Friedrich Wilhelm IV. geadelt, im Jan. 1841 Director der katholischen Abtheilung im Kultusministerium, 1846 Finanzminister, im Juni 1850 Oberpräsident von Westfalen, im Mai 1871 pensionirt, † 11. Dez. 1872), der sehr gläubige Protestant Göschel, und Eichhorn. Der Duesbergische Entwurf erklärt im Eingang, daß zwar die Vorschriften des Allgemeinen Preußischen Landrechts über die Verhältnisse der katholischen Kirche in allen Landestheilen gelten, jedoch wegen der Zweifel darüber besondere Bestimmungen folgen. Nach § 1 wird die Geltung der Vorschriften des Tit. 11. Th. II. A. L. nebst den dieselben abändernden, ergänzenden und erläuternden Bestimmungen auch dort Anwendung finden, wo das gemeine

deutsche Recht und die französischen Gesetze bestehen. Nur die Vorschriften des französischen Rechts über Ehe und Civilstand werden vorbehalten und verschiedene §§ des Landrechts nicht eingeführt. § 2. „Die katholischen Kirchenobern und Geistlichen sind die ihr Amt betreffenden Vorschriften der Landesgesetze als bürgerliche Amtsvorschriften, gleich den Staatsbeamten, zu befolgen schuldig.“ Der § 3 schreibt das Placet ganz allgemein vor auch für „Gegenstände rein geistlicher oder dogmatischer Natur,“ mag es sich um neues oder Abbänderung früherer Dinge handeln. § 4 fordert das Placet für alle päpstlichen Erlasse ohne Rücksicht des Gegenstandes und auch für ältere, sobald davon Gebrauch gemacht werden soll; § 5. verbietet jede Correspondenz mit dem römischen Stuhl außer in den zur Pönitentiaria gehörigen Fragen; § 6 verbietet Erlasse des römischen Stuhls, auswärtiger kirchlicher Oberen u. s. w. an Unterthanen zu befördern und gebietet jedem, der solche in die Hand bekommt, die Auslieferung an die Staatsbehörde. § 7 gestattet den Oberen die Kirchenzucht nach dem Landrecht, verbietet aber die Bekanntmachung der Excommunication vor versammelter Gemeinde oder sonst öffentlich ohne Genehmigung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten und gibt den Rekurs an die Staatsbehörde, wenn bei Verhängung ein Mißbrauch der geistlichen Gewalt oder eine Ueberschreitung ihrer Grenzen stattgefunden hat. § 8 gibt den Rekurs gegen Verfügungen und Entscheidungen der katholisch-geistlichen Gerichte, wenn sie ihre Amtsbefugnisse überschreiten, ihre Amtsgewalt mißbrauchen, oder die Landesgesetze verletzen, und gestattet „ohne Antrag der Parteien, die Aufhebung der Verfügungen und Entscheidungen im öffentlichen Interesse.“ § 9 ordnet für die Entscheidungen über die Uebertretung der in den vorhergehenden §§ gemachten Verbote „eine besondere Komission des Staatsraths“ an aus: Minister des Kultus, Justiz, Innern, auswärtigen Angelegenheiten, Präsidenten, Staatssekretair und einer angemessenen Zahl von Mitgliedern, auch katholischen. Die nächsten Paragraphen regeln die Genehmigung zu neuen Verordnungen (die Uebertretung eines Verbots wird als „Verbrechen der Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt“ erklärt), den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und den Rekurs dagegen [die Kommission beantwortet die Frage: ob ein solcher vorliege? Ist diese bejaht, so übergibt der Minister die Sache dem Strafrichter, der die Entscheidung der Commission zu Grunde legen muß]. § 14 lautet: „Kirchenobere und Geistliche, welche sich des Verbrechens der Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt schuldig machen, sollen ihrer geistlichen Amtswirksamkeit verlustig erklärt werden. Dem Verurtheilten kann durch polizeiliche Verfügung der Ort bestimmt werden, an welchem er sich künftig aufhalten muß.“ Im § 15 wird Mißbrauch bestraft, wofern er kein schwereres Verbrechen bildet, mit Geldbuße von 50 bis zu 500 Thaler oder mit dem Verluste der geistlichen Amtswirksamkeit, auf welchen im Rückfalle jeder Zeit zu erkennen ist. Analog ordnet § 16 die andren Fälle. Weltliche Personen, die gegen § 5 und 6 handeln, werden nit 30 bis 300 Thaler oder Gefängniß bis zu 6 Monaten, im Falle der Verbreitung päpstlicher Erlasse mit Gefängniß oder Zuchthaus von 3 Monaten bis zu 2 Jahren bestraft; diese letztere Strafe findet auf ausländische Geistliche Anwendung. Vergehen der

Kirchenobern und Geistlichen gegen ihre bürgerlichen Amtsvorschriften werden, wenn kein schwereres Vergehen vorliegt, mit Ordnungsstrafen, Geldbußen von 50 bis zu 500 Thalern oder dem Verluste der Amtswirksamkeit bestraft. Die Untersuchung setzt Erlaubniß des Ministers der geistlichen Angelegenheiten voraus, der „die vorläufige Untersagung der geistlichen Amtswirksamkeit des Angeschuldigten verfügen kann." § 23. „In allen Strafsachen gegen katholische Geistliche soll, wenn nach Gesetzen auf die Amtsentsetzung zu erkennen sein würde, statt dieser der Verlust der geistlichen Amtswirksamkeit ausgesprochen werden."

Es zeigt sich auf den ersten Blick, daß das, was im Sommer 1838 ein so guter Katholik für zuläßig hielt, in manchen Punkten weit über die neueren preußischen kirchenpolitischen Gesetze („Maigesetze") hinausgeht.

Der erste Entwurf von Göschel zählt im § 1 alle Fälle (nach dem A.-L.-R. u. s. w.) auf, in denen zu geistlichen Akten Staatsgenehmigung erforderlich ist, hat in § 2 über die Erlasse von Rom, auswärtigen Obern ziemlich dieselben Bestimmungen, wie der Duesbergische, verbietet zugleich ausdrücklich den Besuch auswärtiger Kirchenversammlungen ohne Staatsgenehmigung, erklärt im § 3 alle gegen § 1 und 2 gehenden Unternehmungen für bürgerlich nichtig und unverbindlich, worüber nach § 4 eine gemischte Kommission mit Zulassung des Rekurses an das Ministerium entscheidet. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten kann die geistliche Amtswirksamkeit vorläufig untersagen (§ 5). Hat die Commission entschieden, geht die Sache an den Criminalrichter, der die allgemeinen Vorschriften des Strafrechts wegen der Verbrechen der Beamten geeignet anwendet nach § 333 sq. Tit. 20 Th. II. L. R. (bei vorsätzlichem Zuwiderhandeln Cassation, Geld-, Gefängniß-, Festungsstrafe, Unfähigkeit zu Aemtern, bei grober Fahrläßigkeit Geldstrafe, Degradation, oder Cassation). Der Rekurs wegen Mißbrauchs der geistlichen Gewalt, der aber eine Ueberschreitung der von den Landesgesetzen vorgeschriebenen Grenzen der geistlichen Gewalt voraussetzt, wird allgemein gegeben; über seine Zuläßigkeit entscheidet die Deputation, worauf der Civil- bezw. Strafprozeß eintritt.

Die Kommission legte mit Bericht vom 12. Mai 1838 vor drei Gesetz-Entwürfe:

1) einer Verordnung, die Verhältnisse der katholischen Kirche betreffend;
2) einer Verordnung zur Ergänzung der Bestimmungen der §§ 151 seq. und des § 227. Tit 20 Th. II. des allgemeinen Landrechts;
3) einer Verordnung über die Ehen zwischen Mitgliedern der evangelischen und katholischen Kirche.

Diese wurden zufolge königlicher Anordnung von den drei genannten Ministern eingehend geprüft in langen Sitzungen am 23., 26., 31. Mai, 5. und 8. Juni 1838, an denen Theil nahmen: v. Altenstein, die beiden Justizminister v. Kamptz und Mühler, v. Rochow und v. Werther, die Ministerial-Directoren Nicolovius und Eichhorn, die 4 Mitglieder der Kommission, als Ministerialcommissäre Schmedding, Seiffart, v. Bülow. Hierauf wurden die in diesen Conferenzen festgestellten sechs Gesetzentwürfe (man hatte einzelne getheilt) in einer Sitzung

vom 26. Juni 1838, an der alle acht oben aufgezählten Staatsminister, ferner der Präsident des Staatsraths v. Müffling, der wirkliche Geh.=Rath v. Staegemann (Präsident der Justizabtheilung des Staatsraths), v. Lamprecht, Staatssekretair Duesberg, Geh. O.=R.=R. Schmedding, Geh. Leg.=R. v. Bülow, Geh. O.=J.=R. von und zur Mühlen, Geh. O.=J.=R. Seiffart (Duesberg, Schmedding, von und zur Mühlen waren Katholiken) theilnahmen, einer neuerlichen Prüfung unterzogen und mit einzelnen Aenderungen angenommen. Mit Bericht vom 13. August ging die Sache an den König, der mit C.=O. vom 22. August 1838 die Gesetzentwürfe an den Staatsrath wies, dem er mit C.=O. vom 2. September 1838 auf Vorschlag des Präsidenten Gen. d. Inf. Freiherr v. Müffling vorschrieb, daß die Relationen nur von der Justiz=Abtheilung als Hauptabtheilung, und von der concurrirenden geistlichen Abtheilung ausgearbeitet, zu den mündlichen Berathungen aber auch zwei Mitglieder der Abtheilung für die innern und auswärtigen Angelegenheiten zugezogen werden sollten. Der Staatsrath berieth in Sitzungen vom 18., 22., 26., 29. November, 3., 6., 10., 13., 17., 28. Dezember 1838, 3., 10., 14. Januar 1839, an denen Theil nahmen (ab und zu fehlte der eine oder andere): der Präsident der Justizabtheilung v. Staegemann, die Oberpräsidenten v. Schön, v. Merckel, v. Vincke, v. Bodelschwingh, Graf zu Stolberg=Wernigerode, v. Flottwell, die Mitglieder der Justizabtheilung: Sethe, Min.=Dir. Eichhorn, v. Savigny, Generalprokurator Eichhorn, Präsident Eimbeck, Geh. O.=J.=R. Scheffer, Geh. O.=T.=R. Zettwach, Geh. O.=T.=R. Eichhorn, aus der geistlichen Abtheilung: Bischof Neander, der Abtheilung d. J.: G. O.=R.=R. Koehler, v. Bernuth, als Commissionsmitglieder zur Ausbreitung der 4 ersten Entwürfe: Duesberg, v. Lamprecht, dazu als Abgeordnete der Ministerien, Göschel, Nicolovius, v. Bülow, Seiffart. Als Referent fungirte Karl Friedrich Eichhorn, als Correferenten Neander und Zettwach für die geistliche, v. Bernuth und Köhler für die innere, Direktor Eichhorn für die auswärtige Abtheilung. Nachdem die Berathungen des Staatsraths, denen Gründlichkeit wahrlich nicht abzusprechen ist, geschlossen waren, stieß die Sanction und Publication der fertiggestellten Entwürfe auf Hindernisse, welche dadurch zu erklären sind, daß einzelne mitwirkende Personen, deren Ansichten bei der Berathung nicht angenommen worden waren, durch directen Einfluß im Cabinette denselben Geltung zu verschaffen wussten. Der König erklärte in einer Cab. O. vom 29. Februar 1840, daß er daß Gesetz über die Bestrafung des Mißbrauchs der Amtsbefugnisse, dessen sich Geistliche durch Predigten u. s. w. schuldig machen, vollziehen könne, jedoch mit Rücksicht auf die Aussetzung der Vollziehung und Publication des ersten Gesetzes über das Verhältniß der römisch=katholischen Geistlichkeit zum Staat bei Ausübung ihres geistlichen Amts, noch eine Aenderung in demselben verlangen müsse, weil ein Paragraph sich auf dieses bezog. Die Fassungs=Commission des Staatsraths schlug eine alternative Aenderung vor, welcher der König mit C. O. vom 4. Mai 1840 seine Zustimmung versagte, „weil dabei das Erforderniß einer Parität für die Geistlichen beider Confessionen nicht berücksichtigt werde.“ Er selbst änderte nunmehr die ihm anstößige Bestimmung und befahl

demgemäß neue Vorlage. Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III. Der Entwurf des ersten Gesetzes war zurückgelegt für die Revision des Strafrechts, bei der er natürlich wegen der unter Friedrich Wilhelm IV. erfolgten Wandelung ebensowenig als der andere in Betracht kam. Gleichwohl bleibt es interessant beide zu kennen.

Der Gesetz-Entwurf über das Verhältniß der römisch-katholischen Geistlichkeit zum Staat, wie er aus dem Staatsrathe hervorging, spricht im Eingange aus, daß in der ganzen Monarchie nur einerlei Grundsätze über die landesherrlichen Rechte circa sacra gelten sollen, das Bedürfniß aber einzelne genauere Festsetzungen fordern. Die einzelnen Bestimmungen gehen dahin: die Geistlichen haben die landesgesetzlichen Vorschriften, landesherrlichen Anordnungen, Verfügungen der Behörden, welche sich auf die Ausübung des geistlichen Amts beziehen (bürgerliche Amtsvorschriften), als besondere mit ihrem Amt verbundene Verpflichtungen zu befolgen, sich jedes Mißbrauchs ihrer geistlichen Amtsbefugnisse zu enthalten; ein solcher Mißbrauch findet statt, wenn die Ausübung der geistlichen Amtsbefugnisse in Handlungen, welche das gemeine Wohl gefährden, oder in willkürliche Bedrückungen oder Verletzungen Einzelner ausartet. Die Publication aller Erlasse, auch wenn sie die Religionslehre oder kirchliche Disciplin betreffen, wird an die Staatserlaubniß gebunden; für alle päpstlichen Erlasse und alle Acte auswärtiger Oberen, mögen sie alt oder neu sein, ist Placet nöthig. Ohne diese Erlaubniß sind Erlasse unwirksam und dürfen nicht zur Ausführung gebracht werden. Jede Verbreitung nicht placetirter päpstlicher Erlasse u. s. w. ist verboten, wer in deren Besitz kommt, Original oder Kopie, hat sie der Behörde zuzustellen. Alle Correspondenz mit Rom u. s. w. außer durch die Staatsbehörde ist verboten, ausgenommen sind nur die Angelegenheiten der Pönitenziarie. Die Zuwiderhandlung gegen die bürgerlichen Amtsvorschriften ist, wofern das Vergehen nicht mit einer besonderen Strafe bedroht ist, mit Geldbuße bis zu 500 Thalern, Gefängniß- oder Festungsarrest bis zu 6 Monaten und bei erschwerenden Umständen mit Amtsentsetzung zu bestrafen. Dieses gilt auch vom Mißbrauch der geistlichen Gewalt. Bei Verurtheilung wegen Uebertretung der Vorschriften über das Placet soll, wenn die öffentliche Ruhe gefährdet worden, außer der Amtsentsetzung auch Festungsarrest bis zu 4 Jahren eintreten; in andren Fällen tritt Geldbuße, Amtsentsetzung u. dergl. ein. Ein entsetzter Geistlicher darf nicht weiter zu geistlichen Verrichtungen zugelassen werden, kann zugleich aus seinem bisherigen Amtssprengel verwiesen und ihm ein bestimmter Ort des Aufenthalts untersagt oder angewiesen werden. Der Minister kann bei Einleitung der Untersuchung dem Geistlichen die Ausübung seines Amts vorläufig untersagen. Die Entscheidung wird den Oberlandes-Gerichten zugewiesen, die Eröffnung der Untersuchung erfolgt stets von Amtswegen auf nähergeregelten Antrag des Ministers; die Appellation gegen das erste Erkenntniß (die auch dem Minister zusteht), geht an einen Gerichtshof, der aus Mitgliedern des Obertribunals und des rhein. Revisions- und Kassationshofes gebildet wird.

Der zweite Gesetzentwurf bedroht Geistliche, die in Predigten und Lehrvorträgen oder andern Amtsreden, amtlichen Erklärungen oder Erlassen, zum

Ungehorsam gegen die Gesetze oder die Obrigkeit auffordern oder anreizen, mit Amtsentsetzung und mit Gefängniß oder Festungsarrest von 3 Monaten bis zu 3 Jahren; ein auf diese Weise gefällter Tadel der Landesgesetze, sowie der Anordnungen des Landesherrn oder seiner Behörden wird mit Gefängniß oder Festungsarrest von 6 Wochen bis zu 3 Jahren bestraft, bei Wiederholung oder erschwerenden Umständen ist außerdem Amtsentsetzung zulässig; auf diese Weise gemachte gehässige oder herabwürdigende Aeußerungen über eine andere Religionspartei, deren Lehren, Gebräuche oder kirchliche Einrichtungen trifft Geldbuße bis zu 100 Thalern, bei Absicht Haß und Erbitterung zu erregen, die Amtsentsetzung nebst Gefängniß oder Festungshaft von 3 Monaten bis zu 3 Jahren.

An die Stelle der „Amtsentsetzung" sollte nach der Cabinetsordre vom 4. Mai 1840 „die Suspension vom Amte mit gleichmäßiger Wirkung für evangelische und für katholische Geistliche eintreten, und jederzeit den Verlust der, durch das Amt ihnen übertragenen Rechte, wie der Amtseinkünfte, zur Folge haben, so daß auch der katholische Geistliche, wie der evangelische, zu den Verrichtungen eines Hülfsgeistlichen nicht zugelassen werden darf. Die Einkünfte des Amts sollen zunächst für die Verwaltung desselben unter Genehmigung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten verwendet werden."

Man vergleiche nun mit diesen Entwürfen die neueren Gesetze. Der heutige Kanzelparagraph (§ 130 a R.-Strafgesetz) ist viel zahmer. Das Princip der Pflicht des katholischen Klerus, den Staatsgesetzen zu gehorchen, ist viel schärfer ausgesprochen und consequenter in diesen Entwürfen ausgeführt, zumal wenn man bedenkt, daß 1840 die sämmtlichen Bestimmungen des Landrechts über die Bestätigung der Anstellung der Geistlichen u. s. w. in voller Geltung standen. Die vom König vorgenommene Ersetzung der „Amtsentsetzung" durch die „Suspension vom Amte," welche schon in den Verhandlungen mit den triftigsten Gründen beantragt worden war, bot unzweifelhaft, abgesehen von dem Ausdrucke, der wohl besser gelautet hätte: „Entziehung der staatlichen Anerkennung," das Mittel den gesetzlichen Vorschriften nachgiebigere Hülfe zu gewähren, als die 1873 beliebte „Entlassung aus dem Amte." Doch wozu weitere Vergleiche; es kommt hier nur darauf an zu zeigen, wie man noch im Jahre 1840 gesinnt war. Unter den oben genannten Männern, welche im Staatsrathe an den Verhandlungen Theil nahmen, waren die als gute Katholiken bekannten Generalprocurator Eichhorn, O.-J.-R. Scheffer, Schmedding, Duesberg; v. Savigny, der zwar selbst Protestant war, aber eine katholische Frau hatte und seine Kinder katholisch werden ließ, gehörte nicht zu jenen, die irgendwie der katholischen Kirche zu nahe traten. Und es ist, wie die Verhandlungen zeigen, in allen wesentlichen Punkten nur eine Stimme, daß solche Maßregeln nöthig seien. Eins wollen wir noch zur Kennzeichnung der Verhältnisse sonst und jetzt mittheilen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz stellte am 3. Dezember 1838 (Verhandlungen der Abtheilung des Staatsraths Seite 65) den Antrag:

> „Den Bischöfen, aber diesen allein, die Correspondenz nach Rom frei zu lassen, dagegen aber die Erlasse, die von Rom an sie gehen sollten, wie bisher zu behandeln."

Gegen diesen Antrag wurde unter anderem geltend gemacht:

„Die Stellung der Bischöfe, wenn sie gut gesinnt seien, werde durch eine ihnen gestattete freie Mittheilung nach Rom, eine für sie selbst, besonders nach der jetzigen Lage der kirchlichen Angelegenheiten, höchst schwierige; denn wollten sie nicht bei der Verwaltung der Diöcesen einer ganz ultramontanen Richtung folgen, so würden sie sich unvermeidlich in Conflicte mit dem Papst verwickelt und zugleich dennoch von der jetzt allenthalben thätigen jesuitischen Partei angeklagt sehen. Es müsse ihnen daher erwünscht sein, wenn sie in ihren Diözesanberichten von der Staatsbehörde kontrolirt würden, und jene Partei ihnen daher nicht zum Vorwurf machen könne, daß sie nicht alles zur Sprache brächten, was diese an den Papst bringen wolle. Man dürfe die zu gegenwärtiger Zeit herrschende Richtung nicht zur Grundlage der Beurtheilung der katholischen Kirche machen. Vor der neuesten Zeit hätten sich die deutschen Bischöfe selbst bemüht, das Eingreifen des Papstes in ihre Verwaltung möglichst abzulehnen, und dessen Verlangen, über diese in ihren Diözesanberichten genaue Rechenschaft abzulegen, vielmehr als einen Eingriff in ihre Rechte betrachtet, weil sie dessen Primat wohl in Beziehung auf dessen wesentliche Rechte zur Erhaltung der Einheit der Kirche, aber nicht in Hinsicht auf die Einmischung in die Regierung der Diözesen, welche in Anspruch genommen werde, anerkannt hätten. Eine freie Correspondenz nach Rom, und das Verlangen, daß alle Erlasse durch die Gesandtschaft an die Bischöfe befördert werden sollten, und jene von deren Inhalt Kenntniß nehmen solle, lasse sich auch nicht vereinigen, stehe vielmehr in innerem Widerspruch. Wollte man aber den Bischöfen gestatten, Erlasse von Rom zu empfangen, und verlangen, daß sie vor deren Bekanntmachung und Vollziehung der Regierung vorgelegt würden, so habe diese stets zu erwarten, daß in Fällen, wo die Bekanntmachung oder Vollziehung versagt werde, die Bischöfe sich darauf berufen würden, daß sie dem römischen Hofe gehorchen müßten. In der That sei ihnen, bei der jetzigen großen Thätigkeit der jesuitischen Partei, und deren Einwirkung auf die Masse, auch beinahe unmöglich zu widerstehen . . . . Gegen die bisherige Einrichtung werde in den östlichen Provinzen auch keine Beschwerde geführt und die Zustände und Wünsche der westlichen allein könnten deren Veränderung nicht motiviren. Es komme hinzu, daß die freie Correspondenz eines Unterthanen mit einem auswärtigen Souverän, über Angelegenheiten, welche einen Einfluß auf das Staatsinteresse hätten, überhaupt nicht gestattet werden könne . . . Als besondere Nachtheile einer freien Correspondenz der Bischöfe nach Rom, wurde noch hervorgehoben, daß bis jetzt der Staat habe vermeiden können, über gewisse Verhältnisse mit dem Papst in Conflicte zu gerathen, indem er verhindere, daß der Bischof durch seine Berichte sie zur Sprache bringe, z. B. früherhin schon der Bischof von Breslau, wegen der Behandlung

der gemischten Ehen in Rom habe anfragen wollen, über diese aber damals ein Conflict vermieden worden sei, indem er den Bericht auf Verlangen abgeändert habe."

Mit Circ. Schr. des geistlichen Ministers vom 1. Januar 1841 wurde bekanntlich der Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle freigegeben. Wie wenig dem vom Könige in demselben ausgedrückten „Vollen Vertrauen" entsprochen worden ist, ist eine allbekannte Thatsache. —

Ein preußischer Staatsmann.

Von

Freiherrn v. Stein

in Kochberg.

II.

Der Preußische Staat musste in einem Kampf mit einer Macht unterliegen, deren Verfassung die höchste Kraftäußerung so sehr begünstigte und nothwendig herbeiführte.

Der jetzige Zustand ist nun in sofern beruhigend, als das Unglück die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Verfassung erzeugt, den Widerstand gemindert und Kräfte für solche geweckt hat. Es ist wichtig, diesen Zeitpunkt nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Ganz natürlich fließt hieraus der oberste Grundsatz für die Abänderung der Verfassung. Es trifft solcher mit dem der Politik zusammen und liegt in der leitenden Potenz für das Ganze.

Es muß alles weggeschafft werden, was die höchste Kraftäußerung des Staats lähmen und der Menschheit die Erreichung des höchsten Ziels erschweren kann. Es ist dieses eine Revolution von Innen veranlasst, die mit sicherer Hand geleitet wird, damit sie nicht blos umstürze, sondern auch sogleich wieder aufbaue.

Zur Vorbereitung wird sich der Staat nicht scheuen, die Nothwendigkeit einer Veränderung zuzugestehn und sich dadurch Ansprüche auf Achtung zu erwerben wissen. Er wird nichts Wankendes stützen und alle Kräfte (—?) für sich in Beschlag nehmen. Ueberzeugt, daß eine solche Wiedergeburt nie ohne Schmerz erfolgen kann, wird er diesen nicht achten und nur möglichst zu lindern suchen. Ueberall wird er der größeren, kräftigeren Ansicht eine Stimme zu verschaffen suchen.

So alles vorbereitet, kann der Staat allein Staatsbürgern die möglichste Freiheit und Gleichheit in Beziehung auf ihr Verhältniß zu ihm zu verschaffen suchen. —

Der Adel muß zu dem Ende die nicht mehr passenden, dem Ganzen lästigen Vorzügen der ausschließlichen Beschlagnahme aller Stellen, die Ehre geben, gewissen Gütern, der damit verbundenen landständischen Stimme, der Abgabefreiheit und des Rechtes auf Ritterorden und Stifter entsagen und sich damit

begnügen, daß ihn der Staat als einen Stand anerkenne, von ihm vorzügliche Auszeichnung erwarte und ihn dadurch ehre.

Der Bürgerstand wird durch diese Beschränkung der Vorzüge des Adels einen weiteren Spielraum seiner Kräfte erhalten und dagegen auf jeden ausschließlichen Besitz von Gewerben renonciren müssen.

Der Bauernstand wird dadurch, daß er die vollste persönliche Freiheit erhält, ein Theil der Nation werden und durch Abschaffung der Erbunterthänigkeit*) die Kraft der Nation sich unendlich erhöhen.

Erst wenn diese Ungleichheiten aufgehoben oder gemildert sind, läßt sich darauf denken, die Nation mit der Staatsverwaltung in genaue Verbindung zu setzen, wodurch allein die höhere Kraftäußerung bewirkt werden kann. Vergeblich würde man versuchen, diese Verbindung durch Landstände herstellen zu wollen. Es kann nur durch eine zweckmäßige National-Repräsentation geschehen. Diese wird von einem freien Spielraum für Communitäten ausgehn können.

Aus den Communitäten werden sich Repräsentanten bei den unteren und aus diesen zu dem höheren Landesbehörden wählen lassen. Ihre Qualifikation bestimmt der Staat, sie muß blos in allgemeinen Kenntnissen bestehn, als Ehrensache müßten die Versammelten die Stellen umsonst führen. Ihre Anzahl dürfte nicht zu groß und nicht zu klein sein, indem sie die Behörden berathen und ihre Wähler wieder nach den erlangten Einsichten von der Standesverfassung leiten. Unendlich wohlthätig wird diese Veränderung sein, wenn sie groß gefaßt wird, wenn jährlich auch vom Budget die Nation Rechenschaft erhält und dieses Budget wahr und offen vorgelegt wird, wenn die Repräsentanten bis zunächst an den Thron ihre Stimme erheben können.

Zugleich mit dieser Bestimmung muß ein möglichst freier Gebrauch aller Kräfte der Einzelnen hergestellt werden. Zu dem Ende erhalte jeder die möglichst freie Disposition und Benutzung über sein Grund-Eigenthum. Auch persönliche Kraft muß jeder möglichst und soweit es ohne Schaden geschehen kann, üben dürfen. Es bleibt jedem überlassen mehrere Gewerbe zu treiben, alle Taxen und Taglohnsbestimmungen, welche blos unlohnende Arbeiten veranlassen, werden abgeschafft, um freie Concurrenz herzustellen und Zünfte, sowie Monopole und Zwangsrechte werden möglichst abgeschafft.

Der Staat wird zugleich alle Polster und Stützen der Trägheit, Stifter, Ritterorden abschaffen oder ihnen vielmehr eine dem Zeitgeist und dem Bedürfniß angemessene Bestimmung zur Belohnung des Verdienstes und Erleichterung der Verpflichtungen des Staats geben, ohne die regelmäßig im Genuß befindlichen Individuen leiden zu lassen. Zugleich wird der Staat alle Hülfsmittel benutzen, welche außerdem das Entstehn und das kräftige Wirken einer Nation begünstigen. Der Provinzial-Charakter wird nicht durch Appretur verdorben, sondern nur ge-

*) Man kann hiernach zweifelhaft sein, ob wirklich dem Minister Stein und nicht viel mehr Altenstein die erste Idee für Emancipation des Bauernstandes angehört, insofern dieselbe als eine staatsmännische Forderung auftritt.

hörig geleitet werden. Der Staat wird Nationalfeste und die Volksversammlungen ganz natürlich und würdevoll entstehn lassen und ihnen die englische Moral und Anstand geben.

Wenn nach diesen Grundzügen die Verfassung nicht geändert wird, so bleibt die ganze Staatsverwaltung krüppelhaft, dieses zu wollen heißt, ihren Untergang herbeiführen wollen. Alle Ausreden, daß es nicht möglich sei, sind kahle Entschuldigungen des Unverstandes, der Trägheit oder des bösen Willens.

Es ist kein Augenblick zu verlieren. Die ersten Schritte des Staats in diesem Augenblick werden sein müssen: den Plan fest zu fassen, ihn öffentlich auszusprechen und sogleich die Grundzüge so allgemein als möglich bekannt zu machen. Auch der Ausführung muß näher getreten werden, indem sogleich eine Comitats-Verfassung hergestellt und (—?) die ersten Repräsentanten auf lange Zeit gewählt werden. Sogleich kann ein Budget entworfen und die erste Rechenschaft abgelegt werden. Wenn für die Bedingung zur neuen Kraft gesorgt ist, so wird es zunächst erforderlich,

III. dem Militärwesen als der Bedingung zur Kraftäußerung nach Außen vorzügliche Sorgfalt zu widmen. Es ist unendlich wichtig für das Ganze. Es bestimmt die äußeren Verhältnisse, unter welchen der Staat in die ganze Welt eingreift (mit dieser) zusammenhängt und durch diese wird der innere Zustand größtentheils bestimmt. Es kann daher das Militärwesen nicht zu hoch gewürdigt werden. Gewöhnlich fehlt es an einer richtigen Würdigung. Es wird dann Alles in die Form gesetzt und das Dasein des Militairs, was immer ein todter Schatz ist, der immer abnimmt. Solange diese falsche Ansicht allgemein ist und Ruhe herrscht, geht es — wenn aber ein Staat seine Kräfte mehr gebraucht, stürzt er alles vor sich nieder. Mit diesen Sätzen stimmt die Erfahrung. Die Kultur schreitet fort wie die Kriegskunst vorschreitet. Es ist eine Kraftäußerung, welche auch andere Kräfte in Thätigkeit bringt und zu einer höheren Tendenz leitet.

Aus diesem Gesichtspunkt muß Preußen sein Militärwesen prüfen und ihm eine neue Gestalt geben. Auch nicht Militär-Personen können mit Gewinn für die Sache berathen und einwirken. Es wird dadurch das Militärwesen dem Ganzen eingepaßt und solider. Nur ein vollendeter Militär mit Kenntnissen, Geist und Kraft kann die ganze Schöpfung entwerfen und zur Ausführung leiten. Wichtig ist gehörig zu würdigen, was Preußens unglücklichen Kampf veranlaßt hat. Der Hauptgrund lag bei einer fehlerhaften Politik, welche veranlaßte, daß es an richtigen Gesichtspunkten im Militärwesen fehlte. Schon in der Rheincampagne war dies der Fall und es zeigten sich auch die Uebel im Militärwesen, die in der neuesten Zeit zu solcher Höhe stiegen. Schon damals nahm die Subordination von oben herab und bald auch von unten sehr ab, es zeigte sich Vernachlässigung und Unordnung aller Art. Man wiegte sich in falsche Sicherheit und steuerte dem Uebel nach der Campagne nicht kräftig. Es blieb alles bei dem Alten und so kam es, daß in einem langen Frieden das Verderben immer größer wurde.

Die Armee bekam alte Generale und junge Offiziere und Gemeine, welche keinen Feind gesehen hatten. Der Friede verderbte den zahlreichen Ausländer-Stamm. Die Zahl der Ausländer blieb so groß, weil bei der Ausschließung aller, außer dem Adel, von Offizierstellen der Canton durch Aufhebung der Exe-cutionen verstärkt werden konnte und weil man zu sehr auf Größe sah.

Die Offiziere hatten einen eigenen Stand gebildet und sich dadurch vom gemeinen Mann losgerissen. Die Flachheit des Zeitalters äußerte sich in Ver-achtung aller soliden theoretischen militärischen Kenntnisse. Alle einzelnen Militär-Parteien, die Festungen, das Verpflegungswesen und der Train wurden vernach-lässigt. Die Waffendepots und die Fabrikation der Kriegsbedürfnisse war nicht gehörig vertheilt. Es fehlte ein rasches Ineinandergreifen in der Militärver-fassung. Die Divisionen wurden erst im Krieg willkürlich zusammengesetzt und überhaupt waren alle Behörden fehlerhaft organisirt. Es fehlte Einheit und Niemand hatte Verantwortlichkeit für das Ganze. Selbst im Taktischen waren erhebliche Fehler, das Exercitium war schwerfällig und schwer. Die Cavallerie und Artillerie wurden nicht gehörig gebraucht und bei ersterer die leichten Truppen nicht im Dienst als solche, sondern als schwere Cavallerie geübt.

Alle diese Mängel mussten das Unglück der Armee herbeiführen. Eine äußerst fehlerhafte Verfassung des Civilwesens machte das Unglück noch empfind-licher. Vorzüglich in dieser lag die Schuld, daß nicht früher die dritten Bataillone aufgehoben worden waren, und daß die Reserve-Bataillone garnicht zu Stande kamen, indem hierüber flach und schwerfällig ohne allen Geist deliberirt wurde. Durch solches wurden nach erlittenem Unglücke die Rettung der Vorräthe und die Wegschaffung dessen, was dem Feind das Kriegführen erleichtern konnte, unmöglich gemacht. Nur hierdurch läßt sich erklären, wie eine so vortreffliche Armee, den Einzelnen und das Einzelne betrachtet, in einem so treu ergebenen Lande mit solchem Unglück Krieg führen konnte. Es wird hierdurch und durch den Umstand, daß während des Krieges nicht solchen kräftig zu führen, sondern den Frieden öffentlich oder heimlich zu bewirken alles aufgeboten wurde, begreiflich, wie ein solches Ende erfolgen musste. Der damalige Zustand des Militärwesens ist traurig. Die Ressourcen sind erschöpft, die Armee beinahe vernichtet. Es hat solche das Vertrauen zu sich und die Achtung von In- und Ausland verloren.

So kann und darf es nicht bleiben. Allein nur die größte Anstrengung kann eine wohlthätige Aenderung bewirken, und zu dieser planmäßigen Anstren-gung ist es höchste Zeit und kein Augenblick zu verlieren. — Der Hauptgesichts-punkt bei der Veränderung muß sein, daß eine ganz neue Schöpfung erfolgen müsse. Nur diese kann Vertrauen geben. Diese Schöpfung muß so erfolgen, daß der Staat seine Selbstständigkeit erhalte, und der größten Kraftanstrengung fähig sei, inzwischen, bis solches der Fall sein kann, aber nicht in politische Verwicke-lungen gerathe.

Die Ausarbeitung des Plans nach diesen Gesichtspunkten ist Sache des Militärs. Grundzüge zu einem solchen Plane sind, daß vorerst das reguläre Militär verwendet werde. Der Staat muß vorerst Kräfte sammeln, und

wenig regulirtes Militär bewahrt vor der Theilnahme an Kriegen. Die Ausländer, welche künftig ganz wegfallen würden, vorläufig beibehalten, so weit sie durch Treue Ansprüche erhalten, als Inländer betrachtet zu werden. Die Cavallerie müsste ganz beibehalten und vermehrt werden, da ihre Aufstellung schwierig ist und sie kann zur Aufrechterhaltung der inneren jetzt doppelt nothwendigen Polizei nützliche Dienste leisten. Von der Infanterie würde nur ein starker Stamm bleiben. Er müsste schnell durch eine gute Landmiliz, für welche Waffen und Offiziere in Bereitschaft gehalten würden, verstärkt werden können. Die Artillerie und Jäger würden in größtmöglichster Zahl herzustellen sein.

Normen: vorerst (wenn?) die Zahl des regulirten Militärs unverändert bliebe, würde zur Vertheidigung des Landes bei einem ungerechten Angriff ein allgemeines Landesaufgebot und die Errichtung von Bürger- und Bauernkorps zu bewirken sein. Womöglich freiwillig müssten dabei alle vom Adel, Bürger und Bauern von 17 bis zu 50 Jahren mit Ausschluß der krüppelhaften in den dreien Dienste leisten, damit die große Zahl nicht Aufsehen erregte, würde sie blos zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung zu bestimmen sein. Die Bürger könnten mit Gewehr, das Landvolk mit Spießen und Keulen bewaffnet werden.*) Sie würden damit viel leisten, wenn ein zweckmäßiger Plan zu Grunde gelegt und sie mit regulirtem Militär und Artillerie unterstützt würden. Die Kleidung müsste ein militärisches Abzeichen erhalten und sowie das Exercitium einfach sein.

Diese Corps würden schon in Friedenszeiten bisweilen zusammenkommen, ihre Offiziere selbst wählen, in Kriegszeiten aber Anführer erhalten und sollten sie zum Kampf kommen, so müsste er bis zur Vernichtung geführt werden.

Außer diesen ersten Einleitungen würde die Verpflichtung zum Militärdienst durch Aufhebung aller Executionen soweit möglich auszudehnen sein. Bedingung hierzu ist eine bessere Behandlung des Soldaten, daß die Conscription zweckmäßig sei und daß unter gewissen Modifikationen ein Loskaufen von diesem Militärdienst stattfinden könnte. Es müsste zur Erhöhung der Stärke des Cantons nicht mehr bei der Aushebung auf Größe gesehn werden.

Die ganze Verfassung des regulirten Militärs müsste eine zweckmäßige Abänderung erleiden, die beste Art von Truppen gewählt, solche gut bekleidet, ihnen ein zweckmäßiges einfaches Exercitium gegeben und ein ungetheiltes Avancement bei den untern Stellen durch Wahl und in den höheren durch Auswahl nach Verdienst eingeführt werden. Die Disciplin würde streng sein, allein doch mehr geprügelt werden und der Soldat sowie der Offizier einen angemessenen Sold erhalten.

Durch diese Verfassung müsste auch dafür gesorgt werden, daß der Soldat immer mobil bleibe. Zu dem Ende werden die Garnisonen häufig zu verändern

*) Die Idee einer mit Spießen und Keulen bewaffneten Landmiliz kommt uns jetzt sehr sonderbar, ja lächerlich vor; den damaligen Zeitgenossen vielleicht weniger. Nur die finanzielle Erschöpfung des Staats konnte eine solche Idee als Nothbehelf erzeugen, und erscheint sie weniger phantastisch, wenn wir uns der tapfer kämpfenden Sensenmänner in der polnischen Revolution von 1830 erinnern.

und der Soldat abzuhärten sein. Vorzüglich bei der Erziehung wird schon darauf gesehen werden müssen und bei der Verwandlung der Cadettenhäuser in Soldatenschulen viel hierzu beigetragen werden können.

Die Waffendepots müssen, sowie die Fabrikation aller Militärbedürfnisse, zweckmäßig vertheilt und auf die Erhaltung der Festungen und Benutzung militärischer Positionen mehr Bedacht als bisher genommen, den Commandanten aber zu dem Ende mehr Einfluß und Verantwortlichkeit gegeben werden.

Ganz vorzüglich würde es wichtig sein, dafür zu sorgen, daß das ganze Militär leicht von einem Punkt aus dirigirt werden könne. Das ganze muß schon im Frieden in Corps eingetheilt werden, welche sich zusammengewöhnten und welche mit vollständigen, gut organisirten Verpflegungs-, Post-, Lazareth- und Kundschaftsanstalten, von welchen die letzteren so unendlich wichtig sind, versehen wären. Ueberall müßten den Corps Lokalcommissionen, um das Eingreifen in alle übrigen Administrationspunkte zweckmäßig zu organisiren und dem Militär sodann mehr Gewalt verliehen werden.

Wichtig wird es endlich auch sein, das Invalidenwesen nicht zu vergessen. Der Staat entledigt sich durch die Fürsorge für die Invaliden einer heiligen Pflicht. Es kann im Frieden nicht fehlen, da das Ganze die, welche für selbes kämpfen, entschädigen muß. Es ist nur Gewissenhaftigkeit bei der Vertheilung nöthig. — Es müßten die zweckmäßigen Invaliden-Wohlthaten nur durch die Versorgung auf Civilstellen beschränkt und darauf gesehen werden, daß die Invaliden mehr durch größere Unterstützungen zu nützlichen Staatsbürgern (umgewandelt?) als durch Almosen nothdürftig erhalten werden.

Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß wenn eine neue Schöpfung nach diesen Gesichtspunkten bei dem preußischen Militärwesen groß und rasch angenommen und consequent durchgeführt wird, in kurzer Zeit solches stärker als je sein und daß es nicht nur vorerst hinreichen wird, dem Staat die Selbstständigkeit zu sichern, sondern daß es auch in kurzer Zeit wieder kräftig wird, in den öffentlichen Angelegenheiten auftreten und des Siegs gewiß sein könne. — Soll dieses der Fall sein, so müssen aber auch alle anderen Zweige der Staatsverwaltung hiernach geleitet werden und alles rasch zusammenwirken. Namentlich muß dieses IV der Fall mit der Polizei sein.

Hierbei bricht das Manuscript ab. — — Wir haben als Belegstück für Altensteins politische Gesammtauffassung gerade dieses Bruchstück gewählt, weil es als eine ältere Niederschrift seiner Ideen in etwas breiterer Darstellung, als der der großen Denkschrift beigefügte Schluß, den Charakter ursprünglicher Conception trägt. Wenn auch die darin ausgesprochenen Ideen durchaus nicht für ihn als alleinigen Autor in Anspruch genommen werden, so hat er doch entschieden einen großen Antheil an der gemeinsamen Gedankenarbeit der Besten damaliger Zeit gehabt, aus welchem die Reorganisation Preußens praktisch hervorgegangen ist. Näher auf die entwickelten Ideen einzugehen, würde hier zu weit führen und dem Raum dieses Aufsatzes nicht entsprechen, der nur den Zweck hat, das preußische, ja das deutsche Volk daran zu erinnern, daß es einen Staats-

mann von Altenstein gegeben hat, der in seiner vollen Bedeutung in weiteren Kreisen bisher nicht genügend gekannt und anerkannt worden ist.

Altensteins Styl ist in dieser Periode noch etwas schwerfällig, bisweilen schwerverständlich, er will nicht nur gelesen, sondern studirt sein. Ein Studium seiner Manuscripte wird aber außerordentlich durch die Kleinheit und Eigenthümlichkeit seiner Schriftzüge erschwert, flüchtig hingeworfene Bemerkungen sind oft kaum oder garnicht zu entziffern, seine vielen Bleistiftnotizen großentheils ganz unlesbar. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß man den Charakter eines Menschen aus seiner Handschrift erkennen könne. Diese trifft gewiß nirgends weniger zu, wie bei Altenstein. Mit seltenem Scharfblick findet und erfaßt er die großen leitenden Grundgedanken und gliedert dieselben in seinem feingebildeten Geist wie ein griechischer Philosoph. Mag er in Einzelheiten geirrt haben — jedenfalls in den Augen der Mitwelt auch hier weniger als in denen der Nachwelt, so zeigt sich doch schon in den Bruchstücken des Jahres 1807 die klare Auffassung der Dinge und die eminente organisatorische Kraft und Sicherheit, welche seine Thätigkeit als Cultusminister später auszeichnete. Dabei erscheint sein Charakter in hellstem Licht. Erfüllt von dem wärmsten Patriotismus, Feind der Lüge und genußsüchtiger Weichlichkeit fordert er Wahrhaftigkeit, Treue und höchste Kraftanstrengung vom Staat wie vom Einzelnen. Napoleon ist ihm die politische Verkörperung des bösen Princips, das alle Guten gemeinsam auf Tod und Leben bekämpfen müssen. Aus der Forderung der Befreiung des Staates entspringt die Forderung der persönlichen Freiheit.

Den Altensteinschen Bruchstücken liegt auch ein „Entwurf zu einem Edikt, die neue Staatsverfassung betreffend" bei, welches auf dem Umschlag bezeichnet ist als:

> „Edikt, die Veränderungen in der Staatsverfassung und in der Staatsverwaltung in Verfolg des nunmehr eingetretenen Friedens betreffend, dasselbe beginnt:

„Friedrich Wilhelm!"

„Wir haben schon seit dem Antritt unserer Regierung unausgesetzt (?) gestrebt, die Grundverfassung des Staats sowohl, als dessen Administration zu verbessern. Vorzüglich in der neuesten Zeit fühlen wir das Bedürfniß dringender als je, allein die politische Lage des Staats erlaubte bei der stets nothwendig gegen Außen gerichteten Anstrengung nicht eine große Umänderung, während welcher wir feindlich überrascht werden konnten, vorzunehmen. Inzwischen haben Unglücksfälle die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert. Sie haben die Mängel in ein helleres Licht noch gesetzt.

> Das Unglück hat Uns die anhänglichsten (?) und überzeugendsten Beweise der Liebe des Volks gegeben. Wir wollen Ihm unsere Gegenliebe und Dankbarkeit zeigen, indem wir solchem Unser volles Vertrauen geben. — —

Die übrigen Theile des sehr flüchtig hingeworfenen Manuscripts sind fast unlesbar.

Altenstein hatte offenbar die Absicht seine Ansichten über die gegenwärtige Lage Preußens und über die zu ergreifenden Maßregeln zur Verbesserung dieser Lage durch den Druck zu veröffentlichen. Dies beweisen die Manuscripte, welche sich in einem gemeinsamen Umschlag befinden, der die Aufschrift trägt:

Bruchstücke zur Berichtigung der Ansichten über Preußen. 1807.

Wir lassen die einzelnen darin enthaltenen Manuscripte folgen:

1. Vorrede:

„Die allgemeine Aufmerksamkeit von beinahe ganz Europa war schon geraume Zeit hindurch ganz vorzüglich auf Preußen gerichtet. Sehr verschieden war die Ansicht über solches. Der größte Theil hoffte und erwartete sehr viel von solchem. Ein anderer Theil mißtraute mehr noch der Reinheit seines Willens, als seiner Kraft.

Ein von Preußen unglücklich begonnener Kampf erhöhte die Theilnahme an dessen Schicksal. Der jetzt erfolgte Frieden hat es entschieden. Auch jetzt ist die Ansicht vieler sehr verschieden. Man betrachtet zum Theil Preußen als vernichtet. Nur wenige hoffen noch für solches. Es wird herzlich bedauert und grausam verspottet.

Für Preußen nicht nur, sondern für ganz Europa ist es wichtig, daß die Ansichten über Ersteres berichtigt werden. Nur von einem höheren Standpunkt aus kann diese Berichtigung erfolgen, denn nur von diesem aus läßt sich das Ganze übersehen und durchschauen.

Selten ist es schon, daß jemand sich zu diesem Standpunkt emporhebe und seltener noch, daß er seine Ansicht treu und unbefangen mittheile.

Ein Zufall hat dem Herausgeber die folgenden Bruchstücke von Ansichten über Preußen in die Hände geliefert, da sie, wie man auf den ersten Blick bemerkt, nicht zu öffentlicher Bekanntmachung bestimmt waren. Der Verfasser ist nicht schwer zu errathen. Er steht auf diesem hohen Standpunkt*) und die Bruchstücke selbst beweisen, daß es ihm weder an Sehkraft noch an Wahrheitsliebe fehlt. Wahrscheinlich sollten die Bruchstücke, zu einem Ganzen geordnet, einen höheren Zweck befördern helfen.

So wie sie sind werden sie dem Publikum ein willkommenes Geschenk sein. Sie werden so gewiß nützlich sein, als die Verbreitung von Wahrheit überhaupt nützlich ist. Blindes Vertrauen zu Preußen, eitle Hoffnungen werden so wie thörichtes Verzweifeln und ungegründete Besorgnisse und Mißtrauen verschwinden oder doch wenigstens gemindert werden. Es wird eine richtige Schätzung an die Stelle treten und diese kann allein richtige Schritte veranlassen.

Der Herausgeber hat Hoffnung, noch einige andere Bruchstücke des nämlichen Verfassers zu erhalten. Er wird solche, sowie die Ansichten eines anderen

*) Es hat hiernach den Anschein, als wollte Altenstein bei anonymer Veröffentlichung den Glauben erwecken, daß Hardenberg der Autor sei.

Mannes, die vielleicht von noch höherem Werth sind und noch manches Dunkle lösen, zu seiner Zeit dem Publikum mittheilen."

Im Juli 1807. Der Herausgeber.

Als mit für den Druck bestimmt gewesen findet sich ein zweites Schriftstück, das unvollendet geblieben zu sein scheint:

2. Versuch des Herausgebers, die einzelnen Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzufassen.

„So schwer es auch ist, den Ideengang eines Dritten aus bloßen Bruchstücken richtig darzustellen, so ist doch der Gegenstand zu wichtig, als daß ich nicht den Versuch wagen sollte, aus den gegebenen Bruchstücken nach dem wahrscheinlichen Ideengang des Verfassers der Bruchstücke ein Ganzes darzustellen. Unstreitig macht ein solches Ganze ungleich mehr Eindruck, und die Zusammenstellung selbst ist eine Probe, auf welche die Richtigkeit der einzelnen Sätze gestellt wird, da manches glänzend erscheint als Bruchstück, und im Zusammenhang als unrichtig erscheint.

Dann folgt ein Schriftstück, welches nicht zum Druck bestimmt gewesen zu sein scheint, sondern wohl als ein Begleitschreiben zu den „Bruchstücken zur Berichtigung der Ansichten über Preußen" anzusehen ist, vielleicht an Hardenberg gerichtet. Für ein Begleitschreiben spricht der am Rand befindliche Allegations-Strich. Dasselbe lautet:

3. Über die Ausarbeitung der Bruchstücke zur Berichtigung der Ansichten über Preußen.

„Es ist sehr wichtig, daß die Ansichten über Preußen im Inland sowohl, wie im Ausland berichtigt werden. Es läßt sich nicht erwarten, daß die sehr große und schwere Ansicht von Preußen, welche solches allein retten kann, eine allgemeine werden sollte, ohne besondere Anregung. Diese Anregung erfolgt zwar am besten mündlich, allein es ist schwierig, die Verbreiter derselben zu finden. Sie werden sich eher finden, wenn sie eine schriftliche Aufforderung erhalten. Ihre Bemühungen werden durch eine zweckmäßige schriftliche Darstellung erleichtert. Sie können darauf fußen und es bleibt solche länger.

Eine solche schriftliche Darstellung der richtigen Ansicht ist so schwierig, als sie wichtig ist. Sie soll Inländern und Ausländern den richtigen Standpunkt geben, Preußen, wie es ist und werden wird, zu beurtheilen. Es ist dieses unendlich schwierig, da überall die Sendung Preußens kräftigst und thätigst am Recht und der guten Sache zu hangen (ist) und doch auch darin nichts liegen darf, was die Bösen zu früh zum Widerstreben erwecke.

Es kommt auf einen Versuch an, ob und was sich bewirken läßt. Die Anlage ist ein solcher Versuch. Er kann wenigstens die Anleitung zu einer weiteren Darstellung geben.

Riga, den 1807. Altenstein.

Hieran schließt sich der Plan der Arbeit, welche mit vorstehendem Schreiben überreicht wurde oder überreicht werden sollte.

4. Plan der Bruchstücke zur Berichtigung der Ansichten über Preußen.

A. Zur Anleitung dienende Bruchstücke.

„Lohnt es sich, dem Auffassen einer richtigen Ansicht von einem Staat vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen?

Alle Staaten machen ein Ganzes — kein Theil ist unwichtig — von jedem Theil kann eine Veränderung des Ganzen ausgehen und geht wirklich aus.

Was gehört dazu, um eine richtige Ansicht über das Schicksal eines Staats zu fassen.

Eine klare Einsicht in den Weltplan — er ist das Gesetz, unter dem die freie Bewegung aller Staaten steht — eine genaue Kenntniß der mit dem Staat in Berührung stehenden Staaten und ihre Verhältnisse zu solchem, da nach diesem das Innere des Staats sich bestimmt, so wie es hinwiederum auf die äußeren Verhältnisse einwirkt, und endlich eine genaue Kenntniß des Innern des Staats. Es verschwindet der Glaube an ein blindes Fatum und es wird hell und lichte.

B. Ansichten über Preußen.

I. Ansicht über Preußens Zweck in der neusten Zeit.

Ein Beruhen auf dem Vorhandenen.

Es fand sich in sich glücklich — es wollte des Glücks genießen und nur fortschreiten, so wie es mit diesem behaglichen Genuß vereinbarlich war.

Verzeihlichkeit der Tendenz — Allgemeinheit derselben — Nachtheil für das Innere — Unschädlichkeit für das Äußere nach Umständen.

II. Was hatte Preußen für eine Politik?

Ehrlich — zum Betrug zu verführen — Veranlassung dazu. Sucht umsonst eine ehrliche Politik zu gründen — giebt schwach nach und versucht es wieder mit der Betrugs-Politik. Subalterne Menschen veranlassen sie, nicht der König, nicht das Volk, — Folgen — ermannt sich zu spät und liegt unter.

III. Wie war das Innere Preußens beschaffen?

Veraltet — Entschuldigungsgrund — Haß gegen Revolutionen — die Folge: Lähmung — blos starr.

IV. Konnte ein anderer Erfolg eintreten?

Durchaus nicht — nach Preußens Beschaffenheit — nach der Beschaffenheit aller anderen Mächte.

V. Hat Preußen durch sein Benehmen Hoffnung zur Besserung gegeben — sich Anspruch auf Achtung erworben?

Am längsten unter allen in dem Kampf ausgedauert — Schwäche gezeigt — allein es sind Nothfälle so leicht nicht zu vermeiden.

VI. Welches ist seine jetzige Lage?

Von Außen — stark, wenn die Mächte ihr Interesse kennen und es richtig schützen — alle Mächte ganz intakt beinahe.

VII. Wie ist es beschaffen von innen?

Verloren, was es nicht zu nützen verstanden hat — kann es erst zu Kraft kommen

VIII. Was ist von Preußen zu erwarten?

Es muß untergehn oder höher stehn als je. Kraft wird geweckt — Ein reiner Wille, kräftig, ohne Schwäche, giebt der Menschheit Hoffnungen. — Die Bürgschaft liegt in seinem letzten Benehmen und den jetzigen Anstalten — Gute Wahl von Personen.

XI. Wie wird Preußen in der Welt dastehn?

Ein Punkt — durch großes Unheil zu hellem Licht entzündet, wird es unbemerkt sich zur Flamme ausbilden, die für das Gute lodert. Man wird nichts zu befürchten haben, allein viel zu hoffen."

Dieses Gerippe ist in der großen Denkschrift mit Fleisch und Blut ausgestattet und ein belebendes selbst lebensfähiges Wesen geworden. Diese, wie es scheint, erste flüchtige Skizze beweist aber zur Genüge, mit welchem tiefen Verständniß und mit wie hochherzigem Sinn der Autor seine große Aufgabe erfasst hat. Wenn von Altenstein nichts bekannt wäre, als diese aphoristische Gedanken, so würde die Nachwelt zugestehn müssen, daß er ein Staatsmann war. Da man nun vollends aus seinen Vorarbeiten ersieht, wie sorgfältig er sich durch Lectüre politischer Schriftsteller auch anderer Länder zu seiner großen Organisations-Arbeit vorbereitet hat, ist es wahrhaft empörend, in dem Artikel „Altenstein" im Staats- und Gesellschafts-Lexikon von Hermann Wagner folgendes Urtheil zu lesen: „weder seinem Posten als Finanzminister in so gebieterischen Zeiten, noch der Aufgabe der Wiederbelebung und Erhaltung des Preußischen Staats gewachsen, ohne Kenntniß vom Finanzwesen, von der Geschichte und Verfassung fremder Staaten und Preußens Zustände und Kräfte, ohne scharfen Überblick im Großen und kräftige Ausführung im einzelnen, würde er auch in gewöhnlichen Zeiten wenig geleistet haben u. s. w. " — Wir werden im weiteren Verfolg dieser Publikation den Nachweis liefern, daß sein König und die Besten seiner Zeit anders als dieser Artikelschreiber*) über Altenstein urtheilen und auch nicht an ihm irre wurden, als aus dem bereits in der Einleitung angeführten Gründen die Entlassung des ganzen sogenannten „Altenstein'schen Ministeriums" erfolgte.

Die von Hardenberg überreichte mehrfach erwähnte große Denkschrift, deren fundamentale Mitautorschaft Altensteins dem König und wohl vielen einflußreichen Personen nicht verborgen blieb, hatte offenbar ein sehr günstiges Vorurtheil für den so patriotisch gesinnten und so gründlichen Rath ertheilenden Geh.-Ober-Finanzrath erweckt und in soweit solches schon vorhanden war, bestätigt und verstärkt. Auch der Minister Stein schätzte ihn hoch. Als er am 29. Februar 1808 nach Berlin ging, um mit Daru zu verhandeln, rieth er dem König, die Bearbeitung der ihm übertragenen Angelegenheiten auf die Geh.-Ober-Finanzräthe von Altenstein und von Schön zu übertragen, was auch geschah. Im Juli 1808 beantragte Stein beim König die Aufhebung der Imme-

*) Dieser stützt sich ganz auf die z. Theil entschieden falschen und unerwiesenen Urtheile von Pertz in Steins Leben. 1 Theil pag. 354 u. s. w.

diat-Commission als mit dem Umwandlungsplan der Behörden im Zusammenhang stehend. Die Prüfung dieser Angelegenheit fand durch Altenstein und Reden im Verein mit Stein statt. Hardenberg hatte in seiner Denkschrift unter den vorzüglichsten Staatsdienern, welche er, selbst aus dem Staatsdienst scheidend, dem König empfahl, in erster Stelle Altenstein genannt, und Friedrich Wilhelm III. zögerte nicht, diesen an die Spitze eines neu gebildeten Ministeriums zu berufen. Dies geschah durch folgende Cabinetsordre:

„Mein lieber Geheimer Ober-Finanz-Rath Freiherr von Altenstein.

In Gemäßheit meiner Verordnung vom heutigen Tage, die veränderte Verfassung der Obersten Verwaltungs-Behörden Meines Staates betreffend, worin Ich zwei besondere Ministeria für das Innere und für die Finanzen angeordnet habe, ernenne und bestelle Ich Euch hierdurch zu Meinem Staats-Minister und übertrage Euch kraft dieses Mein Finanz-Ministerium. Ihr werdet diesem ausgezeichneten Vertrauen durch die größte Anstrengung und die eifrigste Sorgfalt für Mein und Meines Hauses Interesse und für das Beste Meines Volkes entsprechen.

Ich bestimme Euch hierdurch Acht Tausend Thaler zur jährlichen Besoldung, die Ihr aus der Civil-Ausgabe-Casse zu beziehen habt.

Außerdem bewillige ich Euch freie Dienst-Wohnung im Verhandlungsgebäude. Ich behalte mir vor, Euch noch eine förmliche Bestellung ausfertigen zu lassen, und bin Euer wohl affektionirter König.

Königsberg, den 24. November 1808.

Friedrich Wilhelm."

Eigenhändig hat der König dieser Cab.-Ordre zugefügt:

„Bis zur Ankunft des Grf. Dohna haben Sie die Geschäfte desselben zu übernehmen."

Nach Bekanntwerden dieser Ernennung erhielt Altenstein eine Menge Briefe von den verschiedensten Personen, welche alle übereinstimmend ihre Freude über die auf ihn gefallene Wahl des Königs und ihre darauf beruhende Hoffnung für die Zukunft des Staats ausdrückten, vielfach auch in der ehrendsten Weise ihrer Hochschätzung bezüglich der Charaktereigenschaften des neuernannten Ministers Ausdruck gaben.

Folgende derselben mögen hierfür als Beweis dienen:

Der General L'Estocq schreibt nach Abstattung seines Glückwunsches zur Ernennung:

„— — Erlauben Ew. Excellenz mir gütigst meine aufrichtige Freude über die vortreffliche Wahl, welche Se. Majestät der König bei der Ernennung getroffen haben, so wie meine große Theilnahme hieran Denen selben hiermit recht lebhaft auszudrücken, und von Ew. Excellenz mir die Fortdauer der Gewogenheit und Güte angelegentlichst zu erbitten. — —

Berlin, den 11. Dezember 1808.

Der Commandant von Berlin, Graf von Chazot:

„Ew. Exellenz Gnade mich von dero Ernennung zum Geheimen Staats- und Finanz-Minister benachrichtigen zu wollen, empfinde ich mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Ergebenheit. Erlauben Sie, meine Empfindungen denen des gesammten Vaterlandes anschließen zu dürfen und nicht sowohl Ihnen, sondern uns zu Ew. Exellenz Erhebung auf diesen Ihnen so würdigen Posten Glück zu wünschen." — —

Berlin, den 11. Dezember 1808.

Blücher schreibt:

— — „Indem ich Ew. Excellenz hierzu in den Gesinnungen der aufrichtigsten Theilnahme Glück wünsche, freue ich mich zugleich, daß die Wahl Sr. Majestät des Königs auf Ew. Excellenz gefallen ist und bitte Ew. Excellenz nur noch gehorsamst, sich von der großen Verehrung und vollkommensten Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Stargard, den 13. December 1808.

Ew. Excellenz gehorsamer Diener
Blücher.

Der Gesandte von Brockhausen:

— — „Indem ich sowohl Ew. Excellenz Selbst, als dem Preußischen Staate, zu dieser Ernennung nicht anders, als die aufrichtigsten Glückwünsche darbringen kann, so wird es zu gleicher Zeit für mich schmeichelhaft seyn, wenn ich über Gegenstände dero Verwaltung, welche eine gemeinschaftliche Betreibung erfordern sollten, mit denenselben in Briefwechsel treten könnte, um so mit vereinten Kräften und gegenseitigem Eifer für das Interesse und Wohl unseres Vaterlandes kräftig zu würken." — —

Paris, den 12. Januar 1809.

Die Briefe von Beamten des Finanzdepartements, welche gewiß in diesem Fall competente Beurtheiler waren, drücken übereinstimmend ihre Freude über die Ernennung des neuen Ministers und ihre Zuversicht zu dessen Geschäftsführung aus. Als Beispiel hierfür mag folgender Brief des Geh. Kriegs-Rath Tismar dienen:

„Trauernd über die Nachricht, daß der zerrüttete Staat durch den Drang der Umstände einen solchen Staatsmann (Hardenberg) verlieren musste, dessen tiefe Kenntnisse und rastlose Thätigkeit die innern Wunden durch lichtvolle Anordnungen zu heilen so gerechte Hoffnungen gaben, konnte mein Gemüth nur durch die erfreuliche Nachricht von der Ernennung Ew. hochfreiherrl. Excellenz zum Minister der Finanzen wieder aufgerichtet werden. — Die Freude darüber theile ich mit allen Denjenigen, welche Dasjenige nicht für das Höchste achten, was blos die Dienstpraxis lehrt, die höhere Umsicht einer vollendeten wissenschaftlichen Bildung aufgefasst und sich den Glauben verschafft haben, daß, wenn jene für den alltäglichen Lauf der Dinge ausreichen mag, ohne diese jedoch in außergewöhnlichen Zeitläufen kein Rath noch Hülfe sei." — —

Den 17. Dec. 08.

Daß die persönlichen Freunde von nah und fern die allgemeine Freude über Altensteins Ernennung theilten und ihr Ausdruck gaben, versteht sich von selbst, doch mögen auch hierfür ein paar Beispiele angeführt werden.

Der Dr. Langermann, später Geh. Medicinalrath in Berlin, schreibt:

Bayreuth, den 4. Febr. 1809.

Verehrter Freund!

„Glückwünsche und dergleichen verspare ich, bis ich weiß, wie Ihnen zu Muthe ist, weshalb ich an Fräul. Louise (Schwester des Ministers) geschrieben habe. Ich besorge, daß man bei Ihrer ehrenvollen Veränderung nur dem Staat und nicht Ihnen selbst Glück wünschen oder vielmehr ihn glücklich nennen kann.“ — —

Auch der bereits oben erwähnte Kaufmann Klein sandte folgendes Schreiben:

Le choix que Sa Majesté Prussienne à fait de Votre Excellence pour remplir une Place aussi difficile dans les circonstances présentes justifie manifestament la Prédiction, que je vous fis, il y a deux ans, de votre Elevation future. Je prix donc, sans que Vous le trouviez déplacé, me permettre de Vous rappeler aujourd'hui, que la haute opinion, que j'avais conçue de votre mérite, opinion qu'alors Vous taxiez d'un enthousiasme exagéré, n'était pourtant que l'effet tout simple et bien naturel des reflexions, qu'un Eté, tous entier passé à côté de Vous dans la retraite et le calme, m'avait donné l'occasion de faire sur la solidité de votre caractère. Si votre modestie me refusait encore aujord'hui la justice de vous avoir bien jugé, la voix publique et le rang distingué, que Vous occupez prouveront en ma faveur contre votre Excellenze. — —

á Riga la veille de l'an 1809.*)

Den Schluß dieser Beleg-Briefe für die Hoffnungen, welche man so allgemein an Altensteins Ernennung knüpfte, mag der Brief eines durch glänzenden Patriotismus ausgezeichneten Dichters machen.

Heinrich von Kleist, der Dichter der Hermannsschlacht, schreibt:

„Ich möchte Ihre Hand ergreifen, mein großer und erhabener Freund und einen langen heißen Kuß darauf drücken! Denn was soll ich Ihnen, so wie die Verhältnisse stehn, sagen in dem Tumult freudiger Empfindungen, durch den Inhalt der letzten Berliner Zeitungsblätter erregt? Möchte jedes Herz nur, wie das meinige, Ihnen zufliegen, das Vaterland müßte, wie jener Sohn der Erde, von seinem Fall erstehn: mächtiger, blühender, glücklicher und herrlicher als jemals!“ — —

Dresden, den 1. Januar 1809.

Pirna'sche Vorstadt, Rammsche Gasse No. 23.

Jedenfalls war Altensteins Leitung das Finanzministeriums nicht eine so

*) Der Brief ist gezeichnet „trassens“, aber unzweifelhaft von Klein, der seine Briefe meist gar nicht oder mit einem langgezogenen K unterzeichnete, hier vielleicht mit einer mystischen Unterschrift der französischen Spionage wegen.

wenig zweckentsprechende, daß alsobald eine allgemeine Enttäuschung eingetreten wäre.

Dafür spricht ein Brief des zum Münzmeister in Breslau berufenen Goedeking. d. d. Bayreuth den 14. Sept. 1809.

Derselbe schreibt:

„Könnte ich Euer Hochfreiherrlichen Excellenz den Jubel meines Herzens schildern, als die Nachricht hier anlangte, daß Seine Königl. Majestät Euer Excellenz den erhabenen Posten eines Ministers der Finanzen übertragen hätten, dann würden Höchstdieselben es gewiß nicht ungnädig aufgenommen haben, wenn ich meinem Gefühle gefolgt und Euer Excellenz meine Glückwünsche in tiefster Ehrfurcht dargebracht hätte." — —

Einen so warmen Ausdruck des Gefühls noch zehn Monate nach dem Eintritt der dies Gefühl erregenden Ursache, wäre psychologisch undenkbar, falls inzwischen eine allgemeine Enttäuschung über den neuen Finanzminister eingetreten wäre.

Wenn Friedrich Wilhelm III. aus den oben angeführten Rücksichten sich genöthigt sah, beim Wiedereintritt Hardenbergs in die Staatsleitung seinen Finanzminister mit den übrigen Ministern zu entlassen, so geschah dies jedenfalls nicht in Ungnade, wofür der Wortlaut der nachfolgenden Cabinetsordre deutlich spricht:

„Mein lieber Staats- und Finanz-Minister Freyherr von Altenstein. Ich finde mich durch wichtige Betrachtungen bewogen, Euch Eurer bisherigen Dienstleistungen zu entbinden. Indem ich aber der Rechtschaffenheit und dem angestrengten Eifer, womit Ihr Euch bisher Eurem Beruf gewidmet habt, vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, bewillige Ich Euch als ein dankbares Anerkenntniß derselben eine jährliche Pension von dreytausend Thalern auf Eure Lebenszeit mit der Erlaubniß, solche auch außer Landes zu beziehen, vom 1. Juni d. J. an, wogegen Eure bisherige Besoldung von eben dem Tage an aufhört. Da Euch auch Eure Einrichtung hier in Berlin einen großen Kosten-Aufwand verursacht hat, so will Ich Euch eine Summe von Sechstausend Thalern ein für allemal dieserhalb auszahlen lassen. Ich vertraue zu Euch, daß ihr außer den eigentlichen Dienst-Akten Eures Departements auch die Correspondenzen und Nachrichten über die Gegenstände desselben, die Ihr vielleicht noch nicht zu den Akten kommen lassen, und bisher Eurer alleinigen Kenntniß vorbehalten habet, an die Chefs der Euch nachgesetzten Sectionen abgeben und diesen überhaupt genaue Aufschlüsse von Allem geben werdet, was ihnen zu wissen nöthig ist, um für Meinen Dienst mit Nutzen wirksam zu seyn, und verbleibe Euer wohl affektionirter König.

Charlottenburg, den 4. Juny 1810.

Friedrich Wilhelm.

Altenstein hat hierauf bemerkt:

„präs. den 6. Juny Vormittags.

In Folge dieser Cabinetsordre richtete der entlassene Minister folgendes Schreiben an den König:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr,

So eben empfange ich Ew. Königlichen Majestät Cabinetsordre vom 5. d. M. und durch solche meine Entlassung aus Allerhöchstdero Dienst. Ich müsste Ew. Königlichen Majestät nicht mit der gänzlichsten Hingebung seit einer langen Reihe von Jahren gedient haben und nicht von treuester Anhänglichkeit an Allerhöchstdieselben beseelt gewesen seyn, wenn es mich nicht sehr schmerzen sollte, Allerhöchstdenenselben nicht ferner meine Kräfte weihen zu dürfen. Ich verehre jedoch mit dem Ew. Königlichen Majestät stets gewidmeten Gehorsam Allerhöchstdero Entschließung und finde nur in diesem und in meinem Bewusstsein Beruhigung.

Mit ehrfurchtsvollstem Dank erkenne ich die mir durch die ausgesetzte Pension und allerhuldreichst verwilligte Entschädigung bewiesene Gnade. Ich werde eilen, alle meine Dienstpapiere nach Ew. Königlichen Majestät Befehl sofort abzugeben. Innigst wird es mich beglücken, wenn meine treuen Wünsche für Ew. Königlichen Majestät Wohl und beglückte Regierung in Erfüllung gehn. Geruhen Ew. Königliche Majestät von meiner Allerhöchstdenenselben gewidmeten treuesten und unverbrüchlichsten Anhänglichkeit überzeugt zu seyn, mit welcher ich ersterbe

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster treu gehorsamster

Berlin, den 6. Juny 1810. Altenstein.

Dem Königlichen Befehl, alle auf Dienstangelegenheiten bezüglichen Papiere abzugeben, scheint der entlassene Minister sehr gewissenhaft nachgekommen zu sein, denn es finden sich solche auf das Finanzministerium bezügliche Piecen in seinen Nachlaßpapieren fast gar nicht.

Wohl bei Vielen blieb die Hoffnung lebendig, daß der Staat nicht auf immer diese bedeutende Kraft eines treuen Patrioten verlieren würde. Auch Hardenberg, welcher Altensteins Entlassung als eine conditio sine qua non seines Wiedereintritts gefordert hatte, theilte diese Hoffnung, wie nachstehender Brief von Scharnhorst beweist:

„Ew. Excellenz erhalten hierbei das Gutachten*) über unsere Angelegenheiten. Es ist mir aus der Seele geschrieben — ich wünsche, daß es falsche, schiefe und unrichtige Ansichten wären, welche hier aufgestellt sind. — Gestern war ich bei dem Herrn von Hardenberg, wir sprachen von Ihnen, er äußerte sich mit solcher Innigkeit und Liebe zu Ihnen, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen, daß dies mir einer der glücklichsten Augenblicke war, die ich seit lange genoß. „Wir haben wie Freunde dem Staat Hand in Hand gedient, die Zeit wo dies von neuem geschieht, wird gewiß wieder eintreten“ hiermit schloß er. Dem Brief ist nachfolgende Notiz hinzugefügt: „Ich gehe heute nach Burg, komme in sechs Tagen zurück und hoffe dann noch Ew. Excellenz zu sehn. Ich lege

*) Altenstein hat dazu am Rand bemerkt: „dies liegt nicht bey den Akten (?)“ Memoire über die politische Lage Preußens. Er hatte also diese seine Schrift zur Begutachtung an Scharnhorst geschickt.

meine Dienstgeschäfte ganz nieder, ich würde in halben Verhältnissen mich nicht allein compromittiren, sondern auch mir vielen Verdruß aussetzen und doch wahrscheinlich nicht nützlich seyn. Hake wird, glaube ich, ad interim an meine Stelle treten, doch dies ist noch nicht ausgesprochen. Mit innigster Verehrung

Berlin, den 9. Jun. 10.

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
Scharnhorst.

So war Altenstein vorläufig vom Schauplatz öffentlicher Thätigkeit abgetreten und war es ihm versagt, an der praktischen Durchführung der Maßnahmen zur Reorganisation des Staats persönlich mitzuwirken, aber mit ihm waren nicht seine Ideen, welche er in den „Bruchstücken" entwickelt hatte, ad acta gelegt. Sein geistiges Vermächtniß gewann großentheils Gestalt durch Hardenbergs Hand. —

Briefe des Generals Freiherrn v. d. Tann-Rathsamhausen.

Fast unmöglich ist es, das Bild eines Mannes zu zeichnen, der zu früh für die Seinen oder für die bayrische, ja deutsche Armee hinweggerissen wurde, der mitten in der vollen und frischen Thätigkeit seiner Wirksamkeit stand, und dessen Herz so warm für dieselbe und für sein theures deutsches Vaterland schlug. Schwer ist es im schmerzvollen Rückblick auf das was abgebrochen ist, ein vollendetes Ganzes in kurzen Zügen zu geben, denn es liegt zu wenig Material aus der eigenen Hand des Verstorbenen vor, sein Leben wie sein Wissen war so vielseitig, so reich an Schätzen des Geistes und Gemüthes, seine Erfahrungen und Erlebnisse waren so mannichfaltiger und verzweigter Art, daß es nur aus seinem eigenen Munde und mit seinen eigenen Farben den wahren Werth hatte. Die seltene Geistesbildung und Feinheit des Taktes, die in allen Lebenslagen den edlen, ritterlichen, verläßigen Charakter in ihm erkennen ließen, machte aus ihm einen anziehenden und interessanten Gesellschafter, den Jeder, der ihm näher stand und mit ihm in Verkehr trat, vermißt und beweint. Die vielen Jahre an der Seite des verstorbenen Königs von Bayern, dessen vollstes Vertrauen und aufrichtigste Zuneigung er besaß, hatten ihn mit den verschiedensten und hervorragendsten Persönlichkeiten zusammengeführt, auf den vielen Reisen und Aufenthalten an den meisten deutschen Höfen hatte er seine angeborne Beobachtungsgabe geschärft, seinen schnellen Blick für alle Lebenslagen befestigt.

Wenn auch hier nicht der Ort ist, um über die politische Richtung und Stellung des verewigten Generals v. d. Tann ausführlich zu reden, so mag doch einiges darüber bemerkt werden. Er war durch und durch Soldat, und kein Politiker von Fach, aber seine dienstliche Laufbahn, als Flügeladjutant brachte ihn wiederholt in Lagen, wo auch auf diplomatischem Gebiete ihm Aufgaben erwuchsen, und andrerseits konnte ein reger Geist wie der seinige, gegenüber der Entwickelung,

welche die inneren Verhältnisse Bayerns und Deutschlands in den letzten Jahrzehnten genommen haben, unmöglich theilnahmlos bleiben.

Der Standpunkt, dem er stets treu geblieben ist, war einmal ein nationaler: fest hielt er zu seinem König und zu seiner Heimat, aber auch sein Leben lang hing er an dem Wunsche und empfand es als oberste politische Nothwendigkeit, daß Deutschland eine Weltstellung wieder erringen müsse, durch die Einigung und das Zusammenfassen der Kräfte aller seiner Stämme. Der Freiherr beschäftigte sich lieber mit den Fragen der auswärtigen als mit denen der innern Politik, er besaß ganz hervorragende historische Kenntnisse und feine Beobachtungsgabe für den Entwicklungsgang der schwebenden Tagesfragen. Oft sind Politiker von Beruf im Gespräche mit ihm durch das Treffende seiner Urtheile und seine richtige Voreempfindung kommender Ereignisse überrascht worden. Sein nüchterner militärischer Verstand fasste unbekümmert um den Lärm des Moments, das Wesen der Sache, und hielt seine Auffassung frei von kleinlichen Einwirkungen, auch dann, wenn die Kreise, in denen er zu entscheidender Zeit lebte, sich diesen nicht zu entziehen wussten. Aber alles Interesse und Verständniß, welches er den Vorgängen auf der Weltbühne zuwandte, fand seine Rückbeziehung auf Deutschland und drehte sich um die Frage: was haben wir davon zu hoffen oder zu fürchten, eine Frage, die für den Soldaten und General freilich meistens gleichbedeutend war mit der andern: giebt es wieder Krieg? — —

Unvergessen wird es von denen bleiben, die dem General nach dem für ihn persönlich so schmerzlichen Jahre 1866 nahetraten, wie gerade damals sein auf das Ganze gerichteter Sinn ihn hochhielt und die kommende Entwickelung der Dinge voraussehen ließ. — Niemand war früher und fester davon überzeugt, als er, daß auf französischen Schlachtfeldern das neue und dann unauflösliche Band zwischen Nord- und Süddeutschland sich knüpfen, die Wiedergeburt deutscher Macht sich vollziehen müsse. —

General Tann betrachtete Alles, was nach dem Prager Frieden geschah, als eine Vorbereitung dazu, und er schloß kein Gespräch darüber, ohne den aus seinem tiefsten Innern kommenden Wunsch: „wenn Gott mich nur leben lässt, um meine Division mit über den Rhein zu führen!" Von Kindauf trug er sich mit dem Gedanken und Wunsch nach der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, und die Verwirklichung dieses Traumes, die Hoffnung, dazu beitragen zu dürfen, war das Ziel, dem er stets entgegen sah, und das er sich mit Enthusiasmus ausmalte.

Die Beilegung des Luxemburger Conflikt-Falles, im Frühjahr 1867, war ihm eine Enttäuschung, aber machte ihn nicht einen Augenblick darin irre, daß der Kampf nur eine Frage der Zeit sei.

Manche Beobachtungen, zu denen in jenen Tagen gewisse Münchener diplomatische und sociale Kreise Anlaß gaben, konnten seine Empfindung, daß eine Entscheidung heranreife, nur verstärken, aber weit wies er jede Anspielung darauf zurück, daß möglicher Weise in der Stunde der Gefahr Bayern zurückbleiben könnte, dazu kannte er seinen König zu genau, auch erfasste er den wahren Sinn des bayrischen Volkes früher und richtiger als als andere. Als es dann zum Kampf

ums deutsche Dasein ging, und Bayern seine Pflicht that, war General v. d. Tann nicht überrascht und nicht unvorbereitet; es war so gekommen wie er es nie bezweifelt, wie es zu erleben sein heißestes Verlangen gewesen.

Leider hatte er gegen das Ende des ersten Schleswig-Holsteinschen Feldzuges im Jahr 48 die Unannehmlichkeit gehabt, daß ihm sein Tagebuch auf unbegreifliche Weise verloren oder entwendet wurde, sammt seinem übrigen Gepäck, und dies war der Grund, daß er später nie mehr ein Tagebuch führte, auch sagte er oft, wenn die Seinen ihn um Aufzeichnungen baten, daß wenn solche interessant werden sollten, er zu viele Indiskretionen begehen müßte, — und darum unterließ er es ganz, um in den späteren Jahren seines Alters einst Lebensaufzeichnungen zu diktiren, was bei seinem ausgezeichneten Gedächtniß eine leichte Arbeit gewesen sein würde — es sollte nicht dazu kommen! — Um hier aber noch einige Worte über seine inneren Eigenschaften anzufügen, so ist es nicht schwer für solche, die ihm viele Jahre nahe standen, jetzt wo der Tod die wahrheitsgetreue Schilderung erlaubt, ein Bild seines Charakters als Mensch zu entwerfen.

Ein selten gleichmäßiger, freundlicher, wohlwollender Zug war ihm eigen, eine durchaus edle vornehme Natur, die das Gepräge der Ritterlichkeit an sich trug. Immer strenge gegen sich, nachsichtig gegen andere, kannte er nur da eine gerechte Entrüstung, wenn er ein unehrenhaftes Benehmen, zumal im Offizierstande bemerkte. Alles Gemeine blieb ihm fern, und berührte ihn nicht; nie duldete er in seinem Kreise den Ton gewöhnlicher kleinlicher Zutragungen; überhaupt war sein Auge nie auf die gewöhnlichen täglichen Dinge, die er Lappalien nannte, gerichtet, ihn beschäftigten am liebsten und meisten die geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Ereignisse, wie denn überhaupt sein Lieblings- und unausgesetztes Studium die Geschichte und alle neuen wissenschaftlichen und militärischen Werke waren.

Bei großer Heiterkeit, besonders in früheren Jahren, lag eine Tiefe echt religiösen Christenthums des Sinnes in ihm, ohne viele Worte davon machen; sein ganzes Leben war der Abglanz seiner Hingebung für Pflicht, Ehre und Treue. Dabei anspruchslos, einfach, unverwöhnt, hart gegen sich selber, war sein Vorbild oftmals beschämend für junge Leute, und bemerkte er bei solchen Neigung zur Verweichlichung, so konnte er sie scharf tadeln. So hat er z. B. niemals einen Schlafrock besessen. —

Sein Urtheil war immer unparteiisch und gerecht, und überall trat bei ihm der echte deutsche Kern und Sinn hervor, der in der Vaterlandsliebe seinen Gipfel, und in der Hingabe für dasselbe die Kraft für die höchsten und edelsten Bestrebungen des Mannes und Soldaten fand. — Der liebevollste Gatte und Vater, war es für ihn der tiefste Schmerz, von dem er sich nie erholte, und an dem sein Herz den Todeskeim erhielt, — seinen einzigen begabten, herangeblühten Sohn nach dem Feldzug 70/71 erkranken und langsam hinsiechen, und im Frühling 76 sterben zu sehen. —

Würzburg, am 11. Januar 1848.

„Erst seit ein Paar Tagen bin ich wieder in den Hafen der Ruhe — oder in den goldenen Käfig — zurückgekehrt; bin aber wahrhaft aufgefrischt und habe

allen Hofstaub ausgepustet, welchen ich vier Jahre lang ununterbrochen eingeathmet. So lange werde ich mich gewiß nicht mehr anfesseln lassen, ohne mich von Zeit zu Zeit wieder ein wenig auf eignen Füßen in der Welt herumzutreiben; man könnte sonst wirklich ganz abdürren. — Nachdem ich das liebe Schorsow verlassen, von welchem ich recht gerne eine tüchtige Nesselsucht als Dreingabe mitnahm, fiel ich meinem hofmännischen Oheim Bath in die Hände, und musste in $1\frac{1}{2}$ Tagen 2 Hofdiners, eine Hofjagd und einen Hofball mitmachen, entsetzlich gezwickt und gekitzelt durch meine Kinderkrankheit, aber auch entschädigt durch die liebevolle Aufnahme meiner Verwandten und das freundliche Entgegenkommen des Hofes nebst allem Zugehör. Recht interessant war es mir, Mecklenburg als echantillon der alten guten Zeit näher kennen zu lernen, und ich verfolge nunmehr aufmerksam die Zuckungen des Zeitgeistes in Ihrem neuen Vaterlande — begierig zu sehen, wie die kühnen Fuchsjäger die sich aufthürmenden Hindernisse überspringen werden.

Kaum nach Würzburg zurückgekehrt, wurde ich durch die Ankunft meines Vaters und meiner Schwester erfreut, welche ich alsdann in meine liebe Tann begleitete. Wie glücklich war ich, nach 4 Jahren mich wieder einmal am heimischen Herde wärmen zu können. Unser Leben war gerade dasselbe als zu jener Zeit, wo zwei zarte preußische Blumen für einen langen traurigen Winter in unsern unwirthlichen Boden verpflanzt waren.

Der Vater, anfangs sichtlich verstimmt wegen seines Brückenauer und Münchner Echecs, gewann bald, unter Handschriften und Büchern vergraben, seine philosophische Ruhe wieder, wobei ich ihm nach Kräften beistand; er geht mit allerlei Plänen um, wie er mit seinen lieben Papieren einen Damm um sich herumbauen will, an welchem sich alle Stürme, selbst die spanischen Winde brechen sollen.

Oheim war sehr beschäftigt mit Jagden und Verpachtungen en detail, welche sehr günstig zu sein scheinen, und ihm endlich Ruhe und freiere Bewegung gewähren werden; besonders erfreulich für die Damen, welche wie verwünschte Prinzessinnen in unsre romantische Einsamkeit gebannt, sich übrigens sehr wohl und heiter fühlen. Sophie hat sich trotz ihrer Stiftsdamennatur in Münch　en recht gut amüsirt.

Meine Wenigkeit theilte sich zwischen dem Studierzimmer des Vaters, den Jagdparthien des Oheims und den Soiréen unsrer Damen. Oft habe ich in unsern herrlichen Buchenwäldern, den Füchsen und Hasen auflauernd, der schönen in Schorsow verlebten Tage und meiner lieben Cousine gedacht, mich all' unsrer Gespräche erinnernd. — Auch meine Aufträge habe getreulich ausgeführt. —

Das Grab Ihrer guten Großmutter fand ich parallel mit der Mauer, erhöht und hübsch bepflanzt — der Sarg war bei den letzten Veränderungen nicht geöffnet worden — ähnlich sind die übrigen Gräber. Ein frischer Lärchenhain breitet seinen heimlichen Schatten über die Ruhestätten aus, welche nächstens mit einer kleinen Mauer und eisernem Gitter gemeinschaftlich umgeben und abgeschlossen werden sollen, wozu die Steine schon daliegen.

Das gewünschte Buch „Göthes Philosophie" ließ ich mir bereits aus München kommen, und werde dasselbe mit nächster Gelegenheit nach Berlin expediren.

Der vollständige Titel des besprochenen Werkes ist:

„Die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit von Rupert Kornmann, Prälaten von Peitling, Mitglied der königlichen Akademie, ferner Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte und

Nachträge zu beiden Büchern von demselben.

Sollten Sie sich im aufgeklärten Norden diese sibyllischen Stimmen aus dem finstern Süden nicht verschaffen können, so bitte ich um Aufträge zur Besorgung. Das Buch ist recht vernünftig und nicht so mystisch als sein Titel befürchten lässt; sonst würde ich es gewiß nicht verbreiten. Sie wissen, daß ich ein großer Feind mystischer Exaltation und der Dogmengelehrsamkeit der Frauen bin, welche sich kürzlich bei der armen Louise Stein zum wirklichen Irrsinn steigerte, so daß sie in ein Irrenhaus gebracht werden muß. Ich war wirklich sehr erfreut, Sie meine verehrte Cousine, so fest und hell zu finden; denn ich will zu meiner Strafe und Beschämung gestehn, daß ich Sie von den trüben Gewalten etwas umgarnt glaubte. —

Andere Titel interessanter Sammlungen von Weisheitssprüchen sind: La morale des poètes par Moustalon. —

Salomo oder Lehren der Weisheit von Lavater. —

Klingers Betrachtungen und Gedanken.

Den größten Schatz besitzt aber mein Vater in seinen eigenen Auszügen und Aufzeichnungen, der Frucht einer dreißigjährigen Lectüre. Ich habe reichlich davon gekostet und ihn zur Veröffentlichung ermuntert.

Mit der Bitte um Fortdauer eines freundlichen Andenkens und um Ausrichtung der herzlichsten Grüße an die drei Generationen der Vossisch-Henckel'schen Familie. Ihr Ludwig.

München, am 31. März 1848.

„Seitdem mich Ihr freundlicher Brief aus dem ruhigen gemüthlichen Würzburg auf so angenehme herzliche Weise in Gedanken nach Gievitz übersiedelte, ist ein welthistorisches Jahrhundert verflossen, der gute deutsche Michel aus seinem Todesschlummer erwacht, und eine neue sturmbewegte Zeit über die säumigen Fürsten hereingebrochen. Wie oft habe ich mich unsrer Gespräche über den guten König von Preußen erinnert, den man nunmehr bei uns in effigie verbrennt!!!

Der Papst und Lola sind die beiden Pole der Weltgeschichte geworden. — So sehr mich Ihre herzlichen Gratulationen über unsre Februar-Ereignisse erfreuten, so wenig war ich im Stande, darauf im gleichen Sinne zu antworten; denn ich hielt die tragische Begebenheit für kein Ende sondern für einen Anfang, und wollte erst einen Abschnitt abwarten, um ein vollständiges Gemälde unsrer Lage liefern zu können.

am 5. April.

Ich hatte bereits meinen Pinsel in schwarzgraue Farbe eingetaucht, als ich durch den Drang meiner Dienstgeschäfte an einer Skizzirung unsrer etwas chaotischen Verhältnisse verhindert wurde. Bei uns drängen sich die Ereignisse so unaufhalt-

sam, daß ich in den vier Wochen unsres hiesigen Aufenthaltes mehr erfahren und durchgemacht habe, als in meinem ganzen frühern Leben — Reise mit unserm jetzigen König in die bewegte Hauptstadt — Emeute — Abdankung — Thronbesteigung unter den schwierigsten Verhältnissen — Eröffnung des Landtags — Ausrüstung der Armee. ꝛc. Ich fand aber auch reichliche Entschädigung für mein fast vierjähriges Aushalten in einer gebundenen Stellung. — Man soll nie zu früh mit dem Schicksal grollen! —

Jetzt stehen wir wieder auf einer gesetzmäßigen Basis, die wir guten Muths gegen jeden Feind vertheidigen werden. — Wenn aus dem deutschen Parlamente etwas Tüchtiges zur Welt kommt, so will ich recht gerne verschiedene damit zusammenhängende Verluste verschmerzen. Von Herzen freue ich mich, daß so viele meiner Jugendträume ihrer nahen Verwirklichung entgegengehn. Mögen die Fieber-Paroxysmen noch so heftig werden, ich vertraue auf ein gutes Ende, und will rüstig an dem neuen Gebäude mitarbeiten. Morgen beginne ich mein Tirocinium. Ich hänge vorläufig meinen heute erhaltenen Rang als Major und Flügeladjutant zu verschiedenen aus der Mode gekommenen Gallakleidern in den Wandschrank, und fahre in Begleitung einiger Offiziere in einem Zuge nach Rendsburg, um als Volontär Deutschlands Nordmark befreien zu helfen. In acht Tagen hoffe ich den Dänen gegenüberzustehn, und dort so lange verweilen zu können, bis mich der Franzose an den Rhein ruft, für welchem Fall ich dem Hauptquartier des die süddeutschen Armeen kommandirenden Prinzen Karl zugetheilt bin. Die vergönnte Zwischenzeit hoffe ich besser in Schleswig als auf der Jagd nach einwandernden Handwerksburschen zubringen zu können.

Ich erlaube mir, Sie an Ihr freundschaftliches Versprechen, mich in Schleswig-Holstein einführen zu wollen, zu erinnern. Könnten Sie mir einige nützliche Andeutungen zu ertheilen, so bitte ich dieselben nach Hamburg unter der Adresse des bayrischen Generalconsuls Hildebrandt gelangen zu lassen, woselbst ich mein Correspondenzdepot etabliren werde.

Bei der Ankunft dieses Briefes werde ich gerade durch Holstein fliegen, herzliche Grüße nach Osten sendend. Die Rückreise hoffe ich mit mehr Muße über Mecklenburg und Berlin machen zu können. Auf der Hinreise muß ich mein liebes Berlin aus Zeitersparniß meiden; denn nach der heutigen Zeitung scheint der Kampf bald loszugehn. Ich bitte, mir rechtzeitig p. rest. eine kleine Notiz nach Ludwigslust über Ihren Aufenthalt zu geben. Kommt es zum Kriege, so bleibe ich bis zu dessen Ende, oder bis ich ins Vaterland durch Kanonendonner gerufen werde; wird aber die Entscheidung der Frage den Federn überlassen, so kehre ich etwa nach 3 Wochen wieder zurück, denn wir haben in Bayern selbst genug zu thun.

Mein Vater befindet sich hier beim Landtag, und fängt an, sich von seinen Alterationen zu erholen.

Philosophische Seelenruhe bei allen Zeitstürmen wünschend und um Ausrichtung vieler Grüße an Graf Voß und Gräfin Anna bittend.

Ihr Tann
schleswig holsteinischer Vonlontär.

Altenhof, am 18. April 1848.

Unendliche Freude machten mir Ihre Zeilen, und verschafften mir einen schönen Ruhepunkt in meinem wilden Kriegerleben; auch für die beiden Empfehlungsbriefe danke ich herzlich, obgleich ich bei dem raschen Gange der Ereignisse keinen Gebrauch davon machen kann. Ein sonderbarer Zufall hatte mich bereits nach Altenhof geführt, und zwar als ungebetenen Gast mit meinem Freicorps, womit ich den rechten Flügel unsrer Aufstellung zu besetzen hatte. Ich bin nämlich in 8 Tagen vom Volontär zum Chef eines schönen Freicorps, bestehend aus den Freicompagnien der Kölner, Hamburger, Altonaer und Kieler avancirt; das Corps trägt seit gestern meinen Namen; ich erhielt die Ernennung gleichzeitig mit Ihrem Briefe; ferner ist mir noch das Groph'sche Freikorps zugetheilt, so daß ich ein bedeutendes Commando auf dem rechten Flügel der Armee führe. Vielleicht geht es in ein paar Stunden vorwärts, und dann sage ich dem freundlichen Altenhof, dessen Buchen und Eichen mich so entzückten, bis auf Weiteres Lebewohl.

Wir hatten einige Neckereien mit den Dänen; heute ein kleines Gefecht mit dem Kanonenbot, welches den Bau meiner Barrikade auf der Chaussee am Meer hindern wollte, aber durch unsre Büchsenkugeln nach einigen abgegebenen Kanonenschüssen bald vertrieben wurde.

Meine Leute singen und jubeln bei einer, von mir gegebenen Punschpartie. Ich habe mich weggeschlichen, um in dem gemüthlichen Stübchen des freundlichen Verwalters Ihnen ein kleines Lebenszeichen geben zu können. Danken Sie doch gelegentlich — bitte — dem Grafen Reventlow für die gute Aufnahme auf seinem Gute, bis ich es selbst thun kann.

Ich werde abgerufen. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Ihre Angehörigen herzlich

von Ihrem Tann.

Hadersleben, am 15. Juli 1848.

Statt von den Rebenhügeln des Rheines, wie der kurzsichtige Mensch geglaubt, erhalten Sie diese Zeilen nach vollendetem Feldzuge aus den frischen Buchenwäldern Schleswigs, welches ich morgen mit meinem Corps verlassen werde, da der Stand der Friedensunterhandlungen unsre ferneren Kriegsdienste überflüssig macht. Am 20. komme ich nach Rendsburg, von wo ich, dringenden Mahnungen zu Folge, nach beendigtem Auflösungsgeschäft sogleich nach München zurückkehre.

Seit meiner Rückkehr aus dem gemüthlichen Gievietz hatte ich wechselvolle interessante Schicksale. Die Ruhe am Rheine veranlaßte mich zu einem Seeunternehmen gegen eine dänische Corvette. Ich wäre glücklich gewesen, die erste deutsche Seeschlacht zu liefern. Zweimal liefen wir auf 40 Kähnen gegen das Seeungeheuer aus, wurden aber durch das zweideutige Benehmen des, mit dem nautischen Theil der Expedition beauftragten Capitäns Hansen am Kampfe gehindert, vielleicht zu unserm Glücke: denn ein großer Theil von uns hätte sonst wohl die Gesellschaft der Meerfräulein kennen gelernt.

Mit meiner Rückkehr nach Rendsburg traf damals der Rückzug der Armee, eine neue Aufforderung an die bereits aufgelösten Freiwilligen zusammen. Ich konnte den Oberbefehl über dieselben unter diesen Umständen nicht ablehnen, und unternahm meinen zweiten Feldzug, wobei mir die Kriegsgöttin noch freundlicher lächelte als bei Altenhof. Mir persönlich raubte der Tod meines treuen Waffenbruders Corneli, eines bayrischen Offiziers, alle Freude an meinem Siege.

Später kamen noch innere Kämpfe gegen den auftauchenden Communismus im Corps zu dem offenen Kriege mit Deutschlands Feinden, und nöthigten mich zu der Entlassung einer ganzen Compagnie. Hierdurch und durch die unglückliche Freundschaft der Presse, welche aus mir ein cheval de bataille zu beliebigen Angriffen und Ausfällen gegen das Generalkommando gemacht hat, bin ich wider Willen ein wenig in das Gewühle der Parteien gezogen, welchem ich durch das frische Feldleben zu entgehn hoffte. Ich bin froh, meinen dornenvollen Commandostab bald niederlegen und in die Heimat mit mancher vielleicht ersprießlichen Erfahrung zurückkehren zu können.

Mit Bedauern hörte ich, daß Bauernaufstände den Frieden in Gievitzens Umgegend gestört, hoffentlich wird die Wahl des Reichsverwesers das überall gährende Vaterland beruhigen, denn ein Feldzug gegen irregeführte Mitbürger wäre mir schrecklich. Lieber soll mein Schwert in der Scheide verrosten.

Im Osten und Westen scheint es vorläufig nichts für einen Krieger zu thun zu geben, daher werde ich mich wohl einige Zeit an der Seite meines Königs im Gewühle unsrer heimischen Zänkereien herumzuschlagen haben. Wie werde ich mich nach dem freien Feldleben in den engen Wänden einer Residenz zurecht finden? Doch die Welt ist rund und muß sich drehn. Meine Lebensphilosophie wird mich nicht im Stiche lassen. Wenn Sie ein paar Worte der Antwort für mich haben, so bitte ich dieselben nach München gelangen zu lassen; es wird mir unendlich wohlthun im fernen Süden eine freundliche Erinnerung an den mir so theuren Norden des gemeinsamen Vaterlandes zu finden.

Mit der Bitte Ihre ganze Familie herzlichst zu grüßen.

Ihr Tann.

Nymphenburg, am 4. Februar 1849.

Dieser Brief kommt nicht, wie mein letzter, aus dem muntern Feldlager eines Freicorps-Commandanten, sondern aus der Schreibstube eines dienstthuenden Flügeladjutanten, welcher Bittschriften empfängt, Audienz-Zettel schreibt, und sich — freilich ohne großen Erfolg — anzugewöhnen sucht, die stürmische Epoche des vorigen Sommers für einen Sommernachtstraum zu halten. Unter den vielen Traumgebilden erscheint in besonders hellem Glanze das liebliche Gievitz mit seinen freundlichen Bewohnern, welche wieder, wie ich hörte, durch die verhängnißvollen Masern geplagt sind. Leider bin ich so weit entfernt, daß ich mir dieses Mal nicht, wie vorletzten Herbst, meinen kleinen Antheil als Nesselsucht holen kann. Dafür werde ich nun hier durch etwas schlimmeres gezwickt, nämlich durch die

thatenlose Langeweile in dieser vielbewegten Zeit, welche mir nun doppelt drückend wird, da ich bereits vom Lebensbaum der frischen That ein wenig genascht habe.

Doch der neue Frühling ist vor der Thüre, und wird wohl einige Arbeit auf den blutigen Gefilden mitbringen; hoffentlich wenden sich die Schwerdter nach Aussen, und nicht nach Innen; dies wäre eine gräßliche Lage!!, welche ich mir stets vergegenwärtige, wenn ich an Ihren Stiefsohn denke, von dem ich trotz allen Erkundigungen bei allen reisenden östreichischen Offizieren nichts erfahren konnte; zum Glück schlagen sich die Ungarn nicht viel, und dann wird es wohl eine Gelegenheit geben, die wahre Sachlage zu erfahren und durchzukommen. Sie haben wohl neue, beruhigende Nachrichten? Die Vorsehung misst Jedem seinen Antheil Sorge in dieser gährenden Umsturzzeit zu! Als Mann blieb ich trotz aller Verluste und trüben Zukunftsbilder unberührt, denn ich kann an einem glücklichen Ausgang des chaotischen Prozesses nicht verzweifeln; desto empfindlicher wurde ich als Sohn durch den Verlust meines lieben Vaters getroffen, welchen die Zeitereignisse gewiß beschleunigt haben. Bis jetzt konnte ich mich nicht entschließen, Ihnen — liebe Cousine — über diese traurige Catastrophe zu berichten, das Jammerbild war zu herzzerreißend. Denken sie sich diesen rüstigen, geistreichen Mann — ganz abgemagert und in einen solchen körperlichen und geistigen Marasmus verfallen, daß ich die letzten 10 Tage seiner Leiden, welche ich in Waitzenbach gegenwärtig war, nicht mehr mit ihm reden — kaum ein Zeichen der Erkennung erhalten konnte. Schon seit zwei Jahren litt der Vater an einem vernachlässigten Husten, welcher jedoch stets durch seine gute Gesundheit überwunden wurde. Die vielen Alterationen wegen der verhängnißvollen Lola-Angelegenheit des vorigen Jahres, dann wegen der letzten Zeitereignisse beugten das empfindsame Gemüth so schwer, daß das Übel schnell überhand nahm, und zu einem schnellen Ende führte, welches man bei dem Zustand des Kranken fast ersehnen musste. Die Seelenwunden hätten sich nie vernarbt; die Zukunft wäre stets voll Sorge und Bekümmerniß gewesen.

In jedem hellen Augenblicke wünschte der arme Vater sein Ende herbei. Ihm ist jetzt leicht und wohl!

Die gute alte Pröbstin sowie die übrigen Stiftsdamen haben sich unsre ewige Dankbarkeit durch ihre treue Pflege und Liebe erworben.

Wie oft musste ich nicht, beim Anblick Ihres im Salon der Pröbstin hängenden Porträts, an Sie und Ihre Prüfungszeit im alten Hofe an dem Sterbebette Ihrer Großmutter denken!!

Oheim Fritz ist für diesen Winter nach Würzburg gezogen; die tannischen Wirren, namentlich die ungezügelte Jagdlust der Bauern haben ihm den Aufenthalt in dem Ahnenschloß verleidet. —

Mit dem Wunsche auf Wiedersehn in bessern Zeiten und der Bitte Ihren Herrn Gemahl und das ganze Haus herzlich zu grüßen

Ihr Ludwig.

Skanderborg am 13. Juni 1849.

Ich habe die Antwort auf Ihren freundlichen Brief immer verschoben in der Hoffnung Ihnen ähnliche Schlachtbilder vorführen zu können, wie Ihre — eines Generalstabs-Offiziers würdige — Feder von dem Dresd'ner Straßenkampfe gezeichnet. Doch die Welt ist nun einmal so aus den alten Fugen gewichen, daß die Damen im Herzen des lieben Vaterlandes den mörderischen Kugeln ausgesetzt sind, während die Krieger von Profession im Angesicht des Feindes ein behagliches Friedensleben führen, und sich mit idyllischen Spazierritten in den herrlichen Buchenwaldungen des Ostsee-Gestades amüsiren. Dieser friedliche Krieg wird mir nach und nach äußerst peinlich, besonders bei der schlimmen Lage unseres weitern und engern Vaterlandes. Man hätte so viel zu thun, und verliert eine kostbare Zeit dadurch, daß man einen zähen Feind durch das Verzehren seiner Ochsen mürbe zu machen sucht, statt ihn zu vernichten.

Zum Glücke bin ich ein so exaltirter Naturfreund, daß mich ein schöner Wald über manche Unannehmlichkeit trösten kann. Aber Alles hat seine Gränzen! So schrecklich mir der Gedanke eines Bürgerkrieges ist, so wenig Hoffnung kann ich hegen, daß derselbe ganz zu vermeiden, obgleich ich an großartige Umwälzungen in Deutschland noch nicht glauben kann.

Sollte es doch zum Äussersten kommen, so werde ich in Gottes Namen mein Schwert von dem Dänen gegen den Umsturzmann kehren, und nach Kräften zur Verwirklichung der Prophezeiung von dem goldenen Frieden des Jahres 1850 beitragen! Innig erfreut hat mich die gestern erhaltene Nachricht, daß unser König meinen Oheim zum Commandanten der Festung Marienberg ernannt hat. Es ist gewiß eine vortreffliche Wahl, und ein großes Glück für meinen Oheim, dem diese Stellung Beschäftigung und eine neue angemessene Existenz bietet. Ich hoffe dem König den Dank dafür nicht schuldig zu bleiben.

Ihr lieber Brief hat mich auch dadurch innig erfreut, daß er all' meine Besorgnisse über Ihre Schicksale während der Schreckenstage zerstreute. Ich erkundigte mich sogleich bei dem Adjutanten des Prinzen Albert nach Ihrem Aufenthalt, konnte aber nichts Zuverlässiges erfahren, sonst hätte ich mich sogleich brieflich nach Ihren Erlebnissen erkundigt. Ist der Krieg hier einmal zu Ende, so hoffe ich die Zeit zu einem kleinen Besuche in Dresden erübrigen zu können; doch das Zusammenbleiben und eine anderweitige Verwendung der deutschen Reichstruppen könnte leicht einen Strich durch die Rechnung machen.

Die Nachricht über Eugen hat mich sehr erfreut. Leider scheinen in Ungarn noch langwierige Kämpfe bevorzustehen; auch konnte die Offensive nicht so schnell wieder ergriffen werden als man gehofft.

Wie ich eben aus zuverlässiger Quelle hörte, erwartet man stündlich einen Courier im Hauptquartier, welcher eine entscheidende Nachricht über Krieg oder Frieden bringen soll. Jede Entscheidung ist am Ende wünschenswerther als dieser hinhaltende Zustand; und an einen schlechten Frieden für mein liebes Schleswig kann ich nicht glauben. Nun leben Sie recht wohl und vergnügt, und grüßen Sie die Ihrigen recht herzlich von Ihrem treuergebenen Vetter Ludwig Tann.

Orleans, 30. Oktober 1870.

Meinen innigsten Dank für Brief und nützliche Sendungen durch Joseph, welcher vorgestern glücklich hier ankam und seinen Dienst wieder antrat. Ich musste deshalb recht lange auf ein Zeichen meines Liebs warten. Heute erhielt ich einen recht herzlichen Brief von Rechberg, wofür ich Dich bitte, ihm vielmals zu danken. Auch hat mir der alte Willisen einen prächtigen Glückwunschbrief geschrieben. Es ist eine zu liebe treue Seele.

Heute hatten wir einen recht hübschen Gottesdienst in einer eingeräumten katholischen Kirche und feierten mit Musik das Reformationsfest, sangen aus vollem Herzen: Eine feste Burg ist unser Gott. Ja, mein Liebchen, in so schweren Zeiten und bei solcher Verantwortlichkeit lernt man sich gottvertrauend zu stärken.

Bei meinen abendlichen Ritten habe ich jetzt das Singen eingeführt. Helwig, Schuhmacher und Preysing sind die Hauptsänger. Du kennst ja meine Passion für die Lieder, Loreley, Mitternacht 2c.

Gestern spedirte ich durch Drechsel den H. Thiers nach Versailles, wo er von Tours kommend zu vermitteln sucht. Gott gebe, mit gutem Erfolge!

Zu gleicher Zeit war auch der russische Adjutant Fürst Wittgenstein bei mir, Bruder der Fürstin Hohenlohe.

Außer einigen leichten Rencontres bei Streifereien fiel nichts Bemerkenswerthes vor.

Mit Ludwig geht es recht gut. Ich lasse jetzt durch Lotzbank telegraphiren, wenn es möglich ist; aber die Regierungssachen gehen natürlich immer voran, und der Telegraph ist sehr überbürdet. Kann Hertha noch nicht laufen? Grüße Märchen und die Kinderchen, NB. Schultze auf's Herzlichste von Deinem

Ludwig.

Meinen Dank für die Telegramme der Königin und Mama's.

Orleans, 4. Nov. 1870.

Es muß ein Derangement in unserer Post eingetreten sein, denn seit dem durch den Kriegsminister erhaltenen Brief habe ich nichts mehr bekommen. Seit 4 Tagen sitzt Herr Thiers in Versailles, um zu unterhandeln. Ich hatte ihn dorthin spedirt und beim Bahnhof eine Unterhaltung mit ihm. Für sein Alter ist er ein recht ruhiger Mann und jetzt wohl eine Größe in Frankreich, dem es an gewiegten Staatsmännern, die allgemeine Freunde haben, fehlen dürfte. Ich bin begierig auf den Ausgang.

Gestern verlieh ich an Ludwig das eiserne Kreuz — was ihn auf seinem Bette unendlich freute — auf Antrag seines Regiments. Ueber die Verleihungen dieser Auszeichnung an meinen Stab muß ich noch erwähnen, daß die Auszeichnungen für den Stab gewöhnlich außerhalb der für das Corps bestimmten Zahl gegeben werden. In den preußischen Hauptquartieren hat fast jeder junge Ordonnanzoffizier dasselbe, ebenso bekommen es alle Prinzen. Ich kann demnach meinen Stab nicht verkürzen lassen. In Preußen hält die Mannschaft unendlich viel

darauf, unsern Leuten sind aber bayrische Medaillen lieber, weil damit Pensionen verbunden sind, während die Offiziere unendlich danach trachten. Mit Ricki's Bruder geht es gut, doch ist seine Wunde schwer. Auch er erhielt das eiserne Kreuz.

Eben kommt Kaufmann Schultze von Versailles und erzählt, daß seit der Unterhandlung nicht mehr geschossen wird. Dein Ludwig.

Gallardon, 16. November 1870.

Du wirst Dich wundern, von hier ein Briefchen zu bekommen, der Ort liegt zwischen Chartres und Rambouillet. Als die Franzosen keine Miene machten, von Orleans gegen Paris vorzugehen, sich vielmehr seitwärts schoben, machten wir auch einen Flankenmarsch hierher, um die Forcirungsarmee vor einem Rückenangriff zu decken.

Mein Gefecht vom 9. wird sehr belobt. Die Franzosen geben offiziell ihren Verlust auf 2000 Mann, wohl ihrer besten Truppen, an. Sie hatten nichts weniger im Sinn, als Dein Männchen mit seinem Corps am 9. ganz einzuschließen und dann am 10. zu fangen. Mein Nachtmarsch vereitelte mit Gottes Hülfe den schönen Anschlag, und ich brachte mein Corps glücklich davon.

Eben erhalte ich Dein liebes Briefchen vom 8. Gestern erhielt ich durch Holnstein den vom 2. mit Cigarren und Hemd, wofür ich herzlichst danke, auch der lieben Frau von Magerl. Mit der einfachen Post kommen meist die Briefe am besten und schnellsten an. Das Unpraktischste sind die Einlagen, weil man dann den Brief erst meist wieder der Feldpost anvertrauen muß.

Ich schrieb Dir schon, daß ich Ludwig noch kurz vor meinem Abzug besuchte, es ging ihm sehr gut. Die kleinen abgestoßenen Knochensplitter sind vom Hüftknochen und haben nichts zu bedeuten, machten aber den Transport so gefährlich, daß er zurückbleiben mußte, indeß bestens versorgt und geschützt.

Wegen Deines Schutzbefohlenen Röhl kann ich Dir nur sagen, daß er nicht erschossen worden sein kann, weil ich nichts von ihm erfuhr; sein Regiment steht jetzt nicht hier, und ich kann mich erst später erkundigen. Ich wäre sehr dankbar, wenn Du mir einen sehr weiten Oberrock (Uniform) von Tüffel durch Plößner machen und herschicken wolltest.

Max kann jetzt nachkommen, soll aber ein verlässiges Pferd mitbringen.
Dein Ludwig.

St. Calais, 25. Nov. 1870.

Seit meinem Brief aus Gallardon waren wir beständig auf dem Marsch, und haben die feindlichen Mobil-Garden, welche sich auf allen Straßen näherten auseinandergejagt. Am 21. Abends hatten wir einen sehr gelungenen Sturm auf ein stark besetztes, und verbarricadirtes Dorf. Auch Rudolph schlug eine feindliche Colonne. Nogent le Rotron, La Ferté und Calais haben sich gutwillig besetzen lassen. Nun nähern wir uns der Armee des Prinzen Friedrich Carl. Ehe der Brief Dich ereilen kann, wirst Du wohl Nachrichten über weitere Begebenheiten

haben. Seit meinem Abzug aus Orléans habe ich kein Briefchen mehr erhalten welches die Kunde davon enthielt. Meine Affaire am 9. wird sehr günstig beurtheilt. Viele unsrer Offiziere behaupten, es sei eigentlich unsre glänzendste That. Jedenfalls hat der 3 mal so starke Feind nach seinen eignen Angaben mehr als das doppelte verloren, und die von Gambetta angekündigte Offensive zur Befreiung von Paris sogleich aufgeben müssen. Und nun ist Prinz Friedrich Carl mit 3 neuen Corps dazugekommen. Jetzt wirst Du auch verstehn, warum ich Max nicht nach Orléans nachkommen lassen wollte. Ich erkannte sehr wohl das Exponirte der Stellung, war aber auch darauf bedacht, den Kopf mit Ehren aus der Schlinge zu ziehn.

Gott sei Dank, daß die Einwohner keine Lust bis jetzt zeigten, sich zu vertheidigen; denn das hätte zu Repressalien geführt, die sehr fatal sind.

Dein Ludwig.

Orléans, am 5. December 1870.

Ich sitze wieder in meinem alten Zimmer, welches ich mir vor 4 Wochen gleich vorbehalten hatte, und heute Nacht auch schon geheizt vorfand.

Die letzten Tage haben wir viel durchgemacht, eigentlich eine 4tägige Schlacht, welche die Loire-Armee ziemlich auseinander sprengte. Auch die Kälte war recht empfindlich, aber doch gut fürs Manövriren mit meiner Artillerie.

Am 1. und 2. verloren wir sehr viel; am 3. und 4. sehr wenig, und eroberten am letzten Tage 6 Geschütze, machten eine Menge Gefangene. Stephan ist verwundet nach München. Gott hat mich und meine Herrn gnädigst bewahrt. 2 preußische Offiziere Bonsard und Graf Bentheim wurden in meinem Stabe blessirt. Heute besuchte ich Ludwig, der schon aufstehn kann, und bei den weißen Schwestern vortrefflich untergebracht ist. Da er sein Ehrenwort, nicht mehr zu dienen, nicht geben wollte, stand ihm der Weitertransport mehrmals nahe, wurde aber hauptsächlich durch den Bischof verhindert, dafür will ich dem Letzteren seine Proclamation bei meinem Abzug verzeihn.

Heute war ich beim Prinzen Friedrich Carl, der sehr freundlich war. Hier traf mich dein Brief mit Wollensachen und Pfefferkuchen, wofür ich herzlichst danke.

Ich werde abgerufen und umarme Dich und die Kinder tausendmal.

Dein Ludwig.

Gros Bois, 14. März. 1871.

Ich sitze noch immer hier, bewache die Ostforts und die Abführung unsers Belagerungs-Materials. Es ist wenig Aussicht, daß wir vor Ende April zurückkommen, denn der Heimweg wird wohl großentheils zu Fuß gemacht werden müssen, und vor 8 Tagen kommen wir kaum von hier weg; erst muß eine $^1/_2$ Milliarde bezahlt sein. Gestern erhielt ich vom Kriegsminister ein Telegramm, mit der Nachricht, daß meine zweite Division zur Occupations-Armee bestimmt ist. Da wird Bertha noch nach Frankreich kommen, wenn einmal die Cantonnements fest bestimmt sind.

Hast Du von Sophie nichts mehr gehört, seit dieselbe wieder eine deutsche Frau geworden ist. Ich habe ihr auf ihren letzten Brief nicht antworten können; denn was sollte ich einem Ansinnen entgegensetzen, welches mich aufforderte, beim Frieden dahin zu wirken, daß Elsaß französisch bleibt. Wie konnten sich vernünftige Leute einbilden, daß wir auf solche Ideen eingehn könnten. Unser ganzer deutscher Neubau wäre zusammengebrochen, wenn wir demselben nicht durch den Kitt dieser gemeinsamen Erwerbung Festigkeit gegeben hätten. Ferner wäre der Glaube zu kindlich gewesen, die Franzosen würden durch Großmuth entwaffnet, ihre Prügel verzeihen und vergessen. Alles hätte das eitle Volk auf Rechnung unsrer Furcht geschrieben. Die Rachedrohung ist in einer Beziehung ein Vortheil für unsre Einheit; dieselbe verhindert vielleicht, daß wir nach gethaner Arbeit einschlafen, und dann anfangen uns wieder zu zanken; Stoff dazu wird sobald wohl nicht ausgehn.

Von meinem Corps dehnt sich heute schon eine Division bis Melun aus, ich bleibe aber vorläufig noch hier, als dem passendsten Orte, obgleich ich mein Schloß eigentlich recht satt habe, besonders seitdem die Jagd vorbei.

Die letzten Tage erwartete man innere Kämpfe in Paris; die Sache scheint sich aber beruhigt zu haben. Die französische Armee in der Stadt ist aber bereits verstärkt, so daß wohl die Parthei der Ordnung die Oberhand behält, und Aurel de Paladines versteht keinen Spaß. Viele Grüße

von Deinem Ludwig.

Gros Bois, 29. April 1871.

Gestern wurde ich durch Deinen lieben Brief vom 24. erfreut, der diesesmal etwas länger auf der Reise war, als sonst. Daß Sophie wieder vernünftiger geworden, freut mich sehr, ebenso daß Albert nicht zu Gambetta gegangen, wie er in einem Brief an Dich gedroht.

Die Zeit wird hoffentlich bald die noch blutenden Wunden heilen, und die Geschäfte der Familie sich wieder heben. Ich habe oft schon mit Sorge an die Sache gedacht; denn bei einem so großen Betrieb, gehen die Geschäftsstockungen sehr tief in die Kasse. Die gute Pröbstin hat doch immer ihre Nöthen. Wenn ich in München wäre', müsste ich wohl auch wieder die Ministerien ablaufen! Wie froh bin ich, von den religiösen Wirren hier nichts, als gelegentlich etwas in Briefen oder Zeitungen zu erfahren. Die Katholiken thaten gegen uns immer so groß mit ihrer Einheit, während ihr jetziger Streit principiell viel tiefer geht, als unsere Discussionen über schlechtes Deutsch in den Gesangbüchern.

Was Dotta über den Zorn des Großherzogs schreibt, ist mir nicht ganz verständlich. Er und einige Herrn seines Stabes stehn ja schon lange als decorirt im Verordnungsblatt. Einige andere habe ich noch eingegeben. Es scheint, daß man bei uns mit den Orden zurückhält, weil keine vorräthig sind, und die große Zahl der verliehenen nicht so schnell geschafft werden kann. Max sah ich bis jetzt alle Paar Tage; ich besuche oft die Cantoninrungen, und vorgestern besuchte er mich gelegenheitlich eines Dienstrittes, welchen er sich in die Nähe geben ließ. Auch General Orff ist in Nogent und bekümmert sich um ihn.

Es ist doch zu wichtig, daß er etwas Dienst lernt, und wirklicher Corporal wird, was ihn bald trifft. Auf dem Rückmarsch kann ich ihn ja wieder zu mir commandiren, und dann den Quartiermachern zutheilen, was eine recht gute Schule ist, um decidirt und ausrichtsam zu werden. Wann wir aber zurückmarschiren, ist noch gar nicht abzusehn. Erst seit 2 Tagen haben die Regierungstruppen den eigentlichen Angriff begonnen. Nach dem veröffentlichten Telegramm scheint das Fort Issy ziemlich fertig gemacht zu sein. Manchmal hören wir die Kanonade, wie fortrollenden Donner. Mit Deinem mecklenburger Projekt bin ich sehr einverstanden. Ich möchte sehr gerne die Eltern und Verwandten dortselbst wieder einmal besuchen. Richte Dich ganz nach Einladung, Kinderwohl ein. Auf den Zeitpunkt meiner Ankunft kann man nun einmal keinen festen Calcül gründen.

Dein Ludwig.

Die Dorfschöne.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

Die Ahnung und die Weichseln.

Mir bleibt — mein lieber Leser — fast allemal, wenn ich ins volle Menschenleben hineingreife, ein hübsches Bauerndirndel in der Hand.

So auch jetzt, da ich den Griff that, um für dich aus dem Volke der Alpen ein Menschenbild herauszuheben, dessen Aeußeres dir das Dorfleben auf den tannendüsteren Bergen, dessen Inneres Dir vielleicht Dich selbst zeigen soll.

Sie ist fein gewachsen und ihr Gesichtchen ist eines von jenen, die in den Monaten, wenn der Kukuk schreit, dunkle Pünktchen haben.

Wo bist du daheim, meine gute Kleine?

— Ich bin beim Groß-Höllerbauer in Lahndorf im Dienst.

Wie heißt du denn?

— Sie heißen mich die Kukuksdirn, weil ich kukukscheckig (sommersprossig bin.

Ich glaube aber, daß im Taufbuch zu Lahndorf auch ein anderer Name für dich hinterlegt sein wird.

— Ich bin in Lahndorf nicht daheim. Meine Mutter schläft im Kirchgarten zu Lahndorf; mein Vater ist im Hammerwerk zu Rantenbach drüben Essemeister. Der kommt alle Jahr einmal zum Groß-Höllerbauer herüber, führt mich ins Wirthshaus, zahlt mir um zehn Kreuzer Wein, um drei Kreuzer Zucker dazu und eine Semmel zum tunken und nennt mich beim rechten Namen.

Willst mir ihn nicht vertrauen? Schau, für das Wort Kukuksdirn bist mir viel zu schön.

— Ich heiße Kunigunde Pachnerin.

Und wie alt bist du denn, meine liebe Kunigunde Pachnerin?

— Zu vorig Mittfasten bin ich achtzehn gewesen.

Ei, das wäre gerade das rechte Alter, von dir eine warmherzige Liebesgeschichte zu schreiben. Meinst nicht?

Da läuft sie davon. —

Wir verlieren sie nicht mehr aus dem Auge, denn das ist ein frisches, keckes, schwarzäugiges Wesen — in der steckt eine Dorfgeschichte!

Ihrem Groß-Höllerhofe eilt sie zu. Dort wohnt sie schon seit ihrem dritten Lebensjahre, da sie ihr Vater in einem Buckelkorbe (Rückentrage) daher geschleppt und gebeten hat, man möchte ihm doch das Junge in die Pflege nehmen, da ihm die Alte mit Tod abgegangen sei. Dem Höllerbauer war schon lange um eine bequeme Treppe in den Himmel hinauf zu thun, und diese baut' er sich, da er die kleine Kunigunde um Gotteswillen in sein Haus nahm.

Aber die Himmelsstiege ist so, daß man auf derselben auch niederwärts, der Erde zu steigen kann. Der Höllerbauer wusste sein Dirndl wohl zu verwenden, zuerst als Kindspflegerin und nun, mit dem Wachsen ihrer Kraft und ihrer Vernunft schon als Rindspflegerin. Die Kundel war Stallmagd, demnach seit einiger Zeit so zu sagen auch eine Person geworden.

Wohl, als sie zwölf Jahre alt gewesen, hatte der Höllerbauer zu ihr gesagt: „Jetzt Kundl, bist mir nichts mehr schuldig. Suchst dir einen andern Dienst, so kann ichs nicht wehren; bleibst noch bei mir, so kriegst deinen Lohn.“

„Wenn ihr mich brauchen könnt,“ antwortete sie, „so bleibe ich am liebsten in eurem Haus. Ich bin ganz mit Frieden.“

So war's noch etliche Jahre. Im Herbst 1876 zur Leihkaufzeit, das ist zur Zeit, wo die Bauern für nächstes Jahr Dienstboten werben und dieselben durch ein Angeld verbinden, und als auch nach der nun hübsch und schlank aufgewachsenen, fleißigen Kunigunde Pachnerin viel Begehr war, sagte sie wieder, sie bleibe am liebsten beim Höllerbauer. Um diese Zeit hing man ihr den Heimatschein an, der sagte ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihre schlanke Statur, nußbraunes Haar, großen kirschenschwarzen Augen und so weiter — und einen Fünfzigkreuzerstempel darunter, daß es auch richtig und kaiserlich königlich verbrieft war. Auch ein besonderes Kennzeichen fand sich bemerkt; nicht etwa die Kukukscheckěn, die waren ganz im Verschwinden — auf dem Gesichtchen lauter Milch und Blut. Besonderes Kennzeichen: ein flachsfarbig Haarsträhnchen, welches an der linken Stirnseite hervorwächst und wie ein gülden Seidenband durch die braunen Locken geht.

Wer ist es denn, der zu Rantenbach die Heimatscheine schreibt?

Am Laurenzitag 1877, als der Höllerbauer mit der jungen Magd von der Kirche nach Hause ging, fragte er sie: „Na Kundl, was meinst, wirst uns bleiben, nächst Jahr?“

Sie hatte ein Handbündel mit Aepfeln bei sich, das band sie jetzt fester, so daß sich das blaue Tuch recht stramm um die Früchte spannte und sie antwortete: „Ja, ich weiß es halt nicht.“

„Hast doch nicht etwan schon einen andern Platz angenommen?“

„Das nicht — das gar nicht, aber — ich denk' mir, es muß eine Veränderung nehmen.“

„Eine Veränderung — das möcht' ich schon wissen."

„Mir thut jetzt in den Nächten her alleweil so viel träumen und es geht mir zu Sinn, als wollt's eine Veränderung mit mir nehmen, ehvor das nächste Jahr aus wird."

Was für eine?

Ja, das wusste sie selber nicht. Sie nahm sein Werben an und blieb wieder im Höllerhof. Aber daß es — ehevor das Jahr umgeht — eine große Veränderung mit ihr nehmen wird, das geht ihr vor — dunkel, wie im Nebel — aber es geht ihr vor.

Was kann denn werden? Sie hat eine feste Gesundheit, ist im Hofe gut behütet und hat sich im letztvergangenen Frühjahr auf Anrathen des geistlichen Herren in die „Jungfrauenschwesterschaft" einschreiben lassen. Also was kann denn werden?

Am 8. September, als am Lieb-Frauentag, hat sie bei der Prozession, den Kranz auf dem Haupte, mit noch drei weißgekleideten Mädchen das Muttergottesbild getragen. Hierauf war sie in den Pfarrhof zu einer Jause geladen worden, wobei es viel heiterer zuging, als es sich Kunigunde von einem Pfarrhause je hätte denken können. Sie tranken Meth und aßen Backwerk dazu und der Herr Kaplan — wie aber die geistlichen Herren manchesmal doch vorwitzig sind! — legt' ihr einen lebzeltnen Reiter auf den Teller — genau derselbe Herr, der sie im Frühjahr in die Schwesterschaft eingeschrieben hatte.

Als sie fortgingen, wischten sie mit ihren weißen, zierlich gefalteten Handtücheln die Lippen sauber und küssten dem geistlichen Herrn der Reihe nach die Hand: Er legte die seine der Kundl auf das Haupt:

„Also, Kunigunde Pachnerin, nur recht schön brav bleiben!"

Den Rosmarinkranz hatte er ihr dabei verknittert.

Als Kunigunde am selbigen Abende auf dem Heimweg war, kam sie an einem Weichselbaum vorüber, in dessen Aesten es rauschte. Sie blickte hinan und erschrak. Hoch an einem weit hinausstehenden Ast klebte wie eine ungeheure Raupe ein Mensch und wiegte sich. Er war in weißen Hemdärmeln, sonst aber grau angezogen, und zwei Augen glänzten durch das Blätterwerk herab, die noch schwärzer waren als die reifen Weichseln ringsum. Der Mann hatte ein Gesicht wie ein Engel am Hochaltar, nur nicht so fromm. Noch kein Bart war da, hingegen lange, zarte Locken, die stets mit einem scharfen Ruck des Hauptes nach rückwärts geworfen wurden.

„Kundl!" rief er herab, „pass' auf!"

Da fiel ein Sträußchen nieder, schlug an ihren grünen Kranz und verflog.

„Willst noch mehr haben, so halte den Mund auf!"

Sie rief, sie brauche nichts und eilte davon. Sie getraute sich gar nicht mehr emporzuschauen, es könne der Ast brechen und mit den Weichseln flöge der feine Schulmeisterssohn auf sie hernieder.

— Studenten sind so tollkühn. Hätte ich mit Dem was zu schaffen, ich ließe ihn nicht so hoch hinaufsteigen. — Das war so ihr Sinnen, bis sie nach Hause kam.

Es dunkelte schon. Da andere Mägde heut für sie, die Bildträgerin, die tägliche Stallarbeit verrichteten, so begab sie sich ehzeitig in ihre Schlafkammer. Vor dem Einschlafen faltete sie die Hände über ihren Busen und murmelte ihr Vereinsgebet. In süßen Gedanken an die Jungfrau Maria und den heiligen Aloisius schlief sie friedlich ein.

Es war aber keine ruhsame Nacht. Sonst hatte Kundl die anderen Mägde stets ausgelacht, wenn dieselbigen von der Trud (dem Alp) erzählt hatten. Aber heute, gerade so um Mitternacht herum, wurde ihr Athem schwer, ihr Busen hub an zu wogen und sie murmelte im Schlafe: „Aber du — aber du — deine Weichseln sind gut! — Halt' dich — halt' dich fest! — Der Ast biegt sich nieder! — Er fällt — auweh, auweh!" — und war erwacht.

Es zitterten ihr alle Glieder. — Daß Einem so was Unsinnig's träumen kann! —

Sie legte sich auf die rechte Seite und betete ein Vater unser für die armen Seelen — und schlief endlich wieder ein.

Am Morgen, als der Hahn krähte und Kunigunde aus dem Bette steigen wollte, fühlte sie etwas Kühles an ihrem Busen. Sie suchte und fand — Weichseln. Zwei Weichseln, die an ihrem Gäbelchen noch zusammenhingen. Die Kundl wer außer sich. Wie kommen diese Dinger da herein? Thür und Fenster sind verschlossen; ein Traum kann's doch auch nicht mehr sein, denn draußen kräht ja der Hahn und sie sitzt aufrecht im Bett und durch die Scheibe scheint das Morgenroth herein. Und es ist ganz wahrhaftig, die Weichseln sind da — als ob sie aus der Brust wären herausgewachsen zur nächtlichen Weil' . . . .

Den ganzen Tag war die sonst so heitere Kundl still und sinnend. Sie dachte an den Beichtstuhl, sie dachte an eine Wallfahrt. Sie kann die wunderliche Sach' nicht so auf sich beruhen lassen. Und — wir selber sind begierig darauf, wie die Weichseln in das Bett der Jungfrau sind gekommen. —

Wie die Weichseln ins Bett gekommen waren.

Im Oktober am Kirchweihsonntag war auch die Kundl auf dem Markt zu Marein. Aber da gab es Anfechtungen über Anfechtungen. Für's Erste gingen zwei „Feigerle-Bocks-Männer" (Südfrüchtenhändler) herum, die in ihrem Korb allerlei Süßigkeiten trugen und den Mädchen allerlei Schmeicheleien sagten, die noch süßer waren, als die bunten Zeltchen und die verzuckerten Feigen. Für's Zweite stand ein halb Dutzend Buden da, die mit weißen Blachen überdeckt waren und in denen verschiedenerlei Juden hin und her trippelten und die allerbeste und billigste Waare von der ganzen Welt feilboten. Unter anderem ein kaffeebraunes Kopftuch mit buntem Rande ist es, was der Kundl ganz erbarmungslos in die Augen sticht. „Waare von echter Schafwolle! — Russisch Tuch! Läßt sich waschen, sengen, brennen — und bleibt ganz dabei. Wer kauft's? Auf nächst Jahr bin ich wieder da; wer mir das Tuch zurück bringt und 's ist nicht mehr so wie heut', der soll ein neues dafür haben! Echte, feinste Wolle, russisch Tuch! echtes russisch Tuch! kostet mich selbst einen Gulden zwanzig, bei meiner Ehr'! Aber der Schönsten, der lass' ich's um einen kugelrunden Gulden. Wer kauft's!?

Echtes, feinstes Wollentuch, das sich waschen läßt! Die Kundl glaubt es gern. Sie meint auch schier, daß sie es um einen kugelrunden Gulden kriegen könnte, aber — 's ist halt wohl viel Geld, wenn man's bedenkt! — Na, einstweilen will sie einmal in die Kirche gehen, leicht doch, daß sie's kann erbitten, und ihr der rechte Gedanke kommt, ob sie das Tuch kaufen soll oder nicht.

In der Kirche eine neue Anfechtung. Auf dem Chor thut Einer geigen, daß der Kundl gerade das Hören und Sehen vergeht. Es sind Trommler und Paukenschläger oben, und Blaser und Sänger, aber sie hört nur dieses höllische Geigen und es ist ihr nicht anders, als wie wenn der Fiedelbogen über ihr Herz thät streichen. Na freilich, ein Schulmeisterssohn muß wohl Alles so viel gut können . . . .

Wie der Gottesdienst aus ist und die Leute zum Kirchenthor hinausdrängen, spürt die Kundl einen Stoß an die Seite. Sie schaut um, das Schleider-Micherle zwinkert ihr zu. Vor der Kirche steht der Holzer-Hans, der hat heute seinen keckften Schildhahnstoß auf dem Hut und seinen Schnurrbart aufgehörnt, als wollte er das ganze Marein mit seiner ganzen Kirchweih' spießen. Als das Mädchen an ihm vorüber kam, redete er es an: „Nau, Kundl, hast für mich auch was gebetet?"

„Bist eh selber nit weit von der Kirchen," ist die Antwort.

„Weißt, Dirn, ich hab' zum Kirchenbau nichts beigetragen und so hab' ich mir denkt, dürft' ich auch nicht hineingehen."

„Hast für's Wirthshaus was beigetragen?"

„Leicht ja. Da hab ich schon viel Geld hineingetragen und willst heut mitgehen, Kundl, so bist mir um eine Maß schon lang nit feil."

„Bedank' mich sauber, aber da wollt doch die Mirl harb werden?"

„Soll harb werden. Ich will einmal eine Schönere haben."

„Ah so, und deswegen gehst auf den Markt, daß Du Dir eine Neue kaufst zum Foppen!"

Nach diesem Gespräch hatten sie sich gegenseitig im Gedrange bald verloren. —

Die Kundl blickte just gegen einen Schuhnagelkrämer hin. Schuhnägel sollt' sie haben; sie hälts nicht so, wie andere Mädchen, welche ihre Sonntagsschuhe den Burschen zum Nageln geben, denn der Herr Kaplan hat gesagt, in solchen Schuhen thät' sich ein jung Dirndl gar leicht vergehen. Sie will sich die Dinger selber kaufen. Da schmunzelt ihr der Hauer-Peter, ein Nachbarsbursch, ins Gesicht, legt seinen Arm um ihren Leib und drückt ihr mit der andern Hand etwas in die Faust. Ein lebzelten Herz ist's und ein gedruckter Zettel drauf. Jetzt auf dem Zettel steht zu lesen:

„Mädchen, nimm von mir mein Herz,
Sonst ich vergeh' vor Liebesschmerz."

Als sie sich nach ihm umsah, war er wirklich schon vergangen, und sie schenkte das Herz einem kleinen Knaben, den ein armes Weib auf dem Arme trug und der den Lebkuchen mitsammt dem Liebesantrag sofort verspeiste.

Bald darauf kam sie wieder an der Bude vorbei, in welcher das echte, feinste Wollentuch zu haben war. Mehrere, die sich für die Schönsten hielten, waren schon gekommen, um zu feilschen; aber so schön war doch Keine, daß sie das Tuch um fünfzig Kreuzer erstanden hätte. Um achtzig war es bereits zu haben, und die Kundl dachte sich: in Gottesnamen! — Sie hat ihr Geld stets in einen Knopf des Sacktüchels eingebunden, aber wie sie jetzt zahlen will, ist das Sacktüchel nicht da. Sie eilt durch das Gedränge, rennt hin und her: „Hat Niemand ein weißes Tüchel gefunden?"

Die Leute schütteln die Köpfe, die Achseln und das ist allemal ungut. Sie lauft zum Schuhnagelkrämer, lauft den Weg bis zur Kirchenthür, zur Bank hinein, auf der sie gesessen ist. Nichts zu sehen. — Ihr ganzes Leihkaufgeld ist drin. Sie eilt mit glühendem Gesichte durch das ganze Marein, sie geht zum Pfarrer: ihr Geld hätt' sie verloren! Der Schulmeister kommt auf den Platz, thut einen Trompetenstoß und ruft: „Ein weißes Tuch mit einem Knopf am Zipf ist verloren gegangen. Der redliche Finder wird gebeten, dasselbe im Gemeindeamte abzugeben, wo der gebührende Finderlohn verabfolgt wird!"

Die Kirchtagleute fast alle griffen jetzt in ihre Säcke, ob ihnen wohl selbst nichts abhanden gekommen wäre. Und das Tüchel der armen Kundel kam nicht zum Vorschein.

Es war schon hoher Mittag, sie hatte Hunger und zum Groß-Höllerbauer nach Lahndorf heim war ein Weg von drei Stunden. Sie setzte sich abseits vom Dorfe in eine Holzscheune und schluchzte. Ein Knecht vom Leitnerhofe kam daher, da trocknete sie schnell die Augen und that, als ob sie nur in die Scheune getreten wäre, um an ihrem Anzuge etwas zu ordnen.

„Schau, schau," sagte der Knecht, „da ist auch eine Bekannte. Heimgehen wirst heut' doch nicht, Kundl?

„Freilich," sagte sie, „wüsst' nit, was ich noch wollt' auf diesem langweiligen Kirchtag."

„Wenn man allein so umgeht, da wird einem freilich langweilig. Mir geht's auch nit viel besser. Leicht magst mit mir gehen, Kundl, beim Hirschenwirth ist Musik."

Sie bedankte sich. Durst habe sie nicht und tanzen möge sie nicht.

Sie ging heimwärts und der Knecht vom Leitnerhofe trottete ins Dorf zurück und suchte nach einer Dirn, die mit ihm zum Tanze gehe. Er soll eine gefunden haben, die nur unter der Bedingung mit ihm ging, daß er, außer mit ihr zu tanzen, keine Ansprüche auf sie mache, daß sie sich das Essen und Trinken selber zahle, weil sie dem Jager Franz zugehöre, der jetzt beim Militär sei. Hierauf soll der Knecht vom Leitenhofe gesagt haben: „Geh zu! zum Tanzen krieg' ich eine Schönere, als wie Du bist."

Die Kundl aber ging auf weitem Wege betrübt dem Höllerhofe zu. Als sie einmal im Schatten einer gilbenden Esche rastete, rasselte von Lahndorf her ein Wagen. Mehrere Leute waren darin und auf dem Bocke neben dem Kutscher saß der Schulmeisterssohn. Einige sahen auf das Mädchen hin, aber Keiner that,

als kenne er es. Der Wagen war schon etliche Schritte vorüber, da riß der Wind dem Schulmeisterssohn den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn neben die Straße hin gegen Kunigunde. Der Wagen hielt, der junge, schmucke Mann sprang ab und trat heran, um seinen Hut zu holen, den ihm das Mädchen bereits aufgehoben hatte.

Er blickte sie hell und keck an und sagte: „Fahr' mit nach Graz hinein!"

„Bleib' der Herr daheim," antwortete sie leise und beklommen, und sie fühlte, als ob sie nicht die rechte Ansprache gefunden habe.

„Wär's Dir recht? Zu Weihnachten komme ich ja wieder und bring' Dir ein Christkindl mit. Adieu, Kunigunde!"

Der Wagen rollte schon wieder davon. Sie stand allein an der Straße und es zitterten ihr alle Glieder.

— Er fahrt fort in die Studie. Er hat so ernsthaft und so aufrichtig gesprochen. — Die den einmal kriegt . . . .!

Sie ging weiter. Der Herbstwind wehte scharf und in Stößen. Als sie am Weichselbaum vorüber kam, auf welchem vor sechs Wochen der Schulmeisterssohn sich geschaukelt hatte, da flogen gelbe Blätter auf sie herab und umtanzten sie. Und da dachte das Mädchen: Jetzt kommt wieder die Winterszeit. Möcht nur wissen, wie lang es noch auf Weihnachten ist.

Als sie daheim war und sich in ihrer Kammer umkleidete, griff ihre Gesponsin, die Grethl, auf ihr Haupt und sagte: „Ein dürres Blattl bringst vom Kirchtag heim."

Im Haare der Kundl lag ein gelbes Blatt vom Weichselbaum. Da musste sie lachen und die Grethl wusste nicht warum. Die Kundl lachte, weil sie sich nun denken konnte, wie vor sechs Wochen die Weichseln in ihr Bett gekommen waren. Sicher hatte sie dieselben, so wie heute das Blatt, in ihrem eigenen Haar nach Hause getragen. — So kommt Alles auf.

— Leicht kommt's auch noch auf, wer mein Sacktüchel hat. —

Wo das Sacktüchel steckt.

In der Nacht zum zweiten November warf beim Höllenbauer die Altkuh verspätet ein Kalb. Das Junge war ein wenig armselig und wollte nicht recht an die Zitzen. So hockte die Kundl am Vormittage unter der Kuh und tütete das Kälbchen an, und stellte ihm beredt und eindringlich vor, daß es auf der Welt nichts Besseres und Gesünderes für so ein jung Närrl gebe, als die warme Kuhmilch, daß es — das Kalb — umkommen müsse, wenn es solch Ding verschmähe oder zu ungeschickt sei, zu trinken.

Während ihres Bemühens läuteten im Dorfe alle Kirchenglocken und sie sagte zum Kalb: „Schau, so mit Glockengeläut' ist z' Lahndorf noch Kein's angetütet worden, als wie Du. Aber geh', sei gescheidt und trink'!" Dabei erschrak sie vor der Lästerung, die sie begangen hatte, denn sie wusste gar gut, weshalb die Glocken klangen; war ja Allerseelen und die Leute gingen in Procession auf den

Friedhof. War es nicht genug, daß sie zu dieser Stunde unter der Kuh sitzen musste, wollte sie auch noch vorwitzig sein, sie, die eine Mutter liegen hatte draußen unter dem Rasen? — Die Kundl wurde still gegen das Kalb und hub in Gedanken an zu beten. Und das junge Viehlein hub sachte an zu trinken.

Am Nachmittage hatte sie ein Stündchen Zeit — denn heute war ein „kleiner Feiertag“ und die Person nicht so scharf an die Arbeit gedrängt wie an anderen Tagen, wenn auch nicht ganz so frei, wie am Sonntag, wo übrigens die Kundl auch als Stallmagd ihre genannte (bestimmte) Arbeit hat — also ein Stündchen Zeit; lief sie gleich, und zwar hinter den Häusern, daß man sie nicht sah, dem Friedhof zu. Auf ihrer Mutter Grab kniete sie nieder und betete. Auf anderen Gräbern lagen Kränze, brannten hie und da noch Kerzen im Glaskelch (denn der Todtencultus, eine moderne Erscheinung, hebt auch im Dorfe an); aber auf dem Grabe der alten Magd war nichts anderes, als das arme Dirndl, welches die Hände faltete und die Augen zu machte. Mit geschlossenen Augen sah sie am besten das stille, arbeitsame Dienstweib, welches seiner Tage der kleinen Kundl mitunter eine Semmel brachte. War die Mutter gewesen. „O Gott“, betete die Kundl, „gib ihr die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihr, lasse sie durch deine Barmherzigkeit im ewigen Frieden ruhen, Amen.“ So hatte sie's auswendig gelernt, dachte jetzt aber nicht an die Worte, dachte nur an die Mutter. Plötzlich stand sie auf, ging davon und sang:

„Holda, Holda, hoamtreiben,
Finpfazwoanzgi Käigl scheibn,
Kugl laft in Berg auf,
Hendl läigg an Orl drauf,
Orl gib i n Moda,
Moda gipp ma Hei,
Hei gib i n Koißl (Kuh),
Koißl gipp ma Mili,
Mili gib i n Banscherl (Schweinchen),
Banscherl gipp ma Schmer,
Schmer gib i n Schuasta,
Schuasta gipp ma Schuach,
Schuach gib i n Wogna,
Wogna gipp ma Wogn,
Daß i kon in Himmel auffifohrn.“

Dieses Kinderliedchen ist ihr jählings eingefallen; das Schleiber-Micherle hört es und spricht die Kundl an: „Na schau, Du kannst mir aber saubere Freidhofgesanger!“

„Du lernst mir gewiß keine besseren“, gab das Mädchen zurück, „hab mir nur gleich denkt, wenn ein armes Mensch, als wie ich, von der Mutter Grab heimgeht, da ist's vonnöthen, daß sie ein lustig Gesangel thut singen. Das Traurigsein gfreut mich nicht.“

„Hätt'st auch keine Ursach' dazu, Kundl. Eine, die so sauber ist! Ernster Weis, Dirndl, Dich möcht ich schon lang.“

„Micherle", antwortete sie, Du musst Dich um eine Kleinere schauen, als wie ich bin. Bei mir thätst nicht g'langen zum Häubelaufsetzen."

„Wollt' schon g'langen", murmelte der Bursche und schlich sich davon.

Die Kundl schaute ihm nach und bereute es, ihn verspottet zu haben. Was kann er dafür, daß er so klein ist! Er ist halt größer nicht gewachsen. — Eine, die so sauber ist, hat er gesagt! — Die Kundl ging zum Kaufmann: Ob sie nicht so ein kleines Spiegerl thäten haben? — Und kaufte sich ein rundes Handspiegelchen in Weißblechfassung mit Trommel, Fahnen und Kanonen in Blech gedruckt. Und eilte heim in ihren Stall und sah nach, wie's stand mit der Sauberkeit. — Ist kein dummer Bub, der Schleider-Micherl, und „keine Lug hat er nicht gesagt."

Das Kälbchen tütelte auch, und so ging dieser Allerseelentag recht brav zu Ende.

Am 11. November — ihr wisst, es ist Martini — thaten sie im Höllerhofe nach altem Brauch „Mirten (Martini) loben". Schmalznudeln kamen auf den Tisch, wobei sich der Großknecht, auf die Martini-Gans anspielend, äußerte, gerupft wäre sie passabel, nur möge man Obacht haben, daß man an den feinen Knöchelchen nicht ersticke.

Dem Höllerbauer war diese Wendung nicht angenehm, er überhörte sie daher, zog ein Büchlein aus der Tasche und sagte, er hätte heute einen neuen Kalender gekauft. Nicht allein, daß die Sonn- und Feiertage im Kalender wären, und die Finsternisse und die Witterung und die Planeten: auch der Krieg wäre hineingedruckt, und wie die Russen und Türken miteinander fechten thäten, und schöne Geschichten und Räthsel, und allerhand so Sachen. Darob wurde die Martini-Gans vergessen und das Schmalznudelgericht bestens verzehrt. Aber die Kundl ließ sich weder von den Nudeln, noch von den Russen oder Türken irre machen, sie thät' nur Ein Ding gern' wissen aus dem Kalender: wie lang nächst Jahr der Fasching sei.

Der Bauer schaut nach. „Du Halbnarr!" schreit er auf, „eine acht Wochen lange Wurst. Mein Lebtag weiß ich den Fasching nicht so lang. Wirds weiter ein bissel Heirathen geben übereinand! na, wer da noch überbleibt!"

Jetzt fiel es der Kundl wieder ein, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen in diesem Jahr'.

Am nächsten Sonntag ging der Kundl auf dem Kirchenplatz ein Urlauber zu und sagte: „Du Höllerbäuerische! für Dich hab' ich von Graz einen schönen Gruß auszurichten!"

„Geh weiter!" antwortete sie, „wer kunnt mich denn grüßen lassen von so weit her?"

„Wird halt doch Einer sein, weil er Dich grüßen lasst?"

Heiß gings ihr durch Mark und Bein, denn es war ihr richtig Einer eingefallen. Sie lief davon.

Die langen Abende waren da; es kam das Spinnen. Da wurde viel erzählt, gelacht und gescherzt und draußen trug der Wind den Schnee an die Fenster. Und die Finger zogen unabänderlich den Faden vom Rocken heraus, und das „Awachel" wand ihn emsig um die surrende Spule. Die Kundl war dabei die Aufgewecksteste, und gegen zehn Uhr hin, wenn die Anderen schon zu nicken begannen,

hub sie noch ein frisches Märchen oder ein fröhlich Lied an, und hatte keinen andern Zuhöhrer als sich selber.

Sie war dann die Letzte, welche das Spinnrad in den Winkel stellte. Sie zündete am Kienspan ihre Laterne an und ging in den Stall zur ihrer Altkuh mit dem Kälbchen, neben welcher jetzt ihr Bett stand, damit die Wöchnerin und ihr Junges die Nacht über für alle Fälle eine bereitwillige Beistandschaft hätten.

Und eines Abends als sie in den Stall kam, saß das Schleicher-Micherle auf ihrem Bette.

„So!" sagte sie, „das ist sauber. Was hast denn Du hier zu schaffen?"

„Ich?" meinte das Micherle, „ja weißt, ich schau dem Kalbel zu."

„In der stockfinstern Nacht?"

„Hab' mir's ja denken können, daß Du mit der Laterne kommen musst."

„Ich will Dir schon leuchten!" sagte sie und ergriff den Besen.

Er kehrte sich nicht dran, sondern sagte: „Kundl, ich will Dich fragen, ob Du mir im nächst Winterfasching magst heirathen helfen?

„Warum denn nicht? Das Heirathen ist mir nicht zuwider."

„Ernster Weis, Kundl. Meine Vaterleut' sind nimmer jung, die wollen mir das Heimat übergeben, und da schau ich mir gleich um ein Weiberl dazu. Du g'fallst mir schon lang', Kundl— was meinst?"

Sie that nicht erst eine Weile spröd. „'s wird mir taugen", sagte sie „wenn ich ein eigenes Ort (einen eigenen Platz) krieg'. Wirthschaften hilf ich Dir schon."

Es war so viel als abgemacht, da rückte das Micherle mit einem Bündelchen hervor. In einem weißen Sacktuch hatte er etliche Aepfel und Birnen: „Die hab' ich für Dich mitbracht, Dirndl."

„Sind aber das schöne Butteräpfel! Ja, ich sag: Vergelts Gott! — Narrisch, was Du für ein sauber's Sacktüchel da hast! Du Micherle, jetzt möcht' ich aber schon wissen, wo hast Du das Sacktüchel her?"

„Ich? Das Tüchel da? Wo ichs her hab'?" Er stand auf, „das Tüchel hab' ich einmal gefunden. Aber nu muß ich schon schauen, daß ich die Zeit nicht verpass'! Meiner greint so viel, wenn ich ein Bissel spat heimkomm'. Greint so viel — wills nit leiden. Gute Nacht!"

Und fort war er. Das Tüchel hatte er an sich gerissen, die Aepfel und Birnen waren zum großen Theil über's Bett hinausgeflogen — die Kundl bückte sich nicht darnach. Sie war völlig zu todt erschrocken. Sie hatte ihr weißes Sacktuch erkannt, welches ihr am Kirchweihsonntag zu Marein mitsammt ihrem Leihkaufgeld abhanden gekommen war.

Die ganze Nacht that sie kein Auge zu. Sie konnte es nicht glauben!

Am Kathreins-Tag sah sie das Micherle wieder auf dem Kirchplatz; der Zwerg suchte sich rasch unter den Leuten zu verlieren, als er das Mädchen auf sich zukommen sah. Kam aber nicht mehr aus. — „Du, Micherl", sagte sie, als sie mit ihm in einem Winkel der Kirchhofsmauer stand, „ich hab' was zu reden mit Dir. Hörst, Micherl, Du gibst mir mein Tüchel und mein Geld zurück!"

Flucht unmöglich, so zog er das Sacktuch — wie es eben war — hervor, hielt ihr's hin und murmelte: „Das Geld hab' ich nimmer."

„Von Dir hätt' ich so was nicht vermeint, Michel!"

Er hielt seinen Arm über das Gesicht und schluchzte. „Wirst glauben", stotterte er, „daß ich Dir's hätt' gestohlen. Aufrichtig Gott, war nicht! Nur daß ichs vom Erdboden aufgehoben und in den Sack gesteckt hab', weil's sonst leicht von den Leuten vertreten oder gar mitgenommen worden wär'. Hätt' Dir ja wieder zurückgegeben."

„Und hast es gewusst, daß es 'mir gehört und ist verkündet worden auf dem Platz! Du, Michel, wenn Du mir bis zum Advent-Frau'ntag mein Geld nicht bringst, so geh' ichs dem Gemeindevorstand sagen. Und jetzt scher' Dich weg, Du schlechter Lump!"

Er hub sich weg und grollte mit sich selber: „Na, daß ich mich mit diesem verdangelten Tüchel so hab' vergessen! Daß ich ihr's just unter die Nasen muß halten, letzt' im Stall. Das ist eine Dummheit gewesen! Jetzt ist die Schmier fertig. Verfluchtlet!" —

So hat sichs zugetragen und nun wollen wir sehen, ob das Schleider-Micherle bis zum Frauentage im Advent seine Schuldigkeit thun wird.

Am Sanct Andrä-Tag kam der Fleischhauer ums Kalb. Es war noch so ziemlich gediehen und die Kundl bekam zwei Zwanziger Tütelgeld. Dabei griff ihr der Fleischhauer ans Kinn und schaute ihr keck in die Augen, und der große Treibhund sprang ihr lustig an die Brust, daß sie schier an die Wand taumelte. Das gehetzte Kalb röhrte noch lange nach seiner Pflegerin zurück. Das stieß die Kundl an Herz. — Es gibt halt überall soviel Widerwärtigkeiten auf der Welt, aber mir kann's so leicht nicht fehlen, Leut' und Vieh haben mich gern. —

Kundl, Kundl, ich glaub's, die Leut' mögen Dich gern haben, — aber Du halt' Dich lieber ans Vieh!

Geheimnisse der Winternächte.

Am Morgen des heiligen Nikolaus war's, als sich die Kundl ankleiden wollte, und nicht in die Schuhe konnte. Ein Apfel und etliche Nüsse waren drin, und ganz im letzten Winkel, dort, wo sonst nur die große Zehe ihr Nest hat, stak ein lebzelten' Kind. Der alte stocktaube und halblahme Einleger hatte sich spät Abends vorher im Stalle zu schaffen gemacht, sollte der ihr die Huldigung gebracht haben? Da war es — mein Eid — schier noch wahrscheinlicher, der heilige Bischof Nikolaus selber hätte es gethan, der ja alle braven Kinder beschenkt in dieser Nacht. Wenn sie, die Kundl, auch kein Kind mehr ist, aber brav, kreuzbrav bisher — das müsste auch ihr Feind sagen, wenn sie einen hätte.

Seit dem Kathreinstage freilich war ihr zu Muth, sie hätte einen Feind; denn seit jenem Tage hatte sie das Schleider-Micherle in ihrer Hand — just wie man ein Kalb am Strick hält. — „O, du mein Gott!" dachte sich die Kundl jedesmal vor dem Einschlafen, „was wird das Micherle jetzt wieder beten, daß die Kunigunde Pachnerin in dieser Nacht versterben möcht'. Und für übel halten kann

ich's ihm nicht, denn ich hab' ihm's ja gesagt, wenn er mir bis auf den Advent-Frauentag mein Geld nicht schafft, so reit' ich ihn ein. — Will schon doch damit warten bis auf Weihnachten, und er seinen Jahrlohn kriegt. Mein himmlischer Vater, er kriegt aber keinen. Muß bei seinen Vaterleuten daheim ganz umsonst arbeiten — ist doch ein armer Narr!"

Und am Advent-Frauentag, als zur stockfinsteren, schneestürmischen Morgenstunde die Leute mit ihren Spanfackeln und Laternen zusammenkamen auf dem Kirchplatz und in der Kirche der Meßner die Kerzen und den Apostelleuchter (Kronleuchter) anzündete, und auf dem Chore die Instrumente gestimmt wurden, und als auch die Kundl mit ihrem Wachsstock zur Kirche kam, wurde dem Mädchen just wie es durch die Thür hinein wollte, etwas unter den Arm gesteckt. Ein längliches Packet in Papier war's, ein Menschenmund flüsterte drüber her: „Und wenn Du mich henken lass'st, das Geld kann ich Dir nicht geben, das hab' ich mir dafür gekauft und jetzt gehört's Dein." Das Micherle war's gewesen. Und die Kundl musste während der ganzen Rorate das Packet an ihrem Leibe verbergen, ohne zu wissen, was drin ist. Der Andacht war das nicht fördersam.

Kaum war der letzte Orgelton verklungen, so machte sie sich schon auf den Heimweg und in ihrem kuhwarmen Stalle war ihr Nöthigstes, daß sie das Packet öffnete.

Für's Erste fiel ihr ein rother Brustfleck in's Auge, dann ein Pfaid, dann ein Paar wollene Strümpfe, dann eine schwarze Zipfelmütze, — Jesses, was braucht denn unsereins die Zipfelmützen! — endlich ein gelbangestrichener Taschenveitel, noch etwas, ein Würzelchen in einem versilberten Papier, sah aus, wie Seifen, war aber zu fettig und ließ sich anfühlen, wir eine „Dürband-Salben" (Harzsalbe).

Der Kundl wollte sich das Herz in der Brust umdrehen, als sie die Dinge sah, die sich der arme Bursch' um das „gefundene" Geld für den Winter gekauft hatte, und die er nun wieder hergeben musste. Das Kältenleiden ist hart, wer's hat probirt. — Zu was er aber nur die Dürbandsalben braucht? Wird sich doch nichts auskegelt haben! — Eine Dürband-Salben wird's aber eigentlich nicht sein — dieselbig schmeckt (riecht) anders. Das ist, wie wenn's von Wachs wär'. Zum Essen was? 's selb' glaub' ich auch nicht. — Sie schälte ein wenig vom Silberpapier herab, konnte aber nicht klug werden an der Sache. — Da hat er das Geld gewiß für was Unnützes hinausgeworfen. Das Andere soll er Alles wieder haben, aber das Pechstangel da, oder was es ist, das kriegt er nicht zurück. Wer weiß, was er damit wollt' anstellen!

Am nächsten Nachmittag, während das übrige Gesinde im Höllerhofe theils seine Werktagskleider ausbesserte, oder — war es männlichen Geschlechtes — über den Bänken herum auf dem Rücken lag und die Arme als Kopfkissen benützte — ging die Kundl in's Schleider-Häusel und übergab dem Micherle das Packet: „Da hast Deinen Bettel wieder, ich brauch' ihn nicht!" Und ohne daß sie dem Burschen Zeit ließ, zu fragen, ob sie ihn denn doch anzeigen wolle, oder ihm die Schuld gutwillig borge — war sie wieder davon.

Am Thomasmorgen gab's großen Lärm im Dorfe. Beim Thorscheidel war in der Nacht eingebrochen werden. Man hatte die Kleider aus den Kästen, den Flachs aus den Truhen, das Schmalz aus den Kübeln geraubt, ohne daß im Hause auch nur ein einziger Mensch erwacht wäre. Die Räuber hatten sicherlich Finger von kleinen Kindern bei sich gehabt, und solche wie Kerzen angezündet. Und so lange solche Finger brennen, kann in demselbigen Hause Niemand aufwachen. Auch Kerzen von Menschenfett leisten die gleichen Dienste. Erst auf der Flucht durch das Dorf, von den Hunden ausgehetzt, wurden die Diebe erwischt. Sie hatten geschwärzte Gesichter — waren eines Kohlenbrenners Söhne, die schon mehrmals als Wildschützen abgestraft wurden.

Als Kundl der Leute Reden hörte, über die Diebskerzen aus Menschenfett da wurde ihr plötzlich klar, was das pechige Ding im Silberpapier war: sicherlich nichts anders, als auch so ein verhextes Lichtzeug. O Micherle, Micherle!

An demselbigen Freitag verrichtete die Kundl ihre Adventbeicht'. Als sie der Priester fragte, ob sie thäte lieben, antwortete sie: Ja, sie meine halt, den Nächsten. Und er fragte, ob sie außerdem irgendwen ganz absonderlich thäte lieben. Sie antwortete, das könne sie im Augenblick nicht sagen, aber wenn sie dergleichen in sich wahrnehme, so wolle sie schon wieder fleißig beichten kommen.

Darauf, am heiligen Abend, war das Beichten schier wieder nöthig geworden. Der Schulmeisters-Sohn war aus Graz zurückgekommen, um sich die Feiertage über daheim des Lebens zu freuen.

Die Kundl stand mit dem Zuber am halbverfrornen Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Da trat der Student hinzu und sagte: „Wart', mein Schatz, ich schlag' Dir die Eiszapfen weg", und brach mit dem Stocke die Wasserröhre frei, daß es klirrte. Dann trat er ganz an sie heran und nestelte ihr am Halse was fest. Sie wollte es wehren, aber dachte, so einen Herrn, der leicht geistlich wird, darf Eins nicht grob anfahren. Und ließ es geschehen.

Dann sagte der Schulmeisters-Sohn: „Bist noch beim Höllerbauer im Stall?"

„Ja freilich."

„Wo schlafst denn?"

„Wo werd' ich denn schlafen! Auf der untenaufern Seiten."

„Daß Dich nicht friert!"

„Bei Leib', im Stall' ists nicht kalt."

„Kundl, ich habe oft gehört, in der Christnacht thäten die Vieher reden. Ist das wohl wahr?"

„Freilich."

„So möchte ich mich doch einmal überzeugen. Gelt, Herz, Du läßt mich heute nach der Mette in den Stall, daß ich horchen kann!"

„Freilich", flüsterte sie wieder und eilte mit dem gefüllten Zuber davon.

Der junge Herr blickte ihr nach und schnalzte mit der Zunge.

In den Stall gekommen, war ihr Erstes, zu sehen, was ihr nur der freundliche Student an den Hals gethan hatte Je — Jerum! eine guldene Brust-

nadel, wie's die Frau Wirthin an Festtagen trägt. Und an den Scheibenknopf ist ein rothes Röslein gemalt. Das ist allzuviel, das darf sie nicht behalten. Da thät' sie ja so viel hochmüthig werden; sie will's deshalb ganz inwendig tragen. Aber, wenn sie's inwendig trägt — was sehen denn die Leute davon? — Und an dem selbigen heiligen Abende war ihr zu Muth', als sollte sie der Verabredung gemäß wieder zum Beichtstuhl gehen. — Nu, Kundl, verschieben wir's bis auf morgen.

Als es finster wurde, und der Höllerbauer und der Jungknecht in den Stall kamen, um nach heiligem Brauch mit geweihtem Rauch das Vieh auszuräuchern und mit geweihtem Wasser Wände und Krippen zu besprengen, sprengte der Jungknecht mit besonderer Andacht dreimal auf das Bett der Kundl. Das verdroß sie: „Du, behalt' das Wasser lieber für Dein Nest!" Da kam erst der Bauer mit dem Rauchfaß über ihr Bett — dem durfte sie freilich nichts entgegen reden, ja, musste noch das übliche Vergeltsgott sagen.

Während in der Nacht die meisten anderen Bewohner des Höllerhofes zur Christmette gingen, blieb die Kundl als Hüterin daheim in ihrem Stall. Die Kühe wiederkauten ihr Abendmahl und sie betete den Rosenkranz. Und sagte zu sich selber: „So ein Rauchen und Sprengen ist Alles für die Katz. Da sitz' ich auf dem eingesegneten Bett und hab' nicht um einen Groschen eine Andacht. Der Schulmeisters-Sohn sitzt jetzt in der Kirchen und wird fleißig beten. In der Religion muß er rechtschaffen fest sein, weil er noch beim alten Glauben ist, daß in der Christnacht die Vieher thäten reden. Ich selber hätt' hell d'rauf vergessen und mag auch gar nicht d'ran denken, sonst kommt mir der Grugl (Gräuel). Wenn er nur schon da wär'; heut' dauert die Metten ein' ewige Zeit. Jetzt läuten sie erst zur Wandlung."

Eine der Kühe schnaufte. Der Kundl fuhr es heiß und kalt über den Rücken. — „Sie heben schon an; na, wenn er nur schon da wär'!"

— Du sollst die Thür' zusperren! rief es im Stalle. Kein Vieh rief es, ihr Leute, sondern das Gewissen des Mädchens.

Und als die Zeit nahte und die Mette zu Ende war, da ging die Kundl, und hing die Thür' von innen mit der Sperrkette zu. Und nachdem die heimkehrenden Leute im Hofe zur Ruh' gekommen waren und ringsum stille, tiefe Nacht herrschte, da rührte sich die Holzklinke an der Stallthür'. Die Kundl verhielt sich still. Es klopfte draußen, es flüsterte. Der Kundl war heiß in der Brust, aber sie öffnete nicht.

Mit verfrorenen Fingern musste der Student von dannen ziehen, ohne in dieser wundersamen Nacht die Thiere sprechen gehört zu haben.

Und die Kundl schlief ein und träumte von der redenden Kuh und von der guldenen Busennadel, und auch vom Lichtzeug aus Menschenfett, so sie immer noch liegen hatte in ihrer Truhe.

Schlaf' wohl, Kunigunde! Das Lichtzeug wird Dich nicht brennen, die Nadel wird Dich nicht stechen, und die Kuh kann Dir heute nichts Uebles nach-

reden, Gott sei Dank! — Aber, das sage ich: wenn es mit Dir so weiter geht auch im nächsten Jahr', dann wird es schwer für den Erzähler . . . .

Im Stalle wird ein Kreuz gemacht.

„Das neue Jahr hebt schon gut an", sagte die Kundl auf ihrem Krankenbette. Warum auch muß sie sich mit so hohen Herren einlassen, jetzt ist sie zum Falle gekommen. Am Vorabende der heiligen drei Könige war's, als sie auf den Melkstuhl stieg, um an den Querpfosten der Thür die heiligen drei Könige C † M † B † zu zeichnen. Aber noch war das dritte Kreuz nicht gezogen, so schwankte der einfußige Melkstuhl, die Kundl stürzte zu Boden und verletzte sich den Fuß derart, daß sie in's Bett ging. Da lag sie und commandirte die Weidmagd, welche statt ihrer die Kühe verpflegen und melken musste. Die längste Zeit war sie mit dem lieben Vieh allein im Stalle, sie sprach zu demselben über Eins um's Andere, sie sang ihm auch oftmals was vor, und sie betete für sich, daß der Höllerbauer ob ihrer Bettlägerigkeit doch nicht ungeduldig werden möchte.

Der wurde es auch nicht, sondern schickte ihr die Schmiertraudl zu. Die Schmiertraudl — über die bitte ich wohl keine Späße zu machen — sie ist ein weitberühmter Doktor der Medicin. Nicht als ob sie d'rauf studirt hätte, das könnte Jeder, sogar der Arzt in Lahndorf ist auf einer „Studirschul" gewesen, wie ihm böswillige Leute nachsagen. Nein, die Schmiertraudl hat's von ihrer Mutter, der nun gottseligen Salbenthres, und ihre Mutter, die soll einst dadurch, daß sie sieben Jahre lang keinen Traum aussagte, eine arme Seel' erlöst haben, und darauf soll sie sich eine beliebige Gnade ausbitten haben können, und da soll sie sich die Gnade ausgebeten haben, mit einer grünen Salbe alle Gebrechen der Menschen und Thiere zu kuriren. Hat hernach auch Alle kurirt, die das Vertrauen zu ihr gehabt hatten; und die Anderen hatten eben zu ihr das Vertrauen nicht gehabt. Ihre Tochter, die Schmiertraudl, hat viel herumgeschmiert auf den Gebrechen der Leute und — wie es heißt — Manchen angeschmiert. So war das Vertrauen nimmer da und so konnte die Traudl nimmer helfen.

Auch Kundl's Fuß schwoll immer mehr auf, je dicker sie die Salbe strich. Um sich im Bette die Zeit zu vertreiben, ließ sie sich ihre große blumige Papierschachtel auf die Decke stellen und ergötzte sich an der Musterung ihres Reichthums. Wie es in dem Schatzkästlein einer Dorfmagd aussieht? Sie lässt Niemand gern hineinschauen, ihr Schatz ist zwar nicht leicht zu stehlen, aber er ist zu entheiligen durch Blick und Wort. Schöne, fromme Sachen sind da: ein Amulet und eine Rosenkranzschnur von der Mutter; das Amulet ist ein im Viereck zusammengefaltetes Leinwandbild, auf welchem in bunten Farben die hilfreichsten Heiligen des Himmels stehen. Die Sach' ist hoch geweiht! Die Kundl hält das in Ehren, sie meint, der Weihe wegen, wird sich kaum bewusst, daß ihr dieses Stück verschlissener Leinwand nur als Andenken an die Mutter so heilig ist. Bauersleute hängen eben all ihr besseres Fühlen und Sinnen und Ahnen, es mag noch so irdisch sein, an den Cultus ihrer Religion. — Ferner besitzt die Kundl in ihrem Schatzkästlein allerlei Gebänder und verblasste Rosen aus Papier. Die Mutter ist

einmal jung gewesen und hat solche Zier getragen auf ihrem lebensfreudigen Leibe. Zwischen den Rosen liegt eine blutrothe Kerze, die hat die Mutter in der Hand gehalten, als sie starb. Daneben, gut verwickelt, sind etliche Geldstücke vom Vater, dem Essemeister drüben in Rantenbach. Ferner sind da zierliche Goldringlein mit eingelegten Rubinen, die nur so lange echt sind, als sie in dieser Schachtel liegen; zeige sie fremder Leute Augen, und auf der Stelle sind sie Tand aus Messing und rothem Glase. Verschiedenerlei Burschenspenden, als Herzen und Reiter aus Lebzelten, und Anderes, was man so gibt, wenn man mit „Einer anbandeln" will, sind da. — Und als die Kundl in ihrem Herumkramen auch an das Würzelchen stieß, das in Silberpapier gewunden war, und das sie vom Micherle hatte, fiel es ihr ein: 'leicht hilft das für den bösen Fuß! Im Grunde glaubt sie's doch nicht, daß das Schleider-Micherle so schlecht sein könne und dieses Ding ein verhextes Lichtzeug wäre zum Häuserausrauben. Sie lässt's wohl gelten, daß eine Wunderkraft drinnen steckt — so kann es doch etwan den Fuß heilen.

Mit vieler Mühe strich sie das zähe Stängelchen auf ein Pflaster und legte es auf den schmerzhaften Fuß.

Es kamen mancherlei Leute in den Stall, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen; die Weiber wussten allerlei guten Rath, die Männer wussten gar nichts, sondern trachteten ihr nur die Zeit zu vertreiben. Sie bedankte sich schön für den guten Willen.

Eines Tages schlich auch das Schleider-Micherle zur Thür herein.

„Ich thät' Dich halt doch auch gern einmal heimsuchen, Kundl", redete er sie an.

Sie gab ihm keine Antwort.

„Kann ich Dir was helfen Kundl?"

„Nicht vonnöthen, helf' mir schon selber", gab sie zurück. „Aber — weil Du schon da bist, einen Gefallen kunntst mir thun."

Da huschte er zu ihrem Bette.

„Ein Bissel hinaufsteigen sollst mir da", sagte sie, „thät's gern sehen, daß Du mir das Kreuz machst."

„Das Kreuz machen? ich? ja, wo denn?"

„Auf der Thür dort. Die heiligen drei Könige haben um ein Kreuz zu wenig. Bin zu früh heruntergerumpelt. Da hast die Kreiden, steig auf den Block, aber gib Achtung!"

Er that, wie sie sagte, zeichnete neben den Balthaser hin ein scharfes, regelrechtes Kreuz. „So!" sagte er hernach und sprang flink auf den Boden herab, „jetzt hat Jeder sein Kreuz, wie's der Brauch ist. Du hast auch eins, Kundl, und — das möcht' ich Dir tragen helfen."

„Du wohl, Du!" spottete sie, „Deine Salben macht mir den Fuß eher schlechter, als besser!"

„Meine Salben? Wie meinst das?"

„So will ich Dir's gleichwohl sagen, daß ich Dein Wachsstangel oder was es ist, auf meinen Fuß gestrichen hab'."

Das Micherle war sehr verwundert. Das Stangel im Silberpapier, das sie ihm nicht zurückgegeben hatte?

„Jesses, Kundl!“ versetzte er dann, „wenn Du dasselbig Ding auf Deinen Fuß hast geschmiert, da hast was Sauberes angestellt!“ Er hub an zu kichern.

„Was lachst denn?“ fragte sie.

„Jetzt kriegst Haar, Kundl“, sagte er und das fruchtlos verhaltene Lachen schüttelte das ganze Micherle, „jetzt kriegst einen Bart auf dem Fuß. Dieselbige Salben“ — er war vor Lachen nicht im Stande, weiterzusprechen.

„Wird doch heilig kein verhextes Zeug sein!“ rief das Mädchen aufgeregt.

„Ja freilich wohl, freilich“, gröhlte das Micherle, „dasselbig Stückel ist —“

„Jesus Maria!“ schrie die Kundel, richtete sich auf und starrte dem Burschen in's Gesicht, „jetzt auf der Stell' sag's, was Du für Schlechtigkeiten hast! Ist's leicht doch eine Rauberkerzen?!“

„Hi hi, dasselbig Stückel ist eine Bartwuchspomade. Auf dem Mareiner Kirchtag hab' ich's kauft.“

In dem Mädchen gingen verschiedene Dinge vor. Zuerst war sie froh daß dieses silberige Würzelchen so harmlos war. Dann war sie erbost über ihre eigene Täuschung und Lächerlichkeit, und endlich hub sie an und höhnte den Burschen. Das Micherle war ganz weinerlich und lächerlich. Er bat die Kundl, daß sie es ihm nicht für Uebel halten möge, sie allein wäre die Ursache, weswegen er gerne einen Bart hätte. Er wüßte, die Mädel hätten nichts lieber als so was. Aber ihm wolle halt nichts wachsen, er könne selber nicht dafür. Und so habe er's mit der Pomade probiren wollen.

„Und hat sie nicht geholfen?“

„Wie kann's mir denn helfen, wenn's auf Deinem Fuß pickt! — Daß ich's behalten hätt, das hat mir das Gewissen nicht zugelassen, weil's — weil's von Deinem Geld ist.“

Die Kundel besann sich. „Weißt, Micherle“, sagte sie dann, „jetzt weil die Salben schon einmal auf meinem Fuß ist, so soll sie im Gottsnamen d'rauf bleiben.“

„Na, wenn Du vermeinst! Aber, wenn man's bedenkt, der Bart, was hilft er Dir denn auf dem Fuß?“

„Du bist so viel närrisch, Micherle. Die Salben magst aufstreichen, wo Du willst — kein Haargrandl wachst Dir desweg, geschweigens ein ganzer Schnauzbart. Da thät' ich ein ganz anders Mittel wissen!“

„Ich auch“, sagte der Bursche, „alleweil hab' ich's gehört sagen: vom Busserlgeben wachst der Bart. Meinst, Kundl, sollt' ich das Mittel probiren!“

— Probiren kann man's ja; hilft's nicht, so schad't's nicht. — Gesagt ist das nicht worden, vielleicht gedacht. In solchen Dingen darf man das Aeußerste nie klarstellen. Authentisch ist nur das hier oben angeführte Gespräch zwischen beiden Leutchen, welches halb im Spaß halb im Ernst am 12. Jänner 1878 Abends in dem Stalle des Höllerbauern geführt wurde. Junge Bauersleute sind so viel eigen, man

kennt sich bei ihnen nicht aus, sie trotzen sich und narren sich, und haben es doch unter Einem Hütel!

Des Weiteren ist von diesem 12. nur noch zu berichten, daß plötzlich die Stallthür aufging und vor dem Krankenbette der Höllerbauer stand.

„So!" sagte er, „ist das ein Kranksein? Du legst Dir saubere Umschläge auf, Kundl! 's wird schon helfen, ei ja! und ich verhoff', daß in'n paar Tagen Dein Fuß so weit gesund sein wird, daß Du um ein Häusel weiter gehen kannst. Ich hab' Dir lang' zugeschaut, wie Du mit den Mannsbildern herumgalsterst (schäkerst), aber jetzt ist's mir zu viel. Thuts Euch nit weiter geniren, ich geh schon wieder."

Und er ging. Die Leutchen blieben zurück und schauten sich an.

„Ich bins Schuld", sagte endlich das Micherle, „so packst jetzt zusamm' und gehst in mein Häusel".

„Was bild'st Dir denn ein?" rief die Kundl, „soweit sind wir zwei noch lang nicht. Ich brauch' den Höllerbauer nicht und brauch' Dich nicht. Das wär'!"

Und als sie allein war, die arme Dirne mit ihrem kranken Fuß, der sie festhielt an der Stelle, wo sie seit Kind auf gelebt und nun so plötzlich fremd geworden war, da weinte sie. Nicht so sehr, weil sie fort sollte und ihr Brot wo anders suchen, als vielmehr, weil sie der Höllerbauer, ihr Ziehvater, für schlecht und undankbar hielt. — Sie war's vielleicht, vielleicht auch nicht, sie war sich so viel unklar. — „An Allem Ursache ist doch diese verschwefelte Schnauzbartsalben."

In derselbigen Nacht hatte sie Fieber. Und am Morgen, als die Weibmagd kam, um die Kühe zu melken, war das Bett der Kundl leer. Leer, auch gar nicht mehr warm.

Gleich war's bekannt im ganzen Hause, die Kundl wäre durchgegangen. Der Höllerbauer zuckte die Achseln: er gehe ihr nicht nach. Sie hat sich doch nur verstellt, um nicht arbeiten zu müssen. Wer einen kranken Fuß hat, der kann nicht davonlaufen. An diesem Mädel hat man sich sauber geirrt; da hat man sie alleweil für eine Fleißige und Sittsame gehalten und jetzt ist das so Eine!

Seit vierzehn Tagen weiß kein Mensch was von der Kundl.

Die Vereinigten Staaten und Mexiko.

Von
Ferdinand Moos,
Vice-Consul.

In der neuesten Zeit ist der Anspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, „daß den Vereinigten Staaten die ausschließliche Hegemonie auf dem ganzen amerikanischen Kontinent, mit den dazu gehörigen Inselgruppen gehöre" seitens der Regierung in Washington wieder lebhaft betont worden. Die Depeschen,

welche der Staatssekretär, Mr. Blaine, in der Angelegenheit zwischen Chile und Peru nach Lima und Santiago, sowie in der Panama-Kanal-Angelegenheit nach London geschickt hat, fußen alle auf dem Anspruch der „Monroe-Doktrin.“

Für den unbefangenen Beobachter handelt es sich in allen diesen Fällen nicht um vorübergehende, von dem Ehrgeiz politischer Persönlichkeiten aufgeworfene Fragen, sondern um die ernsten Symptome einer ganz normal verlaufenden politischen Entwicklung. Diese Entwicklung wird weiterschreiten, ohne an das Auftreten dieser oder jener Persönlichkeit gebunden zu sein.

Die Vereinigten Staaten haben einen neuen wichtigen Abschnitt ihrer geschichtlichen Entwicklung hinter sich. Die Kriegsperiode, mit allen ihren Folgen, ist abgeschlossen; das Werk der Reorganisation vollendet. Die südlichen Staaten sind wieder fest eingefügt in das Gesammtgebilde; die gesellschaftliche, finanzielle und geschäftliche Ordnung ist wieder eingelenkt in die, den Verhältnissen Nordamerika's entsprechende Bahn. Die Bundesfinanzen sind geordnet und die öffentliche Schuld bedeutend vermindert.

Bereits das Ende der Präsidentschaft des Generals Grant deutete diesen Abschluß an. Die Hayes'sche Administration hat die Verhältnisse völlig zurechtgerückt und die gegenwärtige Regierung des Präsidenten Arthur sieht sich neuen Aufgaben gegenüber.

Schon General Grant hatte den Charakter dieser neuen Aufgaben erkannt. Sie lagen wesentlich in dem Bereich des Staats-Sekretariats (des Auswärtigen Amtes), denn in allen inneren Angelegenheiten sind die Einzelstaaten und die Bevölkerung Herren der Situation und ihrer Aufgabe gewachsen.

Die Vereinigten Staaten hatten, während des Bürgerkrieges, ihre früher sehr bedeutende Handelsflotte ganz eingebüßt; den bedeutenden Handel, den sie früher mit Süd- und Central-Amerika getrieben hatten, gleichfalls. Um überhaupt Einnahmen zu haben, wurden fabelhaft hohe Zölle erhoben, die, anfangs sehr drückend, der Regierung bedeutende Summen zuführten, die Abschaffung der direkten Steuern ermöglichten und das Wachsthum der einheimischen Industrie begünstigten. Der letzte Umstand, die mit ihm zusammenhängende massenhafte Einwanderung, die beispiellose Prosperität auf allen Gebieten — das waren Vortheile, welche für den Verlust der Handelsflotte, des südamerikanischen Handels und anderer Dinge überreichlich entschädigten.

Nach der vollzogenen Reorganisation liegt aber für die Vereinigten Staaten kein Grund mehr vor, auf die Wiedergewinnung der Handelsflotte, des südamerikanischen Handels und des mit alledem zusammenhängenden politischen Einflusses noch weiter zu verzichten.

Schon seit Jahren verlangen gewichtige Stimmen eine vollständige Reorganisation der Kriegsmarine, von der sie mit Recht behaupten, daß sie nur aus alten Schiffen veralteter Systeme bestehe, nicht im Stande sei, auch nur der Flotte einer Macht dritten Ranges die Spitze zu bieten. Jedenfalls wird mit Hochdruck darauf hin gearbeitet, die Regierung und den Kongreß zur Schaffung einer neuen leistungsfähigen Kriegsmarine zu veranlassen.

Handelsverbindungen mit Central- und Süd-Amerika werden von den Amerikanern seit einigen Jahren energisch angestrebt; man darf behaupten, daß sie auf diesem Gebiet seit 1879 mehr Anstrengungen und Erfolge aufzuweisen haben, als in den 1879 vorausgegangenen fünfzehn Jahren.

Jedes Jahr taucht in den Zeitungen das Gerücht auf, die Vereinigten Staaten hätten die eine oder die andere westindische Insel angekauft. Im Jahre 1880 hieß es so von den dänischen Inseln St. Thomas und Santa Cruz. Wie es sich nun mit der Entstehung des Gerüchtes verhalten mag, jedenfalls haben die Amerikaner große Neigung, nicht blos eine Insel, sondern sämmtliche Antillen zu erwerben. Sollte die Regierung in Washington jemals in die Lage kommen, den Kongreß um Bewilligung der zum Ankauf nothwendigen Geldmittel anzugehen, so würde der Kongreß fest einstimmig jede auch noch so hohe Summe bewilligen. Die Nation würde dazu Beifall rufen.

Es gehört jedoch nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, die Politik der Vereinigten Staaten in Central- und Süd-Amerika eingehend zu besprechen. Es soll nur auf einige Schatten hingewiesen werden, welche den Ereignissen vorausgehen. Es würde der amerikanischen Politik im gegebenen Falle auch nicht an Energie fehlen.

Im Jahre 1873 war der Krieg mit Spanien um den Besitz der Insel Kuba so gut wie beschlossen. General Grant wollte die „Virginius-Affaire" zum Anlaß benutzen, seinen Namen mit der Erwerbung dieser Perle der Antillen zu verbinden. Blos der Zustand der Flotte und der Hinweis des heutigen Unterstaats-Sekretärs, Mr. Bancroft Davis, daß der Krieg, die Anschaffung neuer Schiffe &c. die damals noch in der Regelung begriffenen Finanzzustände schwer schädigen würde, soll den Krieg verhindert haben. Wahrscheinlich haben noch andere Einflüsse diese Mahnung unterstützt.

Mehr als irgend ein anderes Reich in der Geschichte, von den Eroberungen Alexanders und Karls V. abgesehen, sind die Vereinigten Staaten, in dem kurzen Zeitraum ihrer Geschichte, an territorialer Ausdehnung gewachsen. Man sollte das wohl im Auge behalten, denn das phaenomenale Anwachsen ist die hervorragendste Thatsache in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Liegt ein Grund vor, anzunehmen, daß dies in Zukunft anders sein wird? Man führt die Einwanderung als Grund des schnellen Anwachsens an. Die Einwanderung dauert in größerer Anzahl fort und man müßte also von dem Fortdauern der Ursache auf die Fortdauer der Wirkung schließen. Allerdings ist in den Vereinigten Staaten Platz genug für mehr als hundert Millionen Einwanderer vorhanden. Aber es fragt sich, ob der Charakter der amerikanischen Bevölkerung, namentlich der Grenzbevölkerung, sich eine derartige Selbstbeschränkung auferlegt; ganz abgesehen von den Absichten der Politik.

Nach Westen und Osten bildet das Weltmeer den Abschluß des Gebietes der Vereinigten Staaten. Im Norden stoßen die letzteren an das unter der Oberhoheit der britischen Krone stehende Kanada.

Kanada ist ein gutorganisirtes, regelmäßig fungirendes, gesundes Staatengebilde, das, alles in allem genommen, der politischen Einsicht und Regierungskunst Englands das beste Zeugniß ausstellt. Es besitzt ein eigenes Parlament, äußerst liberale selbstständige Einrichtungen, eine thatkräftige Bevölkerung, die an Energie den Amerikanern nicht nachsteht, und eine eigene Einwanderung, insofern als dieselbe sich von Europa direkt nach Kanada zieht und fast völlig frei ist von den weniger werthvollen Elementen der amerikanischen Einwanderung. Wäre Kanada bedeutender und politisch stärker, so wären in seiner tüchtigen Bevölkerung und seiner guten Organisation die Vorbedingungen gegeben zu einem Staatswesen, das sich auf demselben Boden seinem Nachbar zur Seite stellen könnte. -- Indessen geht der Zug des amerikanischen Charakters nach Süden und Westen, so daß Kanada schon deßhalb, abgesehen von seiner Organisation, als unverrückbare Grenze betrachtet werden darf.

Fassen wir nun die Lage desjenigen Landes ins Auge, das gegenwärtig, auf dem Festland, die Südgrenze der Vereinigten Staaten bildet.

Mexiko ist ein seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts politisch selbstständiges Land. Zuerst, gleich nach der Trennung von Spanien und nur auf zwei Jahre Kaiserreich, hat es sich die republikanische Staatsform zugelegt und ist seitdem, bis zum Jahre 1876, der Schauplatz fast ununterbrochener Bürgerkriege gewesen. Im Jahre 1876 machte das energische und glückliche Auftreten des Präsidenten, General Porfirio Diaz, den inneren Unruhen ein Ende und schaffte geordnete Zustände. Der Hauptzug der Politik des Generals Diaz war die Anlehnung an die Vereinigten Staaten, die, anfänglich vielleicht nur auf kurze Dauer berechnet, doch später den wichtigsten Theil seines Programms ausfüllte. — Um diese Thatsache zu erwägen, müssen wir uns einen geschichtlichen Rückblick erlauben.

Die Ironie der Thatsachen drängt sich in dem Umstand auf, daß es der einsichtsvollste, staatsmännisch begabteste und energischste Mann war, der jemals das Amt eines mexikanischen Präsidenten bekleidete, der Texas und Kalifornien gegen die Vereinigten Staaten vertheidigte und im ungleichen Kampfe verlor. Santa Anna hatte die Gefahr, die seinem Lande von den Vereinigten Staaten drohte, klar erkannt und die Geschichte wird ihm den Ruhm lassen, daß er Alles gethan hat, um derselben gleich im Anfang zu begegnen. Er hatte das Recht und heroische Tapferkeit auf seiner Seite, aber das Instrument, mit dem er sich vertheidigen sollte, zerbrach ihm in der Hand oder versagte von vornherein.

Man hätte denken sollen, daß diese bittere Lehre der eigenen Geschichte einigermaßen beherzigt worden wäre. Denn wer die Mittheilungen der mexikanischen Friedensunterhändler an ihre Regierung (in Mexiko) aus der damaligen Zeit liest, der mag sich wundern, daß so viel gute Rathschläge nutzlos verhallt sind. Die Kräfte des Landes wurden im Parteihader vergeudet. Das Kaiserreich Maximilians bot eine kurze Unterbrechung. Es stellte den Versuch dar, europäische Einflüsse in Mexiko zur Geltung zu bringen; ein Versuch, der die großen Fehler

hatte, daß er eine in Mexiko unpopuläre politische Form besaß und aufgezwungen werden sollte. Zwei Fehler, an denen der Versuch zu Grunde gegangen ist.

Es ist begreiflich, daß der damalige Präsident der mexikanischen Republik, Benito Juarez, sich lieber an die Vereinigten Staaten anlehnte, die ihn in seinem Feldzug gegen das Kaiserreich stets unterstützt hatten, als an europäische Regierungen. Er befand sich zudem in einer gewissen Zwangslage, denn die Regierungen Europas standen ihm fast alle feindlich oder indifferent gegenüber.

So opportun diese Politik, die Anlehnung an die Vereinigten Staaten, im Anfang gewiß war, so nachtheilig musste sie sich später unter veränderten Verhältnissen erweisen, denn das selbstlose uneigennützige Vertrauen ging blos von Mexiko aus; die Vereinigten Staaten begehrten nur. Die zehn Millionen Einwohner Mexikos sind, ohne Unterschied der Abstammung, durchdrungen von dem Gefühl ihrer Nationalität und eifersüchtig auf die Wahrung derselben bedacht. Jeder Schritt der Regierung wird in diesem Sinne eifersüchtig kommentirt und die Furcht vor einer Annexion seitens der Vereinigten Staaten ist in Mexiko allgemein verbreitet.

Man kann behaupten, daß es kein Volk auf der Welt gibt, von dem so unrichtige Anschauungen verbreitet sind, als von dem mexikanischen Volke. Der Mexikaner ist arbeitsam, wo immer er Gelegenheit zur Arbeit findet, genügsam, intelligent, gastfreundlich mit einem gewissen chevaleresken Anstrich, ein guter Patriot und friedliebend. Das sind alles Eigenschaften, die ein Volk groß und bedeutend machen können, wenn es gut geführt wird. An der langen Periode der inneren Anarchie, die nunmehr abgeschlossen ist, trägt das mexikanische Volk keine Schuld. Es waren die Generäle, die Offiziere, die Advokaten, die Literaten, deren ungezügelter Ehrgeiz die Konsolidation der inneren Verhältnisse Mexiko's früher verhindert hat. Sie bildeten eine Klasse von Leuten, die gewissermaßen zwischen dem Volke und der wohlhabenden und guten Gesellschaft stehend, sich als die Freunde und die berufenen Führer des Volkes geberdeten, auf diesem Wege zu Macht und Einfluß gelangten und alsdann weder dem Volke noch der Gesellschaft Nutzen brachten.

Es ist das hervorragende Verdienst des Generals Porfirio Diaz, daß er die Macht dieser Kreise mit starker Hand zerbrach. Er stellte die Herrschaft der geschriebenen Gesetze wieder her, er organisirte die Regierung, schuf ein fast vollständig neues, gut ausgerüstetes Heer, verbesserte die Communikationen des Landes und stellte in allen Verhältnissen das seit Jahrzehnten geschwundene Vertrauen wieder her.

Die Leistungen des bedeutenden Mannes können gar nicht hoch genug geschätzt werden; umsomehr als er bei seinen Reformen im eigenen Lande mit einer blinden weitgehenden Opposition zu kämpfen hatte. Es ist bereits gesagt worden, daß die Anlehnung an die Vereinigten Staaten ihm anfangs gewissermaßen vorgeschrieben war.

Als General Diaz die Präsidentschaft antrat, und als er sich eben anschickte, das zerrüttete Heer neu zu schaffen, da machte die Regierung in Washington

Versuche, an der Nordgrenze Schwierigkeiten zu schaffen. Der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, General Grant, machte die mexikanische Regierung einseitig für die Indianerunruhen an den Grenzen verantwortlich und schickte den General Ord mit einer nicht unbedeutenden Truppenmacht an den Rio Grande. General Ord hatte Befehl, auf mexikanisches Gebiet zu marschiren und führte diesen Befehl in der That auch aus.

Es waren also alle Voraussetzungen eines Zwistes, eines Krieges erfüllt. Der Krieg wurde auch blos durch das ungemein vorsichtige Benehmen des an der Grenze kommandirenden mexikanischen Generals Trevino und durch die kluge Haltung des Präsidenten, General Diaz, verhindert. In den letzten Tagen hat die „New-York Times“ eine Reihe von Aufsätzen über die damalige Lage veröffentlicht, die, wenn sie auch als eine Mischung von Dichtung und Wahrheit angesehen werden müssen, doch soviel Thatsächliches enthüllt haben, daß die Absicht des Generals Grant, damals gegen Mexiko agressiv vorzugehen, kaum noch bezweifelt werden kann.

Die damaligen Unterhandlungen zwischen dem General Diaz und dem amerikanischen Gesandten in Mexiko, Mr. Foster, scheinen die Regierung in Washington überzeugt zu haben, daß es einen friedlichen Weg gäbe, auf dem mehr zu erreichen sei, als durch militärische Maßnahmen. In jener Zeit wurde auch der vielbesprochene Bericht des Gesandten, Mr. Foster, publizirt, worin er auf die hervorragende Stellung der Deutschen in Mexiko hinwies, sie seinen Landsleuten als ihre „wahren Konkurrenten“ zeigte und die Amerikaner zu gesteigerten Anstrengungen aufforderte. Bald las man in den Zeitungen von großartigen Eisenbahnkonzessionen, welche die mexikanische Regierung an zahlreiche amerikanische Gesellschaften vergeben hatte.

Im Winter 1879—80 wurde der inzwischen von der Präsidentschaft zurückgetretene General Grant von der mexikanischen Regierung eingeladen, Mexiko zu besuchen. General Grant nahm die Einladung an und wurde in Mexiko fast wie ein Triumphator empfangen. Es wurden ihm und dem General Sheridan zu Ehren militärische Revuen, Bälle und mehrere öffentliche Festlichkeiten veranstaltet.

Bald nach seiner Abreise vermehrten sich die an Amerikaner ertheilten Konzessionen zum Bau von Eisenbahnen, zur Anlage industrieller Etablissements &c., und in dem Jahre 1880 und 1881 hat in Mexiko, namentlich in den größeren Städten, eine wahre Einwanderung aus den vereinigten Staaten stattgefunden.

Der Nachfolger des Generals Diaz auf dem Präsidentenstuhl, General Manuel Gonzalez hat die Politik seines Vorgängers fortgesetzt und viele gute Einrichtungen getroffen.

Ein unbefangener Rückblick auf das mexikanische Regierungssystem, seit dem Jahr 1876, liefert den Beweis, daß die Regierung große und erfolgreiche Anstrengungen gemacht hat, alle Zweige der Verwaltung zu reorganisiren, die Macht der Centralgewalt zu befestigen und dem Lande Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dies Streben ist ihr in hohem Grade gelungen und auch die günstigen wirth-

schaftlichen Verhältnisse sind nicht zum geringsten Theile das Verdienst der Regierung.

In Mexiko erkennt man diese Verdienste auch an und nur in einem Punkte sieht man mit einer Art von Beunruhigung auf die Politik der Regierung: dieser Punkt ist der wachsende Einfluß der Amerikaner in Mexiko. Unzweifelhaft ist genügender Grund zur Beunruhigung des Nationalgefühls vorhanden und der Volksinstinkt scheint dieses Mal der Politik der Regierung voraus.

Die oberste Aufgabe jeder Regierung ist die Erhaltung der politischen Selbstständigkeit und der Integrität des Territoriums. Man würde der mexikanischen Regierung schweres Unrecht anthun, wollte man bestreiten, daß sie dieses Ziel im Auge habe. Jedoch gehört kein großer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß sie sich in der Wahl der Mittel vergriffen hat. Die Aufgabe jeder mexikanischen Regierung muß es sein, ein freundschaftliches Verhältniß mit den Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten; sie hat sogar die Pflicht, zu diesem Zwecke die größten zulässigen Opfer zu bringen. Aber sie hat auch die Aufgabe, sich auf die Möglichkeit einer Katastrophe vorzubereiten und sich Stützen für einen solchen Fall zu schaffen. Die beste Handhabe zur Schaffung solcher Stützen bietet unzweifelhaft der äußere Dienst der Regierung, als dessen Chef gegenwärtig Herr Ignacio Mariscal, Minister des Auswärtigen, fungirt. Herr Mariscal ist einer der einsichtsvollsten Mexikaner und ein Minister aus der Schule Juarez'. Wie jener, so kennt auch Mariscal nur e i n e in Betracht kommende äußere Macht: die Vereinigten Staaten. So kommt es denn, daß Mexiko selbst heute noch keinen diplomatischen Vertreter in London hat, obgleich Großbritannien eventuell als eine der stärksten Stützen Mexikos in Betracht kommen könnte. Man hat sich in Mexiko, trotz der Einladungen des britischen Unter-Staatssekretärs, Mr. Dilke, noch nicht dazu verstanden, ein kleines Opfer zu bringen, um späterhin vielleicht ein größtes Opfer dadurch zu vermeiden. Die Wiederanknüpfung diplomatischer Verbindungen mit Großbritannien wäre eine leicht auszuführende Sache, denn die auswärtige Schuld Mexikos, an der England betheiligt ist, wäre kein ernstes Hinderniß. Wäre diese Aufnahme diplomatischer Beziehungen erfolgt, so würde heute englisches Kapital in Mexiko arbeiten, anstatt der amerikanischen Spekulation. —

Mit Spanien, Italien, Frankreich und dem Deutschen Reich bestehen zwar diplomatische Verbindungen, dagegen vermisst man in allen diesen Ländern ernsthafte und nachhaltige Versuche, Kenntnisse über mexikanische Verhältnisse zu verbreiten und dem Lande Sympathieen zu erwerben. Die Regierung wird diesen Fehler zu würdigen wissen, wenn sie, beim Eintritt einer Katastrophe, ihre isolirte Stellung erkennt.

Von deutschem Standpunkte aus kann man den Ereignissen, „die ihre Schatten vorauswerfen", mit kühler Ruhe entgegensehen. Der nächste Sieg, den die Amerikaner sich in Mexiko holen werden, ist voraussichtlich der Abschluß eines günstigen Handels- und Zoll-Vertrags. Nun gibt es zwar in Mexiko eine sehr zahlreiche und angesehene deutsche Handels-Kolonie, allein dieselbe handelt zum größten Theil mit ausländischen Waaren.

Außerdem ist, trotz des verhüllten Ernstes der Lage, kaum zu erwarten, daß wichtige Ereignisse eintreten werden vor der nächsten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten, im Jahre 1884. Die Chancen derselben sind bis jetzt noch ganz unberechenbar und nur im Fall der Wahl des Mr. Blaine, der eben so energisch gegen England und Chile aufgetreten ist, der allenthalben als Mann der „Aktion" gilt, zum Präsidenten, würde die Situation an Klarheit gewinnen. Indessen, jede Regierung der Vereinigten Staaten, jeder Präsident würde sich am Rio Grande dieselbe Aufgabe stellen. Eine Differenz kann nur in Bezug auf das Tempo der Politik und die Wahl der Mittel eintreten. Darüber kann kein Zweifel bestehen und schon jetzt machen mexikanische Stimmen ihre Regierung darauf aufmerksam, daß sie gut daran thäte, sich darüber klar zu werden und sich bei Zeiten vorzusehen.

Was uns in Deutschland anbetrifft, so wird es uns immer ein hohes Interesse bieten, den Gang der Entwicklung zu verfolgen.

Das Zodiakallicht,

bestehend aus Kometentrümmern.

I.

Die Bahnen von Kometen werden im Allgemeinen durch fünf sogenannte Elemente bestimmt; es sind dies die folgenden:

1) die Neigung der Bahnebene gegen die der Ekliptik oder die Ebene der Erdbahn;

2) der aufsteigende Knoten, d. h. derjenige Punkt, in welchem der Komet durch die Ekliptik von deren Südseite nach der Nordseite hindurchgeht, besser gesagt die Richtung der entsprechenden Verbindungslinie zwischen Sonne und Komet, den Richtungswinkel vom Frühlings-Aequinoctium abgezählt;

3) der Winkel zwischen dem Punkte des Perihels und dem aufsteigenden Knoten;

4) die Entfernung des Kometen von der Sonne zur Zeit seiner Sonnennähe, d. h. den kürzesten Abstand von der Sonne, diese Entfernung in Theilen der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne ausgedrückt;

5) Die Zeit des Durchgangs durch die Sonnennähe, kurz die Epoche genannt.

Diese Stücke, mit deren Aufzählung ich den geneigten Leser behelligen musste, reichen aus, so lange der Komet eine Parabel beschreibt, oder eine Ellipse, deren große Axe gegen die kleine unendlich groß ist. So oft es gelingt, dafür ein endliches Verhältniß festzustellen, wie bei den Planeten, muß auch noch dieses oder die daraus hervorgehende Excentricität der Bahn als sechstes Element hinzugefügt werden. Letztere ist entweder ein echter Bruch, dann ist die Bahn eine Ellipse, daher eine in sich zurücklaufende Curve mit periodischer Wiederkehr in das Perihel; oder die Excentricität ist gerade gleich 1, der Fall einer Parabel, die, als nicht in sich zurücklaufend, auch keine Wiederkehr bringt; oder endlich, größer

als 1, d. h. eine Hyperbel, ebenfalls ohne Wiederkehr. Die Bewegung in einer Parabel müsste man, weil sie von der Excentricität gerade den Werth 1 verlangt, für überaus unwahrscheinlich halten, und doch ist er in der Praxis der gewöhnliche. Der Grund davon darf hier nicht übergangen werden, zumal er sehr interessant ist. Die Gravitationslehre unterscheidet nämlich die obigen drei Fälle auch dadurch, daß die halbe große Axe der Bahn (gewöhnlich mit a bezeichnet) bei der Ellipse positiv und endlich, d. h. nicht über jedes Maß hinaus groß, bei der Hyperbel negativ und endlich (die Hyperbel also eine Ellipse ist, deren Scheitel einander im Endlichen die convexe Seite zukehren), bei der Parabel aber unendlich groß ist. Wir können aber dieses Unendlich nicht von einem doppelten und dreifachen Unendlich unterscheiden, und deßhalb bleibt für die Parabel ein mehrfaches Unendlich als Spielraum für ihre Genesis übrig. Es wird aber außerdem noch gezeigt, daß bei jedem Himmelskörper, der noch dem Attractionsgebiete unserer Sonne angehört, die lineäre Geschwindigkeit relativ zur Sonne proportional der Größe

$$\sqrt{\frac{2}{r} - \frac{1}{a}}$$

ist, wo r die Entfernung von der Sonne vorstellt. Bei der Parabel wird diese Größe gleich

$$\sqrt{\frac{2}{r}}.$$

daher für große Abstände von der Sonne, für sehr entfernte Gebiete, fast verschwindend klein. Ich sage fast, weil ein völliges Verschwinden doch nur für einen Punkt im Unendlichen eintreten könnte, welcher nicht nur der Anziehungskraft unserer Sonne, sondern auch der aller übrigen Massen des Fixstern-Raumes entzogen sein musste. Es folgt hieraus, wie aus vielem Andern, daß zwar niemals eine Bahn in Strenge eine Parabel sein, wohl aber so ungemein häufig, als wir dies bemerken, von einer solchen in den Beobachtungen nicht zu unterscheiden sein wird. Wir werden so darauf geführt, daß die übergroße Mehrzahl der Kometen, vielleicht alle, ihre Heimat in sehr entfernten Regionen haben, und wenn wir dies von allen, also auch den periodischen, annehmen, so entsteht die wichtige Frage, wie die letzteren Bürger unseres Sonnen-Systems geworden sind.

Zuvor jedoch wird sich der Leser vielleicht noch in Erinnerung rufen, daß auch ein geworfener Körper oder ein Geschoß eine Parabel beschreibt, wenn man von der Wirkung des Widerstandes der Luft absieht, und selbst dann auch da nicht in aller Strenge. Denn dazu würde erforderlich sein, daß in der ganzen Ausdehnung die Schwerkraft in parallelen Richtungen und mit gleicher Stärke sich äußerte, was doch offenbar nicht der Fall sein kann. Bei hinreichend verstärkter Wurfkraft würde das Geschoß eine elliptische Bahn um die Erde herum beschreiben.

Nach dem dritten Keppler'schen Gesetze verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten um die Sonne wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernung von der Sonne, d. h. wie die dritten Potenzen der oben mit a bezeichneten Größe, und wir haben gesehen, daß auch zwischen a und der lineären Geschwindigkeit,

diese wollen wir u nennen, ein Zusammenhang besteht. In der hier üblichen Raum-Einheit, der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne (19,845,000 geogr. Meilen) wird

$$u = 0{,}0669597. \sqrt{\frac{2}{r} - \frac{1}{a}}$$

für den Tag als Zeit-Einheit. Diese einfache Formel giebt sofort einen wichtigen Aufschluß darüber, was zu gewärtigen, wenn ein Körper von großem Volumen, aber sehr lockerem Gefüge, dessen Theile unter sich nur höchst geringe Anziehungskraft ausüben, in unseren, den inneren Theil des Sonnen-Systems, gelangt. Der Kopf der Kometen erscheint uns als ein kugelförmiger Haufen von meist sehr beträchtlichem Durchmesser; ein solcher von 10 000 geographischen Meilen oder 0,0005 der üblichen Einheit ist nichts Ungewöhnliches. Die Theilchen laufen ursprünglich mit gleicher Geschwindigkeit neben einander, in dem Grade aber, als sie der Sonne sich nähern, führt der Umstand, daß r für die verschiedenen Theilchen ungleich groß ist, auch hierin eine Verschiedenheit herbei. Liefen z. B. die von der Sonne abgewandten Theilchen noch bei ihrer Entfernung von der Sonne r = 1,0005 in einer Parabel, was einer Geschwindigkeit u = 0,0121576 oder nahe 5,6 geogr. Meilen in der Secunde entsprechen würde, so würden sich die übrigen Theilchen auf eine Reihe elliptischer Bahnen zerstreuen, deren kürzeste eine Umlaufszeit von wenig über 12 000 Jahren hätte; die mittlere und reichste Partie des Haufens würde eine Bahn von etwa 30 000 Jahren annehmen. Durch ebensolche Betrachtung folgt, daß nur diejenigen Theilchen, welche auch in der Sonnennähe noch in einer Parabel sich bewegen, auch ferner noch eine Parabel verfolgen können, diejenigen aber, welche der Sonne näher sind, in Ellipsen gezwungen werden. Sie können, falls ihnen nicht die Anziehung der Planeten, besonders der größeren, zu Hülfe kommt, unser Sonnensystem nicht wieder verlassen, so daß man im Allgemeinen von denselben bei diesem Vorgange sagen kann: semper aliquid haeret! Dies gilt aber um so mehr, als meist die Planeten ihren Einfluß in demselben Sinne geltend machen, wie wir das eben bei der Sonne gesehen. Einigemal ist gerade der planetarische Einfluß, begünstigt durch starke Annäherung, besonders mächtig geworden, z. B. bei dem Kometen von Biela. Bei der Bildung von Sternschnuppenschwärmen nach Schiaparelli's Theorie spielt gerade die Anziehung der Planeten eine Hauptrolle; die stärkeren Sternschnuppenfälle, wie die des August, des November, des December und andere weniger bekannte stellen sich ein zu den Zeiten, wo die Erde dem Durchschnittspunkte mit einer Kometenbahn nahe kommt. Die Erscheinung zeigt sich im Allgemeinen unter übrigens gleichen Umständen desto glänzender, je näher auch der Komet selbst diesem Punkte zu der Zeit ist. Daher kommt es, daß der Sternschnuppenfall des 13. November nur alle 33 bis 34 Jahre mit auffallendem Glanze auftritt, weil der ihm entsprechende Komet zwischen 33 und 34 Jahren Umlaufszeit hat, ferner, daß die Erscheinung vom 27. November nur alle 7 Jahre sich besonders bemerkbar macht, weil der Komet von Biela nahezu diese Umlaufszeit hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese beiden Novemberfälle erst in histo-

rischen Zeiten, d. h. in verhältnißmäßig neuer Zeit sich gebildet haben, weil die Theilchen nur über einen geringen Theil der Bahn zerstreut sind. Es scheint also, daß die beiden Kometen schon bei ihrem ersten Besuche im Sonnensystem das Schicksal gehabt haben, der Erde oder auch einem anderen großen Planeten sehr nahe zu kommen. Der Sternschnuppenfall vom 10. und 11. August, in Chroniken werden [diese Sternschnuppen die Thränen des heiligen Laurentius genannt, sind nach Leverrier's Ansicht weit älter, weil das Maximum des Glanzes nicht so prononcirt sich zeigt, als bei jenen, also schon eine viel gleichmäßigere Vertheilung über den ganzen Bahnring sich vollzogen hat.

Nach den vorhergehenden Erörterungen dürften wir eine langsamere Bereicherung unseres Sonnensystems an Masse erwarten, was nicht ausschließt, daß zu gewissen Zeiten und auch in historischen die Zufuhr größer gewesen ist, als die durchschnittliche. Dieser Import und Export ist ebenso veränderlich und unregelmäßig, wie der einer Handelsbilanz, jedoch wird für einigermaßen beträchtliche Zeiträume der erstere stets überwiegen.

Hier darf ich nun aber den Einwand nicht unbeachtet lassen, daß eine solche Zunahme der Masse unseres Sonnensystems in den Bewegungen der dazu gehörigen Körper sich verrathen müßte, und zwar durch eine fortwährend, wenn auch äußerst langsame Verkürzung ihrer Umlaufszeiten, sogenannte Accelerationen und andere Anomalien, die aus der Gravitationstheorie nach den bisherigen Annahmen nicht zu erklären wären. Solche Anomalien treten nun aber wirklich auf, und zwar gerade bei denjenigen Körpern, bei denen man sie am ersten erwarten muß, denen von kurzer Umlaufszeit bei dem Mercur, bei unserem Monde und bei den Kometen von Encke und Faye. Bei dem Mercur ist die wirkliche Secularbewegung seines Perihels um 38″ von der theoretischen verschieden. Eine ganz ähnliche Abweichung bei dem bis dahin für den äußersten Planeten geltenden Uranus führte bekanntlich zur Entdeckung des Neptun; daher lag es für Leverrier ganz besonders nahe, die Anomalie bei dem Mercur durch das Vorhandensein eines intramercuriellen Planeten, dessen Masse er auf ein Viertel der Mercursmasse schätzte, zu erklären. Hierbei kann man nun schon nicht weniger wie oben, den Einwand machen, daß eine solche Masse sich doch wenigstens noch habe auch auf die Venus erstrecken müssen. Dem läßt sich aber entgegen, daß diese Wirkung wegen des mittleren Abstandes von dem letzteren Planeten schon an sich weit schwächer ausfallen muß, daß ferner bei einer so nahen kreisförmigen Bahn, wie der der Venus, die gewissermaßen überall Perihel hat, eine etwaige Verschiebung desselben sich sehr schwer erkennen läßt, drittens aber auch eine etwaige Acceleration, wegen der größeren Umlaufszeit. Denn solche Accelerationen können immer nur aus der Vergleichung zweier verschiedener Umläufe bestimmt werden, und es ist offenbar ein sehr großer Vortheil, wenn wegen der Kürze der Umlaufszeit ein Umlauf mit dem hundertsten oder gar tausendsten auf ihn folgenden verglichen werden konnte, wie Letzteres bei unserem Monde möglich war.

Für den intramercuriellen Planeten fand man auch sehr bald einen passenden Namen, Vulcan; „er selbst, leider, war noch nicht zu sehn.“ Darauf war man

aus triftigen Gründen gefasst, statt eines einzigen Planeten deren vielleicht mehrere, aber um so viel kleinere, zu finden, wie dies für den Raum zwischen Mars und Jupiter der Fall gewesen. Auch hier suchte man anfangs nur einen, statt dessen aber hat man über 200 entdeckt, und noch wächst jährlich die Zahl dieser Entdeckungen. Man hat den mittleren Durchmesser der kleinen Planeten auf 20 geogr. Meilen geschätzt; der unserer Erde beträgt 1732 Meilen, woraus folgt, daß 649464, d. h. weit über eine halbe Million, Kugeln von der Größe der kleinen Planeten erforderlich wären, um eine einzige solche vom Kubikinhalt der Erde zu bilden. Zu einem Mercur würden nur 33386 nöthig sein. Der Fläche nach aber verhält sich im Mittel die Scheibe des Mercur zu der des kleinen Planeten wie 1037 zu 1, und es würden unter übrigens ganz gleichen Verhältnissen, wie z. B. gleichem Abstande der beiden Körper von der Sonne und von der Erde, gleicher Reflectionsvermögen für das Licht, auch 1037 Scheibchen wie die des kleinen Planeten erst so viel Licht ausstrahlen, als die eine des Mercur; doch ist der letztere noch mehr begünstigt.

Eine Planet innerhalb der Mercursbahn, müsste, und wenn auch nur $^{1}/_{10}$ so groß, als man angenommen, ziemlich oft vor der Sonne als kleine runde Scheibe, auffallend durch diese Form und durch seine Schwärze sich vor den Sonnenflecken hervorthuend, gesehen worden sein. Nun finden sich allerdings einige Wahrnehmungen über derartige Vorübergänge verzeichnet, aber die Notizen darüber sind sehr dürftig, als wenn die Berichterstatter selbst doch nicht voll den Eindruck eines Planeten-Durchganges bekommen hätten. In einzelnen Fällen hat eine genauere Untersuchung darthun können, daß es ein Meteor war, welcher in beträchtlicher Entfernung, und deshalb langsam, vor der Sonnenscheibe vorüberzog, gewissermaßen Miniaturausgabe eines Planeten. Zuweilen, bei sehr tiefem Stande der Sonne hat wohl gar ein Zugvogel einen Beobachter in Aufregung versetzt. Täuschender noch könnte unter Umständen ein Luftballon werden.

Bedenkt man, daß seit einer Reihe von Jahren die Sonnenscheibe ein Hauptgegenstand der Beobachtungen ist und dennoch das Gesuchte nicht gefunden, bedenkt man ferner die optische Kraft der aufgewandten Mittel, so wird man Folgendes als mindestens möglich anerkennen:

Der gesuchte Planet wird in seiner Wirkung vertreten durch eine sehr große Zahl sehr kleiner, die nur in gewissen Gesammtwirkungen merklich werden, in optischen Erscheinungen und in Störungen und Anomalien in der Bewegung anderer Himmelskörper.

Zu den optischen Erscheinungen zähle ich vor Allem das Zodiakal- oder Thierkreislicht, welches in manchen Ländern an Glanz die Milchstraße übertrifft, für das aber nach ziemlich übereinstimmendem Urtheil eine völlig befriedigende Erklärung noch aussteht. In unseren Breiten zeigt sich das Thierkreislicht in den Abend- und Morgenstunden als ein Lichtkegel, dessen Axe sehr nahe in die Ekliptik fällt (daher die Benennung Thierkreislicht) und dessen Basis durch den unter dem Horizonte befindlichen Ort der Sonne bezeichnet wird. Der Morgen- und der Abendkegel, sie sind indessen selten bei uns wegen des Mondes beide gut sichtbar,

setzen großentheils sich zu einer Ellipse von dem ungefähren Axen-Verhältniß 5 : 1 zusammen. Es ist bemerkenswerth, daß die Sonne nicht die Mitte dieses Raumes einnimmt und dem westlichen Ende näher steht, als dem östlichen, der südlichen Grenze näher, als der nördlichen, oder doch mindestens zu stehen scheint. Es ist aber insofern hier eine Täuschung möglich, als der Theil mit östlicher Elongation am Abendhimmel gesehen wird, der mit westlicher am Morgenhimmel, letzterer aber bekanntlich im Durchschnitt an Klarheit dem Abendhimmel nachsteht. Ferner ist bei uns die Südgrenze die weniger hohe, wird also mehr durch die Dünste des Horizonts beeinträchtigt, als die Nordgrenze. Desto merkwürdiger ist es, daß alle Beobachter, selbst diejenigen, deren Aufmerksamkeit zum ersten Male auf das Zodiakallicht gelenkt wird, übereinstimmend die Südgrenze als die schärfere, weniger verwaschene, erklären. In den Tropen, wo für beide Grenzen der Unterschied in Höhe wegfällt, kann man sich leicht davon überzeugen, daß der betreffende Unterschied auf Wirklichkeit beruht. Ende 1874 und Anfang 1875 haben auf Mauritius Herr Heidorn von der hiesigen Sternwarte und Mr. Burton von der Rodriguez-Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchganges auch Aufzeichnungen des Zodiakallichtes gemacht, unabhängig von einander, aber ganz übereinstimmend, auch in genannter Beziehung. Wie häufig in den Tropen zeigte sich ein heller Kern, von einem blasseren Mantel umgeben. Die östliche Spitze des Mantels hatte die ganz ungewöhnliche, höchst auffallende Elongation von 138° bis 140°, die des hellen Kerns die beinahe noch auffallendere von etwa 115°. Was wir in unseren Breiten zu sehen bekommen, ist wahrscheinlich nur der helle Kern; vom Mantel zeigt sich nur ausnahmsweise etwas, und dann in abnormer Gestalt; unter welchen Verhältnissen, werden wir später sehen. In seltenen Fällen erscheint sogar die Spitze isolirt, sehr oft aber nach der einen oder anderen Seite gebogen. Die hellste Stelle liegt bei uns meist unter 30° bis 35° Elongation oder Winkelentfernung von der Sonne. Die Helligkeit wechselt aber oft ungemein in dem Zeitraume von wenigen Tagen, ohne daß sich dafür immer in den atmosphärischen Verhältnissen eine genügende Erklärung fände. Besondere Veränderlichkeit zeigt der innere Kern auch in seiner Breitendimension. Zuweilen erscheint derselbe nur in Gestalt einer schmalen Linie, zuweilen wird er überhaupt nicht sichtbar. — Die Gesammthelligkeit übertrifft im Allgemeinen die der Milchstraße sehr bedeutend. ja oft um ein Vielfaches. Professor Julius Schmidt zu Athen, der Director der dortigen Sternwarte, beschreibt einmal das Zodiakallicht sechsfach so hell, als die Milchstraße, und in den Tropen wollen sogar zuverlässige Beobachter in neuerer Zeit einen Schatten, hervorgerufen vom Zodiakallicht, bemerkt haben. Es stimmt Dieses ganz zu der Behauptung Weber's in Peckeloh, der dem Zodiakallichte seit vielen Jahren die größte Aufmersamkeit schenkt und eine Zunahme der Helligkeit bemerkt haben will, und dann diese Behauptung sehr gut zu der gleich vorzutragenden Theorie.

Dieser muß ich jedoch eine der Optik entnommene Betrachtung vorausgehen lassen. Von einem concreten Falle uns zu einem allgemeineren erhebend, denken wir uns zunächst einmal unseren Mond bei sonst ganz gleichen Reflexions- und

Beleuchtungsverhältnissen in 4×4×4 oder 64 unter sich gleich große Kugeln umgeformt. Jede einzelne der 64 kleineren Scheiben wird nur $\frac{1}{4\times4}$ oder $^1/_{16}$ so viel Licht reflectiren, als der Mond, da es ihrer aber 64 sind, in Gesammtheit das $\frac{64}{16}$ = oder 4=fache. Ganz allgemein; wenn eine Kugel in n^3 andere umgeformt wird, so steigert sich dadurch bei gleichen Beleuchtungsverhältnissen der Gesammteffect des reflectirten Lichtes auf das n=fache. Davon läßt sich nun eine doppelte Anwendung machen: Theilt man eine Kugel von einem Viertel des Volumens des Planeten Mercur in 50 andere Kugeln, so werden diese so groß, daß sie mit unseren Mitteln vor der Sonne zuweilen sichtbar werden müßten, theilt man sie aber in eine noch größere Zahl, so daß die einzelne nicht mehr auf die Weise als dunkle Scheibe bemerkbar werden kann, so müßten sie durch ihr reflectirtes Sonnenlicht in ihrem Gesammteffect von jeher aufgefallen sein. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß eine solche Masse zwischen Sonne und Mercur wirklich vorkommt.

Zweitens aber: theilt man eine Kugel, deren Kubikgehalt den vierhundertmillionsten Theil von dem des Mercur ausmacht, in lauter Körperchen, von dem Durchmesser, wie man im Mittel die Sternschnuppen, d. h. die festen Bestandtheile der Kometen, annimmt, so wird ein Totaleffect reflectirten Lichtes erreicht, welcher dem des Zodiakallichts im Mittel gleich kommt.

Hierauf gründet sich meine Theorie, daß das Zodiakallicht erst allmälig seine jetzige Helligkeit erlangt hat, indem es sich aus Kometen=Trümmern aufbauete, und daß es zwei Arten von Sternschnuppen giebt. Die Sternschnuppen im engeren Sinne, werden sichtbar durch das Glühen in der Erdatmosphäre, die andern durch ihr reflectirtes Sonnenlicht. Die zahlreichen Belege für diese Behauptung und das Ergebniß einer langen Rechnung, die Mittel zum Prüfen der Hypothese muß ich aber für den zweiten Theil dieses Artikels aufsparen.

Göttingen, im Februar 1882.

W. Klinkerfues.

Die Versuche zur Lösung des Eisenbahn=Concurrenz=Problems

von

Max Maria von Weber.

Vorbemerkung.

Im Folgenden wird der Inhalt eines Manuscripts wiedergegeben, welches M. M. von Weber im Laufe des Jahres 1880 vollendet hatte, welches aber zum Abdruck nicht gelangen konnte, da ihm die Zeit zur Anlegung der letzten Hand an die Arbeit fehlte. Die große Reise nach den Vereinigten Staaten (Mai—August

1880) die er im Auftrage der Königlich Preußischen Regierung unternahm, sowie die sich an dieselbe anschließende umfangreiche Bericht-Erstattung, die er im Wesentlichen erst einige Stunden vor seinem plötzlichen Tode abschloß, erklären es hinlänglich, daß es ihm nicht mehr gelingen wollte, die vorliegende Arbeit so zu revidiren, wie er es mit größter Peinlichkeit, bei jedem noch so kleinen Aufsatze zu thun pflegte. Hiermit wolle es der Leser erklären, wenn er im Folgenden hie und da die dem Verfasser sonst eigene Prägnanz des Ausdruckes nicht in dem Maße findet, wie in den von ihm vollkommen fertig gestellten Werken und wenn wohl auch einigemale gewichtige Momente der Darlegung nicht mit der Ausführlichkeit behandelt sind, die ihrer Bedeutung gebührt. Der Herausgeber hat nicht geglaubt diesen Mängeln gegenüber die Arbeit unterdrücken zu sollen, da dieselbe auch in ihrer jetzigen Form in weiteren Kreisen Interesse erwecken dürfte. Zahlreiche Beilagen zu dem Manuscripte sind hier nicht mit wiedergegeben worden, da sie nur dem Fachmann von Werth sein dürften. Dieselben werden aber einem eventuell zu veranstaltenden Separat-Abdrucke beigegeben werden.

v. W.

I. Geographische Einflüsse auf die Verkehrsgestaltung.

Die Civilisation schreitet mit dem Lichte der Sonne von Ost nach West um die Erde, ihre Ideen und Erscheinungen erstarken und reifen bei dieser Wanderung.

Die uralte Wahrnehmung scheint sich auch am Eisenbahnwesen zu bewahrheiten. Die Lösung seiner großen Probleme, an der die alte Welt sich vergebens versucht hat, wird der neuen voraussichtlich über kurz oder lang, wenn auch erst nach den schweren Kämpfen, in denen das amerikanische Eisenbahnwesen zur Zeit begriffen ist, gelingen. Wie für die Künste und Wissenschaften sind die verschiedenen Völker auch für die Pflege, Manipulation und Entwickelung des Eisenbahnwesens verschieden talentirt.

Was aber für das Individuum die natürliche Begabung ist, das ist, wir wiederholen das öfter Geäußerte hier wieder, für ein Land, ein Volk, seine geographische Lage.

Das Eisenbahnwesen, dieses mächtigste Werkzeug der modernen Civilisation, ist aber kein todtes Instrument, das in typisch gewordener Form von Hand zu Hand wandert, sondern ein lebendiges Organ, das für das individuelle Bedürfniß jedes Volkes die demselben entsprechende Gestalt annimmt.

Den technischen und administrativen Formen, die, ohne den Zeit- und Ortsbedingungen sorgsam angepaßt worden zu sein, von Land zu Land übertragen werden, geht es daher meist wie Pflanzen, die man in ungeeigneten Boden, unzuträgliches Klima überführt. Sie degeneriren entweder oder verkümmern, während die den Bedingungen des Orts und der Zeit entsprechenden, aus diesen selbst heraus, naturgemäß entwickelten Gestaltungen des Eisenbahnwesens demselben überall eine durchaus charakteristische, den Typus der Gesundheit tragende Physiognomie verleihen.

Wie jedem Volke, so sind dem Eisenbahnwesen jedes Landes im Gange der Civilisation bestimmte Aufgaben gestellt, die dasselbe ganz allein einer Lösung zuzuführen vermag, für die es, durch den Volkscharakter, die physikalische Beschaffenheit und die geographische Lage des Landes, dem es dient, ganz specifisch fähig gemacht worden ist.

Wie es daher eine Geographie der Pflanzen- und Thierwelt, der physikalischen, ethnographischen und anderer Erscheinungen giebt, so giebt es hier auch wie wir ebenfalls an anderen Orten schon dargethan haben, eine Geographie des Eisenbahnwesens.

Die Distrikte derselben sind für das kundige Auge eben so präzis geschieden, wie die der Pflanzenformen für den Botaniker, aber die charakteristischen Züge eines jeden derselben werden, mit der reiferen Entwickelung des Eisenbahnwesens und der wachsenden Fähigkeit desselben, dem lokalen Detailbedürfniß Rechnung zu tragen, immer mehr hervortreten.

Daß die Bau-, Betriebs- und Verwaltungsformen der verschiedenen Provinzen der Eisenbahngeographie, deren Gränzen durchaus nicht genau mit den politischen zusammenfallen, in ihrer Verschiedenheit nicht noch weit ausgeprägtere Physiognomieen zeigen, als es zur Zeit der Fall ist, begründet sich in der Jugendlichkeit des ganzen Eisenbahnwesens, die den Dilettantismus mit allen seinen Mißverständnissen und Unklarheiten in dessen Regimente das Wort führen läßt. Diese Jugendlichkeit entschuldigt auch allein die Träumereien von Schematisirungen und Umformirungen der inneren und äußeren Erscheinung von Eisenbahnsystemen, die in allen Existenzbedingungen verschiedenen Verkehrsdistrikten angehören. Solche Tendenzen sind die Hauptfeinde der gesunden Entwickelung des Eisenbahnwesens, in dessen ganzen Bereichen es Nichts auf die Dauer und in weiten Kreisen Normirbares und Fixirbares giebt, als etwa gewisse Dimensionen und Formen jener Betriebsmittel, welche zugleich die Circulations- und Tauschmittel des Eisenbahnverkehrs sind.

Nur in einem Lande, unter einem Volke, dessen geistige Richtung weit abführt von Schema und Norm, konnte das Eisenbahnwesen entstehen und nur in Ländern, die wirthschaftliche und politische Analogieen mit diesem zeigen, nur unter Völkern, wo jedermann das Recht hat nach seiner Façon nützlich sein zu dürfen, kann es alle Phasen ersprießlicher Entwickelung durchlaufen, und seinen letzten Zielen zugeführt werden.

Die historische und physikalische Geographie prädestinirte England zum Vaterland des Eisenbahnwesens. Die von Südost nach Nordwest durch Europa fortrückende Civilisation cumulirte und concentrirte sich auf der kleinen Insel. Frei von störender Nachbarschaft entwickelte sich hier, innerhalb einer, aus den edelsten und kräftigsten Stoffen, angelsächsischen, keltischen und normännischen Elementen gebildeten Bevölkerung, unter Pflege einer schwer errungenen, aber Jahrhunderte alten und wohldisciplinirten Freiheit, ein Volksgeist, der an Produktionskraft und individuellem „Auf sich selbst beruhen," seines Gleichen nicht hatte. An einem langen Littoral, dessen tief in das Land eingeschnittene Aestuarien der

See- und Großschifffahrt gestatteten, bis fast an die Produktionsquellen vorzudringen, reihten sich vortreffliche Häfen in fast ununterbrochener Folge. Das Land war reich an canalisirbaren Flüssen, die ein mildes Klima vor Hindernissen des Frostes fast immer schützte. Und der Boden dieses, für den Weltverkehr geschaffenen Inselreichs, barg fast unerschöpfliche Schätze der Stoffe, auf deren Benutzung die ganze moderne Civilisation sich aufbaut: Kohle, Eisen und Halbedelmetalle. Als das Eisenbahnwesen erschien, war das Land mit einem unvergleichlichen Systeme von Wasser- und Straßen-Kommunikationen bedeckt, das sich aber allenthalben den Ansprüchen eines kolossalen Handels und einer ihm ebenbürtigen Industrie nicht mehr gewachsen zeigte und dessen Nichtgenügen gebieterisch auf neue Mittel der Communikation hindrängte.

Der starke self help des Volksgeistes führte in diesem Lande die die geistige Thätigkeit bevormundenden oder regelnden Einflüsse der Regierung auf ein Minimum zurück, das schaffende Genie war durch keine Kritik amtlicher Mittelmäßigkeit eingeschränkt; zum Produciren des Neuen und Nützlichen bedurfte es keiner behördlichen Genehmigung und dem Erfolge war fast die alleinige Kritik des Schaffens überlassen.

Nur in diesem Lande, wie gesagt, konnte das Eisenbahnwesen entstehen, und in weniger als einem Menschenalter durch eine Reihe überraschender, zum Theil überaus kühner Fortschritte, die Form erhalten, die es zum mustergültigen Werkzeuge des großen, freien Verkehrs machte. Hier nur konnte es durch unablässiges, ungehindertes Neuschaffen, stets auf der Höhe des Zeitbedürfnisses gehalten werden.

Denkt man sich, die Möglichkeit überhaupt vorausgesetzt, das Eisenbahnwesen in einem Lande zur Welt gekommen, wo strenge Bau- und Verkehrsordnungen für die öffentliche Sicherheit väterlich Sorge tragen, wo den neuen, zeugungskräftigen Gedanken die Existenzberechtigung von wohl geprüften, wohlbestellten Staatsfunktionären zugesprochen werden muß, wo die feurig ins Leben strömende, zukunftgestaltende Idee die Erlaubniß zum Sein, zum Wirken erst von ehrwürdigen Collegien erhalten kann, — so würde man statt der gewaltigen Gestalt des Eisenbahnwesens eine verkümmerte Halbnatur haben entstehen sehen. Als das Eisenbahnwesen auf den Continent hinüberschritt, trat es hier in geographische, politische, staatswirthschaftliche Existenzbedingungen ein, die von dem englischen total abweichen und die seine Natur schon wesentlich umgestalteten.

Sein Amt wurde hier ein anderes, complicirteres aber nicht weniger berechtigtes wie dort, und mussten hier neue Anforderungen an dasselbe gestellt werden, so war das gelehrige Werkzeug ebenso ausgiebig im Stande, denselben zu entsprechen wie dort den englischen. Das Eisenbahnwesen fand zunächst auf dem Continente eine Anzahl Länder von ähnlicher politischer Macht vor, die, bis an die Zähne bewaffnet, neben einander standen, deren Staatsleben sich, zum nicht unwesentlichen Theile, auf ihre militärischen Entwickelungen begründete, deren große Armeen die Bevölkerungen dicht durchwuchsen, den meisten Verhältnissen einen militärischen Reflex gaben. Die freiheitliche Entwickelung der meisten dieser

Völker war jung, das individuelle Selbstbestimmungsvermögen weder genügend durch die Form der Erziehung vorbereitet, noch durch die des öffentlichen Lebens hervorgelockt und gekräftigt. Daher war eine starke Tendenz vorhanden, in allen nicht durchaus intimen Angelegenheiten sich an die öffentliche Gewalt anzulehnen, von der Hülfe derselben nicht allein jeglichen und allen Schutz, sondern auch sogar fast ausschließlich die Förderung aller öffentlichen und eines guten Theils der Privatinteressen zu erwarten und ihr die Initiative in fast allen Dingen zuzuschieben, welche etwas mehr als gewöhnliche Kraftaufwände erforderten, oder bei welchen irgend welches Risiko im Spiele war. Der Gemeinsinn, die Opferfreudigkeit für das öffentliche Leben, von denen in England die höchsten Blüthen der Volksexistenz entfaltet, Kunst, Wissenschaft, Wohlthätigkeit im großen Style aus der Selbstthätigkeit des Volkes entwickelt worden waren, hatten in den Staaten des Continents kaum ihre ersten, vom mißverstandenen übelgeleiteten Parlamentarismus schlecht gepflegten Keime getrieben. Das auf den Continent herübergekommene Eisenbahnwesen trat daher hier sofort allenthalben in höherem und niederem Maaße, in der oder jener Form, in den Dienst oder wenigstens unter die Oberhoheit und Aufsicht der Staatsgewalt und dies nicht blos da, wo die Bahnen wirklich dem Staate als Eigenthum gehörten, wie z. B. von Anfang an in Belgien, sondern auch da, wo sie Schöpfungen der aufflackernden Selbstbestimmungsfähigkeit des Volkes und des Selbstvertrauens des Privatkapitals waren.

Der Staat lieh den Bahnen in Nothlagen und zu ihren Finanzoperationen nicht selten den starken Arm seines Credits, aber er legte ihnen auch Gratis- und Vergünstigungs-Leistungen für seine Institute, Armeen, Post und Telegraphie auf, beeinflusste ihre Tracen, Construktionen, Fahrpläne und Betriebseinrichtungen und absorbirte ihre Personale zu Kriegsleistungen. Vornehmlich Physiognomie gebend aber wirkte er auf die Eisenbahnen in zwei Richtungen ein. Zunächst dadurch, daß er die Freiheit der Ins-Leben-Führung des schaffenden Gedankens paralysirte, indem er letztere in der gesammten Technik des Eisenbahnwesens und z. Th. auch in dessen Administrationen von seiner, in höchster Instanz in einer Behörde concentrirten, maßgebenden Kritik abhängig machte, sich zum alleinigen Richter über Gut und Nichtgut in dessen ganzen Bereich aufwarf und so gleichsam die gesammte Eisenbahn-Intelligenz für diese Behörde prärogirte.

Sodann füllte er die Reihen der niederen Eisenbahn-Funktionäre mit ausgebienten Militärs, während zugleich die leitenden Körperschaften mit der Ueberführung höherer Beamten aus anderen Staatsbehörden in dieselben bedacht wurden, deren bisheriger Wirkungskreis oft mit dem Eisenbahnwesen in keinerlei Berührung gestanden hatte.

Die in Frankreich und Deutschland vielfach parallellaufende Einwirkung des Staats auf die Bahnen erfuhr doch hier und dort in mehrfachen, in historischen Hergängen wurzelnden Beziehungen, Modifikationen. Als das Eisenbahnwesen in Frankreich erschien, besaß das schöne Land bereits, wie England, ja vielleicht in höherem Maaße, ein ausgebildetes System von Wasser- und Land-

straßen. Ein großer Theil der Ströme war durch zweckmäßige Bauten regulirt, zahlreiche vortrefflich ausgeführte Canäle verbanden sie; die zahlreichen Häfen des ausgedehnten Littorals waren mit Molen und Leuchtthürmen versehen, die Küstenschifffahrt war durch ein treffliches System von Seezeichen gesichert. Das Land bedeckte ein imposantes, trefflich ausgelegtes Straßen-Netz. An diesen großen Werken der Ingenieurkunst hatte sich seit mehr als einem Jahrhundert ein Corps eminenter Fachmänner herangebildet, dem durch Gründung der Ecole polytechnique, der Ecole des Ponts et Chaussees, der Ecole des mines etc. durch Errichtung des stolzen Corps des ponts et chaussees geistige Concentration und sociale Stellung lange vor dem Auftreten des Eisenbahnwesens gegeben worden war.

Als daher dasselbe im Volksleben Frankreichs auftrat, fand es alle Elemente zu seiner sachgemäßen Pflege vor und der Staat verfügte über ein imposantes Personal hervorragender Fachmänner, das hinreichte, um die gesammte Technik und Administration des Eisenbahnwesens mit kräftigem, weil sachverständigem Einflusse zu durchdringen. Er war daher nicht nur im Stande den Eisenbahngesellschaften aus seinen Mitteln fast ihre sämmtlichen, ausführenden und administrirenden hohen Organe zu liefern, sondern auch eine starke Oberaufsicht über ihr Gebahren zu führen, welcher die ganze Nation volles Vertrauen entgegenbrachte, weil sie in der That von Organen ausging, die die höchste Intelligenz in allen einschlagenden Fächern in sich vereinigten. Er hatte dabei nicht nöthig nach büreaukratisch zwar wohlgeschulten, aber im Eisenbahnwesen ganz unorientirten Kräften in die Bereiche von Behörden hinüberzugreifen, die demselben völlig fernstanden. Im Ganzen war die Mischung der gallisch-romanisch-germanischen Elemente, aus denen Geographie und Geschichte Frankreichs den Nationalgeist der Franzosen zusammensetzten, der wirklichen und wesentlichen Lösung der Probleme des Eisenbahnwesens nicht gemäß.

Denn dieser Nationalgeist begnügt sich fast immer mit der formalen Erledigung der Fragen und in der That sind alle Fortschritte, welche das Eisenbahnwesen durch die Mitwirkung des französischen Geistes in seinem Entwickelungsgange gemacht hat, fast nur administrativer und formaler, aber in dieser Richtung so bedeutsamer Art, daß sie oft fast den Charakter wesentlicher und allgemeiner Förderungen der civilisatorischen Leistungskraft haben. Und wenn auch nicht immer, dem innern Wesen des Eisenbahnsystems congenial, dasselbe zu seinen ersprießlichsten Leistungen führend, sind sie doch stets so unmittelbar aus den Bedingungen des französisch-nationalen Lebens hervorgegangen, so sorgsam den Bedürfnissen und der Physik Frankreichs angepaßt, daß sie in ihrer Art mustergültige Erscheinungen bieten. Die französische Eisenbahn-Administrationsform z. B. ist an Klarheit der Organisation und an Unfehlbarkeit für die Erreichung der Zwecke des ausschließlich und specifisch französischen Eisenbahnsystems ein unerreichtes Muster. Sie bildet ein reifes, fertiges Werk, einen Mechanismus mit vortrefflich ineinander greifendem Rädergetriebe, der aber nur von einem künstlichen, gewaltsamen Geiste belebt wird, der mit dem Genius des Eisenbahnwesens Nichts gemein hat.

Dieser größte und kunstreichste administrative Automat unserer Zeit scheint daher auf dem Punkt zu sein, seine Mechanik als abgenutzt, sich selbst als einen schädlichen Wechselbalg zu zeigen. — —

Wenn aber schon die starke Beimischung des romanischen Elements die Begabung des französischen Volks für die Hebung der eigentlichen culturellen Kräfte des Eisenbahnwesens herabmindert und einschränkt, so sinkt das Talent für diese Thätigkeit bei den fast ungemischten romanischen Völkern auf Null herab. Die uralten Culturen derselben haben die der eisernen Natur des großen Zeitwerkzeuges verwandte, sehnige, unablässig vorwärts strebende Spannkraft, die zur förderlichen Handhabung desselben, zur Identificirung mit dessen Problemen unerläßlich ist, aus ihrem Nationalgeiste verbraucht, die ihnen ursprünglich beiwohnende Schaffensfähigkeit auf realem Gebiet, zu der in den idealen Bereichen der Schönheit und der Kunst verfeinert. Das Wenige was in Italien eingeborene Kräfte im Eisenbahnwesen leisten, das schaffen nicht romanische sondern longobardische und allobrogische Elemente. Immer aufs Neue zeigt sich nach vielfachen Versuchen der italienische Nationalgeist zur Selbstmanipulation, Selbstgestaltung des Eisenbahnwesens nach eigenen Bedürfnissen unfähig, immer kehrt das Regiment desselben mit französischen und englischen technischen und administrativen Formen in die Hände des Auslands und seiner Capitalien zurück. Auch hier hat die Geographie in Wechselseitigkeit mit der Geschichte gewirkt. Das Klima Italiens und Spaniens ist nicht für die Pflege der Feuer- und Eisenindustrie geeignet, im Boden der ausonischen und iberischen Halbinseln liegen die Elemente für dieselbe nicht beisammen; die zehrende Lebensthätigkeit von Jahrtausenden hat alle Holzbestände aufgebraucht. Italien ist eine lange Halbinsel mit großem Littoral, ist von einer Reihe guter Häfen eingesäumt. Seinen Massenbedarf an Holz, Kohlen, Manufakten, Getreide erhält es zur See. Links und rechts neben seinen an den Küsten hingeführten Hauptbahnen bewegen sich, angesichts derselben, aber fast ohne sie zu berühren, jene Massenbedarfe auf den Pfaden unbegrenzter Leistungsfähigkeit des Adriatischen und Tyrrhenischen Meeres, überall von einem Hafen aus auf kürzestem Bahn- oder Landwege die Güter nach ihrem Bestimmungsorte im Innern sendend. So läßt die Concurrenz des Seetransports mit langen Halbinseln, dem Eisenbahnverkehre, als ihm specifisch zugehörig nur die Bewegung der Passagiere und der schnellen Güter, die nirgends noch eine Bahn prosperiren machten, entzieht ihm aber, besonders in südlicheren Klimaten, kraft seiner immerwährenden Leistungsfähigkeit und Wohlfeilheit, fast alle jene Massen, auf deren Beförderung fast allein die Wohlfahrt der Bahnen beruht. Diese Erscheinung wiederholt sich minder frappant an der Skandinavischen, wie auf allen Halbinseln, als einer der drastischen Züge der Eisenbahn-Geographie, der das Axiom darstellt, daß die Massenverkehre, die sich zur See von einem Continent nach dem andern bewegen, immer so lange als möglich auf dem Wasser zu bleiben und immer so tief sie können durch Buchten und Aestuarien in den letzteren einzudringen suchen und daß keine Halbinsel- oder Küstenbahn sie davon abzulenken vermag. Alle Hoffnungen, Häfen, die an der Spitze von Halbinseln, oder derselben nicht fern gelegen sind, zu Emporien des großen Massenumschlags

zwischen See- und Eisenbahn-Verkehr werden zu sehen, sind daher eben so viele Täuschungen.*)

In keinem Reiche Europas haben Physik und Ethnographie des Landes so ausgesprochen verschiedenen Branchen des Eisenbahnwesens typische Züge aufgedrückt als in Oesterreich-Ungarn.

Die mächtigen Alpenstöcke, die das Reich vom Meere, die großen Gebirgszüge, die es von den baltischen Ebenen und Westdeutschland, mithin seine gewaltigen Naturproduktmassen von ihren hauptsächlichen, ja fast von allen ihren Absatzgebieten scheiden, sind die Schöpfer der gesammten neueren Gebirgseisenbahntechnik, während die Ungarischen Flachlandbahnen, die Rivalität der größten, wenn auch am schwierigsten auszunützenden Flußwasserstraße Europas, der Donau siegreich aus dem Felde geschlagen haben.

Mit nur kurzem, noch wenig ausgenutztem und auch schwer ausnutzbarem Littoral, wenig regulirten natürlichen, fast gar keinen künstlichen Wasserstraßen begabt, trägt Oesterreich-Ungarn von allen civilisirten Staaten, nur das europäische Rußland, wenn man es zu diesen rechnen darf, ausgenommen, weitaus am prägnantesten den Charakter eines specifisch continentalen Landes.

Das Eisenbahnsystem, ohne Rivalen für allen größeren Verkehr, zerfiel in die beiden schon erwähnten großen Gruppen. Die Flachlandbahnnetze bedecken die ungarische Ebene zwischen Karpathen, Transsylvanischen Alpen und der Donau, sowie die Dniester- und Weichselniederungen, ziehen sich in Strom- und Flußthälern durch die Hügelländer Böhmens, Mährens und Schlesiens hin, bis an die West- und Nordwestgrenze des Reichs und vermitteln zum größten Theile den Transport der Hauptverkehrsmassen: der Kohle des Mittelgebirges zwischen Sachsen, Preußen und Oesterreich südwärts, des Getreides Ungarns nordwestwärts und des Holzes und Viehes Galiziens und der Bukowina in ähnlicher Richtung. Die Gebirgsbahnen besorgen den nordsüdlichen und nordost-südwestlichen Verkehr zwischen dem Flachland und dem Meere. Für alle Transportgegenstände liegen die Produktionspunkte weitab von den Consumtions- und Verwerthungsstellen. Das Getreide, Holz und Vieh hat bis an die Grenzen des kaufenden Auslands, die Kohle zum Eisen, und zu den Großstädten, das Holz zur Kohle zum Theil enorm große Strecken zurücklegen. Dabei ist die Bevölkerung nur stellenweis dicht, die bewegende Industrie nicht stark und so erhielt die Physiognomie des Eisenbahnwesens einen dem des Italienischen diametral entgegengesetzten Charakter. Große Massen auf große Entfernungen transportirt, schwacher Personen-, spärlicher Eilverkehr. Aus

*) Es wird sich dies zu seiner Zeit besonders auch an dem Hafen von Saloniki bewahrheiten, auf den jetzt die in der Eisenbahn-Geographie wenig orientirte Politik, als einen zukünftigen Hauptstapelplatz des Orientalisch-Europäischen Verkehrs so großen Werth legt. In der That hat er nur für den Verkehr der Türkei Bedeutung; jener erhoffte große Verkehr aber geht ihm unfehlbar vorüber, nach wie vor nach Triest, Genua, Marseille, Hamburg, bis in das Innere von Europa hinein, zu Wasser. Dasselbe Axiom verurtheilt auch die Macedonisch-Bosnischen Bahnen zur kläglichen Rolle der ihnen auf der italienischen Küste parallel geführten, wie sie mit der Transport-Leistungskraft des Adriatischen Meeres ohnmächtig rivalisirenden, apulisch-römisch-venetianischen Linien.

der Mitte der besonders für die Bautechnik des Eisenbahnwesens hochbegabten deutschen Stämme der Oesterreichischen Monarchie that das letztere, unter dem Drucke geographischer Nothwendigkeiten, den einzig bedeutenden Schritt, den das Eisenbahnwesen des Continents, nach der Lösung der technischen Eisenbahnaufgaben hin überhaupt gemacht hat: die **Ausbildung der Gebirgs-Eisenbahntechnik für den großen Verkehr**, mit allen ihren Consequenzen. Hingegen wurzelt in der ethnographischen Gestaltung der Monarchie die unabsehbare Reihe von Mißgriffen und finanziellen Verlegenheiten, welche das Eisenbahnwesen zum Tummelplatze der absurdesten Schaukelpolitik und jener unablässigen wirthschaftlichen Experimente gemacht haben, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Das ist um so merkwürdiger als eigentlich kaum einer der zahlreichen Völkerstämme, welche die Monarchie bewohnen, nicht wenigstens ein oder das andere Talent für die Manipulation des Eisenbahnwesens mitbrachte. Das hervorragendste dieser Talente ist die den slavischen Stämmen eigene imitatorische Begabung, welche dem leitenden deutschen Geiste starke und geschickte Hand überall da leiht, wo günstige Umstände eine ersprießliche gegenseitige Ergänzung der Leistungen gestatten, welche aber überall da zur Unzulänglichkeit ihrer Eigenart herabsinkt, wo die überhand nehmenden politischen Einflüsse, das Deutschthum aus seiner wohlberechtigten dominirenden Stellung herausdrängen.

Deutlich tritt diese Einseitigkeit der Befähigung der slavischen Völkerstämme für die Handhabung des Eisenbahnwesens in dem benachbarten russischen Eisenbahnsysteme hervor, welches noch nicht aus dem Stadium der Nachahmung fremder, seiner Individualität durchaus nicht congenialer Eisenbahnformen herausgetreten ist. Geographie und Physis Rußlands gaben ihm den Typus des durchaus continentalen Eisenbahnwesens in noch höherem Maaße als dem österreichischen, bringen aber zugleich den Charakter der Flachlands- und Massentransportbahnen in einer, weiter ohne Beispiel gebliebenen Weise zur Darstellung. Den russischen Bahnen wird dereinst das Amt der Befruchtung weiter Räume, der Vernichtung der Distanz und der Ausbreitung der Verwerthungskreise durch Herabdrückung des Transportpreises in weit dringenderer Weise übertragen werden müssen, als irgend einem andern Bahnsysteme, denn die mathematisch-geographischen Verhältnisse Rußlands, seine ungeheuren Areale stellen, zur Besorgung ihrer anticivilisatorischen Widerstandskraft, der Technik und Eisenbahnpolitik Aufgaben, zu deren Lösung es nicht blos der geschickten Nachahmung bekannter Mittel, sondern der Beibringung vielleicht jetzt noch ungeahnter Erfindungen bedürfen wird.

Der Raum, den das Eisenbahnwesen bei seinem Schritte über den atlantischen Ocean nach Amerika westwärts hin zurücklegte, umfasste physisch den vierten Theil des Erdumfanges, geistig weit mehr als den vierten Theil des Wegs, den es bis zu seiner nothwendigen Befreiung von den Hemmnissen zurückzulegen hat, welche die Gewohnheiten, die eingewurzelten Vorurtheile und die fest ausgeprägten Staats- und socialen Formen der alten Welt seiner vollen Entwickelung entgegenstellen.

Es wurde in den nordamerikanischen Freistaaten von ganz neuen geogra-

physischen, physikalischen, intellektuellen und staatlichen Verhältnissen empfangen. In vielen Beziehungen England ähnlich, ist die Union ein Großbritannien durch den Vergrößerungsspiegel gesehen.

Ein Staatenverband, so groß wie ganz Europa (incl. Rußland) mit wenig mehr als dem zehnten Theile von dessen Einwohnerzahl, mit einer Civilisation, die sich von ihren Höhen in den Oststaaten bis auf ein Nichts in den Indianerterritorien abstufte, und, noch in örtlicher Bewegung begriffen, rapid nach Westen vorschritt, nahm das Eisenbahnwesen auf.

Dieser ungeheure Staatencomplex stellte an das Eisenbahnwesen die höchsten Aufgaben, gewährte ihm aber auch zu deren Lösung die mächtigsten Mittel.

Den Bedingungen fast aller Klimate, vom kalten bis zum subtropischen, war durch die Anordnungen des Eisenbahnsystems Genüge zu leisten. Zwei gewaltige Gebirgsstöcke, das ganze Gebiet der Union, in Convergenz nach Mexico hin, durchsetzend, forderten für ihre Ueberschreitung Auslegungen der Bahntracen, Constructionen der Locomotiven, Einrichtungen zum Schutze der Fahrgleise gegen elementare Einflüsse von ungeahnter Neuheit und Kühnheit. Fünf Gebiete kolossaler Ströme, von denen das des Mississippi allein den vierfachen Flächenraum des deutschen Reichs umfasst, wiesen ein Geflecht von Flüssen auf, deren mehr als ein Viertelhundert den Rhein an Wasserreichthum übertreffen, deren Mehrzahl mehr oder minder weit schiffbar, ein Netz von natürlichen Wasserstraßen ohne Gleichen (mit einer schiffbaren Gesammtstrecke von fast 100,000 Klm. Länge) bildete, dessen Vorhandensein aber auch zu zahllosen Ueberbrückungen für den Dienst der Bahnen zwang. Hierdurch wurden Brückenkonstructionen hervorgerufen, deren Naturwüchsigkeit nur von ihrer Originalität übertroffen wurde, und die ganz neue Systeme des Holzbrückenbaues schufen, da zu der rapidesten und wohlfeilsten Ausführung der Brücken fast nur das Holz des Urwaldes, den die Eisenbahn bekämpfte, das Material liefern konnte. Dieselbe Bahnlinie, die sich durch die hochcivilisirten Gegenden von New-York, Massachusetts und Pennsylvanien hingezogen hatte, musste auf ihrem Westwärts-Laufe Urwälder durchdringen, unermessliche Sawannen durchsetzen. Die Locomotiven dieser Bahnen waren daher mit ganz neuen Organen für in Europa ungekannte Dienste auszurüsten. Sie mussten den Cow catcher erhalten, um einen umgestürzten Baum, ein Stück Vieh von der fast unbewachten Bahn werfen zu können, sie mussten mit enorm leistungsfähigen Leuchtvorrichtungen versehen werden, um sich selbst, weithin, ihren ungesicherten Weg beleuchten zu können.

Der Zug selbst, dessen tagelanger Lauf durch unwirthbare Felsgebirge und Prärieen der Fahrt des Dampfers über den Ocean glich, musste fast den Charakter des Wagenconvoi's verlieren und den jenes Dampfers auf dem Meere, den des rollenden Hotels annehmen, ausgerüstet mit allen Requisiten, die der langdauernde Aufenthalt des Menschen an Comfort der Ernährung und des Ruhens erheischt. Der Salon-, der Palace-, der Schlaf-, der Küchen-, der Eiskeller-, der Speise-Wagen, die Züge mit der freien Cirkulation in ihrer ganzen Länge, sind Produkte der Bedingungen, welche die Geographie Amerikas an das Eisenbahnwesen

stellte. Den weitaus charakteristischen Zug erhielt dasselbe aber durch das Gepräge, welches der Nationalgeist den eigentlichen Wagentheilen der Betriebsmittel aufdrückte. Der Ausdruck dieses Nationalgeistes ist das „Ahead“, das Vorwärts um jeden Preis. Eisen war theuer, als das Eisenbahnwesen in Amerika erschien, Holz fast für Nichts in Fülle zu haben. Hingegen war Schnelligkeit des Baues, das Vordringen der Bahn in die Wildniß, in der sie oft den ersten Pfad bildete, Culturbedingniß. Dem entsprach die Construktion der Gleise, die Trace der Bahnen, die aus vielem Holz mit wenig Eisen flüchtig und unstabil mit kurzen Kurven, steilen Steigungen in das Terrain geworfen wurde. Für eine erträglich sichere Befahrung dieser in jeder Beziehung unebenen, gekrümmten, schlecht ballastirten und justirten Gleise mußten geeignete Fuhrwerke erdacht werden. Sie wurden gefunden, indem man den Locomotiven drehbare Vordergestelle, geschmeidige Rahmen und spurkranzlose Mittelräder gab, indem man die überaus langen Wagenkasten auf zwei kurzradständige, unter ihnen drehbare Gestelle (trucks) legte. So entstand das amerikanische Betriebsmittelsystem, verschieden vom europäischen wie alle Verhältnisse des neuen Continents und diesen genial angepaßt. Ganz dem entsprechend, nur dem Zweck des Augenblicks und des Orts präcis gemäß, gestaltete sich in ungewohnten aber wirksamen Formen die Erscheinung des ganzen Eisenbahnwesens der Union in Stationen, Bauten, Construktionen, eben so wie in der gesammten Manipulation des Betriebes, der der Verwaltung, Sicherung und Bewachung, der Bahnpolizei und der Controle zu Grunde liegenden Maximen.

Waren aber die Aufgaben, die der neue Continent, kraft seiner gesammten Physis dem Eisenbahnwesen stellte, von ungeahnter Art und Größe, so waren, wie oben schon gesagt, die Mittel, welche er dem menschlichen Talente dafür zur Verfügung stellte der Lösung der Aufgaben angemessen. Die Union ist heute schon das weitaus reichste Land der Erde an allen Produkten, auf denen die moderne Cultur beruht und verspricht, unter der pflegenden Hand der Civilisation überhaupt alles hervorbringen zu wollen, was die Menschheit zu ihrem Bestehen und ihrer höchsten Wohlfahrt bedarf.

Noch niemals ist eine solche Fläche unermeßlich fruchtbaren, jungfräulichen Bodens unter dem Einflusse fast aller Klimate landwirthschaftlich bebaut, noch niemals sind solche unerschöpfliche und leicht zu hebende Mineralschätze wie die der Union erschlossen worden: Kohlenfelder, Eisen- und Kupfererzlager, die diejenigen der ganzen andern Welt zusammen an Ausdehnung und Mächtigkeit übertreffen. Noch heute, nach vernichtendem, vandalischem Wüthen der rücksichtlos vordringenden Culturträger ist die nutzbare Waldfläche größer als die ganzer anderer Erdtheile; die Baumwollen-Produktion wird nicht annähernd von der eines andern Landes erreicht und bald wird Amerika, wie schon mit der Baumwolle, die alte Welt mit seinem Getreide beherrschen. Fast nebensächlich erscheint daneben der ebenfalls unvergleichliche Reichthum an Edelmetallen.

Als das für die Entwickelung des Eisenbahnwesens, für die Lösung seiner

höchsten Probleme wirksamste Produkt der Union ist der Nationalgeist des amerikanischen Volkes anzusehen.

Allen Elementen des bunten Gemisches von germanischen, anglogermanischen keltischen, romanischen Völkerstämmen, aus denen der civilisatorische Theil des amerikanischen Volkes besteht, ist eine Eigenschaft gemeinsam.

Sie lassen beim Betreten des Bodens der Union die Anschauungen hinter sich, durch welche uralte Culturen die Geistesthätigkeit der Völker der alten Welt formalisirt haben. Das staatswirthschaftliche Schema, die sorgfältig überlieferte Tradition und das historische, kraft der bloßen Dauer der Existenz erworbene Recht, der büreaukratische Usus, die militärische Geistesdrillung liegen hinter Jedem, gleichviel welchen Stammes. Einmal Amerikaner geworden, denkt er amerikanisch.

An die Stelle der zurückgelassenen Eigenschaften tritt die freie Thätigkeit auf, tabula rasa, die, ohne Erinnern an früher vorhanden, Brauch und Sitte Gewesenes, mit Mitteln, deren Verdienst und Kraft nur in ihrer Zweckmäßigkeit liegt, unentwegt auf das dem Orte und dem Augenblicke angehörige Ziel losgeht. Der auf dieser Basis entwickelte Nationalgeist wird der des gewaltigen, Alles besiegenden, auf seinem Wege kein Hinderniß kennenden materiellen Fortschritts, des Pfadmachers für die Civilisation, aber nicht der der Civilisation selbst sein. Er überläßt es in derb realistischer, aber gesunder Anschauung der Triebkraft der materiellen Wohlfahrt, aus ihrem zeugungskräftigen Boden die ethischen und ästhetischen Elemente der Culturen, je nachdem ihre Zeit gekommen sein wird, emporwachsen zu lassen.

Zur Zeit ist der krasse Realismus der amerikanischen Staats- und Sittenmaximen ein Feld auf dem sich unter den edelsten Namen der Vaterlandsliebe, des allgemeinen Rechtes für Alle, des freien Wortes und der Selbstbestimmung, die verwerflichsten Leidenschaften, die corrumpirtesten Rechts-Anschauungen, die verrottetsten staatlichen und socialen Zustände breitmachen dürfen, und dennoch vermochte diese Verkehrung des Edeln in das Gemeine, des Hohen in das Niedere der freien Bethätigung des Individuums und der Associationen nicht ihre ungeheure völkerschaffende und staatenbauende Schöpfungskraft zu nehmen oder auch nur zu beeinträchtigen.

Diese Schöpferkraft hatte fast vom Anfange der Gestaltung der Union an, das Eisenbahnwesen als einen ihrer mächtigsten, dem Handel, der Rechtspflege, der Bodenkultur und der öffentlichen Gewalt ebenbürtigen Factoren in Thätigkeit gesetzt, während man in Europa noch allenthalben ängstlich nach der Form suchte, innerhalb der dieser bewundernd angestaunte, aber mit vielfachen Störungen und Unbequemlichkeiten auftretende Fremdling, der beim Staatsaufbau nicht zugegen und behüflich gewesen war, in die fertigen fast unwandelbar gestalteten Staats-Institutionen passend eingeschaltet werden könnte, eine Form, die zuließ, daß man ihm ohne allzu große Modificationen der letzteren die möglichst ausgedehnten Dienste abgewinnen, aber auch die eingeschränktesten Rechte gewähren könne.

Die amerikanischen Freistaaten begannen also das mit den Eisenbahnen, was die europäischen Staaten durch sie vollendeten, den zeitgemäßen Aufbau ihrer Volkswirthschaft.

In Europa vermittelte die Eisenbahn vorhandene Verkehre, in Amerika schuf sie sie, in Europa war die Eisenbahn der letzte Weg, in Amerika der erste. Wie die Entwickelung des ganzen Staats blieb in Amerika auch die des Eisenbahnwesens lediglich Sache der freien Thätigkeit des Individuums und der Vergesellschaftung der Kräfte mit allen ihren Tugenden und Nachtheilen, ohne wesentliche Unterstützung des Staats oder der Staaten (nur wenige amerikanische Bahnen sind, hauptsächlich durch Landzuertheilungen, wie die Pacific-Bahn, in ihren finanziellen Verhältnissen vom Staate unterstützt worden), aber auch ohne jede Behinderung der Entstehung und Entwickelung durch einengende Polizei- und Constructionsvorschriften, oder lästige und verzögernde Detailaufsicht durch die Regierung.

Eben so gemäß der Grundidee der Union wie diese Freiheit in der Gestaltung der Unternehmungen und Gesellschaften war es aber auch, daß dieselben einmal zu Individuen im Staate gestaltet, zu allen Pflichten des Staatsbürgers herangezogen wurden, und zwar mit einer nach Fall und Gelegenheit fast vernichtenden Rücksichtslosigkeit des Losgehens auf den Zweck. Nirgends ist die Haftpflicht der Eisenbahnen eine strengere, härter gehandhabte als in Amerika, nirgends hat der Staat so rücksichtslos, ja fast tyrannisch das Eigenthum der Privatgesellschaften für die Zwecke der Landesvertheidigung und des Offensivkampfs ausgenutzt, als die Unionsstaaten im Secessionskriege; nirgends haben aber auch die Bahnen völliger ihre staatlichen Kriegspflichten erfüllt und nirgends sind größere Leistungen derselben erzielt worden, als in diesem Kriege, dessen Kampflinie so lang war, wie die Entfernung von Paris nach Moskau.

Alle diese Momente im Verein, die Physis des ungeheuren Landes, aus der in Wechselwirkung mit seiner historischen Gestaltung der Nationalcharakter erwuchs, seine geographische Lage und die völlige Freiheit in allen Verhältnissen des Eisenbahnwesens, haben denn auch einen so unerhörten Auftrieb in dessen Entwickelung hervorgerufen, daß dieser die Selbstverständlichkeit der Mitwirkung des Eisenbahnwesens im raschen fast stürmischen Vorgange des Lebens-Prozesses des größten Staatswesens der Jetztzeit lebhaft vor Augen führt. In weniger als zwei Menschenaltern hat sich die Union mit einer Bevölkerungszahl von durchschnittlich 40 Millionen Einwohnern, ein Eisenbahnnetz gewebt, das dem von ganz Europa mit über 300 Millionen Einwohnern an Streckenlänge fast genau gleichkommt (150000 Klm) so daß auf je 1000 Einwohner Amerikas volle 3,75 Klm. Bahnlänge kommen, in Europa aber nur 0,50 Klm. Der Eisenbahn-Erzeugungstrieb im neuen Lande war siebenmal so stark als in dem alten.

Es ist somit einleuchtend, daß in einem Reiche von so gewaltiger Lebenskraft wie Amerika, in dem die Eisenbahnschaffung und Manipulation mit solcher Intensität, Energie und Freiheit vor sich geht, alle staatenbildenden und Prosperität habenden Eigenschaften des Eisenbahnwesens mit in Ländern älterer Com-

plexion ungeahnter Macht zur Geltung kommen, daß aber auch die Krankheiten desselben akuter und vernichtender hervortreten müssen, als im kühleren Lebensprozesse dieser letztern.

Hieraus aber wieder folgt, daß die großen Probleme, welche das Eisenbahnwesen stellt, im rapiden Lebensprozesse des jungen sich gestaltenden Staatencomplexes, in welchem bei den Fragen des Eisenbahnwesens nur eine Gattung von Interessen in Rede kommt, rascher und sicherer zu Austrag und Lösung gebracht werden können, als unter den von Alters her bestehenden durch Staatspolitische und militärische Interessen complicirten Verhältnissen der europäischen Staaten; ja daß wir diese Lösung eigentlich nur in Amerika zu erwarten haben.

Das Fundamental-Problem, auf dem alle andern kleinern beruhen ist aber das der Concurrenzen.

Es ist von hoher Bedeutung zu sehen, wie dessen Lösung unter verschiedenen geographischen, staatlichen und wirthschaftspolitischen Verhältnissen in den verschiedenen Ländern des alten und dem großen Staatencomplex des neuen Continents versucht worden und bis zu welchem Stadium sie z. B. in Amerika gediehen ist.

Die Kurzsichtigkeit

ein Schmerzenskind unserer modernen Cultur.

Von

Hugo Magnus

in Breslau.

Eine der werthvollsten Errungenschaften der modernen Naturanschauung ist zweifellos die Erkenntniß, daß Form und Function des menschlichen wie thierischen Organismus zu einem guten Theil bedingt werden durch Anpassung an die Verhältnisse der umgebenden Welt. Die Fähigkeit eines jeden Lebewesens, sich den Einflüssen seiner Umgebung anzuschmiegen, den Erfordernissen derselben durch Gestaltung seines eigenen körperlichen Ichs Rechnung zu tragen, gilt mit Recht dem heutigen Naturforscher für einen höchst bedeutungsvollen schöpferischen Factor. Ja sie bildet sogar eine der wichtigsten und einflußreichsten Existenzbedingungen eines jeden organischen Lebens. Je schmiegsamer ein Organismus sich den äußeren Verhältnissen gegenüber erweist, je vollkommener er seine eigenen Lebensbedingungen mit denen seiner Umgebung in Einklang zu setzen vermag, um so gesicherter wird im Allgemeinen seine körperliche Entwicklung sein und um so energischer wird er den schädlichen Einflüssen der Außenwelt Trotz zu bieten vermögen. Allein so wirksam der Schutz auch sein möge, den der thierische Körper durch diese seine Accomodationsfähigkeit gewinnt, und so gedeihlich dieselbe auch auf die Entwickelung des organischen Lebens wirken muß, so kann unter Umständen eine allzugroße Anpassung an gegebene äußere Verhältnisse doch auch sich in weniger günstiger Weise geltend machen. Es kann die Gefahr eintreten, daß ein Organ, welches den Ansprüchen

der Außenwelt gar zu fügsam entgegen kommt, in eine allzu scharf ausgeprägte Einseitigkeit seiner Verrichtungen hineingedrängt wird und somit in seinem functionellen Leben überhaupt nicht unerhebliche Beeinträchtigungen erleiden muß. Es gewinnt ein solches Organ zwar für eine gewisse Sphäre seiner Thätigkeit eine erhöhte Leistungsfähigkeit, doch muß es diese einseitige Funktionssteigerung bezahlen durch eine erhebliche Einbuße in seiner allgemeinen Functionswerthigkeit.

Diese soeben erörterten Verhältnisse treten in der characteristischsten Weise bei einem Organ unseres Körpers in Erscheinung, bei dem man a priori vielleicht gerade am Wenigsten irgendein bemerkenswerthes Anpassungsvermögen an die äußeren Verhältnisse vorausgesetzt haben würde, nämlich bei dem Auge. Und doch zeigt sich gerade das functionelle Leben unseres Sehorgans in den verschiedensten Sphären seiner Leistungsmöglichkeiten als ein getreuer Abdruck der äußeren Verhältnisse, als ein Resultat einer weitgehenden Anpassung an die Ansprüche der Außenwelt. In besonders überzeugender Weise lässt sich die anatomische wie physiologische Gestaltungsfähigkeit, mit der das Auge auf die an dasselbe gestellten Anforderungen zu antworten pflegt, an seinen Refractionsverhältnissen, speciell an seiner Achsenlänge darthun. Für diejenigen meiner Leser, welche den physiologisch-optischen Begriffen ferner stehen, sei mir die Bemerkung gestattet, daß man unter Augenachse denjenigen Durchmesser des Auges versteht, der durch die Mitte der Hornhaut nach dem hintern Theil des Auges geht. Wenn wir von all' den verschiedenen Factoren absehen wollen, durch deren Vereinigung derjenige Zustand des Auges gebildet wird, welchen der Ophthalmologe als den Refractionszustand desselben bezeichnet, und nur die Länge der Augenachse berücksichtigen, so dürfen wir dreist behaupten, daß gerade sie im Wesentlichen bedingt wird durch die Geschmeidigkeit, mit der das Auge seine anatomische Wesenheit den Ansprüchen der Umgebung anzupassen versteht. Bekanntlich unterscheidet man am Auge drei verschiedene Refractionszustände, von denen jeder Einzelne sich als identisch erweist mit einer bestimmten Länge der Augenachse, nämlich: die Uebersichtigkeit (Hypermetropie) bedingt durch eine kurze Augenachse; ferner die Normalsichtigkeit (Emmetropie), der Ausdruck einer mittleren Länge der Augenachse; und schließlich die Kurzsichtigkeit (Myopie), als den Repräsentanten einer zu bedeutenden Länge der Augenachse. Wenn nun bei der Erzeugung dieser verschiedenen Achsenlängen auch die Wirksamkeit gewisser anderer Factoren nicht unbedingt auszuschließen sein mag, so z. B. der Einfluß der Erblichkeit u. s. w., so wissen wir doch gewiß, daß alle diese Factoren nur von geringer Bedeutung sind gegenüber den mächtigen Eingriffen, die gerade ein öfters wiederholter und anstrengender Gebrauch des Auges zur Naharbeit, resp. die Willfährigkeit ausübt, mit welcher das Auge diesen Verhältnissen seine anatomische Existenz anzuschmiegen versteht. Im Allgemeinen können wir sagen, daß die kurze Augenachse den Typus eines Auges repräsentirt, welches den Ansprüchen der modernen Civilisation entweder nur wenig ausgesetzt gewesen ist, oder sich denselben doch nicht gefügt hat, wobei wir allerdings gleich hinzufügen wollen, daß das Erstere gewiß viel öfter der Fall sein dürfte, als das Letztere. Es ist nämlich durch eine große Reihe von genauen Untersuchungen der Nachweis geführt worden, daß gerade die

Kinderaugen vorwiegend übersichtig gebaut sind d. h. also eine kurze Achse besitzen. So hat z. B. Dr. Erismann in St. Petersburg Tausende von Kinderaugen bezüglich ihres Refractionszustandes geprüft und ist dabei zu der Ueberzeugung gelangt, daß der normale Refractionszustand des jugendlichen, durch anstrengende Nahearbeit noch nicht veränderten Auges die Uebersichtigkeit sei d. h. anatomisch gesprochen, daß dem kindlichen Auge der Typus einer kurzen Achse eigenthümlich sei. Zu ganz ähnlichen Schlüssen sind eine ganze Reihe anderer Forscher gleichfalls gelangt und es scheint jetzt demnach wirklich festzustehen, daß der größte Theil der Kinderaugen vor dem Schulbesuch, d. h. also zu einer Zeit, wo das Auge der anstrengenden Arbeit noch nicht ausgesetzt zu sein pflegt, übersichtig ist, d. h. eine kurze Achse besitzt. Ganz in Uebereinstimmung hiermit steht die Thatsache, daß man an Thieren, die ihr Auge zu anstrengender Arbeit in der Nähe doch ganz gewiß nicht zu benützen pflegen, die Weitsichtigkeit geradezu als typischen Refractionszustand ihres Auges ansehen muß. So zeichnen sich z. B. Kaninchen und Frosch durch eine auffallend kurze Augenachse aus und Herr Professor Dr. Berlin hat bei verschiedenen Hausthieren im Durchschnitt einen übersichtigen Refractionszustand nachweisen können. Im Besitz dieser Erkenntniß liegt ganz gewiß die Versuchung ungemein nahe, die kurze Achse schlechthin für das typische Merkmal eines im Naturzustand befindlichen Auges anzusehen. Eine in größerem Umfange vorgenommene Untersuchung des Refractionszustandes der Augen der Naturvölker fehlt allerdings vor der Hand noch und ehe wir nicht im Besitz einer solchen sind, können wir natürlich auch nicht mit Bestimmtheit die Augenachse des Kinderauges als Characteristikum des im Naturzustand befindlichen Auges überhaupt ansehen. Doch haben die wenigen Erhebungen, welche einzelne Autoren bezüglich des Refractionsverhältnisses der Naturvölker bis jetzt angestellt haben, gerade die kurze Achse des Auges bei der Mehrzahl der Untersuchten nachgewiesen; so hat z. B. Herr Dr. Kotelmann in Hamburg 9 Lappländer, 3 Patagonier, 13 Nubier und 1 Neger vom weißen Nil auf ihre Refraction geprüft und von 52 dieser untersuchten 37 übersichtig gefunden.

Fassen wir alle diese Thatsachen nochmals zusammen, so würden wir also dem Schluß zuneigen: daß die kurze Achse das charakteristische Merkmal des kindlichen Zustandes unseres Sehorgans repräsentire, wobei wir aber den Ausdruck „kindlich" vielleicht nicht bloß in „ontogenetischem" sondern vielmehr in „phylogenetischem" Sinne gebrauchen dürfen.

Wird nun das kurzachsige Kindesauge zu einer regelmäßigen energischeren Arbeit herangezogen, wie es die Schulzeit erfordert, so wird damit der Beginn einer Umänderung seiner Achsenlänge eingeleitet; wenigstens haben die zahlreichen Untersuchungen, die gerade über das Schülerauge vorgenommen worden sind, für einen sehr großen Procentsatz diesen Nachweis erbracht. Die anhaltende Beschäftigung mit dem Auge mehr oder minder nahegerückten Gegenständen, wie sie doch nun einmal die Schule unter allen Umständen erheischen muß, muthen dem Sehorgan allerlei Anstrengungen zu; und diese wieder belasten das Auge mit einer ganzen Reihe von Schädlichkeitsmomenten, die schließlich zu einer Ausdehnung der hintern Augapfelwand d. h. zu einer Verlängerung der Augenachse führen. Ist aber

eine solche anatomische Anpassung des Auges an die Arbeit erst einmal eingeleitet, so kann sie sehr leicht die Veranlassung zu einer ganz rapide sich steigernden Verlängerung der Augenachse geben d. h. zu einer hochgradigen Kurzsichtigkeit führen. Natürlich wird die kurze Achse des Kinderauges nur vermittelst einer längeren Reihe von Zwischenstufen ganz allmälig in jene abnormen Verlängerungsgrade übergehen, welche wir als hochgradige Kurzsichtigkeit bezeichnen. Und eine dieser Zwischenstufen, auf der die Augenachse eine mittlere Länge hat, oder optisch gesprochen eine solche Ausdehnung gewonnen hat, daß die Netzhaut in dem Brennpunkt des ruhenden (accommodationslos ist der wissenschaftliche Ausdruck) Auges liegt, bezeichnen wir als Normalsichtigkeit, Emmetropie. Vermag das Sehorgan den schädlichen Einflüssen, welche in Folge der Arbeit stetig sich geltend machen, zu widerstehen und jene mittlere Länge seiner Achse beizubehalten, so erfreut sich der Träger dieses Auges schließlich eben der sogenannten Normalsichtigkeit. Giebt das Auge aber den unablässig andrängenden Schädlichkeitsmomenten weiter nach, passt es sich der Beschäftigung mit ihm nahegerückten Gegenständen allzu innig und allzu geschmeidig an, so geht diese mittlere Achsenlänge nur zu bald verloren und an seine Stelle tritt eine übermäßige Ausdehnung der Achse; das Auge wird kurzsichtig. Wir sehen also, die sogenannte Normalsichtigkeit (Emmetropie) ist eigentlich nichts weiter, als eine Etappe auf dem Entwickelungsweg, welchen das kindliche Auge unter dem Einfluß der an dasselbe gestellten Anforderungen der Außenwelt zurückzulegen hat. Durch eine mäßige Anpassung an die äußern Verhältnisse hat das Kinderauge seine kurze Achse in eine solche von mittlerer Länge verwandelt und vermag es diese dauernd festzuhalten, so bleibt es für den übrigen Theil seines Lebens emmetropisch. Ist es aber nicht im Stande diese mittlere Achsenlänge anatomisch zu fixiren, sondern giebt es einer fortschreitenden Verlängerung derselben nach, so hat es den Zustand der Kurzsichtigkeit erworben, der ihm alsdann für die ganze Lebenszeit ein unzertrennlicher, recht lästiger Gefährte geworden ist. Wir können also die Normalsichtigkeit oder Emmetropie als die erste Entwickelungsphase bezeichnen, welche das Auge auf Grund seiner Anpassung an die gegebenen äußeren Verhältnisse zurückgelegt hat. Und als zweite Phase wird sich aus dieser ersten alsdann die Kurzsichtigkeit (Myopie) herausbilden. Sie werden es jetzt gewiß auch verstehen, wenn Sie von den verschiedensten Forschern immer wieder die Behauptung hören, daß die Mehrzahl der Kinder erst kurzsichtig werden, nachdem sie das Stadium der Emmetropie durchgemacht haben. Es ist dies genau das Nämliche, als wenn ich Ihnen sage: die Normalsichtigkeit (Emmetropie) sei die erste, und die Kurzsichtigkeit (Myopie) die zweite Phase, welche das Auge bei seinen Versuchen, sich den gegebenen äußeren Verhältnissen anzupassen, zu durchlaufen habe. Zugleich werden Sie aus dem Gesagten aber auch erkennen, was es zu bedeuten hat, wenn ich Eingangs dieses Aufsatzes mir die Bemerkung erlaubte: daß ein Organ durch allzu inniges Anschmiegen an die Ansprüche seiner Umgebung in eine einseitige anormale Functionsrichtung auf Kosten seiner allgemeinen Leistungsfähigkeit gedrängt werden könne. Das langachsige und darum kurzsichtige Auge, hat sich zwar den Ansprüchen, welche die dauernde Beschäftigung mit ihm

nahe gerückten Gegenständen stellt, auf das Entgegenkommenste gefügt, dafür aber auch eine herbe Einbuße an seiner Functionstüchtigkeit überhaupt erlitten, den freien Umblick verloren.

Es sind die Verhältnisse, welche ich Ihnen soeben klar zu legen mich bemüht habe, durch die umfassendsten Untersuchungen nachgewiesen worden. Von den verschiedensten Forschern und in den verschiedensten Ländern hat man das Kindesauge mit größter Sorgfalt geprüft und alle diese Tausende von Untersuchungen haben immer wieder das Resultat ergeben, daß das jugendliche Auge unter dem anhaltenden Gebrauch allmälig aus dem Zustand der Kurz- in den der Langachsigkeit übergehe. Wir wissen es nunmehr ganz genau, daß in dem Anfang der Lernperiode das kindliche Auge im Allgemeinen geringere Grade und geringere Procentsätze der Kurzsichtigkeit aufzuweisen hat und erst unter der Wucht der mit der anhaltenden Arbeit gegebenen Schädlichkeitsmomente allmälig qualitativ wie quantitativ erhebliche Fortschritte in der Kurzsichtigkeit macht. Je geringer die Arbeit, welche das Auge zu leisten hat, um so geringer auch die Grade und Procentsätze der Kurzsichtigkeit. Einen recht characteristischen Beitrag für diese Anschauung hat unter anderen Autoren Herr Dr. Seggel geliefert, der Angehörige verschiedener Berufsarten auf ihre Refraction untersucht und dabei folgenden Procentsatz der Kurzsichtigkeit constatirt hat:

Leute aus der Landbevölkerung	2	%
Leute mit freier Gewerbsart, Arbeiter, Tagelöhner	4	"
Handwerker	9	"
Kaufleute, Schreiber, Schriftsetzer	44	"
Einjährig Freiwillige	58	"
Gymnasialabiturienten	65½	"

Sie sehen aus dieser kurzen Tabelle, wie proportional den Ansprüchen, welche die verschiedenen Berufsbeschäftigungen an das Sehorgan stellen, auch der Procentsatz der Kurzsichtigkeit wächst. In noch überzeugenderer Weise läßt sich die Wahrheit dieses Satzes aus den Tabellen ersehen, welche von den verschiedensten Forschern über die refractorischen Verhältnisse des Schülerauges mitgetheilt worden sind. Vergleichen Sie gefälligst die nunmehr folgende tabellarische Uebersicht über die Verbreitung der Kurzsichtigkeit unter den Schülern des Gymnasiums zu Rostock, welche ich einer Arbeit des Professors von Zehender entnommen habe:

Sexta . . .	10,90	%
Quinta . . .	16,00	"
Quarta B . .	31,03	"
Quarta A . .	35,45	"
Tertia B . .	33,33	"
Tertia A . .	40,00	"
Secunda B . .	47,82	"
Secunda A . .	33,33	"
Prima	41,38	"

Sie sehen, wie mit den steigenden Ansprüchen, welche die akademische Stufenleiter des Unterrichtes an die Zöglinge stellt, die Kurzsichtigkeit wächst. Mit der wachsenden Kurzsichtigkeit ist aber zugleich auch ein bedenkliches Wachsthum der das functionelle Leben des Sehorgans überhaupt bedrohenden Gefahren gegeben. Denn das kurzsichtige Auge ist, wie dies Prof. Donclers ausdrücklich betont, ein krankes Auge. Wenn man nun auch im Interesse besonders ängstlicher Gemüther diesen Ausspruch des berühmten Utrechter Gelehrten dahin modificiren kann, daß man sagt, ein kurzsichtiges Auge disponire ganz besonders zu Erkrankungen und Beeinträchtigungen des functionellen Lebens des Sehorgans, so bleibt doch immerhin die Thatsache unbestreitbar, daß mit Beginn der Lernzeit unsere Jugend in eine für die Leistungsfähigkeit des Auges sehr verhängnißvolle Zeit eintritt.

Sie könnten mich nunmehr noch fragen, welcher Art denn die Vorgänge im Innern des Auges seien, die eine derartige Anpassung des Auges an gegebene äußere Ansprüche und damit eine Umwandlung seiner Refractionsverhältnisse ermöglichten? Wenn ich Ihnen auf diese gewiß ganz berechtigte Frage nun auch nicht eine völlig erschöpfende Antwort zu geben vermag, da die Ansichten gerade über diesen Punkt vielfach noch recht weit auseinandergehende sind, so vermag ich Ihnen jedenfalls doch so viel zu sagen, daß in erster Linie die Thätigkeit der Binnenmuskulatur des Auges, die Circulationsverhältnisse, sowie die Wirkung der das Auge umgebenden Muskeln verantwortlich zu machen sein dürften. Alle diese Momente, zu denen sich noch verschiedene andere gesellen mögen, vereinigen sich um in gemeinsamer Wirkung den Refractionszustand des Auges den Ansprüchen der Außenwelt anzupassen. Wobei wir allerdings nicht verschweigen wollen, daß sich den soeben genannten Factoren noch einige andere hinzugesellen, die dem Sehorgan von Haus aus eine größere Prädisposition für bestimmte Refractionszustände aufdrängen, so besonders die Erblichkeit und ferner die allgemeinen Ernährungsverhältnisse des Organismus überhaupt.

Nachdem man nun einmal zu der festen Ueberzeugung gelangt war, daß das kindliche Auge in Folge eines mehr oder minder anstrengenden Gebrauches sehr leicht eine allzu große Achse acquirire und man ferner gelernt hatte, daß diese erworbene Kurzsichtigkeit eine Reihe der schwerwiegensten Gefahren für das functionelle Leben des Sehorgans überhaupt in sich berge, war man natürlich auch genöthigt, dem Auge gegen diese ihm drohende Gefahr der wachsenden Kurzsichtigkeit einen wirksamen Schutz zu schaffen. Man hat denn auch bald diese wichtige Frage in Angriff genommen und vor allem darnach gestrebt, die Schädlichkeitsmomente, welche in der dauernden Beschäftigung des Auges liegen, möglichst genau zu erkennen. Da nun aber gerade die Schulzeit sich als die für die Entwickelung der Kurzsichtigkeit fruchtbarste und förderſamste Periode erwiesen hatte, so war es wohl natürlich, wenn man in erster Linie sein Augenmerk auf die Schule richtete und sie hauptsächlich für die Entwickelung der Myopie verantwortlich zu machen suchte. Wenn man auch zugeben musste, daß ganz gewiß noch eine Anzahl verschiedener anderer Factoren bei der Entwicklung der Kurzsichtigkeit concurrirten, so glaubte die Mehrzahl der Forscher doch in der Schule das verhängnißvollste Moment für die Ent-

wickelung der langen Augenachse sehen zu müssen. Die anstrengende Beschäftigung mit Lesen und Schreiben, welche die Schulzeit dem Kindesauge zumuthen muß, wurde ganz mit Recht als eine der wesentlichen Bedingungen für die Entwicklung der Kurzsichtigkeit angesprochen. Sodann erkannte man in der Construction der Schulbänke, in der körperlichen Haltung des Schülers beim Lesen und Schreiben, in den Lichtverhältnissen der Klassenzimmer, in dem Druck und der Ausstattung unserer Lesebücher, in der Beschaffenheit der heut üblichen Schrift, lauter Momente, welche einer mehr oder minder schnellen Entstehung der Myopie den wesentlichsten Vorschub leisten sollten. Man hat alle die genannten Punkte der eingehendsten Untersuchung unterzogen und auf Grund der dabei gewonnenen Resultate verschiedene Forderungen aufgestellt, deren Erfüllung man von Seiten der Schule resp. von Seiten des Staates mehr oder minder energisch verlangt hat. Gestatten Sie, daß ich Ihnen einige dieser geforderten Punkte kurz characterisiren darf. Zuvörderst verlangte man einen durch regelmäßige viertelstündige Pausen unterbrochenen Unterricht, sowie eine Beschränkung der häuslichen Arbeiten, sodann dem kindlichen Körper angemessen construirte Schulbänke, deren Vertheilung nach dem am Anfang eines jeden Semesters zu ermittelnden Körpermaße geschehen müßte. Ein Jeder, dem das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, wird mir einräumen, daß diese Postulate so innig nicht bloß mit der normalen Entwickelung des Auges, sondern mit der des gesammten jugendlichen Organismus überhaupt verknüpft sind, daß deren Verwirklichung dringend zu wünschen wäre. Bezüglich der Beleuchtung der Schulzimmer hat man den gleichfalls durchaus berechtigten Wunsch ausgesprochen, daß man der Schule soviel Licht als nur irgendmöglich zuführen müsse; man solle, wie Dr. Javal sehr treffend bemerkt, die Schule mit Licht überschwemmen, damit auch an dunkeln Tagen der dunkelste Winkel der Klasse hinreichend hell beleuchtet sei.

Auch für die Ausstattung der Lehrbücher hat man ganz bestimmte Grundsätze formulirt. Ein nach diesem Princip eingerichtetes Buch würde sich, halten wir uns an die erst jüngst von Herrn Dr. Weber in Darmstadt publicirte sehr inhaltsreiche Arbeit, folgendermaßen gestalten:

1) Länge der Zeile bis zu 150 Mm.
2) Anzahl der Buchstaben auf dieser Normalzeile im Minimum 50, im Maximum 60,
3) Größe der Buchstaben 1,5 Mm.
4) Verhältniß der Breite des Durchschusses zur Größe der Buchstaben wie 2,0: 1,5,
5) Fetter, scharfkantiger Druck ohne Schnörkel,
6) Sehr dunkle Druckerschwärze; rauhes leicht graues Papier.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir noch specieller auf die Forderungen eingehen, welche man augenärztlicherseits an die Schule gestellt hat, und schließlich werden Sie aus dem, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe, ja auch ersehen, welcher Art die Wünsche sind, welche die Ophthalmologie im Interesse unserer lernenden

Jugend haben zu müssen glaubt. Uebrigens sind die meisten dieser Anforderungen keineswegs Kinder der neueren Zeit, sondern meist schon vor mehr als einem Menschenalter wiederholt geltend gemacht worden. So enthält z. B. das im Jahre 1845 erschienene ganz vortreffliche Buch von Dr. Beger den größten Theil der modernen hygieinischen Wünsche, wenn auch vielleicht den einen oder den andern in weniger scharfer und weniger vertiefter Form.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine möglichst weitgehende Erfüllung aller dieser Forderungen dem körperlichen Wohl unserer Kinderwelt in der erwünschtesten Weise zu Gute kommen würde, und darum wollen wir auch hoffen, daß Schule und Hygieine zur Ausführung dieser Maßregeln sich brüderlich die Hand reichen werden.

Allein ich bin der Ansicht, daß man den Einfluß der Schule für die Entwickelung der Kurzsichtigkeit zu sehr in den Vordergrund geschoben und dafür andere, vielleicht ebenso oder doch wenigstens nicht viel weniger schädliche Momente einer zu geringen Beachtung gewürdigt hat. Darüber kann ja kein Zweifel herrschen, daß die Schule ein sehr wirksames Moment für die Erzeugung und weitere Entwickelung der Kurzsichtigkeit darstelle, allein sie ist eben nur *einer* der vielfachen Factoren, die bei der Entstehung der langen Augenachse ihre unheilvolle Wirksamkeit entfalten. Die Pflege des Kindes im elterlichen Hause, wie sie die heutzutage wenigstens bei uns in Deutschland gebräuchliche Erziehungsweise ausübt, ist nach meiner Ansicht ein Moment, welches einen, wenn auch nicht gerade größeren, so doch ganz gewiß auch nicht geringeren Antheil an der Entstehung der Kurzsichtigkeit zu tragen hat. Denn der größte Theil aller der Schädlichkeitsmomente, die man der Schule mit vollstem Recht nachgewiesen hat, kehrt ja gerade im elterlichen Haus wieder, und häufig sogar in einem viel höheren Grade als in der Schule. Gestatten Sie, daß ich Ihnen diese meine Behauptung durch einige wenige Beispiele belegen darf.

Wenn man zuvörderst die anhaltende Beschäftigung mit Lesen und Schreiben, zu welcher das kindliche Auge in der Schule angehalten wird, in Betracht zieht, so liegt, scheint mir, gerade dieser Punkt im elterlichen Haus oft viel mehr im Argen, als in der Schule. Der Unterricht nöthigt das Kind ja keineswegs dazu, mehrere Stunden ohne jede Unterbrechung sich mit Lesen oder Schreiben beschäftigen zu müssen. Im Gegentheil! Zwischen den einzelnen Stunden sind einmal erstens Pausen, sodann wechseln aber auch im Lehrplan die Unterrichtsgegenstände miteinander ab. Auf eine Stunde, die eine dauernde Fixation des Auges auf nahe liegende Gegenstände fordert, wie z. B. die Lectüre eines Classikers, oder die Anfertigung schriftlicher Arbeiten folgt eine Stunde, welche die Blicke des Schülers auf ein ferner gerichtetes Ziel, auf die Klassentafel, lenkt, wie dies z. B. beim mathematischen und physikalischen Unterricht der Fall zu sein pflegt. Gar nicht zu gedenken der Unterrichtsgegenstände, die lediglich nur Kopf- und keine Augenarbeit verlangen, wie z. B. Kopfrechnen, freie geschichtliche Vorträge, Declamiren von Gedichten u. s. w.

Wie Anders liegen nun aber gerade im elterlichen Hause meistens diese Verhältnisse. Das Pensum der Schularbeiten wird fast immer in einer stundenlangen Sitzung hintereinander absolvirt, um möglichst bald Zeit für die anderen Beschäftigungen zu gewinnen. Privatstunden aller Art harren des Kindes und beanspruchen die Thätigkeit seines Auges. Ist nun endlich die Arbeit der Schule und des Privatunterrichtes beseitigt, so kann sich das Kind zwar seinen Lieblingsneigungen überlassen, aber wie geartet sind gerade diese wieder in vielen Fällen? Das Lesebuch der Schule oder des Privatlehrers wird vertauscht mit dem Unterhaltungsbuch, welches ihm die Schul- oder Klassenbibliothek geliehen oder die Municicenz der Eltern geschenkt hat. Stundenlang vertieft sich der durch die Lectüre angenehm beschäftigte Sinn des Kindes in das Studium seines Lieblingsbuches, In andern Fällen tritt an die Stelle der Lectüre die Beschäftigung mit andern dem Auge nahegerückten Gegenständen, das Coloriren von Bilderbogen, das Abzeichnen von Vorlegeblättern und dergl. mehr füllt die Mußezeit aus. Kurz das Kind hält sein Auge, wenn es sich nicht im Freien bewegt, fast ununterbrochen auf ihm nahe befindliche Gegenstände gerichtet.

Und nun erst die Beleuchtungsverhältnisse, unter denen die häusliche Beschäftigung der Kinder erfolgt. Wie mangelhaft und unrationell sind dieselben in vielen, wenn wir nicht gerade sagen wollen in den meisten Fällen. Von der sorgsamen Berücksichtigung, welche die Schulhygieine gerade der Beleuchtungsfrage widmet, ist in unserer Behausung leider nur wenig die Rede. Um eine in Mitten des Tisches aufgepflanzte Lampe schaaren sich die Kinder des Hauses und jedem bleibt es überlassen, sich seinen Antheil an der gemeinsamen Lichtquelle zu verschaffen, wie es eben gehen mag. Dabei ist diese künstliche Lichtquelle meist so beschaffen, daß einzelne Theile des Zimmers zwar hell erleuchtet, andere dafür aber wieder in ein magisches Halbdunkel gehüllt sind. Auch die Lage der Fenster, die Stellung des Arbeitstisches zum Fenster, die Höhe des Fensters u. s. w. sind leider nur zu oft keineswegs derartig, daß sie dem arbeitenden Kinde ein befriedigendes Licht spenden. Was hat es aber, so fragen wir, wohl für einen Sinn, wenn man, wie einzelne Autoren vorgeschlagen haben, mit dem Photometer in der Hand die Lichtmenge des Schulzimmers misst, ohne den analogen Verhältnissen des häuslichen Arbeitszimmers Rechnung zu tragen? In der Schule verbringt das Kind nur 5 und zwar noch dazu fast die lichtreichsten Stunden des Tages, während es den größeren Theil des Tages und zwar den lichtärmeren — wir haben hierbei natürlich die lange lichtarme Winterszeit im Sinne — zu Haus verlebt. Müssen wir da nicht, wenn wir die Lichtverhältnisse überhaupt in einer für das Kinderauge rationellen Weise bestimmen wollen, in gleicher Weise für die nöthige Lichtquantität in der Schule wie im elterlichen Hause besorgt sein? Thun wir dies nicht, so werden alle unsere hygieinischen Maßregeln sicherlich nur einen halben Erfolg haben. Mögen wir die Lichtmenge in den Schulen auch noch so peinlich bestimmen, und sind wir nicht im Stande für eine analoge Lichtfülle auch im häuslichen Arbeits- und Spielzimmer des Kindes Sorge zu tragen, so wird der Schutz, den wir dadurch gegen die Entwickelung der Myopie bieten, ein mehr oder minder

illusorischer sein. Der Vortheil, den eine mit der verschwenderischsten Lichtfülle ausgestattete Schule bietet, wird und muß zum größten Theil neutralisirt werden, wenn das häusliche Arbeitszimmer des Schülers den Beleuchtungsverhältnissen nicht in gleich sorgsamer Weise Rechnung trägt. Als ein sehr schlagendes Beispiel für diese unsere Behauptung können wir eine Mittheilung hier anziehen, die Herr Dr. Just über die in den neugebauten Schulen Zittaus herrschenden Zustände gemacht hat. Gerade in diesen Schulen, deren Klassenzimmer gemäß den neuesten Ansprüchen sehr hell sind, hat sich ein auffallend hoher Procentsatz der Myopie nachweisen lassen, eine Thatsache, die Herrn Just zu folgender sehr treffender Bemerkung Veranlassung giebt: „daß nicht überwiegend das mangelhafte Licht in den Schulstuben schädlich wirkt, daß vielmehr die sich immer mehr steigernden Anforderungen an den häuslichen Fleiß, das anhaltende Arbeiten in den Abendstunden bei oft ganz mangelhafter künstlicher Beleuchtung mindestens den gleichen Antheil an der Entstehung der Myopie hat.“

Ich bin von dem unheilvollen Einfluß, welchen gerade unsere häuslichen Verhältnisse im Großen und Ganzen auf die Erzeugung der längeren Augenachse d. h. auf die Entwickelung der Kurzsichtigkeit ausüben, so überzeugt, daß ich mich mit meinen Rathschlägen zur Behandlung dieser ganz ohne Zweifel sehr verhängnißvollen Calamität nicht in erster Linie an die Schulen, sondern an die Eltern wende. Sorgen wir für eine rationelle Haltung unserer Kinder in der schulfreien Zeit, so ist dies, vorausgesetzt, daß die Schule gleichfalls ihre Schuldigkeit thut, der sicherste Weg, dem Umsichgreifen der Kurzsichtigkeit entgegen zu treten. Die Theilnahme, welche man behördlicher= wie pädagogischerseits der Frage der Kurzsichtigkeit entgegenbringt, läßt uns hoffen, daß die Schule die berechtigten Wünsche des Augenarztes erfüllen werde; sorge nun doch auch das Publikum dafür, daß die Schulhygieine mit ihren Maßregeln etwas erreichen könne. Denn Beide, Schule wie Eltern, tragen Schuld an der Entstehung und Weiterverbreitung der Kurzsichtigkeit und nur wenn Beide ihre Schuld einsehen und sich zur Beseitigung derselben die Hand reichen, kann ein wirksamer Schutz gegen das Ueberhandnehmen der Myopie geschaffen werden.

Die Anforderungen, welche wir an alle Eltern stellen, sind wirklich nicht so ungeheuerliche, daß sie nicht mit etwas gutem Willen und im Hinblick auf die normale Entwickelung des Kinderauges befriedigt werden könnten.

Was zuvörderst die Einrichtung des häuslichen Arbeitszimmers anlangt, so sorge man dafür, daß ähnliche hygieinische Maßregeln ergriffen werden, wie wir Ophthalmologen sie von der Schule mit Recht verlangen müssen. Die Beleuchtung sei eine möglichst verschwenderische, man wähle als Arbeitslokal des Kindes nicht ein lichtarmes, in einen mit hohen Häusern umgebenen Hof schauendes Zimmer, sondern das hellste der gesammten Wohnung; man stelle den Arbeitstisch so, daß das Licht von der linken Seite auf die Arbeit falle, wenn man nicht etwa einen Lichteinfall von beiden Seiten bieten kann. Man verhänge die Fenster nicht mit breiten, dunklen Vorhängen. Man sorge ferner für eine gute, ausreichende künstliche Beleuchtun, wobei ich besonders eine über dem Tisch hängende, das ganze Arbeitsfeld

in gleicher Weise erleuchtende Lampe empfehlen möchte. Hat man auf diese Weise dem kindlichen Auge eine rationelle Lichtdiät geschaffen, so wende man dieselbe Sorgfalt auch dem Arbeitstisch und Stuhl des Kindes zu; beide müssen den individuellen Ansprüchen des Kindes gewiß ebenso sorgsam angepasst werden, wie man dies von den Schulbänken verlangt hat. Man achte ferner darauf, daß das arbeitende Kind mindestens 35 Ctm. Abstand zwischen Arbeit und Auge bewahre; macht dies etwa Schwierigkeiten, so schaffe man einen Kopfhalter (Durchsichtsstativ) an, wie er gerade in den letzten Jahren von einem Breslauer Mechaniker in recht praktischer Weise constuirt worden ist.

Hat man so die äußeren Verhältnisse, unter denen das Kind im elterlichen Hause zu arbeiten hat, in genügender Weise geordnet, so sorge man dafür, daß die Beschäftigung mit dem Auge nahe gelegenen Gegenständen nicht stundenlang ohne Unterbrechung fortgesetzt werde. Ist das Pensum der häuslichen Schularbeiten nun einmal ein solches, daß der Schüler zur Bewältigung desselben mehrere Stunden gebraucht, so gestatte man keinesfalls, daß diese Arbeit ohne Unterbrechung geleistet werde. Man lasse vielmehr Pausen eintreten und gewähre so dem angestrengten Auge eine kleine Erholung und Ruhe.

Ich glaube diese wenigen Andeutungen werden genügen, um dem Leser einen befriedigenden Begriff davon zu geben, was ich unter einer rationellen Pflege des arbeitenden Kindes im elterlichen Hause verstanden wissen will. Ich werde es nicht nöthig haben, die Einzelnheiten einer solchen Pflege noch besonders zu erörtern, sie sind ja im Großen und Ganzen identisch mit den Anforderungen, die man an die Schule stellt. Das was für die Schule gilt, gilt mutatis mutandis auch für das Haus.

Zum Schluß sei es mir aber noch gestattet, auf einen Factor aufmerksam zu machen, dessen Bedeutung für die Entwickelung der Kurzsichtigkeit durchaus nicht unterschätzt werden darf. Im Großen und Ganzen wird unsere Jugend in ihren Mußestunden viel zu viel mit Dingen beschäftigt, welche eine dauernde Fixation des Auges für nahe gelegene Gegenstände erfordert. Man sorgt bei uns in Deutschland viel zu wenig für Spiele, welche unsere Jugend in das Freie führen, von ihr einen weiten Umblick und eine tüchtige körperliche Bewegung verlangen. Man schaffe geräumige öffentliche Spielplätze und sorge dafür, daß große wie kleine Schüler auf ihnen eine geeignete, in das Gewand des Spieles gekleidete körperliche Uebung finden können. Ballspiel, Werfen oder Schießen nach mehr oder weniger entfernten Zielen, Croquet und was dergleichen mehr sein möge, würden eine der normalen Entwickelung des kindlichen Auges viel besser zusagende Beschäftigung bieten, als der bei uns in Deutschland gegenwärtig übliche Zeitvertreib der Kinderwelt. Denn gerade eine so geartete Verwendung der freien Zeit unserer Kinder würde nicht allein dem durch die Schularbeit angestrengten Auge eine wohlthuende Erholung bieten, sondern sie würde auch die Ernährung des Körpers im Allgemeinen fördern und stärken. Und damit wäre ein weiterer höchst wirksamer Schutz gegen die Entstehung der Kurzsichtigkeit geboten; denn gerade ein gut ernährtes Auge wird ganz besonders dazu ausgerüstet sein, den ihm von

der Cultur nun einmal unvermeidlich zugemutheten Ansprüchen siegreich zu widerstehen.

Ich kann deshalb auch Herrn Professor von Zehender nur unbedingt beistimmen, wenn er meint, daß der erschreckend hohe Procentsatz, den gerade Deutschland in der Verbreitung der Myopie einnimmt, zum Theil durch zu geringe Sorgfalt bedingt werde, die man der körperlichen Entwickelung unserer Jugend schenke. Herr von Zehender hat gewiß Recht, wenn er den auffallend geringen Procentsatz der Kurzsichtigkeit in England in Zusammenhang bringt mit der großen körperlichen Pflege, die gerade die englische Jugend genießt.

Also für Schule und Haus die gleiche hygieinische Fürsorge und tüchtige körperliche Pflege und wir werden der drohenden Calamität der progressiven Myopie ruhig und ohne Sorge entgegentreten können.

Und daß wir uns mit dieser Ansicht nicht einer allzu sanguinischen Hoffnung hingeben oder uns mit allzu rosig gemalten Vorstellungen gegen die drohenden Gefahren verblenden, dafür bürgt uns eine Untersuchung, die Herr Dr. Seggel an einem bayerischen Kadettencorps mehrere Jahre hintereinander ausgeführt hat. Diese Prüfung hat den Nachweis geliefert, daß die Zunahme der Myopie bei den Zöglingen dieser Anstalt eine viel geringere war, als man dies auf Grund der anderweitigen Erfahrungen zu vermuthen alle Ursache hatte. Die Ursache für dieses günstige Verhältniß findet Dr. Seggel in der Sorgfalt, mit der die Arbeit in der Klasse, wie im Zimmer des Zöglings regulirt wird, sowie in der passenden Weise, in welcher Arbeit und körperliche Uebung gerade in dieser Anstalt mit einander abwechseln.

Die Sittenlehre und die öffentlichen Schulen.

Von

Heinrich Viehoff.

Unter den wichtigsten Fragen der Gegenwart stehen bekanntlich im Vordergrunde die folgenden: Wie läßt sich der Kulturkampf beseitigen? und wenn dies vorderhand unmöglich ist, wie läßt sich eine Beseitigung desselben wenigstens vorbereiten und anbahnen? Begreiflicher Weise erregen diese Fragen in Jedem, der den Einfluß des Jugendunterrichtes zu würdigen weiß, den Gedanken an die öffentlichen Lehranstalten als Mittel zur Heranbildung künftiger friedfertiger Generationen, welche zur Fortsetzung des sogenannten Kulturkampfes keine Lust haben werden. Die Deutsche Revue hat aus diesem Gesichtspunkte im nächstvorigen Jahrgange (im Juli-Heft 1881, S. 115 ff.) die hohe kulturhistorische Bedeutung der Simultanschulen besprochen und die von ihren Widersachern gegen dieselben beigebrachten Gründe einer Kritik unterzogen. Es stellte sich dort für jeden ohne Vorurtheil Prüfenden als unzweifelhaft heraus, daß eine strenge Sonderung der Lehranstalten nach der Confession, wie sie von streng orthodoxen Protestanten und von Ultramontanen mit gleichem Eifer gefordert wird, den heillosen Kulturkampf

in unserm Vaterlande nicht bloß verlängern, sondern auch unter unseren Nachkommen zur höchsten Erbitterung steigern muß, wogegen man sich zuversichtlich versprechen darf, daß die Zöglinge gut eingerichteter und geleiteter Simultanschulen keineswegs als Friedensstörer in das Gesellschaftsleben übertreten, sondern, wie sie Jahre lang in der Schule trotz Verschiedenheit der Confession friedlich mit einander verkehrt haben, so auch später im praktischen Leben einträchtig zusammenwirken und überhaupt die Mitmenschen weniger nach ihren Dogmen, als nach ihrem sittlichen Werthe, ihrer Charaktertüchtigkeit und der Entwickelung ihres Sinnes für das Gemeinwohl abschätzen werden. Wie wäre auch ein anderes Ergebniß zu erwarten? In Lehranstalten, welche auf die den verschiedenen Glaubensbekenntnissen gemeinsamen religiösen, ethischen und humanitären Elemente, d. h. auf ihre wichtigsten, unanfechtbarsten und veredelndsten, den Hauptnachdruck, legen; in Anstalten, die es sich eigens zur Aufgabe machen, in ihren Schülern das tiefe Gefühl zu wecken und die klare Ueberzeugung hervorzurufen, daß nicht in den Glaubenslehren, welche sie scheiden, sondern in denen, worin sie übereinstimmen, die höchste Bedeutung für das Leben liegt; in Anstalten, deren confessionell gemischte Lehrer-Collegien den Zöglingen als Vorbilder veranschaulichen, wie man ungeachtet der Verschiedenheit einzelner Dogmen streitlos neben- und miteinander wirken und eine gemeinsame Aufgabe ihrer Lösung zuführen kann — wie? in solchen Anstalten sollten nicht Geschlechter erwachsen, die den Haß und Unfrieden aussäenden Glaubensfanatikern ihr Ohr verschließen und von einer Fortsetzung des Kulturkampfes nichts wissen wollen?

Der Gedanke, welcher der Abhandlung über die Simultanschulen im Juli-Heft 1881 der Deutschen Revue zu Grunde liegt, ist ein Ausfluß derselben Ueberzeugung, die ich schon vor drei Jahren in dem März-Heft 1879 der vorliegenden Zeitschrift (S. 329 bis 341) ausgesprochen habe. Ich versuchte dort den Nachweis, daß für die tieferkrankte moderne Gesellschaft das Hauptheilmittel in einer auf den jeder Menschenseele inwohnenden Glückseligkeitstrieb gebauten Ethik zu finden sei. Der mir vergönnte Raum gestattete dort nicht die Frage, ob und wie sich eine derartige Sittenlehre in den öffentlichen Unterricht einführen lasse, in die Betrachtung aufzunehmen; ich hatte zunächst das weitverbreitete Vorurtheil gegen jede auf eudämonistischer Grundlage ruhende Moral zu bekämpfen und mußte mir die Darstellung der Art und Weise, wie die vorgeschlagene Sittenlehre sich in manche der herkömmlichen Unterrichtsstoffe verflechten lasse, vorbehalten. Falls ich dazu gelangte, beabsichtigte ich die Untersuchung nicht bloß darauf auszudehnen ob jene Sittenlehre als ein neuer gesonderter Unterrichtsgegenstand in die Schulen einzuführen wäre, sondern auch auf die Frage, ob daneben der herkömmliche confessionelle Religionsunterricht noch Platz finde. Ehe ich zur Ausführung dieses Vorhabens kam, ist ein Anonymus mit einem Schriftchen: „Ein Vorschlag zur Beilegung des Kulturkampfes“ betitelt, hervorgetreten*), worin er „die Einführung einer von Staatswegen aufzustellenden, für

*) In Leipzig gegen Ende 1881 in Otto Wigand's Verlag.

Schüler aller Confessionen ohne Anstoß gültigen und obligatorischen Sittenlehre in den öffentlichen Unterricht" als das beste Heilmittel des verderblichen Kulturkampfes anempfiehlt. So sehr Manches, was der Verfasser zur Motivirung seines Vorschlages sagt, mir aus der Seele gesprochen ist, so nehme ich doch an Einzelnem Anstoß und vermisse besonders eine genaue Charakterisirung der einzuführenden Ethik. Es genügt nicht, dieselbe aus den Katechismen der verschiedenen Confessionen mit Hinweglassung dessen, worin sie verschieden sind und sich einander bekämpfen, zusammenzustellen; das Handbuch der Sittenlehre muß so gut, wie jedes Lehrbuch der Mathematik, das man dem Schüler in die Hände gibt, einen festen innern Zusammenhang haben; alles Einzelne muß aus unumstößlich Feststehendem folgerecht abgeleitet werden.

Es ist nun von einer Seite her, gegen die sich freilich der Verfasser jenes Schriftchens auch recht unfreundlich ausgesprochen hat, ein scharfes Gericht über ihn und seinen Vorschlag ergangen, und zwar von altkatholischer Seite im „Deutschen Merkur" (1881, Nr. 52 und 53). Auf die dort gemachten Ausstellungen etwas näher eingehend, werde ich zugleich Gelegenheit finden, das mir selbst nicht Zusagende und von mir Vermisste zu besprechen.

Vor Allem erhebt der Deutsche Merkur gegen den Anonymus den Einwurf: „Wer soll denn aber die höchste staatliche Sittenlehre für die Schulen auf- und feststellen? Der König? Die Minister? Die Kammern? Oder der Reichstag? Oder alle drei Factoren? Durch welches Organ? Aus welcher Quelle? Nach welcher Methode? Doch halt! von der Quelle redet er. Die Staatssittenlehre soll aufgebaut werden auf Natur und Wissenschaft; er nennt sie daher auch vernunfterkannte Sittenlehre. Also die Natur, die natürliche Offenbarung ist die Quelle, die Wissenschaft ist das Mittel daraus zu schöpfen. Nun beruht aber alle Sittlichkeit auf dem Gesetze der Freiheit, und die Natur kennt nur das Gesetz der Nothwendigkeit. Doch meint er vielleicht mit dem Worte Natur Alles, was da ist, auch die geistige Welt; welche ist dann aber die Wissenschaft, die aus dieser natürlichen Offenbarung die Staatssittenlehre gewinnt? Nicht die Naturwissenschaft — denn diese constatirt bloß die Thatsachen, nicht das, was sein soll, — sondern die Philosophie. Officiell könnte indessen nur das Kultusministerium das Schulbuch der Staatssittenlehre approbiren. Da käme es nun darauf an, daß diese hohe Behörde das richtige philosophische System und damit die echte Staatssittenlehre zu erkennen vermöchte. Ein eigenes philosophisches System ist nun noch niemals aus dem preußischen Kultusministerium hervorgegangen; auch hat dieses Palais staatsmännischer Weisheit noch nie ein Philosoph bewohnt oder als Rath erleuchtet. Es wäre daher zu fürchten, daß das Handbuch bald kantianisch, bald schopenhauerianisch u. s. w. würde."

Darin hat der Kritiker im Deutschen Merkur Recht, daß er sich gegen die Aufstellung der quästionirten Sittenlehre durch den Staat erklärt; nur fragt sich, ob der Verfasser, den er so höhnisch angreift, mit dem Ausdruck „von Staatswegen" sagen will, daß der obligatorisch einzuführende ethische Katechismus durch die Staatsbehörde zusammengestellt werden soll. Ist das nicht seine

Meinung, sondern verlangt er nur, daß die Staats-, speciell die oberste Unterrichtsbehörde den öffentlichen Schulen den Gebrauch eines Handbuchs der Sittenlehre zur Pflicht mache, welches unter Weglassung der Punkte, worüber die Confessionen uneins sind, nur die allen gemeinsamen („die für Schüler aller Confessionen ohne Anstoß gültigen") Lehren enthält: dann sind das alles müßige Fragen, ob der König, die Minister, die Kammern, der Reichstag, oder alle gesetzgebenden Factoren den Katechismus zusammenzustellen haben. Sollen einige dieser Factoren oder alle bei der Prüfung und Approbirung des fraglichen Katechismus zusammenwirken, so werden sie nur zu untersuchen haben, ob der Katechismus wirklich ein interconfessionell ethischer sei, d. h. ob von Seiten der Confessionen, denen die Zöglinge der öffentlichen Schulen angehören, gegen den ethischen Inhalt desselben kein begründeter Einspruch erhoben werden kann; und das wird nicht allzuschwer festzustellen sein. Die Entscheidung über den Verfasser des obligatorischen Handbuches kann man füglich vorläufig auf sich beruhen lassen. Stände es erst einmal höhern Ortes fest, daß man die Einführung eines solchen interconfessionellen Katechismus in die öffentlichen Schulen für nothwendig hielte, um wenigstens den kommenden Generationen die Heilung des Kulturkampfes zu verbürgen: so würde es sicher an concurrirenden Schriftstellern, welche den Wunsch der Staatsbehörden zu befriedigen suchten, nicht fehlen.

Der Kritiker im Deutschen Merkur hat ferner Recht, wenn er eine Angabe der Quelle, woraus die interconfessionelle Sittenlehre geschöpft, oder vielmehr der Basis, worauf sie aufgebaut werden soll, verlangt, ist aber mit der in jenem Schriftchen angedeuteten Antwort: „Sie soll sich auf Natur und Wissenschaft gründen", durchaus unzufrieden. Die Natur, meint er, die nur das Gesetz der Nothwendigkeit kenne, sei zum Fundament der ganz auf der Freiheit beruhenden Sittenlehre ganz ungeeignet. Was die Wissenschaften anlangt, so könne der Ethiker nicht zur Naturwissenschaft, die „nur die Thatsachen constatire", seine Zuflucht nehmen, sondern lediglich zur Philosophie; die Philosophen seien aber über die Grundlage der Ethik in unlöslichem Streite. Mit diesen Einwürfen hat jedoch der Kritiker den Vorschlag des Schriftchens, der aus einer richtigen, wenn auch nicht genügend erörterten Ansicht hervorgegangen ist, keineswegs wie er glaubt als absurd nachgewiesen. Wer mit dem Kritiker die Ethik ganz auf der Freiheit d. h. auf der Freiheit des menschlichen Willens aufbauen wollte, würde ihr ein sehr unsicheres Fundament geben; schon aus dem Grunde, weil es keiner Philosophie gelingt, die menschliche Willensfreiheit überzeugend darzuthun. Unwahr ist es ferner, daß die Naturwissenschaft sich auf Constatirung von Thatsächlichem beschränke. Der Naturforscher fühlt sich allerdings schon glücklich, wenn es ihm gelingt, bisher unbekannte Thatsachen ans Licht zu fördern, oder bis dahin angezweifelte festzustellen, oder falsch aufgefaßte in die rechte Beleuchtung zu rücken; aber noch glücklicher, wenn es ihm gelingt, ihren Zusammenhang untereinander nachzuweisen, sie aufeinander zurückzuführen und dadurch die Zahl der ungelöst übrig bleibenden Probleme zu vermindern; und wo er in dieser Richtung hin thätig ist, bewegt er sich unstreitig auf echt wissenschaftlichem Gebiet, so gut wie der

Philosoph, wenn er sich gleich nicht, wie dieser, dem Wahne hingiebt, jemals zur Lösung des allerhöchsten und letzten Problems zu gelangen. Die Verweisung auf die Philosophie, als die einzig zur Aufstellung einer Ethik berechtigte Wissenschaft, befremdet bei einem Kritiker, der sich „ein denkender gläubiger Katholik“ unterzeichnet, um so mehr als ihm ja selbst die Streitigkeiten der Metaphysiker ersten Ranges über die Grundlage der Moral nicht unbekannt sind. Begnügt er sich als denkender Altkatholik nicht mit der Ethik der katholischen Kirche, so ist ihm zu rathen, jedem Versuch einer metaphysischen Begründung zu entsagen und sich an die Erfahrungsseelenlehre zu wenden. Da ist, wie ich in dem Beitrage zur Deutschen Revue (März-Heft 1879) für jeden weder durch metaphysische Vorurtheile noch durch blinden Autoritätsglauben Befangenen gezeigt zu haben glaube, in dem zum humanen Glückseligkeitstriebe veredelten allgemeinen Lebenstriebe eine feste Basis für die Ethik zu finden, eine Ethik, für die Alle um so empfänglicher sein werden, als sie aus einer in jede Menschenbrust gepflanzten Wurzel hervorsprosst, und gegen die selbst die orthodoxen Glaubenseiferer sich billiger Weise nicht feindselig erklären können, weil sie hier das Beste von dem, was den Inhalt ihres Glaubensbekenntnisses bildet, wenn auch anders motivirt, wiederfinden.

Letzteres erwartet freilich der Kritiker im Merkur durchaus nicht. „Wenn jene Staatssittenlehre“, sagt er, „obligatorisch in alle Schulen eingeführt würde, dann würde der römische Pontifex kraft seiner Unfehlbarkeit dieselbe als eine wahrhaft teufliche Erfindung zur Vernichtung aller Religion verdammen und die Schulen mit dem Interdikt belegen. Die Hetzkapläne würden das Weitere besorgen und eine noch nie dagewesene Kulturkampfscene ins Werk setzen.“ Ob das wirklich geschehen würde, ist sehr fraglich. Der römische Pontifex unterlässt Manches, wozu er wohl Lust hätte, und hat schon Manches der Art unterlassen — aus Rücksicht auf die jeweiligen Zeitläufte (temporum ratione habita). Es kommt darauf an, mit welchem Staat er zu thun hat, und mit welcher Entschlossenheit ihm dieser entgegentritt. Er sieht sich in Fällen, wo man ihm kräftig die Stirn bietet, nach Helfershelfern um, die das ihm mißfällige Werk heimlich unterminiren So hat er sich beispielsweise während der Falk'schen Aera wohl gehütet, die preußischen Simultanschulen, die ihm sicher in tiefster Seele verhasst waren, sämmtlich mit dem Interdikt zu belegen, ist aber leider im Aufsuchen von Zerstörungsgenossen nur allzuglücklich gewesen

Darin jedoch hat der Recensent im Merkur wieder Recht, daß er es im höchsten Grade mißbilligt, wenn der Verfasser des von ihm kritisirten Schriftchens auch die „Pflichten gegen Gott“, aber nicht gegen einen persönlichen Gott, der ihm „ein menschlich beschränkt gedachter“ ist, in die obligatorische Schulethik aufgenommen wissen will. Ich habe schon in dem Beitrage zum Märzheft 1879 der vorliegenden Revue mich dahin ausgesprochen, daß für die gegenwärtigen innern Gesellschaftszustände eine Heilung durch die Sittenlehre nur dann zu erwarten sei, wenn sie von der Glaubenslehre, speciell von dem über unsere Pflichten gegen die Gottheit handelnden Theile getrennt werde. „Wer den schwer Bedrängten“, sagte ich dort, „durch Hinweisung auf ein besseres Jenseits, den un-

schuldig Leidenden durch die Aussicht auf eine dereinstige Vergeltung aus der Hand Gottes zu trösten und aufzurichten sucht, wer von den Menschen fordert, daß sie aus Liebe zu dem gemeinsamen himmlischen Vater den Mitmenschen brüderlich zu Hülfe kommen, der muß bei seinen Hörern den unerschütterlichen Glauben an ein schöneres Jenseits, an einen belohnenden und strafenden, gegen Alle gerechten, Alle mit gleicher Liebe umfassenden Vater im Himmel voraussetzen. Fehlt dieser Glaube, oder wankt er auch nur, so ist ein darauf gegründetes Gebäude von Sittenlehren gleichfalls hinfällig. In welchem Grad und in welcher Ausdehnung aber der christliche Unsterblichkeits- und Gottesglaube heut zu Tage den Gemüthern abhanden gekommen ist, nicht etwa bloß skeptischen Philosophen und Naturforschern, sondern in allen Gesellschaftsschichten, bis in die tiefsten hinab, das bedarf nach den Erscheinungen, die in den socialistischen Bewegungen der Neuzeit zu Tage getreten sind, keiner näheren Erörterung. Wer eine Sittenlehre an jenen Glauben anknüpfen wollte, würde ein Gespinnst schaffen, das, in den Lüften flatternd, den Menschen der Gegenwart in den Stürmen der Leidenschaft keinen Halt böte. Soll die Ethik für die gesammte innerlich erkrankte Gesellschaft ein Heilmittel werden, so muß sie auf einer für alle Menschen geltenden Grundlage gebaut werden; es müssen ihr zweifellos feststehende seelische Thatsachen zu Grunde liegen, die jeder nicht völlig verthierte Mensch in seinem innersten Bewußtsein vorfindet, und die unerschüttert in der Menschenbrust haften, auch nachdem der Unsterblichkeits- und Gottesglaube wankend geworden sind. Das ist, wie vor drei Jahren, so noch heute meine Ueberzeugung, und befestigt hat sich diese seit jener Zeit noch durch das Lesen mehrerer Schriften, deren Verfasser von meinen Ansichten eben so wenig wußten, als ich von den ihrigen, und dennoch in ihrem Nachdenken genau zu dem nämlichen Ergebniß gelangten.*)

Daß ich es für durchaus tadelnswerth halte, die Schuljugend in irgend einem Unterrichtszweige auf die Frage aufmerksam zu machen, ob man sich Gott als ein persönliches Wesen zu denken habe, werden die Leser der Deutschen Revue erwarten, die meinen Aufsatz „Ueber den Pessimismus der Gegenwart“ (im August-Heft 1880 S. 241 ff.) nicht überschlagen haben. Ich habe es dort aufs entschiedenste mißbilligt, wenn Materialisten, Socialdemokraten, Darwinisten Lehren, die noch hypothetischer Natur sind, in populär gehaltenen Schriften den weitesten Leserkreisen und in öffentlichen Vorträgen der gemischtesten Zuhörerschaft als ausgemachte Wahrheiten verkünden, zumal wenn diese Lehren an liebgewordenen Ueberzeugungen rütteln. Dem überwiegend größern Theile des Volkes wird es, wie sehr sich auch der öffentliche Unterricht noch vervollkommnen mag, doch fort und fort zu sehr an Vorbildung und Muße fehlen, um schwierige wissenschaftliche Hypothesen gründlich prüfen, scheinbar Wahres von wirklich Wahrem, sophistisch Aufgeputztes von streng Logischem unterscheiden zu können. Diesem Theile des Volkes tröstliche, wenn auch nur auf Autoritätsglauben beruhende

*) Ich erwähne von diesen Schriften nur das meisterhafte Werk von Herbert Spencer „Die Thatsachen der Ethik“ (übersetzt von Prof. Dr. Vetter, Stuttg. 1879, Schweizerbart'sche Verlagshandlg.)

Meinungen und Hoffnungen zu rauben, ist unerlaubt, wofern man nicht vollkommen Gewisses und bessern Trost Gewährendes an die Stelle des Geraubten zu setzen hat. Lehren aber, die man einem nicht mit zureichendem Wissen und gereiftem Urtheil ausgestatteten Publikum von Erwachsenen vorenthalten soll, darf man selbstverständlich noch viel weniger zum Gegenstande des Jugendunterrichtes machen.

Das Urtheil des Recensenten über das in Rede stehende Schriftchen ist im Ganzen so ungünstig, daß er schließlich den Verfasser der größten Unwissenheit zeiht und seinen „Vorschlag zur Beilegung des Kulturkampfes" geradezu als „thöricht" abfertigt. Wenn Solches dem Verfasser von altkatholischer Seite widerfährt, wessen muß er von der Presse der römisch-katholischen Hetzkapläne gewärtig sein? Und nicht minder entrüstet werden protestantische Glaubenseiferer über ihn herfallen. Doch möglich auch, daß man sich von beiden Seiten um das Schriftchen nicht kümmert. Ist doch gegenwärtig bei der Meinung, die in den maßgebenden höhern und höchsten Regionen herrscht, durchaus nicht zu besorgen, daß der preußische Unterrichtsminister dem Vorschlage, einen interconfessionellen Katechismus in die Schulen einzuführen, willfährig entgegenkommen werde. Vielmehr ist zu erwarten, daß die streng orthodoxen Geistlichen in der nächsten Zukunft ihren alten Einfluß auf die Unterrichtsanstalten, auf die höhern wie die niedern, mehr und mehr zurückgewinnen. Umkehr zum streng kirchlichen Glauben! Scharfe Scheidung der Lehranstalten nach der Confession! Das ist die Losung, die augenblicklich bis in die höchsten Regionen hinauf den lebhaftesten Anklang findet. Derselbe gewaltige Staatsmann, der am 15. April 1875 in einer Rede gegen die Ansprüche des unfehlbaren Papstthums so energisch Front machte, hält jetzt, wie es scheint ein Bündniß mit Rom und dem Ultramontanismus „aus staatsmännischen Erwägungen" für wünschenswerth und für möglich. Als ob denn in Wahrheit an ein ernstes Bündniß mit einer Macht zu denken wäre, die von jeher der größte und gefährlichste Feind deutscher Wohlfahrt und Größe, deutscher Einheit und Einigkeit gewesen ist und in diesen Gesinnungen verharren wird, so lange sie besteht. Für gewisse Zugeständnisse, die man ihr auf dem Gebiet des Schulwesens macht, wird sie sich zu manchen Gegenconcessionen bereit finden, ohne nur im Geringsten ihren Haß gegen unser Vaterland, speciell gegen das überwiegend protestantische Preußen zu mildern. Sie weiß gar zu gut, was sie mit der Herrschaft über die Schulen gewinnt.

Gewiß, die nächste Zukunft wird für die aufrichtigen Freunde des Vaterlandes eine trübe Zeit, eine Periode anscheinend hoffnungslosen Kampfes sein; — aber nur eines *anscheinend* hoffnungslosen. Die Zukunft, wenn auch erst die entferntere, wird ihnen unausbleiblich den Sieg bringen. Mögen sie daher nicht verzagen und einstweilen durch Zerstreuung von Vorurtheilen, Aufdeckung der Wahrheit, Bekämpfung egoistischer Bestrebungen die Schaar ihrer Gesinnungsgenossen vermehren, um, sobald einmal ein günstiger Wechsel der Dinge eintritt, die mittlerweile verloren gegangenen Positionen desto rascher zurückerobern zu können.

Ein Spaziergang unter den Göttern Indiens.

Von
Angelo de Gubernatis
in Florenz.

Flüchtig wie in einem Traum habe ich beim Lesen der vedischen Hymnen einen leuchtenden Himmel gesehen, voller Poesie, in dem die Götter sich wie elegante Cavaliere bewegen; glänzend und lebhaft, lüstern nach Glanz, wunderbar in ihrem Geberdenspiel, heldenmüthig in ihren Thaten, unerschrocken und hochherzig, mitleidsvoll gegen brave Unglückliche, leicht unwillig erregt gegen Gottlose, Liebhaber von Spiel, Tanz, Gesang und Ambrosia. Es gleichen in vieler Hinsicht die vedischen Götter den strahlenden Gottheiten Griechenlands. Ihr Himmel ist nicht still, Leben pulsirt in ihm, edles arisches Blut fließt in den Adern jener markigen geschäftigen Gestalten. Lächelnd offenbaren sie die Geschichte der arischen Welt, wie die Morgenröthe von ihrem morgenländischen Himmel herablächelt, wenn sie die Pforten des heiteren Tages öffnet.

Indra war der König jener großen himmlischen Lustbarkeit, Jubel und Triumph des Lichtes. Er verabscheute die Finsterniß; jeder Schatten ward für ihn zum Feinde und sobald eine ihm theure Lichtgestalt sich seinem Anblick entzog, rüstete er sich zum Kampf, um sie wiederzuerlangen und stets war er siegreich. Wohl hatte auch er seine Schwächen wie die Götter Homer's. Allzusehr liebte er die geistigen Getränke und ein wenig unbeständig zeigte er sich in seiner Liebe. Sein Harem, sein himmlisches Paradies war stark mit Nymphen bevölkert und doch erlaubte er sich von Zeit zu Zeit heimliche Ausflüge zu den Töchtern der Erde. Als Indra diesen schweren Fehler beging, büßte er ihn theuer. Herabgestiegen zur Erde konnte er nicht wieder zum Himmel emporkommen, wo in seiner Abwesenheit andere Götter das Feld besetzt hatten. So lange Gott Indra aber an seinen himmlischen Freuden sich genügen ließ, war er ein sehr stattlicher Gott. Immer jung besaß er einen göttlichen mit tausend Augen bestreuten Körper — die Indier nannten ihn den Gott mit den tausend Augen. Er wurde ohne Bart dargestellt mit einem schmächtigen Körper, welchen er mit großer Eleganz bewegte, zuweilen auf einem großen weißen Elephanten reitend. Unbeweglich während des Kampfes hielt er wie Jupiter in seinen Händen den Blitz, den er wie einen Wurfspieß auf seine Feinde schleuderte. Er liebte das Lob, den Lärm. Bevor er zum Kampfe ging, trank er den Soma oder das Wasser der Kraft, das Wasser des Lebens, welches ihn unbesiegbar machte. Nach erfochtenem Siege, nach Befreiung der Bräute von den Göttern, der Nymphen von den Ungeheuern, liebte er den festlichen Jubel und hörte sich gern von den nämlichen befreiten Weibern mit unsterblichen Hymnen loben. Im Kampfe standen besonders die kühnen einundzwanzig Maruts, äußerst tapfere Krieger an seiner Seite und die beiden muthigen, graciösen Ritter Asvinau, die Freunde, Gefährten und Beschützer der schönen, glänzenden, schnellen, fleißigen, klugen Aurora: dem Entzücken der Götter und Menschen, der Beleberin der Berge, Venus, Pallas und Minerva zu gleicher Zeit.

Kämpfen die vedischen Götter nicht gegen die Ungeheuer, so wohnen sie dem Tanze ihrer Nymphen, den harmonischen Klängen ihrer göttlichen Musiker bei, oder sie weben wunderbares Linnen, huldigen dem Würfelspiel oder laufen auch um die Wette durch das himmlische Gewölbe. Aurora ist die erste am Ziel und siegt im Wettlauf, denn die beiden Ritter Asvinau haben ihr mit brüderlicher Artigkeit den eignen Wagen überlassen, zufrieden mit der zweiten Stelle, wenn nur das zarte, von ihnen geliebte Weib triumphirt.

Gott Agni erhellt die nächtliche Finsterniß und zerstört den Zauber der Ungethüme; Gott Varuna, eine Art männlicher Juno des Olymp thront in seiner höchsten Majestät, zufrieden mit der königlichen Oberhoheit; Yama begleitet die Seelen der verstorbenen Gerechten zum Paradiese; Sonne und Mond geben dahin das Geleit — die Tochter der Sonne feiert im vedischen Himmel ihre glänzende Hochzeit. Kurz, der vedische Olymp ist kein stilles, kein todtes, kein verlassenes Reich; jeder Ton, jede Farbe gestaltet sich daselbst zur Harmonie und in dieser Harmonie der Töne und der Farben erscheinen uns die vedischen Götter wahrhaftig unsterblich.

Gewiß ist alles Jenes mehr Poesie als Religion. Die Dichter, welche Indra besingen, behandeln ihn mehr als einmal mit einer harmlosen Vertraulichkeit, die weit entfernt ist von dem Schrecken, welcher später den indischen Geist umzog angesichts des feierlichen Geheimnisses Brahma's. Sie bilden sich in ihrem Gesange die Gottheit, wie sie dieselbe wollen, sie flehen sie an, sie geben ihr zu trinken, um sie groß und stark zu machen, um sie zur Güte zu stimmen. Zögert sie die erflehte Gnade zu bewilligen, dann beklagt sich der ungeduldige Dichter und macht ihr offene Vorwürfe. Zuweilen glauben selbst die vedischen Dichter die Götter ein wenig schlecht behandeln zu müssen, um ihr Mitleid zu erwecken. Das ist Alles, wie gesagt, nicht sehr religiös, aber es belebt ganz besonders die vedische Scenerie, welche uns deßhalb durchaus nicht kalt und monoton erscheint.

Seit fast zwanzig Jahren bewege ich mich unter den vedischen Göttern der harmlosen und volksthümlichen Schöpfung der alten Arier, habe also mehr als ein Mal in jenen alten poetischen Gebilden des Naturcultus das Klopfen eines wirklichen Lebens hören können. Ich bewundere sie wie Lichtgestalten, dem Geiste der Ario-Inder entsprungen angesichts des wunderbaren Schauspiels der Natur und anders bewundere ich sie nicht, denn, wie der Leser, bin auch ich ein wenig verwöhnt durch die Bewunderung der griechischen Kunst; vor dem Apollo von Belvedere verblasst der schönste Indra allzusehr, daß man nicht empfinden müsse, wie sehr die plastische Gewalt des hellenischen Geistes der des indischen überlegen sei. Und dann, vor den Wundern selbst der Natur, erscheinen uns die Wunder der Kunst so kalt, daß man allen von den Dichtern noch so prächtig und phantasiereich gelieferten Schilderungen der Morgenröthe gegenüber den eignen Anblick der Poesie eines glänzenden Sonnenaufgangs zwischen den Alpenfirnen immer vorziehen wird. Kommen wir mit der Natur in Berührung, erheben wir uns alle, die große Menge und Gelehrte, ergriffen, fühlen in Wahrheit die Gottheit, die über unsre Häupter hinwegschreitet und wie vor einer geheimnißvollen Botschaft neigen wir uns demüthig. Nach solchem Akt der Unterwürfigkeit erheben wir uns alle, ob der großen Menge

angehörig oder nicht, für einen Augenblick als Dichter. Die Kunst, wenn sie es auch für Einzelne vermag, kann ein so großes Wunder nicht fertig bringen; der alleinige und einfache Grund dafür ist: die Kunst ist menschliches, die Natur göttliches Werk.

Nichtsdestoweniger, da auch ich als Pfleger einer Kunst einige Liebe zu jener künstlichen Schöpfung des menschlichen Gedankens, welche wir die vedischen Götter nennen, gefasst habe, entstand in mir die Neugier, nachzuforschen, was aus jenen sympathischen Gottheiten im heutigen Indien geworden sei. Ich ersuchte deßhalb einige meiner Freunde und Correspondenten in verschiedenen Theilen Indiens um Auskunft, in welchen Gestalten in unsern Tagen das indische Volk seine vornehmsten Gottheiten sich darstellt. Mein gelehrter und liebenswürdiger Freund, Rama Dasa Sena in Berhampur in Bengalen, beauftragte um meinem Wunsche ganz zu genügen, verschiedene Maler, darunter einige in ihrer Weise sehr tüchtige, von den verschiedenen da und dort zerstreuten Skizzen die bemerkenswerthesten Figuren des heutigen indischen Pantheons in einem Album wiederzugeben. Mir scheint dies Album einige Erläuterungen zu verdienen; in einer Gallerie gesammelt können wir alle jene Figuren in kurzer Zeit wiederfinden und deßhalb lade ich den Leser ein, mir zu einem kurzen Spaziergang zu folgen.

Ich möchte ihn einen olympischen Spaziergang nennen, aber leider haben wir hier nichts mehr mit dem Olymp zu thun. Sobald der Gott sich in einen Götzen verwandelt und auf der Erde niederläßt, kann keine menschliche Macht ihn wieder in den Himmel hinaufsteigen lassen.

Im heutigen Indien giebt es keine lebendigen Götter mehr. Sie haben aufgehört sich von Ambrosia zu nähren und daher auch aufgehört sich zu bewegen, zu wirken, fortzuleben. Man möchte sagen, daß mit dem Stillstehen der indischen Civilisation auch die Götter Indiens stehen geblieben sind. Ihre Unbeweglichkeit, ihre Unempfindlichkeit fordert unsre bewegliche leidenschaftliche Natur heraus wie eine kalte Ironie. So sind denn seit mehreren Jahrhunderten jene Götter Götzenbilder geworden mit zahlreichen Armen, die immer aufgehoben sind nichts zu thun: der Eine heißt Brahma, der Zweite Wischnu, der Dritte Schiva. Man sagt, der Erste habe die Welt erschaffen, der Zweite regiere und erhalte sie und der Dritte bevölkere und zerstöre sie zu gleicher Zeit. Alle drei aber erscheinen gefühllos, unendlich träge mit ihren vier nach den vier Weltgegenden gewandten Gesichtern, immer sitzend, immer bewaffnet wie eine Drohung und doch immer gesammelt, in zerknirschter Haltung, zum Nachdenken über den erhabensten Grundsatz der Dinge, über das Purusha oder Atman, oder die Seele des Universums.

Auch Weiber besitzen diese Gottheiten, doch es sind weniger Göttinnen als Mägde, nur darauf bedacht den Gott anzubeten und ihm zu dienen. Die vedische Venus, Aurora, bewegte sich im morgenländischen Himmel wie ein liebliches zur Hochzeit gehendes Mädchen, geschmückt mit jeglicher Anmuth, gewandt, glänzend, gütig, geliebt und gehuldigt von allen Göttern, die Himmlischen poetisch anhauchend und beseelend. Lakschimi, die brahmanische Venus, das Weib Wischnu's, liebkost ihn und wäscht ihm vielleicht demüthig die Füße, während der Gott sich in Schlaf

wiegt, hingestreckt wie auf einem weichen Teppich auf den ungeheuren Körper der Schlange Ananta. Mitten aus dem Körper Wischnus erhebt sich eine himmelblaue Wasserlilie, an ihrer Spitze den bärtigen, mit vier Gesichtern gezierten Gott Brahma, recitirend vedische Hymnen. Lakschimi, welche die Füße des hingestreckten Gottes berührt, scheint unterdessen über die Worte nachzudenken, welche Brahma hervorbringt. Diese Darstellung, die wir auf indischen Gemälden oft finden, ist zum mindesten geheimnißvoll. Es ist eine Allegorie der Schöpfung der Welt nicht bar einer gewissen Erhabenheit. Das Wort Brahma's, welches allein ertönt in der unendlichen Stille des Weltalls, gleicht in einer Weise dem poetischen schöpfenden Worte Jehova's, der das Licht in Bewegung setzt. Hier ist Lakschimi die Magd des Gottes, nur in Bezug auf das Nachdenken ist sie die Gefährtin und Helferin der schaffenden Kraft. Sie horcht augenscheinlich auf das Wort Brahma's und denkt über dasselbe nach. Die ganze Darstellung ist nicht ohne Zauber, wenn wir in ihr ein großes, religiöses, auf die Weltentstehung bezügliches Geheimniß erblicken. Doch außer dieser kosmogonischen Gestalt hat der höchste brahmanische Gott keine andere klare und einleuchtende. In der Trimurti, d. h. in der indischen Dreieinigkeit wird er gleich Wischnu mit einer goldnen, mit Rubinen und Smaragden übersäeten Krone dargestellt; er ist ein Greis mit weißem Barte und strenger Miene, inmitten der Stirne ein rothes Mal, welches sie mittelst dreier horizontalen Linien in zwei Hälften scheidet — gemeinsames Kennzeichen der ganzen brahmanischen Kaste. In einer der vier Hände hält er den Rigveda, in einer andern einen Rosenkranz und berührt dabei die drei Schnüre des heiligen Ordensbandes, welches von der linken Schulter aus sich ihm um die Brust und, unter der rechten Achselhöhle hindurchgehend, um den Rücken schlingt. Diese Figur Brahma's würde sich, wenn man sie nicht mit vier Armen sähe, durch nichts von der gewöhnlichen eines büßenden Brahminen unterscheiden, nichts an ihr offenbart das höhere Wesen oder gar den höchsten Gott. Die Brahminen wollten sicher, daß in jener Figur die eigne Kaste angebetet würde, aber ließen in keiner Weise die Idealität der Gottheit fühlen: der Gott der Weisheit und des Gebetes wurde ein roher, plumper, unnatürlicher Götze, gut vielleicht und ausreichend für das unwissende Volk, unfähig dagegen in irgend einer Weise den Geist eines Brahminen zu erheben. Sicher fanden dieselben diesen ihren Götzen unzulänglich und vernachlässigten ihn; das Volk selbst bekümmerte sich dann fast gar nicht um ihn und hielt ihn für den privilegirten Götzen der Brahminen und so kam es, daß der Cultus Brahma's ungeachtet aller unendlichen philosophischen und theologischen Erörterungen über seine Natur und über sein Wesen niemals in Indien populär geworden ist.

Das Volk seinerseits zeigte jede Vorliebe für den Gott Siwa, einen schönen, furchtbaren und mächtigen Jüngling; ihn machte, es zu seinem Herrn zum Mahadeva oder großen Gott. Er verleiht Leben und Tod. Dargestellt wurde er auf verschiedene Weise. Er sitzt zwischen einem Stier und einer Tigrin, die ihn anbeten und von denen der Eine die schöpferische Kraft, die andre die zerstörende Gewalt darzustellen scheinen; in der einen Hand hält er den Dreizack, in der andern eine Antilope; um den Hals hat er bald eine Kette, zusammengesetzt wie man sagt aus

den Schädeln der von ihm erschlagenen Feinde, bald eine Schlange. Zuweilen stellt man ihn mit fünf Gesichtern dar; außer den beiden Augen hat er oft noch ein drittes mitten auf der Stirn, statt dessen dann wieder drei horizontale gelbe Streifen, von denen der zweite in der Mitte durch eine kleine gelbe Scheibe durchschnitten wird — gemeinsames Kennzeichen der Anhänger Siwa's. Bald hat er auf dem Haupte ein Mondviertel, die Haare in einen Büschel aufwärts gekämmt, um dessen Spitze eine Schlange sich windet. Aus dem Haarbüschel selbst quillt die Ganga hervor oder der Gangesfluß, deßhalb auch als Göttin dargestellt und wenig verschieden von dem Weibe Siwa's, Parvati, welche ihm zwei göttliche Söhne gebar, Kartikeya, den Gott des Krieges und Ganesa, den Gott der Dichtkunst, der Beredtsamkeit, der Weisheit — den indischen Apoll. Der Indier widersteht nur schwer der Verlockung zum Grotesken und die beiden Söhne Siwa's und der Parvati führen in der That dahin.

Wir haben zahlreiche indische Gemälde, welche uns die Gattin Siwa's als kriegerische Heroine darstellen, vielarmig und bewaffnet, und sie führt dann den Namen Bhagavati; Kartikeya, der indische Kriegsgott, ebenfalls vielarmig, scheint ganz besonders der Sohn dieser schrecklichen Amazone zu sein. Von seinem Character und seiner Figur können wir uns sicher keine Vorstellung machen, wenn wir ihn auf einem der schönen Bilder unsres Albums dem Vater Siwa Wind machen sehen, wie sein Bruder Ganesa der Mutter Parvati Kühlung zufächelt. Diese Familienscene kann uns in keiner Weise ein Bild von dem furchtbaren und grotesken indischen Kriegsgott machen, den der herrliche hellenische Ares mit seinem Rasen und seinen Liebschaften sicher nicht zu beneiden hat, wie der hellenische Eros nicht den indischen, grotesкerweise auf einem Papagei reitenden Liebesgott Kâma zu beneiden brauchen würde; wenngleich die indischen Dichter ihren Gott der Liebe poetisch als einen jungen Krieger dargestellt haben und ihm als Waffe einen Bogen gaben, dessen Saite eine Blumenguirlande bildet, einen Bogen, welcher statt Pfeile nur Blumen schleudert. Wie oft in Wahrheit haben auch bei uns Blumen dazu gedient, menschliche Herzen zu verwunden — erneuernd das indische Spiel Kâma's! Diese Idee von Humor, welcher sich in die brahmanische Mytologie Eingang verschafft hat, verscheucht in Etwas die Eintönigkeit der Darstellungen, denen sonst jedes Leben zu fehlen scheinen würde. Auch der Gott Ganesa bricht durch die sonderbare Gestalt seines Kopfes ein wenig den Ernst und die Langeweile der Gesellschaft der übrigen brahmanischen Götter. Gewiß, wenn wir an den Gott der indischen Beredtsamkeit denken, müssen wir für einen Augenblick die ideale Gestalt Apollo's vergessen. Ganesa aber, wenn wir das Groteske ertragen können, wird viel eher zu einer erheiternden Figur. Als Symbol der Klugheit und Weisheit ist der Sohn Siwa's mit menschlichen Gliedern, aber einem Elephantenkopf geboren. Wie Siwa hat auch er ein Auge in der Mitte der Stirn, Grund weßhalb er besser und weiter als die Andern sieht. Auf dem Haupte trägt er eine Mütze, ähnlich jenen, welche man zuweilen auf dem Kopfe indischer Knaben sieht; er ist fettleibig und zerdrückt mit den Füßen eine Maus: als Beschützer der Gelehrten kann begreiflicherweise Ganesa die Mäuse, die Zerstörer der Bücher, nicht lieben. Er wird von den Ge-

lehrten bei Beginn ihrer Werke angerufen, damit er sie seiner göttlichen Weisheit theilhaftig mache.

Ganesa, der Sohn Siwa's, ist nur eine groteske Figur, aber Siwa in seiner Eigenschaft als Zerstörer und sein Weib, hier mit dem Namen Durga, nehmen ein gänzlich ungeheuerliches Ansehen an. Siwa verschmilzt mit Yama, dem Gotte des Todes und das brahmanische Indien machte aus diesem Gott ein wahres Monstrum. Im vedischen Indien flehte der Dichter direct den Tod an, aber noch nicht einen Yama, gleichsam einen höllischen Gott. Der vedische Yama wurde als gnädig angerufen — ungetheilt gnädig war ja auch der Sinn des Wortes „Siwa," welches glücklich, selig, paradiesisch bedeutet. Man stellte sich Yama als den ersten der Sterblichen vor, welcher den Weg aus den Gefilden des Todes gefunden hatte und nun mitleidsvoll die herumirrenden Seelen der Verschiedenen zum Paradiese, zum Reiche der Seligen geleitete. Später erdachte man die Qualen der Hölle und Yama wurde ein Gott derselben, eine Art Pluto. Man verschmolz ihn mit Siwa, dem Zerstörer, mit Durga, der zerstörenden Kali. Deßhalb wird in den meisten Fällen die Gottheit des Grabes, der Hölle als ein monströses und herzloses Weib dargestellt. Ich könnte dem Leser ein ganzes Album voll Abbildungen zeigen, wo die Götter der Unterwelt Indiens in allen ihren schrecklichsten Darstellungen zu sehen sind, doch ich glaube, daß eine kurze Schilderung einer der charakteristischen, in denen sich Durga oder Karali in dem vor uns liegenden Album zeigt, seine Neugier mehr als befriedigen wird. Die Haut der Göttin ist schwarz, auf der Stirn hat sie das Auge Siwa's und die drei siwaikischen Striche, der Körper ist nackt und die Brust welk und herabhängend, ein Knie stemmt sie auf einen ihrer Feinde und zerdrückt ihn in Stücke. Auf einer anderen Darstellung erscheint der zerdrückte Feind als ihr göttlicher Gatte Siwa selbst, mit dem sie eines Tages Streit gehabt hatte, deßhalb hält sie in der einen Hand den abgeschnittenen und blutigen Kopf des Gottes beim Schopfe. Um die Hüfte hängen ihr nach Art des Gürtels abgeschnittene Arme, um den Hals trägt sie eine Schädelkette, mit einem der emporgehobenen Arme hat sie ein Schwert gepackt und senkt es zu wuchtigem Hiebe, mit einer andern Hand zermalmt sie einen alten Krieger. Nach Art eines Ohrrings hängt ihr von einem Ohre der Leichnam eines Kindes herab. Die Haare sind aufgelöst, borstig und zerzaust, das Auge ist entzündet und blutig, der Mund weit geöffnet mit gezahntem Gaumen, ähnlich zwei enormen Krokodil-Kinnbacken, geöffnet auf ein Mal vier vollständig bewaffnete Krieger zu verschlingen.

Die indische Phantasie hat bei dieser Darstellung, welche uns von dem guten indischen Geschmack keine hohe Vorstellung giebt, ihrer bizarren Laune augenscheinlich die Zügel schießen lassen. Aber haben wir nicht gesehen, wie selbst der Genius Leonardo's alle Sorgfalt verwendet, um in uns ein Gefühl tiefen Abscheus zu erwecken beim Anblick des Hauptes der Medusa, bei der jedes Haar eine Schlange bildet, die sich windet, indessen die Hexe ihren giftigen Athem ausbläst? Und übertreffen die Hölle und die höllischen Qualen, welche man in gewissen Volksbüchern, die die Jesuiten unter das unwissende Volk zu verbreiten sich bemühen, auf das Ausführlichste beschreibt, was ihren ästhetischen Werth betrifft nicht weit mehr die

Darstellungen der indischen Gottheiten der Unterwelt? Aus dem Übermaß und der Menge dieser Darstellungen ziehe ich nur den Schluß, daß in Indien, wie in anderen uns weit bekannteren Ländern, man das religiöse Gefühl mehr durch Schrecken als durch Liebe einzuflößen sucht und daß ein solches Auskunftsmittel das traurigste Zeichen nicht allein für die Unwissenheit der Menge sondern auch für die Ohnmacht ist, zu der eine Religion herabsank — für ihren thatsächlichen Verfall.

Doch setzen wir unsre kurze Pilgerfahrt unter den Göttern oder Abgöttern Indiens fort. In unsrem Album finden sich wohl auch die alten vedischen Götter dargestellt, d. h. Yama, grünfarbig und auf einem Büffel reitend, Varuna auf den Seeungeheuer Makara, Agni rothfarbig auf einem Widder reitend, Indra mit dem Blitze oben auf einem weißen Elephanten mit drei Rüsseln, den Körper mit Augen übersäet — aber das sind archäologische Figuren für das heutige indische Volk; es kennt nicht mehr die alten Götter und deshalb kennt es auch deren Gestalten nicht: oft kommt es vor, daß selbst die gebildeteren Indier bezüglich dieser Darstellungen in Zweifel sind, die fast aufgehört haben populär zu sein. Dem Dienste Brahma's schob das indische Volk den Siwa's und Buddha's unter; dies sind die beiden wahrhaft volksthümlichen Culte. Dem alten vedischen Cultus des Indra folgte besonders der Wischnu's, welcher blühte, so lange die Herrschaft der indischen Fürsten dauerte, denn Wischnu blieb ein kriegerischer Gott wie der alte vedische von den Brahminen entthronte Indra.

Die zehn Verkörperungen Wischnu's gaben Gelegenheit zu zahlreichen Legenden und volksthümlichen Darstellungen, weshalb sie sich auch bei den Anhängern Siwa's und Brahma's verbreiteten und lebendig erhielten. Die Gestalt Wischnu's aber selbst verlor vielleicht wegen der so großen Zahl seiner Verkörperungen einen Theil ihres charakteristischen Ausdrucks und mehr noch als der Gesammtgott Wischnu wurden besonders verehrt und hoch gehalten: Narayana oder der auf einer Schlange schlafende Wischnu-Anantasayya, der Wischnu-Râma und der Wischnu-Krischna. Narayana ist der kosmogonische Gott, Râma der Gott des Krieges, Krischna der Gott der Hirten. In ersterer Gestalt bleibt der Gott geheimnißvoll und man verehrt ihn als solchen, in den beiden andern Gestalten wird er dem Menschen zum Typus eines Helden und eines Liebhabers, als solcher blendet er und erhält sich noch lebenskräftig. Was den antiken Indra lebendiger machte, war sein menschlicher Character; der vedische Dichter häufte auf seinem Lieblingsgott alle guten Eigenschaften, von denen er wünschte, daß sie den irdischen Kriegern zu eigen wären: Kraft, Anmuth, Behendigkeit, Güte, Freigebigkeit. Wischnu hat einen Theil der eigenthümlichen Frische seines antiken Vorgängers verloren, aber er hat noch viele von dessen Tugenden bewahrt. Seine Farbe ist blau wie der Himmel Indra's; der Vogel der Juno, der Pfau dient auch Wischnu. Wenn er nicht ruhet inmitten der Gewässer, wie der herbstliche Indra, kämpft er mit Ungeheuern und besiegt sie und nach dem Siege rastet er bei den Nymphen. Als Krischna begiebt sich Wischnu unter die Gopis oder die Hirtinnen, um zu tanzen. Hier in Berührung mit der Natur gebracht geht das indische Idol wieder aus seiner Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit.

Wir haben die Darstellung eines Tanzes im Freien vor Augen. Wir sehen Krischna mit seiner Lieblingshirtin und um sie herum bilden sechs andere Hirtinnen einen runden Kreis oder den Chor, während außerhalb desselben vier weitere den Tanz musikalisch begleiten. Der himmelblaue Krischna und die rosenfarbige Radha, beide mit Ehrenkronen, fassen sich bei der Hand und drehen sich herum, Fuß an Fuß gerückt, die Arme ausgestreckt, den Kopf zurück. Die Hirtinnen ringsumher singen das Lob Krischna's, aber nicht das Radha's, wenn die Legende wahr ist. Man sagt, jede der Gopis wollte den Vorzug des Tanzes genießen, indem sie insgesammt Krischna die Hand reichten. Um sie zufrieden zu stellen, berühre der Gott Alle der Reihe nach und führe jede an ihren Platz im Kreise. Der Effekt dieser bloßen Berührung wäre ein solcher, daß jede Hirtin dadurch getäuscht, indem sie ihrer Gefährtin die Hand reichte, in dem Glauben war, dem Gott in Person die Hand zu geben, der sich indessen ungesehen von den getäuschten Hirtinnen mit Radha mitten im Kreise befand. Nach der Bhagavatapurana dagegen soll Krischna ein anderes noch hübscheres Wunder vollbracht, sich vervielfältigt und jeder Gopis als gegenwärtig sich dargestellt haben. Die Gabe der Allgegenwart ist wesentlich eine göttliche Fähigkeit, gleich jener, seine Gestalt beliebig verwandeln zu können, und von dieser Gabe machten die indischen, wie die hellenischen Götter fleißig Gebrauch, so lange sie nicht als Götzen in ihren langweiligen Pagoden gefesselt waren. Als sie dagegen noch in Freiheit gelassen waren, kehrten sie fröhlich immer wieder zu ihren ersten Liebhabereien zurück und die Kunst, aufgefordert sie darzustellen, wird in ihrer Harmlosigkeit selbst noch durch ein göttliches Lächeln erleuchtet. Der indische Dichter Jayadeva hat ein Gedicht verfasst, welches in Ton, Sprache, Empfindung und zum Theil auch in den Bildern wunderbar an das hohe Lied Salomonis erinnert; es führt den Titel: Das Lied Govinda's. In demselben preist er gerade die Liebe des Gottes Krischna und der göttlichen Nymphe oder Schäferin Radha. Die Indier haben oft zur Schilderung dieser poetischen Liebe zurückgegriffen, indische Malerei und Musik haben mit Vorliebe ihr Thema derselben entlehnt und auch in unsrem Album stellt uns die geschmackvollste und vollendetste Skizze eine Scene aus diesem Lieblings-Idyll dar.

Es ist eine Aufforderung. Mit dem einen Arm umschlingt das junge Mädchen die Taille des Gottes, in der andern Hand hält sie eine Lotosblume, gepflückt vielleicht an dem nahen mit rosenfarbenen Lilien übersäeten Gestade. Unter ihren wie unter des Gottes Füßen erhebt sich auch eine Lotosstaude und dient ihnen als Piedestal. Radha trägt reiche goldgeschmückte Kleider, welche die ganze Gestalt verhüllen; die Finger sind mit Perlen geschmückt und die Füße dicht am Fußgelenk umgürtet mit mehrfach gewundenen Perlenketten; reiche Spangen zieren die Arme, Geschmeide die Brust, geschmackvolle Garnirung das kohlschwarze Haar. Das dunkle, unergründliche Auge blickt vorwärts — der ganze Gesichtsausdruck scheint einen gewissen geheimen Verdacht auszudrücken. Der Gott umschlingt sie mit einem Arme wieder und legt, als ob er sie schützen und sicher stellen wolle, die Hand auf ihre linke Schulter, in der andern Hand hält er eine Art Schirm, der zu gleicher Zeit als Glorienschein dient. Seine langen Haare sind wohlgepflegt

und gleichfalls kohlschwarz — sie werden überragt von einer reichen aus Gold und Perlen gebildeten Krone. Auch er trägt kostbare Ohrringe, Armbänder und Ketten, voll Liebe blickt er auf die Genossin, sein Blick ist gespannt und durchdringend: es ist augenscheinlich, der Gott spricht eine Aufforderung aus. Aber als ob die Scene an und für sich noch nicht ausdrucksvoll genug wäre, so scheint die Natur ringsherum in Aufregung zu gerathen bei jener Liebe, mit der in Indien der Beginn der schönen Jahreszeit gefeiert wird. Ein herrlicher, schneeweißer Stier ist in jener Nähe und scheint ihnen vorauszuschreiten — ein lebendiges Sinnbild eines neuen emporkeimenden Lebens. Er wendet sich mit dem Kopfe gegen die beiden himmlischen Verlobten und das beredte Auge scheint sie zur Eile anzuspornen. Zur Rechten dreht sich ein Pfau, begierig auf das, was erfolgen wird und damit wir besser noch erkennen, daß die ganze Natur Antheil nimmt, wenn Krischna und Radha sich vermählen, oder wenn die liebliche Jahreszeit anhebt, stellte der Dichter einen herrlich blühenden Baum dabei, an dessen Stamm eine Eidechse sich anklammert, während neugierige Affen von Zweig zu Zweig springen und zwei rothgefiederte Vögel sich sehen lassen, wahrscheinlich um mit ihren Gesängen das ewige Idyll des Frühlings zu begleiten. Die ganze Scene ist keusch und ruhig, fast melancholisch — ein vedischer Dichter würde sie lustiger wiedergegeben haben, aber das brahmanische Indien erscheint streng auch in seinen kargen Freuden. Ich fürchte ein wenig, daß der Indier Langeweile fühlt und daß seine Gottheiten, sowie sie jetzt verändert sind, die Hauptschuld daran tragen, denn von dem Tage an, wo sie ihren belebten Olymp verließen, um sich zu Unbeweglichkeit und Muße als Götzen zu verurtheilen, müssen sie selbst eine tödtliche Langeweile empfinden. Ihnen, wie uns Allen, fühlt man sich absterben, wäre es dienlich neuerdings ein wenig Ambrosia einzunehmen, ein wenig von jenem vedischen Soma, dessen Pflanze vergeblich von den Gelehrten gesucht wird. Die Somapflanze ist nicht diese oder jene uns bekannte Pflanze: die Pflanze Ambrosia ist für die Menschen wie für die Götter die ewige Natur, die immer arbeitet und niemals ruhet, die ohne Aufhören sich erneuert, die nicht sterben kann und bei deren Berührung wir uns Alle verjüngt fühlen. Tragen wir die altgewordenen indischen Gottheiten hinaus in die Natur, welche sie erzeugt hat und Indien, verjüngt und erstarkt, wird sich wieder erheben.

Welches aber auch der Name sei, den wir der Gottheit geben, immer wird sie die Gestalt und der erhabenste Ausdruck unseres Ideales sein. Das Ideal kann aber nicht still stehen; wie der symbolische Stier auf unsrer Skizze fordert es Götter wie Menschen unaufhörlich zum Weiterschreiten auf und unter dem Jauchzen seiner immerwährenden Umwälzungen schwingt sich vom Morgen- zum Abendlande, wo nur immer die Sonne erglänzt, wo nur immer ein Lebensfunken glüht, sein mächtiger Ruf: Arbeitet und ihr werdet leben.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Ueber den internationalen Schutz der submarinen Kabel.

Seitdem die elektrischen Telegraphendräthe sich nicht blos über die ganze civilisirte Welt erstrecken, sondern auch die entferntesten und der Cultur noch nicht erschlossenen Theile des Erdkreises mit den Culturländern verbinden, ist das Bedürfniß lebhaft gefühlt worden, diese für den Völkerverkehr so bedeutungsvolle Einrichtung auf internationalem Wege zu ordnen. Die Einleitungen hierzu wurden bereits 1865 auf der Conferenz zu Paris getroffen und die zu diesem Zwecke erforderlichen Verhandlungen demnächst auf den Conferenzen zu Wien, Rom, St. Petersburg und London fortgesetzt. Die auf Grund dieser Verhandlungen getroffenen Vereinbarungen beziehen sich in erster Linie auf die Administration der Telegraphen zu Lande und die dabei in Frage kommenden internationalen Interessen. Ueber den Schutz dieser Telegraphen in Friedenszeiten waren internationale Vereinbarungen nicht erforderlich, da in dieser Hinsicht die Landesgesetzgebungen maßgebend sind und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen maßgebend sein müssen. — Die internationale Regelung der Telegraphie zu Lande in Friedenszeiten hat bereits 1875 auf der Conferenz zu St. Petersburg eine den wesentlichen Anforderungen entsprechende Lösung gefunden. Weit größere Schwierigkeiten boten sich in dieser Hinsicht für Kriegszeiten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten lud am Schluß des Jahres 1869 die übrigen Mächte zu einer Conferenz nach Washington ein, welche sich mit Regelung der internationalen Verhältnisse der Telegraphie in Kriegs- und Friedenszeiten beschäftigen sollte. Die Conferenz fand wegen des bald darauf ausbrechenden deutsch-französischen Krieges nicht statt; aber die von der amerikanischen Regierung den Mächten damals mitgetheilte Vorlage ist in wissenschaftlichen Kreisen lebhaft erörtert worden. Der Art. 6 schlug vor: „En cas de guerre les dispositions de la convention resteront en vigueur.“ Die telegraphischen Verhältnisse sollten nach diesem Vorschlage im Kriege genau dieselben bleiben wie im Frieden. Einen ähnlichen Vorschlag machte 1871 auf der Conferenz zu Rom der Amerikaner Cyrus Field. Das auswärtige Ministerium in Rom unternahm es, diesen Vorschlag den Regierungen mitzutheilen, es hat aber, wie der italienische Bevollmächtigte auf der Conferenz zu St. Petersburg später mittheilte, keine dieser Regierungen mit Ausnahme der österreich-ungarischen eine Antwort ertheilt. — Die neueren Kriege, namentlich auch der deutsch-französische Krieg von 1870 haben über die große Wichtigkeit der Telegraphie für Kriegszwecke auch in den weitesten Kreisen keinen Zweifel gelassen; daß eine Neutralisirung der Telegraphie in Kriegszeiten wie sie durch den erwähnten amerikanischen Vorschlag befürwortet worden ist mit den Interessen der kriegführenden Mächte unvereinbar sein würde, ward auch von den Vertretern der Wissenschaft ziemlich übereinstimmend anerkannt. Beschränkungen der

telegraphischen Privatcorrespondenz Seitens der kriegführenden Mächte im eigenen Lande (Frankreich benutzte in dem Kriege von 1870 die Telegraphen des Landes ausschließlich für Staatszwecke) können schwerlich auf berechtigten Widerspruch stoßen. Ebensowenig wird im Falle einer Occupation der kriegführenden Macht das Recht versagt werden können, Telegraphen im feindlichen Lande zu zerstören, so weit die Kriegszwecke das für nöthig erscheinen lassen. Die Wiederherstellung dieser Telegraphen ist, sobald der Frieden geschlossen ist, nicht mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Das internationale Interesse, die Befugnisse der kriegführenden Mächte auch in dieser Richtung thunlichst zu reglen, hat indeß namentlich in den Beschlüssen der Conferenz Ausdruck gefunden, welche 1875 zu St. Petersburg getagt hat. In Art. 7 der zu St. Petersburg abgeschlossenen Convention heißt es: „Les Puissances se réservent la faculté d'arrêter la transmission de tout télégramme privé qui paraîtrait dangereux pour la sûreté de l'État.“ — — Ferner bestimmt Art. 8: „Chaque gouvernement se réserve aussi la faculté de suspendre le service de la télégraphie internationale pour un temps indéterminé, s'il le juge nécessaire, soit d'une manière générale, soit seulement sur certaines lignes et pour certaines natures de correspondences, à charge par lui d'en aviser immédiatement chacun des autres Etats contractants.“

Die internationale Telegraphie zu Lande ist durch eine Verständigung der Mächte im Wesentlichen bereits geordnet; anders liegt die Sache hinsichtlich der submarinen telegraphischen Kabel. Dieselben bedürfen schon in Friedenszeiten eines ganz besonderen Schutzes, weil jede Verletzung derselben, möge sie aus Fahrlässigkeit oder absichtlich erfolgen, in der Regel nur mit großen Opfern an Zeit und Geld wieder auszugleichen sein würde. Zwei Welttheile würden bei einer solchen Verletzung auf längere Zeit der telegraphischen Verbindung entbehren müssen, welche für ihre politischen und geschäftlichen Beziehungen ein dringendes Bedürfniß geworden ist. Und wer soll solche auf offener See begangenen Attentate bestrafen? Der Territorialstaat würde nach völkerrechtlichen Grundsätzen hierzu nur befugt sein, soweit die Grenzen seines Eigenthumsmeeres reichen. Die offene See gehört keinem Staate und Keiner ist befugt auf derselben Jurisdictionsbefugnisse zu üben. Auch dem Staate, welchem diejenige Person angehört, die auf offener See ein telegraphisches Kabel verletzt, würde ein Strafrecht nicht zustehen, in sofern eine solche Handlung durch die Landesgesetzgebung nicht ausdrücklich für strafbar erklärt ist. Wir kennen aber kein Landesgesetz, welches die Verletzung submariner Kabel bisher mit Strafen bedroht hätte. Deshalb kann auch der Rechtsgrundsatz, daß ein Schiff auf offener See als Bestandtheil seines Landes betrachtet wird, nicht zu einer Strafbarkeit des auf demselben befindlichen Attentäters führen nach der criminalistischen Regel: nulla poena sine lege.

Es besteht unzweifelhaft ein großes internationales Interesse, daß die submarinen Kabel nicht ohne mächtigen Schutz und die gegen dieselben ausgeführten Attentate nicht ohne strenge Strafe bleiben. Von dieser Auffassung geleitet schlugen, daher die vereinigten Staaten in dem bereits erwähnten Projecte von 1869 vor

daß die Verletzung des submarinen Kabel als ein völkerrechtliches Delict analog der Piraterie zu behandeln sei. Nur Oesterreich-Ungarn hat diesem Vorschlag seinen Beifall ertheilt, die übrigen Mächte haben eine Erklärung bisher nicht gegeben. Auch auf der Conferenz zu Brüssel, welche sich 1874 mit der Reform des Kriegsrechts beschäftigt hat, sind die submarinen Kabel bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Telegraphie zu Lande nur ganz flüchtig zur Sprache gekommen. Der dänische Bevollmächtigte welcher diese Angelegenheit angeregt hatte, beschränkte sich schließlich darauf zu beantragen, daß neben der Telegraphie zu Lande, auch die Uferkabel (les cables d'atterrissage) zum Gegenstande der Verhandlungen gemacht werden möchten. — Der Bevollmächtigte zog später auch diesen Antrag mit dem Bemerken zurück, daß seine Regierung zu einem geeigneten Zeitpunkte die Angelegenheit wieder in Anregung bringen werde.

Die wichtige Frage ist auf diplomatischem Wege bisher nicht weiter gefördert worden. Aber in wissenschaftlichen Kreisen hat dieselbe neuerdings lebhafte Erörterung gefunden. Es scheint, daß der von Oesterreich-Ungarn acceptirte amerikanische Vorschlag von 1869 in sofern das richtige Princip getroffen hat, daß Verletzungen submariner Kabel auf offener See absichtlich oder durch Nachlässigkeit herbeigeführt, als ein Delict des internationalen Rechts zu constituiren und mit schweren Strafen zu belegen sein werden. Große allgemeine Interessen nicht minder wie Erwägungen der Gerechtigkeit lassen eine solche Lösung dringend geboten erscheinen. Aber die rechtliche Fiction, Attentate dieser Art mit der Piraterie gleich zu stellen, dürfte zu weit gehen, und zu manchen nicht ganz sachgemäßen Consequenzen führen. Daß die Attentäter gegen die zwei Welttheile verbindenden submarinen Kabel, wie die Piraten, welche das Völkerrecht als hostes generis humani bezeichnet, von jedem Staatsschiffe ergriffen werden können, muß als durchaus gerechtfertigt angesehen werden. Dagegen würde es sich fragen, ob die Festhaltung der Analogie hinsichtlich des Strafmaßes, des gerichtlichen Forums etc. nicht zu Ungehörigkeiten führen könnte. Es ist nicht unsere Absicht, diese Einzelnheiten hier näher zu erörtern, da nur ein allgemeiner Ueberblick über die rechtliche und thatsächliche Lage dieser Angelegenheit gegeben werden soll, deren große Wichtigkeit in der politischen und wissenschaftlichen Welt neuerdings immer mehr Anerkennung gefunden hat. — Auch das Institut de droit international, dem Sachverständige sämmtlicher civilisirter Länder angehören, hat sich seit längerer Zeit eingehend mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Auf Grund dieser Verhandlungen und eines sehr gründlichen Berichts, welcher von dem Professor des internationalen Rechts an der Universität Paris L. Renault erstattet worden ist, hat das Institut in seiner Sitzung zu Brüssel 1879 die folgenden Beschlüsse gefasst:

1. Il serait très utile que les divers États s'entendissent pour déclarer que la destruction ou la détérioration des câbles sousmarins en pleine mer est un délit du droit des gens, et pour déterminer d'une manière précise le caractère délictueux des faits et les peines applicables; sur ce dernier point, on attendrait le degré d'uniformité compatible avec la diversité des législations criminelles.

Le droit de saisir les individus coupables, ou présumés tels, pourrait être donné aux navires d'État de toutes les nations, dans les conditions réglées par les traités, mais le droit de les juger devrait être réservé aux tribunaux nationaux du navire capturé.

2. Le câble télégraphique sousmarin qui unit deux territoires neutres est inviolable.

Il est à désirer, quand les communications télégraphiques doivent cesser par suite de l'état de guerre, que l'on se borne aux mésures strictement nécessaires pour empêcher l'usage du câble, et qu'il soit mis fin à ces mesures, ou que l'on en répare les conséquences, aussitôt que le permettra la cessation des hostilités.

Die Vorschläge des völkerrechtlichen Instituts hinsichtlich der submarinen Kabel in Kriegszeiten entsprechen im Wesentlichen den Bestimmungen der Convention von St. Petersburg betreffend die Telegraphie zu Lande in Kriegszeiten. In beiden Fällen wird es schwer halten, die Action der kriegführenden Mächte durch festere Regeln zu beschränken, so wünschenswerth das auch sein würde. Für die Sicherheit der Kabel in Friedenszeiten wird aber durch die Vorschläge des internationalen Instituts in sehr entschiedener Weise Fürsorge getroffen. Diese Vorschläge verdienen auch in Regierungskreisen eingehend erwogen zu werden. Glücklicherweise hat das in Frage stehende völkerrechtliche Delict bisher noch keine objective Realität erlangt, aber es empfiehlt sich die Lösung solcher internationalen Rechtsfragen ernsthaft in Angriff zu nehmen, bevor dieselben einen acuten Charakter gewonnen haben. So eben geht durch die Zeitungen die Mittheilung, daß der französische Minister-Präsident Freycinet im Begriff steht, die Seemächte zu einer Conferenz einzuladen, wo diese Angelegenheit geordnet werden soll.

L. Geßner.

Justizmorde.

Es scheint, als ob in neuerer Zeit die Fälle sich mehren, in denen die Unschuld rechtskräftig verurtheilter Personen nachträglich an das Tageslicht kommt. In allgemeiner Erinnerung lebt noch der Fall des Mühlknappen Schrader, der in der Presse vielfach erörtert wurde. Aus der preußischen Praxis der neuesten Zeit stammt der Fall Harbaum, in welchem ein fehlerhaftes Gutachten den Richter zu einer Verurtheilung bestimmte. Hierzu kommen aus den letzten Wochen etliche Fälle aus Oesterreich, in denen die Vermuthung irriger Verurtheilung so stark geworden ist, daß neue Ermittelungen angestellt werden. Nicht geringes Aufsehen in dieser Hinsicht erregt der Ballog'sche Mordfall, dessen Opfer eine Prostituirte in Wien war. Nach inzwischen bewerkstelligter Exhumation der vor Jahr und Tag beerdigten Leiche darf man auf das Ergebniß der Ermittelungen gespannt sein.

In allen diesen Fällen zeigt sich die Zweischneidigkeit in der Wirksamkeit der Presse. Trägt dieselbe in einer Richtung dazu bei, daß die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den Thatbestand schwerer Verbrechen hingelenkt wird und Manches

an den Tag gebracht wird, was, ohne Mitwirkung der Presse dem Richter verborgen geblieben sein würde, so verbreitet die Presse andererseits auch die Nachrichten über vorgekommene Rechtsirrthümer in so weiten Kreisen, daß das Mißtrauen in den Gang der Rechtspflege wachsen muß. Die Achtung vor dem Gesetze beruht ganz vornehmlich auch auf dem Vertrauen in die Zuverlässigkeit der richterlichen Urtheile. Jede Verurtheilung eines Unschuldigen wirkt als eine in verminderter Achtung des Gesetzes wurzelnde Anstiftung zu neuen Missethaten. Angesichts dieser Erfahrung bestätigt sich die Weisheit des alten Spruches: es sei besser, zehn Schuldige unbestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. Und wenn das Volk vom Justizmord auch in solchen Fällen redet, in denen der Richter irrthümlich Unschuldige zur Todesstrafe verurtheilt hat, so entspricht diese Bezeichnung zwar nicht dem gesetzlichen Inhalt des Mordbegriffes, der vorsätzliches und überlegtes Handeln in sich schließt, wohl aber dem moralischen Bedürfniß, die ungeheure Störung des Rechtsgefühls auszudrücken, die durch ein irrthümliches Todesurtheil hervorgerufen wird. Auch hier wäre zu sagen, der moralische Schade, den zwanzig Mordthaten in der Gesellschaft hervorrufen, ist weitaus geringer, als der Nachtheil, den ein constatirter Rechtsirrthum in Kapitalfällen nach sich zieht, zumal von vornherein überall die Erwartung besteht, daß der Richter alle Kraft aufwendet, um gerade in schwersten Straffällen einen Irrthum zu vermeiden.

Nur der oberflächlichste Opportunismus könnte fordern, daß die Presse bei ihrer Berichterstattung über Strafgerichtsverhandlungen mit wohlerwogenen und gewissenhaft geschöpften Zweifeln gegen Verurtheilungen in Kapitalsachen zurückhielte. Wir müssten vermuthen, daß außer solchen Fällen, in denen die Irrigkeit von Todesurtheilen hinterher zweifellos constatirt wird, auch eine Reihe anderer Fälle besteht, in denen wirklich Unschuldige leiden, ohne daß es gelingt, die Wahrheit zu ermitteln, was durch die Mündlichkeit des Verfahrens und den Mangel urkundlich erhaltener Beweisprotokolle erschwert wird.

Der ausgezeichnete Criminalist, Hélie, der als Präsident des französischen Kassationshofs die reichste Praxis und Erfahrung ansammelte, sagt in seinem Werke Pratique criminelle: „Zahlreich waren diejenigen Criminalaktenstücke, in denen ich Ungehörigkeiten aller Art feststellen konnte; um so viel häufiger müßten solche im mündlichen Verfahren vorkommen. Diese Unregelmäßigkeiten, mehr oder weniger schwerer Art, sind immer beklagenswerth, weil sie unter allen Umständen der Rechtspflege ihre Garantie entziehen. Das häufigere Vorkommen richterlicher Irrthümer bezeugte auch der ehemalige Justizminister, gegenwärtiger Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rom, Herr Mancini, in den amtlichen Motiven zu dem von ihm vorgelegten Strafgesetzentwurfe. Die Howard-Association in England hat eine Reihe von Fällen bekannt gemacht, in denen Angeklagte in England trotz der daselbst erforderlichen Stimmeneinhelligkeit von den Geschworenen verurtheilt und sogar unschuldig gehängt worden sind. Keine Nation und kein Prozeßverfahren kann sich rühmen, von der Gefahr des Justizmordes befreit zu sein. Die neuern Vorkommnisse in Oesterreich und Deutschland fordern aber zur weiteren Prüfung der Frage auf: was geschehen könnte, um die Zuverlässigkeit

der Strafrechtspflege vornehmlich und zunächst in Kapitalsachen zu steigern und das verletzte Rechtsgefühl in Fällen nachgewiesener Unschuld verurtheilter Personen zu befriedigen? Dr. Roser begründete in den Verhandlungen des österreichischen Abgeordnetenhauses am 4. März einen Antrag betreffend die Ersatzleistung an unschuldig Verurtheilte.

Außerdem wäre aber auch noch manches Andere zu erwägen. So: ob es sich nicht dringend empfehle, zu der alten auch jetzt noch in Dänemark inne gehaltenen Regel zurückzukehren, wonach von Amtswegen jedes Todesurtheil durch den höchsten Gerichtshof nach seiner thatsächlichen und rechtlichen Grundlage förmlich zu prüfen sei? Der gewöhnliche Formalismus des Strafprozesses, der Kapitalsachen gerade so behandelt, wie jedes andere dem Schwurgericht unterliegende Verbrechen, ist gefährlich, nachtheilig und ungerecht. Im Hinblick auf die Unsicherheit mancher chemischen, physiologischen oder gerichtsärztlichen Untersuchungen, wäre überall da, wo der Sachverständigen-Beweis entscheidend in's Gewicht fällt, ein Superarbitrium durch den höchsten Gerichtshof von Amtswegen einzufordern. Und schließlich sollte bei der Begutachtung von Begnadigungsanträgen nicht blos die Stimme der Gerichte und der Staatsanwaltschaft, sondern auch das Urtheil der Vertheidigung gehört werden.

Zu bedauern ist jedenfalls, daß unter den zahlreichsten Vereinsbildungen Deutschlands eine Gesellschaft vermisst wird, die gleich der Howard-Association in England alle auf die Strafrechtspflege und Strafgesetzgebung bezüglichen Vorkommnisse von Bedeutung gewissenhaft sammelt und sichtet, um im Sinne wirksamer und gerechter Bekämpfung des Verbrechens die öffentliche Meinung aufzuklären und zu beeinflussen. v. Holtzendorff.

Kriegswissenschaft.

Ist die Verminderung der Deutschen Cavallerie zulässig?

Von Generallieutenant C. v. Colomb.

In neuester Zeit ist hie und da die Frage aufgetaucht, ob die Cavallerie in ihrer gegenwärtigen Stärke zu erhalten oder ob es nicht zweckmäßiger sei, sie zu vermindern und die dadurch entstehende Ersparniß zur Verstärkung der Infanterie und Artillerie zu verwenden. —

Welche Erledigung diese Frage an maßgebender Stelle finden würde, wenn sie ernstlich zur Erwägung käme, das ist kaum zweifelhaft; dieselbe dürfte entschieden Verneinung finden. Sollte sie in militärischen Kreisen überhaupt ventilirt werden, so geschieht dies gewiß nur ganz sporadisch; zu einem näheren Eingehen darauf möchte daher in militärischer Rücksicht durchaus kein Grund vorliegen. In außermilitärischen Kreisen könnte die qu. Angelegenheit aber vielleicht leichter Befürwortung finden; deshalb erscheint eine Besprechung derselben nicht ganz ohne Anlaß, um so mehr als die Abrüstungsfrage, von welcher die vorliegende gewissermaßen einen Theil ausmacht, keineswegs ohne Anhänger ist, wenn sich diesen auch wenig Aussicht auf Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen bietet.

Zuvörderst muß ausgesprochen werden, daß eine so tief in die taktischen Verhältnisse eingreifende Veränderung wie die Verminderung der Cavallerie und damit ihr Ausscheiden als Schlachtenwaffe ist, von keiner der großen Continentalmächte Europas einseitig vorgenommen werden kann; es gehörte dazu ein auf übereinstimmende Ansichten gegründetes gleichzeitiges Vorgehen Aller; denn keine Armee kann und darf sich in die Lage versetzen, bei ausbrechendem Kriege einer andern mit einer verhältnißmäßig schwächer bemessenen Waffe, zu ihrem voraussichtlich großen Nachtheil, gegenüber treten zu müssen; am allerwenigsten darf es die Armee Deutschlands, welcher Staat mit den größten Continentalmächten Europas angrenzend am leichtesten in einen Krieg verwickelt werden kann und nur zu wahrscheinlich die unglücklichen Folgen eines einseitigen unvorsichtigen Vorgehens in der angegebenen Richtung zu tragen haben würde.

Aus demselben Grunde, aus welchem die verschiedenen Armeen gezwungen sind, mit der Verbesserung der Feuerwaffen gleichen Schritt zu halten, sind dieselben auch genöthigt, nicht eine Waffe aus dem Truppenverbande, wenigstens in Betreff des Schlachtengebrauchs, ausscheiden zu lassen, so lange die Veranlassung nicht überall überzeugend dargethan worden ist und demgemäß verfahren wird. Eine in der erforderlichen Qualität so schwer herzustellende Waffe, wie die Cavallerie es ist, darf daher einem übrigens wenig Aussicht auf Gelingen gebenden Experiment nicht ohne Weiteres unterworfen werden.

Principiell halten wir daher die Maßregel der Abschaffung der Cavallerie in ihrer großen Masse für jetzt für vollständig verwerflich und sind vorläufig auch in den Armeen gar keine Spuren davon zu bemerken, daß dieselbe ernstlich in Frage kommen könnte.

Forscht man nun nach den Gründen, welche sich für eine solche Maßregel geltend machen ließen, so sind nur deren zwei aufzuführen und zwar:

1. Daß in den Schlachten der Neuzeit die Fälle, in welchen die Cavallerie in Masse zur Verwendung gekommen ist, nur wenige sind;

2. daß die immer mehr gesteigerte Wirkung der Schußwaffe das Auftreten der Cavallerie in Masse mehr und mehr gefährdet.

Was den ersten Punkt anbelangt, so muß allerdings zugegeben werden, daß die Fälle einer ins Großartigere gehenden Verwendung der Cavallerie in den letzten Kriegen nicht häufig sind, dennoch sind dergleichen vorgekommen und dann auch keineswegs ohne wesentlichen Einfluß auf den Ausgang der Kämpfe gewesen. In verschiedenen Feldzügen aber walten auch so verschiedene Verhältnisse, namentlich durch Jahreszeit und Terraingestaltung des Kriegsschauplatzes ob, daß aus dem Verlauf einzelner oder auch mehrerer noch nicht der Schluß gezogen werden darf, daß die Cavallerie zur Entscheidung im Großen nichts mehr beitragen könne. Die Zeiten, in denen man nur in der guten Jahreszeit Krieg führte, in der schlechten aber Winterquartiere bezog, sind längst vorüber. Die kolossalen Truppenmassen, welche jetzt für den Krieg zusammengebracht werden müssen, verbieten längere Stillstände, die Entscheidung muß so schnell herbeigeführt werden als dies irgend

möglich ist. Auch ebenes Terrain wird für die Schlacht nicht mehr ausgesucht. Wenn daher ein Feldzug im Winter oder in meist bergigem oder durchschnittenem Terrain verlaufen ist, in welchem die Cavallerie wenig Gelegenheit fand zu agiren, so können darauf noch keine weiteren Urtheile für etwa folgende Feldzüge gegründet werden.

In Betreff des zweiten Punktes heben wir hervor, daß die Cavallerie den allmälig verbesserten Feuerwaffen stets dieselbe Widerstandskraft entgegengestellt hat. Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Noch in den letzten Feldzügen haben Cavallerieabtheilungen auf Schußweiten, welche zu den wirksamsten gehören, stundenlang dem Artilleriefeuer getrotzt, ohne erhebliche, mitunter sogar ohne irgend welche Verluste zu erleiden; auch ist kaum ein Fall bekannt, daß Cavallerie, wenn sie angreifen wollte, allein durch Infanteriefeuer abgewiesen worden wäre, sie hat ihr Ziel in der Mehrzahl der Fälle erreichen können, wovon ebenfalls Beweise vorliegen und wenn nicht Großes bewirkt wurde, so war nicht das Infanteriefeuer die Ursache, sondern lag dieselbe in anderen Dingen, namentlich in dem Fehlen der mangelnden Unterstützung, welche es unmöglich machte, den Sieg ausbeuten zu können. Die gemachten Erfahrungen darüber dürften aber diesen Fehler künftig weniger hervortreten lassen. Der moralische Eindruck aber, welchen angreifende Cavallerie hervorbringt, ist ein so großer, daß eine selbst mit dem besten Gewehr ausgerüstete Infanterie nicht mit voller Ruhe schießt, wobei noch zu erwägen ist, daß die schnell wechselnde Entfernung des so beweglichen Gegners das Treffen viel mehr erschwert, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, besonders wenn man die auf dem Schießplatze sich zeigenden Erscheinungen auf dem Schlachtfelde wiederfinden zu müssen glaubt.

Somit dürfte die Praxis der Abschaffung der Cavallerie als Schlachtenwaffe oder auch nur deren Verminderung noch nicht endgültig das Wort reden und wird die ohnehin wohl geringe Zahl der Vertreter und Anhänger dieser Idee noch lange zu warten haben, bis sich die Zeit dafür etwa erfüllen sollte.

Geschichte.

Die Ausgabe der Chronik des Tabari.

Von allen orientalischen Werken, die jetzt im Erscheinen begriffen sind, kann sich schwerlich eines mit der vielbändigen Chronik des Tabari (lebte 839—923 n. Chr.) an Bedeutung messen. Dieselbe giebt zunächst die Vorgeschichte von der Schöpfung an, dann in sehr ausführlicher Darstellung die Geschichte des Propheten und des arabischen Reichs bis nahe an das Todesjahr des Verfassers. Sie ist für die Zeit weitaus das wichtigste Quellenwerk, vielleicht überhaupt das wichtigste historische Buch aller mohammedanischen Litteraturen. Als der Unterzeichnete vor vier Jahren (Beil. zur Augsb. Allg. Ztg. v. 7. April 1878) auf den Werth dieser Chronik aufmerksam machte, konnte er ankündigen, daß die sehr mühsamen und zeitraubenden Vorbereitungen so weit fertig seien, daß der Druck noch im selben Jahre

beginnen werde. Das ist denn auch geschehen, und jetzt liegen bereits 8 Lieferungen des arabischen Textes von je 320 S. gr. Octav vor. Das Zusammenwirken vieler Fachgenossen unter der Leitung eines bewährten Gelehrten hat sich bei diesem internationalen Unternehmen vorzüglich bewährt. Das ganze Werk ist für den Druck in 3 Sectionen getheilt, welche je fortlaufend paginirt werden, so daß an allen dreien zugleich gedruckt werden kann. Die einzelnen Sectionen zerfallen wieder in ungleiche Abschnitte, je nachdem die verschiedenen Bearbeiter ein größeres oder kleineres Stück übernommen haben. Jeder Bearbeiter ist für das von ihm Herausgegebene wissenschaftlich verantwortlich; doch überwacht der Urheber und Leiter des Ganzen, Professor de Goeje in Leyden, alles Einzelne und übernimmt wenigstens zum Theil die Verantwortung mit. Da die Mitarbeiter über ganz Europa zerstreut sind, da das handschriftliche Material für die verschiedenen Theile von sehr ungleicher Vollständigkeit und Correctheit ist, da sich stets noch gelegentlich neue Handschriften finden und sich oft die Nothwendigkeit zeigt, Parallelquellen sorgfältig zu vergleichen, so kann der Druck natürlich nicht immer an allen drei Sectionen in gleicher Weise ungestört weitergehen, aber immerhin ist doch schon ein schönes Stück geleistet: das Gedruckte kann man etwa auf ein Drittheil des Textes veranschlagen.

Von der ersten Section, die von der Schöpfung bis zum Jahre 40 der Hidschra (Anfang 661 n. Chr.) geht, sind 3 Lieferungen erschienen. Davon umfassen mehr als 2 die Vorgeschichte bis ungefähr 200 n. Chr. Dieses große Stück, herausgegeben von Prof. Barth in Berlin, hat es größtentheils mit Prophetenlegenden zu thun und ist natürlich das wenigst wichtige; doch ist auch hierin Einiges von großem Interesse, namentlich gilt das von den Mittheilungen über persische Sagengeschichte. Das Stück, welches die Zeit der Sasaniden darstellt, hat der Unterzeichnete herausgegeben.*) Darauf folgt die Geschichte Mohammed's, welche Prof. Loth ediren sollte. Alles war auf's Sorgfältigste vorbereitet; Loth hatte sich noch im Interesse dieser Arbeit längere Zeit in Constantinopel und Cairo aufgehalten; der Druck sollte gerade beginnen: da starb der treffliche Mann ganz plötzlich in noch jugendlichem Alter. Dieser Unglücksfall führte natürlich eine Stockung in der Ausgabe herbei. Doch übernahm es Prof. de Jong in Utrecht, die Arbeit mit Loth's Materialien fortzuführen, und grade in diesen Tagen beginnt der Druck des Stücks, so daß wir, da ungefähr die Hälfte der Lieferung durch das fertig gedruckte Stück des Unterzeichneten ausgefüllt wird, das Erscheinen der 4. Lieferung in wenig Monaten erwarten dürfen. An de Jong's Stück wird sich das des Prof. Prym in Bonn schließen, Geschichte der 4 ersten Chalifen.

Am weitesten zurück ist die zweite Section, welche die Geschichte der Omaijaden enthält. Von dieser ist erst eine Lieferung erschienen (die Jahre 40—60 der Hidschra), herausgegeben von Prof. Thorbecke in Heidelberg. Dessen Stück greift noch in die zweite Lieferung über. Daran reiht sich das Stück des Dr. Sieg-

*) Von diesem Stück hat er auch eine deutsche Uebersetzung erscheinen lassen (Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden. Aus der arabischen Chronik des Tabari übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen und Ergänzungen versehen. Leyden, E. J. Brill 1879).

mund Fraenkel in Breslau, woran jetzt gedruckt wird. Auf dieses werden die Stücke von Prof. Guidi in Rom und Prof. D. H. Müller in Wien folgen.

Von der dritten Section sind schon 4 Lieferungen erschienen, successive herausgegeben von Dr. Houtsma in Leyden, Prof. Guyard in Paris und Prof. de Goeje in Leyden. Dieser, der Leiter des Ganzen, hat einen großen Theil des Textes selbst zur Herausgabe übernommen. Ein Stück dieser Section wird noch Prof. Baron v. Rosen in St. Petersburg herausgeben.

Wenn nicht ganz ungewöhnliche Störungen eintreten, so wird allem Anschein nach der ganze Text, dessen erste Lieferung die Jahreszahl 1879 trägt, noch vor dem Jahre 1890 erschienen sein. Es ist schon jetzt Sorge dafür getragen, daß die, natürlich sehr umfänglichen Register möglichst bald nach Vollendung des Textes gedruckt werden können. Jeder Mitarbeiter ist nämlich verpflichtet, vorher für sein Stück genaue Indices nach einem streng festgestellten System auf Zetteln einzuliefern, so daß der Gesammtindex leicht daraus zusammengestellt werden kann. Das sind sehr unerquickliche, aber nothwendige Arbeiten.

Mit der Aufzählung der Herausgeber ist die Zahl der Orientalisten nicht erschöpft, welche sich um das Werk verdient gemacht haben. So hat der verstorbene Dr. A. D. Mordtmann in Constantinopel von dortigen Tabari-Manuscripten Abschriften machen lassen, die freilich einer gründlichen Nachvergleichung unterzogen werden mussten, da die Türken nicht sorgfältig genug gearbeitet hatten. Handschriften für die Edition haben in Constantinopel verglichen Dr. Rittershausen, damals Dragoman bei der Kgl. Niederländischen Gesandtschaft, und Dr. Gies, Dragoman bei der Kaiserl. Deutschen Botschaft. Unser Landsmann Dr. Spitta-Bey, Director der Viceköniglichen Bibliothek in Cairo, hat wichtige Handschriften aufgespürt, und in ähnlicher Weise haben sich andere Gelehrte für das große Unternehmen bemüht, das auch bei eingeborenen Orientalen bis nach Mekka und Indien hin Interesse gefunden hat.

Als de Goeje den Gedanken der Herausgabe des Tabari fasste, da war neben der Frage, ob es gelingen werde, aus den verschiedenen Handschriften einzelner Theile den ganzen Text des Werkes zusammenzubringen, natürlich die am brennendsten, wie wohl die Kosten zu bestreiten seien. Seitdem aber der verstorbene Professor Stähelin in Basel die ersten 5000 Francs geschenkt hat, haben Private, gelehrte Gesellschaften und Regierungen der verschiedensten Länder Europas so viel beigesteuert, daß die, namentlich um die arabische Litteratur hochverdiente, Verlagshandlung Brill in Leyden wohl darauf rechnen kann, ihre Auslagen zurück zu bekommen. Besonders haben Niederländische Behörden und Anstalten das Werk reich unterstützt. Ein großer Theil der Kosten entfällt auf die Beschaffung von Abschriften und auf die Vergleichung solcher Manuscripte, welche nicht in die Hände der Herausgeber kommen können, wie derer im British Museum und in Constantinopel. Die Herausgeber selbst arbeiten ohne Honorar.

Straßburg i. E., 27. Februar 1882.

Th. Nöldeke.

Erd- und Völkerkunde.

Der diesjährige „Zweite Deutsche Geographentag."

Keine von allen Wissenschaften hat in unserer Zeit so mächtig gewonnen an Anhängerschaft wie die Geographie. Der merkwürdige Erfahrungssatz, daß große nationale Erhebungen vornehmlich einer Verstärkung des Interesses gerade an dieser Wissenschaft zu gute zu kommen pflegen, findet auf das deutsche Reich seit seiner Begründung volle Anwendung.

Ernst Desjardins bemerkte nach unserem großen Krieg, der die Angreifer im eigenen Land heimsuchte, die französischen Niederlagen seien guten Theils der geographischen Unwissenheit der Franzosen Schuld zu schreiben, nur müsse man diese entschuldigen, da die geographische Vorbereitung Frankreichs auf sieghaftes Eindringen in Deutschland berechnet, Koblenz und Berlin den französischen Heerführern bekannter gewesen wäre als Metz und Sedan! Nun, wir zweifeln nicht daran, daß die geniale Beherrschung eines vorzüglichen topographischen Kartenmaterials seitens unseres Generalstabs ein werthvoller, ja unentbehrlicher Grundstein unserer Siege gewesen, auch nicht, daß die unseren Führern selbst niedrigster Charge während des Feldzuges ausgetheilten Situationspläne besseres Verständniß fanden als das bei Zuaven und Turcos, wohl auch bei manchem französischen Linienregiment der Fall gewesen wäre, wenn die nämliche Maßregel in der französischen Armee zur Ausführung gekommen. Indessen, während in der That die Franzosen nach 1871 sich mit beträchtlicher Verstärkung geographischen Studien zuwenden mit eingestandenem strategischen Ausblick, geschieht das bei uns wahrlich nicht, um den „deutschen Schulmeister" künftig wo möglich noch glänzendere Triumphe feiern zu lassen als auf böhmischem und französischem Boden in den letztvergangenen Jahrzehnten.

Eine sich ihrer materiellen Macht bewusster gewordene Nation sucht vielmehr aus innerlichen Ursachen ausreifender Entwicklung sich klar zu werden über die Stellung, welche sie und ihr Land unter den übrigen Nationen einnimmt. Und solche Vergleiche, ganz besonders auf den ewig währenden Wettkampf der friedlichen Arbeit gerichtet, führen in unserem Jahrhundert nothwendig zu universeller geographischer Betrachtung; denn große Nationen empfinden am meisten die heutige Solidarität aller Kulturvölker.

So wuchs unter uns seit 10 Jahren gewaltig die Zahl der geographischen Vereine, deren Mitgliedschaft in allen Städten, wo solche bestehen, an regsamer Betheiligung die anderen Vereine in Schatten zu stellen pflegt, weil sie eben weitaus am allseitigsten die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise zu erwecken vermögen; so erinnerte sich auch der Staat der zu lange vernachlässigten Pflicht besser für geographische Unterweisung zu sorgen, zunächst durch Errichtung von Lehrstühlen an den Universitäten Preußens und des Reichslandes, die zwischen 1873 und 1881 vollendet wurde.

Die also vermehrte Anzahl von Lehrern und Freunden der Erdkunde ließ regelmäßig wiederkehrende Vereinigungen derselben höchst wünschenswerth erscheinen.

Auf den ersten dieser „Deutschen Geographentage", der zu Pfingsten 1881 in Berlin stattfand, folgt nun am 12., 13. und 14. April d. J. der zweite, und zwar in Halle. Er wird sich entsprechend jener Vertheilung, welche sich damals in Berlin bewährte, in den Vormittagssitzungen mit Vorträgen und Discussionen über geographische und ethnologische Gegenstände beschäftigen, die Nachmittagssitzungen dagegen wichtigen Zeitfragen der geographischen Didaktik widmen.

Bedeutende Vertreter der Wissenschaft wie des Schulfachs haben aus allen Landen deutscher Zunge von Wien bis Amsterdam, von Bern bis Königsberg ihre werkthätige Antheilschaft an diesem Geographentage zugesagt. Möchten diese Zeilen dazu dienen die Theilnahme noch größerer Kreise auf diese Versammlung und die mit ihr verbundene geographische Ausstellung zu richten!

Alfred Kirchhoff.

Philosophie.

Gewissen und Criminalistik.

Den Betrachtungen der Philosophen über Seelenzustände fehlt leider bisher zu sehr das Ausgehen von einem zuvor durch Erfahrung thunlichst sicher festgestellten Thatbestand; es handelt sich vielmehr meist nur um allgemeine Erwägungen des einzelnen Forschers über Zustände, für deren Thatsichtigkeit ein Jeder sich nur auf seine eigene oder allenfalls noch auf die von ihm beweislos vorausgesetzte allgemeinere Menschenerfahrung beruft. Die Unsicherheit dieser Grundlage bedingt die große Haltlosigkeit der Ergebnisse dieser Wissenschaft, von der man daher kaum sagen kann, daß sie im Laufe der Jahrhunderte bereits viel gethan hat, diesen Namen wirklich zu verdienen. Nur wenige Philosophen haben wie **Beneke** thatsächlich wenigstens die Nothwendigkeit anerkannt, auf Grund eines sorgfältigen Studiums lehrreicher Biographien und Völkerschilderungen zunächst einen psychologischen und völkerpsychologischen Thatbestand zu gewinnen, an dem die zur Erkenntniß der Gesetze aufsteigende erklärende Theorie einen Rückhalt finden kann. Erst neuerdings haben namentlich die Psychologen Englands und Frankreichs angefangen, auf die Berücksichtigung dieser Nothwendigkeit mehr Gewicht zu legen. Aber leider sind diese Psychologen wiederum bei der theoretischen Auslegung der herbeigerufenen Erfahrung vielfach allzu vorschnell, sowohl indem sie sich mit einer noch zu geringen Summe von Erfahrungen begnügen oder aus dem Einzelfall je nach vorgefasster Meinung herausziehen, was klar und deutlich keineswegs darin liegt.

Ein Beispiel mag dies erläutern. Ein Doktor der Medizin, **Prosper Despine** hat im Jahre 1868 ein sehr beachtenswerthes dreibändiges Werk herausgegeben: Psychologie naturelle, étude sur les facultés intellectuelles et morales dans leur état normal et dans leurs manifestations anomales chez les aliénés et chez les criminels. In diesem Buche werden unter Anderem allerlei Thatsachen angeführt, die beweisen sollen, daß bei Verbrechern eine völlige moralische Unempfindlichkeit sich zeigen kann, die auf ein Fehlen des Gewissens schließen lasse. Als eine solche Thatsache wird folgende nach dem Bericht des Journal Le Droit vom

10. Juli 1865 geführte Gerichts-Verhandlung, das von dem Präsident mit dem des Todtschlags Angeklagten angestellte Verhör, mitgetheilt:

Präs.: Ihr seid angeklagt, einen beabsichtigten Mordanfall auf den Herrn P. unternommen zu haben; Ihr wolltet denselben doch tödten?
Angekl.: Ach! mein Gott gewiß, seit 8 Tagen.
Präs.: Und warum wolltet Ihr ihn tödten?
Angekl.: Er that mir Uebles, er zahlte mir das Monatsgeld schlecht aus.
Präs.: Aber, da hättet Ihr Euch doch an Euren Herrn wenden müssen; jedenfalls war das doch kein Grund, einen Menschen zu tödten.
Angekl.: (lächelnd). Was wollt Ihr?
Präs.: Das ist nicht lächerlich.
Angekl.: Das sage ich Euch nicht.
Präs.: Ihr fühlt also keine Reue?
Angekl.: Ach, da der Schlag gegeben ist, kann ich nichts dabei thun. (puis que le coup a été donné, je n'y puis rien).

„Beweisen dieses Benehmen und diese Antworten nicht das vollständige Fehlen von Gewissensbissen und dem entsprechend von moralischem Sinn?" fragt Herr Despine mit Erwartung einer bejahenden Antwort, wie aus dem Zusammenhang seiner Betrachtung ersichtlich ist.

Mir scheint nun diese Folgerung thatsächlich keineswegs gerechtfertigt zu sein. Die letzte Antwort des Angeklagten ist eigentlich nichts weiter als die Abweisung einer Antwort auf die Frage. Die gegebene Antwort konnte nicht den Sinn eines Versuchs haben, die Zurechnung des Todtschlags etwa in dem Sinne abzulehnen, als solle damit gesagt sein, er könne nicht dafür, daß der gegebene Schlag getödtet habe, denn der Angeklagte hatte ja zuvor schon zugestanden, daß er seinen Herrn hatte todtschlagen wollen. Die Äußerung hatte also wohl nur den Sinn, daß damit gesagt sein sollte, da der Mann nun todtgeschlagen sei, nütze die Reue nichts mehr, d. h. mit seiner Reue könne er den Mann nicht wieder lebendig machen. Hinter einer solchen Äußerung aber könnte viel eher das Gefühl der aufkeimenden Reue vermuthet werden, als das Gegentheil. Und jedenfalls lag in ihr klar nichts Anderes vor, als die Abweisung des Bekenntnisses. Einer solchen aber wird man bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung gewiß häufig begegnen, das bewirkt schon der natürliche Eigensinn des Verbrechers, der meist geneigt sein wird, vor der Welt die Reue abzuleugnen, die er innerlich doch vielleicht empfindet und allenfalls in stiller Einsamkeit angesichts des Todes dem Beichtvater bekennt.

Mit tiefer Wahrheit sagt Darwin einmal: „Wenn wir aber alle in Romanen und Schauspielen gegebenen Fälle und alle auf dem Sterbebette den Priestern anvertrauten Bekenntnisse aus unserer Erinnerung streichen, so zweifele ich, ob Viele von uns wirklich Zeugen von Gewissensbissen gewesen sind, trotzdem wir oft Scham und Zerknirschung wegen kleinerer Vergehen mit angesehen haben. Innere Vorwürfe sind ein sehr tief verheimlichtes Gefühl." — Weil dem so ist, muß eben bei einem so schwer wiegenden Problem größere Umsicht und Vorsicht als üblich bei

der Deutung des zu beachtenden Thatbestandes angewandt werden, wenn nicht irrthümliche Behauptungen unter dem Scheine erfahrungsmäßigen Bewiesenseins sich festsetzen sollen. Jürgen Bona Meyer.

Naturwissenschaft.

Das Centralorgan des Sprachvermögens.

Nachdem die Organ- oder Localisations-Lehre des Gehirns von Gall durch die wenig kritische Methode ihres Verfahrens und namentlich durch ihre Anwendung auf den Schädel ihren Credit in den Augen der wirklich wissenschaftlichen Forscher im Anfange unseres Jahrhunderts bald eingebüßt hatte, ist dieselbe in neuester Zeit durch die auf Experimente gestützten Untersuchungen von Fritsch, Hitzig, Ferrier, Nothnagel, Munk, Goltz, Nicati, v. Gudden, Exner u. A. in ein neues, mehr Erfolg versprechendes Stadium getreten. Diese Arbeiten haben sowohl für die willkürlichen Bewegungen der Extremitäten als für die unwillkürlichen der Athem- und Geschlechtsorgane und des Herzens und endlich für die Sinnesempfindungen die Centralorgane in den großen Hemisphären des Gehirns aufgesucht und mit mehr oder weniger Sicherheit nachgewiesen und dadurch unter Anderem wieder die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Vivisektionen dargethan.

Letztere Methode ist natürlich nicht anwendbar zur Ermittelung eines Centralorganes des Gehirns für die Sprache, d. h. eines Organes, durch welches die Gedanken in den Sprachwerkzeugen in Töne und Laute umgesetzt werden. Um so erfreulicher ist es, daß es der pathologischen Anatomie, sodann der vergleichenden und endlich auch der descriptiven Anatomie gelungen ist, dieses Organ mit größter Wahrscheinlichkeit aufzufinden.

Es ist das Verdienst des französischen Anatomen und Anthropologen P. Broca, zuerst durch pathologisch-anatomische Beobachtungen ermittelt zu haben, daß die sogen. dritte oder untere Stirnwindung der menschlichen Großhirn-Hemisphären das nervöse Centralorgan für die Hervorbringung articulirter Laute darstellt, und nach vielen Debatten ist diese Entdeckung zuletzt dahin festgestellt worden, daß es insbesondere die linke untere Stirnwindung ist, welche als Centralorgan für die genannten Bewegungen functionirt, während die rechte unter Umständen supplirend für die linke eintreten kann.

Ich habe sodann gezeigt, daß diese dritte oder untere Stirnwindung den niederen Affen ganz fehlt und bei den Anthropoiden nur in einem mehr oder weniger entwickelten Rudiment sich findet. Schon 1868 wies ich gegen Gratiolet und die allgemeine Lehre nach, daß die Affen keine drei, sondern nur zwei Stirnwindungen besitzen, aber ich war ungewiß, ob ihnen die dritte oder die zweite Stirnwindung fehlt, bis ich 1870 zuerst das Gehirn eines Hylobates und sodann nacheinander die Gehirne vom Orang, Chimpanse und Gorilla kennen lernte, an welchen ich mich überzeugte, daß auch bei diesen nur zwei Stirnwindungen ausgebildet sind, die dritte oder untere aber bei ihnen allmälig in einem Rudiment hervortritt, und zwar beim Gorilla in geringster, beim Orang in etwas stärkerer,

aber immer noch sehr unbedeutender Entwickelung. Diese Lehre habe ich denn auch gegen die Ansichten von Pansch und Broca, zuletzt noch 1881 vertreten. Der letztere Schriftsteller wurde offenbar theils durch Mißverständniß der deutschen Sprache, theils durch falschen Patriotismus verleitet, meiner, seiner Lehre von der dritten Stirnwindung so günstigen Entdeckung zu widersprechen. Dagegen wurde dieselbe neuerdings durch Rüdinger nach Untersuchung von siebzehn Anthropoiden-Gehirnen bestätigt.

In meiner Beschreibung eines achtjährigen mikrokephalen sprachlosen Mädchens zeigte ich ferner, daß auch an dem Gehirn dieser Hemmungsbildung die dritte oder untere Stirnwindung fehlt, was Rüdinger ebenfalls durch Untersuchung weiterer Mikrocephalen-Gehirne erhärtete.

Letzterer Autor hat endlich durch sorgfältige Vergleichung der Art und Stärke der Entwicklung der dritten Stirnwindung bei verschiedenen normalen Menschen dargethan, daß bei solchen, die sich durch ihre geistigen und wissenschaftlichen Leistungen, besonders aber durch oratorische Befähigung im Leben auszeichneten, diese Stirnwindung, insbesondere auf der linken Seite, stärker ausgebildet hervortritt. Endlich fand Rüdinger, daß auch bei Taubstummen, wahrscheinlich in Folge mangelnder Thätigkeit und dadurch bedingter geringerer materieller Ausbildung, die dritte Stirnwindung erheblich schwächer als bei anderen normalen Menschen entwickelt ist.

Wir dürfen es nach all Diesem wohl als ziemlich sicher feststehend betrachten, daß die dritte oder untere Stirnwindung des Menschen das Centralorgan für das Sprachvermögen darstellt.

München, im März 1882. Dr. v. Bischoff.

Aus dem Gebiete der Physik.

In der Physik spielen heutzutage die elektrotechnischen Fragen eine Hauptrolle. Auf der Pariser Ausstellung waren zum ersten Mal die Elemente Faure zu sehen, in welchen eine chemische Zersetzung (Mennige in Bleisuperoxyd und metallisches Blei) vor sich geht, wenn der elektrische Strom durchgeführt wird, während beim Aufhören des Stromes die gebildeten Verbindungen bleiben, bis die Metallplatten, auf denen sie sich niederschlagen, metallisch verbunden werden. Sowie dies geschieht, geht die Zersetzung der Verbindungen vor sich und der entgegengesetzte elektrische Strom wird erzeugt. Auf diese Weise ist es möglich, Elektricität zu versenden, besser gesagt, Apparate zu versenden, welche jeden Moment Elektricität zu erregen im Stande sind. Man hat diese Anhäufung von Elektricität benutzt, um Bahnzüge elektrisch zu beleuchten. So lange der Zug fährt, kann man eine Dynamomaschine durch Verbindung mit irgend einer Axe des Zugs in Gang erhalten und damit die zur Speisung von Glühkerzen nöthige Elektricität erzeugen. Wenn aber der Zug auf einer Station anhält, so hört die Axe auf sich zu drehen, die Dynamomaschine steht still, die Glühkerzen erlöschen. Hier helfen die Accumulatoren: man führt einen Theil der Elektricität in solche Elemente und nur einen

Theil durch die Glühkerzen; die während des Fahrens geladenen Elemente geben beim Stillstehen ihre Elektricität ab und speisen die Glühkerzen, die sonach beständig fortbrennen.

Dieselben Accumulatoren können aber auch bei der Theilung des elektrischen Lichts verwendet werden. Durch passende Einschaltung in genügender Zahl wird jede in der Leitung eingeschaltete Kerze nahezu unabhängig von jeder andern, man kann also jede löschen, ohne daß die andern in der Lichtstärke wesentlich sich ändern. Das Zucken aller Lampen, wenn eine fallirt, kommt nicht mehr vor. Ferner kann man in dieselbe Leitung Brenner verschiedener Systeme und verschiedener Leuchtkraft einführen. Statt eines starken Brenners kann eine Reihe schwacher elektrischer Flammen eingeführt werden, womit die Theilung des elektrischen Lichts bis zu einem bestimmten Grade möglich ist.

Ein Russe, Namens Abenarius, hat sich vorbehalten, ganz allgemeine Methoden, das elektrische Licht zu theilen, zu veröffentlichen, welche in der genannten Weise wirken sollen. Wenn heutzutage die Ersetzung des Gaslichtes durch das elektrische Licht, insbesondere bei der Beleuchtung der Theater, mehr und mehr als Nothwendigkeit erkannt wird, so ist vor Allem nöthig, daß zu den sonstigen Vorzügen der elektrischen Beleuchtung, daß sie nicht so heiß macht, die Luft nicht verdirbt und nicht feuersgefährlich ist, auch noch derjenige der Unabhängigkeit der einzelnen Brenner, soweit dies bei den von einer einzigen größern Hauptleitung gespeisten Gasbrennern der Fall ist, hinzukomme, und das scheint allerdings durch die obige Einrichtung möglich. P. Zech.

Medicin.

Ein Beitrag zur Lehre von der Einwirkung des Alcohols auf die Magenverdauung.

Wilhelm Buchner versuchte die, sowohl den Arzt als auch den gebildeten Laien interessirende Frage, ob der Alcohol und die ihn als Hauptingredienz enthaltenden, allenthalben als Genuß, wie auch besonders in neuerer Zeit als wirkliche Heilmittel benutzten Getränke, Branntwein, Wein, Bier einen befördernden, oder verschlechternden Einfluß auf die Magenverdauung üben, auf experimentellem Weg zu lösen*). Um sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, wurde eine längere Reihe künstlicher Verdauungsversuche mit Zusatz von Alcohol, Wein und Bier angestellt. Dieselben waren folgender Maßen angeordnet. In eine kleine Kochflasche wurden 20 Ccm. destillirtes Wasser, dem 2 Tropfen Salzsäure zugesetzt waren, nebst 1 Ccm. frischen mit Glycerin aus Kälbermagen bereiteten Pepsin's gegeben. Das Verdauungsobject bildete ein Würfel hartgesottenen Hühnereiweißes, von 0.1 grm. Gewicht. Das Ganze wurde im Brutofen einer anhaltenden Temperatur von 40° Cels. ausgesetzt. Unter diesen Umständen war der Würfel in durchschnittlich 6—8 Stunden verschwunden, das Eiweiß verdaut. Diese Zusammenstellung wurde als Controle jedem der folgenden Versuche beigegeben. Der Alcoholzusatz geschah in der Weise, daß 99.5% Alcohol (Alcohol absolutus) in kleinen Zwischenräumen

*) Deutsches Archiv für klinische Medicin 29. Bd.

der ursprünglichen Zusammenstellung zugesetzt wurde. Die Resultate dieser Versuche, welche aus einer, dem Originale beigegebenen Tabelle ersichtlich sind, lehren, daß die Pepsinwirkung durch eine bis zu 20 Procent Alcohol enthaltende Flüssigkeit nicht vernichtet wird, wenn sie auch bei einer mehr wie 10% enthaltenden verzögert wird. Da die mit absolutem Alcohol gewonnenen Resultate befriedigend waren, so wurde von Versuchen mit Branntwein, Cognac, Rum, Arrak rc. abgesehen; diese Spirituosen stellen Mischungen aus Alcohol und Wasser dar und enthalten noch ein den specifischen Geschmack bedingendes ätherisches Oel oder dergl.; ihr Alcoholgehalt schwankt zwischen 20 und 60%, so daß ihre Wirkung leicht aus den vorigen Versuchen zu construiren ist.

Anders verhalten sich Bier und Wein, da sie neben Alcohol noch andere Substanzen enthalten, die einen Einfluß auf die Verdauung wahrscheinlich machen. Verdünntes Bier verlangsamte die Verdauung sehr bedeutend, unverdünntes hemmte sie vollständig. Daß daran der Alcohol nicht schuld sein könne, war a priori wahrscheinlich, da er in viel zu geringem Procentgehalte anwesend war. Dies wurde zur Gewißheit, als directer Zusatz von 1 Ccm. absoluten Alcohols zu den Versuchen, keine Verzögerung, sondern eher eine Beschleunigung hervorbrachte. Sieht man vom Alcohol ab, so fällt der Verdacht der verdauungsverzögernden Eigenschaft des Bieres auf seine Hopfenbestandtheile. In dieser Hinsicht angestellte Versuche ergaben jedoch, daß der Hopfen ohne jeden Einfluß auf die künstliche Verdauung ist. Es erübrigten sonach zur Erklärung obiger Wirkung nur die neutralen Salze des Bieres. Sie könnten in so fern einen verdauungshemmenden Einfluß nehmen, als sie auf die zur Verdauung nothwendige freie Säure einwirken. Es ließe sich denken, daß die neutralen Salze des Bieres, sobald sie mit der, den Versuchsflüssigkeiten zugesetzten freien Salzsäure zusammentreffen, sich in saure Salze umwandeln und so die Säure der Verdauung entziehen und auf diese Weise letztere verlangsamen, oder aufheben. Zwei diesbezüglich angestellte Versuche scheinen diese Annahme zu stützen.

Der Wein übt ebenfalls einen verdauungshindernden Einfluß aus, besonders die Roth- und Süßweine (z. B. Marsala) wirken hemmend, während die weißen und moussirenden Weine bessere Resultate gaben. Der Grund dieser Eigenschaft ist vorläufig unbekannt. Der Alcohol erklärt in diesen Fällen nur wenig, da auch die verdünnten Weine nachtheilig wirkten. Die Erklärung, daß das im Rothweine enthaltene Tannin das Pepsin ausfälle und so außer Thätigkeit setze, ist unhaltbar, nachdem durch Lewin nachgewiesen wurde, daß das Tannin die Pepton-Bildung nicht hindere, (Pepsin und freie Salzsäure vermögen bei Körpertemperatur die Eiweißkörper in eine lösliche Veränderung überzuführen, welche man Peptone genannt hat,) auch keine Alteration des bereits gebildeten Pepton's stattfinde und vorhandenes Pepsin nicht gefällt wird. An eine Wirkung der Salze zu denken, ist unstatthaft, da die Salze saure Salze sind und auch Zusatz von Salzsäure zu den Versuchen ohne jede Wirkung blieb. Man könnte auf das Bouquet der Weine recurriren und diesem neben dem Alcohol eine gewisse Rolle bei der Einwirkung des Weines auf die Verdauung zuschreiben.

Die 2. Versuchsreihe, deren Resultate die Magenausspülung zeigen sollte, betrifft Personen mit vollkommen normaler Verdauung. Die Versuchsanordnung war so, daß den betreffenden Personen immer die gleiche Nahrung, einmal mit, einmal ohne Zusatz von Wein oder Bier gereicht und nach 6 Stunden der Mageninhalt entleert wurde. Auch diese Versuche zeigten die verdauungsstörende Wirkung des Bieres und Weines, jedoch nicht in dem Grade, wie bei der künstlichen Verdauung. Der Grund hierfür scheint darin zu liegen, daß alcoholhaltige Flüssigkeiten bei normalem Magen rasch resorbirt werden und so ihre verdauungsstörende Wirkung nicht entfalten können. Sind die Resorptionsverhältnisse ungünstig, wie z. B. beim chronischen Magenkatarrhe, so darf kein Alcohol gereicht werden, da in solchem Falle die Magenverdauung dem künstlichen Versuche in der Flasche ähnlich ist; es werden selbst nicht große Mengen Alcohols genügen, eine gänzliche Verhinderung der Verdauung hervorzurufen. Als Resumé ergiebt sich folgendes: 1. Alcohol als solcher hat bis zu 10% keinen Einfluß auf die künstliche Verdauung. 2. Bis zu 20% zugesetzt, verlangsamt er den künstlichen Verdauungsproceß. 3. Bei noch höherem Procentsatz hebt er denselben gänzlich auf. 4. Bier verhindert, wenn unverdünnt, den künstlichen Verdauungsproceß gänzlich; mit Wasser verdünnt, verzögert es ihn. 5. Ebenso die Roth- und -Süßweine; während Weißweine auch unverdünnt nur eine Verzögerung zur Folge haben. 6. Bei naürlicher Magenverdauung scheint das Bier eine verdauungsverschlechternde Einwirkung zu besitzen, (auch in kleinen Quantitäten). 7. Ebenso der Wein. 8. Bei gestörten Resorptions- und Secretiosverhältnissen der Magenschleimhaut wird sich diese Einwirkung bis zur völligen Behinderung des Verdauungprocesses steigern können.

Rokitansky.

Die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiet der operativen Augenheilkunde.

Unter den Fortschritten, welche die operative Ophthalmologie in den letzten Jahren gemacht hat, sind besonders zwei Operationen von Bedeutung, nämlich: Die Entfernung des Cysticercus cellulosae (Blasenwurm) aus dem Innern des Augapfels, sowie die Magnet-Extraction von Metallstückchen, welche in das Auge eingedrungen sind. Beide Operationen sind aus dem Grunde als sehr wichtige Bereicherungen der augenärztlichen Chirurgie zu begrüßen, weil die Therapie bis jetzt sowohl dem im Innern des Auges befindlichen Blasenwurm, sowie den gewaltsam dorthin eingedrungenen Metallstückchen so gut wie machtlos gegenüber stand.

Die operative Entfernung des Cysticercus cellulosae aus dem Augeninnern wurde allerdings früher wohl auch versucht, doch war die Technik dieser Operation eine so unvollkommene, die anatomische Integrität des Augapfels so schwer schädigende, daß man von einem rationellen methodisch geübten Operationsverfahren überhaupt gar nicht sprechen konnte, ja man sich des Gedankens an eine operative Entfernung des Wurmes so gut wie ganz entschlagen

hatte. Es sah sich deshalb der Arzt einem mit Cysticercus behafteten Auge gegenüber zur Unthätigkeit verurtheilt. So lange die von dem Blasenwurm hervorgerufenen Entzündungserscheinungen nicht zu bedenklich wurden, mochte man im Bewusstsein unserer operativen Unbehülflichkeit gerade auf diesem Gebiet an einen chirurgischen Eingriff nicht denken; und waren die secundären Veränderungen zu einer unerträglichen Höhe gediehen, so blieb als letztes Hülfsmittel nichts mehr übrig als die Entfernung des ganzen Augapfels, die sogenannte Enucleation. Es musste also jedes Auge, welches einen Cysticercus beherbergte, als verloren angesehen werden. Es bildete durch Jahre hindurch für den Patienten eine Quelle der Sorge und des Schmerzes, um schließlich doch unterzugehen. Und da die Einwanderung von Blasenwürmern in das Auge leider durchaus nicht zu den seltenen Erkrankungen gehört, so wurde das therapeutische Unvermögen um so fühlbarer und der Wunsch nach Abhülfe um so dringender. Es war Herrn Prof. A. Gräfe in Halle beschieden, durch eine einfache, das anatomische wie functionelle Leben des Auges wenig beeinträchtigende Operation den Cysticercus aus dem Auge zu entfernen. Durch einen die Bulbuswand in ihrer ganzen Dicke durchsetzenden Schnitt wird der Augapfel eröffnet und ist dies geschehen, so tritt der Wurm entweder von selbst aus dem Augeninnern heraus oder er lässt sich mit Hülfe von Instrumenten aus demselben entfernen. Der Ort des Einschnittes wird von dem Operateur nach den Erforderniſſen jedes einzelnen Falls bestimmt. Die Schnittwunde des Augapfels heilt leicht und schnell und das Auge wird nach Entfernung des Wurmes wieder functionstüchtig. Der Grad der so wiedergewonnenen Leistungsfähigkeit hängt natürlich von dem Umfang der Zerstörung ab, welche der Cysticercus bei seiner Einwanderung und bei seinem Verweilen im Auge angerichtet hat.

Die Extraction von Eisenstückchen aus dem Innern des Augapfels mittelst Anwendung eines Magneten bezeichnet gleichfalls eine bedeutsame Erweiterung des augenärztlichen Könnens. Gerade die Anwesenheit fremder Körper im Innenraum des Auges birgt für die Existenz desselben die größten Gefahren und da man bis vor Kurzem kein rationelles Operationsverfahren kannte, um fremde in das Augeninnere eingedrungene Gegenstände zu entfernen, so waren die meisten Augen, denen ein derartiger Unglücksfall zugestoßen war, dem sicheren Verderben preisgegeben. Wenn nun auch die neue Extractionsmethode mittelst eines Magneten ausschließlich nur für Metallstückchen geeignet ist, so bilden diese doch unbedingt den größten Procentsatz unter den im Innern des Sehorgans gefundenen Fremdkörpern und darum ist die Möglichkeit, gerade sie entfernen zu können, als eine sehr wichtige Errungenschaft der modernen Ophthalmochirurgie zu betrachten. Ist ärztlicherseits die Anwesenheit eines Eisenstückchens im Auge mit Sicherheit constatirt worden, so wird an einer dem Sitz dieses Fremdkörpers entsprechenden Stelle der Augapfel mit einem Schnitt eröffnet, ein zu diesem Behuf besonders construirter Magnet in diese Schnittwunde eingeführt und mit Hülfe dieses Magneten meist das Eisenpartikelchen glücklich aus dem Auge entfernt. Bei uns in Deutschland ist diese Operationsmethode ganz besonders von Prof. Hirschberg entwickelt

worden, und ist sie ganz ausschließlich ein Kind der modernen Augenheilkunde. Allerdings hatte ein Arzt des sechszehnten Jahrhunderts, Fabricius ab Aquapendente bereits auch schon zu ähnlichen Zwecken sich eines Magneten bedient und zwar, wie er selbst bemerkt, auf Anrathen seiner Frau, doch ist diese ältere Operationsmethode mit unserer heutigen gar nicht in Parallele zu stellen, denn während Fabricius nur Eisenstückchen mit dem Magneten zu entfernen gesucht hatte, welche äußerlich dem Auge anhafteten, speciell sich in die Cornea eingespießt hatten, bringt der moderne Operateur mit dem Magneten in die Tiefen des Augeninnern. Uebrigens sei beiläufig bemerkt, daß die von Fabricius bewerkstelligte Anwendung des Magneten zumeist ganz überflüssig ist und sich in der Hornhaut eingekeilte Eisenstückchen viel besser mit Nadeln, als mit dem Magneten entfernen lassen.

Breslau im März 1882.

H. Magnus.

Anthropologie.

Das Alter des Menschen in Amerika.

Man nennt Amerika so oft einen jungen Welttheil, mit welchem Unrecht, das zeigt zur Genüge die Palaeontologie, deren Werke von ganzen Reihen tertiärer Urformen der Hufthiere, Rüsselträger und Dickhäuter, von Dinosaurieren (Schreckensaurier) der Kreideperiode, und von Zahnvögeln (Odontornithes) der Kreide erzählen, welche durch den unermüdlichen Sammelfleiß amerikanischer Forscher, mit Prof. Marsh an der Spitze, entdeckt worden sind. Und dabei zeigt sich in den Ueberresten einer untergegangenen Lebewelt ein gigantischer Zug, der schon so oft von jenseits des Oceans die Gemüther der alten Welt in Erstaunen versetzt hat. Während die Rocky Mountains seit kaum 10 Jahren sich nach dieser Richtung enorm fruchtbar erwiesen, und im Yale College zu New-Haven sich ein geradezu erstaunliches Material von fossilen Wirbelthieren ansammelt, kommen aus Südamerika ähnliche Nachrichten. Dort sind es die Pampas von La Plata, welche schon lange eine Ausbeute diluvialer Thiere in reichstem Maße liefern. Ueber die Ausgrabungen eines Schweizer Forschers, Namens Roth, der sich fünfzehn Jahre in den Pampas von La Plata aufgehalten hat, berichtete jüngst C. Vogt in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris. Die Mittheilungen sind, abgesehen von dem rein palaeontologischen Interesse, wichtig für die Geschichte und das Alter des Menschen in Amerika. Nach Roth hat der Pampaslehm zwei distinkte Schichten, eine obere mehr helle und eine untere mehr dunkle. In der oberen Schichte, welche eine Dicke von 5—24 Meter besitzt, und die Reste von Glyptodon, Hoplophorus, Mylodon, Dasypus, Machairodus und zahlreiche Wiederkäuer aufweist, fand Roth mit dem Panzer von Glyptodon (einem Armadill) menschliche Knochen. Das ist jedoch nicht der einzige Fund. Fast gleichzeitig hat Ameghino in der mehr rothen tieferen Schichte, welche die Reste von Mastodon, Megatherium Toxodon u. s. w. enthält, ebenfalls Menschenreste gefunden. (Les Mammifères fossiles de l'Amerique du Sud par le docteur H. Gervais

et M. Fl. Ameghino, Paris). Damit liegt also aus dem Süden Amerikas eine zweite Angabe vor, welche das Auftreten des Menschen in dieselbe geologische Periode dort drüben hinaufrückt wie bei uns in Europa. Leider ist Ameghino's Aufmerksamkeit der Schädel des diluvialen Menschen entgangen, hoffen wir, daß Roth denjenigen seines Fundes für eine genauere Untersuchung gerettet hat. Jedenfalls wissen wir schon jetzt mit aller Bestimmtheit, daß auch der amerikanische Continent sehr frühe von dem wanderkräftigsten aller Wesen, von dem Menschen, betreten wurde, schon zur Zeit des Diluviums. Freilich sollen in Californien durch Whitney die Spuren eines tertiären Menschen gefunden worden sein, Spuren, welche um ein geologisches Zeitalter weiter zurückweisen würden. Aber noch fehlt eine ausführliche Darlegung des Sachverhaltes von dem Entdecker selbst. So bleibt denn als sicheres Ergebniß zur Zeit nur der doppelte Nachweis von der Ankunft des Menschen in Südamerika in der diluvialen Periode, und zwar, wie es scheint, schon um den Beginn jenes geologischen Zeitalters.

Basel, im März 1882. J. Kollmann.

Nationalökonomie und Statistik.

Armenpflege.

Vor Kurzem ist der stenographische Bericht der in Berlin am 11./12. November 1881 gepflogenen Verhandlungen des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit erschienen, 125 Folio-Seiten stark. Mit Ausnahme der Erörterung über die Frage des Ersatzes der Armenpflege durch Versicherung, die sich etwas tagespolitisch zuspitzte, bieten alle diese Debatten des nachhaltig lehrreichen viel. Ich hebe besonders diejenigen über die Mittel zur Unterdrückung der landstreichenden Bettelei hervor, da sie aus einer großen wichtigen Zeitbewegung, wie sie sich in den so zahlreich entstandenen Vereinen gegen Bettelei darstellt, eine Reihe geklärter Erfahrungen ans Licht stellte, und zugleich Keime zu durchgreifenden Verbesserungen in sich trägt. Württemberg und Sachsen, so scheint es, haben sich die bettelnde Landstreicherei dadurch ziemlich vom Halse geschafft, daß sie vermöge der Organe der Selbstverwaltung und Bezirksvertretung eine vorsichtig eingeschränkte Unterstützung allgemein gemacht haben. Wenn nun demgemäß die angrenzenden Gegenden desto wilder überfluthet werden, so müssen sie eben ähnliche Dämme ziehen. Aber freilich ist diese sociale Abwehr auch eben nicht viel gründlicher als die Wirksamkeit der Deiche in den Strom-Niederungen. Man schiebt das Uebel von sich ab, aber vermindernd und abstellend kommt man ihm nicht bei. Dahin wirkt eher, was in Schleswig-Holstein und Hannover mit bestem Erfolge von Provinz wegen in die Hand genommen worden ist: Beschäftigung der Landstreicher mit land- und forstwirthschaftlichen Urbarmachungs-Arbeiten. In der Provinz Preußen will man die großen provinzialen Arbeitshäuser für Arme auflösen und Kreis-Arbeitshäuser an die Stelle setzen. Ein Landrath aus der Provinz Sachsen empfiehlt statt der leistungsunfähigen kleinen Armenverbände der Gemeinden und Gutsbezirke große zu bilden von durchschnittlich etwa zwanzigtausend Einwohnern.

Das sind fruchtbare Ideen-Ansätze, aus denen eher eine wohlthätige Reform hervorzugehen verspricht als aus dem ziellosen Kampfe über die Frist der Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes.

Eine andere Discussion auf dem Armenpfleger-Congreß, die nicht minder beachtet zu werden verdient, hatte die Tendenz, dem oben berührten Kampfe einen Theil seiner Hitzigkeit zu nehmen durch Verringerung der Beute, um welche er geführt wird. Es sollten von der localen Armenpflege Aufgaben ausgeschieden werden, die der größere Verband — Provinz, Kreis, oder wie er sonst gegriffen sein mag — ohne Schaden für den humanen und ökonomischen Zweck statt jener übernehmen könnte. Da hierbei eine finanzielle Dotation der Verbände durch den Staat allerdings zu den praktischen Voraussetzungen gehört, verlor die Debatte sich zeitweilig wieder in die Gegensätze der Tagespolitik. Für den Congreß hat diese Frage indessen keinen Belang. Seine Sache ist zu sagen, ob die Armenpflege zu gewinnen verspricht, wenn gewisse Klassen von Hülfsbedürftigen von dem örtlichen auf den weiteren Verband abgewälzt werden; was er in dieser Beziehung vorzuschlagen hat, wendet sich als Forderung an die Gesetzgebungs-Factoren, die dann befinden mögen, ob die Staatskasse das dafür erforderliche Geld überweisen kann.

Welche Erwägungen zur Einsetzung eines besonderen Ausschusses für Armen-Statistik geführt haben, und welche Aufgabe dieser zur Begründung einer wahrhaft werthvollen deutschen Armen-Statistik lösen soll, werden auch auswärtige Forscher auf dem im ganzen noch so wenig bearbeiteten Felde des Armenwesens aus dem Congreß-Bericht mit Nutzen ersehen. Ueberhaupt sammelt sich in den Referaten, welche gleich von Anfang her vorher zum Drucke gebracht worden sind, und in den stenographischen Berichten über die Verhandlungen ein Material an, das so reichhaltig und gesichtet noch keine Nation zu Tage gefördert hat, oder höchstens England das eine Mal, als es vor einem halben Jahrhundert seine Armenpflege von Grund auf umgestaltete. A. Lammers.

Die Preisbewegung im Jahr 1881.

Von

E. Laspeyres.

Einigermaßen läßt sich jetzt (Mitte Februar) übersehen, nicht nur wie 1881 einzelne Waaren in ihren Preisen sich bewegt haben, sondern auch wie die durchschnittliche Preisbewegung sich vollzogen hat und das ist wichtig. Die Preisbewegung eines einzelnen Artikels und wäre er noch so bedeutend, ist niemals ein Kriterium für eine volkswirthschaftlich günstige oder ungünstige Periode, denn der Preis der wenigen Waaren, von denen jede einzelne das Wohl und Wehe der Menschen namentlich der unteren Klassen bestimmt, wir meinen der Hauptnahrungsmittel, hängt nicht von der Lage der Volkswirthschaft ab, sondern die Lage wenn auch nicht der Wirthschaft oder der Production, wohl aber die Lage des Haushaltes, der Consumtion hängt umgekehrt von dem Preise dieser Güter und der Preis dieser Güter wiederum in erster Linie vom Ausfall der Ernte, früher der Ernte eines

local beträнkten Gebietes, jetzt der Durchschnittsernte des riesigen Areals, welches im Zeitalter der Eisenbahnen die Preise macht.

Unsere Hauptnährfrucht, der Roggen ist nach den neuesten Publikationen des statistischen Reichsamtes im Jahr 1881 von der abnormen Höhe des Jahres 1880 mit rund 195 M. per Doppelcentner, auf welche er von 1879 mit rund nur 145 M. gestiegen war, nicht nur nicht herabgegangen, sondern sogar noch weiter auf 204 M. gestiegen, also von 1879 auf 1880 eine Steigerung um 34.5 % und dann nochmals eine kleine Steigerung um 3.4 %. Das Roggenmehl, das 1880 auch um 37 % gestiegen war, blieb 1881 wenigstens gleich, übrigens sind die Roggenmehlpreise weniger brauchbar, denn die Angaben des statistischen Amtes sind nur der Durchschnitt aus 2 Städten Berlin und Posen, die des Roggen in Körnern aus 17 Städten. Auch die andern Getreidearten sind mit Ausnahme der Gerste, die um eine Kleinigkeit fiel, alle noch etwas gestiegen, im Großen können wir sagen die Preise haben auf der bösen Höhe von 1880 sich gehalten. Was speciell den Weizen betrifft, dessen Preis wir am Besten auch im Ausland beobachten können, so war die ganze Steigerung von 1879 auf 1880 ja nicht so schlimm gewesen, nur von 207 auf 228 M. d. h. um rund 10 % und bis 1881 stieg er weiter auf 231 d. h. um 1 %. In England war der Weizen auf den englischen Märkten von 206 M. in 1879 auf 208 M. in 1880 gestiegen, d. h. um 1 % gegenüber unsern 10 % oder nur um 2 Mark gegenüber unsern 20 Mark. Bis 1881 stieg der englische Weizen weiter auf 214 M. Die Weizenpreise, wie sie sich aus den Einfuhrwerthen Englands ergeben, stieg von 1879 bis 1880 von 212.24 auf 223.09 M., d. h. rund 11 Mark oder 5 % um dann bis 1881 auf 221.70 zu sinken. **Mit dem Jahre 1880 ist zum ersten Male der Weizenpreis eines ganzen Jahres nach den englischen Marktpreisen niedriger als nach den preußischen Marktberichten**, wie sie das preußische statistische Bureau publicirt. 1880 kosteten 1000 Kilo Weizen durchschnittlich in England 207.97 M. in Preußen 218.30 M., also in Preußen 10 M. mehr, während im Vorjahre 1879 Preußen noch um 10 M. niedriger stand. Wie die englischen und preußischen Preise nach ganzen Jahrzehnten einander sich genähert haben, zeigt folgende Tabelle:

Preis per 1000 Kilo Weizen in M.

Perioden	England	Preußen	England mehr	
1831—1840	267.48	138.28	129.20 M.	oder 93 %
1841—1850	250.49	167.64	82.85 „	„ 49 %
1851—1860	256.62	211.20	45.20 „	„ 21 %
1861—1870	240.73	204.04	36.69 „	„ 18 %
1871—1880	240.16	223.14	17.02 „	„ 8 %
speciell 1880	207.97	218.80	weniger 10.83	weniger 5 %

Während die englischen Getreidepreise von den Dreißigern auf die Siebziger Jahre um 27.32 M. per 100 Kilo sanken, stiegen die preußischen um 74.86 M.

Was die allgemeine Preisbewegung angeht, so ergaben sehr detaillirte Untersuchungen, für welche wir im Einzelnen auf das Deutsche Handelsblatt verweisen, als Endresultat Folgendes:

Während 1879 auf 1880 in Hamburg 800 Waaren durchschnittlich um 7 % gestiegen waren, sanken sie auf 1881 wieder um 2.4 %. Die 30 Hauptartikel, welche aus verschiedenen Städten das statistische Amt in ihren Preisen verfolgt, waren von 1879 auf 1880 sogar um 10.6 % durchschnittlich gestiegen und bis 1881 um 1.6 % wieder gefallen, die Preissteigerung war 1880 in Deutschland viel stärker als in Hamburg außerhalb der Zolllinie gewesen. Noch geringer war nach den Durchschnittswerthen der englischen Ein- und Ausfuhr die Steigerung auf das Jahr 1880, nämlich nur 4.6 %, die Senkung im letzten Jahr ist der Hamburger sehr ähnlich, nämlich 2.1 %. Eine letzte Berechnung aus Londoner Engrospreisen ergab (1879 auf 1880 fehlt uns leider hier) von 1880 auf 1881 eine durchschnittliche Senkung um 3.3 %.

An einer durchschnittlichen Preissenkung 1881 ist nicht zu zweifeln, wir stellen unsere vier Resultate, welche aus dem verschiedensten Material gefunden wurden, nochmals zusammen.

Nach den Hamburger 800 Engrospreisen Preisfall 1881 gegen 1880 = 2.4 %
Nach den deutschen 30 Engrospreisen „ „ „ „ = 1.6 %
Nach den englischen Import- und Exportwerthen „ „ „ „ = 2.1 %
Nach den 43 englischen Engrospreisen „ „ „ „ = 3.3 %

Technik.

Apparate zur Registrirung meteorologischer Vorgänge an weit entfernten und an unbewohnten Plätzen.

Man ist seit längerer Zeit bestrebt, Apparate zu konstruiren, welche die meteorologischen Elemente entfernter Beobachtungsstationen unmittelbar an einer Centralstelle telegraphisch registriren sollen. Der erste vollständige Apparat dieser Art rührt von dem Brüsseler Meteorologen van Rysselberghe her, er war auf der Ausstellung für Electricität in Paris in Thätigkeit, wobei er in Zeiträumen von je zehn Minuten den Barometerstand, die Lufttemperatur, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die Regenmenge, die Windrichtung und die Windstärke der entfernten Beobachtungsstation Brüssel registrirte. Das Princip der Konstruktion ist etwa folgendes:*) Auf der Beobachtungsstation setzt sich in Zeiträumen von je 10 Minuten ein durch ein Uhrwerk getriebener Mechanismus in Bewegung und bringt eine Sonde mit dem zu registrirenden Instrument in Verbindung. Hierdurch wird ein elektrischer Strom geschlossen und durch die vorhandenen Telegraphenleitungen zur Empfangsstation geführt, wo er einen von einem besonderen Uhrwerk getriebenen Mechanismus auslöst, der seinerseits die Rotation eines vertikal stehenden Cylinders bewirkt. Nach Auslösung des Mechanismus macht der Cylinder eine volle Umdrehung und arretirt sich hierauf von selbst, bis er nach weiteren 10 Minuten von der Beobachtungsstation her wieder ausgelöst wird. Durch Schließung des von der letzteren zur Empfangsstation gehenden Stromes wird aber ferner ein Schreibstift gegen

*) L'Électricien, Tome I Nr. 11.

den Cylinder angedrückt. Indem nun das Uhrwerk der Beobachtungsstation in einer gewissen Reihenfolge die zu den verschiedenen meteorologischen Instrumenten gehörigen Sonden in Bewegung setzt und wieder in ihre Anfangsstellung zurückführt, wird der Strom, während die Rotation des Cylinders an der Empfangsstation fortdauert, wiederholt geschlossen und geöffnet. Es werden deshalb durch den Schreibstift nach einander Linien in derselben Höhe auf dem Umfang des rotirenden Cylinders eingerissen, deren Länge oder Stellung den Stand der einzelnen meteorologischen Instrumente anzeigen. Der Stift wird zwischen je zwei auf einander folgenden Rotationen des Cylinders vertikal verschoben, so daß die auf einander folgenden Registrirungen in verschiedenen Höhen liegen. Der Apparat ist schon mehrere Jahre im Betrieb gewesen und hat die vorzüglichsten Resultate geliefert.

Die kürzlich beschlossene Einrichtung von meteorologischen Stationen in den Polargegenden hat Dr. Paul Schreiber in Chemnitz veranlasst, ein neues Projekt eines Telemeteorographen auszuarbeiten.*) Schreiber hat in den letzten Jahren eine Reihe von Vorschlägen publizirt,**) um die Vorgänge in der Atmosphäre direkt zu der für den Betrieb von Registrirapparaten erforderlichen Arbeit auszunutzen. Derartige Apparate sollen nun für die verschiedenen meteorologischen Elemente kombinirt und ihre Angaben zu bestimmten Zeiten nach Art der automatischen Telegraphie einem entfernten Orte übermittelt werden. Schreiber findet den Hauptvorzug seines Apparats vor dem Rysselberghe'schen darin, daß jener an der Beobachtungsstation keiner elektrischen Batterie bedürfe und deshalb auch für unbewohnte Plätze besser verwendbar sei.

Dr. G. Hasler in Bern bewirkt die Registrirung der an schwer zugänglichen Orten, z. B. auf hohen Berggipfeln, aufgestellten meteorologischen Instrumente mit Hülfe einer durch den Wind aufgezogenen Uhr. Nach einer brieflichen Mittheilung ist seit Anfang dieses Winters in unbewohnter Höhe, auf dem 2683 m hohen Gipfel des Faulhorns, ein derartiger automatisch registrirender Thermograph im Freien aufgestellt. Im Frühjahr wird erst zu konstatiren sein, ob die Funktionirung des Apparats den atmosphärischen Einflüssen gegenüber Stand gehalten hat, was jedoch nach früher angestellten Vorversuchen sehr wahrscheinlich ist. Es scheint, als ob für unbewohnte Gegenden, auch für arktische Regionen, diese Anordnung gut verwendbar sein wird. Hierbei ist die telegraphische Übermittelung der Registrirungen bis jetzt nicht vorgesehen, was auch nur in solchen Fällen erforderlich wird, wo die Registrirungen für Zwecke der Wetterprognose verwerthet werden sollen.

Berlin, März 1882.

Dr. L. Loewenherz.

---

*) Carl's Repertorium für Experimentalphysik. Bd. XVIII.

**) Zeitschrift für Instrumentenkunde Bd. I, Heft 8, 9, 10.

Literarisches.

Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen durch Eugen Oswald von Heidelberg. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1882.

Wenn das heutige England ungleich mehr von unserer Literatur kennt und weiß, als dies vor einem halben Jahrhundert der Fall war, so ist es hauptsächlich das Verdienst von Thomas Carlyle. Kein englischer Gelehrter hat sich sein ganzes Leben hindurch so eingehend wie er mit Deutschland beschäftigt, sei es, indem er Werke unserer Dichter in das Englische übertrug, sei es durch kritische Abhandlungen, oder indem er das Leben der Autoren und eines Friedrich's des Großen schrieb. Muß es daher einen deutschen Schriftsteller besonders reizen, uns mit dem Leben dieses Mannes bekannt zu machen, um wie viel mehr nicht, da Carlyle einer der originellsten Denker des modernen Englands war. Das vorliegende Buch von Eugen Oswald beschäftigt sich indessen weniger mit den äußeren Lebensverhältnissen Carlyle's; es ist vielmehr ein Versuch, aus den Werken Carlyle's und den Aeußerungen Anderer über ihn, so Göthes, das Bild seines Geistes zu skizziren. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser dabei sein kritisches Urtheil nicht schweigen heißt, und was er u. A. über Carlyle's Einführung von Fremdwörtern in das Englische und dessen Styl sagt, wäre auch wohl von den Schriftstellern diesseits des Kanals zu beherzigen. In der zweiten Hälfte seines Buches läßt Oswald dann Carlyle selbst durch Auszüge aus seinen Werken zu dem Leser sprechen, auf diese Weise zu einer eingehenderen Beschäftigung mit demselben anregend. Für diesen Zweck wird eine Liste von Carlyle's Schriften, die der Verfasser mittheilt, wenn sie auch nicht ganz vollständig sein sollte, willkommen sein. Ueberhaupt dürfte die Zeit für eine erschöpfende Biographie Carlyle's noch nicht gekommen sein; er steht uns noch zu nahe dazu. Immerhin ist das vorliegende Werk ein denkenswerther Beitrag zu einer solchen. R. S.

Deutsche Bäume und Wälder. Populärästhetische Darstellungen aus der Natur und Naturgeschichte und Geographie der Baumwelt von Hermann Jäger mit 7 Kupferstichen und 3 ganzseitigen Holzstichillustrationen. Leipzig, Karl Scholze 1881.

Ornithologische Briefe. Blätter der Erinnerung an seine Freunde, gesammelt von E. F. v. Homeyer, Berlin, Th. Grieben 1881. (Pr. 6 M.)

Die Welt des Waldes und seiner Bewohner der gefiederten Segler der Lüfte breiten die beiden vorliegenden Bücher vor uns aus; sie sind beide die Früchte eines jahrelang mit Liebe und Hingebung getriebenen Specialstudiums.

In einem echten Waldlande — Thüringen — geboren, war dem Gartenkünstler H. Jäger schon als Kind der Wald das Höchste und Liebste. Sodann führten ihn seine Fachstudien zu den Bäumen und zur Beobachtung ihrer Wirkungen in der Landschaft und ihres Eindrucks auf das Gemüth. Sein Berufsfeld, der Park von Wilhelmsthal, in einem lieblichen Waldthal Thüringens, gab ihm mit seinem großen Reichthum an wahrhaft schönen Bäumen täglich Anlaß, sich das Wesen der Baumwelt in die Seele zu prägen, so daß er gleichsam mit der Feder porträtiren konnte. Diese Porträtirungen der einzelnen Waldbäume bilden den ersten Theil des vorliegenden Baum- und Waldbuchs, während der zweite Theil eine geographische Darstellung des landschaftlichen Charakters der großen Waldgegenden Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs darbietet.

Wenn sich Roßmäßler in seinem Werke „über den Wald" vorzugsweise an die Pfleger und Schützer des Waldes wendet, die wissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Momente voranstellt und die Architektur und Ornamentik der Bäume nur obenhin und nebenher betrachtet, so bildet dagegen eine ästhetische Auffassung, sowie die Beziehungen des Waldes zu den Menschen, zu Sitte, Poesie und Volksglauben die Hauptaufgabe des Autors.

Die allgemeine Theilnahme, welche die einzelnen früher veröffentlichten Aufsätze desselben im Kreise der Freunde des Waldes und des höheren Lehrerstandes gefunden hat, wird dem vorliegenden zusammenfassenden Gesammtwerk in erhöhtem Maaße sich zuwenden.

Einen wesentlich andern Charakter trägt das zweite Buch. Aus der reichen Sammlung seiner langjährigen ornithologischen Correspondenz hat der Präsident der deutschen ornithologischen Gesellschaft eine Reihe von Briefen veröffentlicht, welche für die Freunde der Vogelkunde ein mannichfaches Interesse enthalten. Neben den vielerlei speciellen Angaben, die trotz ihres Alters noch neu und unbekannt sind, geben die mitgetheilten Briefe vor allem die getreuen Charakterbilder einer großen Anzahl hervorragender Ornithologen. Wir nennen in dieser Beziehung nur C. L. Brehm, Naumann, Thienemann, Ratzeburg, dem Prinzen Max von Neuwied. Ein ausführliches Sachregister giebt über die in den Briefen erwähnten Vögel und deren Leben Auskunft, so daß es auf diesem Wege bequem und leicht ist, die interessanten Materialien und Notizen einzusehen und zusammenzustellen.

Aus der Messias- und Werther-Zeit von H. M. Richter. Wien, L. Rosner 1882.

Der bedeutende Wiener Literarhistoriker Prf. Richter leitet sein neues Werk mit sehr beachtenswerthen Worten über den geistigen Zusammen-

hang zwischen Deutschland und Deutsch-Oesterreich sowie über das Deutschthum in seinem Vaterlande ein. Sein Buch giebt dem Deutschthum gewissermaßen ein historisches Fundament, indem es den Antheil Oesterreichs an den litterarischen Bestrebungen zur „Messias-“ und „Werther-Zeit“ behandelt. Der Messiaszeit schließt sich die Werther-Zeit an; aus der Begeisterung für den „Messias“ entstand die Werther-Stimmung, auf den „deutschen Homer“ folgte Göthe. Aus der Klopstock'schen Schönseligkeit floß die Werther-Sentimentalität.

Die Abhandlung über Werther, welche den zweiten Theil des Buches bildet, ist vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift erschienen, so daß wir über dieselbe nichts mehr zu erwähnen brauchen. Wir möchten aber auf das neue Werk des Prf. Richter, welches auch Klopstocks Wiener Beziehungen behandelt, als werthvollen Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte noch besonders hinweisen.

Kriegs- und Friedensfahrten von Dr. K. v. Zdekauer. Wien, Prohaska. 1881.

Dieses Buch, welches dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich gewidmet ist, verdankt seine Entstehung der bosnischen Occupation. Der Verfasser desselben war bei dieser Expedition dem Feldzeugmeister Philippovics zugetheilt und sandte damals an die Wiener „Presse“ Berichte und Feuilletons über Land und Bevölkerung Bosniens, die er in dem vorliegenden Werke theilweise mit verwerthet und noch durch andere Reiseschilderungen vermehrt hat. Ein sehr interessantes Kapitel in diesen Kriegs- und Friedensfahrten bildet die Beschreibung eines Zigeunerviertels. Die Zeit, in welcher man Bekenner gewisser Confessionen oder solche, die ein unehrliches Gewerbe betrieben, in bestimmte Stadtviertel verbannte ist zwar längst vorüber, aber in Serajewo ist die Einschränkung bestimmter Confessionen und Volksgruppen in bestimmte Stadttheile noch auffallend. Weit vor der Sadt, in der Nähe des Spitals, wo am 10. August 1878 der heftigste Kampf entbrannte, stehen die hölzernen Hütten der Zigeuner. So bilden sie eine abgesonderte Gemeinde von ungefähr 1500 bis 2000 Seelen. Zur Tageszeit kündigt sich die Nähe des Zigeunerviertels, schon bevor man dasselbe betritt, durch das Getöse vieler Schmiedehämmer an, mit denen die armen braunen Gesellen ihr Brot verdienen. Vor ihren Wohnungen kauern, wenn die Abendsonne zum Sinken sich neigt, auf verblichenen kleinen Teppichen diese markigen Gestalten, welche fast durchwegs edle Gesichtszüge haben und sich zu wahren Studienköpfen für Maler eignen. Die Frauen sind nach orientalischer Sitte mit dem Yoschmak (Schleier) verhüllt. Das innere der Hütten macht einen äußerst ärmlichen und schmutzigen Eindruck.

Wir könnten noch mehrere sehr interessante Schilderungen aus Zdekaners Buch, welches auch Bilder aus dem südlichen Frankreich und der Schweiz enthält, mittheilen, aber wir müssen uns hier darauf beschränken, den Leser selbst auf diese sehr unterhaltenden Kriegs- und Friedensfahrten hinzuweisen.

Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. In zwei Bänden. 2. Band. 2. umgearbeitete Auflage. Berlin. Verlag von G. Reimer. 1881.

Der erste Band dieses Werkes hatte mit der Eroberung der italienischen Fürstenhöfe durch den Humanismus geschlossen; der zweite behandelt dessen Eindringen in Rom, in die Curie und dessen Triumph unter dem Pontificat Nicolaus V. Es ist dies die Epoche, in der die Humanisten, die bisher sich nicht offen und principiell gegen Christenthum oder Kirche zu erklären gewagt, den Kampf gegen die Mönche und das Mönchthum beginnen. Von dem Triumph des Humanismus im päpstlichen Rom wendet der Verfasser sich nun zu dessen Ausbreitung unter den Völkern diesseits der Alpen. Die Empfänglichkeit für das klassische Alterthum war wohl überall vorhanden; während es aber bei den romanischen Völkern, der Stammesverwandtschaft gemäß, ein freundliches Entgegenkommen fand, und Aehnliches auch bei den Ungarn und Polen, den Lieblingssöhnen des apostolischen Stuhles geschah, stehen ihm die Germanen mit Mißtrauen gegenüber; und besonders in dem eigentlichen Deutschland tritt mit der Hingabe an das Lockend-Neue sichtbar ein Geist des Widerspruches hervor. In England und Deutschland war eben bereits Alles verdächtig, was von jenseits der Alpen kam, als lauere dahinter welsche List, Anmaßung und Verderbtheit. Anders waren daher auch die Früchte, welche das Studium des klassischen Alterthums jenseits der Alpen und bei den germanischen Völkern zeitigte. Dort gebar es die Renaissance, hier die Reformation. Der letzte Abschnitt des zweiten Theiles ist den Leistungen des Humanismus auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und seinen Schöpfungen in Poesie und Prosa gewidmet. Damit hat der Verfasser die mannichfachen, durch das Alterthum befruchteten Keime aufgezeigt, aus welchen die Neuzeit erwuchs in Kunst und Glauben, Poesie und Wissenschaft. Die eminente Bedeutung einer solchen Arbeit bedarf keines weiteren Wortes. Diese ist schon bei dem Erscheinen der ersten Auflage des Buches anerkannt worden. Ich will nur hervorheben, daß der Verfasser das ungleich reichere Material der gegenwärtigen Ausgabe souverain beherrscht; daß das vielfach verschlungene Gewebe in allen Fäden mit großer Klarheit dargelegt ist, und daß der Leser mit diesem zugleich von den Trägern des Humanismus ein anschauliches Lebens- und Charakterbild erhält.

R. S.

Stimme der Menschheit. Zweiter Theil Positive Glaubenslehre oder ideelle Religion. Von Dr. Albert Dulk, Leipzig, Findel.

der kritischen Beleuchtung der Religionen, welche der Verfasser im ersten Theil gegeben hatte, folgt hier seine positive Glaubenslehre, die ideelle Religion. Er beantwortet die Frage: ob nach Wegfall aller Dogmen noch ein Geist und Gemüth befriedigender religiöser Glaube vorhanden sein werde, bejahend. Vom philosophischen sowohl wie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt betrachtetet er die Stufenreihe des Lebens und zeigt, daß von jeher die Religion der Ausdruck des Höchsten war, was der Mensch sich zum Bewußtsein gebracht hatte, daß mit der höheren Entwickelung des Geistes die Vorstellung von Gott und die Auffassung des Sittlichen immer geistigere Gestalt empfing, daß also jetzt, wo mehr und mehr die Anschauung ausnahmsloser Gesetzmäßigkeit des Universums zur Geltung kommt, der persönliche, willkürlich eingreifende Gott keine Stelle mehr findet. Für den Menschen tritt nun die Forderung ein, sein Heil einzig und allein in seinem Streben zu suchen. Um ihn und in ihm ist die Gottheit allgegenwärtig, aber sie offenbart sich ihm nur auf dem Wege seiner eigenen geistigen Arbeit. Die Gottheit ist das überall Waltende, überall Wirkende, das allem Dasein Gemeinsame, der Zusammenhang der Dinge, ihre Kraft, ihr Gesetz. Diese Mächte erkennen, heißt Gott erkennen. Nur durch das Zusammenleben der Menschen entsteht der Geist, durch gemeinsame Arbeit und Mittheilung des Errungenen gelangt er auf höhere Stufen; Überwindung dessen, was gemeinsame Thätigkeit hemmt, den Austausch behindert, ist also ein Hauptmitttel sich dem Ziele zu nähern, nämlich aus der Menschheit eine solidarisch verknüpfte Familie zu machen. Zu allen Zeiten hat die Weltregierung Gottes bestanden und sie wird bestehen, so lange es Menschen giebt, denn wie sein Gott war und ist, so war und ist der Mensch. Zu je höherer Vollkommenheit sich also die Menschheit emporarbeitet, desto vollkommener wird ihr die Weltregierung Gottes erscheinen. S.

Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Friedrich Umlauft. XIII. Band: Das Großfürstenthum Siebenbürgen. Geschildert von Dr. Karl Reissenberger. Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Tondruck 2 M. 20. Wien 1881. Verlag von Karl Graeser.

Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Ein Bericht- und Mahnwort an das deutsche Volk von Karl Ludolf. Leipzig, 1882. Druck und Verlag von Oswald Mutze.

Hungarika. Eine Anklageschrift von Dr. Rudolf Heinze, Ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, Großherzoglich Badischer Geheimrath, Königlich Sächsischer Geheimer Hofrath. Freiburg i B. und Tübingen 1882. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis 2 M. — 1 fl. Oe. W.

Bericht des Vorsitzenden des Deutschen Schul-Vereins zu Berlin, Dr. Falkenstein über die erste Haupt- und Generalversammlung vom 17. December 1881, Berlin 1881. Druck von Gebrüder Fickert.

Wie die früher von demselben Verleger edirten „Deutschen Volksmärchen und Bilder aus dem sächsischen Volksleben in Siebenbürgen", so bekundet auch die vorliegende Gesammtschilderung des Landes und der Bevölkerung, daß die dort im 12. Jahrhundert zum Schutz der Krone berufenen sowie die später eingewanderten deutschen Kolonisten ihr nationales Bewußtsein in Sprache, Kirche und Schule wie in Sitten und Gebräuchen treu bewahrt haben.

Wolkenhöhen, Tannenrauschen,
Heller Ströme Silberband,
Grüner Haine heimlich Lauschen
Schmücken dich, mein Vaterland,
Wo besonnte Hügel winken
Reift der Rebe edler Wein;
Tief im Erdenschoße blinken
Rothes Gold und Edelstein.
Heißer als der Rebe Feuer
Reiner als des Goldes Erz,
Für die Heimat süß und theuer
Wallet deiner Söhne Herz. — —

Mit dieser poetischen Ansprache leiten die deutschen Verleger und Verfasser das Siebenbürgenbuch ein, das nicht allein von ihrem Heimatlande, sondern auch von den deutschen Volksgenossen draußen im Reich als eine erfreuliche Gabe aufgenommen werden wird.

In dem ersten Abschnitt über die Hauptmomente der Landesgeschichte ist allerdings erwähnt, daß „Siebenbürgen im Jahre 1867 vollends in Ungarn aufgegangen ist", die eigentliche Bedeutung dieser Thatsache ist aber nicht in ihren staatsrechtlichen und praktischen Folgen näher erörtert. Das deßfalls stattgefundene Verfahren hat der Professor Heinze in der oben angeführten Schrift „Hungarika" einer eingehenden Beleuchtung und Kritik unterzogen. Seit Jahren haben unsere Stammesbrüder in Siebenbürgen und Ungarn Klage erhoben über systematische Verfolgung und Vernichtung des Deutschthums. Eine Reihe von Schriften sind über die Magyarisirung in Ungarn erschienen. Bis jetzt fehlte es jedoch an einer, die einzelnen Berichte und Vorgänge zu einem Gesammtbilde vereinigenden Darstellung. Dieser Aufgabe sich unterzogen zu haben, ist das Verdienst des Herrn Verfassers der „Hungarica." Derselbe hat sich dabei auf den Rechtsboden des ungarischen Landrechts gestellt, für welches die Gesetzgebung des Jahres 1868, Abschnitt III, den festen Ausgangspunkt bildet. Er gelangt zu dem Resultat, daß seitdem die Gesetzgebung und die magyarische Praxis sich von den dort aufgestellten grundlegenden Sätzen mehr und mehr entfernt, ja neuerdings ganz losgesagt haben. Am eingehendsten beschäftigt sich seine Untersuchung

mit den Gesetzentwürfen von 1880 und 81 über Gymnasial- und Realschul-Unterricht, welche gegenwärtig zur Berathung dem Reichstag vorliegen und deren Annahme ein Durchhauen der kirchlichen und nationalen Lebenswurzeln bedeuten würde:

Indem wir uns ein näheres Eingehen auf die vorliegende Schrift an anderer Stelle vorbehalten, machen wir mit dem Autor darauf aufmerksam, daß sich am 25. August v. J. in Berlin ein Allgemeiner deutscher Schulverein gebildet hat, dessen Zweck die § 1 und 2 der Statuten wie folgt angeben:

§. 1. Der „Deutsche Schul-Verein" hat den Zweck, die Deutschen außerhalb des Reiches dem Deutschthum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen.

Allen Parteibestrebungen bleibt der Verein fern.

§. 2. Seinen Zweck sucht der Verein zu erreichen durch Unterstützung und nach Umständen Errichtung deutscher Schulen und Bibliotheken, Beschaffung deutscher Bücher, Verbreitung passender Schriften, Anstellung und Unterstützung von deutschen Lehrern und ähnliche Mittel.

Nach § 11 hat jedes Mitglied mindestens einen jährlichen Beitrag von 3 Mark zu zahlen, der durch einmalige Zahlung von 60 Mark abgelöst werden kann.

Der Verein hat seine Thätigkeit bisher der Unterstützung der Deutschen in Ungarn zugewendet und die Schrift des Herrn Karl Ludolf mit einem Begleitwort publicirt.

Außerdem hat er einen Aufruf zur Theilnahme erlassen, aus welchem wir folgende Stelle hier anführen:

Die Magyaren sind durch die Ergebnisse der Volkszählung von 1880, welche bezüglich der Nationalitäten erst jetzt veröffentlicht worden sind, bitter enttäuscht. Ihre Volkszahl hat in zehn Jahren nur um 8667 Köpfe zugenommen; sie schätzen sich jetzt auf 6,155,088 Seelen. Diese geringe, einer Stagnation gleichkommende Vermehrung ist überdies nur durch Magyarisirung erreicht worden und fällt lediglich auf Rechnung der fremden, dem magyarischen Volkskörper einverleibten Völkerbruchtheile. Es ist kein Racen-Nachwuchs, sondern Aufpfropfung. So haben 56 Prozent der über ½ Million zählenden jüdischen Bevölkerung sich zur magyarischen Nationalität bekannt. Ferner haben die deutschen Städtebürger das größte Kontingent zur Deckung des magyarischen „Volksdeficits" geliefert. In Ofen-Pest ist das Magyarenthum in der Jugend um 23,5 Prozent, in den 143 Städten des Landes um 9,1 Prozent stärker vertreten als in der älteren Generation.

Die Magyarisirung der Jugend ist das Werk der magyarischen Schule. Von Jahr zu Jahr schmilzt die Zahl der deutschen Volksschulen zusammen. Als klassischer Zeuge für die Magyarisirung der Volksschulen tritt der ungarische Unterrichtsminister Herr von Tréfort selbst auf. In seinem zehnten Amtsberichte, der vor einiger Zeit dem ungarischen Abgeordnetenhause unterbreitet wurde, stehen wieder erbauliche Dinge.

Die Zahl der deutschen Volksschulen hat in einem einzigen Jahre um 86 abgenommen; im Jahre 1879 war sie auf 953, im Jahre 1880 bereits auf 867 herabgesunken. 867 deutsche Volksschulen für 267,282 deutsche Schulkinder!

In der Sitzung des Unterhauses des ungarischen Reichstages am 27. Januar d. J. bezeichnete der Minister-Präsident Tisza die Klagen der Sachsen in einer längeren Ausführung als unbegründet; von einer Unterdrückung der deutschen Sprache sei keine Rede; Heinze und Schulverein seien nicht über die bestehenden Verhältnisse aufgeklärt.

Dem gegenüber brachte die Norddeutsche Allg. an demselben Tage eine Einsendung über die Deutschen in Ungarn, welche wie folgt schließt:

„Anerkennenswerth ist es, daß der Allgemeine deutsche Schulverein in Berlin die Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge in Ungarn gelenkt hat. Denn auf die Dauer dürfte es doch nicht gut angehen, daß unsere magyarischen Bundesgenossen den ihnen durch Deutschland garantirten Frieden dazu benutzen, um im Innern alles deutsche Wesen mit Füßen zu treten und besonders die siebenbürger Sachsen mit grimmigem Hasse zu verfolgen, weil sie, wenngleich gute ungarische Staatsbürger, stolz sind auf ihre deutsche Nationalität."

Durch ein Versehen der Druckerei sin in den literarischen Theil des Märzhefte eine Reihe Titel ohne die dazugehörigen B sprechungen gekommen, wie überhaupt d ganze Theil leider ohne redaktionelle Revisio gedruckt ist. Wir bitten deßhalb unsre Le um Entschuldigung.

Die Redaktion der „Deutschen Revue."

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck von G. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. O. Janke in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen

Digitized by Google

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

MAY 29 1882

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 5. Mai 1882.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 5. Mai 1882.

Zur Finanzlage Preußens

von

einem Staatsmann.

Dem Preußischen Landtage ist seitens der Staatsregierung die Uebersicht von den Staatseinnahmen und Ausgaben für das Jahr vom 1. April 1880 bis 1. April 1881 vorgelegt worden. Darnach kann für dieses Jahr das Gleichgewicht zwischen den Jahreseinnahmen und Ausgaben als hergestellt betrachtet werden, die Deficitjahre haben sich auf die beiden Jahre 1878/79 und 1879/80 beschränkt, ihnen ist vom 1. Januar 1870 bis 1. April 1878 eine 8¼ jährige Periode von steten Ueberschußjahren und vom 1. Januar 1867 bis 1. Januar 1870 eine dreijährige Periode von Deficitjahren vorangegangen. Während des Zeitabschnittes von 1867 bis 1881 haben in den Staatseinnahmen und Ausgaben des Preußischen Staates so große Schwankungen stattgefunden, daß eine übersichtliche Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse, wie sie aus den alljährlich dem Landtage vorgelegten Uebersichten und aus der Preußischen Gesetzsammlung zu entnehmen sind, den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein dürfte.

In den drei Jahren von 1867/69 hatte der Staatshaushalt Preußens mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche durch die Deckung der Kosten des Krieges von 1866, die schlechten Ernten in den Jahren 1867 und 1868, den dadurch in Ostpreußen herbeigeführten Nothstand, sowie durch verschiedene theils im Norddeutschen Bunde, theils in Preußen getroffene Maßregeln (Ermäßigung des Portos, Handelsvertrag mit Oesterreich) veranlasst waren, welche Maßregeln nach der Denkschrift des Finanzministers Freiherrn von der Heydt vom 18. Mai 1869 (Reichstag des Norddeutschen Bundes Aktenstück Nr. 206) einen Ausfall von jährlich 5,200,000 Thlr. herbeigeführt hatten. Es schlossen die Jahre 1867 und 1868 mit Deficits ab, die schließlich durch das Gesetz vom 2. März 1871 auf 9,869,639 Mk. festgestellt und mit 7,331,083 Mk. aus Kapitalbeträgen und mit 2,538,556 Mk. aus dem Ueberschusse des Jahres 1869 gedeckt wurden. Indessen war dieser Ueberschuß selbst nur dadurch entstanden, daß man bei Aufstellung des Staatshaushaltsetats für 1869 die Unzulänglichkeit der laufenden Jahreseinnahmen erkannt und ihnen einen Kapitalbetrag von 5,140,000 Thlr. hinzugefügt hatte. Ohne diese Maßnahme würde das Jahr 1869 statt eines Ueberschusses von 2,538,556 Thlr. ein Deficit von 2,601,444 Thlr. ergeben haben. Ueberdies konnten für die am Ende des Jahres 1869 verbliebenen Ausgaberückstände von 8,664,791 Thlr. die Deckungsmittel nur bis auf Höhe von 4,695,874 Thlr. reservirt werden, es fehlten also die Deckungsmittel für nahezu 4 Millionen Thaler, welche das Jahr 1870 hat übertragen müssen, die aber noch dem Jahre 1869 zur Last

zu legen sind. Die drei Jahre 1867/69 haben demnach einen extraordinären Kapitalszuschuß von ungefähr 16,400,000 Thlr. oder 49,200,000 Mk. erfordert.

Die Finanzlage des Preußischen Staates erschien im Mai 1869 der Staatsregierung so ungünstig, daß sie dem Reichstage des Norddeutschen Bundes die von dem damaligen Finanzminister Freiherrn von der Heydt verfasste Denkschrift vom 18. Mai 1869 zugehen ließ und auf Grund derselben eine Reihe von Steuerprojecten vorlegte, welche jedoch die Zustimmung des Reichstages nicht erhielten. In Folge dessen wurde bei Vorlegung des Entwurfes zum Preußischen Staatshaushaltsetat für das Jahr 1870 ein Zuschlag von 25 Procent zur Klassen- und klassificirten Einkommensteuer und zur Mahl- und Schlachtsteuer in Vorschlag gebracht, die daraus zu erzielende Einnahme wurde annähernd auf 5,400,000 Thlr. angenommen. Dieser Zuschlag wurde später, nachdem inzwischen am 26. October 1869 Camphausen an Stelle des Freiherrn von der Heydt zum Finanzminister ernannt worden war, entbehrlich, weil durch das Gesetz vom 19. Dezbr 1869 wegen Konsolidation Preußischer Staatsanleihen eine dauernde wesentliche Entlastung der Staatskasse herbeigeführt wurde, überdies aber der Einnahmeüberschuß des Staatsschatzes bedeutend höher als bei Aufstellung des Etatsentwurfes angenommen war, ausgebracht werden konnte.

Auf die dreijährige Periode der Deficitjahre von 1867/69 folgte nun eine Periode von alljährlichen Ueberschüssen, die sich vom 1. Januar 1870 bis zum 1. April 1878 erstreckt, also $8^1/_4$ Jahre umfasst. Während beim Beginn dieser Periode dem Etatsjahre 1870 die Aufgabe gestellt werden musste, noch einen sich nahezu auf 4 Millionen Thaler belaufenden Theil der Ausgaberückstände des Vorjahres aus den Jahreseinnahmen zu decken, waren bei Ablauf der $8^1/_4$ jährigen Periode nicht allein die Deckungsmittel für die Ausgaberückstände vollständig reservirt, sondern es wurde außerdem noch die Summe von 21,853,489 Mark an Verwaltungsüberschüssen der letzten Jahre der folgenden Periode hinterlassen.

Nach den alljährlich dem Landtage vorgelegten Uebersichten über die Staatseinnahmen und Ausgaben beliefen sich die Ueberschüsse aus der Verwaltung des

Jahres	1870	auf	16,618,781	Mark,
	1871	„	27,821,761	„
	1872	„	83,160,166	„
	1873	„	64,369,448	„
	1874	„	20,362,377	„
	1875	„	15,793,122	„
	1876	„	22,179,780	„
des ersten Quartals	1877	„	148,989	„
des Etatsjahres	1877/78	„	5,406,650	„
	zusammen	auf	257,861,074	Mark.

Den höchsten Ueberschuß der Jahres-Einnahmen über die Ausgaben gewährte das Jahr 1872 mit 83 Millionen Mark. In diesem Jahre gab es keinen Zweig der Betriebsverwaltungen, der nicht ansehnliche Ueberschüsse gegen den Vor-

anschlag ergeben hätte. Diese beliefen sich bei den indirekten Steuern auf 23,208,384 Mark, bei den Bergwerken auf 18,951,654 Mk., bei der Eisenbahnverwaltung auf 6,628,854 Mk., bei den Forsten auf 4,251,975 Mk. In dem Staatshaushaltsetat für das Jahr 1873 wurden die Voranschläge, namentlich bei den direkten und den indirekten Steuern und bei der Bergwerksverwaltung, beträchtlich erhöht, es stiegen die Kosten des Betriebes, insbesondere aber vermehrten sich die Staatsverwaltungsausgaben, hauptsächlich wegen der Besoldungsverbesserungen, um mehr als 20 Millionen Mark. Dennoch konnte das Jahr 1873 noch den hohen Ueberschuß von 64 Millionen Mark erzielen, indem mehrere Betriebsverwaltungen gegen die erhöhten Voranschläge wiederum bedeutende Mehrerträge lieferten, diese beliefen sich bei der Bergwerksverwaltung sogar auf 36,018,456 Mk., bei den Forsten auf 8,473,887 Mk. und bei den indirekten Steuern auf 6,221,403 Mk. während bei den Eisenbahnen der Voranschlag nicht erfüllt werden konnte, indem die Ausgaben sich noch stärker erhöhten als die Einnahmen.

Von den während der zweiten Periode erzielten Jahresüberschüssen von 257,861,074 sind 85,602,000 Mk. zur extraordinären Schuldentilgung und zwar 23,280,000 Mk. auf Grund des Staatshaushaltsetats für das Jahr 1873 und 62,322,000 Mk. auf Grund der Gesetze vom 13. März 1873 und vom 26. Mai 1874 verwendet worden, über den Betrag von 21,853,489 Mk. ist zu Gunsten der Jahre 1878/79 und 1879/80 verfügt und im Uebrigen sind dieselben theils durch die Staatshaushaltsetats der Jahre 1872/78, theils durch einige Specialgesetze zur Bestreitung von extraordinären Ausgaben bestimmt worden. Davon ist nur ein geringfügiger Betrag von 30,382 Mark auszunehmen, indem durch die Gesetze vom 4. Juli 1875 und vom 27. Juli 1876 einige Zahlungen für das Oberverwaltungsgericht angeordnet und bis zum Beginne des nächstfolgenden Etatsjahres auf disponible Jahresüberschüsse angewiesen wurden. Die in die Staatshaushaltsetats von 1872/78 an Ueberschüssen früherer Verwaltungsjahre eingestellten Beträge, die sich im Ganzen auf 164,955,200 Mark beliefen, haben während jener Periode niemals zur Bestreitung von Ausgaben in ordinario dienen müssen.

Ebensowenig ist während dieser Periode zur Bestreitung der Ausgaben in ordinario jemals ein Beitrag aus dem Preußischen Antheile an der französischen Kriegskostenentschädigung entnommen worden. Nach dem Reichsgesetze vom 8. Juli 1872, betreffend die französische Kriegskostenentschädigung, hatte sowohl über die dem deutschen Reiche als über die dem ehemaligen Norddeutschen Bunde in Gemäßheit des Artikels VI jenes Gesetzes und des § 2 des Gesetzes vom 8. Juli 1873 zufallenden Einnahmen die Verfügung im Wege des Reichsgesetzes stattzufinden, der Preußische Staat erlangte die freie Verfügung nur über seinen Antheil an der dem Norddeutschen Bunde zur Vertheilung unter die Partikularstaaten überwiesenen Summe, welche sich nach der dem Reichstage mittelst Schreibens des Reichskanzlers vom 9. April 1880 übersandten Uebersicht (Nr. 115 der Drucksachen III Session 1880) auf nahezu 444 Millionen Mark belaufen hat. Außerdem aber wurde Preußen durch verschiedene beim Reiche ge-

10*

troffene Einrichtungen in den Stand gesetzt, über einen ansehnlichen Betrag von eigenen Geldmitteln zu verfügen. Das deutsche Reich hat bald nach Beendigung des Krieges gegen Frankreich durch das Gesetz vom 9. November 1871 aus den Kontributionsgeldern einen eigenen Kriegsschatz von 120 Millionen Mark begründet. Dadurch wurde der bis dahin von Preußen gehaltene Kriegsschatz von 30 Millionen Thaler entbehrlich, das Preußische Gesetz vom 18. December 1871 hat alsbald verfügt, daß die 30 Millionen Thaler zur Tilgung der fünfprozentigen Anleihe des Jahres 1859 und, soweit sie hierzu nicht erforderlich, zur Ablösung solcher Passivrenten, die mit dem zwanzigfachen Betrage zu kapitalisiren waren, verwandt werden sollten. Ferner konnte das deutsche Reich vom 1. Januar 1872 ab die Kreditirung von Eingangs- und Ausgangsabgaben, von Salzsteuer, von Rübenzucker- und von Branntweinsteuer für eigene Rechnung übernehmen. Die dadurch für Preußen, das bis dahin die creditirten Beträge vorgestreckt hatte, disponibel werdenden Beträge beliefen sich auf 14,063,528 Thlr. Sie sind durch das Gesetz vom 5. Februar 1872 auf Höhe von 9 Millionen Thaler zu Eisenbahnbauten, unter Annullirung des gleichen Betrages der durch Gesetz vom 17. Februar 1868 bewilligten Eisenbahnanleihe von 40 Millionen Thalern, und mit dem Betrage von 5,063,528 Thaler zur weiteren Ablösung von Passivrenten bestimmt worden. Durch die Ausführung der in den Gesetzen vom 18. December 1871 und 15. Februar 1872 getroffenen Bestimmungen wurde das Preußische Ausgabebudget um mehr als 2 Millionen Thaler jährlich dauernd entlastet.

Während durch die beim Reiche getroffenen Einrichtungen der Preußische Staat in den Stand gesetzt wurde, aus eigenen Mitteln 35,063,528 Thlr. zur Tilgung von Schuldverpflichtungen und 9,000,000 Thlr. zu Eisenbahnbauten herzugeben, so hat demnächst Preußen von demjenigen Betrage der Kontributionsgelder, welcher nicht zu Ausgaben des Reiches und des Norddeutschen Bundes zu verwenden war, seinen Antheil in den Jahren 1873/74 und kleinere Beträge noch später ausgezahlt erhalten. Die desfallsigen Zahlungen (abgesehen von denjenigen Beträgen, welche auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni 1871 mit 7,483,506 Mk. zu Beihülfen an Angehörige der Reserve und der Landwehr zu verwenden waren) beliefen sich bis zum Jahre 1876 auf 296,563,608 Mk., davon wurden 218,004,438 Mk. zu Eisenbahnbauten und 78,559,170 Mk. zur extraordinären Schuldentilgung verwandt. Im März und April 1876 wurden ferner 19,459,013 Mk. überwiesen, wovon über 284,013 Mk. zu Eisenbahnbauten und über 16,175,000 Mk. zu verschiedenen extraordinären Ausgaben durch vier Specialgesetze vom 11. und 22. Juli 1876, 19. Februar und 17. März 1877 verfügt wurde und zwar

1. über 2,845,000 Mk. zur Entschädigung des Kronfideikommißfonds wegen der aus der Herrschaft Schwedt zur Staatskasse geflossenen Einnahmen,
2. über 6 Millionen Mark zur Beseitigung der durch die Hochwasser im Frühjahre 1876 herbeigeführten Verheerungen,

3. über 6 Millionen Mark zur Deckung der Kosten der anderweiten Regelung der Grundsteuer in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau, und
4. über 4,330,000 Mark zur anderweiten Einrichtung des Zeughauses in Berlin.

Im April 1877 wurden dann noch 16,248,286 Mark, im December 1877 weiter 8,124,143 Mark und der gleiche Betrag im Februar 1878, zusammen 32,496,572 Mark überwiesen, wovon die eine Hälfte in den Staatshaushaltsetat für das Jahr 1878/79 zur Verstärkung des Extraordinariums eingestellt, die andere Hälfte zu Eisenbahnbauten verwendet wurde. Der an Preußen nach und nach überwiesene Antheil an den Contributionsgeldern belief sich bis Ende März 1878 auf 348,519,193 Mk. Davon wurden zu Eisenbahnbauten 234,536,737 Mk., zur extraordinären Schuldentilgung 78,559,170 Mk., zu den oben aufgezählten extraordinären außeretatsmäßigen Ausgaben 19,175,000 Mk. bestimmt und 16,248,286 Mk. dem Jahre 1878/79 zur Verstärkung des etatsmäßigen Extraordinariums überwiesen. Unter Hinzurechnung der durch Einrichtungen des deutschen Reiches disponibel gewordenen Preußischen Geldmittel zum Betrage von 132,190,584 Mk. erhöht sich der zu Eisenbahnbauten hergegebene Betrag auf 261,536,737 Mk. und der zur außerordentlichen Tilgung von Schuldverpflichtungen hergegebene Betrag auf 183,749,754 Mark. Von den gesammten, mittelbar oder unmittelbar aus der Kriegscontribution herrührenden oder disponibel gewordenen Geldmitteln ist nicht der geringste Betrag zur Bestreitung der dauernden Ausgaben in ordinario des Etats während der $8^1/_4$ jährigen Periode entnommen worden. Dasselbe würde von den etatsmäßigen Ausgaben ad extraordinaria gelten, wenn man nicht für das Etatsjahr 1874 einen Betrag von 8 Millionen Thaler aus den an Preußen überwiesenen Contributionsgeldern zu Eisenbahnzwecken bestimmt und diesen Betrag in den Staatshaushaltsetat für jenes Jahr in Einnahme und Ausgabe gestellt hätte. Es war dies allerdings nur eine formelle Anordnung, man hätte, anstatt die Extraordinarien der Eisenbahnverwaltung mit 11,542,522 Thlr. auszubringen — gegen 3,461,665 Thlr. im Etat für 1873 — die zu Eisenbahnzwecken bestimmten Contributionsgelder von 8 Millionen Thaler füglich außerhalb des Etats verrechnen können, wie dies früher und später mit derartigen zu Eisenbahnbauten bestimmten Geldmitteln geschehen ist. Ueberdies hatte man von dem Ueberschuß des Jahres 1872 von 27,720,055 Thlr. nur 12,446,055 Thlr. in den Staatshaushaltsetat für das Jahr 1874 eingestellt.

Die in den Staatshaushaltsetats ausgeworfenen extraordinären Ausgaben beliefen sich für das Jahr 1870 auf 17,545,566 Mark,

1871	„	18,525,126	„	
1872	„	38,176,167	„	
1873	„	70,350,690	„	
1874	„	102,029,808	„	darunter die erwähnten 24 Millionen Mark.

Latus: 246,627,357 Mark.

Transport:		246,617,357	Mark.
1875	auf	80,812,473	„
1876	„	32,269,282	„
für das erste Quartal 1877	„	2,035,870	„
Etatsjahr 1877/78	„	21,858,147	„
zusammen	auf	383,603,129	Mark.

Bringt man von dieser Summe den erwähnten Betrag von 24 Millionen Mark in Abzug, so beziffern sich die übrigen zu extraordinären Ausgaben während der Periode vom 1. Januar 1870 bis 1. April 1878 etatsmäßig ausgebrachten Beträge auf 359,633,129 Mk., sie sind bis auf Höhe von 164,955,200 Mark aus den Ueberschüssen der Verwaltungsjahre von 1870 bis 1876, im Uebrigen aus den laufenden Einnahmen gedeckt worden.

Die dauernden Ausgaben in ordinario haben während der 8¼ jährigen Periode bei den Betriebsverwaltungen dem Umfange und den Conjuncturen des Betriebes sich anschließen und namentlich bei der Eisenbahn- und bei der Bergwerksverwaltung entsprechenden Schwankungen unterliegen müssen. Die stabileren Staatsverwaltungsausgaben sind von 222,907,440 Mark im Jahre 1870 auf 303,629,058 Mk. im Jahre 1877/78 gestiegen. Auf allen Gebieten der Staatsverwaltung wurden größere Mittel zur Verfügung gestellt, die ungenügenden Besoldungen der Beamten wurden ansehnlich erhöht, die Ausgaben für Unterrichtszwecke mehr als verdoppelt, die Provinzen mit Dotationen versehen. Alle diese Ausgaben wurden aus den Jahreseinnahmen bestritten, obschon letztere durch verschiedene in den Jahren 1873/75 bewilligte Steuererlasse, sowie durch die Dotationsgesetze vom 30. April 1873 und 8. Juni 1875 um etwa 33 Millionen Mark jährlich ermäßigt waren.

Das finanzielle Resultat der 8¼ jährigen Periode vom 1. Januar 1870 bis 1. April 1878 läßt sich demnach dahin zusammenfassen, daß der im Laufe dieser Periode an Preußen gezahlte Antheil an den Kriegscontributionsgeldern, welcher 348,519,193 Mark betrug, sowie der durch Bildung eines Reichskriegsschatzes und durch Uebernahme der Steuercredite auf das Reich entbehrlich gewordene Geldbetrag von 132,190,584 Mark zusammen 480,708,777 Mark

mit	261,536,737	Mark	zu Eisenbahnbauten,
„	183,749,754	„	zur extraordinären Schuldentilgung,
„	19,175,000	„	zu verschiedenen durch Specialgesetze angeordneten extraordinären Ausgaben

zusammen mit 464,461,491 Mark bestimmt und mit 16,248,286 Mark erst zu Gunsten der folgenden Periode verwendet worden ist; daß ferner die laufenden Jahreseinnahmen nach und nach durch Steuererlasse und durch die Dotirung der Provinzen um etwa 33 Millionen Mark jährlich ermäßigt wurden, daß sie aber hinreichten, die Staatsverwaltungsausgaben reichlicher zu dotiren, für etatsmäßige extraordinäre Ausgaben 359,633,129 Mark herzugeben und theils etatsmäßig, theils außeretatsmäßig 85,602,000 Mk. zur extraordinären Schulden-

tilgung zu verwenden, von dem Deficit der Vorjahre nahezu 12 Millionen Mk. zu übertragen und der folgenden Periode nicht allein die vollen Deckungsmittel für die Ausgaberückstände, sondern außerdem an reservirten Verwaltungsüberschüssen einen Baarbestand von 21,853,489 Mark zur Verfügung zu stellen.

Im Laufe der 8¼ jährigen Periode hatten sich die Matricularbeiträge Preußens sehr ermäßigt, ihren niedrigsten Betrag erreichten sie im Jahre 1876 und wurden in den preußischen Staatshaushaltsetat für 1877/78 mit 31,793,334 M. eingestellt. Es bestand aber kein Zweifel darüber, daß sie beträchtlich würden erhöht werden müssen, statt, wie es die verbündeten Regierungen wünschten, weiter ermäßigt zu werden, wenn es nicht gelänge, die eigenen Einnahmen des Reiches wesentlich zu erhöhen. Dazu war im Februar 1877 die höhere Besteuerung des Tabaks seitens des Preußischen Finanzministers in Vorschlag gebracht worden, die darauf gerichtete Vorlage scheiterte aber damals an dem Widerspruche des Fürsten Bismarck aus Gründen, die er in der Reichstagssitzung vom 10. März 1877 dargelegt hat, statt der eigenen Einnahmen des Reiches wurden die Matricularbeiträge erhöht und es musste für Preußen durch den Nachtragsetat vom 28. December 1877 ein Mehrbetrag von 4,581,930 Mk. ausgebracht werden. Dem im folgenden Jahre am 6. Februar 1878 versammelten Reichstage wurde zwar alsbald der Gesetzentwurf über die höhere Besteuerung des Tabaks, sowie ein Gesetzentwurf über Stempelabgaben, Besteuerung der Schlußscheine, der Lotterieloose u. s. w. vorgelegt, aber die Gesetzentwürfe, die eine Mehreinnahme von 41 Millionen Mark jährlich bringen sollten, stießen auf eine lebhafte Opposition und nach den Vorgängen bei der Berathung des Gesetzentwurfes wegen der Besteuerung des Tabaks in den Sitzungen vom 22. und 23. Februar 1878 nahm der Finanzminister Camphausen seine Demission. Von den dem Reichstage vorgelegten Gesetzentwürfen gelangte demnächst nur die Besteuerung der Spielkarten zur Annahme, die Matricularbeiträge Preußens, die in dem Staatshaushaltsetat vom 9. Februar 1878 mit 36,375,264 Mark ausgebracht waren, mussten mit 41,653,872 Mark geleistet werden und erst im Jahre 1879 bewilligte der Reichstag sehr beträchtliche Steuererhöhungen, welche indessen dem Etatsjahre 1879/80 nur eine mäßige Erleichterung bringen konnten.

Auch die in Preußen, in Uebereinstimmung mit den früheren gesetzlichen Vorschriften durchgeführte Revision der Gebäudesteuer, welche eine dauernde Mehreinnahme von jährlich mehr als 6½ Millionen Mark veranlasste, trat erst mit dem 1. Januar 1880, also nur noch für das letzte Quartal des Etatsjahres 1879/80 in Wirksamkeit, dagegen nöthigte der mittlerweile energisch fortgesetzte Eisenbahnbau in großem Umfange zur Aufnahme von Staatsanleihen und entsprechender Belastung des Staatshaushaltes, während die neuen Eisenbahnen nur allmälig in Betrieb gesetzt und zu einer nach und nach wachsenden Einnahmequelle werden konnten. Auch nahm die Preußische Regierung aus der Verwerfung der im Februar 1878 dem deutschen Reichstage vorgelegten Gesetzentwürfe keinen Anlaß, die durch das Gesetz vom 9. Februar 1878 für das Jahr 1878/79 in dem hohen Betrage von 73,257,993 Mark bewilligten extraordinären

Ausgaben einzuschränken, vielmehr wurden durch den Staatshaushaltsetat für 1879/80 nochmals 58,878,692 Mark, für die beiden Jahre also 132,136,685 Mark ad extraordinaria in Anspruch genommen. Dazu kam eine außerordentlich ungünstige Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Für das Jahr 1878/79 trat bei der Forstverwaltung ein Ausfall von 7,766,228 Mark gegen den Voranschlag ein, die Betriebsverwaltungen überhaupt ergaben einen Minderertrag von mehr als 12 Millionen Mark und auch im Jahre 1879/80 blieben sie, trotz erheblicher Mehreinnahmen bei der Eisenbahnverwaltung, noch um mehr als 2 Millionen Mark hinter dem mäßig gegriffenen Voranschlage zurück.

Unter diesen Umständen haben beide Verwaltungsjahre mit Deficits abgeschlossen. Im Jahre 1878/79 beliefen sich die Ausgaben in ordinario auf $631\frac{1}{4}$ Millionen Mark, die Jahreseinnahmen, abgesehen von den aus den Mehreinnahmen früherer Jahre herrührenden Verwaltungsüberschüssen von 21,566,183 Mark und des beim Kriegsministerium durchlaufend in Einnahme und Ausgabe gestellten Betrages von einer Million Mark, auf ungefähr 614 Millionen, sie blieben gegen die entsprechenden Einnahmen des Vorjahres um mehr als 14 Millionen Mark zurück. Die Differenz zwischen den Jahreseinnahmen und den Ausgaben in ordinario konnte aus den reservirten Ueberschüssen früherer Verwaltungsjahre vollständig gedeckt und es konnten von diesen Ueberschüssen noch mehr als $4\frac{1}{3}$ Millionen Mark zur Bestreitung der Ausgaben in extraordinario verwendet werden. Im Jahre 1879/80 betrugen die Ausgaben in ordinario $684\frac{3}{16}$ Millionen Mark, die Einnahmen dagegen, einschließlich des Antheils Preußens an dem Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer 4,833,132 Mk. und einschließlich des Restbetrages des Verwaltungsüberschusses von 1877/78, aber ausschließlich aller extraordinären Kapitalszuschüsse, nur $662\frac{9}{10}$ Millionen Mark. Es würde sich daher bei dem Ordinarium ein Deficit von ungefähr $21\frac{3}{4}$ Millionen herausstellen, wenn nicht noch der Umstand in Betracht zu ziehen wäre, daß an hinterlegten Geldern und Zinsen nahezu 2 Millionen Mark mehr herausgezahlt als vereinnahmt worden sind. Das Deficit in ordinario der Verwaltung berechnet sich daher auf ungefähr $19\frac{3}{4}$ Millionen Mark.

Was die extraordinären Ausgaben in beiden Jahren betrifft, so hatte die Staatsregierung im October 1877 dem Landtage einen Gesetzentwurf vorgelegt, wonach eine Staatsanleihe von 126,745,000 Mk. allmälig aufgenommen werden sollte, um wichtige Staatsbauten u. A. für 54 Millionen im Ressort für Handel und Gewerbe, für beinahe 30 Millionen im Ressort des Justizministeriums und für $27\frac{1}{2}$ Millionen im Ressort des Cultusministeriums, während eines Zeitraums von etwa 5 Jahren auszuführen. Von dieser Summe wurden 42 Millionen in den Staatshaushaltsetat für 1878/79 und ungefähr derselbe Betrag in den Etat für 1879/80 eingestellt. Außerdem wurde für jedes der beiden Jahre je eine Million Mark zur anderweiten Einrichtung des Zeughauses auf Grund des Gesetzes vom 17. März 1877 als durchlaufender Posten in Einnahme und Ausgabe eingestellt. Offenbar können daher die für die Jahre 1879/80 ad extraordinaria ausgebrachten Beträge von 132 Millionen Mark nur zu einem Theile

in Ansatz gebracht werden, wenn man das jenen beiden Jahren zur Last fallende Deficit berechnen will. Dahin kann man außer den zur Deckung des Ordinariums im Jahre 1879/80 erforderlichen Kapitalzuschüssen, nur den zur Bestreitung eines Betrages an einmaligen Ausgaben, wie er jährlich wiederzukehren pflegt, erforderlichen Zuschuß in Ansatz bringen. Das Extraordinarium belief sich in den vier Jahren 1868/71 durchschnittlich auf weniger als 20 Millionen Mark, seit dem Jahre 1872 sind ansehnliche Ausgaben von dem Extraordinarium auf das Ordinarium übergegangen. Umsomehr hätte man in den beiden wirthschaftlich ungünstigen Jahren das Extraordinarium auf einen solchen Betrag beschränken können, wenn man dies für wünschenswerth gehalten hätte. Dies ist nicht bei Feststellung des Staatshaushaltsetats für das Jahr 1878/79 geschehen, zu welcher Zeit die Staatsregierung noch die Hoffnung hegen durfte, daß der Reichstag die vorgelegten Steuerprojecte gutheißen werde, das ist auch später nach Verwerfung jener Gesetzentwürfe nicht geschehen. Es hat gewiß zum Wohle des Landes gereicht, daß während einer Periode der Geschäftsstockung die billigen Arbeitslöhne und der niedrige Preis der Baumaterialien zur Ausführung wichtiger Anlagen benutzt werden konnten, aber es darf nicht der Anspruch erhoben werden, daß so große Verwendungen, ohne extraordinäre Deckungszuschüsse, lediglich aus den laufenden Jahreseinnahmen hätten bestritten werden sollen. Will man daher die eigentlichen Deficits der beiden Jahre ermitteln, so muß man für die Ausgaben ad extraordinaria statt der in die Staatshaushaltsetats eingestellten Beträge, einen Durchschnittsbetrag in Ansatz bringen, den man auf jährlich 20 oder 25 Millionen Mark berechnen mag. Je nachdem ist das Deficit für 1878/79, in welchem Jahre die laufenden Einnahmen nebst den Ersparnissen früherer Verwaltungsjahre noch 4$^{1}/_{3}$ Millionen Mk. für extraordinäre Ausgaben übrig ließen, auf 15$^{2}/_{3}$ oder 20$^{2}/_{3}$, das Deficit für 1879/80 auf 39$^{3}/_{4}$ oder 44$^{3}/_{4}$ Millionen Mark zu veranschlagen. Auch bei der höheren Veranschlagung erreichen die eigentlichen Deficits der beiden Jahre mit zusammen 65$^{1}/_{2}$ Millionen Mark nicht den Betrag, der in der vorangegangenen Periode aus den Ueberschüssen der laufenden Verwaltung mit 85$^{3}/_{5}$ Millionen Mark zur extraordinären Schuldentilgung verwandt worden ist.

Nach der Uebersicht über die Staatseinnahmen und Ausgaben für das Etatsjahr 1880/81 hat dieses Jahr einen disponiblen Ueberschuß von 28,862,485 Mark hinterlassen. Da aber für dieses Jahr die Realisirung einer Staatsanleihe von 37,700,000 Mark stattgefunden hat und da nach dem Vorberichte des Finanzministers von den Eisenbahneinnahmen 10,889,834 Mk. nicht eigentlich dem Etatsjahre 1880/81 angehören, so könnte es scheinen, daß dasselbe sich den beiden Deficitjahren als drittes anreihe. Dies wird aber durch eine eingehende Prüfung nicht bestätigt. In dem Etatsjahre 1880/81 sind als Antheil Preußens an dem Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer 23,040,701 Mark vereinnahmt, die revidirte Gebäudesteuer hat gegen das Vorjahr eine Mehreinnahme von 5,590,000 Mk. ergeben, die Eisenbahnen haben gegen den Etatsvoranschlag einen Mehrüberschuß von 28,574,816 Mk. gebracht, von denen, wie erwähnt, 10,889,834

Mk. dem Etatsjahre nicht angehören, die Bergwerke haben den allerdings außerordentlich niedrigen Voranschlag um 5,740,514 Mk. überstiegen. Die Einnahmen überhaupt beliefen sich auf 797,828,828 Mk. darunter an außerordentlichen Einnahmen (Staatsanleihe 37,700,000 Mk., 1,000,000 Mk. als durchlaufender Posten beim Kriegsministerium und 167,135 Mk. aus einem Bekleidungs-Ersparnißfond) 38,867,135 Mk., nach deren Abzug 758,961,692 Mk. verbleiben.
Die Ausgaben in ordinario 732,905,834 „ wurden von den laufenden Einnahmen um 26,055,858 Mk. überstiegen. Wenn man dem Umstande Rechnung trägt, daß von den Ueberschüssen der Eisenbahnverwaltung 10,889,834 Mk. dem Etatsjahre nicht angehören, so ist andererseits nicht zu übersehen, daß an hinterlegten Geldern 33,670,265 Mk. zurückgezahlt und nur 27,040,684 Mk. vereinnahmt worden sind, daß also eine Kapitalschuld von 6,629,581 Mk. aus den Jahreseinnahmen getilgt worden ist und daß daher nur die Differenz zwischen 10,889,834 und 6,629,581 Mk. mit 4,260,253 Mk. von dem obenermittelten Betrage von 26,055,858 Mk. in Abzug zu bringen wäre. Darnach würden die Ausgaben in ordinario von den Jahreseinnahmen immerhin noch um 21,795,605 Mk. überstiegen und es hätte diese Summe für extraordinäre Ausgaben verwendet werden können, ohne irgend welche außerordentliche Einnahmen in Anspruch zu nehmen. Diese Summe hätte aber für das Etatsjahr 1880/81 umsomehr genügen können, als bei den Ausgaben ad extraordinaria, zu deren Leistung die Staatsregierung mit 60,238,270 Mk. durch frühere Etats und mit 38,761,650 Mk. durch den Etat für 1880/81 ermächtigt war, bis zum 1. April 1881 noch 44,283,485 Mk. rückständig blieben und außerdem Minderausgaben zum Betrage von 2,999,321 Mk. stattgefunden haben.

Jedenfalls konnte in dem Jahre 1880/81 das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staates mit Leichtigkeit hergestellt werden. Dagegen werden sich die Verhältnisse für das Etatsjahr 1881/82 weniger günstig gestalten, da einerseits die Matricularbeiträge über 13 Millionen mehr erfordern, als der Staatshaushaltsetat dafür ausgeworfen hat, und da andererseits für dieses Jahr der durch das Gesetz vom 10. März 1881 angeordnete dauernde Erlaß an der Klassen- und klassificirten Einkommensteuer von 14 Millionen Mk. in Kraft tritt.

Die Aera Gladstone.

Von

Bogislaw.

Maistre sagt von gewissen Verfassungen, daß man ihre Fundamente nicht aufgraben solle, bei Strafe der Revolution. Daß die Engländer damit beschäftigt sind, diese Operation vorzunehmen, weiß Jeder, der seit Neujahr irgend eine englische Zeitung, gleichviel welcher Farbe, mit einiger Regelmäßigkeit gelesen

hat, und in England fehlt es nicht an Stimmen, welche das Eintreffen der von Maistre angedrohten Folge vorhersagen. Es heißt noch nicht sich dieser Prophezeiung anschließen, wenn man die verlegene Schweigsamkeit der liberalen wie der conservativen Verehrer der englischen Verfassung zu brechen versucht durch eine Zusammenstellung und Beleuchtung der merkwürdigen Veränderungen, welche seit etwa zwei Jahren an der parlamentarischen Regierung theils vorgegangen, theils sichtbar geworden, theils noch im Werke sind. Dieselben lassen sich am natürlichsten um einen Gegenstand gruppiren, der nach festländischen Vorstellungen ziemlich unscheinbar ist, um die Reform der Geschäftsordnung des Unterhauses.

Das Bedürfniß einer solchen ist so lange und so dringend empfunden worden, daß nach Gladstone 14, nach Hartington sogar 20 Commissionen des Hauses mit der Entwerfung von Verbesserungsvorschlägen beschäftigt gewesen sind. Auch mancher gelegentliche Leser der Parlamentsverhandlungen wird sich längst gefragt haben, ob die Sache wohl so fortgehen könne, ganz abgesehen von der einundvierzigstündigen Obstruction der Irländer im Februar v. J. und dem damaligen Einschreiten des Sprechers (Präsidenten), welches auch von denen, die damit einverstanden waren, als ein Staatsstreich bezeichnet werden musste. Zu der irischen Landbill waren rund 1500 Amendements gestellt, und von einem der wichtigsten Artikel dieses Gesetzes, der Healey clause, gaben in Sachen Adams wider Dunseath die sieben Oberrichter in Dublin sieben verschiedene Auslegungen. Es ist erst wenige Wochen her, daß ein Oberrichter in der Begründung seines Urtheils sagte: Wenn die Richter zuweilen etwas sagten, was als Unsinn erschiene, so käme das daher, daß das Parlament Unsinn geschrieben hätte. In der Sitzung vom 5. Juli v. J. wurden, bevor das Haus zur Tagesordnung gelangte, 37 vorher angemeldete, und 42 nicht angemeldete, im Ganzen 79 Interpellationen gestellt und beantwortet, und während der gegenwärtigen Session wird schwerlich ein Tag vergangen sein, an dem nicht einige Dutzend Fragen zu beantworten gewesen wären, manche auf erhebliche Gegenstände bezüglich, viele ungefähr von folgender Art: Ob der betreffende Minister nicht ein Geländer an dem Themsequai anbringen wollte; oder: hat sich die Aufmerksamkeit der Regierung Ihrer Majestät auf einen Artikel des und des Blattes gerichtet, in dem versichert wird, daß den administrativ Eingesperrten in dem und dem Gefängniß ein Roastbeef vorgesetzt worden ist, welches in das Schwärzliche schillerte?

Es ist auffallend, daß einem solchen Ansturm von Fragen gegenüber das gegenwärtige Ministerium sich niemals auf die Grenzscheide zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt berufen, sondern nur in einigen wenigen Fällen, z. B. wenn es sich um die Verwendung der geheimen Fonds handelte, erklärt hat, die Beantwortung der Frage würde eine Pflichtwidrigkeit sein. Ja, das Ministerium Gladstone hat dem Lord George Hamilton (13. Februar d. J.) zu folgender Aeußerung Anlaß gegeben, die von der Regierungsbank keinen Widerspruch erfuhr und auch sonst mit Schweigen aufgenommen wurde. Er wünsche auf eine constitutionelle Neuerung in der diesmaligen Thronrede aufmerksam zu machen. Durch die Fassung der auf Irland bezüglichen Paragraphen derselben

sei das Unterhaus zum ersten Male in seiner Geschichte verantwortlich gemacht für die Erfüllung von Obliegenheiten administrativer und executiver Natur.

Unter den Beschlüssen der 14 oder 20 Commissionen scheint keiner dahin gegangen zu sein, die Masse der Gegenstände, mit denen das Unterhaus sich befassen kann, zu verringern, seine Competenz einzuschränken, und schon der Gedanke der von Mill so scharf gerügten „Gesetzflickerei" dadurch abzuhelfen, daß das Haus und zwar nicht durch das Loos, sondern nach der besonderen Sachkenntniß und Befähigung der Mitglieder in Abtheilungen zerlegt werde, unter welche die Berathung und Schlußredaction der Gesetze zu vertheilen, begegnete sofort dem wirksamen Einwurf, das Plenum werde es sich doch nicht nehmen lassen, über die Beschlüsse der Abtheilungen noch einmal abzustimmen, es werde also nicht Zeit gewonnen, sondern noch mehr aufgewandt werden. Auch ein in der Presse laut gewordener Vorschlag, sehr zweckmäßig, sofern als Zweck der parlamentarischen Einrichtungen ein guter Betrieb der Staatsgeschäfte betrachtet wird, der Vorschlag, Gesetzentwürfe nicht eigentlich politischer Natur, z. B. über Strafrecht, Concurs, und die zahlreichen Codificirungen zuerst dem Oberhause vorzulegen, wird wohl an der Eifersucht des Unterhauses scheitern. Das Streben nach Erhaltung und Vermehrung von Macht und das Behagen an der Ausübung derselben läßt es heute nicht zu einer selfdenying ordinance kommen. Alle bekannt gewordenen Vorschläge sind formeller Natur, wollen in der Hauptsache nur die vielen Stadien vermindern, welche eine Bill zu durchlaufen hat und die den Interpellationen gewidmete Zeit, question time, beschränken.

Dabei hat sich keine der Commissionen für die Einführung des Schlusses der Debatte ausgesprochen, den die englische Geschäftsordnung nicht kennt und für den die englische Sprache noch keinen Ausdruck hat; in der letzten Commission, von 1878, stimmten 2 Mitglieder dafür und 13 dagegen. Man behilft sich vorläufig mit dem französischen Worte clôture und druckt es in Cursivschrift, damit der Leser noch nicht darauf verfällt, es zur Vermeidung des für die englische Zunge schwierigen französischen u auf Englisch auszusprechen und ihm dadurch das Bürgerrecht zu geben. Der Vorschlag, das mit Shakespeare —

We'll hand in hand all headlong cast us down
And make a mutual c l o s u r e of our house —

verschollene Closure wieder in Cours zu setzen, ist bis jetzt noch nicht aufgenommen worden, vielleicht weil man von der in den angeführten Versen enthaltenen Aufforderung sich kopflings niederzuwerfen, eine boshafte Anwendung auf die parlamentarische Situation befürchtet. Aber irgendwie wird man sich helfen müssen und so werden wir denn einen der Vorgänge beobachten können, die sich seit Jahrhunderten oft vollzogen haben und denen nachzuspüren eine mühsame aber dankbare Aufgabe für die Sprachwissenschaft bleibt, der Wanderungen politischer Ausdrücke und Begriffe aus einer Sprache in die andere.

Nach der englischen Geschäftsordnung kommt eine Debatte nur zu Ende durch Erschöpfung des Gegenstandes, oder durch Beschlußunfähigkeit des Hauses, d. h. die Anwesenheit von weniger als 40 Mitgliedern oder durch ein unermüd-

liches Geschrei Abstimmen! welches zuweilen durch Hahnenschrei und Hundegebell verstärkt wird, künftig vielleicht noch durch den Trompetenton des geliebten Jumbo, wenn sich ein dazu befähigter Virtuose findet. Als 1854 ein Antrag auf Revision der katholischen und puseyitischen Klöster angenommen war und die Irländer bei der Ernennung der Revisoren gegen jeden Vorgeschlagenen eine unendliche Masse von persönlichen Einwendungen, jede in ein besonderes Amendement gefasst, vorbrachten und bis zur Abstimmung trieben und dadurch wirklich die Ausführung des Beschlusses vereitelten, sagte Drummond, Erzengel der Irwingianer und mit seinem sarkastischen Humor immer gern gehört: „Seit alter Zeit, so lange das Unterhaus existirt, seit 800 Jahren hat jeder eigensinnige, hartköpfige Mann es in seiner Gewalt gehabt, Nein! Nein! zu schreien, unaufhörlich die Vertagung des Hauses zu beantragen und allem Fortgang der Geschäfte ein Ende zu machen.“ Lord John Russell bestätigte das mit dem Hinzufügen: „Diese besondere Art der Opposition unter ähnlichen Verhältnissen sei weder neu noch verwerflich und sowohl von Lord Althorp als von Sir Robert Peel gebraucht worden. Aber nicht allein die Regierung habe das Recht, sich so einer Entscheidung der Majorität zu widersetzen, sondern jedes Mitglied und nicht allein gegen Motionen, sondern auch gegen Gesetzentwürfe.“

Seit der Antrag Gladstone's vorliegt, sind Citate aus Burke, Bentham, Hallam, Macaulay, Stuart Mill zusammengetragen worden, die sich alle gegen den Schluß erklären. Sehr lebhaft hat sich auch ein bekannter Staatsmann in dem Heft der Zeitschrift „Nineteenth Century“ für August 1879 dagegen erklärt. Er schreibt u. A.:

„Eine Debatte über einen Gesetzentwurf durch hartnäckige Wiederholungen zu verlängern ist nicht nothwendig ein Vergehen, eine Beleidigung des Parlaments, oder auch nur eine Tactlosigkeit; denn es gibt Fälle, in welchen eine kleine Minorität mit entschiedenen Ansichten nur durch dieses Mittel eine entsprechende Aufmerksamkeit auf ihre Ansichten ziehen kann. — Es giebt viele Beispiele, daß eine solche Obstruction die Entfernung verwerflicher oder gefährlicher Punkte aus Gesetzentwürfen und damit die Vermeidung großer Uebel herbeigeführt hat. — Wenn einer großen Partei das Recht zu einer solchen Obstruction zugestanden werden muß, so wäre es gewagt, dasselbe einer kleinen Partei zu verkümmern; denn gerade in Fällen, in denen die Partei klein, aber ihre Ueberzeugung fest war, sind die besten Beispiele von gerechtfertigter Obstruction zu finden. — Das Unterhaus ist und wird hoffentlich immer sein vor Allem eine freie Versammlung; und wenn dem so ist, so muß dasselbe sich auch dazu verstehen, den Preis der Freiheit zu bezahlen. — Die Gefahr, factiösen oder unruhigen Menschen in kritischen Zeiten einen plausiblen Grund zu geben, sich mit feindlichen Aufrufen an erregte Volksmassen oder an die Wählerschaften zu wenden, ist viel größer und kann viel mehr kosten als die Gefahr, welche das Haus sich vielleicht dadurch zuziehen kann, daß es in Fragen, die in der That oder in den populären Vorstellungen zweifelhaft sind, Geduld beweist.“

Der Verfasser des Artikels, aus welchem diese Sätze ausgehoben sind, ist

Mr. Gladstone, damals Führer der Opposition. Jetzt, als Premierminister, hat er eine Reihe von Aenderungen der Geschäftsordnung eingebracht, voran den Schluß der Debatte. Bei Beurtheilung dieses Vorschlags ist zunächst hervorzuheben, daß der Schluß der Debatte nach dem Willen einer einfachen Majorität im Unterhause eine ganz andere Bedeutung und Wirkung haben würde als in deutschen Volksvertretungen. Das Oberhaus ist Schritt für Schritt in den Hintergrund gedrängt worden; Gladstone hat — und auch das ist eine Neuerung — ihm ein directes Tadelsvotum durch das Unterhaus ertheilen lassen; ein Antrag auf Abschaffung desselben ist eingebracht, wird in der radikalen Presse lebhaft befürwortet und hin und wieder durch Androhung von Pöbelaufläufen unterstützt. Das Veto der Krone ist seit 1707 nicht ausgeübt. Es fehlt also in England an Gegengewichten und Hemmschuhen gegen Allgewalt und Uebereilung der Volksvertretung, wie dergleichen selbst in den demokratischen Verfassungen Nordamerikas und der Schweiz durch den Senat und das Veto des Präsidenten bezw. durch die Volksabstimmung über ein von der Legislative angenommenes Gesetz gegeben sind, auch bei den Athenern, den alten nämlich, reichlich vorhanden waren. Auf der anderen Seite fehlt es in Deutschland an festen, wenigstens eine Reihe von Jahren dauernden Majoritäten; die Mehrheit setzt sich aus zahlreichen Fractionen in verschiedenen Fragen zusammen und die dadurch gebotene wechselseitige Rücksichtsnahme läßt eine tyrannische Anwendung des Schlusses nicht leicht aufkommen. Auch enthalten viele Geschäftsordnungen, welche den Schluß der Debatte kennen, zugleich die Bestimmung, daß, bevor zur Abstimmung geschritten wird, ein Redner dafür und einer wider den Schluß gehört werden soll. Endlich fehlt in Deutschland die Versuchung und die Möglichkeit, gewisse Manöver zu machen, die für einen englischen Minister darin liegt, daß das Unterhaus, welches über 600 Mitglieder zählt, schon bei der Anwesenheit von 40 beschlußfähig ist. Wenn die Opposition Verdacht schöpft, daß das Ministerium das Haus mit einer Abstimmung überrumpeln oder einen ihm unbequemen Antrag durch „Hinauspeitschen" der Anwesenden von der Tagesordnung beseitigen will, so steht ein Mitglied nach dem andern auf und redet und redet Sinn oder Unsinn, damit Zeit gewonnen wird, aus den Clubs, den Theatern, den Abendgesellschaften Verstärkung herbeizuholen. To talk against time nennt man das, und schon Cato und Cäsar benutzten dieses Mittel, der erstere, um eine demagogische Bill Cäsar's im Senate zu Fall zu bringen, der letztere, um bestochene Volkstribunen bis Sonnenuntergang schwatzen und es so nicht zu einer Abstimmung kommen zu lassen.

Der Sinn des Gladstoneschen Antrages, soweit derselbe aus der schwerfälligen Ausdrucksweise der englischen Gesetzgebung bisher hat herausgeschält werden können, und mit Beiseitelassung der verzwickten Arithmetik, deren Bedeutung sich erst in der Praxis zeigen wird, läßt sich so verdeutschen:

Wenn es dem Präsidenten die augenscheinliche Stimmung (the evident sense) des Hauses zu sein scheint, daß die Debatte geschlossen werde, so mag er das dem Hause sagen und wenn alsdann ein Antrag auf Schluß der Debatte gestellt wird, so soll derselbe sofort zur Abstimmung gebracht und durch einfache

Majorität, die Hälfte + 1, entschieden werden. Dasselbe soll gelten, wenn das Haus als Comité sitzt (drittes Stadium der Berathung, nach der zweiten Lesung unter der Leitung eines Mitgliedes, welches dazu für die Dauer jedes Parlamentes gewählt wird und weil es den Präsidenten in Verhinderungsfällen zu vertreten hat, füglich als Vicepräsident bezeichnet werden kann.)

Eine schriftliche Motivirung der Anträge und Gesetzentwürfe ist nicht üblich. Die mündliche durch Gladstone und seine Collegen bestand, abgesehen von weitläufigen Ausführungen, daß mit der bestehenden Geschäftsordnung eine hartnäckige Obstruction nicht zu beseitigen, die Aufgaben des Hauses nicht zu bewältigen seien, darin, daß man den mäßig Liberalen sagte, es würde ja immer nur ein mäßiger Gebrauch von dem Schlusse gemacht werden und den Radicalen, der Schluß sei durchaus nöthig, um die dreißig Gesetze, welche bei den letzten Wahlen in dem Programm der Radicalen standen, unter anderen die Ausdehnung des städtischen Wahlrechts auf die Grafschaften und die Umwälzung der Besitz- und Eigenthums-Verhältnisse an Grund und Boden zu Stande zu bringen oder, wie der Minister des Innern Sir William Harcourt sich ausdrückte, dem Parlamente wie eine Dosis Ricinusöl durch den Leib zu treiben. Die Conservativen bekämpften nicht den Schluß der Debatte überhaupt, sondern nur einen der durch einfache Majorität herbeigeführt werden könnte und zwar aus folgenden Gründen:

Ein Premierminister, der eine starke Partei hinter sich habe und sich mit dem Präsidenten verstände, würde die Debatte in jedem ihm gelegenen Momente zu Ende bringen können. (Es ist daran zu erinnern, daß der Präsident, speaker, so genannt, weil er im Namen des Unterhauses vor dem Souverain das Wort zu führen hat, zu Anfang eines jeden Parlaments für die Dauer desselben von der Majorität, mit anderen Worten von dem Premierminister designirt und von der Krone bestätigt wird, ein Gehalt von 5000 Pfund und nach Beendigung seiner Amtsführung die Peerswürde und eine Pension von 4000 Pfund erhält, die auch auf seine Kinder übergeht.) Wonach, fragt die Opposition, werde der Präsident die evidente Stimmung des Hauses beurtheilen, etwa nach dem Geschrei Abstimmen! oder der oben erwähnten Katzenmusik, welche der Minister, besonders in einem schwachbesetzten Hause jeden Augenblick durch seine Trabanten veranstalten könne? Wenn dabei alle Redner betheuerten, von dem gegenwärtigen Präsidenten Sir Henry Brand sei man einer vollkommen unparteiischen, richterlichen Leitung sicher, so war das mehr höflich als aufrichtig; denn Brand, früher Einpeitscher der liberalen Partei und also in allen Manövern hinter den Coulissen wohl erfahren, hatte sich im vorigen Jahre über seinen Staatsstreich mit Gladstone verständigt, hatte zuwider dem Herkommen, nach welchem der Präsident erst nach Beendigung seiner Amtsführung Auszeichnungen empfängt, den Bath-Orden erhalten und, was ebenso dem Herkommen zuwider ist, sich vor seinen Wählern mit großem Nachdruck für den Gladstone'schen Antrag ausgesprochen.

Mit der Möglichkeit, einen solchen Schluß der Debatte herbeiführen zu können, werde der Premier-Minister alle ihm unangenehme Kritik seiner inneren und äußeren Geschäftsführung abschneiden, jede gründliche Prüfung einer Bill

verhindern und allen Beschwerden und Wünschen, die bei der Berathung des Budget's und vor Bewilligung der Einnahmen vorgebracht zu werden pflegen, den Mund stopfen können. Ja mehr noch, er werde eine Reihe von Gesetzen durchbringen können, welche das Schwergewicht der Volksvertretung und die wirthschaftlichen Verhältnisse dergestalt verrückten, daß künftig die Bildung einer conservativen Regierung unmöglich und dem Wesentlichen der Verfassung, dem Wechsel der Parteien, ein Ende gemacht würde. Ein solcher würde sich und seinen Nachfolgern eine radikale Majorität sichern können (setzen wir hinzu: bis sie von ihrer eigenen Meute zerrissen werden.)

Die Erwiderung der Minister auf diese Einwürfe bestand in einer Wiederholung dessen, was sie zur Begründung des Antrags gesagt hatten. Wenn man den von der Regierungsbank ausgegangenen Wortschwall durch ein auch noch so enges Sieb gießt, so erhält man keinen Brocken, der des Aufhebens werth wäre, außer den beiden obigen Versicherungen, die mit einander in Widerspruch stehen. In den Bemühungen, über einen möglichen Mißbrauch des Schlusses zu beruhigen ging Mr. Bright so weit, den Conservativen vorzuhalten, daß sie ja auch einmal die neue Geschäftsordnung handhaben würden. Man hatte bisher nicht gewusst, daß er auch schalkhaft sein könne.

Obgleich Mundella, Vicepräsident des Privy Council, noch am 1. Febr. d. J. vor seinen Wählern versichert hatte, clôture pure and simple werde nimmer von der Regierung vorgeschlagen werden, obgleich nach der von keiner Seite bestrittenen Angabe Anderson's, des „avancirt-liberalen" Mitgliedes für Glasgow (Sitzung vom 27. März) ungefähr 100 Liberale „im Herzen" gegen die Gladstone'sche clôture waren, scheint dieselbe am 30. mit 318 gegen 279 Stimmen angenommen zu sein. Wir müssen sagen: scheint; denn die Abstimmung am 30. März, die erste und letzte, die über diesen Gegenstand vor den Osterferien stattgefunden hat, betraf nicht den Antrag selbst, sondern ein Amendement, dessen Bedeutung hinterher in Zweifel gezogen worden ist. Marriot, Abgeordneter für Brighton, hatte dasselbe eingebracht und in der Fassung verlesen und dem Bureau übergeben, daß keine Geschäftsordnung das Haus befriedigen werde, welche die Macht, eine Debatte zu schließen, einer einfachen Majorität (a bare majority) übertrüge. Beim Abdruck war das Wort bare weggeblieben. Wie das zugegangen, hat man erst aus einem in der „Times" vom 6. April abgedruckten Briefe Marriot's erfahren. Arnold, avancirt-liberales Mitglied für Salford, hatte ihm vorgestellt, das Wort bare sei unparlamentarisch und überflüssig; a majority bedeute eine einfache Majorität, die Hälfte + 1; eine qualificirte Majorität müßte ausdrücklich bezeichnet sein. Marriot sprach mit einem der Schriftführer darüber, und verstand ihn so, daß er mit Arnold's Ansicht einverstanden sei und ließ das Wort bare für den Abdruck streichen. Als nach Vertheilung der Drucksachen die Abweichung von dem verlesenen Wortlaut zur Sprache kam, wurde auf beiden Seiten des Hauses die Ansicht geäußert, der Sinn des Amendements sei durch die Weglassung nicht verändert, so daß auch diejenigen dafür stimmen könnten, die etwa eine Majorität von $^2/_3$ oder $^3/_4$ haben wollten. Nachdem die

Parteien in dieser Voraussetzung Stellung genommen hatten, in der letzten Nacht der Debatte, kurz vor der Abstimmung ließ Gladstone einfließen, nach einer Autorität, die nicht bestritten werden dürfe, bedeute das Amendement, daß keine Majorität, wie groß auch immer, die Debatte solle schließen können. Es entstand sichtlich eine Verwirrung und Mancher, der für das Amendement hatte votiren wollen, fand sich genöthigt dagegen zu stimmen. Eine öffentliche Aeußerung des Präsidenten liegt noch nicht vor, und es ist wahrscheinlich, daß wir über diesen Vorgang noch nicht das letzte Wort gehört haben.

Wie Gladstone seinen Erfolg ausnutzt, ob er auf der einfachen Majorität besteht, oder aus seitwärts, etwa in Irland, liegenden Gründen etwas nachgibt, wird sich erst zeigen, wenn das Haus nach den Osterferien am 17. April wieder zusammentritt; das ist aber kein Grund, den Abschluß dieser Studie zu verzögern.

Seinen Argumenten hat er den Sieg vom 30. März nicht zu verdanken, sondern zwei Zwangsmitteln, von denen das eine der Caucus ist. Das Wort ist erst vor einigen Jahren nach England eingeführt worden aus den Vereinigten Staaten, wo die Sache, die es bezeichnet, seit langer Zeit zu Hause ist. Wann und wo es in England zuerst gedruckt ist, wird vielleicht einmal in den „Notes and Queries“ festgestellt werden. Als das erste Vorkommen in der Amerikanischen Literatur ist bis jetzt folgende Notiz in dem Tagebuch von John Adams, dem späteren Präsidenten, vom 9. Februar 1763 vermittelt: „Der Caucus-Club vereinigt sich zu gewissen Zeiten in der Dachstube von Tom Daves, dem Adjutanten des Bostoner Regiments.“ Das „Knickerbocker Magazine“ gibt folgende Auskunft: „Dieses Wort ist wahrscheinlich corrumpirt aus calkers' meeting. (Calker bedeutet Kalfaterer). Am 2. März 1770 kam es in Boston zwischen den Soldaten und einigen Reepschlägern zu einem Streit, in welchem die letzeren überwältigt und übel zugerichtet wurden. Die Bevölkerung war darüber sehr erbittert und suchte Gelegenheiten, sich zu rächen. Am 5. desselben Monats, bei einer ähnlichen Schlägerei, feuerten die Soldaten auf die Civilisten, verwundeten und tödteten mehrere derselben. Dies veranlasste die Reepschläger und Kalfaterer, welche durch ihre Beschäftigung in vielfache Berührung kamen, einen Verein zu bilden, in dessen Versammlungen zündende Reden gehalten und die heftigsten Beschlüsse gegen die englische Regierung und ihre Agenten und Werkzeuge in Amerika angenommen wurden. Die Tories nannten spöttisch die Versammlungen calkers' meetings und der Ausdruck wurde endlich verderbt in caucus.“

Dieser etwas zweifelhaften Etymologie, die man nur gelten lässt, weil man keine andere hat, ist von englischen Philologen eine andere entgegengestellt worden. Dieselben suchen die Wurzel des Worts in der Sprache der irischen und schottischen Einwanderer und zwar in den celtischen comh, ausgesprochen co, einem Präfix, welches Uebereinstimmung oder Verständigung bedeutet, und cuis, d. h. Angelegenheit, Geschäft, Verhandlung. So sei co-cuis und daraus caucus entstanden, wie manche andere Amerikanismen, deren Abstammung aus dem Gaelischen noch bestimmter nachzuweisen sei. Die heutige Bedeutung des Worts in Amerika ist bekannt: eine kleinere Versammlung durch Wahl, durch Cooptation oder durch

generatio aequivoca entstanden, welche einer Wahl oder der Zusammenkunft einer ganzen Partei vorausgeht und in welcher die Kandidaten für öffentliche Aemter bestimmt oder andere Parteiinteressen entschieden werden. Der caucus ist jetzt zu einer anerkannten Institution der Amerikaner, namentlich zum Zweck der Präsidentenwahl, geworden und hat die Mißgunst und den Spott überwunden, womit er im vorigen Jahrhundert betrachtet wurde. In einer Parodie von Gray's schöner Elegie:

The curfew tolls de knell of parting day,

betitelt: „Die politische Stadtschelle," und gedruckt im Jahre 1789, heißt es:

That mob of mobs, a caucus, to command,
Hurl wild discussion round a maddening land.

In England erschien der caucus vor einigen Jahren in Sheffield, Birmingham und anderen Sitzen einer radikalen Bevölkerung, deren lokale Führer es sich zur erkärten Aufgabe gestellt haben, die englischen Zustände zu amerikanisiren, und zwar erschien er in der Form der liberalen Dreihundert, Vierhundert oder Sechshundert, je nach der Größe der Stadt. Provinzialblätter brachten hin und wieder indiskrete Enthüllungen darüber, daß eine angeblich von den liberalen Sechshundert angenommene und unter dieser Firma veröffentlichte Resolution in der That nur von einigen fünfzig ehrgeizigen Stadtverordneten, Advokaten ohne Praxis und anderen recht unbedeutenden Schreiern gemacht sei. Ueber die Entstehungsgeschichte dieser Vereine wird Ausführliches und Genaues wohl erst spät oder niemals bekannt werden; soviel aber lässt sich erkennen, daß sie mit den Resten der anti-corn-law-league in einem gewissen Zusammenhange stehen. Nicht nur daß sie das Evangelium des Freihandels predigen, so spielen auch in ihnen wie in jener league die Quäker eine große Rolle. Gegen diese Sekte ist an sich nichts zu sagen, aber der politische Quäker ist eine traurige Karikatur des Puritaners. Die Rundköpfe gingen in Cromwell's „eisernen Geschwadern" dem Tode entgegen. Mr. Bright trägt drab, schleicht 1860 in die Tuilerien, um sich von Louis Napoleon zu einer Intrigue gegen das englische Ministerium und gegen die Befestigung der englischen Küsten abrichten zu lassen, würde aus Gewissensskrupeln nicht als Soldat seine Haut zu Markte tragen, beweist aber seine Tapferkeit dadurch, daß er alle Völker, welche seinen Kattun nicht ohne Zoll hereinlassen wollen, für blödsinnig erklärt und daß er allein, bei Verlesung der Botschaft der Königin wegen Dotirung des Prinzen Leopold am 23. März d. J., dem alten Brauch zuwider, seinen breitkrämpigen Filz auf dem Kopfe behält.

Das Verdienst, den Caucus, mit dem auch der Amerikanismus „Planke der Platform" anstatt Artikel des Programms seinen Einzug in die englische Publicistik gehalten hat, und eine Menge anderer liberaler und radikaler Lokalvereine unter einen Hut gebracht, zu der „großen liberalen Partei" vereinigt zu haben, gebührt Herrn Chamberlain; er hat in der Sitzung vom 20. März d. Js. ein ihm von Raikes spöttisch gemachtes Compliment, daß er der Stifter und Leiter der National liberal federation sei, acceptirt, nur mit der Einschränkung, daß er mit dieser Organisation jetzt, seit er Präsident des Handelsamts und

Cabinetsminister geworden, nicht mehr officially, sondern nur politically in Verbindung stehe. Als wohlhabender Fabrikant in Birmingham, der sich von dem Geschäfte zurückgezogen, war er wiederholt, jedesmal auf ein Jahr, zum Bürgermeister seines Wohnorts gewählt worden und wurde 1880 von Gladstone in seine gegenwärtige Stellung berufen. Er hatte demselben als Agitator bei den Wahlen große Dienste geleistet, hat ihm aber als Kollege schon manche Verlegenheit bereitet, weil er in der Stadtverwaltung doch keine genügende Vorschule für einen Ministerposten in einem Reiche wie das britische durchgemacht hatte. Er war es, der am 25. Oktober v. Js. in Liverpool das Cabinetsgeheimniß öffentlich ausplauderte, daß das Ministerium die ihm im Frühjahr bewilligte Irische Zwangsacte erst im Herbst zur Anwendung gebracht habe, damit durch die fortdauernde Anarchie in Irland das Parlament und besonders das Oberhaus zur Annahme der Irischen Landacte gezwungen werde. To stifle the agitation would have been to have prevented reform, hatte er wörtlich gesagt, und vergeblich ist sein späteres Bemühen, den Sinn dieser Worte wegzudeuteln. Um seinetwillen ist das Centrum der Organisation, das Gehirn des liberalen Nervengeflechts, nach Birmingham verlegt worden, nach der interessanten Stadt, welche die halbe Welt mit Theekesseln, die Völker, mit welchen die Engländer ihre kleinen Kriege führen, und die Irländer, gegen welche sie 52,000 Mann unter Waffen halten, unter der Zollrubrik „Kurze Eisenwaare" mit Waffen, und die Hindus mit Schiffsladungen von messingenen Götzenbildern versieht und bei diesen Geschäften soviel verdient, daß sie für die Bekehrung der Heiden und für die Versorgung der Kaffermädchen mit decenten Unterröcken immer einige Guineen übrig hat.

Von diesem in ewigen Rauch gehüllten Mittelpunkte wird, vermöge des Telegraphen und einer an Umfang gewaltig entwickelten, meistens als „Geschäft" betriebenen und daher auf die größten Massen berechneten Presse, ein Kommando über alle affiliirten Vereine und durch diese ein Terrorismus über jeden sich liberal nennenden Abgeordneten ausgeübt, viel schneller und schon fast ebenso wirksam wie die Aktion der société mère der Jakobiner. Joseph Cowen, Abgeordneter für Newcastle, Eigenthümer und während der Parlamentssession Londoner Correspondent des „Newcastle Chronicle", ein Radikaler, auch Homeruler, aber ein Mann mit eigenen Gedanken und eigenem Willen, hatte sich im Februar d. J. unterstanden, Folgendes drucken zu lassen:

„Es ist zu bedauern, daß liberale Abgeordnete nicht mehr Rückgrat haben und sich nicht dazu aufraffen können, bei ihrer Ueberzeugung zu bleiben und die Folgen hinzunehmen. Ein bekanntes Mitglied sagte mir: Ich hasse die clôture und alles was darum und was daran hängt so sehr wie Sie. Ich sitze seit vielen Jahren im Parlament, habe oft zu einer Minorität gehört und kenne aus Erfahrung die Herrschsucht aller Majoritäten, mögen sie liberal oder conservativ sein, aber ich möchte nicht gern meinen Sitz verlieren. Die Caucusse, mit wenig Verständniß für die Frage und mit keiner Erfahrung in parlamentarischen Geschäften, haben Resolutionen zu Gunsten der neuen Geschäftsordnung erlassen und ich bin nicht stark genug, den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Voriges Jahr

opferte ich meine Ueberzeugung um meiner Partei willen und stimmte für die Zwangsbill. Dadurch entfremdete ich mir die Irländer in meinem Wahlkreise; wenn ich es jetzt auch noch mit der lieberalen Organisation verderbe, so könnte ich lieber gleich mein Mandat niederlegen. Ich knirsche unter einem solchen Despotismus und sehne mich nach einer Gelegenheit ihn zu brechen." Auf einen Wink von Birmingham erhielt Cowen sofort ein kräftiges Mißtrauensvotum von dem Caucus seines Wahlkreises.

Treffend erinnert dabei das katholische „Tablet" an folgende Stelle in Burke's Betrachtungen über die französische Revolution: „Mit dem erzwungenen Schein, als ob sie beriethen, stimmen sie unter der Herrschaft einer harten Nothwendigkeit. Da sitzen sie, ein Possenspiel von Gesetzgebern, und wiederholen, was ihnen vorgeschrieben ist von Leuten, welche sie verabscheuen und verachten. Es ist notorisch, daß alle ihre Maßregeln beschlossen sind, ehe sie zur Debatte gestellt werden. Es ist ihnen eine Macht gegeben, gleich der des bösen Princips, umzustürzen aber nicht aufzubauen, ausgenommen Maschinen, die zu weiterer Umstürzung und Zerstörung zu verwenden sind."

Von der „Times" ist es spät und schüchtern eingestanden worden, daß der den Conservativen völlig unerwartete Ausfall der Wahlen von 1880 nicht allein der strömenden Beredsamkeit Gladstone's, sondern auch der Anfangs im Dunkeln gebliebenen Organisation Chamberlain's zuzuschreiben ist. Die „Times", die auf dem Festlande noch immer zu sehr nach althergebrachten und nicht mehr richtigen Vorstellungen beurtheilt wird, entschloß sich erst im Februar d. J. von der National liberal federation Notiz zu nehmen, indem sie ein von Birmingham ergangenes, an die Leiter der Lokalvereine gerichtetes vertrauliches Rundschreiben, welches durch Zufall oder Verrath in ihre Hände gekommen sein musste, abdruckte und in einem Leitartikel darüber sagte, diese Förderation sei „eine Maschine, welche vermittelst des Hektographen öffentliche Meinung fabrizire." Von diesem später mehrfach variirten Satze könnte man einen Abschnitt der englischen Geschichte zu datiren sich versucht fühlen.*) Damit das eben Gesagte nicht zu sehr von der Philosophie der Geschichte belächelt werde, ist es rathsam, einen Rückblick auf die Geschichte der „Times", dieses Instituts, welches lange Zeit einen wesentlichen Bestandtheil der ungeschriebenen englischen Verfassung gebildet hat, zu werfen, sagen wir auf die äußere Geschichte derselben, denn über die in dem Hauptbuch verzeichnete innere bestehen nur Vermuthungen.

Als etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der Verschmelzung der alten Intelligenzblätter und der damals mächtig wirkenden Broschüren-Literatur die modernen Zeitungen sich entwickelten, bemächtigten sich ihrer die Parteien, die sich um die Ministerbank stritten. Einzelne außer und über dem Parteitreiben stehende Publizisten wie Junius und später Cobbett bekräftigen als hervorstechende Ausnahmen die Regel. Beide Parteien, aus Coterien der Aristo-

*) Ebenso von einem Artikel, den die „Times", während diese Blätter durch die Presse gehen, am 10. April gebracht hat, über den verderblichen Einfluß der parlamentarischen Regierung auf die auswärtige Politik.

kratie bestehend, nicht mehr durch einen dynastischen Gegensatz und nicht durch Theorien von der besten Staatsform getrennt, versicherten sich der Blätter entweder durch direkten Ankauf oder durch Subsidien, durch Zuführung eines bestimmten Kreises von Abnehmern, durch Zuwendung von Anzeigen, durch Mittheilung von politischen Neuigkeiten, die damals schwerer zu haben waren als heute oder durch literarische Beiträge. Die Oppositionspartei hatte stets den Zweck und die Hoffnung, an die Regierung zu kommen. Soviel Freiheit sie sich auch im Kampfe gestattete, auf soviel Nachsicht gegen dereinstige Inconsequenzen sie erfahrungsmäßig bei dem Publikum rechnen durfte, so musste sie in der Kritik der regierenden Partei und in der Aufstellung eigener Programme doch in gewissen Schranken bleiben, die dadurch gesteckt waren, daß beide Parteien über die Erhaltung der Verfassung sich im Einverständniß befanden. Nimmt man dazu, daß bis zur Katholiken-Emancipation keine große innere Frage auf die Tagesordnung gekommen war (die Union mit Irland wurde in England nicht als eine solche betrachtet), daß es sich in der auswärtigen Politik regelmäßig, wenigstens in den Augen des Publikums, um ganz concrete Fragen handelte, ob Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, ein bestimmtes Bündniß einzugehen, und daß diejenigen, welche das Parteiblatt mit Anweisung versahen, geschulte Staatsmänner waren, so begreift man die verständige, praktische, stets des Erreichbaren eingedenke Haltung, die Einen frappirt, wenn man frisch von der Lektüre der Tageszeitungen etwa einen alten Jahrgang des „Morning Chronicle" aufschlägt. Die Aufsätze eines Unbekannten, die zwischen der zweiten und dritten Theilung Polens in dem genannten Blatte erschienen und später in einem starken Oktavbande unter dem Titel „Concert of Princes" herausgegeben wurden, bleiben eine Fundgrube politischer Reflexion und die neuere Journalistik hat nichts aufzuweisen, was damit zu vergleichen wäre.

Bei der Natur der Fragen, um die es sich handelte, war es ungefährlicher als heute, das Volk für die eine oder für die andere Seite zu bearbeiten, ja aufzuregen. Nicht an die Speculation, an abstrakte Sätze, an vague Sympathieen hatte man sich berufen, sondern an den Nationalstolz, den Nationalhaß, den Religionshaß, die Handelseifersucht, die Begehrlichkeit nach Beute und Colonialbesitz, die Furcht vor dem erdrückenden Uebergewichte einer Macht — Antriebe, die zum Theil unsittlich, aber alle einem kräftigen Patriotismus verwandt und förderlich sind. Die Wähler waren wenig zahlreich im Verhältniß zur Bevölkerung, hatten meistens nur die Wahl zwischen zwei Candidaten der Aristokratie und waren, von einzelnen Wahlkreisen und vorübergehenden Aufregungen abgesehen, den bestehenden Einrichtungen zugethan.

Diese Zucht und Schule der Presse hat die Verhältnisse, in denen sie beruhete, lange überlebt. Was zuerst tief in sie eingriff, war, daß ein einzelnes Blatt, die „Times", die anderen überflügelte und allmälig mehr Leser gewann, als alle anderen zusammengenommen. Ihrem Geschäftsführer Mobry Morris wurde im Jahre 1851 von einem Comite des Unterhauses die Frage vorgelegt, ob er anzugeben wisse, wodurch das Blatt sich eine solche Gunst des Publikums

gesichert habe. Wie sich erwarten ließ, antwortete er mit Nein. In der That aber ist die Sache gar nicht das Geheimniß, in dessen staunende Betrachtung man sich lange Zeit zu versenken liebte. Der Eigenthümer hatte sich entschlossen, sein Blatt an keine Partei hinzugeben, aber nicht etwa in der Absicht, demselben eine objektive, nach Wahrheit strebende, das Staatswohl über alles stellende Haltung zu geben, es etwa im Sinne eines Cobbett redigiren zu lassen, sondern um demselben als einem industriellen Unternehmen den größten Ertrag abzugewinnen. Piquante Schreibart, die den Frivolen und Müßigen anzieht, Rechnung auf die vulgären Leidenschaften, welche die Masse fesseln, abwechselnd mit Phrasen schwunghafter Tugendhaftigkeit, die dem Respektabeln zusagen, eine Beweglichkeit, die von einem Monat zum andern, zuweilen von einer Woche zur andern, aus einer Haltung in die andere überspringt und es nach und nach Allen Recht macht, — das war es, was zuerst die „Times“ in Aufnahme brachte. Mit der Zahl der Leser stieg die Zahl der Anzeigen und umgekehrt. Die wachsende Einnahme gewährte immer reichere Mittel, Neuigkeiten aus der ganzen Welt herbeizuschaffen und die Dienste jedes charakterlosen Talentes zu gewinnen. Es war ein eitles Beginnen nach der Politik der „Times“ zu suchen; die Politik ihres Geschäftsführers bestand darin, am Schlusse des Jahres die größte Bilance zu haben, die sich erzielen ließ.

Nachdem sie einmal ein entschiedenes Uebergewicht erlangt hatte, musste sich dasselbe von selbst erhalten durch die Anzeigen. Wer etwas in recht weite Kreise bringen wollte, der musste seine Anzeigen der „Times“ zuwenden, wie wenig deren Haltung ihm auch zusagen mochte; wer Auskunft suchte, musste in ihr nachsehen und warf natürlich auch einen Blick auf den Inhalt, der die Rückseite der 5000 Zeilen Annoncen eines gewöhnlichen Exemplares heute noch füllt. Wie sehr dieses, man sollte meinen, auf der Hand liegende Verhältniß früher übersehen wurde, beweisen die wiederholten Versuche, eine „Gegentimes“ zu gründen. Ein so erfahrener Geschäftsmann, wie der Verleger Murray redete sich ein, daß die „Times“, die damals mit dem Strome schwimmend, liberal war, nur ihrer Politik die Leser verdanke, und gründete für die, nach seiner Meinung immer noch ebenso zahlreichen Conservativen den „Repräsentative“, redigirt von Disraeli. Obgleich er nach 6 Monaten mit einem Verluste von 25000 Pfund seines Irrthums inne geworden, versuchte einige Jahre später eine Aktiengesellschaft die „wirklich liberalen“ Leser dem großen Blatte durch den „Constitutional“ abwendig zu machen, mit demselben Resultate.

Ungefähr seit der Reformakte waren die „Times“ und ein jedes Ministerium, welches auch seine Parteifarbe, auf einander angewiesen. Der Regierung würde die systematische Opposition eines solchen Blattes sehr unbequem geworden sein und die „Times“ würde die Nachrichten aus dem Ministerium nicht lange haben entbehren wollen. Diese Nachrichten waren der Boden, auf dem, wenn ein Cabinet abgetreten, die Nachfolger sich mit der „Times“ zusammenfanden. Je mehr in dem nächstfolgenden Menschenalter und nach der Aufhebung der Kornzölle die Principienfragen vor der Hand erschöpft waren und die beiden Fractionen der Ari-

stokratie zu zwei um die Ministersitze und die Patronage kabalirenden Clubs herabsanken, um so leichter wurde der „Times" der jedesmalige Uebergang.

In dem bezeichneten Zeitraum pflegte zwar der Timesleser vor Andern und vielleicht vor sich selbst zu versichern, daß er sich keineswegs von einem so charakterlosen Blatte bestimmen lasse, bewahre! Dabei war aber jedes Wort, was er sprach, „Times". Jeder der zuhörenden Timesleser bemerkte das sehr wohl, that aber gemäß einem stillschweigenden Verständniß, dem entgegenzuhandeln fast als ein Verstoß gegen die gute Lebensart betrachtet wurde, als halte er, was der Andere gesagt, für dessen ureigenen Gedanken. Der bestimmende Einfluß des Blattes erstreckte sich aber weit über die unmittelbaren Leser hinaus, ein Thema, das darin angeschlagen, ward von jeder englischen Zeitung aufgenommen und nach ihrer Weise besprochen. Nun bürgt aber eine mannigfache Behandlung keineswegs dafür, daß auch nur ein Blatt die rechte Auffassung bringt. Man kann eine Frage dergestalt schief auffassen, man kann, wie die Engländer mit einem schwer übersetzbaren Ausdruck sagen, eine solche fallacy machen, daß der conträre Widerspruch wieder eine fallacy werden muß — Judicia contrarie opposita der formellen Logik. Das Höhere zu finden, in dem beide Unrichtigkeiten überwunden sind, erfordert Kraft des Willens und Ernst des Denkens, wofür nicht jeden Tag, vielleicht niemals Zeit und Stimmung vorhanden sind. Ein anderer indirecter Einfluß der „Times", den sie freilich mit den übrigen Londoner Tagesblättern theilte, beruhte darin, daß die Wochen- und die Provinzial-Blätter mit seltenen Ausnahmen keine auswärtigen Correspondenten, ja nicht einmal ausländische Zeitungen hielten, also nur über den Stoff räsonniren konnten, den ihnen die hauptstädtische Presse lieferte.

In diesen Verhältnissen, die zur Zeit des Krimkrieges ihre vollste Entwickelung erreichten, konnten zwei Dogmen entstehen, die sehr ähnlich klingen und sehr Verschiedenes bedeuten. Die Wissenden, wenig zahlreich und recht schweigsam, sagten und schrieben: ours is a government by public opinion, bei uns wird vermittelst der öffentlichen Meinung regiert. Der durchschnittliche Brite sagte mit Inbrunst der Ueberzeugung: in England regiert die öffentliche Meinung. Die Pythia dieser Regentin war die „Times", die sich also wohl hütete, an dem Cultus zu rütteln. Das Aeußerste, was sie zuweilen zugab, war, daß die Regentin Launen habe, was ihr in Deutschland, wo sie ein Femininum ist, noch bereitwilliger nachzusehen war. Ihre Berechtigung, ihre Weisheit, ihre Allmacht prüfen, dem Mysterium ihrer Entstehung, dem Geheimnisse ihres Aufenthalts nachforschen zu wollen, war Ketzerei. Die englische Presse war damals, sofern sie sich mit auswärtiger Politik beschäftigte, zu vergleichen einem von Mauern eingeschlossenen Tempelhofe: das Volk draußen hörte nur die Orakel; die Insassen wußten, wer es war qui faisait parler les dieux; und von der höher gelegenen Burg sah man in das ganze Getreibe hinein. Palmerston, von der Fürstin Lieven, Dorothea geb. Benkendorf aus der unscheinbaren Stellung des Secretary at War hervorgezogen, hatte zwar 1829 in einer Rede, durch welche er zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte, als Drohung gegen auswärtige Re-

gierungen gesagt: die bewegende Kraft in menschlichen Dingen sei die Meinung, in der Politik die öffentliche Meinung, und wer sich dieser Kraft bemächtige, der werde sich damit die physische Kraft der Menschen unterwerfen und zwingen, für seine Zwecke zu arbeiten. Staatsmänner, die das begriffen hätten, würden eine Herrschaft über die menschlichen Dinge ausüben können, außer Verhältniß größer als die materiellen Mittel des Staates, den sie regierten. Von seinen Landsleuten glaubte er offenbar, daß sie nicht auf den Verdacht kommen würden, er könnte dieses Herrschaftsrezept auch auf sie anwenden wollen, und lange genug haben sie das Vertrauen gerechtfertigt.

Und jetzt bekennt die „Times", daß öffentliche Meinung „fabrizirt" werden könnte, und noch dazu in einer Stadt, aus deren Namen das vulgäre Wort brummagem gebildet ist zur Bezeichnung einer scheinigen Metallwaare ohne inneren Werth. Es liegt eine reiche Geschichte und Gesetzgebung zwischen dem 3. April 1854, an dem die „Times" inmitten der Verhandlungen über die heiligen Stätten schreiben konnte: „Wir sind nothwendigerweise im Besitz von weit mehr Information, als wir veröffentlichen," ohne daß ein Wort der Auflehnung gegen solche Vorenthaltung und Bevormundung laut geworden wäre, und diesem Eingeständniß, welches auch mit Schweigen hingenommen wurde. Im Unterhause allerdings würde während der Debatte über die clôture aus der Mitte verschiedener Parteien mit einem Anfluge von Wehmuth bemerkt, daß früher gewisse Fragen mit einem honourable understanding between gentlemen behandelt worden seien; und diese Klage zielte wohl nicht blos auf den Gegensatz No gentleman, der nur durch einen derben Ausdruck der deutschen Studentensprache wiedergegeben werden kann, sondern auch darauf, daß der conventionelle Schleier über der parlamentarischen Regierung zerrissen, daß immer mehr von der Komödie aufgegeben werde, in welcher Disraeli als Politiker erfolgreich mitwirkte, und die er als Novellist, am schärfsten in seinem letzten Werke Endymion, geißelte.

Aber die Positivisten, die Anhänger der Philosophie von Auguste Comte, durch eine populäre Bearbeitung sehr verbreitet in England, haben keinen Grund sich darüber zu beglückwünschen, daß das „metaphysische Wesen" öffentliche Meinung abgesetzt sei; es ist sofort ein anderes an seine Stelle getreten, „der Wille des Volks". Sonst liebten es englische Blätter, sich über die drei Schneider von Tooley Street lustig zu machen, die zur Zeit Lord Castlereagh's dabei ertappt und darüber angeklagt wurden, daß sie eine Proclamation verfasst hatten, die mit den Worten begann: Wir, das englische Volk. Heute paradirt der Wille des Volks in radicalen Blättern und Resolutionen, auch in den Reden, welche Bright und Chamberlain im Januar ihren Wählern in Birmingham hielten. Daß diese beiden Herren den contrat social gelesen haben sollten, ist nicht wahrscheinlich; vielleicht haben sie das neue Schlagwort von der „Narodnja Wolja" gelernt, oder aus dem Aufruf der Wera Sassulitsch, mit welchem sie von den Engländern Geld erbittet für die „Gesellschaft des rothen Kreuzes des Volkswillens". Eines Tages wird die Phrase sich vervollständigen zu dem Willen des souveränen Volks. Wie Parteien, die mit den Sophismen Rousseau's genährt sind, sich ent-

wickeln müssen, bis sie durch die Anarchie hindurch in den Despotismus umschlagen, wie sie den, der nur ein Stück Weges mit ihnen gehen wollte, bis ans Ende mitzuschleppen pflegen, das hat Taine in der Conquête Jacobine wie an einem Secirtisch aufgezeigt.

Freilich, daß eine Partei wie die Whigs sich von dem alten Peeliten und Puseyiten Gladstone, dem Quäker Bright und dem Bürgermeister Chamberlain und ihrem Anhange so hat unterjochen lassen, so an der Zerstörung der politischen und der wirthschaftlichen Grundlagen ihrer eignen Existenz mitarbeitet, dafür sieht man sich immer wieder, aber immer vergebens, nach einer anderen Erklärung um, als die dürftige Entschuldigung ist: wenn wir austräten, würde es noch schlimmer werden. Sollten nicht die Wighs überhört haben, was die Glocke der Geschichte geschlagen hat? Es sieht doch ganz danach aus, als ob die Zeit des Schaukelspiels zwischen den beiden alten Parteien abgelaufen wäre, als ob dieselben wohlthun würden, die Unterscheidung ohne Unterschied, wie Aberdeen sich schon 1852 ausdrückte, aufzugeben, sich die Freude der einen über jeden Mißerfolg der anderen, auch wo der Staat der eigentlich Geschädigte ist, endlich zu versagen, die blauen und die rothen Streifen bei den Wahlen abzulegen und wider den gemeinsamen Gegner zusammenzustehen. Aber bis jetzt ist davon nichts wahrzunehmen; nur gegen das Eindringen der Radikalen in ihre Gesellschaft haben die liberalen Gentlemen sich zum Widerstande aufgerafft, indem sie die beiden Brüder Chamberlain's, die von ihm und Bright vorgeschlagen waren, mit der unerhörten Zahl von 65 schwarzen Kugeln von dem Reformclub ferngehalten. Es hat dann aber auch sofort in einem Saale des Parlamentsgebäudes eine Versammlung der „avancirt-liberalen" Mitglieder des Clubs stattgefunden, die sich dafür aussprach, daß über die Aufnahme in denselben künftig nicht durch Ballot aller Mitglieder, sondern durch einen kleinen Ausschuß entschieden werden müsse (der hübsch in der Furcht des Caucus wandeln würde).

Das zweite Zwangsmittel, durch welches Gladstone die Volksvertretung unter seinen Willen beugte, war die Drohung mit einer Parlamentsauflösung, d. h. mit einer Geldstrafe von einigen Millionen. Sonst pflegte eine solche Drohung nur Erörterungen darüber hervorzurufen, ob sie ernst gemeint sei, ob sie wirken und wie event. die Wahlen ausfallen würden. Diesmal wurde, in der Presse lauter als im Parlament, die Frage aufgeworfen, ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen und um des vorliegenden Zweckes willen eine Auflösung „constitutionell" sein würde. Anfangs ließ man es bei dem Doppelsinne, der dieses Wort auf gewissen Seiten so beliebt gemacht hat, bewenden, erklärte sich nicht darüber, ob man damit meinte, der englischen Verfassung gemäß, oder: den Theorien entsprechend, welche über die Repräsentativverfassung aufgestellt worden sind. Aber die Sache war diesmal doch so ernst, daß der „Standard", das größte Blatt der Conservativen, am 17. Februar mit der Frage herausplatzte:

„Weshalb hat die Verfassung der Krone, mit anderen Worten dem Premierminister, die Gewalt anvertraut, das Parlament aufzulösen und an das Land zu appelliren?"

Damit war der letzte Fetzen des conventionellen Schleiers zerrissen oder, um mit Maistre zu reden, das Fundament bloßgelegt. Welche englische Verfassung meint der „Standard“, die geschriebene oder die ungeschriebene? Nach der geschriebenen ist der Souverain berathen von dem Privy Council, dessen Mitglieder er beliebig ernennen kann und, wenn er weise ist, nach ihrer Tüchtigkeit, nicht nach ihrer Kameradschaft wählen wird. In der ungeschriebenen Verfassung ist davon nur so viel geblieben, daß der Name des Privy Council vorgeschoben wird, wenn es sich um eine Königliche Entschließung über Einberufung, Vertagung, Auflösung des Parlaments handelt oder um eine Verfügung, deren Gesetzmäßigkeit vor den Gerichten zur Erörterung gebracht werden könnte, namentlich auf dem Gebiete des Völkerrechts. In solchen Fällen begeben sich ein oder zwei Minister mit einigen Statisten ihrer Partei, die Privy Councillors sind, zu Hofe, und legen der Königin die betreffende Proclamation, immer mit den Schlußworten God save the queen! zur Unterschrift vor und „bleiben zum Luncheon.“ Tags darauf liest man in dem amtlichen Blatte, daß J. M. eine Geheimrathssitzung abgehalten habe. Ueber eine solche wird Protokoll geführt, über die Cabinetssitzungen nicht. Die geschriebene Verfassung weiß nichts von einem Cabinet, einem Premierminister, von Ihrer Majestät Opposition, von Parteien, von einem Mißtrauensvotum, nichts von dem ganzen Apparat, der an der parlamentarischen Regierung am meisten ins Auge und ins Ohr fällt. Diese ungeschriebene Verfassung ist eine Art von Gewohnheitsrecht und als solches im Fluß begriffen. Sie war eine andere als heute unter der Königin Anna, die noch das Veto ausübte, unter Georg III., bei dessen Erkrankung 1788 zum Beschluß über die einzusetzende Regentschaft noch a l l e Mitglieder des Privy Council eingerufen wurden und 50 erschienen, welche der Herzog von Buckingham in einem Briefe, abgedruckt in den Grenville Papers, einen „sonderbaren Mischmasch“ nennt (weil auch die Mitglieder früherer Ministerien dazu gehörten), unter Wilhelm IV., der noch einen, von den Cliquen unabhängigen Cabinetsrath, Sir Herbert Taylor, hatte. Wenn im vorliegenden Falle die Drohung nicht gewirkt hätte, Gladstone genöthigt gewesen wäre zur Auflösung zu schreiten, so hing die Bewahrung der Redefreiheit, welche das Unterhaus gern erhalten hätte aber nicht zu erhalten vermochte, davon ab, ob eine bejahrte Frau, die nach der ungeschriebenen Verfassung keine anderen Berather haben soll, als den Mann, der sie als Regentin und Gattin durch einen Revueartikel über die Lebensbeschreibung des Prinzen Albert tief verletzt hat, ob sie die Festigkeit haben würde, ihre Unterschrift zu der Parlamentsauflösung zu verweigern.

Die Nachwelt wird schwer begreifen, wie man ein Gebilde, entstanden unter Verhältnissen, die auch nur ähnlich sonst nie dagewesen sind, als Muster für alle Völker betrachtet und sich diesem Muster zu nähern geglaubt hat durch Nachahmung der Aeußerlichkeiten, die man nicht einmal ordentlich kennt. Ein Blatt mit den Ansprüchen der „Indépendance Belge“ z. B. gibt von der Unterhaussitzung vom 7. Februar d. J. eine sehr lebendige Schilderung, in der zu lesen ist: le ministre de l'intérieur monte à la tribune und weiterhin la

résolution de Sir Stafford Northcote est adoptée par assis et levé. Es giebt aber im Unterhause gar keine Rednerbühne, man spricht nur vom Platze; und ebensowenig kennt die Geschäftsordnung bis jetzt eine Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben.

Aber auch die Gegenwart wird sich nachgerade fragen müssen, ob sie die geschriebene oder die ungeschriebene englische Verfassung haben möchte und wenn die letztere, in welchem Stadium ihrer immer schneller vor sich gehenden Entwicklung. Am 25. Januar d. J., einige Tage vor dem Beginn der Session, war in der „Daily News", dem ersten offiziösen Organ des Ministeriums, zu lesen: die Geschäfte würden in Wahrheit von einer Art von informal inner Cabinet besorgt, welches aus drei oder vier really vital members of the Government bestände, während die übrigen Mitglieder — das Blatt nennt sie despectirlich the rank and file, die gemeinen Soldaten — des Cabinets nur den Vorzug genößen, „früher als die übrige Welt von den getroffenen Entscheidungen unterrichtet zu werden." Darnach wäre im Januar d. J. die ungeschriebene britische Verfassung mit dem Worte Triumvirat zu bezeichnen gewesen. Was seitdem geschehen, hat einige, nicht unverständige, Leute darauf gebracht, von einer Dictatur oder von einem Hausmayerthum zu sprechen. Andere haben aus Gladstone's Schrift gegen „die Vaticanischen Decrete, in ihrer Bedeutung für die Unterthanentreue" Stellen gesammelt und finden, dieselben paßten auf die englische Verfassung von 1882, wenn man Parlament anstatt Council läse und Premierminister anstatt Papst.

Ein preußischer Staatsmann.

Von

Frh. v. Stein-Kochberg.

in Kochberg.

III.

Nachdem Altenstein in das Privatleben zurückgetreten war, scheint er größtenteils theils in Berlin gelebt zu haben; genauere Feststellungen hierüber werden erst nach erfolgter Durchforschung seiner Privatcorrespondenz möglich sein. Von den vielen im Manuscript vorhandenen Arbeiten des Ministers theils über politische, theils über naturwissenschaftliche Gegenstände ist wohl ein großer Theil in dieser Zeit entstanden.

Nicht für immer aber sollte diese bedeutende Kraft dem preußischen Staat entzogen bleiben und schon im März 1813 ging die von Hardenberg gegen Scharnhorst ausgesprochene Hoffnung: Altensteins Dienste dem Vaterland wieder geweiht zu sehen, in Erfüllung.

Am 30. Dezember 1812 hatte York den Waffenstillstand von Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch geschlossen. Wenn auch der König sich nicht entschließen konnte, diesen Waffenstillstand zu sanktioniren, so konnte er sich doch nicht den Folgen dieser kühnen That entziehen, welche York im vollen Bewusstsein seiner Verantwortlichkeit und der politischen Tragweite derselben gewagt hatte. Im Volk verbreitete sich immer mehr die Ansicht, daß es zum Krieg mit Frankreich kommen müsse.

Im Januar 1813 verlegte der König seine Hofhaltung nach Breslau, wo sich um ihn alle führenden Geister: Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und andere sammelten. Selbstverständlich war der am 6. Juni 1810 zum Staatskanzler ernannte Hardenberg auch anwesend. Alle drängten zur That, allgemein hielt man den Augenblick für gekommen, wo die mühsam angesammelten Kräfte des Staats aufgeboten werden müssten, um das Joch der Fremdherrschaft zu brechen.

Am 28. Februar schloß Friedrich Wilhelm III. mit Alexander I. den Vertrag von Kalisch, ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen Frankreich, und am 17. März erschien in Breslau des Königs Aufruf: „An mein Volk".

Die bevorstehende militärische Aktion ließ eine veränderte Verwaltung der noch im Besitz des Königs verbliebenen Landestheile nöthig erscheinen. Dieselben wurden in vier Militair-Gouvernements getheilt, und zwar:

1. Abtheilung zwischen Elbe und Oder excl. Schlesien.
2. „ Schlesien.
3. „ zwischen Oder und Weichsel excl. Schlesien.
4. „ zwischen der Weichsel u. der russischen Grenze.

Jeder Abtheilung wurde ein Militair- und ein Civil-Gouverneur vorgesetzt, welche gemeinschaftlich alle auf die Landesvertheidigung, die Armee und die Alliirten bezüglichen Angelegenheiten in ihrem Distrikt leiten sollten. Die Befugnisse dieser Gouvernements wurden durch eine Instruktion d. d. Breslau den 15. März 1815 geregelt.

In dieser Zeit beginnender Aktion gedachte der König seines treuen Altenstein, und es lässt sich wohl annehmen, daß Hardenberg es war, der ihn zu der wichtigsten dieser Gouvernementsstellen vorschlug. Am 19. März Abens 7 Uhr erhielt Altenstein in Berlin folgende Cabinetsordre:

„Im vollen Vertrauen auf Ihre Mir bewiesenen treuen Dienste, auf Ihren festen Muth und kräftigen Sinn, ernenne ich Sie für die Dauer des Krieges zum Civil-Gouverneur von ganz Schlesien und eröffne Ihnen, daß Ich den Generalmajor Grafen von Götzen zum Militair-Gouverneur für dieselbe Provinz ernannt habe.

Ich befehle Ihnen, ungesäumt Ihre Stelle anzutreten und sich hierher nach Breslau zu begeben. Ich erwarte, daß sie von dem Wunsche, Mir und dem Vaterlande in dem wichtigen Zeitpunkte, wo es seine Existenz gilt, zu dienen beseelt, auch die Ueberzeugung haben, daß jetzt keine Entschuldigung gültig sei, und

daß nur durch unbedingte Befolgung Meiner Befehle das Gelingen großer Zwecke bereitet werden kann.

Zu Ihrer Richtschnur erhalten Sie die anliegende Instruktion, deren Grundsätze bereits allen betreffenden Behörden zur Beachtung mitgetheilt sind.

Breslau, den 15. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Altenstein schreibt darauf:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr,

Ew. Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl vom 15. d. M., die Civil-Gouverneur-Stelle von Schlesien zu übernehmen, habe ich erhalten und werde solchem sofort pflichtschuldigst Folge leisten. Ich treffe heute und morgen nur die allernöthigsten Anstalten und werde möglichst eilen, um des Glücks theilhaftig zu werden, Ew. königlichen Majestät persönlich die Huldigung der ehrfurchtvollsten Treue erneuern zu dürfen, mit welcher ich ersterbe

Berlin, den 21. März 1813.

Ew. Königlichen Majestät
allerunterthänigst treuester

Altenstein.

Hardenberg begleitete die obige Cabinetsordre bei ihrer Uebersendung mit folgendem Schreiben:

„Lieber alter Freund Altenstein.

„Durch die anliegende Cab.-Ordre werden Sie von Ihrer neuen Bestimmung unterrichtet. Sie müssen hierher eilen; ich bemerke aber, daß der König noch die Ernennung des Grafen von Götzen zum Militair-Gouverneur nicht bekannt machen lassen will.

Daß ich im Herzen nicht einen Augenblick aufgehört habe, Ihr Freund zu sein, das hat Ihnen hoffentlich das ihrige gesagt, obgleich ich 1810 nicht anders handeln konnte als ich that. Er wird ein wahres Fest für mich sein, Sie wieder zu sehen und an meine Brust zu drücken.

Breslau, den 17. März 1813.

Hardenberg.

Dieser Brief ist gewiß ein so schönes Zeugniß für Hardenbergs Charakter, wie kaum ein anderes, und verfehlte auch nicht die Wirkung auf das wohl noch etwas grollende Herz des alten Freundes. Dies spricht sich in Altensteins Antwort aus:

„Ew. Excellenz freundschaftliche Zeilen vom 17. d. M. habe ich erst am 19. d. M. spät Abends erhalten. Ich folge ungesäumt dem Königlichen Befehle und gedenke spätestens übermorgen abzugehen, obgleich ich bis dahin kaum die nothwendigsten Anstalten zur Befolgung dieses unerwarteten Auftrags treffen kann. Die Größe des Opfers, das ich in diesem Augenblicke aus Liebe zum König und zu dem Staate und aus Freundschaft für Ew. Excellenz bringe, kann Niemand

besser fühlen als Sie, da Sie meine Verhältnisse und meine Art zu denken ganz kennen. Den Werth der so herzlichen Freundschaftsversicherungen Ew. Excellenz erkenne und fühle ich gewiß tief. Es verbürgt Ihnen solches mein ganzes Leben. Nur das feste Vertrauen auf solche Versicherungen kann mir die Hoffnung geben, daß ich jenes Opfer nicht nutzlos bringe und in dieser Voraussetzung bringe ich solches mit Freuden. Der Augenblick, wo ich mich Ew. Excellenz ganz mit den alten Gefühlen als Freund hingeben kann, wird mir überaus theuer sein. Ich eile solchem mit dem redlichsten Herzen und treuer Freundschaft entgegen.

Berlin, den 21. März 1813.

Altenstein."

Dem Brief ist folgende Nachschrift hinzugefügt:

„Schlesien ist mir verhältnißmäßig weniger, als andere Provinzen bekannt. Die Zeit fehlt mir zu der nothwendigsten Vorbereitung. Um meine Local- und Personal-Kenntnisse von Schlesien schon auf der Reise dahin zu erweitern, habe ich den Staats-Rath Schulz, dessen Geschäfte hier unbedeutend sind, dagegen die ihm von Ew. Excellenz in Schlesien aufgetragenen Geschäfte ohnedieß seine Anwesenheit dort bald erheischen, aufgefordert, mich freundschaftlich zu begleiten. Ich habe mich für Ew. Excellenz Genehmigung seiner Reise verbürgt und bitte Sie hierdurch vorläufig, ihm solche nachhohlend gütigst ertheilen zu wollen."

Obgleich dem neuernannten Civil-Gouverneur unter dem 22. durch Herrn von Seegebarth angezeigt wurde, daß der König an diesem Tage von Grüneberg abreisen und in einer Tour bis Potsdam fahren würde, scheint dadurch kein Aufschub seiner Abreise von Berlin eingetreten zu sein.

Jedenfalls war Altenstein bereits am 30. März in Breslau und schrieb unter diesem Datum an Hardenberg*):

„Da ich mich unendlich nach einigen Augenblicken ungestörter mündlicher Rücksprache mit Ew. Excellenz sehne, so bitte ich Sie, mir solche baldmöglichst freundschaftlich zu vergönnen und mir dazu die Stunde gütigst zu bestimmen. Ich habe in der Anlage nur kürzlich behufs einer weiteren mündlichen Erläuterung einige Punkte zusammengestellt, die Ew. Excellenz vorläufiger Bestimmung bedürfen, um in Wirksamkeit treten, oder zur Beseitigung der Hindernisse officielle Anträge machen zu können.

Ew. Excellenz Freundschaft läßt mich hoffen, daß Sie auch bei Ihren überhäuften Geschäften einige wenige Augenblicke finden werden, um sie der Erfüllung meines Wunsches zu widmen und ich werde Ihnen dafür innigst dankbar seyn.

Altenstein."

Man ersieht hieraus, daß der Herr Civil-Gouverneur nicht gesäumt hatte, die Situation, in welche er gesetzt war, sofort zu studiren und seine Gedanken hierüber klar zu legen. Wir geben den Inhalt der Anlage nachstehend.

„Die Haupterfordernisse, um das Militair-Gouvernement von Schlesien in Thätigkeit zu setzen und dessen Wirksamkeit zu sichern sind:

---

*) Die Briefe an Hardenberg sind alle nach Altensteins vorliegenden Concepten wiedergegeben.

1. Die Autorisation des Militair-Gouverneurs, seine Stelle anzutreten.

Es bleibt mir vor der Hand nichts übrig, als solchen als anwesend zu betrachten und die erste Einleitung allein zu treffen.

Bey der innigen Verbindung beider Gouvernements ist solches, zumal im ersten Augenblick, immer sehr mißlich.

2. Die Bestimmung des Verhältnisses von verschiedenen Behörden zu dem Militair-Gouvernement.

a) Des Feldmarschalls als bleibenden Gouverneurs.

Er scheint nach seinen vorläufigen Aeußerungen nichts von seinen bisherigen Verhältnissen aufgeben zu wollen.

Dieses müßte viele Weitläufigkeit und Collisionen veranlassen.

b) Des Militair-Oekonomie-Departements. Der Geheime Staats-Rath Gen.-Major von Hacke hat nach seiner mündlichen Aeußerung über sein künftiges Geschäftsverhältniß in Beziehung auf die Militair-Gouvernements Anzeige erstattet.

Es läßt sich vom Militair-Gouvernement nichts in allen bisher zu diesem Departement gehörig gewesenen Geschäften thun, bis dessen wie es scheint in Beziehung auf den Zusammenhang des Ganzen sehr erhebliche Anfragen erledigt sind.

c) Der Behörde zur Verpflegung fremder Truppen.

Der General-Major, Graf von Lottum scheint erst nach Beendigung seines Geschäfts in Kalisch darüber Vorschläge machen zu wollen.

Es läßt sich auch hierunter vom Militair-Gouvernement in Ermangelung aller näheren Nachrichten, der Ueberweisung von Fonds u. s. w. nichts vornehmen, ohne störend einzugreifen.

3. Die nähere Bestimmung einiger Punkte der Instruktion für die Militair-Gouvernements.

a) Die Disposition über die Provinzial-Kassen betreffend.

Es sind Fonds erforderlich behufs der Anschaffungen für das Militair, der Verpflegung des inländischen und des fremden Militairs u. s. w.

Bey zufällig die Provinz treffenden militairischen Ereignissen.

Behufs aller durch die Geschäftsführung erforderlichen Kosten: Bureaukosten, Aufstellung von Commissarien u. s. w.

So wichtig es ist, daß es nicht an Fonds fehlt, und daß deren Erlangung nicht großen Weitläufigkeiten unterworfen ist, ebenso wichtig bleibt es, daß das Kassenwesen im Ganzen nicht gestört werde.

b) Die Besorgung des Details der Geschäfte, welche zum Ressort der Militair-Gouvernements gehören, da diese nach der Instruktion für die obere Leitung derselben blos bestimmt sind. Die Regel muß wohl sein, an dem bisherigen Gang so wenig wie möglich zu stören und namentlich die specielle Theilnahme der Regierungen an diesen Geschäften zu erhalten.

Das Gegentheil würde in diesem Augenblick die größte Verwirrung hervorbringen und vorzüglich die Regierungen größtentheils auflösen, oder solchen alle Uebersicht entziehen.

Die Militair-Gouvernements würden mit großen kostbaren Bureaux beladen und zu schwerfälligen Behörden gemacht werden, wenn dieser Gang nicht beobachtet würde.

So klar solches auch schon in der Instruktion liegt, so scheint solches doch der Präsident Merkel nicht aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten und hat nach seiner Aeußerung auf den Grund seiner Ansicht, daß den Regierungen viele Geschäfte entzogen würden, Anträge über seine persönlichen Verhältnisse gemacht. Es ist höchst wichtig, daß hierüber Entscheidung erfolge; wenn auch zugleich die Militair-Gouvernements indessen die erste Ansicht aufrecht erhalten und darauf bestehen müssen, daß die Regierungen ungestört ihre Geschäfte fortsetzen.

Die Militair-Gouvernements müssen schon von selbst zur Erreichung des Zweckes darauf sehen, ihren Geschäftsgang mit den Regierungen so zu stellen, daß auch diesen die neue Einrichtung zur Erleichterung dient, und daß die Geschäfte möglichst abgekürzt werden. Nur dieses sichert die ihnen anvertraute zweckmäßige Leitung des Ganzen.

4. Die Beiziehung des dem Civil-Gouverneur erforderlichen Personals.

Das Erforderniß ergiebt sich erst aus den Bestimmungen über die vorstehenden Punkte und im Laufe der Geschäfte. Zufällige Ereignisse können den Bedarf erhöhen.

Ein kleiner Anfang — die Beiziehung schon ohnedies besoldeter, anderweit entbehrlicher Personen — die Annahme von Hülfsarbeitern auf Tagegelder dürfte als Regel aufzustellen sein. Eine allgemeine Authorisation hierzu und die nachfolgende Vorlegung eines Etats würde genügen.

Der Ober-L.-H. von Massow ist erbötig, sein Personal abzugeben, wenn solches genehmigt wird. Wegen des Reg.-Rath Krause würde Bestimmung erforderlich seyn, da er selbst noch darauf zu warten scheint.

5. Der Etat für den Civil-Gouverneur selbst:

Meine ganze Einrichtung wird sich nach der erfolgenden Bestimmung richten müssen. Vorläufig bedarf ich wenigstens eines Vorschusses auf Berechnung zur Bestreitung der Reise und nothwendigsten ersten Einrichtungs-Kosten."

Wann das erste Wiedersehen zwischen den alten Freunden stattgefunden hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Daß Altenstein vollauf zu thun fand, läßt sich aus der Kenntniß der Zeitgeschichte mit Sicherheit annehmen; gehörte doch die Bildung und Ausrüstung der Landwehr zu der Aufgabe des Militair- und Civil-Gouvernements. Im Bezug hierauf ist folgende Correspondenz nicht ohne Interesse:

Unter dem 14. April d. d. Grüsau schreibt der Freih. von Kottwitz an Altenstein:

„— — Die Russische Landmiliz hat alle Energie gezeigt und deßhalb wird diese auch von einer Schlesischen Land-Mil. erwartet. Dieser Schluß ist nicht richtig. Die Russische L.-M. besteht meist aus kräftigen Landleuthen, die reichlich mit allem betheiligt sind. Unsere und besonders die Gebirgs-Land-Miliz aus bereits halb verhungerten kleinen Aller-Leuthen, Weber und Spinner, die Weib

und Kinder heimathlos zurücklassen. Wir haben noch eine bedeutende Anzahl junger Leuthe für den nöthigen Falls erforderlichen Soutien der Armee und bei der dermaligen Stimmung wird hierbei kein Ausfall stattfinden. — —"

H. v. Kottwitz schließt daraus, daß die Landmiliz nicht gleich der russischen wird gebraucht werden können.

Altenstein antwortet darauf am 17. April:

— — „Ihre Bemerkungen über die Errichtung der Landwehr ist gewiß sehr richtig und ich würde, wenn ich über die aufzustellenden Grundsätze zu Rathe gezogen worden wäre, solche gleichfalls geltend gemacht haben. Jetzt, nachdem die Sache der Ausführung nahe ist, bleibt nach meiner Ansicht nichts übrig, als durch eine zweckmäßige Leitung der Sache die zu besorgenden Nachtheile möglichst zu mindern und dazu wird sich im Lauf der Organisation durch strenges Ausscheiden der Unentbehrlichen und Unbrauchbaren, so wie durch Fürsorge für die Hinterbliebenen noch Gelegenheit finden." — —

Anfang Juni befand sich Altenstein in Neiße. Dorthin richtete der Militair-Gouverneur, Graf von Götzen, welcher inzwischen seine Stelle angetreten hatte, an ihn folgendes Schreiben:

„Ew. Excellenz

verfehle ich nicht durch diese gute Gelegenheit confidentionellement anzuzeigen, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden, der nach meiner Ansicht uns wohl den Gnadenstoß geben wird. Erst hat Napoleon gesucht, nengoziirt und dann dictatorisch dictirt. Sechs Wochen sind bestimmt. Wir sind von außen und innen sehr übel daran und ziemlich verlassen. Jetzt suchen einige Menschen die gemachten Fehler dadurch von sich abzuwälzen, daß sie andern Versäumnisse Schuld geben. Ich habe offen gesprochen; man sieht mich nicht gern hier, darum bleibe ich noch. Der König hat mir angeboten, ein Bad zu gebrauchen; vermuthlich hat man, da ich unerwartet erschien, die gegen mich geführten Klagen dadurch mildern wollen: daß man von meiner großen Kränklichkeit gesprochen. Ich sagte dem Könige, ich bedürfe des Bades allerdings, da ich mich zu sehr angestrengt, und bei der jetzigen Ruhe, besonders aber, da schon so viel befehlende Behörden existirten, der Militair-Gouverneur wohl entbehrlich wäre, so nehme ich das Anerbieten mit Dank an. Ich werde nun gelegentlich mich noch deutlicher expliciren. Nur noch eine Hoffnung existirt, und diese ist Oesterreich. Entweder es hat ganz schändlich gegen uns gehandelt, oder es muß etwas für uns thun. Vor Uebermorgen werde ich wohl nicht nach Neiße kommen, dann mündlich mehr.

Reichenbach, den 6. Juni 1813. G. v. Götzen."

Schon dieser Brief läßt durchblicken, daß im Hauptquartier, des Königs allerlei Klagen über das Schlesische Gouvernement laut geworden sein müssen. Dies bestätigt ein zweiter Brief des Militair-Gouverneurs. Er schreibt:

„Ew. Excellenz

ermangele ich nicht diejenige Cabinetsordre, welche ich soeben erhalten, schleunigst mitzutheilen. Ich werde vorläufig mit dem Herrn Staatskanzler und Militair-

Behörden sprechen, da wir unmöglich für die Herbeischaffung der Mittel in einer Gegend verantwortlich gemacht werden können, wo die Armeen stehen und über alle Kräffte disponiren. Doch glaube ich, daß es sehr gut sein würde, wenn sich ein hinlänglich bevollmächtigter Commissar auf das Schleunigste hierher verfügte, um gleich an Ort und Stelle und von da aus die vorläufigen Anstalten treffen zu können; je eher er her käme, je besser wäre es.

Neues ist gar nichts vorgefallen und werde ich wahrscheinlich noch einige Tage hierbleiben, bis sich die Verhältnisse mehr aufhellen. Ganz müßig bin ich nicht, doch weniger geplagt, wenn auch gleich nicht froher.

Reichenbach, den 8. Juni 1813.

G. v. Götzen.

Auch das Civil-Gouvernement scheint vielfach eine unliebsame Kritik erfahren zu haben, in welcher die damals zum Schaden des Vaterlandes so oft zu Tage tretenden Partei-Machinationen zum Ausdruck kamen. Den Gouvernements-Papieren liegt die undatirte Abschrift eines Briefes bei, dem Anschein nach von der Hand des Staatsraths Schultz, welcher Altenstein von Berlin nach Breslau begleitet hatte. Demnach läßt sich annehmen, daß dieser Brief von dem in der Abschrift nicht genannten Verfasser an Schultz gerichtet war. Die Abschrift lautet:

„— — ich habe, weil ich noch gar nicht nach Berlin seitdem gekommen, C. (Clausewitz?) über das Gespräch, von dem er vermuthlich Erwähnung gethan, nicht wieder gesprochen; sonst hätte ich mich mit ihm wegen des Mißverständnisses, das dabey obzuwalten scheint, verständigt. Ich habe keineswegs gesagt, daß ich aus sicherer Quelle, von den Aeußerungen des K. (Königs) über A. (Altenstein) wüßte, sondern nur, wie einem überall in P. u. B. (Potsdam und Berlin) das Gerede über die Führung des S'schen (Schlesischen) M.-G. (Militair-Gouvernements) entgegentrete, und wie eine große Parthey auch behaupte, der K. (König) habe sich in bestimmten Ausdrücken in dem Geiste dieser Parthey nachtheilig über A's. G. (Altensteins Gouvernement) geäußert. Der Hauptklagepunkt war wesentlich die verzögerte Bildung der L. W. (Landwehr) und die Nichtaufbietung des L. St. (Landsturms). Alle Diejenigen, welche diesen in der Mark und besonders in Berlin so sehr begünstigt haben, die Anhänger von Gn. (Gneisenau), alles durch den bekannten Artikel im Correspondenten, wo mit Pomp. M's. u. Gn's. (Merkels und Gneisenau's) Ernennung bekannt gemacht wurde, aufgeboten, stimmte dieses Lied an. Die ruhigeren, besseren sonderten sich ab, und ich weiß nicht, wie C. verstanden haben kann, daß ich aus unmittelbarer Quelle etwas wisse, wahrscheinlich weil ich hier wohne — hier ist aber der K. die kürzeste Zeit gewesen und der einzige Mann B.*) (Boyen) der vom K. etwas erfahren haben könnte, ist mit dem ihm vom K. zugekommenen Aeußerungen sehr karg und dann würde gerade

---

*) Dies B. könnte auch Beyme heißen sollen, dieser war aber als Civil-Gouverneur von Pommern wohl nicht in Berlin anwesend.

gegen ihn (Altenstein) dieser auch dergleichen nicht sagen. Ich glaube daher, daß dieses A. nicht sonderlich interessiren kann; mir aber ist es unlieb, daß ein solches Gerede durch mich hat an ihn kommen müssen. Ein heftiger Zank, den ich gerade an dem Tage, wo ich Abends bei C. war, über den Ungrund obiger beyder Vorwürfe mit einem von der Gegenparthey hatte, war die Veranlassung, daß ich mit C. darauf zu reden kam, indem jener mich mit der erwähnten Aeußerung des K. niederschlagen wollte. — —"

Wenn man in Berlin über die langsame Bildung der Schlesischen Landwehr und das Nichtaufbieten des Landsturms zu klagen wirklich Ursache gehabt hat, so übersah man offenbar dabei den Unterschied zwischen dem Menschenmateriel in der Mark und in Schlesien, von welchem letzteren Herr von Kottwitz ein so trauriges Bild entwirft. Die Leistungen der Schlesischen Landwehr sind denn auch den Elementen, aus denen sie bestand, entsprechend gewesen. So schien die böse Vorahnung in Erfüllung zu gehen, welche Altenstein gehabt zu haben scheint, als er die Königliche Ernennung zum Civil-Gouverneur von Schlesien erhielt und welcher er unmittelbar nach Empfang dieser Ordre am 17. März Abends 7 Uhr in einem Schreiben an Beyme Ausdruck gegeben hatte:

„Diesen Augenblick erst erhalte ich die Königl. Ordre wegen meiner Bestimmung zum Civil-Gouverneur von Schlesien. Ich füge solche nicht bey, da Ew. Exllenz wahrscheinlich eine ganz gleichlautende Ordre wegen ihrer Ernennung zum Civil-Gouverneur von Pommern erhalten haben. Es ist kein Zweifel, daß unsere Gefühle im Wesentlichen ganz gleich sind u. s. w."

Den Brief des Militair-Gouverneurs vom 8. scheint Altenstein am 9. Juni erhalten zu haben. Nach seiner Gewohnheit hat er sich die Situation schriftlich klar gemacht und die Frage erwogen, ob er selbst in das Hauptquartier des Königs gehen solle oder nicht. Es liegt hierüber ein Manuscript vor:

„Prüfung der Gründe, für und wider meine Reise in das Hauptquartier und zu dem Herrn Staatskanzler und Bestimmung des Plans im Fall der Ausführung des Vorhabens."

Dieses Exposé erwägt:

1. Die Gründe für eine solche Reise.

2. Die Gründe dagegen.

3. Die zu machenden Vorschläge zur Beseitigung der Uebelstände, die sich gezeigt haben.

Der Schluß dieser Erwägungen lautet:

„Diese Gründe gegeneinander abgewogen, bleiben die für die Sache gewiß überwiegend, wenn nicht durch die Gründe wider (dieselbe) die Erfolglosigkeit erwiesen wäre. Dieses macht, daß der Gewinn nicht erreicht werden kann, der Nachtheil aber sicher ist.

Sollte dem ohngeachtet die Reise unternommen werden so muß

wenigstens daß sie unternommen wurde, um das Beste zu bewirken als unfehlbarer Erfolg (soll wohl heißen „der unfehlbare Beweis") geführt werden. Dazu gehört:

Eine schriftliche Darstellung der Hauptpunkte, in welcher der Zweck der verlangten Unterredung angedeutet ist, und diese als nothwendig gefordert wird.

Diese Darstellung zeigt auch, ob sich wirklich in dem gegenwärtigen Augenblick etwas bestimmt vorschlagen läßt.

Nur ein solcher Vorschlag rechtfertigt bei jedem künftigen Erfolg."

(Neiße), 9./6. 13.

Dem Schriftstück ist folgende Notiz hinzugefügt:

„Den 9. Abends zusammengestellt, veranlaßt durch Götzens Briefe und die ganze Lage — unnöthig durch die am 10. erfolgte Entbindung."

Auch die oben erwähnte schriftliche Darstellung der Hauptpunkte, „Bestimmung des Plans", hatte Altenstein noch am 9. zu Papier gebracht. Sie befinden sich aufgezeichnet in einem Schriftstück mit der Ueberschrift:

Zusammenstellung behufs der mündlichen weiteren Rücksprache mit des Herrn Staatskanzlers Excellenz." Dasselbe beginnt:

„Noch kenne ich heute, den 9. Juni den abgeschlossenen Waffenstillstand nicht genauer, als durch die gedruckte Bekanntmachung und bin daher auch außer Stand ganz zu beurtheilen, was in dessen Gefolg schleunigst geschehen sollte."

Die Versuche zur Lösung des Eisenbahn-Concurrenz-Problems

von

Max Maria von Weber.

II.

II. Die Gestaltung der Concurrenzformen in den Haupteisenbahnländern.

Die vollständige Lösung des Eisenbahn-Concurrenz-Problems, in Ländern wo es die Fragen der Staatshandhabung der Eisenbahnbahnen nicht gibt, chlechtweg das „Eisenbahnproblem" genannt, ist unmö glich, denn es beruht

auf der Collision unversöhnlicher Interessen, auf den Antithesen des Verkehrs überhaupt.

Wie jeder Kräftestreit schafft die Bewegung Gutes und Uebles. Man wird sich begnügen müssen, das Erstere in ihrem Bereiche auf Kosten des zweiten zu stärken und wird es eine Art von Lösung ihres Problems nennen dürfen, wenn ihren Vortheilen eine möglichst umfassende Wirksamkeit auf das öffentliche Wohl gestattet wird, ihre Nachtheile auf ein Minimum durch Mittel eingeschränkt werden, die nicht schlimmer sind als die Uebel selbst.

Dieses Ziel ist nicht durch staatliche Institutionen allein, ganz ohne ihre Hilfe noch weniger zu erreichen.

Nur die starke Hand des über den Parteien stehenden Staats allein kann Garantie für die loyale Handhabung der zur Lösung des Problems gewählten Mittel sein.

Die Wahl der Mittel aber kann, von Fall zu Fall, nur frei in der Hand der Betheiligten liegen.

Ausgang, Verlauf und Abschluß der Bestrebungen zur Lösung des Problems werden überall viele Analogien zeigen.

Der Ausgangspunkt ist immer der Streit um gegebene Verkehre zwischen gegebenen Punkten unter den Eigenthümern der diese Punkte verbindenden Wege.

Der Verlauf ist immer gewaltsamer oder friedlicher Ausgleich des Streits, durch Aufgehen der Gegner in einander oder durch Pakt derselben unter einander.

In sehr vielen Fällen bleibt der Lösungsversuch in diesem Stadium stehen das die Möglichkeit der für das öffentliche Wohl abträglichen Ausbeutnng der Interessenverschmelzung einerseits, oder deren beliebigen geheimen und offenen Bruch durch einen der Paciscenten in sich schließt.

Die Paciscenten können in beiden Fällen, eben so wohl Staaten, welche Bahnen besitzen als Privateigenthümer solcher sein.

Die Consolidirung der Pakte, mithin der Abschluß der Bestrebung zur Lösung des Problems, kann daher nur durch eine über alle Paciscenten stehende mit zwingender Macht ausgerüstete Gewalt erfolgen, mag dieselbe nun Reich, Union, Land oder Regierung genannt werden.

Ohne eine solche obere Gewalt, wie sie Deutschland, die nordamerikanische Union, die Schweiz besitzen, kann daher an eine annähernde Lösung des Problems überhaupt gar nicht gedacht werden; die letztere ist also ausgeschlossen in Ländern, in denen der Staat und Private neben einander gleichberechtigte Eigenthümer von Bahnen sind, während sie eintreten kann in Ländern, wo das ganze Bahnsystem in Händen von Privaten ist, die Lösungsbestrebungen also durch Acte der Regierung, welche die Erfüllung der Pakte gewährleisten, ihren Abschluß finden können.

Die Lösung der Frage würde weit leichter an die Grenze des Möglichen zu führen sein, wenn, wie bei andern Industrien, in der des Eisenbahnwesens die Producenten und Consumenten ganz verschiedene Personen wären. Das ist aber hier nicht der Fall. Der versendende oder empfangende Kaufmann kann ebenso gut Frachtenzahler wie Dividendenempfänger sein, und der

Reisende zahlt sich selbst seinen Coupon aus. Sein eigenes Interesse läuft in einem Falle dem im andern Falle entgegen. Heut kann ihm, je nach seinem Besitz und Geschäftsstande, an festen Frachtsätzen, morgen an niederen Tarifen liegen. Gehört er noch gar als Verwaltungsrath u. s. w. einer Administration an, so kann er sich oft im Dilemma zwischen Pflichten gegen Staat, Gesellschaft und sich selbst als Administrator, Aktionär und Versender befinden. Noch complicirter ist das Verhältniß für den Staat als Eisenbahn-Eigenthümer, dessen Handels-, Steuer-, Zoll-, Industrie-, wirthschaftliche und militärische Interessen sich unter einander in Bezug auf das Eisenbahnwesen und mit dessen eigenstem Interesse in fortwährendem Conflicte befinden, der zugleich als Concurrent seiner Unterthanen, der Nachbarstaaten und vielleicht sogar seiner selbst aufzutreten und schließlich gar als Richter in eigener Sache, und als Handhaber der Oberaufsicht über seine Gegner bei diesen Concurrenzen zu fungiren haben kann. Gerade er wird es um so weniger vermeiden können, unabläßig in Pflichtenconflicte zu verfallen, je gewissenhafter und bewußter er bestrebt ist, allen Branchen seines theils natürlichen theils willkürlich übernommenen Eisenbahnberufs gerecht zu werden.

Wenn wir daher untersuchen wollen, unter welchen staatlichen, geographischen und wirthschaftlichen Verhältnissen das Concurrenz-Problem Aussicht hat, seiner Lösung am nächsten geführt zu werden, so werden wir jetzt auf dem Hintergrunde der in diesem Abschnitte gegebenen Darstellung der physikalischen, geographischen und ethnographischen Einwirkung, unter denen sich die charakteristischen Formen der Eisenbahnsysteme der verschiedenen Länder entwickelten, die Bedingungen vorzuführen haben, welche die Concurrenz-Verhältnisse der verschiedenen Länder gestalteten. Hieraus werden wir Schlüsse darauf ableiten können, unter welchen Combinationen aller dieser Verhältnisse die der Vollständigkeit am nächsten kommende Lösung des Concurrenz-Problems der Eisenbahnen zu hoffen sein wird.

England.

Der Grundzug des englischen Eisenbahnverkehrs besteht in Beschleunigung der Tansporte, nicht in der Erweiterung der schon vorhandenen Verkehre.

Charakteristisch hierfür ist, daß das Eisenbahnwesen dort überhaupt aus dem Bedürfniß heraus geschaffen wurde, den langsamen Kanalverkehr (des Bridgewater Kanals) durch eine schnellere Transportform zu ersetzen, daß daher die erste Eisenbahn mit schneller Fahrbewegung nicht von der Metropole aus, sondern zwischen der größten Hafen- und der ersten Fabrikstadt des Landes entstand. (Liverpool-Manchester).

Der enorm hohe Werth der Zeit in einem Lande, wo die Wechselwirkungen von Kapitalskraft, Produktion und Handel die Kraftentwickelungen auf das Aeußerste spannen, machte in England die Beschleunigung der Transporte gleichbedeutend mit einer Preisherabsetzung derselben, in vielen Fällen selbst dann, wenn der factische Transportpreis ein höherer war.

Schon als die Linien der Bahnen sich zusammenzuschließen, Netze zu bilden begannen und die Beförderung großer Massen auf zwei Routen möglich

wurde, erkannte der praktische Sinn der Engländer, daß fortan der Transportpreis ein Handelsartikel sei, dessen Werth sich eben so wenig normiren lasse, wie der Preis von Fleisch oder Brod und daß dem gegenüber die auf Regulirung der betreffenden Verhältnisse gerichteten Beschlüsse der Verwaltungen und Bestrebungen der Regierung völlig ohnmächtig seien.

Als daher gewisse Theoretiker und Utopisten es versuchten, in die, den Einfluß der Regierung auf das Eisenbahnwesen regulirenden Gesetze: in die Morrison'sche Bill vom Jahr 1836, in das Postgesetz vom Jahre 1838 und das Aufsichtsgesetz vom Jahre 1840, Paragraphen einzufügen, welche dem Staate Befugnisse in Bezug auf die Tarifirung der Eisenbahnen einräumen sollten, lehnte der gesunde großgeschäftliche Sinn des Parlaments diese ab.

In der That hat das Transportpreiswesen der englischen Bahnen immer offen den Charakter des Handelsverkehrs behalten, der sich nach den Verhältnissen von Art und Zeit gestaltete.

Hiermit stand es im directen Gegensatz zu den charakteristischen Zügen des continentalen Transportwesens, die zwar, dem Geiste der policirten Staaten gemäß, eine offizielle strenge Regelung der Tarife, aber auch zahllose Connivenzen mit Ausnahme-Verhältnissen aufwiesen, welche die erste nur als mühevolle und kostspielige theoretische Classificirungen und Regelungen erscheinen lassen, die auf den faktischen Transportpreis nur sehr beschränkten Einfluß äußerten.

Der sich bald zwischen den gleiche Orte verbindenden Eisenbahnen entwickelnde Concurrenzkrieg behielt in England nur sehr kurze Zeit den Charakter als ausschließlicher Tarifkampf. Der Bau der Abkürzungslinie, die Erwerbung von hinderlichen, die Ausdehnung der Verkehre hintanhaltenden Mittelgliedern, die Unterbindung der Verkehre der concurrirenden Bahnen durch Ankauf von deren Zufuhradern, ja von Strecken die jenen den Betrieb vertheuerten und erschwerten, wurde ins Feld geführt und dabei die Mittel nicht sehr streng erwogen, die hierfür Börse, Presse und Speculation boten, der noch unreineren nicht zu gedenken.

Aber selbst für die dominirenden Bahnen wurde diese fortwährende Arbeit des Ankaufens, Absorbirens, Pachtens und Unschädlichmachens eine nachgerade vernichtende, besonders da die Speculation, die schwachen Seiten ihrer Nothwendigkeiten und Bedürfnisse wohl erkennend, dieselbe auf das Ungebührlichste ausbeutete.

Nichts desto weniger bildeten sich durch diese Neubauten, Absorptionen und Ankäufe bald große Bahncomplexe, welche ganze Verkehrsrichtungen in einer Weise zu beherrschen begannen, daß schon bei der dritten großen Eisenbahnkrise im Jahre 1845, welche es den finanziell feststehenden Gesellschaften aufs Neue möglich machte, ihren Besitzstand mächtig zu erweitern, Sir Robert Peel's weitblickender staatswirthschaftlicher Geist die ganze Gefahr dieser sich entwickelnden Verkehrs-Monopole erkannte und auf gesetzliche Maßnahmen drang, welche die Expropriation von Theilen des Eigenthums und der Rechte der großen Eisenbahncomplexe im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt möglich machen sollten.

Die argwöhnische Eifersucht, mit der das englische Volk selbst den Anschein einer Verkümmerung des Rechts freier individueller Bethätigung zurückweist, ließ von solchen Maßnahmen abstehen.

Der eigene Vortheil trieb die dominirenden Bahncomplexe zu dem Versuche von Vereinbarungen über Frachtsätze und Transportpreise innerhalb der streitigen Verkehre und es wurde unzweifelhaft durch diese Veranstaltungen dem Concurrenzkampfe ein Theil seiner äußeren Heftigkeit und Augenscheinlichkeit genommen. Aber derselbe dauerte unter der Oberfläche fort; denn wenn auch die vereinbarten Tarifsätze eingehalten wurden, worunter die Controlle im continentalen Sinne bei dem Nichtvorhandensein von Tarifen und Reglements mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, so ließ sich doch nicht verhindern, daß man sich gegenseitig durch größere Zahl der Züge, promptere Expedition, Schnelligkeit der Beförderung, bequemere Wagen und Stationen 2c. 2c. die Verkehre, allerdings zuweilen mit großen Opfern, abzugewinnen suchte.

Angesichts dieser auf die Haupt-Verkehre gewendeten Anstrengungen, sahen sich die großen Bahncomplexe gezwungen, den bedeutenden Aufwand für dieselben auf Kosten der kleinen wieder hereinzubringen und es trat dem zu Folge auf den meisten Nebenlinien eine Vernachlässigung des Dienstes und der Bahnunterhaltung, ein Verkommen des Reisecomfortes, ein Schwinden der Lieferungspromptheit ein, die mit deren Unrentabilität parallel lief, und die provinzielle Wohlfahrt vielfach empfindlich schädigte. Ja, mehrere Bahngesellschaften entblödeten sich nicht, den Verkehr auf gewissen, für sie unproduktiven, wirthschaftlich aber nicht werthlosen Nebenlinien ganz einzustellen.

Die öffentliche Stimme erhob sich laut und allgemein gegen diese Zustände, über die zuletzt, zur Zeit der tiefsten Herabstimmung der Rentabilität der Bahnen durch den Concurrenz- und Fusionskampf, beim Parlamente energisch Beschwerde geführt wurde. Hierdurch sah sich dieses genöthigt, umfassende Erörterungen über die Mittel zur Abhülfe der Uebel anzustellen, unter denen sogar der Ankauf der Bahnen durch den Staat vorübergehend in Rede kam. Der Bericht über diese Erörterungen, volle 1093 gedruckte Folioseiten stark, ist schätzbares Material geblieben und das Parlament, in dessen Oberhause zur Zeit 52, in dessen Unterhause 124 Eisenbahndirektoren, Verwaltungsräthe und sonst zu den Bahnen in naher Beziehung stehende Personen saßen, erklärte stillschweigend durch Fallenlassen des Gegenstandes, daß Abhülfe der Uebelstände ohne Einschränkung der dem englischen Volke gewährleisteten Freiheiten nicht thunlich und das Ganze der Selbsthilfe anheimzustellen sei.

Dies Vertrauen hat insofern nicht ganz getäuscht, als, nachdem die Zahl der selbständigen Verwaltungen durch Ankauf, Verschmelzung, Pachtung und sonstige Maßnahmen von über 500 auf 289 reducirt und die bedeutenderen Linien zu großen Complexen zusammengeschmolzen worden waren, deren Zehn*) ganze

*) London und North Western; Great Western; North Eastern; Midland; Great Eastern South Western; Great Northern; Lancashire and Yorkshire; London, Brighton & South Coast South Eastern.

Verkehrsdistrikte fast souverain beherrschten, und obgleich jede derselben durch fortwährende neue Erwerbung von Linien diese Herrschaft auszubreiten und zu festigen suchte, ein gewisses Gleichgewicht und eine Art von Abgrenzung der Interessen eingetreten war, die einen erträglichen modus vivendi zwischen den Bahngesellschaften unter einander einerseits und dem Publikum anderseits möglich machte. Dieser modus vivendi, der sich auf den gesunden praktischen Sinn der Engländer, der das „reasonable" auch für den Gegner gelten läßt, gründete, hat die Prosperität der englischen Bahnen in letzter Zeit wesentlich gehoben und den Concurrenzkampf auf ein Minimum eingeschränkt.

Er bildet das letzte Stadium, in welches die Bestrebungen zur Lösung des Eisenbahn-Problems in England getreten sind.

Die Unvollkommenheit dieser Lösung liegt auf der Hand.

Ihre Schwäche liegt hauptsächlich darin, daß sie auf Compromissen zwischen gleichberechtigten Mächten (Complexen) beruht, die feste Besitzer ihrer Gebiete sind, daher mit allen ihren Interessen zusammen grenzen, mit jedem derselben collidiren können, so daß fast jede Transportconjunktur unter Verhältnissen den Concurrenzkampf wieder entbrennen lassen kann. Der wirthschaftliche Fehler der Lösungsform aber beruht auf der Schaffung jener festbesitzenden, Verkehrsdistrikte beherrschenden Bahncomplexe, deren Gebahren nach außen hin, für die großen durchgehenden Verkehre, durch die Wechselwirkung mit ihren Nachbarn in Schach gehalten und regulirt wird, die aber innerhalb ihres Distrikts fast souverain sind und diese Souverainetät, besonders dem auf kleinen Strecken hin versendenden und verkehrenden Publikum, bis an die Grenze des „Vernünftigen" hin, fühlbar machen, so daß fast alle Verhältnisse des Localverkehrs in England in kläglicher Weise gegen die des im großen, würdigen Style geführten Durchgangsverkehres contrastiren.

Frankreich.

In der Erscheinung der endlichen Wirkung der englischen außerordentlich ähnlich, im inneren Wesen und den Motiven ihnen diametral entgegengesetzt, gestalteten sich die Concurrenzverhältnisse in Frankreich. Es ist nicht möglich, zwei ihrer ganzen Wesenheit nach verschiedenere civilisirte Völker zu finden, als die, welche der schmale Canal la Manche trennt. In England freiheitliche Selbstbestimmung des Individuums, Nichteinmischung der Regierung in jede legale Thätigkeit, strenge Individualisirung des Wirkens, unabhängige Gebahrung des Kapitals; in Frankreich Durchbildung des Schemas, der Norm in allen Thätigkeitskreisen, Anlehnen in allen Verhältnissen an die Regierung und allgemeine Controle derselben, enge Wechselwirkung zwischen den Staatsfinanzen und den Operationen des Privatcapitals.

Diese Unterschiede spiegeln sich in den Versuchen zur Lösung des „Eisenbahnproblems" in beiden Ländern.

Von den leitenden Völkern hat das französische am längsten mit der Ausführung seines Eisenbahnnetzes gezögert, es dann aber am meisten dem Geiste seiner politischen und wirthschaftlichen Regierungsprinzipien gemäß gestaltet.

Dasselbe wurde a priori nach dem Vorgange der zur Zeit der Erscheinung des Eisenbahnwesens in Frankreich schon hoch entwickelten andern Verkehrsanstalten, vornehmlich der Straßen, systematisirt.

Der Staat übernahm mit den eminenten Kräften seines „Ecole des Ponts et Chaussées“ und der „Ecole des Mines“ die Ausführung, den Betrieb und die Beaufsichtigung der Bahnen. Er gab die Maximen, nach denen seine Ingenieurs des Points et Chaussées, die in den Diensten der Eisenbahn-Privatgesellschaften functionirten, die Linien über das Land disponirten. Militärische und theoretisch-staatswirthschaftliche Rücksichten spielten dabei von Anfang an eine bedeutsamere Rolle als in jedem andern Staate und die Regierung sicherte sich die starke Wechselwirkung mit den großen Finanzkräften, welche den Bau der Bahnen unternahmen, durch eine Zinsgarantie der auf den Hauptlinien verwendeten Capitalien. Die absolut centralistischen Regierungs-Principien, verbunden mit dem ebenfalls nach dem Mittelpunkte, Paris, unwiderstehlich gravitirenden Nationalleben Frankreichs, machten es möglich, im Voraus mit einiger Sicherheit die Richtungen zu bestimmen, in denen die Hauptverkehre sich auf lange Zeit hinaus bewegen mussten. In diesen Hauptrichtungen, sechs an der Zahl, wurden die Hauptlinien, welche mit einigen Dependenzen die Linien des vom Staate garantirten sogenannten „Ancien réseau“ bildeten, disponirt. Fünf derselben convergirten von den Küsten und Grenzen nach Paris, eine verband das Mittelmeer mit dem atlantischen Ocean. Schon die Richtung dieser Linien ließ erkennen, daß sie ganz verschiedene Geschäfte besorgten, daß die Concurrenz zwischen ihnen niemals eine verhältnißmäßig heftige oder gar verderbliche werden könne. An diese radialen Hauptlinien schloß sich die zweite Klasse des „Nouveau réseau“ der französischen Bahnen, jene in verschiedenen Richtungen, im großen Ganzen aber concentrisch unter einander verbindend. Der größte Theil dieser letzteren Linien wurde als sogenannte „neue Netze“ von den Gesellschaften der Hauptlinien selbst gebaut. Zwischen ihnen entwickelten sich aber auch von kleineren Gesellschaften ausgeführte Linien, welche durch Zusammenschluß größere Strecken bildeten und es sogar unternahmen, den Hauptbahnen und besonders deren zweiten Netzen Concurrenz zu machen. Ohne daß die Concurrenzen im englischen Sinne stürmische und gefährliche hätten werden können, belästigten sie doch die großen Gesellschaften, vornehmlich in jenen „zweiten Netzen“, ungemein, und ihre Unschädlichmachung wurde zur Parole unter denselben. Ihre Beseitigung wurde um so dringender, je tiefer die Rentabilität der neuen Netze sank, die meist mit Capitalien errichtet waren, deren Verzinsung die ihrerseits Zinsgarantien vom Staate genießenden Hauptbahnen garantirt hatten. Der Werth der kleinen selbstständigen Linien wurde daher von den mächtigen Gesellschaften durch Concurrenz- und Börsen-Manöver herabgedrückt und sie selbst dann zu billigem Preise aufgekauft, oder auf sehr lange Zeit hin gepachtet.

So wurde denn nach und nach in jeder der sechs Hauptverkehrsrichtungen Frankreichs eine der Hauptbahngesellschaften durch Aufkauf, Fusion und Pacht aller in derselben liegenden Linien alleinherrschend und das ganze Eisenbahnnetz des Landes theilte sich in sechs große Distrikte, in deren jedem eine jener Gesell-

schaften ein fast ausschließliches Verkehrs-Monopol besaß. Die Concurrenz war dadurch bis auf unbedeutende Funktionen an den Grenzen der Monopoldistrikte beseitigt und das verkehrtreibende Publikum wäre der Willkür der Monopolbesitzenden Gesellschaften in weit höherem Maße als es in der That der Fall ist, preisgegeben gewesen, wenn der kraft ihrer Theilhaberschaft und Subventionirung bei den Bahnen sehr einflußreichen Regierung nicht viel hätte daran gelegen sein müssen, das System der Monopole nicht diskreditirt zu sehen, zu deren Schaffung die ganz im Geiste der Napoleonischen Staatsraison lag, sie vielfach starke Hand geliehen hatte. Sie bewirkten daher durch ihren legalen Einfluß auf die Tarife, daß das System den Bedürfnissen des Landes erträglich Rechnung trug, wobei es unläugbar bleibt, daß von allen Quellen der Prosperität Frankreichs sein Eisenbahnsystem bei weitem nicht die am vollsten fließende gewesen ist. Anderseits bilden die immensen, von den sechs großen Bahngesellschaften beherrschten Capitalien einen so bedeutenden Theil der Finanzkraft Frankreichs, diese großen Gesellschaften und ihre Dependenzen an Finanz-Instituten, Banken ꝛc. aller Art sind so mächitg in den legislativen und allen sonstigen maßgebenden und leitenden Körperschaften Frankreichs vertreten, daß ihr Interesse fast allenthalben so behandelt zu werden pflegt, als fiele es durchaus mit dem Finanz-Interesse des Staats zusammen. Dabei finden diese großen Gesellschaften einen zu großen Vorteil in ihrem individuellen Fortbestande, um die Idee ihres Aufgehens im Staate aufkommen zu lassen, so lange das staatswirthschaftliche und Administrationssystem Frankreichs das jetzige bleibt.

Und so ist man denn berechtigt, auch die, in neuester Zeit mit so viel Eile in Scene gesetzte Sanirung der desolaten Zustände einiger kleinern Bahngesellschaften vermittels ihrer Erwerbung durch den Staat und die Projekte für den Ausbau des französischen Bahnnetzes durch den Staat, so wie endlich die Begünstigungen, durch welche der Staat die Entwickelungen der Bahnen niederer Ordnung zu fördern vorgibt, von den Gesichtspunkten aus zu betrachten, daß alle diese staatlichen Maßnahmen am Schlusse nur auf eine noch weitere gewaltige Stärkung der sechs großen monopoltragenden Bahngesellschaften hinauslaufen.

Von einem vollständigen Verkennen der intimen Zustände Frankreichs würde es daher zeugen, wollte man die dermaligen Maßnahmen als Einleitung zur directen Manipulation des Eisenbahnwesens durch den Staat in Frankreich betrachten. Sollen sie dies sein, so würde ihnen eine so erleuchtete Regierung wie die französische nicht die Form der Schaffung eines haltlos zersplitterten Eigenthums von Bahnlinien, nicht die von unmöglich zerstückelten Betriebsführungen geben, welche selbst die Macht der Regierung nicht vor dem Erdrücktwerden durch den sie umgebenden großen Bahncomplex schützen könnte.

Vergleicht man den Verlauf der Versuche zur Lösung des Eisenbahnproblems in England und Frankreich, so findet man, daß der hauptsächlichste physiognomische Zug beider in gegenwärtiger Zeit das **Verkehrsmonopol in Verkehrsdistricten** ist.

Die Entstehung desselben in beiden Ländern ist aber so verschieden wie diese selbst.

In England entstand das Verkehrsmonopol naturgemäß aus dem die Verkehrsverhältnisse klärenden und schließlich sachgemäß ordnenden Concurrenzkampfe, aus der freien Anwendung des Darwinschen Prozesses des Verschwindens des Schwachen, des Fortbestehens des Starken, der seinerseits den vernünftigen Nothwendigkeiten des Völkerlebens gehorchen muß.

In Frankreich fand kein die Verkehrsverhältnisse klärender Concurrenzkampf statt. Die Regierung vertheilte die Monopole kraft der Staatsraison, welche seit Ludwig des XIV. Zeiten nur die Worte nicht den Geist des Mottos geändert hat und begrenzte die Monopoldistrikte nach ihrem Ermessen, während gleichzeitig das Napoleonische Regiment der Maxime des Enrichissez vous gemäß, das finanzielle Interesse des Staates mit dem der monopolisirten Gesellschaft so eng verschmolz, daß die Grenzen, wo die Einflüsse des Staats auf die Gesellschaften und die der Gesellschaften auf den Staat beginnen und aufhören, nicht mehr zu finden sind.

Die Weise, in der in Frankreich das Eisenbahnproblem nicht zu lösen versucht, sondern a priori beseitigt worden ist, läuft somit im Grunde genommen auf die kluge, aber dennoch den Verhältnissen und ihrer Entwicklung Gewalt anthuende Einwirkung des Staats als Deus ex machina auf das Eisenbahnwesen hinaus. Das letztere hat daher in Frankreich mehr als irgendwo anders, den Charakter eines sinnreichen Mechanismus, nicht den eines lebendigen, sich selbst aus sich selbst heraus entwickelnden Organismus erhalten.

Für die Lösung des Eisenbahnproblems ist der Vorgang in Frankreich ein durchaus werthloser geblieben.

Deutschland.

Von allen civilisirten Staaten Europas brachte Deutschland dem Eisenbahnwesen die wenigste Vorbereitung entgegen. Es besaß nicht, wie England und Frankreich, als das Eisenbahnwesen bei ihm erschien, eine hochentwickelte Technik, die sich dort am Bau von Häfen, Canälen, Stromregulirung und Straßen, an einer großen Industrie herangebildet hatte, deren Vertreter hochangesehene Körperschaften bildeten. Ein beschränktes Straßennetz, wenige regulirte Flüsse, noch weniger Canäle vermittelten einen mäßigen Verkehr, in dessen Bereich die Nagler'sche und Taxis'sche Post die einzigen correkt administrirten öffentlichen Transportinstitute waren. Eine verhältnißmäßig schwache Industrie begann erst sporadisch zu erblühen, Kohlen und Erzlager waren nur zum kleinsten Theile erschlossen. Für die Entwickelung, das Stadium der Administration von Verkehrsinstituten, von industriellen Unternehmungen war äußerst wenig Gelegenheit geboten, Bildungsanstalten für die Pflege der Ingenieurwissenschaften waren eben erst im Entstehen begriffen, die Praxis der Wissenschaft selbst wurde seitens der Behörden, des Publikums, wenig vom Handwerke unterschieden, und ihre Vertreter den Adepten der Fakultätswissenschaften in keiner Weise für ebenbürtig erachtet.

Kein imposantes Corps des Ponts et Caussées, keine Gilde von eminenten, hoch in der bürgerlichen Gesellschaft stehenden Meistern der Technik empfingen wie in Frankreich und England das Eisenbahnwesen bei seinem Auftreten in Deutschland; es mangelte ihm also hier zu seiner Manipulation fast an allen intellektuellen Mitteln, sowohl in der Technik als in der Administration.

Ungemäß war dem ganzen Wesen desselben, mit seinen mächtigen Zügen, auch die staatliche Zersplitterung, obwohl dieselbe wie für die Pflege des specifisch germanischen Geistes überhaupt, auch für die dem deutschen Wesen congenialste Entwickelung, Gestaltung und Verbreitung des deutschen Eisenbahnwesens, gerade in denjenigen Beziehungen Bedeutsames gewirkt hat, in denen das deutsche Eisenbahnsystem sich vortheilhaft von denen anderer Länder unterscheidet.

Naturgemäß und leidige Nothwendigkeit war es daher, daß, als das Eisenbahnwesen in den meisten deutschen Ländern fast gleichzeitig auftrat und weitaus mehr technische und administrative Kräfte beanspruchte, als etwa aus andern Branchen, halb geeignet, herüber zu ziehen waren, die Wahl derselben nicht skrupulös getroffen werden konnte, und das ganze Eisenbahnsystem in fast allen seinen Theilen und fast überall in, milde ausgedrückt, ungeeignete Hände kam. Die Wenigsten kannten das, was sie zu leisten hatten, anders als vom Hörensagen.

Die Association des Privatkapitals verpflanzte das Eisenbahnwesen auf deutschen Boden. Die Leute, die ihr Geld zum Bau von Eisenbahnen hergaben, wollten wissen, wie dasselbe verwandt wurde und übernahmen daher zunächst die Verwaltung ihrer Capitalien, sodann die der ganzen Eisenbahn-Anstalten, lediglich im Lehren lernend, fremd in Allem was sie zu wirken hatten, höchstens von unklarer Nachahmung geleitet. Ueberdies hegten sie zum großen Theile recht wenig Vertrauen zu ihren Technikern, von denen sie wussten, daß sie ihr Bereich kaum genauer kannten, als sie das ihre.

Als nun trotzdem die Eisenbahnen entstanden, ganz annehmbar ausfielen, erträglich geleitet erschienen und Gutes leisteten, entwickelte sich im sonderbaren Widerspruche mit der Wirklichkeit die Anschauung, daß eine eigentliche, fachliche Vorbildung nur für die Ausübung des Executivdienstes im Eisenbahnwesen erforderlich, die in letzter Instanz, an der Centralstelle der Verwaltung maßgebende Leitung hingegen ohne jede solche Vorbereitung von jeder gebildeten Intelligenz besorgt und die nöthige Fachkenntniß sehr wohl während der Leitung empirisch von oben herab erworben werden könne.

Hierin lag der oft verkannte Grund, daß das deutsche Eisenbahnnetz sich bald, weit bunter noch als die Landkarte Deutschlands, aus zahlreichen Verwaltungsbereichen der heterogensten Prinzipien zusammensetzte, deren Differenzen sich bis auf den Schnitt der Uniformen, die Signale, die Instruktionen selbst von gemeinschaftlich auf denselben Stationen manipulirten Linien erstreckte.

Diese Buntheit mehrte sich noch, als zuerst die Mittelstaaten nach dem Vorgange Belgiens, wieder jeder in Formen für sich, das Experiment der Staats-Verwaltung des Eisenbahnwesens wagten, denen sich dann Preußen im großen Style anschloß. Es konnte nicht fehlen, daß, als das Netz sich dichter zusammen-

schloß, die damit immer unerträglicher werdenden Einflüsse dieser Buntheit zu den Vereinbarungen drängten, welche dieselben zum Theil paralysirten. Die Eisenbahn-Verbände, die technischen Vereinbarungen über die Gestaltung der Eisenbahnen, das gemeinschaftliche Betriebs-Reglement 2c. 2c., sind Kinder der deutschen Eisenbahn-Zersplitterung und gehören zugleich zu den segensreichsten und der eigentlichen Natur des Eisenbahnwesens angemessensten Schöpfungen im ganzen Bereiche desselben. Dieselben haben es der Erreichung seiner Zwecke näher gefördert, als alle darauf bezüglichen staatlichen Maßnahmen zusammen.

Während die technischen Vereinbarungen die freie Circulation der Betriebsmittel, diese Grundlage des großen Bahnverkehrs, im weitesten Sinne erfolgreich anbahnten, thaten die Verbände einen ersten Schritt auf der Bahn zur Lösung des Eisenbahnproblems, welche die amerikanischen Verwaltungen seitdem um mehrere Staffeln weiter verfolgt haben.

Die Verbände entwickelten in sich eine im Sinne des Eisenbahntransportes ungemein gesunde Thätigkeit. Sie ließen das Eigenthum und die specifischen Eigenschaften der Bahnen, aus denen sie bestanden, intakt und sammelten doch die Kräfte zur Erreichung bestimmter gemeinschaftlicher Zwecke durch Verträge, welche für den Fall der Nothwendigkeit einer andern Combination derselben lösbar waren. Mit verhältnißmäßig gleichen Rechten und friedlich gesellt saßen in ihren Berathungen die Vertreter von Staatsbahnen, hinter denen eine Großmacht stand, mit denen kleiner Linien neben einander, die schwachen Aktiengesellschaften gehörten. Die Wechselwirkung zwischen den präzisen, fast starren Verwaltungsmaximen der Staatsbahnen mit denen der freien, weniger skupulösen kaufmännisch administrirten Privatgesellschaften, hielt einerseits aus den Verbänden die ungeraden und geheimen Mittel des Concurrenzkampfes ziemlich fern, verlieh aber anderseits ihrem Gebahren einen guten Theil der Coulanz und Beweglichkeit, ohne welche ersprießliche Eisenbahn-Manipulation nicht denkbar ist.

Im ganzen ist auch die deutsche Eisenbahnconcurrenz nicht ganz frei von den, wie es scheint, unvermeidlichen und unausrottbaren Einflüssen geblieben, die in Form von geheimen Refektien, Bonificationen 2c. jedes Vertragen illusorisch und correktes merkantilisches Gebahren unmöglich machen. Faktisch hat sie, in Verbindung mit wirthschaftlichen Einflüssen, die Transportpreise auf den deutschen Bahnen schneller und tiefer heruntergedrückt als in jedem andern Lande, selbst Amerika nicht ausgenommen, wo ein wilder Concurrenzkampf die Tarife der Durchgangsverkehre unerhört geschädigt hat, während die Localtarife den Schaden fast beigebracht haben. Erst in letzter Zeit ist der Mittelwerth des amerikanischen Transportpreises unter den preußischen gesunken.

Die deutsche Eisenbahn-Concurrenz erhielt ihre specifische Physiognomie, die sie sehr drastisch von der in allen andern Ländern unterschied, durch die Natur der Eigenthümer der Bahnen. Während in England nur ganz freie Privatbahnen, in Frankreich vom Staate beeinflusste Privatbahnen, also ebenbürtige Gegner mit einander gerungen hatten, traten in Deutschland mit geringeren auch vornehmere Streiter, die Staatsbahnen, in die Reihen.

Die Concurrenzverhältnisse wurden dadurch hier durchaus eigenthümlicher, bis zur Entwickelung des Staatsbahnwesens in Mitte der Privatbahnsysteme und der Staatsbahnnetze verschiedener Länder neben einander, wohl für unmöglich gehaltener Art. Die Erscheinungen complicirten sich noch durch das Auftreten der dritten Gattung der Reichsbahnen.

Die Staaten waren auf diese Weise gezwungen, sich nicht allein unter einander Concurrenz zu machen, mit allen Mitteln derselben einander gegenseitig, oder einer den Unterthanen des andern Vortheile abzugewinnen, sondern sie mussten auch in den Concurrenzstreit mit ihren eigenen Angehörigen, mit ihren eigenen Steuerzahlern treten und um den Erwerb mit ihnen ringen, von dem sie Steuern von ihnen erhoben, dessen Hereinbringung sie technisch und finanziell regelten und in allen Theilen maßgebend überwachten. Noch eigenthümlicher gestaltete sich die Sachlage bei Concurrenzen zwischen Staatsbahnen und vom Staate subventionirten Linien, wo der Staat mit sich selbst concurrirt.

Diese Zustände steigern sich in ihrer Abnormheit, gegen welche die Gewöhnung abgestumpft hat, mit der weitern Verzweigung der Staatsbahnsysteme und sind wohl geeignet, nach und nach die Vortheile zu paralysiren, welche aus der Wechselwirkung zwischen Staats- und Privatbahncomplexen in großen Eisenbahnnetzen erwachsen, so daß Abstellung derselben auf einem und dem andern Wege sich immer unerläßlicher zeigt.

Einer dieser Wege lag, nach Begründung des deutschen Reichs, in Deutschland offener vor Augen als in irgend einem andern Lande, und wurde, durch Schaffung der gleichmäßig über Staats- und Privatbahnen stehenden, daher unparteiischen Reichs-Eisenbahnbehörden glücklich angebahnt. Er würde auch schnell und siegreich weiter nach der Lösung des großen Eisenbahnproblems hingeführt haben, wenn dessen Behörden durch gehörige legislatorische Maßnahmen starke Hand verliehen worden wäre.

Da dies nicht geschah, vielmehr das Reich, indem es selbst Bahneigenthümer wurde, von seiner Höhe über den Parteien herabstieg und als ihres Gleichen in die Mitte trat, verschloß sich dieser Weg von selbst wieder.

Der nun allein übrig bleibende, immerhin auch zum Ziele führende, die Staaten am schwächsten mit Verantwortung und finanziellen Hilfeleistungen belastende, die Eigenthumsverhältnisse am wenigsten alterirende Weg, dürfte im Ausbau des Prinzips der Verbände, besonders in der Richtung auf Stärkung von deren leitender Gewalt und Sicherung der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen seitens ihrer Mitglieder zu betreten sein.

Die Bewegung auf den deutschen Eisenbahnen enthält somit die complizirtesten Verhältnisse, die innerhalb einer großen Eisenbahn-Concurrenz denkbar sind, birgt aber auch den schon weit entwickelten Embryo einer der Lösung des Eisenbahnproblems sich nähernden Gestaltung derselben.

Die Dorfschöne.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Eine Veränderung.

Zu Lichtmessen waren in diesem Jahre zwei Feiertage.

Am ersten, so zwischen der Lichten (in der Dämmerung) trat beim Höllerbauer der Essemeister von Rantenbach in die Stube — der Vater von der Kundel. Der wollte nun einmal nachschauen gehen, „was die Dirn macht."

„Bitt gar schön um die Nachthirbi" (Nachtherberge), war sein erstes Wort.

Der Höllerbauer saß am großen Tisch, hatte eben ein geistliches Buch zugeklappt, in welchem er heute zum Festtage so lange Erleuchtung gesucht hatte, bis es finster worden war. Auf den Gruß des Eintretenden erwiderte er mit einem unverständlichen Brummer.

Das kam dem Zenz nicht ganz richtig vor, doch trat er zum Tische und hielt dem Bauer die Hand hin. — „Seids halt alleweil fleißig im Guten", sagte er und deutete auf das Buch.

„'s wird wohl auch Noth thun", antwortete der Bauer. Dem Ankömmling wollte er aber gar nicht in's Gesicht schauen.

„Heut' behaltst mich über Nacht, Höllerbauer, gelt?" fragte der Zenz treuherzig.

„Wenn's Dir auch nicht zu schlecht ist bei mir."

„Gar nit, Bauer, bin allerweil noch so viel zufrieden gewesen mit Deinem Haus", sagte der Essemeister und setzte beklommen bei: „Meine Dirn, wie laßt sie sich jetzt an? Bist doch zufrieden mit ihr?"

Schaute ihm der Bauer ins Gesicht: „Deine Dirn? die Kundl, da mußt schon wo anders anfragen. In meinem Haus wirst sie nit finden."

„Bauer?" sagte der Andere kleinlaut, „Du schreckst mich. „Wird sich doch nichts zugetragen haben?"

Der Höllerbauer stand auf und sagte: „Sollst Du richtig noch nichts wissen? Nachher muß ich Dir's gleichwohl sagen, Zenz: Vor vierzehn Tagen ist mir Deine Tochter durchgegangen."

Der Essemeister haschte auf ihn zu: „Saggra, saggra, Höllerbauer, nu hab' ich schlecht gehört!"

„Sauber durchgegangen und bis auf die heutige Stund nicht mehr fürkommen. Kannst sie selber suchen. Wirst sie hart finden; sie lauft nur den Jungen nach."

Noch ein paar leise Worte wurden gewechselt, da fuhr der Essemeister los: „So hast sie selber versprengt! Und hast Dich seither nicht mehr umgeschaut um das kranke Wesen. Jetzt mitten im strengen Winter! Das ist mir ein sauberer Hausvater. — Du, Bauer, Du hast Dich um mein Kind angenommen, und Dich mach' ich verantwortlich dafür!"

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Höllerbauer, „das ist der Dank! Den Wurm zu füttern, zu fatschen (wickeln) und aufzuziehen, dem Mädel die Arbeit zu lehren und einen christlichen Unterricht zu geben, bin ich gut gewesen —“

„Ein schöner christlicher Unterricht, wenn sie, wie Du sagst, den Mannsbildern nachlauft!“

„So, wie Du den Weibsbildern, voreh! Fertig bracht ist so was leicht; dazu lasst sich Keiner lang bitten. Nachher für's Aufziehen steckt er den Wurm einem Andern zu und verlangt, daß der Jung' besser soll werden, als wie der Alt'!“

„Besser oder schlechter, darnach frag' ich jetzt nicht, Höllerbauer; ich frag' Dich um Eins: „Wo ist mein Kind?!“

„Zenz, vergiß Dich nit!“

„Wo ist mein Kind, Bauer?“

Die Bäurin lief herbei: „Jesses, Ihr werd's doch nit raufen am heiligen Frau'ntag! Der Zenz hat nichts mehr zu suchen in dem Haus, das sag' ich!“

Was blieb dem Essemeister übrig? Davon ging er und hielt den Kopf zwischen den Händen und fluchte.

Zum Pfarrer von Lahndorf ging er und zum Gemeindevorstand. Der Erstere versprach, daß es verkündet werden soll auf der Kanzel: Die Kunigunde Pachnerin, Dienstmagd beim Höllerbauern, ist seit zwei Wochen in Verstoß. Wer sie in seinem Hause beherbergt oder sonst wie gesehen hat, der ist verpflichtet, es anzuzeigen. — Der letztere ordnete an, daß sie gesucht werde.

Das Schleider-Micherle schoß wie sinnlos hin und her. Von ihm wollte es der Höllerbauer wissen, wo sie wäre.

„Du Lapp, Du Lappenbauer!“ rief der Bursche aufgebracht, „wenn ich's weiß, wo sie ist, Dir sag' ich's zum letzten. Du hast mir die Liebste versprengt! Zerreißen möcht' ich Dich! Das Haus möcht' ich Dir anzünden! Zerreißen möcht ich Dich!“

Der Zenz ging von Haus zu Haus und fragte nach seiner Tochter. Die das Lachen verhalten konnten, die verhielten es, die Anderen lachten ihm in's Gesicht. Und die gar nicht lachten, thaten ihm noch das Uebelste an, sie sagten: „Ist halt traurig mit so einem Waisel. Wenn der Schnee weggeht, wird sie wohl gefunden werden.“

„Selber bringt sich Die nicht um's Leben,“ sagten wieder Andere, „und wenn sie unterwegs erfroren wär', so müsst man sie gefunden haben. 's hat um die Zeit wie sie fort ist, nicht geschneit.“

Was that das Micherle?

Er kaufte sich bei dem Krämer eine Zündholzschachtel, Feuerstein und Schwamm und ging damit hausiren. Wer Feuerzeug braucht?! — In wenigen Häusern fand er Käufer, in keinem sein Dirndl. Immer weiter und weiter kam er von Lahndorf weg. — Ist mir auch alles eins, wo ich bin, dachte er einmal, heim mag ich eh nimmer, und wenn ich sie nicht find', so mag's sein, daß mich Gott verlasst . . . . Hunger hab' ich schon, wie ein Wolf.

Und der Zenz ging noch einmal zum Höllerbauer, bat, daß ihm der Bauer die groben Reden vom Lichtmeßtag verzeihen möge, er sei so viel im Zorn gewesen. Der Höllerbauer sei zu der Kundl doch alleweil rechtschaffen gewesen und er möge sie nur wieder aufnehmen, wenn sie vorkäme. Das versprach der Höllerbauer auch, bemerkte aber noch, daß er des Weitern für die Dirn nicht mehr verantwortlich sein wolle. Dann ging der Zenz verzagt wieder seinem Rantenbach zu.

In einer Schenke an der Straße (ich soll den Vulgarnamen derselben nicht nennen) war Tanzmusik. Dem Essemeister war nicht um's Tanzen, aber ein Schluckel Wein wollte ihm gelusten, denn, wenn's zerfahren und bitterbös hergeht in einem Menschen, der Wein bleibt halt immer ein guter Tröster, wenn er nicht zu sauer ist. Aber das Glas Wein in dieser Straßenschenke that ihm nicht gut, denn es war ihm die Kellnerin nicht recht.

Mitten aus einem Knäuel von lärmenden Burschen musste sie die Wirthin erst hervorzetern, bis sie in den Keller lief und noch tief geröthet von Tanz und Jux dem neuen Gast die Zeche brachte.

„Potztausend!" sagte der Zenz und sah sie an, „da find' ich ja eine gute Bekannte!"

„Jesus Maria!" stieß die Kellnerin heraus, „ja na, ja — wie kommt aber jetzt der Vater daher?" Sie wurde blaß und roth. Er war nur blaß allein.

Als er sie eine Weile angeschaut hatte, murmelte er ihr zu: „Fragen thu' ich, Kundl! Geh' ein Bissel mit mir hinaus in den Hof."

„Zu weg denn?" sagte sie, „was der Vater zu fragen hat, ich kann ihm vor aller Leut' antworten." Aber sie gingen doch mitsammen in das Freie. In der Holzlege standen sie und das Mädchen weinte.

Wie sie hierher gekommen mit dem kranken Fuß? — Als sie der Höllerbauer fortgewiesen hatte, da konnte sie nicht mehr liegen bleiben unter seinem Dach. Sie lag auf dem Bett, wie der heilige Laurentius auf dem glühenden Rost. In der finsteren Nacht stand sie auf, schleppte sich zur Straße hinab und bat den ersten Fuhrmann, der daher kam, sie mitzunehmen um Gotteswillen. Dieser erste Fuhrmann war der Wirth von unserer Straßenschenke; der führte die Kundl in sein Haus und als nach einigen Tagen der wunde Fuß insoweit geheilt war, ließ sie sich als Kellnerin brauchen.

Den Wirthsleuten mochte jetzt für die Faschingszeit eine so saubere kernfrische Kellnerin rechtschaffen gelegen kommen, wie sie's thatsächlich nach wenigen Tagen schon merkten, daß die Zahl der Gäste zunahm. Und lauter Mannsleute, die länger sitzen blieben und was ausließen. Und die neue Kellnerin war nicht spröde und schenkte Jedem ein, so viel er haben wollte.

Als sie nun all Das dem Zenz, theils erzählte, theils ihn errathen ließ, wurden sie von einem übermüthigen Burschen in Hembärmeln unterbrochen. Er suchte die Kellnerin, schlang keck seinen Arm um ihr Köpfchen und rieb ihr den Schnurrbart in die Wangen. Sie versetzte ihm mit der Hand einen Backenstreich, da brüllte er ihr ein derbes Kosewort zu und wollte noch kecker werden, bis ihn der Zenz zurückstieß.

Der Bursche begehrte auf, es kamen auch Andere aus der Zechstube. Was sich der Fremde einzumischen habe?! Es kam zu einem Handgemenge, und wenn Bauern raufen, da krachen alle Balken und Pfosten und alle Knochen ringsum. Die Kundl kreischte um Hilfe. Da stand schon der Wirth, schob die Streitenden auseinander, ging den Essemeister an: was ihn die Kellnerin angehe?

„Sie geht mit mir!“ rief er, „auf der Stell' verlässt sie den Dienst!“

„Was Du mit ihr zu schaffen hast, will ich wissen!“ drauf der Wirth.

„Das weiß schon sie selber! Dirn, Du gehst mit mir zum Höllerbauer z' Lahndorf!“

„Ist recht, ich geh', Vater“, sagte sie. „Aber zum Höllerbauer bringt Ihr mich nicht mit vier Rösser hin!“

„Recht hast! g'scheidt ist's!“ schrien die Burschen.

„Und bei Euch bleib ich auch nicht!“

„Zum Höllerbauer gehörst hin, Du Zerggdirn (Vagabundin)!“ rief der Essemeister.

„Wer mich einmal davonjagt, zu dem geh' ich nicht mehr, mein Lebtag nicht!“

„Zuweg hat er Dich denn davonjagt?“

„Das braucht Keiner zu wissen.“

„Der Vater auch nicht?“

„Auf dem Platz nicht. Ich bin für mich selber —“

„Du bist eine Männerjagerin, eine spottschlechte!“ schrie der Zenz.

„Wer?“ schrie die Kundl noch lauter, „jetzt sind wir fertig! Wenn der bluteigen' Vater selber dem Kind die Ehr' abschneidet, nachher darf man's Andern nicht übel halten! Behüt' Euch Gott allmiteinander, mich seht's nimmer!“

Sie eilte davon und in die Hinterkammer, wo ihre Kleidertruhe stand. Den Riegel stieß sie vor die Thür, daß es krachte.

Die Burschen tanzten, tranken und sangen funkelnagelneue Spottlieder auf die „Männerjagerin“.

Sie blieb lange aus, und als es dem Essemeister von Rautenbach zu lang wurde, pochte er an die Thür und sagte gute Worte hinein. Als diese nichts halfen, kam ihm wieder sein Zorn; mit einem Fußtritt stieß er die Thür auf. Die Kammer war leer, das Fenster offen. —

Das war Sonntag, am 10. Februar.

Gendarmen, die durch die Gegend gehen, haben Auftrag, auch nach einem Mädel Umfrage zu halten — es ist achtzehn Jahre alt, hat eine schlanke Gestalt, nußbraune Haare, schwarze Augen, proportionirte Nase, detto Mund; als besonderes Kennzeichen: ein flachsfarbiges Haarsträndchen an der linken Stirnseite.

Die Gendarmen lassen sich's angelegen sein, aber bisher —?

Gar zu bedauern ist der Essemeister. Er ist ganz trostlos. Er selber, sagt er, habe sie verscheucht, in's Elend, vielleicht in den Tod gejagt.

Kundl, jetzt ist noch nicht einmal das halbe Jahr aus und eine solche Veränderung! — —

Eine noch größere Veränderung.

Am 3. März lief ein etwas verwahrlostes Briefchen im Lahndorfer Gemeideamte ein, folgenden Inhaltes:

„Weill es der her Haben will zu Melden: um die Kundigunda Pachnerin sul er Sich nit weiter kümern, sie is auf Gratz gereist.“

Nichts Weiteres und auch keine Unterschrift.

Also mit der Dorfschönen wäre es vorbei, und mit der Stadtschönen mögen wir uns nicht einlassen. Das wird schon der feine Schulmeister's Sohn thun. Es ist kein Verlaß auf solche Leute, mitten in der schönsten Geschichte reißen sie aus und bringen den Berichterstatter in Verlegenheit. Wäre vonnöthen, er finge an zu dichten. Ich aber bin kein Solcher! Nicht ein Jtüpfelchen mache ich, das ich nicht verbürgen kann. — Und so kam es mir wahrlich sehr gelegen, als sie eines Tages, es war am Vorabende des Josefifestes, zu Lahndorf daher trottete.

Ein durchtriebenes Weibsbild, diese Kundl! Wie sie ihrem Vater damals aus der Schenke davongelaufen ist, das wissen wir. Da floh sie nun auf Umwegen der Reichsstraße zu; ihr Fuß schien sich durch die Schnauzbartsalbe des Schneider-Micherl gar sehr gekräftigt zu haben. In einem Hause nun, wo sie um einen Löffel warmer Suppe zusprach, soll sie ihren Steckbrief gesehen haben. Sie war gar nicht einmal erbost darüber, denn schöne Dirndln haben es immer gern, wenn man von ihnen spricht. Aber, um die Nachstellungen irre zu leiten, spielte sie den Streich und schrieb, daß die Kunigunde gegen Gratz gezogen sei, während sie in Wahrheit gerade den entgegengesetzten Weg einschlug.

Es ging ihr aber nicht am besten und da geschah ihr ganz recht. Schon am zweiten Tage überraschte sie der Abend mitten in einem Walde, und sie musste froh sein, daß sie eine Kohlenbrennerhütte fand, die wohl auf das Nothdürftigste eingerichtet, doch ohne jeglichen Kohlenbrenner war.

Sie legte ihr Bündel ab, schlug die Schneeballen von den Schuhabsätzen und wollte auf dem Herde Feuer machen, um sich zu erwärmen. Holz war zur Genüge da, aber woher ein Zündhölzchen, einen Feuerstein nehmen? Vergeblich suchte sie im Finstern nach Brennzeug, dann hauchte sie sich in die Fäuste, um die erstarrenden Finger zu erwärmen und trippelte rath- und thatlos in der Klause herum. Aber das sagte sie sich: wenn's mir noch so schlecht geht und ich verhungern und verfrieren muß, zum Höllerbauer geh' ich nicht mehr zurück. Ich vergunn's ihm und dem Andern vergunn' ichs auch, wenn sie mich maustodt finden — keine gute Stund' sollen sie mehr haben!

Draußen im Schnee knarrten Schritte. Ihr erster Gedanke war, daß sie sich ganz ruhig verhalte oder gar entschlüpfe, sie war ja ein Flüchtling. Aber in ihrem trostlosen Zustande sehnte sie sich zu sehr nach einem menschlichen Wesen und selbst wenn's ein Gendarm wäre. Vielleicht ist's doch nur ein Dieb, ein Räuber, — wenn er nur Feuer hat. Sie polterte also absichtlich laut herum, und als der Vorbergehende draußen hörte, es wäre Jemand in der Hütte, rief er laut: „Braucht's Schwefelhölzel? gutes Feuerzeug!“

Der Kundl drang schon beim bloßen Wort vom Feuer ein heißer Stich in's Herz. Es ist hell wie ein Roman: sie erkannte die Stimme des Schneider-Micherle.

Sie that aber stolz. Mit verstelltem Tone verlangte sie Feuerzeug. Er wickelte ein paar Schächtelchen Schwefelhölzer hervor und sagte, daß er kein Geld dafür nehme, daß er aber bitte, über die Nacht in der Hütte bleiben zu dürfen, weil es unmöglich wäre, in der finsteren Nacht eine andere Menschenwohnung zu finden.

Da sagte die Kundl nichts darauf, sondern dachte: Zum Teixel, wenn das nit ein angespielter Handel ist!

Das Micherle hob ein Bein auf, fuhr sich mit einem Hölzchen über das Hintertheil — Feuer gab's — Licht war's.

Und er sah die Kundl vor sich stehen.

Da stand er starr und glotzte sie an, derentwillen er zum Hausirer geworden, um sie zu finden. Das Zündhölzchen musste erst die Finger brennen, daß er wieder zu sich kam.

Und so waren sie nun beisammen. Auf dem Herde brannte bald ein prächtiges Feuer. Aber mit dem Nachtmahl sah's schlecht aus. Sie zerstreuten den Hunger auf andere Weise. Sie machten sich Vorwürfe.

„Du bist d'ran schuldig, daß ich jetzt da sitz'," sagte sie.

„Du bist davon gegangen," bemerkte er.

„Und Du bist mir nachgegangen," sagte sie.

„Weil ich's wissen hab' wollen, wie Dir die Bartwuchssalben angeschlagen hat."

„Thät'st mich balbieren?"

„Ist mir nix um!" — Uneingeweihte werden glauben, das hieße: ist mir nichts d'rum. Aber im Gegentheile, das Micherle wollte mit den Worten sagen: Meinetwegen, habe nichts dagegen.

Und so huben sie jetzt — nachdem die Wohnung gut geschlossen und durchwärmt war — ein Gespräch an, das meine Leser doch nicht verstünden. Zu verrathen ist nur, daß der Kundl nichts recht war, daß sie Allem widersprach, was das Micherle sagte, bis dasselbe sich entschloß, gar nichts mehr zu sagen, damit sie ihm nicht mehr widersprechen konnte.

Erst am andern Morgen hub er wieder an: „Und jetzt gehen wir zusammen heirathen."

„Auf den Bettelstab leicht?"

„Nein, auf mein Häusel."

„Wenn Du's Alles so weißt: wer gibt uns denn zusamm?"

„Ich denk' doch, der Pfarrer z' Lahndorf."

„Alser lediger bringst mich nit auf Lahndorf, drauf kannst Dich verlassen."

„Ja, meinst, daß uns im Wald ein Vogel kopuliren soll? Sonst wüsst' ich nit, wie."

Sie schlug mit der flachen Hand auf seine Lippen. Endlich einigten sie

sich, daß sie zum Pfarrer in Frauenberg gehen wollten, der sei ein rechtschaffen guter Herr, thät' viel so arme Leut' zusamm'geben, leicht auch sie zwei.

Aber beim Pfarrer zu Frauenberg kamen sie schön an. Zuerst war er über alle maßen freundlich und tätschelte die Braut sogar an der Wange; aber als er die Papiere verlangte, und das Micherle ihm zur Antwort gab: Ja, mit Taufschein, Ehekontrakt und Ehebewilligung sei es keine Kunst zu kopuliren, da brauche man nicht erst zum Frauenberger Pfarrer zu gehen — hub der geistliche Herr an, im Hause herumzuklingeln. Das Brautpaar ahnte, was das bedeutete und machte sich aus dem Staube.

Kein Zehrgeld war da. Die Schuhe waren fuchsroth geworden und fortweg klinghart gefroren. Die Zehen ließen nicht mehr von sich wissen. Es gab keinen anderen Ausweg auf der Welt, als die Heimkehr nach Lahndorf.

Die Lahndorfer sahen und redeten das unter so sonderbaren Umständen vermisste uud nun wiederkehrende Paar gar seltsam an. Aber die Kundl rief ihnen aus Aerger keck in's Gesicht: „Sie sollten das Maul halten, jetzt sei der Gais gestreut." — Dieser Ausdruck will sagen: jetzt sei der Sache Genüge gethan, und die Leute meinten, das Schleider-Micherle und die Höllerbauer-Kundl seien ein Ehepaar.

An demselben Abende, nachdem Micherl die Kundl in sein Haus geführt hatte, ging er zum Pfarrer von Lahndorf und aus Angst, daß er aus lauter Ehrfurcht und Befangenheit vielleicht nicht einmal ein einzig Wort würde hervorbringen können, wurde er so resolut und laut, daß es fast grob herauskam.

Er verlangte vom Pfarrer die Vereinigung mit der Kunigunde Pachnerin.

„Na ja," meinte der Pfarrer, „Zeit ist's, daß Ihr endlich einmal an's Heirathen denkt. Habt es schon eine gute Weil' getrieben!"

Das Micherle grinste.

„Sag' mir einmal, wie seid denn Ihr zwei bekannt worden."

„Das sag' ich nur bei der Beicht, hochwürdiger Herr Pfarrer."

„Ei, ist's denn gleich mit was Unrechtem angegangen?"

„Freilich wohl," lispelte der Bursche mit schalkhafter Geberde. Wir wissen genau, worin das Unrechte bestand, der Pfarrer glaubte es nur zu errathen.

Er sagte nun, wenn die Taufscheine und die Bewilligung der Eltern und des Gerichtes da wären, und vor Allem die Kundl einverstanden sei, so stünde dem Ding nichts entgegen.

Voll Freude eilte das Micherle in sein Häuschen. Die Kundl schüttelte vielsagend den Kopf, als er heimkehrte.

„Nichts ist's, wenn man den Kopf beutelt," sagte sie.

„Warum ist nichts?" fragte er erschrocken.

„Weil ich keinen Mann mag, der Tag und Nacht nicht bei mir ist."

„Kunn't mir einfallen!"

„Der Amtsbot' ist dagewesen, hat einen Brief für Dich bracht. Unsereins darf nichts haben." Sie schluchzte.

Im Briefe stand wohl keine lustige Mär'. Das Micherle war vorgeladen zur Assentirung.

„Geh! da lach' ich!" rief der Bursche, „mich behalten sie nicht."

Und hierauf sie: „Ich kann's nehmen, wie ich will, so passt's mir nit. Mag Dich der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud' mit Dir. Und mag er Dich, so hab' ich Dich nit."

Das Micherle war durch die Vorladung ohnehin erregt, die herzlosen Worte des Mädchens machten ihn wild.

„Man kennt sich nit aus bei Euch Weibsleuten!" rief er, „ich mag gar Keine!"

Und sprang davon. Aber die Kundl erwischte ihn beim Rockkragen und schrie: „So! verlassen willst mich jetzt!"

Noch an demselben Tage kam der Höllerbauer und redete der Kundl gütig zu, nur wieder in sein Haus zurückzukehren. Was geschehen, das sei geschehen, sie, die Kundl, sei kein Engel, und er, der Höllerbauer, kein Teufel. Sie solle vergessen und er wolle auch vergessen, dann sei's wieder beim Alten.

„Beim Alten ist's nimmer!" antwortete die Kundl.

So steht's jetzt.

Nicht Soldat und doch in den Krieg.

Noch im vorigen Kapitel hatte es das Ansehen, als wäre der Zwiespalt ganz unlösbar.

„Ich kann's nehmen, wie ich will, so passt's mir nit," hatte die Kundl gesagt; „mag ihn der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud mit ihm. Und mag er ihn, so hab' ich ihn nit."

Der Kaiser mochte ihn aber, den Micherl, und die Kundl soll ihn doch behalten dürfen — so erfreulich kann sich's wenden, wenn der Himmel gut aufgelegt ist.

Als das Schleider-Micherle Mitte April zur Stellung ging, da nähte sie ihm einen papierenen Buschen auf den Hut und ein feuerrothes Seidenband, das in zwei Flügeln bis auf die Achseln hinabflatterte. Keiner sonst hatte eine so große Zier, als wie das kleine Micherle, obwohl jeder auf dem Hut etwas vom Schatz trug — auch der, welcher gar keinen hatte.

Der Baumlipper-Toni, der hatte noch keinen, weil er so viel blöd war und mächtige Angst kriegte, sobald er einem Dirndl in die Nähe kam. Er wich Jeder aus; und eine alte Muhme war, die sagte ihm immer: „Hast schon Recht, Toni, thu' Dich nur schön eingezogen halten. Kommst nachher in den Himmel, wenn Du stirbst." Der Toni hielt was auf den Himmel und im Grund seines Herzens hätte er eigentlich schon vor dem Sterben in den Himmel kommen mögen. Und für's Leben gern hätte er ein Dirndl gehabt — wenn er nur mit Einer nichts reden dürft'; denn warum? Es fällt ihm nichts ein.

Jetzt aber zur Stellung kaufte er sich einen bunten Strauß mit langen Bändern und gab den anderen Burschen zu verstehen, er hätte ihn von seinem Schatz. — Und glaubte es schließlich selber und war ganz toll vor Freude darüber,

daß er einen Schatz habe. Im Bewusstsein seiner doppelten Würde — als Kaiserlicher dort, als Liebhaber hier, sang er mit den Uebrigen:

„Pfiad die Goud, mei liab Dirndl,
Wos sein muaß, muaß sein:
Mei Läibn ghört in Kaisa,
Mei Herzl ghört Dein

Und mei Herzl, däis los i
Bluabfrisch ba dir z'Haus,
Sist traf's leicht a Kugl,
Nun d'Liab olli aus!"

Der Baumlipper-Toni geht uns weiter nichts an — sie haben ihn behalten zum Soldaten. Die graue Montour mit dem Stecher an der Seite steht ihm einzig gut. Er hat auch schon mehr Courasch. — Nu, vielleicht schreibt er einmal.

Es lockt mich, das übermüthige Treiben der Rekruten zu schildern, aber als ich's in meinem „Hinterschöpp" that, da ist manche Leserin auf mich böse geworden und von wegen etlichen so tollen Burschenstreichen verscherze ich mir die Gunst der lieben Leserinnen nicht mehr.

Nur vom hellen Jauchzen will ich bemerken und vom Trutzliedersingen und von den Tropfen, die so manchem jungen Kerl im Auge hängen. — Soldatenleben! Der Russ und der Türk! Die Engländer! und weiß Gott was Alles in den Zeitungen steht! Mit Einem plumpsen wir schon zusamm' — wird nicht ausbleiben. Und nachher ist die Patschen fertig. Keiner sieht sein Heimatl wieder! — Also nur früher, so lang' wir noch da sind, Alles zusammreißen: Die Zäune, die Wegsäulen, die Wägen überstürzen, die Fenster einschlagen und was des Spaßes eben mehr ist.

Ein verfluchtes Volk, das Bauernvolk! — Aber die großen Feldherren draußen verwüsten doch auch die Vaterländer aus lauter Vaterlandsliebe?! — Ja, Bauer, das ist was Anderes — —

—'s ist schon besser, ich bin still davon. Da soll sich Jeder denken, was er will. Ich erzähle von der Assentirung: Die Gesunden und Geradegewachsenen haben sie behalten, die Anderen haben sie zurückgewiesen. Diese Anderen sollen daheim bleiben und heirathen, daß die ungradgewachsenen Leut' nicht aussterben.

Nun?

Nun und das Schleider-Micherle?

Ja, über den haben die Herren gesagt: „Er ist nicht groß, gar nicht, daß er groß ist. Aber ein fester Knirpel. Wir wollten ihn schon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's ist ein Kernbursch. — Jedoch, wenn er das einzige Kind von ein Paar alten, mühseligen Leuten ist und daheim eine Wirthschaft zu besorgen hat — nachher können wir nichts machen; gar nichts, daß wir machen können. Müssen ihn auslassen, 's ist Schad'!"

So kam er zurück und so hat er's daheim erzählt.

Jetzt hättet ihr die Mädchen von Lahndorf sehen und hören sollen. Zwar man sah und hörte ihnen nichts ab von dem, was sie inwendig — ganz in der letzten Herzkammer drin — dachten. Sie dachten nämlich (aber das kommt nicht

auf), sie möchten ihn haben. „Ein fester Knirpel. Wir wollten ihn schon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's ist ein Kernbursch'!" haben die Herren gesagt.

Das Schleider-Micherle — in dieser so glücklichen Lebenswendung — ging zu der Kundl in den Stall und sagte: „Kundl, Du hast — weißt wohl! — nie recht genau gewußt, ob Du mich magst oder nicht. Gib' Dir keine Müh' — ich schau mir um Eine, die's besser weiß."

„Hast recht," sagte sie mit derselben Stimme, mit welcher sie anderes Gleichgiltige zu sprechen gewohnt war und hantirte mit der Streugabel herum und schaute ihn gar nicht an.

„So behüt' Dich halt schön Gott, Kundl, und halt' mir nichts für Uebel —"

Da fuhr sie, wild wie eine Bestie mit gezückter Stallgabel auf und schrie: „Das Luder, wo ist es denn, das Dich aufreden (abspenstig machen) will? Ich renn' ihr den Dreispitz in die Wampen!"

So roth im Gesicht wie jetzt hatte das Micherle sie noch niemals gesehen.

„Mir scheint," sagte er zu ihr, „jetzt weißt es schon besser — meinetwegen — nu, nachher können wir's ja richtig machen. Am übernächsten Montag kann die Hochzeit sein."

„So, in der Antliswochen?! Bist denn ein Heid' worden, seit Dir die Stadtherren so schön than haben?"

„Siehst es, daß Dir um und um nichts recht ist. Wenn ich Dich nehm', so muß es bald sein, da schau ich auf keine Antliswochen. Das Weihfleisch, das möcht' ich schon mit meinem Weibel essen."

„Um's Weihfleisch ist mir wieder gar nichts und bis auf den weißen Sonntag wart' ich gern."

„Ist recht, so soll uns der Pfarrer am Ostertag, am Ostermontag und am weißen Sonntag vom Predigtstuhl herabwerfen (so viel, als das dreimalige Aufgebot machen). Und nachher am weißen Sonntag Nachmittag gehen wir's an."

„Am Sonntag? Meinst ich werd' Dir auf so eine Bettlerhochzeit eingehen?! Eine ordentliche Montagshochzeit muß es sein, wie's der Brauch ist! Das möcht' ich wissen!"

Sie sagte es in so entschiedenem Tone, daß er kleinlaut entgegnete: „Na ja, so wird's halt eine Montagshochzeit sein."

Als er aus dem Stalle ging, stand des Höllerbauers Oberknecht da und sah ihn an und sagte: „Micherl, Du derbarmst mir."

„Wesweg denn?"

„Du derbarmst mir bis in die Seel' hinein."

„Jetzt sag, wie Du's meinst."

„Wenn Du Die nimmst, Micherl, so hast Dein Lebtag keine gute Stund' mehr. Ich sag' Dir, Du kriegst einen Dracken!"

Ohne ein Wort zu erwidern, ging das Micherle davon. Unterwegs dachte er sich: Sein kann's eh. — Aber, ist's mir vorerst recht gewesen, so muß es mir nachher auch recht sein. —

Und am Ostersonntag — schnurgerade auf die Osterfleischkörbe herab wurden die Beiden als Brautleute verkündet.

Die alten Schleiderleute murmelten in ihre Betschnur hinein: Wenn sie halt für einander geschaffen sind — in Gottsnam'! —

Der kecke Schulmeisterssohn, der für die Feiertage aus der Stadt gekommen war, schmunzelte auf dem Kirchenchor und flüsterte zu dem nebensitzenden Wirthssohn: „So eine grasfrische Dirn da sollten sich die Lahndorfer Junggesellen nicht gleich mir nichts dir nichts wegheirathen lassen!“

„Was kannst denn machen?“

„Schauen, daß was dazwischen kommt.“

— — Spitzbub!

Ein lustiger Tag.

Die Hochzeit ist verkündet.

„Ist wieder Eine weniger zum Foppen,“ sagten die Lahndorfer Burschen.

„Ist wieder Einer weniger zum Hänseln,“ sagen die Lahndorfer Mädchen.

„Sind wieder um zwei Ehekrüppel mehr,“ sagen die Lahndorfer Burschen und Mädchen.

„Hm!“ sagt der Schulmeisterssohn. Sonst sagt er nichts, er denkt sich seinen Theil.

Am weißen Sonntag Nachmittag war's — und der weiße Sonntag war in diesem Jahre ein grüner Frühlingssonntag mit Maienhauch und Blüthenduft, in welchem man so gerne an's Lieben denkt.

Die Kundl ging den Lahnbach entlang thalaufwärts, um eine alte Schwester ihres Vaters heimzusuchen und ein golden Ringlein von ihr zu entlehnen. Arme Brautleute vermögen es nämlich nicht immer, sich die Trauringe zu kaufen; sie borgen solche von irgend einem Ehepaare aus; es handelt sich ja doch nur um das Symbol — wie der Herr Hochwürdige sagt; nach der Trauung ziehen sie die Kleinode wieder vom Finger, und ihr Leben wird auch ohne sichtbares Zeichen ein Doppelring der ewigen Treue.

Als sie so zwischen den junggrünen Weiden hinging und thatsächlich an's Lieben gedacht haben mochte, stand, wie vom Himmel niedergeblitzt, der Schulmeisterssohn da.

„Schön Dank, daß mich der Herr so erschreckt hat!“ sagte das Mädchen spöttisch.

„Ist gern geschehen,“ antwortete der Student. „Wo gehst denn hin, Kundl?“

„Ich geh' ein wenig aus. Und wo geht der Herr hin?“

„Ich? Nirgends. Maikäfer fangen.“

„Ja, Gott sei Dank, solche Vieher gibt's heuer wieder übrigsgenug.“

„Freilich. Und da steht auch so ein lieber Käfer!“ Er griff an ihr Kinn. Sie schlug seine Hand mit der ihrigen hinweg, so wie man eine zudringliche Fliege abwehrt.

„Ist es denn ernst, Dirndl, daß Du morgen mit dem Schleider-Zwergel zusammenheirathest?“

„Ah na, das thun wir nur aus Spaß."

„Du glaubst es nicht, Kundl, aber mir thut's leid um Dich."

„So? Bedank' mich für die Freundschaftlichkeit."

„Kundl, Du hättest einen Bessern kriegt, als diesen Keuschlerbuben."

„Hab' aber keinen Bessern mögen."

„Wie Du Eine bist, so fein beieinander und gestellt auf und auf: wolltest nicht lieber eine Stadtfrau sein?"

„Eine Stadtfrau, das wär mir nicht zuwider!"

„Ein seidenes Kleid und ein golden Geschmeid', ein Federbettlein und ein Doctor darein."

„Kann's der Herr nicht weiter, das G'sangel?" fragte die Kundl.

„Gefällt's Dir?"

„Das ist g'wiß!"

„Schau, so kunntst mich ja gern haben. Ich mach' Dich zu einer Frau, wann Du willst."

„Ist sehr gut gemeint. Mir ist's allzeit recht."

„Also komm'!"

Klatsch! saß ihm eine auf der Wange.

„Was glaubt denn der Herr!"

„Ich lass' mich nicht schrecken, ich hab' Dich zu gern."

„So keck sein! Da, wo allerweil Leut' zu gehen haben."

„Die Menge Maikäfer solltest Dir einmal schwärmen sehen da oben beim Apfelbaum."

„Morgen um die Zeit, heut' hab' ich nicht derweil."

„Es gilt, Kundl. Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit, wenn die Andern alle tanzen, das Micherl torkelt schon auch mit einer Alten um — kommst Du hinter das Wirthshaus auf die Kegelbahn hinaus."

„Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit."

„Ja, bei der Hochzeit."

„Wenn die Andern alle tanzen."

„Wohl, Dirndl."

„Hinter dem Wirthshaus auf der Kegelbahn."

„Es bleibt dabei, Schatz. Jetzt ein Küßchen."

„Heut' nicht. Morgen ist auch noch ein Tag."

Und wirklich, die Kundl hatte Recht, am andern Morgen war auch noch ein Tag. Und was für Einer! Ihr Ehren- und Hochzeitstag, wo man ihretwegen Musik machte mit den Kircheninstrumenten und Schüsse abfeuerte mit den großen Kirchenböllern, die sonst nur am Ostersonntag und am Frohnleichnamsfeste krachten. Schier vergaß sie auf das Micherle, ihren Bräutigam, so sehr fühlte sie sich als Festkönigin, im hellrothen Brautkleide, das freilich noch auffallender war, als es ein weißes hätte sein können.

Eine Genossin hatte sie noch gefragt, weswegʼ sie denn kein weißes Brautkleid und keinen grünen Kranz trage.

„Ist schon abkommen, tragen sie jetzt nimmer," war der Bescheid und schnell darauf: „Na, was es aber heuer schon viel Schwalben gibt! Alles, wo man hinschaut, ist voll."

Und das Micherle war hergestiefelt! Es sah proper aus. — Ich komme in meinem Leben nicht zu der langen Reihe von Silberknöpfen, welche der Bräutigam über der Brust trug. Möglicherweise wäre diese kostbare Reihe sogar des Micherl's Eigenthum gewesen, wenn sie nicht dem Höllerbauer gehört hätte. Der schwarze „Gehrock", der sonst bei Bräutigamen bis auf die Kniee hinabzugehen hat, aber auch nicht weiter, that dem Micherle ein Uebriges und langte ihm bis über die halben Waden; er gehörte dem Spreitzgraber-Sepp. Und so war der auswendige Bräutigam der Kundl von verschiedenen Enden des Dorfes zusammengeliehen, während aber der inwendige von eilf Uhr zwanzig Minuten Mittags an ihr ausschließliches Eigenthum war. Um diese Zeit sagten sie — das Micherle beherzt, die Kundl schämig — ihr Ja. Mit dem Bräutigam sagte auf dem Chor auch ein Anderer Ja — aber auf seine besondere gute Meinung.

Das Essen und Trinken — es war Gottlob gut und genug — sei des Weiteren übersprungen. Die Person zahlte, wenn sie, wie der „Danksager" kundthat, ein „Mannleut" war, bloß drei Gulden, wenn sie aber ein „Waibaz" war, aus Trutz, weil „sie eh hart d'ranzukriegen", dreihundert Kreuzer. Darauf beim Tanzen wurde es so lustig, daß eine Hochzeitsgastin bemerkte: „Will mir halt nit gefallen. Lustige Hochzeit, traurige Ehe!"

„Du Kindisch!" rief ein alter Junggeselle, „wenn's allerweil lustig wär', da thät Jeder heirathen. Daß es mit dem Lustigen anhebt, das ist ja der Köder. — Ich nicht, ich."

Wie es um's Finsterwerden geht, steht die Kundl von ihrem Platz auf. Sie denkt an die Kegelbahn. Heute geht's an alle Neune, das weiß sie. So zerrt sie den Bräutigam in einen Winkel mit und sagt: „Michel, Du kannst mir gleich einen Gefallen thun."

„Nur anschaffen."

„Draußen auf der Kegelbahn soll sich der Student versteckt haben. Geh' mit etlichen Mannern und fang ihn. So Leut' wissen allerhand spaßige Hochzeitssprüch': möcht' einen hören."

„Wie weißt denn Du, daß jetzt in der Kegelbahn der Student versteckt ist?" fragt das Micherle ganz vernünftig.

„Weil er mir's selber gesagt hat und weil er mich hat kommen heißen."

Die Männer gingen hinaus. Darauf war in der Laube der Kegelbahn ein heftiges Gepolter und dann kamen sie wieder ins Haus zurück, und das Micherle sagte: „Der merkt sich's! — Und jetzt, Kundl, denk' ich, gehen wir heim."

Sie gingen. Und als sie daheim waren und ihre Trauringe ablegten und alles Erborgte, zog die Kundl ein weißes Sacktuch hervor, hielt es dem Manne vor die Nase und sagte: „Kennst es noch, Micherle? Von der Kirchweih her! Das wirst abbüßen, jetzt hebt die Strafzeit an."

Armes Micherle! In einem Monat fragen wir wieder nach, wie es Dir geht.

Mit dem Kreuz nach Maria-Zell.

Am Pfingstsamstag gingen die Lahndorfer mit dem „Kreuz" nach Mariazell. Mit dem Kreuz gehen heißt, mit der Prozession gehen, welcher ja das Kreuz, oft sogar die Fahn vorausgetragen wird. — „Mit einem Kreuz gehen sie aus, mit einer Fahne kommen sie heim", sagt ein Lahndorfer Verleumder; gut gemeint ist das kaum, Fahn' bedeutet in der Bauernsprache auch Rausch. Wir wollen nicht weiter darüber grübeln.

Bei jungverheiratheten Leuten in der Lahndorfer Gegend ist es Brauch, daß sie zur schuldigen Danksagung auch eine Wallfahrt nach Mariazell machen, wobei — wie der Lahndorfer Verleumder wieder bemerkt, die Weiber fortweg Tedeum laudamus singen thäten, die Männer aber allerweil Vaterunser beten, von wegen dem „erlöse uns von dem Uebel".

Es war selbstverständlich, daß sich auch die Kundl mit dem Micherle der Prozession anschloß. Sie hatten beide hübsch aufgeladen, denn sie schleppten das Wirthshaus mit. Ein paar Laibe Brot und sogar feineres Backwerk, woran die Kundl tagelang mit wichtigstem Nachdrucke geschaffen hatte, trugen sie in ihren Bündeln; und wo sie durstig wurden, da drehte unser Herrgott stets sein großes Faß auf und sie tranken gutes Quellenwasser.

Allmälig mussten unsere Eheleutchen von der Prozession zurückbleiben. Die Kundl merkte für's Erste, es thäte sie der Schuh drücken; so zog sie ihn aus und ging auf der linken Seite barfuß. Fromme Leute stecken auf Wallfahrtswegen bisweilen Sand und Glasscherben in die Schuhe, damit die Sünden ordentlich zerschunden und zerkratzt und sohin abgebüßt würden; aber die Kundl war so weltlich, daß ihr der Sand auf der Straße schon nicht taugen wollte. Das Micherle wäre am liebsten mit einem Besen vor ihr hergegangen und hätte die Steinchen aus dem Wege gekehrt; zum mindesten rieth er ihr, sie möge den Strumpf wieder anstreifen, denn er könne es nicht sehen, wie das arme Füßel leiden müsste.

Da kam er an! „So", sagte sie und blieb stehen, „auf den Strümpfen gehen! Stopfst Du sie mir, wenn sie Löcher kriegen? Strickst Du mir neue, wenn sie hin sind? Du fragst nichts darnach, Dir ist nur alleweil um's Verschwenden. Vom Hausen ist keine Red' bei Dir. Auf dem Strümpfen gehen? Möcht' wissen, wo wir thäten hinkommen!"

„Ich verhoff's, nach Mariazell."

„Du Micherl!" drohte die Kundl, „das auf die Red' aufsitzen vertreib' ich Dir — wirst es schon sehen! Wenn Du so proper bist, trag' mir meinen Binggel, ist gescheidter!"

Er nahm ihr das Bündel ab und band es zu dem seinen.

Dann gings wieder eine Strecke. Die Prozession war längst davon, die beiden Leutchen waren zwischen den hohen, fremden Bergen allein. Das Micherl schlug ihr vor, daß sie sich fest in seinen Arm hinge und auf ihn stütze, er wolle sie schon schleppen.

„Ist auch Deine Schuldigkeit“, antwortete sie schnaufend, „ihr Mannsbilder könnt uns nur alleweil aufladen, tragen müssen wir selber. Das wird was ausgeben, wenn ich mich so einem Zwerg anhäng'!“

Sie hing sich aber doch an seinen Arm und er schleppte die beiden Bündel und das Weib und sagte kein Wort. — Ich wüsste nicht, konnte er vor Anstrengung nicht reden oder hatte ihn der „Zwerg“ verstimmt. Auf jeden Fall suchte er zu beweisen, daß es doch was ausgab, wenn sie sich auf ihn stützte.

So kamen sie endlich zum Seeberg. Dem Micherle graute insgeheim, als er den Weg die steile Lehne hinangehen sah, und wirklich, als sie ein paar hundert Schritte gestiegen waren, sank die Kundl auf den Rain hin und hauchte: „Wegen meiner thu' Du, was Du willst, ich kann nicht mehr weiter.“

Er schnitt ihr ein weißes Stück Brot, er holte ihr einen Trunk Wasser. Sie lehnte es entschieden ab und roch an einem Fläschchen Melissengeist.

„O je“, sagte ein Vorübergehender, „die schmeckt beim Melissengeist, da weiß ich schon, wer zurückhält, daß sie nicht hinaufkam. Ehkrüppel, die kannst heilig tragen.“

Als dieser böse Mensch vorüber war, sagte das Micherle zu seinem Weib „Du, es ist wahr auch, ich kunnt Dich leicht ein Bissel tragen.“

„Du wohl tragen, Du!“ lachte sie auf. „Ein gescheidter Mann hätte mich abgeredet von der Kirchfahrt.“

„Ich hab' ja gesagt, Du wirst den weiten Weg nicht überkommen mögen.“

„Weil Du mich gern los gehabt hättest und mit den andern gesprungen wärest und mit den Menschern umergalsterst . . . Meinst, ich bin so dumm?“

„Gescheidt bist schon, aber stärker bin ich. Geh', wenn Du hast ausgerastet, so reit' auf, ich trag Dich auf dem Buckel; Esel bin ich genug dazu.“

— Die beiden Bündel voran hängen, das Weib hinten, so schnaufte das Micherle den Seeberg hinan. Der Schweiß perlte ihm über das Angesicht; und so oft er an der Weglehne absetzte, um auszuathmen, hatte die Kundl eine bittere Bemerkung für ihn. So schritt er wieder an und murmelte: „Ist ja recht, ich geh' halt mit dem Kreuz nach Mariazell.“

Unweit des erzherzoglichen Jagdschlosses zum Brandhof knarrte zum Glück ein Bauernwagen hinten nach, dessen Besitzer die Gelegenheit, sich eine Stufe in den Himmel zu bauen, mit Freuden ergriff und die Kundl auf sein Fuhrwerk nahm. In der Wegscheid hatte ein Flossenwagen Erbarmen und so kamen unsere Eheleute noch vor Abend glücklich nach Zell. Sie setzten sich vor die Kirche auf die prächtige Marmortreppe und aßen Brot. Dabei sagte das Micherle: „Jetzt werden wir für's Erste einen Beichtstuhl suchen gehen. Und wenn ich Dich sollt' beleidigt haben, Kundl, so oder so, ich weiß es nicht — musst mir halt verzeihen.“

„Zeit ist's schon, daß Du mich einmal um Verzeihung bittest“, entgegnete die Kundl mit großer Genugthuung, dabei wusste sie selbst nicht, wieso er auf solche Gedanken kommen konnte.

Bald verlor sie sich in der Menge der Wallfahrer, um ihre Andacht zu verrichten. Das Micherle ging durch eine Seitenthür in die Kirche, legte dort, wo der Tisch zum Rosenkranzweihen steht, seine Bündel ab und suchte einen Beichtstuhl.

Was beide beichteten, geht uns nichts an; aber verrathen darf ich, daß das Micherle eine ungleich größere Buße aufbekam, als die Kundl, wofür er sein warmes „Vergeltsgott" durch das Gitter lispelte.

Als er hernach gegen den Gnadenaltar trat, kam ihm, zwischen den Knieenden und Stehenden sich herbeizwängend, die Kundl entgegen: wo er die Brotbündel habe?

„Die habe ich derweil beim Weihtisch in's Winkel gestellt."

Sie gingen zum Weihtisch, fanden aber keine Brotbündel mehr.

„Der Messner wird sie weggenommen haben", sagte beruhigend das Micherle, trat ihm aber schon der kalte Schweiß aus der Stirne.

Der Messner wurde befragt; der wusste aber nichts von den Brotbündeln.

„Das ist sauber", sagte die Kundl etwas vernehmlicher, als man sonst in Kirchen zu sprechen pflegt, „jetzt hat der Tollpatsch das Brot verloren!"

Das Micherle schoß hin und schoß her. Jeden ging es an, ob er nicht die zwei Brotbündel gesehen hätte. Keiner wusste Bescheid.

„Jetzt, was stellen wir an?" rief die Kundl, „hast mich leicht nach Zell geschleppt, daß Du mich da willst verhungern lassen?"

„Sei nur still", flüsterte er, „ich red' gutherzige Leut' an, ich krieg' schon was."

„Ist der Bettler schon fertig", darauf sie, „so weit kommt Eins, wenn man sich mit einem solchen Halbnarren einlasst. Denkt' hab' ich mir's eh! —"

Vor Ärger und Müdigkeit sank sie auf eine Steinbank.

Die etlichen Silberzehner, die sie mithatten, waren auch in einem der Bündel gewesen. — Es dämmerte der Abend und die Wallfahrer in der Kirche huben an, es immer lauter und bunter zu treiben; der „Lichtelumgang" begann und der Zug schritt gerade an der Steinbank vorüber, auf welcher die Kundl saß und weinte. Die Leute glaubten, sie beweine ihre Sünden.

Das Micherle rannte draußen in den Gassen umher. In einem der letzten Häuser des Marktes fragte er an, ob er und sein Weib in der Scheune auf dem Heu schlafen dürften.

„Auf dem Heu lassen wir Niemand schlafen", war der Bescheid, „wenn mit dem Feuer ein Unglück geschieht, wer fragt darnach?"

„Es geschieht kein's", versicherte das Micherle treuherzig, „wenn wir wo schlafen haben wir kein Feuer bei uns."

„Wir haben gute Betten", sagte der Wirth.

„Wäre schon recht, Herr Vater, aber weil man auf dem Kirchfahrtweg halt gern ein Bissel bußwirken thut."

Der Wirth ging davon, kam aber bald wieder zurück und bedeutete, es wären auch schlechte Betten zu haben.

„Was kostet eins von den wohlfeilsten?" fragte nun das Micherle.

„Ah so, solche Bußwirker seid ihr!“ rief der Wirth und ließ den armen Mann stehen wo er stand. Traurig und ganz verzagt ging dieser in die Kirche zurück. Dort war einstweilen Hilfe geworden. Die Lahndorfer hatten den Verlust der Schleiderleute bald erfahren und allsogleich gesagt: „Nein, versetzen (verlassen) thun wir sie nicht; gehören zu uns. Wir schießen zusammen.“

Und der Fahnenträger war's, der mit dem Hut in der Hand unter den Lahndorfern umherging: „Bitt' für die armen Verunglückten um eine kleine Gab'; was der gute Wille ist!“

Die Kundl meinte, sie müsse vor lauter Scham unter das Steinpflaster sinken. Sie genoß an demselben Abende keinen Bissen von dem, was man ihr so freundlich anbot und wendete dem armen Micherle bis zur Morgenfrüh den Rücken zu.

Als es dann zum Heimweg kam, vermochte sie wieder nicht Schritt zu halten; sie musste zurückbleiben und war so verbittert, daß sie an einem Wegkreuze liegen zu bleiben und zu verhungern beschloß.

Da lief das geängstigte Micherle heran.

„Geh nur, geh Deiner Wege, Bettelmann!“ rief sie ihm zu.

„Magst sagen, was Du willst, Kundl, ich verlass' Dich nicht“, versetzte er, „schau, da hab' ich was Geselchtes, das kräftigt Dich schon wieder. Nachher rucken wir schön langsam wieder an. Möcht' wissen, wegen was wir so laufen sollen, wir kommen allerweil noch heim.“

„Was hab' ich denn daheim? Ueberall ist's mir lieber, als wie daheim. Du bist ein Letfeigen, Du bist ein Dalgert (Tropf). Ein *solcher* Mann! Wo ich nur meinen Verstand hab' gehabt?“

„Kunnt mir's selber nicht denken“, versetzte er sanftmüthig.

„Verthut er das Brot und lasst uns betteln. Mein Lebtag lass' ich mich z' Lahndorf nicht mehr blicken.“

Ein feiner Fiakerwagen mit zwei flinken Rößlein, welcher Touristen nach Mariazell befördert hatte und nun leer zurückfuhr, rollte heran. Das Micherle winkte dem Kutscher, daß er halte und rief: „Bist frei, so setzen wir uns ein. Wir fahren über Kapfenberg nach Lahndorf.“

„Wie's beliebt“, antwortete der Kutscher, sprang vom Bock, öffnete den Wagenschlag und mit einem Ruck saß die Kundl zwischen den Polstern. Rasch und glatt rollte die Kutsche davon und die Kundl wusste gar nicht, wie ihr geschah. Die Lahndorfer Prozession glotzte nur so drein, als die vornehme Kalesche mit den Schleiderleuten an ihr vorüberrauschte — da lugte die Kundl das Micherle von der Seite an und schmunzelte ein wenig. So gerne hätte sie ihm gestanden, wie wohl ihr's that, aber der Trotz ließ es nicht zu. Er fühlte es doch und war bei sich gar vergnügt. Jeder Ehemann sollte es so machen: wird ihm sein Kreuz zu schwer zum Tragen, so leg' er's auf den Wagen.

Nach vier Stunden waren sie in Lahndorf. Das Micherle geleitete seine Dame in's Haus und ging dann, um es mit dem Fiaker abzumachen. Auf welche Weise? Vielleicht zeigt sich's später.

Erst am Abende zog die Zeller Prozession unter Glockengeläute in Lahndorf ein. — 's ist rechtschaffen schön, dachte das Micherle, aber — will ich **wieder** einmal nach Zell: mit dem Kreuz geh' ich nimmer.

Brennende Lieb'.

Am Dreifaltigkeits-Sonntag ging das Micherle in den Markt und zum Adlerwirth. Dort ließ er sich ein Achtel Wein geben, damit er im Gastzimmer sitzen und auf den Herrn Adlerwirth warten konnte. Als dieser erschien und den Gästen sein grünes Käppchen lüftete, stand das Micherle auf, trat so nahe als möglich zum Wirth und gestand ein, daß er noch nicht zahlen könne: „Von wegen dem, daß dem Herrn Vater sein Herr Kutscher uns von Zell hat heimgeführt."

„Kindisch, Micherle!" sagte der Wirth und klopfte ihm auf die Achsel, „dafür bist nichts schuldig. Ist ja recht gescheidt gewesen, daß ihr den Wagen nicht leer habt zurückfahren lassen. Na, na, zahlt sich nicht aus, mich freut's, Micherle."

Dieses wollte aus Dankbarkeit wenigstens Handküssen, aber auch darauf ging der wackere Adlerwirth nicht ein. „Will's schon noch einmal abstatten, Herr Vater, weil wir so viel froh sind gewesen."

„Was macht denn Dein jung' Weibel?"

„Meins? Rechtschaffen gesund ist's", antwortete das Micherle und ging heim, um immer wieder neu zu erfahren, was seine Kundl für ein gesundes Kind war.

„Hat mir gar nicht einmal was geraitet (gerechnet) — für's Heimfahren — der Herr Adlerwirth", erzählte er ihr.

„So!" antwortete sie, „raiten soll er Dir auch noch was? Ist dumm genug gewesen, daß Du mit dem dalkerten Fahren die ganze Kirchfahrt verdorben hast."

„Verdorben? Wie so denn **das**?"

„Gleichschauen thut's Dir, daß Du nicht einmal weißt, daß man auf dem Wallfahrtweg nicht fahren darf."

„Ist eh wahr auch", gab das Micherle zu.

Insgeheim aber fühlte die Kundl doch eine Art von Dankbarkeit, daß sie von Mariazell so glücklich wieder zurückgekehrt war; sie wollte dafür was opfern, und als für die Hinterbliebenen der im vergangenen Winter auf dem Lahnsattel verunglückten Holzschlägerleute die Sammlung war, spendete die Kundl auf eine gute Meinung auch ihr Scherflein. „Dieses Scherflein", sagte davon der würdige Pfarrer von der Frein, der die Gaben in Empfang nahm, „ist zu vergleichen mit dem Pfennig der Wittwe im Evangelium . . ."

Die Arbeitstage haben in der Lahndorfer Gegend zur Sommerszeit höchstens vierzehn Stunden, aber das Micherle dehnte sie auf sechzehn. War sein Schleidergütel versorgt, so ging er in's Tagwerk aus und war dann am Abend, wenn er heimkehrte, immer noch munter für allerlei kleine häusliche Arbeiten, die er der Kundl aus der Hand nahm, damit sie sich leichter geschehen lassen konnte.

Sie commandirte scharf mit ihm herum, und er zeigte ihr immer sein gutmüthiges Gesicht.

Einmal hatte das Micherle schon auf den Lippen, seine junge Ehewirthin zu fragen, wie sie eigentlich im Ganzen mit ihm zufrieden sei, denn für ein einzig Lobeswörtel aus ihrem Munde hätte er gern ein ganzes Jahr seines Lebens gegeben — und wäre es selbst ein Schaltjahr gewesen. Aber er schluckte seine Frage wieder hinab, er fand sie unbescheiden.

Im Juli begann eines Tages, entzündet von dem Brandbrennen der Feldreuter, drüben in den Mitterbergen der Wald zu brennen. Anfangs wurde dem Weitergreifen des Feuers im Gestrüppe keine Bedeutung beigelegt und als es das Gestämme ergriff, war es zu spät. Der Wald gehörte dem Adlerwirth. Es arbeiteten nun viele Leute Tag und Nacht, jedoch, das Feuer griff langsam, aber unaufhaltsam weiter und die Mitterberge waren sammt und sonders in Rauch gehüllt.

Das Schleider-Micherle sah von Lahndorf aus die Sache mit Kopfschütteln. Als es nun hörte, es wäre des Adlerwirths Wald, der in Feuer stünde, da machte er daheim, es war am Samstag den 13. Juli, früh Feierabend. — Zum „Balbierer" wollte er gehen.

„Jetzt, das ist aber schon eine Hoffahrt auch", meinte die Kundl, „hast Dich nicht erst vorig' Samstag balbieren (rasiren) lassen?"

„Ist halt sid Zeit wieder nachgewachsen", sagte er.

„Wenn's allemal wieder nachwachst, so hilft das ganze Balbieren nichts," versetzte die Kundl und hatte Recht. „Nur, daß Eins das Geld hinauswirft."

„Und vom Balbierer", sagte das Micherle, „hab' ich nachher ein bissel wollen nachschauen gehen, wie es denn hergeht beim Waldbrand."

„Ja freilich! nachtschlafend' Zeit in der Weiten umsteigen, daß geht Dir just noch ab, nachher hast alle Untugenden beisammen."

„Nachher ist's recht", meinte das Micherle gutmüthig lächelnd, „die Thür lasst mir offen, gelt?"

„Das musst erst sehen."

„Ist auch recht, sonst klöpfl' ich halt."

Und war fort.

Am selbigen Abend ging am Schleiderhäusel ein junger Nachbar vorbei. Als er die Kundl im Garten sah, wie sie die Nelkenstämmchen an die Stöcke band, setzte er sich auf den Zaun, schmauchte seine Pfeife, sah ihr zu und schmunzelte. — Sauber ist sie immer gewesen und jetzt schon gar. Ein solches Weibel zu haben, das wär' ein Gusto! —

„Na, Kundl, wo hast denn heut' Deinen Alten?" fragte er in den Garten.

„Was frag' ich darnach?" war ihre Antwort.

„Hast auch recht, der ist in's Wirthshaus 'gangen. — Magst mir kein Nagerl schenken für meinen Hut?"

„Um ein Nagerl ist mir just auch noch Keiner feil", war ihre Entgegnung, pflückte ihm das schönste hellste Doppelnelkchen und brachte es zum Zaun. An-

statt des Blümchens fasste er ihre Hand an, zog sie an sich und lispelte ihr schmunzelnd was in's Ohr.

„Daß Du's weißt, was sich d'rauf gehört!" sagte sie und versetzte ihm Eines.

Der junge Nachbar taumelte vom Zaun und ging schimpfend seines Weges.

Es wurde finster; die Kundl ging zu Bette, verschloß aber früher die Hausthür. Sie blickte noch einmal zum Fenster hinaus in das von Rauch durchzogene Thal und hinüber gegen die Mitterberge, über denen stellenweise ein schwacher Schein lag. Und zog dann die Decke über ihr Gesicht.

Erst zur Zeit des Morgengrauens klopfte es an die Thür. Sie hörte es, aber meldete sich nicht. Das Klopfen verstummte bald wieder, denn der Adlerwirth ging zum Höllerbauer und berichtete, was vorgefallen war.

Als die Kundl aufstand, hörte sie in der Kammer, wo die alten Schleiderleute schliefen, ein Gemurmel von verschiedenen fremden Stimmen; das kam ihr gleich nicht recht vor, und als die alten Leute in lautes Weinen ausbrachen, erschrak sie so sehr, daß ihr finster vor den Augen wurde.

„Michel! Michel!" rief sie heftig und rasch nach einander. Da trat der Adlerwirth ein, verstört und blaß.

„Dein Mann liegt in meinem Hause", sagte er, „der Michel hat sich so viel beschädigt — beim Feuer. — Was wird er denn schuldig sein für den unglückseligen Wagen! Ich habe ihm's mehrmals gesagt, aber er will abdienen und vermeint, daß er beim Waldbrand seinen Mann stellen muß. Zehnmal mehr Wald soll hin sein, wenn nur das nicht geschehen wäre."

Die Kundl hatte sich auf eine Bank niedergelassen und blickte den Adlerwirth starr an.

„Verzählt's nur. Ich ertrag Alles", sagte sie ruhig.

„Zu weit vorgewagt hat er sich", berichtete der Adlerwirth. „Noch das umgehauene Dickicht hat er wollen bei Seite schaffen, dieweilen auf der Höhe schon die Stämme brennen. — Ist nicht rathsam, Michel, schreit noch Einer, da schlägt ihn schon ein stürzender Ast zu Boden. Wir können kaum geschwind zu ihm hin. Lasst's mich nur liegen, ruft er noch, daß nicht euch auch was geschieht. Mein Weib lass' ich grüßen. — Wie wir ihn herauskriegen, ist's schon hell vorbei. Er lebt nimmer."

Die Kundl war todtenblaß. Nun wischte sie sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn und sagte: „In Gottesnamen." —

Später sah man sie über die Felder gehen und wieder zurück und etwa, damit es nicht aussehen sollte, als ginge sie zwecklos so herum, brachte sie einen Strauß von Erdbeeren mit, den sie unter die Kinder des Dorfes vertheilte.

Dann trat eine Nachbarin zu ihr und fragte sie, weshalb sie mit den alten Vaterleuten nicht zum Michel hinabgegangen wäre?

„Ich mag ihn nicht mehr sehen, ich mag ihn nicht mehr anschauen!" rief sie und verdeckte ihr Gesicht und sprang davon.

Gegen Mittag gesellte sich eine Jugendgenossin zu ihr, die wollte gerne trösten, wenn sich nur erst eine Trostbedürftigkeit zeigte.

„Aber daß Du's gar so leicht nimmst, Kundl“, sagte sie, „es ist ja ein Glück, aber ich an Deiner Stell' müsst' mich zu todt weinen.“

„Närrin, Närrin!“ rief die Kundl, „wenn ich weinen kunnt! Mein Blut tropfenweis' wollt' ich mir bei den Augen herausweinen. — O mein Gott in Deinem Reich, wie mir hart ist!“ —

Und nun ging sie in der Einschicht um oder verschloß sich in ihr Häuschen, während die Lahndorfer im Markte waren, um das unglückliche Schleidermicherle mit seinen Brandwunden todt auf dem Brette liegen zu sehen und dann zu begraben. Sie hörte die Glocken klingen über den Hügeln her durch die stille, sonnige Luft. — Und als Alles vorbei war, schlich sie auf Umwegen jenem Kirchhofe zu; und als Alle davon waren, auch der Todtengräber mit seinem Spaten, da ging sie zum frischen Grabe und sank mit einem lauten Schrei: „Er ist für mich in's Feuer gegangen!“ auf dasselbe nieder.

Und weinte nun und weinte so bitterlich und so wild, daß die Leute auf den umliegenden Aeckern aufhorchten und ebenfalls nasse Augen bekamen.

Es war der Schmerz der Liebe nicht allein, es war der Schmerz der Reue, und jedes harte Wort, das sie ihm gesagt, es kam jetzt in ihr Herz und brannte heißer, als je der glühende Baum brennen konnte, der ihn erschlagen ....

So oft, so oft, daß erst am Grabe die Lieb' ihren rauhen Mantel abwirft! Dann, du armer Ueberlebender weinst ihm nach unaufhörlich, und mit tausend Thränen musst du von seinem Andenken waschen jedes Unrecht, das du ihm zugefügt. Wie oft mit Lust hast Du ihn kränken wollen, da er doch so sanft war und so gütig! Wie oft mit Widerwillen hast du es gethan, es war dir selbst nicht wohl dabei, du hast die Kränkung sogar mit ihm gefühlt und du hast ihm doch mit Absicht weh gethan.

Und Gott weiß, du hast ihn geliebt, denn es gibt eine Gattung von Liebe, deren Zärtlichkeit in Härte und Trotz besteht. Vielleicht ist es die schlechteste nicht. Aber besser wäre es gewesen, Kunigunde, du hättest es deinem treuherzigen, dankbaren Micherle bisweilen wissen lassen — wie gut du ihm warst.

Im Spätherbst, wenn die Blätter fallen, oder im Novemberschnee hoffst du, daß er wieder lebendig wird, auf daß du ihm deine ganze Liebe zeigen kannst.

Hoffe es!

Letzte Kunde von der Dorfschönen.

Im August und September sind die Bauern am ärgsten. Die wilde Ueppigkeit auf den Auen, in den Wäldern, die Reife auf den Kornfeldern und Obstgärten mag daran Theil haben. Die in den Sommermonaten gewonnene verjüngte Kraft, die in der gesegneten Erntezeit aufgebesserte Nahrung, die erquicklichen, kühlen Herbsttage und die länger werdenden, lauschigen Nächte mögen Theil daran haben, daß der Bauernbursche im August und September am schlimmsten ist.

Der jungen Wittwe wollen sie keine Ruhe lassen. Vielleicht geschah es aus

dem christlichen Grundsatze: die Betrübten zu trösten! — jeden Abend klopften sie an's Fenster.

Die Kundl hörte es kaum, sie dachte nur an ihr Micherle und sie träumte von ihm. Und einmal, es war just am Abende des Laurenzitages, war das Micherle draußen. Ganz dasselbe Klopfen, ganz derselbe Fensterlspruch, ganz dieselbe Gestalt. Hatte sie doch in jedem Abendgebete gefleht, daß ihr Micherle nur noch einmal zurückkehren möge, sie wolle Alles gutmachen und ihm lieb sein überaus. Er reckte jetzt die Hand zum Fenster herein, die Kundl faßte sie, sie war kühl und fein und zart — das war nicht Micherles warme, rauhe Hand, das war eine Stadtherrn-Hand. Vor Schmerz und Wuth biß die Kundl in einen der fünf Finger. Der Eigenthümer zog den Arm kreischend zurück und machte sich davon.

Ansonsten sagte sie es Jedem, der anfragte, zum Liebeln wäre sie nicht aufgelegt, eher zum Heirathen.

„Schöne Weibsbilder sollen gar nicht heiraten", belehrte sie einmal Einer, „sie sollen sein, wie die Sonnen und die Sonnen ist für Alle."

„Und die ist für Dich allein!" antwortete die Kundl, da hatte er eine Ohrfeige.

Schlagen ist grob, sagt ihr? Schöne Weiber auf dem Dorfe, wenn sie nicht grob sind, so sind sie auch selten brav. Es kann nicht anders sein.

Für arme Weiber ist Schönheit eine schwere Sach'. Und die Kundl war noch schöner, seit sie blasse Wangen und feuchte Augen hatte.

Es ist erzählt worden, wie sie vor zwei Monaten mit ihrem Manne nach Maria-Zell gegangen war. Nun ist es aber in der Lahndorfer Gegend auch Sitte, daß auch nach einem Todesfalle die Verwandten des Verstorbenen eine Wallfahrt nach Zell machen, wozu der Lahndorfer Verleumder nichts zu bemerken hat, als daß es bei Witibern, die ihr Weib verloren, zur schuldigen Danksagung geschehe. Das, von dem lachenden „Witiber" ist ja der alte, platte Spaß, der eben zu schlecht ist, um vergessen zu werden. Der Wittwer heirathet wieder, die Wittwe macht es auch so, und das ist schließlich doch immer noch die aufrichtigste Trauer um den Verlorenen. —

Zum großen Frauentage im August nahm die Kundl ihr Bündel und ihren Pilgerstab und ging gen Maria-Zell. Was sie bei dieser Wallfahrt ausstand! An jeder Stell', wo sie vor zwei Monaten dem guten Micherle ein hartes Wort gesagt hatte, stand sie still und schluchzte, daß ihr ganzer Körper bebte. Mancher Vorübergehende fragte mit Theilnahme, was ihr fehle. Sie winkte ihn mit einer Handbewegung hinweg. Wie hatte das Micherle über den Seeberg so schwer getragen! „Mann! Mann!" rief sie jetzt, „so hart noch lange nicht, als wie ich heute trag' am schweren Herzen!"

Als sie endlich zu jener Votivtafel kam, wo der Sohn eines im Wasser verunglückten Vaters den Vorübergehenden die Worte zuruft:

„O lieb', so lang Du lieben kannst,
O lieb', so lang Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst."

Da stieß sie die beiden Fäuste gegen ihre Brust und schrie: „Wahr ist's! Wahr ist's!"

Unter dem Schatten einer Eiche setzte sie sich nieder und bedachte die jetzige Zeit und bedachte die vergangene. Im vorjährigen August war's, schier um solche Zeit, daß ihr im Traume fortweg zu Sinne kam, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen, ehevor das Jahr umgeht. Welche? das war dazumal die Frage. Heute hatte sie Antwort. — Sie war mit dem Schleidermicherle bekannt worden, sie war seinetwegen aus dem Dienst gegangen, sie war sogar etlich' Zeit in der Weiten umvagabundirt; das Micherle war ihr nachgelaufen — närrisch war's von ihm! Hernach hatte sie geheirathet, darauf war sie Wittwe geworden. Und das Alles während der kurzen Zeit, als im Gebirge das Winterkorn wächst und reift. — Wenn sie nun dort zum Bache ginge, der milchweiß über die Steine rauscht und gleich daneben wieder so still und klar ist, und könnte Alles von ihrem Herzen waschen, was sie brennt an Weh, und könnte alles von ihrem Herzen waschen was sie drückt an Schuld! — Sie steht im Grunde ja noch gerade so da, wie vor einem Jahre, fast so jung, so schön, so arm. — Von außen gesehen, ja; aber was ein Herz gewinnt, verbricht und verliert in einem Jahr, das ändert ein Leben. Es ist bei uns andern auch so; etwa erträgt es das arme Dorfkind noch leichter als wir.

Kunigunde Pachner kam von der Wallfahrt gefasst nach Hause. Und das hatte sie gelobt: sie will bei den alten Eltern des Micherle verbleiben und für sie arbeiten und sie pflegen, wie es einer Tochter ansteht. Und wenn — was ihr täglich und täglich träumt — das Micherle doch noch einmal zu ihr kommt, und sollte es noch so klein sein, sie will es halten an ihrer Brust in heißer Lieb' und Treu, und ihn hüten und ihm wohl thun, so lang' sie bei ihm darf verbleiben . . . .

So ist's recht und so wirds gut sein. — Und nun, Kunigunde Pachnerin, Gott behüte Dich! Bleib' gesund, und wenn es Dir wieder recht gut geht und Du noch einmal lustig wirst, so lass' es uns wissen.

Erinnerungen an Berthold Auerbach.

Von

Friedrich von Weech.

Die Erinnerung an freundlich belebte und angeregte Stunden wird in mir wach, wenn ich des uns trotz seinen 70 Jahren immer noch zu früh entrissenen Dichters gedenke.

Seine persönliche Bekanntschaft machte ich zu Ende der 1860er Jahre, als er eines Abends mit Ludwig Bamberger einer Zusammenkunft des literarischen Vereins zu Karlsruhe beiwohnte, dem damals noch Männer wie K. F. Lessing, Eduard Devrient, Hans Gude, A. Emminghaus, H. Baumgarten angehörten, und wo es daher nicht an anregungsreichem Verkehr fehlte. Auerbach bildete

bald den Mittelpunkt des Kreises der Anwesenden und ich habe da zum ersten Mal sein bewundernswerthes Talent des Erzählens und der Verbindung interessanter Erlebnisse mit seinen dichterischen Erzeugnissen kennen lernen. Dann sah ich ihn wieder während des Feldzuges 1870, als er im Hauptquartier des Generals von Werder weilte und das Material zu dem hübschen Buche sammelte, das er mit dem überaus glücklich gewählten Titel „Wieder unser“ nach der Einverleibung von Elsaß-Lothringen ausgehen ließ. Sein weiches Herz litt damals zu sehr unter dem Kummer, den ihm der jede Nacht sich wiederholende Anblick des brennenden Straßburg verursachte, und in einer Aufwallung dieses Schmerzes schrieb er den Artikel an die Allgemeine Zeitung über das Bombardement und die vermeintliche Zerstörung des Münsters, der seinen längeren Aufenthalt im Hauptquartier des Belagerungscorps unmöglich machte. Nicht ganz zwei Jahre später traf ich ihn wieder bei der Feier der Eröffnung der neugegründeten Universität Straßburg und ich stand neben ihm, als er beim Ausflug nach dem Ottilienberg jene hochpoetische und hochpatriotische Ansprache hielt, die so viele junge Gemüther begeisterte. Von da an habe ich in einem freilich oft unterbrochenen Briefwechsel mit Auerbach gestanden und seine freundschaftlichen Beziehungen zu mir gehören zu den werthvollsten Erinnerungen, die ich aus dem letzten Jahrzehnt bewahre.

Persönlich trat ich ihm dann noch näher, als er im Winter 1879—80 einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Karlsruhe nahm. In dieser Stadt hatte er einen sehr wichtigen, vielleicht den für seine ganze Zukunft entscheidenden Wendepunkt seiner Entwickelung erlebt. Hierher war er geschickt worden, um in einer Talmudschule den ersten Unterricht zu erhalten, der ihn später befähigen sollte, Rabbiner zu werden, und hier in Karlsruhe war es gewesen, wo er aus der beschränkten Sphäre des Judenthums den ersten Schritt heraus that in die weite große Ideenwelt reiner Humanität, welche die Beschränkung einer Confession hinter sich in wesenlosem Scheine zurückläßt, einer Welt, zu deren begeisterten Priestern er fortan gehören sollte. Aus jener Zeit hatte er hier unter der älteren Generation mehr als einen vertrauten Freund, später hatte er in den literarischen und Künstlerkreisen der badischen Residenz viele anderswo angeknüpfte Beziehungen wieder erneuert, dann war er dem Großherzog und der Großherzogin von Baden in aufrichtiger Anhänglichkeit ergeben, mit einem Wort, er fühlte sich hier wohl, vielfach angeregt, er fand die nöthige Ruhe und Sammlung zur Arbeit, freundschaftliche Aussprache in verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen, angenehme Begleiter für seine Spaziergänge, Abends ein gutes Theater und in der Loge des Intendanten G. zu Putlitz erwünschte Gelegenheit zum Ideenaustausch, kurz alles so behaglich und sympathisch, wie er es für diese Zwischenstation zwischen seiner Sommerfrische und dem definitiven Einzug in das Berliner Winterquartier nur wünschen konnte.

Von 12 bis 1 Uhr empfing er in seinem behaglichen Zimmer im Hotel Germania seine Freunde. Dann war die Morgenarbeit abgeschlossen und er liebte es, bei einer guten Cigarre über alles, was seinen Geist beschäftigte und sein

Herz bewegte, zu plaudern. Man ging nie von ihm fort, ohne ein geistreiches Wort, ein feines Urtheil, einen heiteren Scherz gehört zu haben, was aber alles beherrschte, war die Empfindung eines herzlichen Wohlwollens, das er namentlich der jüngeren Generation widmete, und einer wahren Theilnahme für jedes ernste Streben, wenn es auch Gebiete betraf, die seinem Arbeitsfelde ferner lagen.

Er hatte eben erst den „Forstmeister" aus der etwas übereilten und unfertigen Form, in welcher das „Berliner Tageblatt" diesen Roman veröffentlicht hatte, für die Ausgabe in Buchform umgearbeitet und war dabei, an die Erzählung „Brigitta" die letzte Feile anzulegen. Diese Arbeit füllte seine Morgenstunden aus. Wenn man in seiner Besuchsstunde zu ihm kam, war er meist ganz erfüllt von dem, was er im Laufe des Vormittags geschaffen. Der Titel dieses Buches beschäftigte ihn lange. Er hatte zuerst daran gedacht, das biblische Wort: „Liebet Eure Feinde", zu wählen, aber die Erwägung, daß die Erzählung eigentlich die Unmöglichkeit darthut, dieser Vorschrift gerecht zu werden, hielt ihn davon ab. Solche Dinge besprach er aber gern mit den besuchenden Freunden. Eines Tages traf ich ihn in großer Erregung. Im Laufe des Vormittags hatte er von der Wärterin der Augenklinik, die das Vorbild für seine Brigitta geworden war, einen Brief erhalten, in welchem sie eine gelungene Operation beschrieb, ganz analog jener, von der er in seinem Buche erzählt, und der Ausruf des operirenden Arztes, den die Wärterin referirte, war genau derselbe, den Auerbach in seinem Manuscript dem Arzt in den Mund gelegt hatte. Die Freude über dies Zusammentreffen war so groß, daß man sie mit dem Dichter fühlen musste.

In der Aeußerung solcher Empfindungen und Gefühle war er von einer im ächtesten Sinne des Wortes kindlichen Naivetät, darum aber auch ohne jede Zurückhaltung. Dies ist oft mißdeutet worden und derartige Mißdeutungen, vielfach auch durch Böswilligkeit absichtlich gesteigert, haben ihm schweres Weh bereitet. Den Vorwurf der Eitelkeit, der ihm so häufig gemacht wurde, wies er als ungerechtfertigt zurück. „Was heißt eitel?" sagte er einmal zu mir. „Eitel ist ein Mensch, der sich auf seine schöne Gestalt, seinen wohlgepflegten Bart, sein kostbares Kleid etwas einbildet, aber nimmermehr ein Mann, der sich seines Werthes, der sich der Bedeutung seiner Leistungen bewusst ist, deren Anerkennung wünscht und sich derselben, wenn sie ihm zu Theil wird, freut. Ich habe — fuhr er fort — ganz ernstlich Lust, einmal einen Essay über die Eitelkeit zu schreiben." Und als ich ihm darauf mit einem etwas boshaften Lächeln erwiderte, daß er dazu gewiß der quite just man sei, kämpfte er einen Augenblick zwischen Aerger und Heiterkeit, dann aber lachte er laut auf und sagte: „Nun, wenn Ihr durchaus wollt, ja, ich bin eitel, aber die andern, denen man es nicht so oft vorwirft, sind es auch, nur daß sie es cachiren; ich gebe mir diese Mühe nicht."

Sein Reichthum an Ideen und an Stoffen, die er noch zu bearbeiten gedachte, war unerschöpflich. Ich bin jetzt im 68. Jahre, sagte er mir einmal, wenn ich noch 20 Jahre lebe, an Stoff zu Büchern soll es mir nicht fehlen. Damals beschäftigte ihn sehr ernstlich der Plan, seine Lebenserinnerungen, zunächst die Erlebnisse

seiner Jugend, aufzuzeichnen. Und nicht ohne die Absicht für einen wichtigen Abschnitt die richtige Stimmung, das zutreffende Colorit zu finden, nahm er einen längeren Aufenthalt in Karlsruhe, das für seine Entwicklung so wichtig geworden war.

Ich glaube nicht, daß es unter der immerhin nicht all zu großen Zahl von Männern, die sich so großer Erfolge, so hoher Anerkennung erfreuen, wie sie Berthold Auerbach zu Theil geworden, viele gibt, die auf der Höhe ihres Ruhmes stehend für jede freundliche Beurtheilung alter wie neuer Production so dankbar sind wie er es war. Ich hatte im December über seinen „Forstmeister" einige Worte geschrieben und schickte ihm einen Abdruck des kleinen Aufsatzes an einem Samstag Abend zu. Als ich am Sonntag beim Frühstück saß, kam schon sein Dank. „Sie wissen, — schrieb er mir — welche Freude Sie mir mit Ihrer so warmherzigen Beurtheilung des Forstmeister gemacht haben. Aber dazu hat man sprechen gelernt, daß man das auch einander sagt, was in der Seele lebt; und da ich nicht weiß, ob ich Sie heute sehe, so habe ich ja auch schreiben gelernt und schicke Ihnen nun dies Blatt, das nur kurz bekunden soll, welch einen wirklichen Sonntag heute hat Ihr Sie herzlich grüßender B. A."

Und ein andermal schrieb er mir, als ich ihm eine in der Allgem. Zeitung erschienene Anzeige seiner Volksbücher zuschickte: „Von vielem Unbegreiflichen ist mir Undank eines der unbegreiflichsten. Es thut doch so wohl, einem Lebensgenossen zu bekunden, du hast mich gestärkt, hast mir wohlgethan. Viele halten Dankesempfindung für Freiheitsverlust, und doch ist die schöne Bindung von Seele zu Seele Daseinserhöhung, die aus der Isolirung befreit. Aus dieser Gedankenreihe heraus sage ich Ihnen vollen Dank für Ihre warmherzige, treu eingehende Betrachtnahme meiner Volksbücher . . ."

Diese Sammlung seiner kleinen Erzählungen, Kalendergeschichten und dgl., die er auch während des Karlsruher Aufenthaltes vorbereitete und die im Verlage des Sohnes eines seiner liebsten Jugendfreunde, bei Bielefeld in Karlsruhe erschien, lag ihm sehr am Herzen. Er legte großen Werth auf seine spezielle Begabung zum Volksschriftsteller, und er freute sich besonders, daß ich ihn in meiner Anzeige als einen ebenbürtigen Nachfolger Hebels auf diesem Gebiete bezeichnet hatte. Er versprach sich vielleicht von dieser Sammlung einen noch größeren augenblicklichen Erfolg, als er sich in der That ergab und war daher einigermaßen enttäuscht, als der Verleger ihm nicht einen Massenabsatz von dem Umfang melden konnte, wie er ihn vorausgesetzt hatte. In dieser Stimmung schrieb er mir: „In dem Matsch, der jetzt mit dem gesammten deutschen Leben gemacht wird, lässt sich gar nicht ermessen, wie noch ein ruhiges, auf Stetigkeit des ethischen Lebens bedachtes Wort aufgenommen wird. Sie können sich sagen, daß sie in bester Weise dafür gewirkt haben. Von den eigentlichen Literaten wird meine Arbeit nur obenhin berücksichtigt oder auch vernachlässigt; ich bin ja nicht gefährlich, bin nicht mit einem Journal bewaffnet. Ich lasse mich aber dadurch nicht von meiner Linie abdrängen, hoffe sie vielmehr inne zu halten bis ans Lebensende."

Im nämlichen Briefe schrieb er mir (am 30. Dez. 1880): „Ihnen und Ihrer lieben Frau meinen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre, das hoffentlich keine neuen schweren Schäden über die deutsche Volksseele bringt.“ Es bedarf kaum eines ausdrücklichen Hinweises, daß er dabei die antisemitische Bewegung im Auge hatte, die ihn in den tiefsten Tiefen seines Gemüthes schwer verwundete. „Die Ruchlosigkeit der Judenhetze,“ schrieb er mir wenige Tage später, „hat mir seit geraumer Zeit alle Stimmung zerrüttet, und die Infamie ist so groß und unfassbar, daß man nicht weiß, was und wie dagegen gethan werden könnte. Doch finde ich mich endlich wieder etwas in mir und in der Arbeit für die vaterländische Cultur zurecht . . .“

Schon als er in Karlsruhe weilte, hatte er über diese betrübende Erscheinung oft geklagt. „Ich kenne nicht drei Menschen,“ sagte er mir einmal, „die, wenn ein Jude ein Verbrechen begeht, von demselben als von einem Dieb oder Betrüger ꝛc. sprechen, sondern fast alle werden sagen: der schlechte Jude; handelt es sich um einen Christen, wird keiner von dem elenden Katholiken oder Protestanten sprechen. So tief sitzt dies klägliche Vorurtheil auch bei den Besten und Tüchtigsten.“

Daß auch er selber unter dem zur Mode gewordenen Antisemitismus leiden musste, er, der sich mit vollem Recht als bewährter deutscher Patriot, als hervorragender Pfleger des deutschen Geistes fühlte, mochte ihn um so tiefer schmerzen, als die ernste und echte Religiosität, die sein ganzes Wesen bestimmte und alle seine Schriften durchdringt, ihn stets von Ungerechtigkeit oder gar Feindseligkeit gegen das Christenthum und dessen Bekenntnißformen bewahrt hatte. Das Kokettiren mit Irreligiosität, mit Atheismus, namentlich in Schriften, die für das Volk bestimmt sind, konnte ihn auf das äußerste empören. Ueber einen neuerdings sehr bewunderten Volksschriftsteller aus Oesterreich äußerte er sich in dieser Hinsicht mit scharfem Tadel. Darum war es ihm auch eine große Genugthuung, als er bei einem Besuch zu Dissentis in Graubünden den frommen und gelehrten Abt Paulus kennen lernte und auf dessen Schreibtisch mehrere seiner Werke vorfand, die der würdige Priester an jenen Stellen, an denen Auerbach über katholische Verhältnisse handelt, mit Noten versehen hatte. Und er bedauerte es sehr, daß ihm der Abt nicht gestattete, von diesen Noten Abschrift zu nehmen. Die Aufgabe des Volksschriftstellers fasste er überhaupt von einem sehr hohen Standpunkte aus auf. Das rein Aeußerliche ließ er, auch wenn es gelang, nicht gelten, wenn der Schale nicht auch der Kern entsprach. „Da schreibt einer,“ sagte er mir einmal, „statt: ‚der Mann ist sehr muthig,‘ ‚der Kerl hat a Schneid,‘ und dann glaubt er ein Volksschriftsteller zu sein.“

Manches Unrecht, das die Mitwelt an Berthold Auerbach beging, wird — deß bin ich sicher — die Nachwelt gut machen, freilich auch manche Huldigung, die ihm die Zeitgenossen darbrachten, werden die späteren Geschlechter nicht in ihrem vollem Umfang als berechtigt anerkennen. Aber das ist gewiß, wer ihn gekannt, ob er von Auerbach den Schriftsteller etwas höher oder etwas geringer

gedacht haben mag als er verdiente, muß in seiner Erinnerung den guten Menschen Auerbach hoch und werth halten, und für alle Zeiten wird das Wort für ihn Geltung haben, das er mir einmal schrieb: „Ich freue mich, daß mir in echten Menschen ein gutes Gedenken bewahrt ist.“

Die Idioten und ihre Behandlung.

Von

Franz Seitz.

München.

Die Entwicklung aller lebenden Geschöpfe auf dieser Erde ist von äußern Einflüssen: Licht, Luft, Nahrung abhängig. Die Beobachtung lehrt, daß bei allen Classen der Erdenbewohner bis herauf zum Menschen einzelne, welchen diese Lebensbedingungen nicht im richtigen Maße zukommen, nicht zur normalen Ausbildung gelangen, verkümmern.

Beim Menschen äußert sich diese Verkümmerung vielfach durch mangelhafte geistige Entwicklung, die man als Idiotismus bezeichnet. Sie kömmt meist vereinzelt (sporadisch), in manchen Gegenden aber in gehäuften Fällen (endemisch) vor und wird dann Cretinismus genannt. Bei seinem gehäuften, endemischen Vorkommen kann man die ausgeprägtesten Formen mangelhafter Geistesentwicklung beobachten.

Der Idiotismus endemicus läßt schon bei seiner höchsten Ausbildung in Gebirgsthälern verschiedene Grade erkennen. So unterscheidet man Vollkretinen, die gar nicht sprechen, von Halbkretinen, die einige Worte lallen können. Noch mehr Abstufungen geistiger Schwäche zeigen die sporadisch vorkommenden Fälle von Idiotismus. Von geistiger, nur einer geringen Ausbildung fähiger Beschränktheit bis zum vollkommenen, jede Entwicklung für immer ausschließenden Cretinismus finden sich mehrere Zwischenglieder. Mit Unrecht werden Kinder, deren Fähigkeiten sich auffallend langsam entwickeln als Idioten bezeichnet. Es sind dies Kinder, die spät zahnen und lange nicht gehen und sprechen und schwer begreifen lernen. Es beruht diese verzögerte geistige Entwicklung (in Frankreich nennt man solche Kinder enfants arriérés) auf schlechter Ernährung oder auf Krankheiten, welche auf die Ausbildung des Gehirns wie des Körpers überhaupt hemmend einwirken. Bei solchen Kindern fängt der Geist erst später sich langsam zu entwickeln an. Wenn sie auch hinter ihren Altersgenossen im Begreifen und in ihrem ganzen Benehmen auffallend zurückgeblieben sind, so holen sie dieselben doch bei geeignetem Unterricht oft später ein. Man muß in solchem Falle sorgfältig auf Sprache und Gehör dieser Kinder achten, weil Taubheit und das darauf beruhende Unvermögen zu sprechen mit dem Mangel an Intelligenz verwechselt werden kann. Bei verspäteter geistiger Entwicklung ist nur vorübergehend Mangel an Intelligenz vorhanden, während derselbe bei dem Idioten ein bleibender ist.

Dem tiefen Stande der Geistesthätigkeit entspricht bei dem Idioten eine mehr oder weniger in die Erscheinung tretende mangelhafte körperliche Entwicklung. Der ausgeprägte Cretinismus stellt in geistigem wie leiblichem Betracht ein Zerrbild menschlicher Gestaltung dar. Der Vollkretine entbehrt der Auffassung der Außenwelt und gelangt auch nicht zum Bewusstsein der eigenen Persönlichkeit. Es fehlt ihm das Gedächtniß oder es bleibt schwach, so daß er Eindrücke von Personen und Erlebnissen nicht festhalten kann. Das Vorstellungs- und Urtheilsvermögen kommt bei ihm nicht zur Entwicklung. Kretinen sitzen stundenlang stumpf in sich versunken, oder sind in einer beständigen unruhigen Bewegung. Sie beugen den Kopf oder den ganzen Oberkörper auf- und abwärts oder von einer Seite zur andern, schütteln die Hände und schaukeln die Beine stundenlang. Manche saugen tagelang an den Fingern. Einzelne lernen gar nicht gehen, andere sehr spät und letztere behalten oft einen unsichern Gang ihr Lebelang. Sie haben meist eine gebückte Körperhaltung. Ihre Hände sind zu feinern Arbeiten ungeschickt. Bei hochgradigem Idiotismus fehlt die Sprache gänzlich. Bei niederm Grade ist sie mehr oder weniger gestört. Geistig mehr entwickelte Idioten stottern, Vollkretinen stoßen nur unartikulirte Laute aus. Auch die Herrschaft über die unwillkürlichen Bewegungen und über die körperlichen Ausscheidungen geht den Idioten entweder ganz ab oder wird erst sehr spät erlangt. Das Bettnässen hängt vielen für immer an. Andern fließt fortwährend Speichel vom Munde. Dem Mangel an Intelligenz entsprechend fehlt bei den höchstgradigen Idioten auch die Aeußerung von Gemüths- und Willensregungen. Bei mehr entwickelten bringt die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse einen lächelnden Ausdruck in das gewöhnlich stumpfe Antlitz. In der Regel gutmüthig sind sie zu plötzlichen zornigen Erregungen geneigt und werden bei harter Behandlung leicht trotzig. Während einige beständig lachen, sind andere gegen alles ganz gleichgültig und wieder andere brummen immer fort.

Auf die tiefststehenden jungen Idioten ist durch Erziehung wenig einzuwirken. Man muß zufrieden sein, wenn sie ruhig sitzen und sich den Anordnungen für Reinlichkeit fügen lernen. Auf höherer Stufe stehende können wohl den mechanischen Theil einiger leichtern Handwerke sich eigen machen, aber nicht leicht selbstständig einen Beruf ausfüllen. Sie zeigen irgend eine Fähigkeit, so für Musik, Rechnen u. s. w., die bei sorgfältigem Unterricht weiter ausgebildet werden kann. Fälle von Heilung solcher schwachsinnigen Kinder sind öfter zu beobachten. Wie andere Körpertheile und Organe, welche temporär in ihrer Ausbildung gelitten haben, kann auch das Gehirn allmälig zu normaler Thätigkeit, wenn auch sehr langsam gelangen. Fortschritte in der geistigen Entwickelung zeigen sich gleichzeitig mit den Epochen der körperlichen Ausbildung, so dem Zahnwechsel und der Geschlechtsreife. Im Gesichte erkennt man zuerst das geistige Erwachen. In ihm spiegeln sich das lebendig gewordene Interesse an der Außenwelt, Neugierde, Freude über erhaltenes Lob. Blick und Miene wird lebhafter. Länger bleibt die Schwierigkeit im Sprechen zu überwinden. Die blödsinnigen Kinder lernen darum auch eher Schreiben als Lesen.

Ein guter Theil der Idioten jedoch bleibt sein Lebelang geistig entwicklungs-

unfähig. Ihre Lebensdauer ist im Allgemeinen eine kurze. Die tiefststehenden sterben meist schon in der Dentitionsperiode unter Convulsionen. Das kranke Gehirn derselben wird vielfach von neuen Erkrankungen ergriffen, die zum Tode führen.

Unfähig sich äußern schädlichen Einflüssen zu entziehen, werden sie häufig von durch solche bedingten acuten Erkrankungen: Katarrhen und Entzündungen befallen. Das mangelhafte Kauen und Einspeicheln der Nahrung benachtheiligt ihre Ernährung und führt zur Anaemie. Diese und die bei vielen in Anschwellungen und Vereiterungen der Drüsen ausgeprägte Skrophulose legen den Grund zur Lungenschwindsucht, an der viele Idioten zu Grunde gehen. Doch erreichen manche von den höher entwickelten das Greisenalter.

Veränderungen des Gehirns, seiner Häute und des Schädels liegen dem Blödsinn zu Grunde. Man findet in ersterem ungewöhnliche Kleinheit, Zurückbleiben einzelner Theile und Abweichung der Windungen von dem gewöhnlichen Typus derselben im Menschengehirn. In seltnen Fällen sah man dagegen auch Hypertrophie des Gehirns durch eine excessive Bildung der Nervensubstanz oder des Nervenkitts (Neuroglia) desselben. Ausdehnung der Gehirnhöhlen durch vorausgegangene Wasseransammlung (Hydrocephalus) oder Schrumpfung (Sclerose) einzelner Hirnbezirke in Folge von Entzündung. Vielfach zeigt auch das Rückenmark krankhafte Veränderungen: Schwund und Wassererguß in seine Umhüllungen (Hydrorhachis). Die Häute des Gehirns erscheinen verdickt, getrübt oder oedematös. Die harte Haut ist zuweilen mit dem Schädel oder mit der weichen, letztere auch mit der Oberfläche des Gehirns verwachsen. Auffallende Unregelmäßigkeiten finden sich im Schädelbau. Seine Knochen sind abnorm dick oder dünn. Sein Umfang kann durch Hydrocephalus oder Hirnhypertrophie vergrößert sein; häufiger aber ist er entsprechend dem geringern Umfang des Gehirns kleiner. Der Idiotenschädel stellt sich kürzer aber höher, nach oben zugespitzt, oft von vorn nach hinten oder von den Seiten zusammengedrückt und an der Stirne abgeflacht dar. Nach den Untersuchungen Virchows ist die abnorme Schädelform des Cretins durch vorzeitige Verknöcherung der die einzelnen Theile des Schädelgrundbeins trennenden Knorpel und die so entstandene Verkürzung der Schädelbasis bedingt (Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. II. Bd. S. 230).

Nach Klebs findet sich bei Cretinen ohne vorhergehende normale Wucherung der Knorpelelemente vorzeitig eintretende Verknöcherung nicht nur am Schädelgrunde sondern im ganzen Skelet. Dem dadurch bedingten Zurückbleiben des Längenwachsthums der Knochen steht eine übermäßige Entwicklung der Weichtheile, besonders der äußern Haut, des Fettgewebes, der Zunge und der Thyreoidea gegenüber. Dem Cretinismus liegt demnach eine eigenthümliche Ernährungsstörung zu Grunde, indem das Knochensystem und die Weichtheile gerade entgegengesetzte Verhältnisse aufweisen, jenes ein vorzeitiges Aufhören des Wachsthums mit Verdichtung der Knochensubstanz, diese eine oft zu Vergrößerung führende Anschwellung der Theile, deren Blut- und Lymphgefäße nicht selten beträchtlich erweitert sind.

Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmacologie II. Bd. S. 70.)

Die erwähnten körperlichen Anomalien geben dem Aeußern und der Physiognomie des Cretins die charakteristischen Züge. Sein breites Gesicht hat einen stumpfen oder gutmüthig grinsenden Ausdruck. Unter der niedern, von struppigem Haar umzogenen Stirne stehen die schmal geschlitzten Augenöffnungen mit wulstigen Augenlidern bald näher bald weiter als gewöhnlich von einander ab. Ebenso weicht das äußere Ohr in seiner Stellung und Bildung von der Norm ab; es sitzt weit nach hinten, ist sehr klein oder sehr groß ohne abgesetztes Läppchen. Die Nase ist häufig kurz und breit, aufwärts gestülpt. Die Jochbogen springen über den faltenreichen hängenden Wangen stark hervor. Dicke, wulstige Lippen umrahmen den breitgezogenen, beständig offen stehenden Mund. Die Zunge ist oft größer, schwerbeweglich und vorliegend. Die Zähne zeigen mannigfache Anomalien in ihrer Entwicklung und Stellung. Die erste Zahnung tritt häufig spät und mit heftigen Convulsionen ein. Die Milchzähne werden oft cariös. Auch die bleibenden Zähne erscheinen verspätet und in unregelmäßiger Aufeinanderfolge. Sie stehen oft quer und in verschiedenen Ebenen, so daß bald die Eck- bald die Schneidezähne prominiren. Sie haben einen unvollkommenen Schmelzüberzug und fallen leicht aus. Ein kurzer, dicker, oft noch mit einem Kropf versehener Hals sitzt auf einem plumpen, vorne übergebeugten Rumpf, an dem im Verhältniß zu den gekrümmten Beinen scheinbar zu lange Arme hin- und herschlottern.

Der Körper der Cretinen erreicht fast niemals die normale Höhe. Wenn auch sein verspätet eintretendes Wachsthum vollendet ist, so leidet er an einem dauernden Mangel der normalen Lebens-Energie und mannigfachen Krankheiten und leiblichen Gebrechen. In erster Reihe sind unter diesen Störungen im Nervensystem zu nennen, die Ausdruck der vorhandenen Gehirnkrankheit sind, Lähmungen und in Folge derselben sich einstellende Contracturen der Glieder. In schweren Fällen können alle vier Extremitäten gelähmt sein, öfter sind es die einer Seite. In einzelnen Fällen kommen Lähmungen der Sinnesnerven: des Gesichtes, des Gehörs, des Geruchs und Geschmacks vor. Isolirte Lähmung der Augenmuskeln führt zum Schielen, solche der Halsmuskeln zum Schiefstehen des Kopfes. Häufig beobachtet man auch krampfhafte Leiden: Muskelzittern und Epilepsie und in leichtern Graden psychische Störungen verschiedener Art. Bei vielen Cretinen findet man Kröpfe. Der Cretinismus kömmt nicht vor, ohne daß nicht auch der Kropf an demselben Orte häufig ist. Man betrachtet beide Krankheitsformen als eine zusammengehörige Endemie, und den Kropf als den geringern Grad der Einwirkung der dieselbe erzeugenden Ursachen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß mit Kröpfen behaftete Eltern häufig cretinoese Kinder erzeugen.

Cretinismus und Kropf sind über die ganze Erde verbreitet, bei wilden im sogenannten Naturzustande lebenden Völkern wie bei civilisirten kann man sie beobachten. Gehäuft als Endemie finden sie sich vorzüglich im Innern großer Gebirge: in den Alpen, im Himalaya und in den Cordilleren Südamerikas. Doch bilden tiefe abgeschlossene Thäler in allen kleinern Gebirgen: so in den Pyrenäen,

im Böhmerwald, den Karpathen, am Kaukasus u. s. w. Herde derselben. Auch im Hügelland wie in dem Thüringer- und dem Steigerwald in Franken und auf ganz offenen Ebenen wie in dem breiten Rheinthale des Elsaß und der weiten Donauebene in Ober- und Niederösterreich beherbergten einzelne Orte bis in die jüngste Zeit zahlreiche Idioten. Nur Küstenländer waren von beiden Krankheiten verschont.

Eine interessante Thatsache ist die stetige Abnahme des Cretinismus, für die Berichte aus den verschiedenen Heimstätten desselben vorliegen. Dieselbe wurde für das Salzburgerland auf der letzten Naturforscherversammlung von den in den dortigen Gebirgsthälern: in dem Pongau und Lungau, die sonst als Herde des Cretinismus bekannt waren, practicirenden Aerzten constatirt. Dr. F. Zillner in Salzburg hat in seiner im Jahre 1851 erschienenen Monographie: Ueber Idiotie mit besonderer Rücksicht auf das Stadtgebiet Salzburg nachgewiesen, daß die Häufigkeit der idiotischen Erkrankungen im Salzburgerland in dem sechzigjährigen Zeitraum von 1780 bis 1840 um das Vierfache abgenommen hat, so daß zu Anfang desselben 19 Cretinen auf 1000 Bewohner, zu Ende desselben aber nur 5 auf 1000 gezählt wurden. Ebenso hat Professor Klebs nach den statistischen im Jahre 1873 angestellten Erhebungen in dem sumpfigen Terrain, das sich oberhalb der Stadt Salzburg bis zum Fuße des Unterbergs erstreckt, eine wesentliche Verminderung derselben constatirt. In gleicher Weise verhält es sich mit dem Cretinismus in dem Salzburg nahegelegnen Berchtesgadner Ländchen. Man begegnet nach der Mittheilung der dortigen Aerzte in demselben keinen jüngern Cretinen mehr. Die Zahl derselben mindert sich von Jahr zu Jahr mit dem Absterben der Aelteren. Während man in den tief eingeschnittnen Kalkgebirgsthälern daselbst noch vor 20 Jahren 1 Fall von Cretinismus auf 152 Bewohner berechnet hat, trifft gegenwärtig erst einer auf 308. Klebs hat in dem früher als Cretinengebiet in Böhmen bekannten Adler- und Riesengebirge die Krankheit nur mehr spärlich bei einzelnen Personen beobachtet. Auch A. Kirchhoff stellt in einem andern Cretinengebiet, in dem neupreußischen Antheil des Thüringerwaldes, ein baldiges gänzliches Verschwinden des Cretinismus in Aussicht. Zu dieser Hoffnung berechtigt auch die Abnahme der Krankheit in dem fränkischen Cretinendistrict. Denn nach den gerichtsärztlichen Berichten Dr. Ulsamers und Dr. Rübels findet man in dem Städtchen Iphofen mit 1927 Einwohnern, das sonst der Hauptsitz des Cretinismus war, keinen jüngern Krankheitsfall mehr. Der jüngste zählt 19 Jahre. Seit dem Jahre 1830 also in 50 Jahren sind nur 3 neue Fälle zu den 6 aus früherer Zeit stammenden hinzugekommen.

Es frägt sich wie die Thatsache des Rückgangs dieser Krankheit zu erklären, welches von den aetiologischen Momenten, denen man sonst ihre Entstehung zugeschrieben hat, außer Wirksamkeit getreten ist und seinen Einfluß auf die Erzeugung verbreiteter mangelhafter geistiger Entwicklung in einem bestimmten örtlichen Umfang verloren hat. Wohl kann man die früher angeschuldigten klimatischen und localen Einflüsse: feuchte Luft und häufige Nebelbildung, geringe Besonnung der Wohnungen in tief eingeschnittnen Thälern mit ungünstigem Wasserabfluß und

darum versumpftem Boden als mitwirkende Ursachen für die Entstehung sporadischer Fälle der Krankheit gelten lassen, wie solche ja auch in den engen Souterrain- und Parterrewohnungen der in feuchten, licht- und luftarmen Höfen hoher Häuser in großen Städten lebenden Arbeiterbevölkerung beobachtet werden. Die Erfahrung, daß die Krankheit in verschiedener Höhe über dem Meere auf den geognostischen Formationen jeden Alters und allen Gesteinsarten vorkömmt, ließ schon lange an einem directen Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf ihre Entstehung Zweifel aufkommen. Auch die Annahme, daß der Gehalt des Trinkwassers an kohlensauerem Kalk, an Gyps oder an Talksalzen an der Krankheitsgenese Schuld sei, war nicht haltbar, nachdem man fand, daß Cretinismus auch unter Bevölkerungen vorkömmt, deren Trinkwasser frei von solchen Beimischungen und ganz rein ist. Das Zurückgehen der Krankheit bei dem Gleichbleiben der localen Einflüsse und insbesondere auch des Trinkwassers muß denselben die ihnen früher eingeräumte Bedeutung auf die Entstehung derselben benehmen.

Größeren Einfluß auf die Genese des Cretinismus und Kropfes muß man den aus den *socialen Verhältnissen* einer Bevölkerung entstehenden Schädlichkeiten: mangelhafter Ernährung, körperlicher und geistiger Verwahrlosung u. s. w. einräumen, wenn man ihre vorzüglichen Heimstätten betrachtet. Am intensivsten entwickelt fand man die Krankheit in armen Gebirgsgegenden unter allen Himmelstrichen. Mangel an kulturfähigem Boden im Vergleich zu der stetig zunehmenden Bevölkerung, daher schlechte Ernährung derselben, enges Zusammenwohnen in überheizten, schlecht gelüfteten Stuben, Verwahrlosung der Kinder, Abschließung von der Außenwelt und darum verwandtschaftliche Heirathen waren die allen Cretinengegenden gemeinsamen socialen Zustände. Wo diese Uebelstände sich besserten, solche Bevölkerungen aus ihrer Abgeschiedenheit heraus in den Verkehr mit fremden Völkerstämmen und in den Bereich eines höhern Kulturlebens kamen, da trat die Entartung des menschlichen Typus, welche der Cretinismus darstellt, mehr und mehr zurück. So hat in Savoyen, seit die großen Straßen nach Frankreich eröffnet worden sind, derselbe sich in die entlegensten Distrikte zurückgezogen. v. *Seidlitz* glaubt, daß die durch das Vorkommen von Cretinen und Taubstummen ausgezeichnete, im langsamen Dahinschwinden begriffne, abgeschlossne 12 000 Köpfe zählende Bevölkerung in Swanethien am Kaukasus zu ihrer Erhaltung der Mischung mit benachbarten Völkerschaften bedürfe (Virchows Archiv Jahrg. 1881 S. 168). In gleicher Weise hofft A. *Lemus*, daß in den südamerikanischen Anden der Provinz Mendoza der Cretinismus in Folge der Racenmischung und Einwanderung verschwinde. Ebenso bringt Zillner das Seltnerwerden des Cretinismus in Salzburg in Zusammenhang mit dem Aufschwung, den diese Stadt genommen, seit sie mit der Einverleibung in den großen Kaiserstaat (nachdem sie unter den geistlichen Fürsten Jahrhunderte hindurch ein gegen außen abgeschlossenes Kleinleben geführt hat) in Berührung mit den andern denselben bildenden Nationalitäten getreten ist und an dem regern geistigen Leben derselben Theil genommen hat. Dabei betont er den Einfluß der bessern Kinderpflege und des Turnens und Schwimmens auf die Stadtbevölkerung, wodurch diese kräftiger,

gesunder und in ihren Bewegungen lebendiger geworden ist. So können auch die Aerzte Berchtesgadens für die stetige Abnahme des Cretinismus im dortigen Bezirksamte keine andere ursächliche Begründung finden als die Verbesserung der Kinderpflege und des Schulunterrichts und den von Jahr zu Jahr zunehmenden Fremdenbesuch, wodurch der Wohlstand der Bevölkerung vermehrt und ihr geistiger Horizont erweitert wurde.

So gewiß die Entstehung des Cretinismus und des Kropfes durch die besprochenen territorialen und socialen Verhältnisse wesentlich gefördert wird, so enthalten sie doch nicht für sich und allein den ausreichenden Grund für das verbreitete Vorkommen derselben. Sie fehlen nämlich vielfach unter ganz gleichen localen und socialen Verhältnissen der Bevölkerung an andern Orten. Man sah sich darum zur Annahme einer specifischen Schädlichkeit gedrängt, die durch locale Verhältnisse entstanden den Kropf und Cretinismus wie das Sumpfmiasma die Intermittens erzeugt. Es muß das ein diffusibles Agens, ein Miasma sein, welches in den Körper aufgenommen, eine so tief gehende Umstimmung des Gesammtorganismus mit sich führt, daß sich dieselbe nicht bloß in der Erkrankung des zunächst betroffenen Individuums ausspricht, sondern sich auch unter dem anhaltenden Einfluß jenes spezifischen Agens durch ganze Generationen fortpflanzt. Es ist die Erblichkeit eine an allen Orten, wo Cretinismus und Kropf vorkommen, durch zahlreiche Erfahrungen bestätigte Thatsache. Es kann dieselbe als ein das Vorkommen von Kropf und Cretinismus wesentlich förderndes Moment betrachtet werden. Beide Krankheiten pflanzen sich unzweifelhaft auf dem Wege der Vererbung fort. Wir haben Beweise dafür auch bei dem sporadischen Vorkommen der Krankheit gesammelt. Wir sahen, daß mit Kropf behaftete Mütter cretinöse Kinder zur Welt brachten an Orten, wo der Idiotismus nur sporadisch wie hier in München zur Beobachtung kommt. Und zwar waren dies Mütter, die den höheren Klassen angehörten in den besten Vermögens- und hygienischen Verhältnissen lebten. Unter den Ursachen der sporadisch allenthalben auftretenden Idiotie ist in erster Linie eine dem Keime von den Erzeugern her anhaftende Anlage zu nennen, über deren Wesen wir zur Zeit noch nicht im Klaren sind. Die Erfahrung lehrt, daß aus Verwandtschaftsehen nicht selten idiote Kinder hervorgehen, daß Nervenleiden, Syphilis, Trunksucht, Tuberculose der Eltern zum Idiotismus der Kinder Veranlassung geben. Alles was die Constitution der Mutter schwächt, mangelhafte Ernährung, Traumen, anhaltender Kummer und andere deprimirende psychische Einflüsse können zur Erkrankung des Nervensystems des Foetus und dadurch zur Idiotie führen.

Zur Verminderung des Idiotismus wird die Hebung der Kultur und die Förderung des Hygiene im Allgemeinen am meisten beitragen. Neue Verkehrswege, die Schaffung nachhaltiger Erwerbsquellen für Besserung des Wohlstandes armer Bevölkerungen werden der Entstehung desselben entgegenwirken. Die Beseitigung der die Gesundheit derselben überhaupt benachtheiligenden Einflüsse mangelhafter Ernährung, ungesunder Wohnungen, der Trunksucht wird die Zahl der Idioten vermindern. Die Prophylaxis der Krankheit wird durch die Aerzte in den

einzelnen Familien am besten geübt werden durch Belehrung über den nachtheiligen Einfluß verwandtschaftlicher Heirathen, die Nothwendigkeit der Schonung der Frauen während ihrer Schwangerschaft. Ihre Aufgabe wird es auch sein energisch auf die Beseitigung schädlicher Gewohnheiten in der Pflege und Erziehung der Kinder und durch Empfehlung der Hautkultur mittelst kalter Waschungen und Bäder und des Turnens und anderer Leibesübungen auf Erkräftigung der heranwachsenden Generation einzuwirken.

Die Behandlung des Idioten muß nach dem Grade der Krankheit eine sehr verschiedene sein. Ihre Aufgabe ist, jeden so weit in seiner geistigen Entwicklung zu bringen, als es eben der beschränkte Zustand seines Gehirns zuläßt. Dabei muß als Ziel nicht ein gewisser Vorrath von Kenntnissen, sondern vielmehr die Ausbildung zu praktischer Brauchbarkeit im Auge behalten werden. Der gewöhnliche Schulunterricht ist auf sie nicht anwendbar. Ihre Erziehung mit den andern Geschwistern im Elternhause stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da sie einer ihrer Individualität besonders angepaßten Behandlung bedürfen. Für ihre Besserung die ist Aufnahme in eine Idiotenanstalt und zwar wie bei Geisteskranken überhaupt möglichst bald nothwendig. In der Regel gewöhnen sich dieselben leicht in diese Anstalten ein, wo sie sich unter Ihresgleichen besser verstanden fühlen, während sie sich zu Hause hinter ihre mehr begabten Geschwister zurückgesetzt fanden.

Von der Gründung solcher Anstalten datirt überhaupt die Besserung des Looses dieser Unglücklichen. Der Ruhm, die erste Anregung in dieser Richtung gegeben zu haben, gebührt Professor Troxler in Bern, der sich auf der Versammlung der Schweizerischen Naturforscher zu Sanct Gallen im Jahr 1830 warm für Verbesserung des Looses der Cretinen ausgesprochen hat. Zehn Jahre später im Jahre 1841 ist die erste Cretinenheilanstalt durch Guggenbühl auf dem Abendberge im Canton Bern eröffnet worden. In Deutschland errichtete zuerst Pfarrer Haldenwang zu Wildberg in Württemberg eine Unterrichtsanstalt für schwachsinnige Kinder, welche im Jahre 1847 in eine größere mit Staatsunterstützung gegründete Heilanstalt in dem ehemaligen Kloster Mariaberg umgewandelt wurde. Von der Zeit an entstanden meist durch Privatwohlthätigkeit in den deutschen Staaten Heilanstalten für Idioten, so im Jahre 1844 die erste in Berlin, nach der seitdem dort noch mehrere neu errichtet wurden. In Bayern wurde die erste im Jahre 1852 von dem katholischen Priester Joseph Probst zu Eksberg bei Mühldorf am Inn gegründet, welche seitdem beträchtlich erweitert wurde. Zwei Jahre später entstand eine Anstalt für Blödsinnige zu Neubettelsau in Mittelfranken, welche von dem Verein für innere Mission geleitet wird. Letzterer hat sich durch Gründung und Leitung solcher Anstalten große Verdienste um die Besserung des Looses armer Idioten erworben. Nach der Monatsschrift für innere Mission Mai 1881 zählt Deutschland 33 Idiotenanstalten, die leider nur für die Unterbringung eines geringen Theils der Blödsinnigen, die auf 50000 geschätzt werden, ausreichen. Doch stehen die andern europäischen Völker in der Fürsorge für die Idioten nach den zu uns gelangten Berichten noch hinter den Deutschen zurück.

Bei einträchtigem Zusammenwirken der Vorstände, Aerzte und Lehrer in solchen Anstalten werden befriedigende Resultate erzielt. Wenn auch nur wenige der aufgenommenen Zöglinge zur vollen Selbstständigkeit gelangen, so wird doch ungefähr der 10. Theil derselben gebessert und zu irgend einer Beschäftigung befähigt entlassen. Durch entsprechende Ernährung und Pflege, durch Bewegung und Arbeit im Freien und durch Turnen wird der Körper gekräftigt und unter geeigneter medicamentöser Behandlung in seinen Verrichtungen geregelt. Die Zöglinge gewöhnen sich an Ordnung und Reinlichkeit und gewinnen selbst einen gewissen Anstand in ihrem Benehmen. Die liebevolle Behandlung, die ihnen in der Anstalt zu Theil wird, erweckt ihr Zutrauen und ihre Zuneigung zu ihren Lehrern und Leitern. Das früher stumpfe Kind wird aufmerksam auf seine Umgebung und eignet sich durch seinen geistigen Fähigkeiten angepassten Unterricht manche Kenntnisse und Fertigkeiten an. Viele lernen sprechen, lesen und schreiben und manche Gegenstände des Elementarunterrichts. Die Jungen gewöhnen sich an Arbeit in Haus und Feld, die Mädchen an häusliche Beschäftigung. Manche kommen so weit, daß sie als Arbeiter bei Handwerken: Schuhmacherei, Tischlerei, Korbflechten u. a. ihren Unterhalt finden.

Die belgische Malerei.

Von

Franz Reber.

München.

Jede geschichtliche Betrachtung verlangt eine gewisse Zeitferne. Um eine Culturphase zu verstehen, ist es wünschenswerth, deren Abschluß zu kennen, und um Personen ganz zu würdigen, empfiehlt es sich, sie erst sterben zu lassen. So lange wir ihnen zu nahe stehen, sind wir in dem Fall der Schätzung der Höhe eines Berges, vor dessen Fuße wir stehen, und daher den Gipfel schwerlich sehen können, ja sogar in noch schlimmerem, denn der Berg grollt wenigstens nicht, wenn wir ihn zu niedrig taxiren, und glaubt nicht höher zu sein als er in Wirklichkeit ist. Gleichwohl darf die Zurückhaltung der Gegenwart gegenüber nicht zu weit getrieben werden. Denn was die Geschichte für die Vergangenheit, ist die Kritik für die Gegenwart, eine Art von geschichtlicher Vorarbeit, die unentbehrlich ist und so beschaffen sein soll, daß sie der Nachwelt auch ein brauchbares Material sei. Ueberhaupt soll nicht versäumt werden, das Material zu sammeln und zurechtzulegen denn in vielen Fällen ist es später nicht mehr zu gewinnen. Und man halte das für keine Indiskretion den Zeitgenossen! gegenüber. Darf man denn wirklich erst nach dem Tode eines Mannes fragen, wann er geboren? In der That behandeln die neuesten Ausstellungskataloge, besonders die französischen, belgischen, italienischen u. s. w. die Künstler wie Damen, indem sie von den Lebenden außer den Orden alles Wissenswerthe, besonders Heimat- und Geburtsjahr sorgfältig verschweigen, und dies nur bei Verstorbenen beizufügen pflegen.

Die Schwierigkeit solcher Arbeiten ist aber auch eine so große, daß man leicht begreift, wenn sie ganz unterbleiben. Als ich vor sechs Jahren den Abschnitt „Belgien“ in meiner Geschichte der neueren deutschen &c. Kunst schrieb, lag literarisch so viel wie nichts vor, und abgesehen von einigen Hauptsammlungen waren die Kunstschöpfungen selbst so zerstreut, wie dies bei den Leistungen der modernen Kunst überall zu sein pflegt. In Bezug auf Literatur wurde es auch bis zur Stunde nicht besser. Dafür gab die historische Ausstellung belgischer Kunst anlässlich des 50 jährigen Jubiläums der belgischen Unabhängigkeit eine noch nicht dagewesene Gelegenheit, die Kunstleistungen des jungen Königreiches in ihren Blüthen zusammen sehen und damit leichter vergleichen und würdigen zu können. War auch durch die Aufstellung selbst wenig geschehen, den Entwicklungsgang klar zu legen, so fand doch derjenige, welcher durch Vorkenntnisse in der Lage war, die losen Blätter zu paginiren und zum Buch zu vereinigen, dort eine förmliche Geschichte der belgischen Kunstentwicklung unseres Jahrhunderts.

Die belgische Kunstschule ist eine der ältesten und eine der jüngsten unter den bestehenden. Weder die italienische noch die spanische oder die deutsche Schule hat sich bis in die Gegenwart herein so continuirlich erhalten, wie die südniederländische eines Rubens, welche mit Herreyns noch nicht völlig erloschen war, als sie mit Wappers schon wieder aufblühte. Andererseits datirt die Neubegründung der deutschen wie der französischen Kunst schon vom Anfang unseres Jahrhunderts, während die südniederländische Kunst, eine Zeit lang wie die belgischen Lande auch in politischer Beziehung im Banne der französischen Nachbarn, erst mit der Gründung des Königsreichs der Belgier ihre Wiedergeburt erlebte.

Länger als irgend eine Schulgruppe seit den Giottesken hatte sich die antwerpische Kunstrichtung eines Rubens in den südwestlichen Niederlanden erhalten. Doch war auch sie herabgekommen und ausgelebt, als die Stürme der Revolution wie überhaupt alles Alte, so auch sie wegfegen zu wollen schienen. Die flandrisch-brabrantischen Lande hatten übrigens schon ehe sie von der französischen Republik politisch annectirt wurden, in ihrer Kunst sich Frankreich genähert. Der seiner Zeit gefeierte Meister A n d r e a s C o r n e l i s L e n s (1739—1822) und dessen Schüler P i e t e r F r a n s J a c o b s (1780—1808), P i e r r e J o s e p h C e l e s t i n F r a n c o i s (1759—1851) und der als Lehrer überaus fruchtbare W i l l e m J a c o b H e r r e y n s (1743—1827) zeigen in Form wie Stoffgebiet bei immer mehr sich lockerndem Zusammenhang mit dem großen Antwerpener ziemlich nahe Verwandtschaft mit den Poussin's, Lebrun's und Lesueur's. Und über Revolution und Empire hinaus behauptete sich die David'sche Schule in Antwerpen und Brüssel, in welch letzterer Stadt der französische Altmeister den Rest seiner Tage in Ehren verlebt und seine letzten und schwächsten Bilder geschaffen, somit länger als in Frankreich selbst und sonst irgendwo. In den zu Paris gebildeten Künstlern M a t t h i j s I g n a t i u s v a n B r é e (1773—1839), C o r n e l i u s C e l s (1778—1859), J o s e p h D e n y s O d e v a e r e (1778—1830) und J o s e p h P a e l i n c k (1781—1839) reichte sein wenn auch etwas modificirter Einfluß sogar noch weit über das Gründungsjahr des neuen Königreichs hinaus und beherrschte namentlich die Säle der Akademien,

wo freilich einige Davidschüler, wie Francois Navez (1787—1869) und Joh. Ant. Verschaeren (1803—1863) als Lehrer sich den späteren Einflüssen anzubequemen suchten.

Zwei Umstände aber drängten in andere Bahnen. Zunächst die auch hier wie fast allerwärts erwachte romantische Stimmung, welche den Poussin-David'schen Classicismus perhorrescirte und über Bord werfen ließ, andererseits das Hochgefühl der wiedergewonnenen Nationalität und Selbständigkeit, welches es nahe legte, zu jenen Vorbildern zurückzugreifen, die in früheren Jahrhunderten einen so großen Theil des Ruhmes der belgischen Lande ausmachten. Wie aber das belgische Königreich nichts weniger als eine Rehabilitirung alter Verhältnisse, sondern eine durchaus neue Schöpfung war, so hatte auch die Kunst in bloßer Reproduction wie in Holland keinen den Verhältnissen entsprechenden Ausdruck gefunden; wir finden daher auch, daß trotz der gründlichsten Studien nach Rubens, van Dijck, Teniers u. s. w. ein blos äußerliches Nachgehen in Belgien vereinzelt blieb.

Indeß hatte schon vor dem für Belgien epochemachenden Jahre 1830 eine Reihe von Künstlern diesen Umschwung wenigstens im Gebiete des Genre, des Thierstückes und der Landschaft vorbereitet. Ich erinnere an Ignatius Josef van Regemorter (1785—1873), an den noch lebenden Ferdinand de Braekeleer, geb. 1792, und besonders an den hochbedeutenden Jean Baptist Madou (1796—1877), welchem er beschieden war, zwei Menschenalter hindurch ohne Abschwächung seiner Kraft als der Erste seines Kunstzweiges dazustehen und ebenso weit entfernt von Selbstentäußerung wie von Verflachung in einer einmal angenommenen Manier die Wandlungen unseres Jahrhunderts durchzumachen. Ich erinnere dann an den Thiermaler Balthazar Paul Ommeganck (1755—1826) und an die Landschafter J. Ducorron (1770—1850), Henri van Assche (1775—1841) und Jan Baptist de Jonghe (1785—1845), welche alle die niederländischen Vorbilder 17. Jahrhunderts durch frisches Naturstudium neu zu beleben wussten. Doch neigten sich diese mehr dem Studium der Kleinkunst der nördlichen Niederlande zu, wie denn auch einige von den älteren Meistern, z. B. Jacob Josef Eeckhout (1793—1861) und Josef Jodocus Moerenhout (geb. 1801) ganz und gar nach dem Hag übergesiedelt sind, während dagegen andere, wie Lod. Riquier (geb. 1795) und Ant. van Ijsendyck (geb. 1801) ihr Heil bei den romantischen Coloristen in Paris suchten. Von einer specifisch vlämischen Malerschule war erst wieder die Rede, als die südwestlichen Niederlande sich abgelöst und ihre eigene Nationalität auch politisch begründet hatten.

Der Beginn der neuen Aera wurde im Befreiungsjahre selbst in der Brüsseler Ausstellung durch ein Bild inaugurirt, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, ein Bild von Gustaaf Wappers, das die Selbstaufopferung des Bürgermeisters van der Werff bei der Belagerung von Leyden im Jahre 1576 darstellte. [1])

[1]) Das Gemälde gelangte 1850 aus der Verlassenschaft des Königs Willem II. der Niederlande in den Besitz des Herrn Suermondt in Utrecht.

Es war keineswegs der überdies der Geschichte der eben bekämpften Nordniederländer entnommene Gegenstand allein, welcher die Beschauer elektrisirte. Da hätte viel eher F. de Braekeleer's „Furie Espagnole d'Anvers 1576“ epochemachend sein müssen, welche doch mit dem Aufschwung der belgischen Malerschule wenig zu thun hat. Es war vielmehr die neue und glänzende Darstellungsweise, die Kraft der Composition, die Lebhaftigkeit wie Wahrheit des Ausdrucks und die Energie der Farbe, welche den größten Theil der Anziehungskraft auf das der classicistischen Leerheit entschieden müde Publikum ausübte. Gustaaf Wappers (geb. zu Antwerpen 1803, gest. 1874), aus der Schule der von Brée und Herreyns, dann Regemorter's hervorgegangen, hatte sich, statt sich weiter mit Antike und der römischen Schule abzuquälen, bei Rubens und van Dijck Rath erholt, vor sklavischem Anlehnen aber durch weitere Studien nach Rembrandt und van der Helst, zuletzt selbst nach den Venetianern sich zu bewahren gewusst. Wie in Composition und Colorit so entfernte er sich auch gegenständlich von dem breitgetretenen Geleise der Classicisten, indem er neue Gegenstände wählte, wobei freilich seine romantische Art wesentlich maßgebend war und ihn zu empfindungsvollen, meist schmerzlichen Scenen der Geschichte vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts drängte. Eigentlich national sind seine Gegenstände übrigens seltener, obwohl eines seiner Hauptbilder, die Scene aus der belgischen Revolution von 1830 [1]) aus der Revolution selbst entsprang. Es waren vielmehr die englische und die französische Geschichte oder auch romantische Scenen aus anderen Ländern, welche ihn beschäftigten und manchmal rein genrehafte Vorwürfe darboten. Dahin gehören u. a.: „Anna Boleyn“, „Karl IX. in der Bartholomäusnacht“, „Karl VII. und Agnes Sorel“, „Abälard und Heloise“, „Peter der Große in Zaardam“, „Karl I. nimmt Abschied von seiner Familie“, „Der Dichter Camoens und sein Führer“, „Boccaccio liest der Johanna von Arragonien seinen Decamerone vor“. Die meisten von den genannten leiden an romantischer Sentimentalität, an Unklarheit des Inhalts, einige auch an verletzender Unschönheit der Form. In kleineren gegenständlich anspruchloseren Werken leistet er manchmal das Beste, wie in dem cloristisch vorzüglichen Bilde „Mutterfreude“ im Antwerpener Museum. Zuletzt wird der Meister affectirt, verwässert und süßlich, wie in Karl's I. Gang zum Schaffot [2]), in welchem Bilde er sich von seinen jüngeren Genossen bereits weit überholt zeigt.

Mit Wappers konnten sich dessen Mitschüler an der Antwerpener Akademie, welche gleichzeitig 1830 die Brüsseler Ausstellung beschickt hatten, nicht messen. Weder Lambert Matthieu (1804—1861), noch Theodor Schaepkens (geb. 1810) zeigten jene coloristische und zeichnerische Sicherheit und Energie. Dagegen stellten sich bald zwei jüngere Meister ebenbürtig, ja überlegen neben ihn: Edouard de Biefve, geb. zu Brüssel 1809, und Louis Gallait, geb. zu Tournai 1810, beide noch zu Brüssel lebend. Hatte schon Wappers unter dem Einflusse des Rubens wie der Venetianer ein mehr glänzendes und warmes, als der Realität entsprechendes Colorit angestrebt, so erreichte diese Tendenz in Biefve ihren Höhepunkt. Als

*) Gemalt 1835. In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

**) Gemalt 1870. Galerie moderner Werke zu Brüssel.

Schüler Paelink's in der altakademischen Weise gebildet, konnte er sich 1830 mit seinem noch ganz plastisch gehaltenen „Masaniello" neben Wappers noch keines Erfolges erfreuen. Auch seine nächsten Werke, wie die „Geißelung Christi" und „Ugolino mit seinen Söhnen im Gefängniß zu Pisa (nach Dante)" oder „Die letzten Augenblicke der Anna Boleyn" ließen trotz glücklichen Anlehnens an van Dijck die Bedeutung des Künstlers kaum ahnen. Da trat er 1841 mit dem berühmten „Compromiß" [1]) auf, die folgenreiche Unterzeichnung des Bundes, den der niederländische Adel 1566 im Schlosse Cuylenburg bei Brüssel zur Abwehr der Inquisition und anderer Privilegienverletzungen schloß, darstellend. Bekanntlich ist dies Werk, welches mit einer von Gallait's Hauptschöpfungen die epochemachende Rundreise durch einen großen Theil Europas gemacht und mit diesem der idealen Kunstweise Deutschlands den schwersten Schlag versetzt hat, wie jene über- und unterschätzt worden, aber durch das zwar etwas bräunliche doch energische Colorit, wie durch die ungezwungene Leichtigkeit, Wahrheit und an van Dijck gemahnende Noblesse von Stellung und Bewegung der zahlreichen Figuren unbestreitbar mehr als der bloße Ausdruck von Geschicklichkeit und Virtuosität. In diesen Vorzügen lagen auch die zündenden Elemente, welche in Deutschland neu, und von so tief einschneidender Wirkung waren. Es konnte sich aber auch nicht der Beobachtung entziehen, daß mit diesen Neuerungen die realistische Tendenz bei Biefve wie bei seinen Richtungsgenossen entschieden in den Vordergrund getreten war. Darstellungen aus dem Idealgebiet konnten daher nicht in dem Grade gelingen, wie eigentlich historische, und wenn Henri Decaisne (1799—1852) hierin, wie in den „Belges illustres" [2]) im Vergleich zu de Biefve's Allegorie auf Belgien [3]) mehr leistete, so ist dies wohl damit zu erklären, daß der erstere längere Studien in Paris gemacht und von seiner einheimischen Weise wenig mehr als den bräunlichen Ton bewahrt hatte. Sein „Compromiß" hat übrigens de Biefve selbst nicht mehr erreicht und wie Wappers mit zunehmenden Jahren vielmehr verloren. Ich erinnere beispielsweise an seine 1869 gemalte: „Sabine von der Pfalz um Befreiung ihres Gemahls zum Himmel flehend".

Während de Biefve bei einer mehr äußerlichen Wiedergabe des Vorgangs stehen blieb, wusste sein ungleich höher stehender Rivale L. Gaillait eine bis dahin außerhalb Frankreich in unserem Jahrhundert ungesehene Vollendung des malerischen Vortrags mit mehr innerer Bedeutung zu verbinden. Er hatte als Schüler des Franzosen Hennebicq, des damaligen Directors der Academie von Tournai 1833 mit „Christi Heilung eines Blinden" [4]) im Salon zu Brüssel noch keine Aufmerksamkeit erregt, da der mit weitgehender Heftigkeit entbrannte Kampf der extremen Parteien, nämlich zwischen Wappers und den classicistischen Academikern, einem in gehaltener Mäßigung reifenden Mittelweg keinen Raum ließ.

[1]) Galerie moderner Werke zu Brüssel. In kleiner ausgeführter Skizze von 1840 in der Nationalgalerie zu Berlin.

[2]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[3]) Im Hôtel de Ville in Brüssel.

[4]) In der Hauptkirche zu Tournai.

Doch schon 1836, als sich die Gegensätze einigermaßen gemildert oder vielmehr der exclusive Idealismus seine Position ganz verloren hatte, fanden Gallait's „Tasso im Gefängniß von Montaigne besucht" [1]) und sein „Job" [2]) die ihnen selbst in Paris nicht entgangene Beachtung und der Künstler seinen verdienten Rang neben Wappers und den Hauptvertretern der neueren belgischen Schule. Man konnte auch damals schon erkennen, daß Gallait den Hauptwerth auf den Empfindungsausdruck, den seelischen Inhalt, lege, und daß er der Darstellung der eigentlichen Action, des dramatischen Momentes, aus dem Wege gehe. Es leitete ihn dabei ein richtiges Gefühl: der dramatische Moment ist zu flüchtiger Natur, als daß er die realistische und coloristische Festigung und dazu die seelische Durchbildung ertrüge, ohne gewissermaßen zum Petrefact zu werden. Nur wenn eine entschieden ideale Behandlung die Darstellung der Wirklichkeit entrückt, oder in realistischer Auffassung ein mehr skizzenhafter Vortrag der raschen Flüchtigkeit des Momentes entspricht, ist der Höhepunkt einer Handlung überhaupt darstellbar; in allen übrigen Fällen erscheint ein mehr zufälliges Vorher, das jedoch der Erkenntniß der weitern Entwickelung möglichst weite Perspectiven eröffnet, der geeignetste Stoff für die moderne Geschichtsmalerei. [3])

So lag in Carl V. Uebergabe der Krone an seinen Sohn Philipp II. [4]) der Keim zu den folgenschweren Conflicten der Niederlande mit Spanien, in dem Martyrium Egmont's und Horn's der Anfang des offenen Abfalls der nordöstlichen Provinzen. Die überwiegende Passivität der ersteren Ceremonie und das mit demselben verbundene Gepränge bot hier überdies die Gelegenheit zu coloristischer Prachtentfaltung, und zwar in noch höherem Grade als in de Biefve's Compromiß, da die Versammlung von Fürsten und kirchlichen Würdenträgern den Reiz reicher Mannigfaltigkeit mit sich brachte. In diesem Bilde hat denn auch der Künstler den außerordentlichen Erfolg weniger als Historienmaler, wie als Maler im engeren Sinne errungen, nämlich durch das unbestreitbare Uebergewicht seiner coloristischen Tüchtigkeit und Beherrschung der technischen Mittel.

Der Triumphzug beider besprochenen Werke Biefve's und Gallait's fällt in's Jahr 1843. Wenige Jahre darauf (1848) kam ein Hauptwerk des Meisters bleibend in eine deutsche Sammlung und wirkte dort nachhaltig fort, nämlich „Die letzten Augenblicke Egmont's" [5]), den Grafen mit dem Bischofe von Yperen in der Empfindung des letzten Abschiedes nach intimem Gespräch darstellend. Sagt Kramm von diesem Werke nicht ganz mit Unrecht, „daß die neueren Schulen ein in allen Theilen so meisterhaftes, in Zeichnung, Farbe, Licht und Schatten voll-

---

[1]) Im Besitz des Herrn J. van Praet und des Museum Fodor zu Amsterdam.

[2]) Im Palais Luxembourg zu Paris.

[3]) Wie einiges andere der Darlegung der belgischen Kunstentwicklung in meiner Geschichte der neueren deutschen Kunst 1876 entnommen.

[4]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel. Kleine Wiederholung im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M.

[5]) Mit der Sammlung des Consuls Wagener in die Berliner Nationalgalerie gelangt. Wiederholung im Museum Fodor in Amsterdam, gest. von Ach. Martinet.

endetes Bild nicht mehr geschaffen haben," so fügen wir hinzu, daß sie auch selten so viel seelischen Ausdruck zu erzielen wussten, als er hier in dem durch das peinvollste Durchwachen der letzten Nacht erschöpften Gesichte Egmont's liegt. Doch machte noch ungleich größeres Aufsehen ein 1851 ausgestelltes Werk, der Höhepunkt von Gallait's Schaffen, „Die Schützengilde von Brüssel erweist den Grafen Egmont und Horn die letzte Ehre", [1]) welches abermals die Runde durch Deutschland machte. Die Wirkung der ersteren Bilder hatte sich mittlererweile bereits auf tausend Paletten ergossen, so daß man das Werk mit weniger Ueberraschung empfing. Doch war die Bewunderung ungemindert. So sehr sich manche an den Gegenstand stießen, so konnte man sich doch des packenden Eindrucks, den eine vollendete Technik mit entschiedener innerer Bedeutung verbunden machte, Niemand erwehren. Die Empfindungen, welche die beiden politischen Märtyrer in den sie umgebenden Männern der Schützengilde erwecken mussten, sprechen sich ebenso auf deren Mienen, wie in dem ergreifenden Gesammtton des Bildes aus. Das Werk ist wie Wappers' „van der Werff" als ein Markstein der belgischen Kunstentwicklung zu betrachten, von doppelter Bedeutung dadurch, daß es, wie die meisten Bilder Gallait's auch den politischen Empfindungen seiner Heimat entsprach.

Wie in dieser Schöpfung, so war auch sonst Gallait am glücklichsten, wenn er sich an Stoffe hielt, die ein mehr zuständliches Pathos beherrscht, welchem er als länger Stand haltend näher zu kommen vermochte. So in dem bedeutsamen Gegenstück zu „Egmont's letzten Augenblicken", „Alba am Fenster während der Hinrichtung der beiden Grafen" [2]), in „Johanna die Wahnsinnige an der Leiche ihres Gemahls Philipp des Schönen" [3]) u. s. w. Auch im Genre ist Gallait entschieden glücklicher bei actionslosem Pathos, wie in den meisterhaften Bildern „la chute de feuilles" einem Mandolinspieler, zu dessen Füßen in tiefstem Elende Frau und Kinder kauern [4]), und dem verwandten „Schmerzvergessen", einer Gruppe von zwei heimatlosen Kindern, von welchen der Knabe die erschöpft hingesunkene Schwester mit der Geige ihr Unglück vergessen zu machen sucht. [5]) Als Meister der Farbe und Lichtführung wie sprechender Empfindung bewährte er sich auch in der „Vision des h. Hubertus" [6]), wie in dem Bilde „Vargas leistet vor dem Herzoge von Alba den Eid, keinen Ketzer zu schonen" [7]). Als Porträtist endlich spielte Gallait in Belgien die Rolle, wie sie in Paris einem Gros und Winterhalter zugefallen war, doch können wir nicht finden, daß er mit dem Bildnisse seine besten Lorbeeren gewann.

Die Höhe Gallait's wurde von Nicaise de Keyser in Antwerpen (geb.

---

[1]) Im Museum zu Tournai, gest. von Ach. Martinet. König Ludw. I. von Bayern soll für dieses Bild der Stadt Tournai vergeblich das Dreifache der Summe, welche sie dem Meister bezahlt hatte, geboten haben.

[2]) In der Sammlung des Grafen Redern zu Berlin.

[3]) Im Huis ten Bosch bei dem Haag und in der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[4]) Im Besitz des Herrn Champion de Villeneuve.

[5]) In der Galerie Ravené zu Berlin.

[6]) Im Besitz der Königin von England.

[7]) Im Museum Fodor zu Amsterdam.

1813), der sich enger an Wappers anschloß, nicht erreicht, weder in den großen religiösen Bildern, wie in der 30′ Fuß hohen „Kreuzigung“ [1]), dem „h. Dominicius, den Rosenkranz empfangend“ [2]), den „Frauen am Grabe Christi“ [3]) und der „Beweinung Christi“ [4]), noch in seinen Schlachtbildern, von welchen die sogenannte „Sporenschlacht bei Courtrai 1302“ [5]), mit Wapper's „letzten Augenblicken Carls I.“ den Mittelpunkt der Salons 1836 bildend, seinen Ruf begründete. Die auf Grund dieses Erfolges von der belgischen Regierung bestellte „Schlacht von Woeringen“ (1839 gemalt) [6]), ein buntes, unruhig affectirtes Stück, steigerte sein Verdienst nicht weiter, was auch von den beiden im Auftrage des Königs Willem II. der Niederlande 1844 und 1849 gemalten Schlachten „bei Niewpoort“ und „bei Senef“ [7]) gilt.

Mehr Einfluß auf seine Gegenstände wie auf seine Kunstweise hatte ein italienischer Aufenthalt 1839—1840, dem einige italienische Genrestücke entsprangen obwohl de Keyser auch im Genre Näherliegendes vorzog und ansprechender bewältigte. So in seinem „Memling im Johannisspital zu Brügge“ [8]), „Massys und Albrecht Dürer“ [9]), „Rubens' Atelier“ [10]) und „Franz I. in der Werkstatt Benvenuto Cellini's [11]). Nach Wapper's Tode (1855) Director der Antwerpener Akademie, erwarb er noch sein größtes Verdienst durch die Wandgemälde im Atrium des Antwerpener Museums, eine an den Hemicyle des P. Delaroche erinnernden Apotheose der großen Meister.

De Keyser am nächsten steht Ernest Slingeneyer in Brüssel (geb. 1820), der ebenfalls Wappers' Unterricht direct genoß. Sein Ruf war mit dem schon in des Künstlers 22. Lebensjahre (1842) ausgestellten „Untergang des französischen Kriegsschiffes le Vengeur“ [12]) gemacht. Ist aber auch die drastische Schilderung des letzten ‚Vive la Republique‘ der an den Mast geklammerten Mannschaft nicht ohne große künstlerische Bedeutung, so zeigt sie doch auch ungesund überhitzte Effecte, welche an Gegenständen von minderer Erregtheit unangenehm wirken mussten. So selbst an der „Schlacht bei Lepanto“ [13]), in welcher er sich sonst durch das bräunliche Colorit dem de Caisne am meisten nähert. Noch mehr an der umfänglichen Aufgabe der „Gloires de la Belgique“ [14]), einem Cyclus von 13 Riesen-

---

[1]) (Von 1834.) In einer Kirche zu Manchester.
[2]) In der Kirche zu Meer.
[3]) In der Kirche zu Linne (Limburg).
[4]) In der Kirche St. Germain zu Tirlemont.
[5]) Im Museum zu Courtrai.
[6]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[7]) Im Palais Prins Frederik im Haag.
[8]) Im Besitz S. M. des deutschen Kaisers.
[9]) Im Museum zu Antwerpen.
[10]) Im Besitz J. M. der deutschen Kaiserin und des Museums zu Antwerpen.
[11]) Im Museum Fodor zu Amsterdam.
[12]) Im Richartz-Wallraf'schen Museum zu Cöln.
[13]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[14]) Im großen Saale der Akademie zu Brüssel.

gemälden, welche überdies die Schwierigkeit deutlich genug zeigen, ideale Probleme mit realistischen Mitteln zu lösen. Nicht sehr erfreulich wirkten seine neuesten an's Realistische streifende Werke, wie die „Ueberschwemmungsscene", welche ein in einer schwimmenden Wiege einschlafendes Kind zeigt (1880), oder ein großes schreiendes Revolutionsbild aus der Dreißiger-Erhebung mit ziemlich gemein communistischem Siegesjubel.

Hier reiht sich endlich noch, freilich schon stärker zur Kunstweise seiner jüngeren Zeitgenossen inclinirend, Wilhelm Ferdinand Pauwels in Dresden an (geb. 1830), ein Schüler Wapper's und Gallait's, seit 1862 mit Unterbrechungen an den Kunstschulen von Weimar und Dresden wirkend. Die „Wittwe Artevelde's"[1]), „Philipp der Kühne und die Genter"[2]), „Die Königin Philippine von England, den Armen in Gent Hülfe spendend"[3]), „die Rückkehr der Proscribirten Alba's"[4]) und seine Wandmalereien im Stadthaus zu Ypern sicherten ihm ebenso seinen Ruf im Vaterlande, wie seine Luther-Fresken der Wartburg und sonstige Reformationsbilder in Deutschland. Ansprechend in Form und Farbe, wenn auch gelegentlich, wie in dem „Einzuge Philipp II."[5]), an Buntheit streifend, erreicht er die historische Empfindung und den fesselnden Ausdruck Gallait's nicht immer.

Während aber das Directorium der Brüsseler Akademie in den Händen des Navez lag, konnte es auch nicht an Künstlern fehlen, welche der mehr akademischen Weise desselben folgten. Dahin gehört besonders Joseph Stallaert, der meist die Oede seiner theatralischen Compositionen mit Navez' Farbigkeit, wohl auch gelegentlich mit Derbheit, wie in dem „letzten Gladiatorenkampf", zu beleben suchte, aber als Akademiker überall obsolet erscheint. Selbst seine gefeiertesten Werke, wie der „Tod der Dido"[6]) oder „Polyxena den Manen des Achill geopfert"[7]), können kein besseres Urtheil erwecken. Ihm reiht sich Jan Portaels geb. 1820, Schüler des Navez an, eine Zeitlang, während Stallaert der Akademie in Brüssel vorstand, Director der Akademie zu Gent, ein Künstler, der gern zu orientalischen Stoffen griff und hierin jedenfalls Ansprechenderes leistete als in einer „Loge im Theater zu Pesth".[8])

Ehe wir jedoch die jüngeren Zweige der belgischen Historienmalerei verfolgen, ist einiger höchst bedeutsamer Künstler zu gedenken, welche einen von der Strömung der Akademieen ganz abweichenden Weg einschlugen. Die merkwürdigste Erscheinung bildet Anton Joseph Wiertz, geb. zu Dinant 1806, † zu Brüssel 1865. Sein monumentaler Sinn mochte erkennen, daß die Entwicklung der Kunst seines Landes der monumentalen Kunst keineswegs förderlich und daß es hierzu unerläßlich

[1]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[2]) Im Besitz des Baron t'Kint de Roodenbecke.
[3]) Im Besitz des Grafen de Beughem.
[4]) Im Besitz des Herrn O. Mühlberg in Berlin und des Herrn Notars Kepenne.
[5]) Im Besitz des Herrn Nys.
[6]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[7]) Im Museum zu Gent.
[8]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

sei, der Formgebung und Composition die überwiegende Aufmerksamkeit zu widmen und hierbei idealere Auffassungen zur Geltung zu bringen. Seine Studien in Paris und Rom entfernten ihn noch weiter von seiner Schule und seinen belgischen Zeitgenossen, so daß er 1837, in die Heimat zurückgekehrt, den Eindruck machte, als wolle er den Classicismus David's wieder zum Leben erwecken. Doch zeigte sich bald, daß seine Ideen wie seine Compositionen mehr bei Michelangelo als bei den antiken Statuen der Museen anknüpften. Die großen figurenreichen Stücke Tintoretto's in Venedig scheinen ihn vorzugsweise auf dieses Ziel hingeleitet zu haben: wie aber Tintoretto die Zeichnung und Composition des Michelangelo mit der Malerei Tizian's zu combiniren strebte, so suchte Wiertz sein Heil in einer ähnlichen Verbindung des gewaltigen Buonarotti mit dem großen Rubens. Beide Vorbilder entsprachen seiner Lust an übermenschlich wuchtigen Gestalten wie an den knäuelartigen Verwicklungen, mit welchen sich auch der phantasievolle Brüsseler Meister am liebsten die kühnsten und schwierigsten Aufgaben stellte.

Nur schade, daß er sie nicht zu lösen wusste, wie jene Vorbilder. Die Fülle wird zum Chaos, der Phantasiereichthum zur Wucherung. Und zwar in gleicher Weise, ob er sich nun auf religiösem oder profanem Gebiete bewegte. Sein „Triumph Christi", „Le Phare du Golgatha" oder die „Höllenempörung"[1]) sind so phantastisch überschwenglich, wie seine in eigenartiger Technik[2]) gemalten Leinwandbilder überwiegend profaner Richtung, wie „La puissance n'a pas de limites", „der homerische Kampf", die „letzte Kanone", und eine „Scene in der Unterwelt", wo Napoleon von Weibern mit Fleisch und Blut gespeist wird. Wie aber der Künstler häufig seiner Phantasie weit über alles Maß hinaus die Zügel schießen ließ, zeigt der „Selbstmörder", welcher zwischen seinem guten und seinem bösen Genius stehend, sich eben eine Kugel durch den Kopf jagt; oder „Soufflet d'une dame belge" (eine nackte Frau erschießt einen Soldaten) und besonders das tolle Werk „Pensées et visions d'une tête coupée, wobei in drei Bildern die Gehirnthätigkeit eines Verbrechers unmittelbar vor, während und nach dem Executionsmoment zur bildlichen Darstellung gebracht werden soll. Vor solchen Schöpfungen verstummt natürlich die Kritik, deren Möglichkeit Wiertz selbst zu allgemein in Frage stellt.[3]) Diese Zukunftskunst kann keine Zukunft haben, da wir wohl annehmen dürfen, daß alle Kunst immer auf der Basis gesunder Phantasie stehen bleiben muß. Derlei Ueberhitzungen und ein solches Jagen nach dem Visionären und der bildenden Kunst möglichst Unzugänglichen konnte sich übrigens ohne sich lächerlich zu machen nur ein Künstler erlauben, der sonst in jedem Betrachte seine Kunst beherrschend sich erprobt hat. Seine „Kreuzabnahme" und seine „Heilige Familie" z. B. können eines Rubens und van Dijck würdig bezeichnet werden, während seine realistischen Versuche, wie das von der kreischenden Mutter den Flammen entrissene Kind, die

---

[1]) Alle von Wiertz genannten Werke befinden sich noch im Atelier des Meisters zu Brüssel, welches von der belgischen Regierung angekauft und in ein Wiertz-Museum umgewandelt worden ist.

[2]) Peinture mate, procédé nouveau. Memoire par Ant. Wiertz. Bruxelles 1859.

[3]) A. J. Wiertz: La critique en matière de peinture est-elle possible? Bruxelles 1851.

Kindesmörderin, oder der „Appel à la Bienfaisance", eine Taglöhnersfamilie im Moment der Wegbringung des väterlichen Sarges darstellend, der „lebendig Begrabene" u. s. w. eine wirklich erschütternde Wahrheit, die Modellstudien endlich eine seltene Frische und Lebendigkeit des Colorits zeigen. Doch war seine Auffassung im Ganzen mehr plastisch als eigentlich malerisch, wie er denn auch zu Anfang wie zu Ende seiner Laufbahn sich als Bildhauer mit Erfolg bethätigt hat. Ja man darf seine drei großen Gruppen, die „Geburt der Leidenschaften", den „Kampf" und den „Triumph des Lichtes" trotz vielfacher Ueberschwenglichkeiten der Ideen wie der Ausführung zu den besten Leistungen der modernen, im Ganzen nicht sehr bedeutenden belgischen Plastik rechnen. Auch durch diese plastische Tendenz stellt sich Wiertz als eine ganz anomale Erscheinung in der belgischen Malerschule dar.

Erfreulicher berührt ein anderer von der Wappers'schen Schule ganz abweichender hochbedeutender Meister, eine Proteusgestalt unter den Malern, Henri Leys, wie Wappers in Anerkennung seiner Verdienste baronisirt, geb. zu Antwerpen 1815, gest. 1869. Er hatte als Schüler Ferdinand de Braekeleer's seine Studien zunächst den holländischen Genremeistern des 17. Jahrhunderts zugewandt, und sich nicht blos ganz in die Darstellungsweise eines Ostade, Terborch, Wouwerman und besonders Rembrandt einzuleben, sondern sie auch glücklich zu combiniren gewusst. Seine frühesten Arbeiten lassen zwar noch wenig mehr als den Schüler de Braekeleer's erkennen. So das aus seinem 17. Lebensjahr stammende mit 1832 bezeichnete Stück „der verspätete Patriot" [1]), eine Mutter mit einem als Soldaten costümirten Jungen darstellend, das 1837 gemalte Bild „Reich und Arm" [2]), ein sorgfältiges aber etwas mühsam aufgeputztes Costümstück mit hübschem Lichteffekt, und die „Vlämische Hochzeit aus dem 16. Jahrhundert." [3]) Ließen aber die letzteren, wie der „holländische Gottesdienst im 17. Jahrhundert" (1844) und die „holländische Gesellschaft im 17. Jahrhundert" (1847) [4]) schon das Verblassen des unmittelbaren Einflusses de Braekeleer's, dafür mehr romantische Neigungen und eigenartige Galeriestudien erkennen, so steigerte sich beides in den folgenden Werken in der Weise, daß Leys als eines der hervorragendsten Häupter seiner Schule erkannt werden musste. Drei dem historischen Genre angehörige Gemälde: „Die Wiederherstellung des katholischen Cultus im Dom zu Antwerpen" (1845) [5]), „Rubens bei einem ihm von dem Armbrustschützen gegebenen Fest erscheinend" (1851) [6]), „der Trauergottesdienst für Berthall de Haze" (1854) [7]) bezeichnen den Höhepunkt dieser zweiten Epoche des Künstlers, in welche sonst noch „die katholischen Frauen" (1853) [8]) und die „Pifferari" (1856) [9]) zu

[1]) Im Besitz des Baron de Pret.

[2]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[3]) Im Besitz des Herrn A. Delbruyère.

[4]) Beide in der Nationalgalerie zu Berlin.

[5]) und [7]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[6]) Im Museum zu Antwerpen.

[7]) Im Museum des Herrn J. van Praet.

[8]) Im Besitz des Herrn van Overloop.

rechnen sind. Der Anschauung huldigend, daß jedem Stoffe die möglichste Beibehaltung der künstlerischen Erscheinung seiner Zeit die adäquateste sei, musste er aber nothwendig auch noch weiter als zu seinen holländischen Vorbildern zurückgehen, sobald er Scenen aus dem Mittelalter zu seinem Gegenstande erwählte, und da er bald für diese eine besondere Vorliebe gewann und sie auch in monumentaler Weise zu bethätigen Gelegenheit fand, so bildete er hierfür seinen eigenen Styl, der auf der niederländischen Kunst vor deren Italienisirung basirte, und bald sich auch auf Gegenstände übertrug, die der Zeit nach jünger als diese Darstellungsweise waren. So in dem „Atelier der Frans Floris"[1]) und in der „Publikation der Edikte Carl's V." (1859)[2]). Besser deckt sich diese Auffassung mit dem Gegenstande, wenn dieser aus früheren Epochen entnommen ist, wie in den höchst effektvollen Bildnissen Antons von Brabant, Philipp des Guten, der Maria von Burgund und Philipp des Schönen (1863)[3]), im „Dürer, in Antwerpen den Erasmus von Rotterdam malend," (1857)[4]) und in „Carl's V. Unterricht bei Erasmus" (1861)[5]). Als die höchste Leistung dieser Epoche Leys' sind aber die 1864—1868 ausgeführten vier Gemälde im Stadthaussaal zu Antwerpen zu betrachten, in welchem Bürgerrecht und Selbstvertheidigung, Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Stadt durch Episoden aus der Zeit von 1514—1567 veranschaulicht werden sollten. Die „Niederlassung der Familie Pallavicini", „Cornelis van Spanghen als Anführer der Bürgerwehr von Lanceloot van Ursele im Namen der Königin von Ungarn in Pflicht genommen", „Karl V. auf die niederländischen Freiheiten den Eid leistend"[6]) und „Margaretha von Parma die Schlüssel zurückgebend" erscheinen zwar alle in einem Styl gemalt, der den dargestellten Ereignissen vorausgeht, und einen Massys und Holbein an harter Strenge selbst noch überbietet. Allein wenn auch nicht eine genau chronologische, so liegt eine gewisse nationale Wahrheit in dieser Rückkehr zur alteinheimischen von classicistischen und italienischen Einflüssen ungetrübten Kunst, und in der ernsten Schlichtheit eine beredte Bedeutsamkeit. Die Gemälde muthen uns an, wie eine neue Textausgabe eines Werkes aus dem 15. Jahrhundert oder wie der Bericht einer alten Begebenheit von einem Zeitgenossen, auf den ersten Blick fremd und schwer verständlich, weil zu dem Genuß einer Darstellung in veralteter Sprache ein Heraustreten aus den modernen Anschauungen weit nothwendiger ist, als zur Lectüre einer modernen Geschichtsdarstellung früherer Jahrhunderte, aber wie jene Quellen von einer gewissen fesselnden Gewalt. Die in den Bildern liegende Unberührtheit von aller romantischen Sentimentalität, die etwas hagere und knöcherne Kraft der Männer, die

---

[1]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[2]) Im Besitz des Grafen Will. de Bourgade.

[3]) Im Besitz der Frau G. Conteaux.

[4]) In der Nationalgalerie zu Berlin.

[5]) Im Besitz des Herrn Prosper Crabbe.

[6]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel befindet sich die Vorlage zu diesem Wandgemälde. Die Vorlagen der drei anderen Gemälde sind im Besitz des Sohnes des Meisters, Baron Juliaan Leys.

züchtige von aller theatralischen Mimik freie Haltung von Frauen und Kindern, die ernste, tiefe und markige Farbe ohne die modernen Effekte, das Alles kann, obgleich manchmal eine gewisse Absichtlichkeit hinsichtlich der Wiedergabe der nachgedunkelten Patina des Alters nicht zu verkennen ist, doch nicht blos als archaistische Nachahmung alter Vorbilder erklärt werden. Leys hat sich bemüht mit den Augen der alten Meister zu sehen, sich aber einer äußerlichen Nachahmung ihrer Mängel und Formgebrechen zu enthalten gewusst. Gleich als ob er niemals die Idealgestalten der Antike und der Italiener geschaut, charakterisirt er seine Gestalten und Köpfe, als wäre er direkt aus Quentin Massys' Atelier entsprungen. Nur mit bewusster Rücksichtslosigkeit in Betracht der Schönheit, so daß die männlichen Köpfe nicht selten bis zur Häßlichkeit individualisirt erscheinen. Schlagschatten und Luftton sind vermieden und die Perspektive so kümmerlich und steil, daß z. B. die derbgezeichnete Pflasterung eines Stadtplatzes fast von oben gesehen erscheint. Alle diese Eigenthümlichkeiten aber sind unter sich so harmonisch, daß wir vor den Bildern nicht wie sonst vor archaisirenden Werken gewöhnlich den Eindruck des Gesuchten, Affectirten, Ueberspannten, oder den Eindruck eines Mummenschanzes, sondern ganz den wirklicher historischer Wahrheit empfangen.

Das Leys'sche Princip hat so viel Ansprechendes und die Erscheinung seiner Werke so viel Fesselndes, daß es nicht an einer Nachfolge seiner Richtung fehlen konnte. Natürlich war es meist manieristische Imitation, die sich breit machte, aber keine epochemachenden Werke liefern konnte. Selbst die Arbeiten eines Victor Lagye in Antwerpen, dessen „Magierin"[1]) auch schon auf deutschen Ausstellungen gesehen wurde, eines Eduard Hamman in Paris, der in seiner „Kindheit Montaigne's"[2]) wie in der „Messe des Adrian Willaert"[3]), diese Abhängigkeit deutlich zeigt, oder des Frans Vinck in Antwerpen, den man nach seinem „Einzug eines Schützenkönigs"[4]), wie nach den in den Museen von Antwerpen und Termonde befindlichen Historienbildern geradezu einen Nachahmer des Leys nennen kann, Lucas Schaefels in Antwerpen u. a. können sich nicht zu selbständiger Bedeutung erheben. Eine rühmliche Ausnahme bildet Joseph Lies, geb. zu Antwerpen 1821, † 1865, dessen Werke zwar die strenge, rücksichtslose Entschiedenheit in der Verfolgung seines Programms, wie sie seinem Meister eigen, aber auch jene Selbständigkeit zeigen, welche es verschmäht, die Form für den Ausdruck eines Gedankens von Anderen zu entlehnen. Lies ist einer von den wenigen Meistern, deren Bedeutung erst nach ihrem Tode und nachdem ihre Richtung von der allgemeinen Strömung bereits wieder verlassen ist, wächst. In der That ist sie erst anläßlich der brüsseler historischen Ausstellung von 1880, auf welcher eine größere Zahl von Lies'schen Werken zusammengebracht worden war, von weiteren Kreisen erkannt worden. Lies besaß unzweifelhaft mehr Innerlichkeit als sein Lehrer, dessen Augenmerk fast ausschließend dem Aeußerlichen gewidmet war. Landschaft wie Menschen erscheinen immer beseelt und sprechend, immer zu Denken und Empfinden gleich

[1]) und [3]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[2]) Im Besitz des Herrn Gambart.

[4]) Im Besitz des Herrn Wolff.

anregend. So erscheint er schon in seinen frühesten Werken, wie in dem „buhlerischen Landsknecht vor zwei Mädchen“[1]), ernster in den späteren, wie in den Bildern „der Feind naht“[2]) und die „Uebel des Krieges“[3]). Auch in den harmlosesten Genres erdrückt die Sorgfalt der Durchführung des Einzelnen wie des Ganzen das Interesse an dem Gegenstande nicht, der auch niemals romantisch angekränkelt erscheint. So in den „Liebenden“[4]), dem Besuch des Gutsherrn bei den Arbeitern“[5]) und dem „Feierabend“[6]). Solchen Vorzügen gegenüber darf man es nicht zu sehr betonen, wenn manchmal das bis in die letzte Falte Studirte dem Ganzen in Form und Bewegung etwas Mühsames gibt, wie in den „Flüchtlingen“[7]) oder wenn der Anschluß an ältere Meister zu stark vortritt, wie in dem J. Ostade-artigen „Immer in den Büchern“[8]), oder wenn die Beleuchtungseffecte etwas outrirt werden, wie in „Heinrich VIII. und Erasmus von Rotterdam“[9]). Dagegen muß Angesichts der „Gerechtigkeit für die Schwachen“, einer Episode aus dem Leben Balduin's VII. (à la Hache)[10]), zugestanden werden, daß das eigentliche Historienbild Lies weit weniger zugänglich war als seinem Meister.

So nahe es liegen musste, bei der Annäherung an die älteren niederländischen Meister auch inhaltlich das Gebiet zu betreten, welches die Alten fast ausschließlich gemalt hatten, fühlte sich Leys doch nicht veranlasst, auch religiöse Bilder zu malen. Daß die Wiederbelebung der van Eyck'schen Art bis Massys herab für diesen Kunstzweig so erfolgreich anzuwenden war, wie das Zurückgreifen zu den italienischen Quatrocentisten, hat z. B. Louis Hendrix mit den Kreuzwegstationen in Notre Dame zu Antwerpen (1868) gezeigt, dem bedeutendsten Werke dieser Richtung, welches Verfasser dieses kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das in allen Museen und Kirchen Belgiens prangende Vorbild eines Rubens, van Dijck und deren Schule schlug aber, wenn man sich überhaupt hierin an einheimische Vorbilder anlehnen wollte, die ältere vlämische Schule fast ganz aus dem Felde und die Wappers'sche Schule deckte das Bedürfniß in diesem Sinne um so leichter, als es in Belgien weniger als in den anderen Ländern zur romantischen Wiederaufnahme der mittelalterlichen Baustyle, gothischer Altararchitektur u. s. w. kam. Auch standen die miniaturartigen Dimensionen der altflandrischen Kunst monumentalen Aufgaben im Wege, welche sich im Anschluß an die ältere italienische Kunst leichter lösen ließen, zu welchem überdies auch das Beispiel der deutschen wie französischen Schulen eines Cornelius und Overbeck, wie eines Ingres und Flandrin drängte. Als die bedeutendsten Meister dieser Richtung stehen obenan Gottfried

---

[1]) Vormals im Besitz des Herrn Jos. de Bom.

[2]) Im Museum zu Antwerpen.

[3]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[4]) und [5]) Im Besitz des Herrn van Lynen.

[6]) und [7]) Im Besitz des Herrn Edm. Huybrechts.

[8]) Im Besitz des Herrn A. Michiels.

[9]) Im Besitz des Herrn L. Fissete.

[10]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

Guffens in Brüssel, geb. 1823 und Jan Swerts (1820—1879), beide von ihrem gleichzeitigen Eintritte in die Antwerpener Akademie bis zu Swerts' Berufung an die Spitze der Prager Akademie so untrennlich verbunden, daß beide Namen beinahe zur untheilbaren Künstlereinheit geworden sind. Nicht unbeeinflußt von dem coloristischen Aufschwunge ihrer Heimat entäußerten sie sich gleichwohl aller realistischen Bestrebungen und blieben nach längeren Studien in Italien und Deutschland bei dem strengen Styl der Zeichnung und Composition der Italiener des Quatro- und Cinquecento. Naturgemäß war ihre Richtung der idealen und besonders kirchlichen Darstellung angemessener als die eines Wappers, und selbst monumentale Geschichtsbilder aus dem Mittelalter, welche der modernen Anschauung zu ferne stehen, um in die volle Realität übertragen werden zu können, entfalteten sich in der strengen italienischen Formbestimmtheit der beiden Meister nicht minder entsprechend als in der national alterthümlichen eines Leys. Leider ist ihr Hauptwerk profaner Richtung, die Ausmalung der Chambre de commerce an der Börse zu Antwerpen, an welchem sie drei Jahre lang ununterbrochen geschaffen, kurz vor Vollendung der Gemälde, 1858, mit dem Gebäude ein Raub der Flammen geworden, doch geben die erhaltenen Cartons: „Die Decane und Kaufleute der Hansa deponiren ihre Urkunden und Privilegien im Archiv der Abtei S. Michael in Antwerpen 1815", „Christoph Columbus", „Gerard Mercator", „Europa mit seinen hervorragendsten Producten (Landbau und Wollhandel)", „Afrika mit der Doppel-Darstellung der Straußen- und der Löwenjagd" von der Gediegenheit der Composition Zeugniß. Die Sct. Georgskirche in Antwerpen, die Notredame-Kirche zu Sct. Nicolas in Ostflandern und die Stadthäuser zu Courtrai und zu Ypern zeigen umfängliche, meist in Wasserglastechnik auf die Wand gesetzte cyklische Malereien, wie außer dem engeren Vaterlande England (die Schloßcapellen von Ince Blundell Hall und von Minley) und der Dom zu Prag (von Swerts allein) Aehnliches besitzen. Es ist den Künstlern, wie unter den deutschen Nazarenern dem ihnen in religiösen Darstellungen meistverwandten Führich, gelungen, bei aller Strenge und Schlichtheit doch den modernen Ansprüchen soweit gerecht zu werden, daß dem Beschauer der Eindruck einer gesuchten und bewußten Alterthümelei erspart bleibt.

Der Historienmalerei Belgiens sollte in neuerer Zeit eine wesentlich veränderte Richtung gegeben werden durch die Gebrüder Albrecht und Juliaan de Vriendt in Brüssel, welche, obwohl sie vom Studium der alten flandrischen Meister ausgegangen, schließlich alles Anlehnen an ältere Vorbilder verworfen und sich die bedenkliche Aufgabe gestellt haben, einen neuen, von fremden Einflüssen, woher sie auch seien, unabhängigen Styl zu finden. Sie haben ihr Programm, das gegen Classicismus und Realismus zugleich gerichtet ist, im „Journal des Beaux-Arts" 1871 niedergelegt; es darf jedoch bezweifelt werden, daß es in ihrer Macht liegt, selbst von den dort gegebenen Grundsätzen durchschlagenden Gebrauch zu machen. Gegen die Richtigkeit derselben wird kein Bedenken erhoben werden können; denn daß die Kunst „den innigsten Einklang der Gestaltung mit der Composition" verlange und „daß die äußere Form eines Kunstwerkes die logische Consequenz der

Idee, aus welcher es entsprungen ist, sein soll," ist wohl, schon so lange es eine höhere Kunst gibt, oberster Grundsatz gewesen. Allein es scheint, daß bei dieser Consequenz der künstlerischen Phantasie zu leicht die Flügel gebunden werden. Auch ist eine entschiedene Emancipation von der Tradition nur möglich durch unbedingten Realismus, welcher allein durch das streng Bindende des lebenden wie todten Vorbildes den Bann der Ueberlieferung brechen kann. Bei auch nur theilweisem Festhalten an idealem Schaffen wird die Continuität der Ueberlieferung nicht zu zerreißen sein.

So ist denn auch in den Werken der beiden Meister das nicht ganz verwirklicht, was sie anstreben. Sie sind nicht wirklich unabhängig von ihren Vorgängern und wenn ihnen auch eine gewisse historische und nicht blos archäologische Wahrheit nicht abzusprechen ist, so ist diese doch mehr äußerlich als innerlich deckend. Dazu belastet sie eine etwas schwere Trockenheit und Härte, die nicht selten den Eindruck der Starrheit zurückläßt. So unter den Gemälden von Albrecht de Vriendt „Karl V. im Kloster von S. Yuste"[1]), „Angelus"[2]), „Jacobäa von Bayern, Philipp den Guten um Gnade für ihren Gemahl anflehend"[3]) und „die Excommunication des Bouchard d'Avesnes".[4]) Es ist auch sehr zu bezweifeln, ob die neueste Phase der Vernachlässigung der Luftperspective, wie in „Philipp dem Schönen, der sein Söhnchen mit dem goldenen Vließ schmückt", der ganzen Richtung zum Vortheil gereicht. Dasselbe gilt von Juliaan de Vriendt, dessen „h. Elisabeth, von den Bürgern Eisenach's zurückgewiesen"[5]), dieselbe aus der Wartburg verjagt"[6]), „Gerechtigkeit Balduin VII."[7]) wie einige Cäcilienbilder stark an formaler wie coloristischer Trockenheit leiden, wenn nicht, wie bei dem Bilde „Papst Urban an der Leiche der h. Cäcilia" die programmwidrige Entlehnung eines poesievollen Motivs, nämlich der bekannten Cäcilienstatue von Stefano Maderna in S. Cecilia in Rom zu Hülfe kommt. Beide wurden von dem hoffnungsvollen Emile Wauters in Brüssel, geb. 1846 überflügelt, der nach dem akademischen Unterricht bei Portaels allerdings seine weitere Ausbildung bei Gérôme in Paris empfing, aber im Geiste des de Vriendt seine ernste Auffassung in der grauen Farbe wie in der Formgebung oft bis zu puristischer Nüchternheit und Härte trieb. Seine aus der brabantischen Geschichte entnommenen Werke: „Maria von Burgund bittet um Gnade für ihre Räthe"[8]), „der wahnsinnige Hugo van der Goes in Roodencloster"[9]), „Maria von Burgund leistet den Eid auf die Gemeindeprivilegien"[11]), „die bewaffneten Brüsseler verlangen vom Herzog Johann IV. eine Verfassung"[12]) gehören indeß zu den bedeutendsten Werken der neueren belgischen Historienmalerei.

[1]) Im Besitz des Notars Ch. Keppenne.
[2]) Im Besitz S. M. des Königs der Belgier.
[3]) Im Museum zu Lüttich.
[4]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[5]), [7]) und [8]) Im Museum zu Lüttich.
[6]) Im Besitz des Advokaten van Mons.
[9]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[11])[12]) Im Hotel de Ville zu Brüssel.

Es wird wohl ein vergebliches Beginnen sein, mit nationalen Programmen dem Eindringen der Richtung der Gegenwart, dem kosmopolitischen Realismus, in formaler wie in coloristischer Beziehung Widerstand zu leisten. In den Niederlanden besonders, wo die ganze Tradition im Gegensatze zu dem romanischen Idealismus nicht blos coloristisch, sondern überwiegend realistisch war, und wo seit der Wiederbelebung der Malerei im Jahre 1830 ein erneuter realistischer Zug durch die ganze Entwickelungsströmung ging, wäre dies selbst ohne den Vorgang Frankreichs unvermeidlich gewesen. Wauters neigt auch bereits stark zu dieser realistischen Auffassung, wenn er auch keineswegs den Grundsatz des Realismus, den Courbet als die Negation des Ideals definirt hatte, an die Spitze setzt. Noch mehr der vielseitige und hochbegabte Charles Verlat in Antwerpen, geb. 1828, durch Separatausstellungen 1877 und 1880 in Antwerpen und Brüssel in seiner Gesammtleistung klar wie wenige lebende Meister. Erst Schüler de Keyser's in Antwerpen, von 1847 an in Paris weitergebildet, schien er sich der Thiermalerei widmen zu wollen, wie die Bilder „Katze mit Vogelnest" (1855), „zweispänniger Steinkarren", „Hunde ein Rebhuhn jagend" und „Hühnerhof" (sämmtlich von 1857) zeigen wobei immer sein Realismus noch von Eindrücken eines Snyders und Hondekoeter gemäßigt erscheint. Dann wandte er sich der Historien- und besonders der religiösen Malerei zu, sehr verschieden in einer vom Jahre 1866 stammenden „Pietà" und in einer halbvenetianischen „Santa Conversazione" (1873). Inzwischen (1869) an die Weimarer Kunstschule berufen, wo er den belgischen Einfluß fest begründete, bethätigte er sich mit großem Erfolge auch im Bildniß (Preller, Liszt u. a.). Zum völligen Durchbruch kam sein Realismus erst auf einer palästinischen Reise 1875 bis 1878, welche eine Reihe von orientalischen Genredarstellungen, Thier- und Landschaftsbildern, übrigens auch religiöse Malereien „Vox populi", „vox Dei" u. s. w. zur Folge hatte[1]). Immerhin bleiben auch in seinen letzteren Jahren die Thierstücke seine besten Leistungen, noch bedeutsamer durch ihre meist dramatische Auffassung, gelegentlich auch in rein decorativer Haltung zum Schmuck ganzer Wände.

Von Alexander Markelbach in Brüssel, dessen „Daniel Seghers"[2]) nicht ohne Verdienst, entzückten den Berichterstatter die „Rederykers von Antwerpen im 17. Jahrhundert"[3]) durch eine an Frans Hals gemahnende Frische. Recht verdienstlich durch soliden mit Gallaitstudien verbundenen Realismus erscheinen endlich die Werke von Charles Ooms in Antwerpen, welcher mit seiner „gerichtlichen Untersuchung bei dem Buchdrucker Christoph Moretus in Antwerpen 1562"[4]) und der „Verbotenen Lectüre"[5]) sich bereits die öffentliche Anerkennung erworben und mit

---

[1]) Alle genannten Werke waren auf den erwähnten Ausstellungen zu sehen, das Museum zu Lüttich besitzt das sehr energische Gemälde das „erste Kind", die Galerie moderner Werke zu Brüssel die „Erstürmung Jerusalems durch Gottfried v. Bouillon" und „ein Schäferhund vertheidigt seine Heerde gegen einen Adler."

[2]) Im Museum zu Lüttich.

[3]) und [4]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[5]) Im Besitz des Herrn Fop-Smit.

seinem „Tod Alba's" mit dem „Wildschützen" eine noch weitere glänzende Entwickelung gewärtigen läßt.

Als Haupt der belgischen Realisten gilt mit Recht Charles de Groux (1825—1870), der Meister der grauen Schattenseite des menschlichen Lebens. Doch ist sein Programm von dem eines Courbet nicht unwesentlich verschieden. Denn wenn dieser in seiner socialistischen Art vorwiegend den Gedanken cultivirt, daß jedes, auch das niedrigste Wesen mit der allgemeinen Gleichberechtigung auch die Vollberechtigung zur künstlerischen Wiedergabe besitze, so verbindet de Groux, wenn er ins Leben der untersten menschlichen Gesellschaft greift, damit immer die Absicht, nicht blos deren Leiden und Tugenden, sondern auch deren Gebrechen anschaulich zu machen. Es erwächst dadurch der bleifarbigen Wirklichkeit eine höhere idealistische Tendenz. So in der „Abreise des Conscribirten"[1]), in welchem Bilde die grauschwarze Farbe weniger der Realität als der Trauer entspricht, in welche die Zurückgebliebenen versunken stehen, so in dem „Tischgebet der armen Arbeiterfamilie"[2]) oder in der „Wallfahrt nach St. Guidon".[3]) Ein drastischer, moralischer Appell spricht sich in den beiden Bildern „Aus dem Leben eines Trunkenbolds"[4]) aus, von welchen das eine die Abholung eines Trunkenbolds durch dessen Frau, das andere in wahrhaft erschütternder Weise die Rückführung desselben zu seinem dem Elend und Kummer erlegenen Weibe, darstellt. Es liegt demnach den Werken de Groux' weniger eine socialistische als eine moralisirende Tendenz zu Grunde. Auch band er sich nicht bis zu dem Grade an die Wirklichkeit, daß er sich auf Darstellungen aus der unmittelbaren Gegenwart beschränkte. Sein „Tod Karl V." oder die „reformirte Predigt" (Franz Junius predigt in einem Privathause, während der Scheiterhaufen eines Autodafé seinen Glanz durch das Fenster wirft)[5]) erreichen sogar eine Großartigkeit, deren der reine Realismus kaum fähig sein dürfte, während „Adam und Eva"[6]) sogar reiz- und poesievoll erscheinen.

In de Groux's Fußstapfen traten Constantin Meunier, in Brüssel geb. 1831, durch sein „Leichenbegängniß eines Trappisten"[7]) zu frühem Ruf gelangt und denselben durch das „Martyrium des heil. Stephan"[8]), wie durch die „Episode aus dem Bauernkriege"[9]) behauptend, Victor van Hove in Vilworden, dessen „Junge Holländerinnen auf dem Weg zur Kirche"[10]) nicht minder Anerkennung fanden. Durch Inhalt und monumentale Dimensionen steht einem Courbet etwas näher Alexander Struys in Weimar, dessen „Entehrt" und „Vergessen" einen bedeutenden Eindruck nicht verfehlen, dessen Lutherbilder[11]) dagegen ganz genrehaft und allzu farblos sind. Sehr abweichend von diesem stimmungsvollen Realismus

---

[1]) Im Besitz des Herrn Picard Olin.

[2])[3])[4]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[5]) Ebenda.

[6]) Im Besitz des Herrn Michel Glibert.

[7]) Im Museum zu Courtrai.

[8]) Im Museum zu Gent.

[9]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

[10]) Im Museum zu Lüttich.

[11]) Auf der Wartburg.

ist aber jener widerwärtig empfindungslose, welchem es fast nur auf photographische Treue des Aeußerlichen ankommt. Mit einer solchen inneren Leere aber kann selbst die vollendetste Wahrheit in der Wiedergabe des Schauplatzes und Costüms, wie überhaupt des ganzen Atelierapparates nicht versöhnen, wie sie sich z. B. in den Bildern eines Emile Delperée in Lüttich oder eines Willem Geets in Mecheln findet. Die „Abholung Karl V. zur Leichenfeier"[1]) von dem ersteren läßt uns daher ebenso kalt, wie der „Exorcismus Johanna der Wahnsinnigen"[2]) des letzteren, besonders wenn, wie in Delperée's „Luther zu Worms"[3]) die Hauptsache, nämlich der Kopf des Reformators nach Portrait wie Ausdruck ganz verunglückt ist.

Der Realismus ist indeß mehr das Feld des Genre, welchem sich auch mehrere der bereits Genannten mit Vorliebe widmeten, wenn sie nicht überhaupt das historische Genre an Stelle des eigentlichen Geschichtsbildes setzten. Daß dabei verschiedene Naturauffassung, wie gegenständliche Unterschiede, besonders auch die hier sich länger geltend machenden Einflüsse der alten Vorbilder wie insbesondere die im Kleinbilde so leicht zu importirenden Einflüsse der französischen Hauptstadt zu großer Mannigfaltigkeit führten, liegt in der Natur der Sache. Doch lassen sich unschwer als Hauptgruppen die Nachfolger von Ferd. de Braekeleer und Madou, die Nachfolger des Leys und der älteren Schulen und die Realisten unterscheiden und in jedem Kreise hervorragende Meister aufweisen.

Unter den Künstlern der ersteren Richtung steht David Col in Antwerpen obenan, dessen bekanntestes Bild, „der Rasirtag"[4]), ihn Madou ganz nahe stellt. Von der Schule des Leys und Lies wurden die hervorragenderen Vertreter bereits namhaft gemacht. Ebenso ansehnlich sind die Nachfolger der älteren Niederländer, besonders Pieter van Schendel (1806—1817), welcher in Dou'artigen Nachtstücken sein Bestes leistet, während E. Wallays in Brügge eher an A. v. Ostade und Craesbeeke, Constant de Bruycker in Gent an Teniers erinnert. Zu den Nachfolgern eines Dou und Mieris oder vielmehr eines Netscher muß auch Florent Willems in Paris, geb. 1816, gerechnet werden, welcher unter Verzicht auf alles gegenständliche Interesse in delicatester Costümemalerei seine nicht allzu erfreuliche und bei häufiger Wiederholung seiner Atelierstücke ziemlich monotone Aufgabe fand. Als seine Richtungsnachfolger sind zu bezeichnen August Serrure zu Brüssel, Jan Dyckmans zu Antwerpen, Charles Baugniet zu Sèvres und selbst der begabte Gustav de Jonghe in Paris. Zu mehr Originalität führte das Anlehnen an Rembrandt, wie bei Eugène Francois de Block in Brüssel, dessen „Was eine Mutter leiden kann"[5]) und „Wiedergenesende alte Frau"[6]) zu den erfreulicheren Leistungen des neueren Genre gehören. Auch Henri de Braekeleer

[1]) Im Besitz des Herrn Limbourg.
[2]) Im Museum zu Antwerpen.
[3]) Im Besitz der Stadt Löwen.
[4]) Im Museum zu Antwerpen.
[5]) Im Besitz des Herrn Huybrechts.
[6]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

in Antwerpen, welcher bei stark betontem Interieur P. de Hoogh'sche Lichtspiele in eine rothbraune Tonart übersetzt, dabei freilich mehr in die Art eines Jan van der Meer von Delft gelangend, gewinnt dadurch wenigstens seinen eigenen Typus, wie ihn auch die beiden Willem Linnig Vater und Sohn, beide in Weimar, aus dem Rembrandtstudium geschöpft haben. Demselben nebst dem Studium Brouwer's und Ostade's verdanken auch die beiden Oyens in Brüssel, David und Pieter, ihre Erfolge, die nur gelegentlich durch gar zu wüste Skizzenhaftigkeit beeinträchtigt werden.

Die Mehrzahl folgt dem Banner des Realismus. Maßvoll und nicht ohne seelische Vertiefung Henri Bource in Antwerpen, geb. 1826, dessen „Trauerbotschaft im Fischerhause"[1]), „Heimkehr"[2]) und „Leere Wiege"[3]) den Meister in die Linie eines Bautier stellen dürften. Er wird weder von Adolphe Dillens 1823—1878), dessen „schlittschuhlaufendes Paar" wie dessen „Anwerbung"[4]) ebenfalls in weiten Kreisen bekannt geworden sind, noch von Theodor Gérard in Brüssel erreicht, welcher letztere in seiner „schwäbischen Kirchweih"[5]) in dem „Trinkspruch des Pfarrers auf der Hochzeit" und in der „Schulpflichtigkeit"[6]) einigermaßen an Knaus erinnert, ohne ihn jedoch zu erreichen.

Weitaus am hervorragendsten sind die Realisten des Salon- und Boudoirgenre. Fehlt es dabei auch keineswegs am goût à la Emile Zola, so empfangen wir doch von der Mehrzahl dieser Werke den Eindruck, als ob durch sie der Geist der Zeit in ähnlicher Weise erfasst sei, wie durch die Darstellung von Parkscenen à la Watteau die Anschauung der Periode Louis XV. Das Haupt dieser Gruppe ist Alfred Stevens in Brüssel, geb. 1828, dessen flottes Talent der sorgfältigen Mühseligkeit der Gruppe Fl. Willems leicht das Terrain abgewann und zahlreiche Nachfolger erweckte. Wird auch manchmal das Nackte allzu schmutzig grau und ungesund, wie in dem „Lächeln"[7]) oder in der „schmerzlichen Gewißheit"[8]), streift auch manchmal die Kühnheit des Vortrags an Unverständlichkeit und Geflunker, so fesselt doch immer die geistreiche Auffassung und Pinselführung und die Farbenstimmung des Ganzen nicht minder wie das intime Verständniß des Seelenlebens seiner weiblichen Modelle. Selbst wenn es dem Künstler um rein coloristische Experimente zu thun war, wie in der „Dame in Rosa"[9]), kömmt dazu noch ein weiterer freilich zwischen Koketterie und Maitressenthum schwankender Reiz, der nicht selten bestrickend wirkt. Stevens, dessen Arbeiten immer auf der Grenze von Studien, Bildnissen und Genres stehen, kömmt Charles Hermans in Brüssel

---

[1]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[2]) Im Museum zu Antwerpen.
[3]) Im Museum zu Lüttich.
[4]) Beide Gemälde in der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[5]) Ebenda.
[6]) In der Genter Exposition triennale 1880 ausgestellt.
[7]) Im Besitz des Herrn Georges Petit.
[8]) Im Besitz des Herrn Jules van Praet.
[9]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.

am nächsten, z. B. in „La voisine“, doch ohne dessen Feinheit zu erreichen. Sein großes Bild „à l'aube“ (Austritt aus dem Ballhause am Morgen), ‚gris‘ in dem Zustande der Hauptgruppen wie in der Morgenstimmung, ist auch in Deutschland[1]) bekannt geworden, wenn auch der drastische Gegensatz der vor Ausschweifung grauen Ballgruppe und der vor Elend und Hunger grauen Arbeitergruppe kein erfreuliches Andenken hinterlassen konnte. Höchst beachtenswerth sind auch sein „Bal à l'Opéra“, sein „Kinderspital in der Sonntagsbesuchstunde“[2]) und seine „kugelspielenden Mönche“[3]), welche auch eine bedeutende Begabung für mannigfaches Genre im Gegensatze zu Steven's Beschränkung auf Einzelfiguren bekunden.

Beide versetzen uns jedoch bereits in das Gebiet des Bildnisses, worin sich die belgische Kunst seit Gallait und Jos. van Lerius (1824--1876) mit vielem Glücke bethätigte. Von den Meistern der unmittelbaren Gegenwart am hervorragendsten in diesem Fache erwiesen sich Jan Verhas in Brüssel und Jan van Beers in Paris. Der erstere besonders im Kinderbildnisse, das er in einer Frische und Blüthe wiedergibt, welche die Freude aller Mütter sein muß. Namentlich im Gruppenbildniß weiß Verhas alle Reize des Kindesalters zu entfalten, und sie mit einer Naivität und Genußseligkeit in Spiel und Vergnügen zu erfüllen, die den Eindruck der unmittelbarsten Wahrheit und doch auch den einer wohlthätigen Steigerung der Wirklichkeit ins Ideal macht. Das prächtige Bild „Le maître peintre“[4]) eine Gruppe von vornehmen, um einen lustig drauf los colorirenden Knaben versammelten Kindern, oder die allerliebste „Revue des écoles 1878“ (anlässlich der silbernen Hochzeit des belgischen Königspaares) wobei im Vorgrund eine Colonne festlich gekleideter Mädchen etwa achtjährigen Alters dem Beschauer entgegenmarschirt, bleiben sicher jedem Besucher der Brüsseler Ausstellung 1880 unvergesslich. Auch wurde der nicht günstige Eindruck, den Verhas' „Asternwald“ auf der Münchener Ausstellung 1879 erweckt, durch das mit jenem auf der Genter Ausstellung 1880 gebotene „Mittagsschläfchen“, einem unter Kirschen auf dem Sopha entschlummerten Kinde, wieder aufgehoben. — Einen anderen Weg hat van Beers betreten, der das Damenbildniß als seine Domaine erwählte, aber als der Sohn des bekannten vlämischen Dichters es immer mit einer gewissen träumerischen Phantastik umkleiben zu müssen glaubt, sei es durch einen goldigen oder verschwommenen Grund, sei es durch Landschaft und mehr oder weniger mysteriöses Beiwerk. Erscheint nun freilich manchmal das in miniaturartigen Verhältnissen gemalte Gesicht wie eine höchst fleißig in Farbe retouchirte Photographie, so weiß doch der Künstler die unendlich subtile Arbeit mit einem Zauber zu verbinden, welcher die Mühseligkeit vergessen läßt. Die 1880 in Brüssel und Gent ausgestellten Werke: „Fior d'Aliza“ und „Fleur de neige“ „L'Amazone“, „Fiorella“ und „Cora“ lassen schon durch ihre Namen auf die Auffassung der meist idealen, oder ins Ideale getriebenen Gestalten schließen, während andere Bildnisse durch ihr

[1]) Münchener internationale Ausstellung 1879.

[2]) Im Museum zu Termonde.

[3]) Im Besitz des englischen Gesandten in Brüssel, Herrn Savile Lumley.

[4]) Im Museum zu Gent.

landschaftliches Beiwerk wie durch ihre Namen „Rendezvous au bois de Bologne“, „Soir d'été“ fast zu Staffagen herabgedrückt werden.

Die ebenso umfängliche als tüchtige Thiermalerei Belgiens, hat anläßlich der Münchener Ausstellung zu dem bei der Auswahl des dahin Geschickten gerechtfertigten Tadel geführt, daß diese Kunstgattung bei den Belgiern sogar in ein ungebührliches Uebergewicht gelangt zu sein scheine und daß dem Beschauer, wohin er sich auch in der betreffenden Abtheilung wenden mochte, überall Horn- und anderes Weide- und Zugvieh entgegengetrieben würde. Es hat dies jedoch in der Natur des weidereichen Landes seinen erklärenden wie entschuldigenden Grund, und man kann sich über die durchweg tüchtige Cultivirung des Faches seit Verboeckhoven nur freuen, wie man sich auch gerne an die Leistungen der alten Niederländer in diesem Gebiete erinnert. Auch hier war zunächst noch die Abhängigkeit von den alten Vorbildern, den Potter's, van der Velde's, Cuyp's Berchem's, Wouverman's u. s. w. zu überwinden, ehe ein lustiger frischer Realismus Platz griff. Edmond Tschaggeny (1818—1873) und Louis van Kuyck (1821—1871) standen noch ganz auf den Schultern der Alten. Dem modernen Realismus dagegen huldigen außer dem schon erwähnten universellen Ch. Verlat die Hornviehdarsteller Louis Robbe, Xavier de Cock und J. H. L. de Haas mit ihren saftig frischen Weide- und Dünenstücken. Nicht minder Edmond Joseph de Pratere, letzterer auch in der Wiedergabe des Ackerpferdes bedeutend, in welch beiden Gebieten auch Jaques Verwee wie die Vorgenannten in Brüssel wohnhaft vorzügliche durch brillante Lichteffekte ausgezeichnete Stücke aufzuweisen hat. Die Specialität der Hundedarstellung hat sich Jos. Stevens in Brüssel erkoren, dessen berühmte Scene vom Hundemarkt in Paris[1]) von seinen neueren Hundebildern durch packende Wahrheit und Wiedergabe der Affecte des treuen Thieres in dessen mannigfachen Lebenslagen vielleicht noch übertroffen worden ist.

Was endlich die Landschaft betrifft, so war hier der Umschwung in ähnlicher Weise wie in Paris von Engländern eingeleitet worden. Wie nämlich in Paris Bonington den Anstoß gegeben, den Bann der alten Meister zu brechen, so waren das auch hier über den Canal gekommene Werke, wie von dem alten Sell Cotmann, von Constable und namentlich dem großen Turner, die zur Unmittelbarkeit der Naturauffassung zurückführten. An der Spitze steht Theodor Fourmois (1814 bis 1871), in seinen Mühlen-[2]) und Campine-Ansichten zwar noch etwas an die alten Holländer (Hobbema) streifend, aber durch seine frische saftige Farbe, wie durch Detailstudien schon ganz der Natur wiedergegeben. Dann der liebenswürdige Joseph Kindermans (1822—1876) mit seinen herrlichen Mittel- und Hintergründen, welche z. B. die Ansicht aus dem Emblèvethal (Ardennen)[3]) zu einem der schönsten Landschaftsbilder dieses Jahrhunderts machen. Ihm reiht sich Joseph van Luppen in Antwerpen an, in den Museen zu Brüssel, Antwerpen und Lüttich durch herrliche Stücke mit weiten Fernsichten vertreten, und besonders her-

---

[1]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[2]) In der Galerie moderner Werke zu Brüssel.
[3]) Ebenda.

vorragend Francois Lamorinière in Antwerpen, welcher an jede neue Arbeit wie an ein neues Problem mit gleicher Unmittelbarkeit und Hingebung herantritt, und in seinen hochstämmigen Baumgruppen hinter keinem alten Meister zurückbleibt, J. Hackaert wenigstens, an den er gegenständlich oft erinnert, entschieden übertrifft. Ich erinnere mich von den vier genannten kein Bild gesehen zu haben, das mich nicht mit wahrer Freude erfüllt hätte, da sie alle ebenso sehr die Handschrift ihres Urhebers wie den Stempel wahrer Natur tragen, ebenso poesievoll als solid durchgeführt sind, ebenso klar und scharf gesehen erscheinen, als sie klare Augen voraussetzen. Auch Willem Roelofs und Frans Roffiaen, beide in Brüssel, dürfen hieher gezählt werden, der erstere energisch und grandios besonders in düsteren Gewölken, der letztere in seinen Schweizeransichten an unsern Haushofer gemahnend.

Die größere Masse der gegenwärtigen landschaftlichen Produktion fällt in's Gebiet der Stimmungslandschaft, in welcher freilich Breite und Unbestimmtheit, Abfärbigkeit und Rauheit oft so weit gehen, daß der Beschauer sein Auge nicht mehr auf den nöthigen Grad von Kurzsichtigkeit einzustellen vermag. So wurde sonst der älteste von den belgischen Intimisten, Paul Huet (1805—1869) gelegentlich schmierig und unschön. Wir ziehen ihm daher den Hippolyte Boulanger († 1874), dessen effektvolle Himmel eben so schön sind wie seine weitgezogenen Fernen, entschieden vor, aber auch nicht minder den Louis Dubois (1830—1880), welcher mit fast wüster Skizzenhaftigkeit, mit dem „breitesten Pinsel" der belgischen Schule sehr packende und wahre Effekte in Landschaft und Stillleben zu erzielen wusste. An sie reihen sich dann Louis Artan in Brüssel mit schönen Strand- und Dünenbildern, Alphonse Asselbergs wie Théodore Baron, beide in Brüssel, besonders der spätherbstlichen und winterlichen Landschaft sich widmend, Edmond de Schampheleer ebenda, durch seine weiten Ebenen ausgezeichnet, Alfred de Knyff in Paris und Adrien-Joseph Heymans in Brüssel, beide in atmosphärischen Effekten und in der Charakterisirung der verschiedenen Tageszeiten so glücklich wie Isidore Verheyden zu Groenendael in jenen der Jahreszeiten. Jos. Theod. Coosemans in Brüssel erreicht sogar nicht selten Effekte à la Rousseau. Unter den Damen muß Madame Marie Collart in Brüssel genannt werden mit ihren graubraunen Landschaften von ungewöhnlicher Selbstständigkeit und Kraft.

Eine besondere, freilich in Belgien nicht in dem Maße wie in Holland cultivirte Abtheilung der Landschaftsmalerei bildet das Seestück. Der renommirteste Meister dieses Fachs, Paul Jean Clays in Brüssel, verliert bei Betrachtung vieler seiner Werke durch seine stehende Manier, welche die anfänglich überraschende Beweglichkeit seiner kleinen Wellen zuletzt als tupfig und buntfleckig erscheinen läßt. Sehr hübsch sind A. Bouvier's (Brüssel) Marinen, welche bald in ruhigem Sonnenuntergang durch den gleichmäßig langen Wellenschlag der an sandigen Küsten brandenden Fluth, bald als Sturmbilder, zuweilen mit Mondeffekten an sich wie durch ihre Mannigfaltigkeit erfreuen. Auch Felix Cogen's (Brüssel) Fischerbilder oder die Seestücke von Louis de Burbure in Brüssel und Frans Hens in Antwerpen und von dem stark an A. Achenbach erinnernden Auguste

Musin in Brüssel sind zu rühmen, und auch in diesem Fache die trefflichen Werke des schon bei der Festlandsmalerei erwähnten Adrien Joseph Heymans anzuführen.

Im Architekturbilde ziehe ich Robert Mols in Paris mit seinen schönen Perspektiven, dem frischen kühlen Ton und eleganten Vortrag allen seinen belgischen Landsleuten vor. Selbst dem Francois Stroobant in Brüssel, welcher doch mehr durch das Interesse der von ihm gewählten Ansichten, als durch deren Wiedergabe wirkt. Ebenso einem J. B. van Moer, welcher einige brillante Interieurs aufzuweisen hat, oder dem Frans Bossuet, wie der vorige in Brüssel, den Spanien ähnlich unserem Bamberger etwas zu schönfarbig gemacht, während andererseits Frans Gons in Antwerpen als allzu prosaischer Realist erscheint. Ein wundervolles Interieur des Zimmers der Brauergilde in Antwerpen (16. Jahrhundert) läßt von Theodor Cleynhens in Antwerpen noch Treffliches erwarten. Im Stillleben nenne ich, unter Wiederholung des schon unter den Landschaftern genannten Louis Dubois, die Blumenmaler Frans Huygens in Cortenberg, Henri Robbe in Brüssel und Hubert Bellis in Paris, ohne von einem derselben Außerordentliches rühmen zu können.

Eine historische Ausstellung belgischer Kunst wie die 1880 in Brüssel kann nicht verfehlen, den Beschauer über die künstlerische Leistungsfähigkeit des kleinen Landes in Erstaunen zu setzen, zumal dessen Bevölkerung doch vorwiegend industrielle und merkantile Wege geht, welche der Kunst nicht allzu förderlich zu sein pflegen, wie man der Kunst Englands oder Sachsens gegenüber hervorzuheben pflegt. Der belgische Wohlstand würde diese künstlerische Stellung Belgiens allein gewiß noch nicht begründen, so wenig wie er in den beiden genannten Ländern einen umfänglicheren Kunstbetrieb zu erwecken vermochte. Auch nicht die hervorragende und selbst in Deutschland unbekannte Pflege der Kunst von Seite der Regierungen und der Städte, obwohl diese gewiß nicht ohne Einfluß ist. Man denke nur, daß Belgien mehr Akademien besitzt als Deutschland, unter welchen wenigstens die beiden in Brüssel und Antwerpen den drei hervorragendsten deutschen die Waage halten, daß ferner Land und Städte sich beeifern, die namhaftesten Erzeugnisse für Landes- und städtische Museen zu erwerben, worin allerdings besonders für die historische Kunst ein mächtiger Sporn liegt. Der Hauptgrund für diese erfolgreiche Kunstthätigkeit liegt vielmehr wohl in der angebornen wie anerzogenen Vorliebe der Bevölkerung für die Kunst und namentlich Malerei, in der angeerbten allgemeinen Anlage dafür und in dem Interesse, welches deshalb alle Schichten der Bevölkerung den bezüglichen Leistungen entgegenbringen. Der deutsche Besucher der belgischen Städte und Sammlungen fühlt es auch deutlich, daß er sich in einem Lande befinde, das seit einem halben Jahrtausend ein Vorort der Kunst für Europa war, und in dessen Hauptmeister Rubens, dem größten malerischen Genie aller Zeiten, selbst die damals ausgelebte italienische Kunst in Schatten gestellt hat.

A. Soutso.

Von

R. Rangabé.

Alexander Soutso ist einer der ausgezeichnetsten Dichter des auferstandenen Griechenlands, der erste, der die waffenumrauschten Pfade des Parnassus während der griechischen Revolution erstieg.

Er war der Neffe des gleichnamigen letzten Phanariotischen Hospodars der Wallachei, und wurde von ihm mit seinem jüngeren Bruder Panaghioti, der sich ebenfalls unter den neugriechischen Dichtern einen rühmlichen Namen erwarb, nach Paris der Erziehung wegen geschickt. Beide scheinen sich dort mehr der leichten Literatur als der ernsten Wissenschaften beflissen zu haben.

Während des Freiheitskriegs kam Alexander nach Griechenland, und griff sofort zu den Waffen .... der Satire! Jene Zeiten der allgemeinen Verwirrung, der bangen Hoffnungen, der verzweifelten Kämpfe waren wohl nicht zum heiteren Singen, und am wenigsten zu Hohngesängen geeignet. Selten aber fragt die Muse, und die Muse Alexanders fragte fast niemals, nach dem Passenden der äußeren Umstände.

Ein älterer Bruder der Soutsos, Demetrius, war am Anfange des Aufstandes im rumänischen Dragassan ein edles Opfer im Kampfe für das Vaterland gefallen. Sie aber, in Frankreich unter der Restauration erzogen, in einer mehr dem literarischen als dem kriegerischen Ruhm nacheifernden Zeit, fühlten sich von dem Ehrgeiz erfüllt als Dichter, nicht als Krieger zu glänzen, und als solche zu dem Ruhme ihres Vaterlandes beizutragen. Beide waren von der Muse begünstigt; ein jeder jedoch trug ein besonderes eignes Gepräge: Der heitere Witz war Alexanders Individualität; Panaphioti strebte nach den höhern Regionen der Dichtkunst, und als Lyriker eiferte er den Lorbeeren eines Victor Hugo nach, weil er diesen besser als Pindar kannte.

Eines der lobenswerthesten Vorzüge Alexanders ist die Reinheit der Sprache, und die fleißige und kunstgemäße Sorge, mit der er sie behandelt. Wenige Dichter des neuen Griechenlands verstehen es, so vollkommen schöne Verse zu schreiben, den Fall ausgenommen, wo er — wie in seinem epischen Gedicht: „der Irrende" — den trochäischen Tetrameter anwendet, bei welchem die durch keinen Halbfuß unterbrochene Wiederholung desselben Fußes durch das ganze Gedicht eine äußerst lästige Monotonie verursacht.

Das Hauptkennzeichen der Gedichte Alexanders ist der geistreiche und derbbeißende Witz. Der vorzüglichste Mangel des Dichters aber besteht darin, daß er sich selbst, die Natur und die Grenzen seines Talents meistens verkennt. Erfinderisch und anziehend in seiner Originalität, entschließt er sich oft, ohne alle Nothwendigkeit, Anderen nachzuarbeiten, sie einfach zu paraphrasiren, und er thut es mit so wenig Glück, daß er dabei seinen Vorbildern und seinen eignen Einfällen weit nachsteht. Unter Anderm strebt er seinem jüngern Bruder auch nachzuahmen, was ihn oft auf den Irrweg führte.

Panaphioti war ein Lyriker. Seine Oden haben einen poetischen Hauch der Erhabenheit, und Alles, was er sonst zu schreiben versuchte, seine Dramen, selbst seine Romane, sind eigentlich nur zusammengefügte Oden. Alexander, dem die lyrische Kraft abgeht, immer ereifert mit Panaphioti gleichen Schritts zu gehen, suchte sich auch zum Drama, sogar zur epischen Poesie hinauf zu schwingen, und schrieb vier Lustspiele, zwei epische Gedichte und auch einen Roman in Prosa. Bei ihm aber ebenso wie bei seinem Bruder, welche auch die Form seiner Gedichte sein mochte, blieb der Grund immer derselbe: Sie waren alle mehr oder weniger zusammenhängende Satiren.

Und doch fehlte ihm eine der Haupteigenschaften, die dem Satiriker nöthig ist, um ihn zu der Würde seines Berufs, eines das allgemeine Wohl erstrebenden Richters zu erheben: er vermisste die Selbständigkeit des Urtheils. Wer das Strafrecht beansprucht, muß den klaren Blick haben, der das Recht von dem Unrechte scharf unterscheidet. Alexander sah gewöhnlich mit fremden Augen und meistens durch das Fernrohr der politischen Interessen seines Bruders. In der Richtung aber, die er auf Anderer Antrieb einschlug, schritt er immer mit übertriebenem Eifer und glaubte dem höchsten Patriotismus zu fröhnen, da er seine Muse zur Trägerin der Anschuldigungen fremder Selbstsucht erniedrigte.

Panaphioti war eine Zeit lang der Günstling des Präsidenten Capodistrias. Später verstoßen, schlug er sich zu der Opposition. Alexander schien ihn rächen zu wollen. Außer Augen lassend, daß das Land, nach Jahrhunderten kaum zur Freiheit erstanden und von einem Vernichtungskriege mit Mühe gerettet, vor Allem der Ruhe und Ordnung bedurfte, daß die Abhilfe der unvermeidlichen Mängel von der Zeit und der noch fehlenden Erfahrung billig zu erwarten war, verfolgte er mit seinen spitzigsten Pfeilen den Staatsmann, dem die schwere Aufgabe der Organisation des neuen Staates oblag, und schien nicht einzusehen, daß er die Poesie zur Helfershelferin niedriger Intrigue machte. Hätte er die Erkenntniß seiner Verantwortlichkeit, er würde tief einige von seinen poetischen Erzeugnissen bereuen, z. B. das verbrecherische Gedicht, wodurch er zur Ermordung des Tyrannen, wie er den Präsidenten bezeichnete, anzustacheln suchte, und das der Mörder einige Augenblicke vor seiner Greuelthat noch sang.

Doch waren, von der Tendenz abgesehen, seine Gedichte von dieser Epoche die besten, geistreichsten, und der Form nach vollendetsten seiner Werke. Es wird erzählt, daß der Präsident Capodistrias oft bei ihrem Lesen lachte, was wohl ihm noch mehr als dem Dichter zur Ehre gereichte.

Alexander hatte weder den regen Ehrgeiz, noch die Weltkenntniß und die praktische Gewandtheit, womit Panaphioti sich in die politische Thätigkeit den Weg bahnte. Aber über seine eignen Fähigkeiten sich täuschend, ja sogar seiner Bestrebungen nicht klar bewusst, wies er keines der Aemter ab, die ihm die bayrische Regentschaft nacheinander anbot. Professor der Literatur an der Universität, dann öffentlicher Staatsgeschichtschreiber, und am Ende laureater Dichter, zeigte er sich keiner dieser Stellen gewachsen, und leistete nicht die geringste von den ihm anvertrauten Arbeiten. Für die Einen gingen ihm die nöthigen positiven Kennt-

nisse ab; für die letzte mag es sein, daß er seine Begeisterung nicht in Ketten zu bannen sich entschloß. Dagegen sträubte sich wohl sein Unabhängigkeitsgefühl, das der Grundzug seines Charakters war. Ueberhaupt widerstrebte seine Unstätigkeit des Gemüths jeder ernsten Verrichtung öffentlicher Pflichten.

Darüber, statt mit sich selbst, war er mit den Anderen unzufrieden und kehrte seinen unbegründeten Zorn gegen die Gesellschaft und gegen die Regierung. Beranger's Rosendornen gegen Barthelemy's feurige Geißel seither vertauschend, wähnte er dem Vaterland zu dienen, indem er seine Muse zur Trägerin des blindesten Parteihasses und der Beschuldigungen der anarchistischen Presse erniedrigte, vorzüglich in einer metrischen Zeitschrift (der „Waage"), die er einige Zeit lang nach dem Beispiele der Barthelemyischen Nemesis herausgab. Die Heftigkeit mit welcher er darin die Regierung des Königs Otto anfiel und den Aufstand predigte, war die Haupteigenschaft dieses, übrigens nicht unter seinen auszeichnetsten rechnenden Werkes.

Durch solche, alles Maß überschreitende Veröffentlichungen verfiel er sogar einmal der Strenge der Gesetze, und wurde verhaftet. Die angegriffene Regierung aber, den begabten Dichter schonend, setzte ihn bald wieder in Freiheit. Sein poetisches Talent war allgemein anerkannt; nicht ebenso lobenswerth war der Gebrauch, den er davon machte. Der gesunde Theil der Gesellschaft mißbilligte ihn und sprach seinem Betragen allen Ernst und alle Klugheit ab.

Tief gekränkt und einen Märtyrer der Freiheit sich wähnend, verließ er sein Vaterland, und von Niemandem verfolgt, wanderte er zwecklos durch fremde Länder, nach der Heimat nur nach langen Zeiträumen zurückkehrend, so oft ein Regierungswechsel eintrat. Da griff er mit neuen Satiren die ans Ruder gelangten nicht weniger lebhaft an, als er diejenigen heimgesucht hatte, zu deren Umsturz er beigetragen zu haben sich schmeichelte. Dann fing er von Neuem sein umherirrendes Leben an.

Er starb zuletzt einsam und freundlos in Smyrna, woher seine Gebeine, in Rücksicht seiner literarischen Verdienste und nicht weniger seines zwar wenig erleuchteten, aber dennoch aufrichtigen Patriotismus, nach Athen gebracht und bei dem schönen Monumente begraben wurden, das er selbst zum Andenken an seinen Bruder Demetrius und an die mit ihm in Dragatsan heroisch gefallene heilige Schaar in dem Universitätsgarten errichtet hatte.

Von seinen ersten Gedichten, die unter dem Titel: „Panorama Griechenlands" erschienen, und welche alle späteren an Schönheit übertreffen, habe ich versucht beifolgend einige ins Deutsche übertragene Proben zu liefern, um den Geist und den literarischen Werth eines Dichters zu erläutern, der der erste war die Leier im befreiten Griechenland anzustimmen und auf die Entwickelung der neugriechischen Poesie thätig und heilsam wirkte. Unbillig wäre es jedoch, die Vorzüge der Originaldichtung nach der von einem nicht Deutschen gewagten Uebersetzung zu schätzen.

A. R. Rangabé.

1. Der neue Diogénes*).

Eine Spanne eignes Landes hab' ich nicht zu meinem Grabe,
Und die freigestimmte Leier ist noch Alles was ich habe.
Federleicht von Goldesbürde leg' ich mich zum sanften Schlummer
Und erwache ohne Kummer.
Diogénes in der Tonne, frag' ich nicht nach Ruhm und Gold,
Und des blinden Schicksals Scheibe lass' ich rollen wie sie rollt.

Nicht vor Mächtigen und Großen sieht man mich die Kniee biegen.
An der Sonne mich zu wärmen ist für mich die höchste Wonne.
Zieht vor meiner stillen Tonne lärmend der Tyrann der Griechen**)
Und entnimmt er mir die Sonne,
Ein erzürnter Diogénes, Mensch, ruf' ich, lass' mir den Tag.
Mensch, du nimmst mir was dein Scepter mir zu geben nicht vermag.

Durch die menschenreichen Straßen wandle ich allein und denkend.
Hier begegnet mir ein dicker, aufgeblas'ner Hahn, und weiter
Einen wilden Rappen lenkend
Aus des Sattels stolzer Höhe will zertreten mich ein Reiter.
Gleich dem Diogénes lachend schau' ich diese eitlen Wirren,
Und gewinne, ruhig schlendernd, neue Pfeile für Satiren.

Sieh, sie Alle einher schreiten, ihren Kopf voll Rauch und Dunst.
Unsre große Diplomaten, Mirabeaus und Metterniche!
Auch dem größten Staatsmann wahrlich keiner unter ihnen wiche
Sei's an Klugheit, sei's an Kunst.
Doch durch ihre Haufen geh' ich mit der brennenden Laterne:
„Diogénes," ruf' ich, „Herren, einen Menschen säh' ich gerne."

Für das allgemeine Beste sieh sie gehn und sieh sie laufen.
Für das Wohl des Landes ist es, daß sie schwitzen, daß sie schnaufen.
Mir bekannt ist ein gewisser armer Teufel von Minister;
Nun von lauter Schreiben, Schreiben, eine hag're Mumie ist er.
So wie sie, und mehr als jeder, bin ich wichtig und geschäftig.
Gleich dem Diogénes roll' ich meine Tonne ernst und kräftig.

Neuen Schwanz sich anzupassen suchet mancher arme Tropf,
Den man früher mochte schauen wohl mit Schwanz, doch ohne Kopf.
Mancher Werber dieser Gattung streift gar oft bei mir vorbei
Klopfend an das runde Haus.
Nimmst du, ruft er nicht Partei? —
Diogénes, schrei' ich, Herren, alle Menschen lach' ich aus.

---

2. Die Presse.

Ein Staatsrath kommt zu mir und sagt mit zuckersüßem Munde:
„Nun freigesinnter, lieber Freund, Glück auf zur frohen Kunde!
So freue dich doch recht! Es geht vortrefflich mit der Presse.
Wie viel Artikel schlug ich vor in ihrem Interesse!
Die Press' ist frei, mein Herr; genug, daß man nur Spott nicht treibe
Mit Rathsherrn und mit großen

---

*) Ausgesprochen, wie im Griechischen, Diogénes, nicht Diógenes.
**) Capodistrias.

Beamten, Richtern, Gouverneurs, Ministern und Genossen.
Die Preß' ist frei, die Preß' ist frei; genug daß man nicht schreibe.

Mein Bruder ist ein Gouverneur in einem kleinen Orte,
Und einer meiner Vettern ist am Appellationsgericht.
An einem Knochen nag' auch ich in meinem sichern Porte;
Doch Freund der Presse nenn' ich mich und ihr entgegen stimm' ich nicht.
Die Preß' ist frei, mein Herr; genug daß man nur Spott nicht treibe
Mit Rathsherrn und mit großen
Beamten, Richtern, Gouverneurs, Ministern und Genossen.
Die Preß' ist frei, die Preß' ist frei; genug daß man nicht schreibe.

Ein Herr Colleg', der haßt das Licht, und zwar aus guten Gründen,
Riß auf den Mund drei Ellen breit
Und schwatzte gegen Preßfreiheit.
Der Belzebub! Doch fand ich Garn das Maul ihm zuzubinden.
Die Preß' ist frei, mein Herr; genug daß man nur Spott nicht treibe
Mit Rathsherrn und mit großen
Beamten, Richtern, Gouverneurs, Ministern und Genossen.
Die Preß' ist frei, die Preß' ist frei; genug daß man nicht schreibe.

Von nun an schreibe sonder Furcht, verfasse freie Lieder
Und hechle durch die ganze Welt;
Zieh' an der Sehne, nimm heraus den Pfeil und schieße nieder
Was deiner Laune nicht gefällt.
Die Preß' ist frei, mein Herr; genug daß man nur Spott nicht treibe
Mit Rathsherrn und mit großen
Beamten, Richtern, Gouverneurs, Ministern und Genossen.
Die Preß' ist frei, die Preß' ist frei; genug daß man nicht schreibe.

Was säumst du noch? Nun gleich ans Werk; ergreif das Federmesser;
Nach deinem Sinne richte zu des freien Kieles Spitze;
In rothe Tinte tauche sie gefällt es dir so besser.
Ergreife das Satiren-Sieb, vertrau' es deinem Witze.
Die Preß' ist frei, mein Herr; genug daß man nur Spott nicht treibe
Mit Rathsherrn und mit großen
Beamten, Richtern, Gouverneurs, Ministern und Genossen.
Die Preß' ist frei, die Preß' ist frei; genug daß man nicht schreibe."

3. Der Fresser.

Bei den besten Wirthen speis' ich und ich werde dick und fett.
Meinen Tisch bedecken reichlich Zuckerwerk und seltne Brühen,
Fische aus dem tiefen Meere, von den Bergeshöh'n Wildpret,
Und in rein krystall'nen Flaschen köstliche Nectare glühen.
Nie mit dem Harpyienbisse hat der Hunger mich gequält:
Jeden Monat werden richtig die fünfhundert mir gezählt.

Wer mir die fünfhundert zahlet, den soll unser Herrgott hüten.
Wächst mein Glück doch um die Wette.
Kaum umfaßt die Fustanella meines Leibs gewalt'ge Fette.*)
Meines Fessi's Quast erhöhet meiner Wangen Rosenblüthen.**)

*) Fustanelle, der Haupttheil der griechischen Tracht.
**) Fessi, die Kopfbedeckung.

Nie mit dem Harpyienbisse hat der Hunger mich gequält:
Jeden Monat werden richtig die fünfhundert mir gezählt.

Tausend sollt' ich wohl empfangen und noch mehr, das weiß doch Jeder.
Mit der best geschnitt'nen Feder
Unterschreib' ich meinen Namen auf die zierlichste Manier;
Doch ich frag' nicht lang worüber und ich frag' nicht lang wofür.
Nie mit dem Harpyienbisse hat der Hunger mich gequält:
Jeden Monat werden richtig die fünfhundert mir gezählt.

Manchem, der mir meinen Braten aus dem Munde will entreißen
Und mir „Sieh die Würmer!" ruft,
Sag' ich ruhig: Freund, verstanden; Freund, dich lockt des Bratens Duft,
Drum das Schrei'n, darob der Erde alle Bande möchten reißen.
Was frag' ich um das und jenes, und was frag' ich um die Welt?
Richtig werden die fünfhundert jeden Monat mir gezählt.

Mich und meine Tischgenossen nennt Ihr Gastronomen keck.
Auf Amerika's Gesetze soll ich meine Hoffnung setzen!
Können nähren die Gesetze? Haben die Gesetze Speck?
Fett wird Niemand von Gesetzen.
Was frag' ich um das und jenes, und was frag' ich um die Welt?
Richtig werden die fünfhundert jeden Monat mir gezählt.
Mag die Welt in Brand vergehen, mag Europa sich verkohlen,
Möge nur es nie aufhören Thaler uns ins Haus zu senden. —
Freiheitsliebende Franzosen stürzen ihren Karl den Zehnten
Und in ihrem edlen Blute baden sich die freien Polen;
Doch was frag' ich nach Freiheit und was frag' ich um die Welt?
Richtig werden die fünfhundert jeden Monat mir gezählt.

---

4. Der Aufseher der öffentlichen Gebäude.

Kuchen duften meine Lippen, die ich mit Champagner wasche,
Und ich häufe die Dukaten in der rundgeschwoll'nen Tasche.
Meine Herrn, nehmt ab die Mütze, macht ein tiefes Compliment;
Wisset: Oberbauaufseher nannte mich der Präsident.
Trala, heysa, so ist's recht!
Ja, die Sachen geh'n nicht schlecht.

Was ist Ihr Gewinn des Monats? saget doch, Herr Gouverneur.
Was mir dreißig Tage tragen trägt euch wohl ein ganzes Jahr?
Tausend Phönixe des Monats und nicht mehr? Warum nicht gar!*)
Jede Spanne Landes gilt mir wohl dreitausend und noch mehr.
Trala, heysa, so ist's recht!
Ja, die Sachen gehn nicht schlecht.

Oft gönnt mir der Landesvater des huldvollsten Grußes Ehre.
Wenn ich lange Finger mache, sieht er gnädig durch die Finger.
Nur zuweilen soll ich spielen den geheimen Ueberbringer
Von den Thaten die ich sehe, von den Reden die ich höre.
Trala, heysa, so ist's recht!

*) **Phönix**, eine griechische Münze, ein Zwanziger, zur Zeit des Präs. **Capodistrias**.

Ja, die Sachen gehn nicht schlecht.

Eingemau'rt im engen Napli sitzet die Regierung jetzt. *)
Bald, bewährt sich das Gerüchte, wird sie nach Athen versetzt.
Da werd' ich Paläste bauen, die Sie traun bewundern sollen,
Und aus Trümmern und Ruinen wird mir Gold entgegen rollen.
Trala, heysa, so ist's recht!
Ja, die Sachen gehn nicht schlecht.

Ich sei bös den Schulen sagen einige, die mich beneiden.
Höchst geneigt im Gegentheile bin ich allen Schulgebäuden.
Jüngst träumt' ich, ich hätte eine Universität gebaut,
Und mit einem Freudensprunge fing ich an zu singen laut:
Trala, heysa, so ist's recht!
Ja, die Sachen gehn nicht schlecht.

Schöne Mädchen senden allwärts mir verstohl'ne Liebesblicke.
Unhold sind sie nicht dem Alter und nicht scheu vor der Perrücke.
Wo ich nur mich möge zeigen und wo ich den Fuß bewege,
Drängt man mich mit Heirathsplänen, macht man glänzende Vorschläge.
Trala, heysa, so ist's recht!
Ja, die Sachen gehn nicht schlecht.

---

5. Der Spion.

Wer sich in dieser schlimmen Zeit aufhält in griech'schen Landen,
Der nehme sich recht sehr in Acht mit wem er spricht und was er spricht.
Nicht Jedem zeig' er aufgethan des Herzens Tiefen, ja selbst nicht
Dem Freund und dem Verwandten.
Vorgestern auf der Straße trifft ein Spürhund mich der Polizei,
Und kommt auf mich und grüßet schön mit mancher Schmeichelei,
Und spricht mich freundlich an wie folgt mit glattgeschliff'nen Worten.
Doch ward von mir beschieden er mit folgenden Antworten:
Freund Soutso, sagt' er, wisse doch: oft hab' ich gnädiges Gehör
Bei diesem Staatsminister bald und bald bei jenem Gouverneur.
Wohl mögen die gestrengen Herrn daß ich ein wenig schwätze,
Und gern erfahren möchten sie was dieser oder jener spricht.
„Herrn, sag' ich, ich bin kein Spion und meinen Freund verrath' ich nicht,
Ja, nicht um alle Schätze.“ —
— Geh weiter; lasse mich in Ruh. Ich bin ein Kybernitikos.**)
Zum Henker, sag' ich; packe dich; enteil', sonst schlägt das Wetter los.

Vorgestern, Soutso, stößt auf mich ein Herr, der frei gern witzelt.
Von der Regierung sprach er viel und kramte aus von allerlei.
Bei seinen Worten wurde mir der Schädel auch gekitzelt,
Und unvorsichtig stimmte ich mit ein in seine Melodei.
Doch wirst du dir es denken, Freund? Der Schurke war ein Erzspion!
O, sei vorsichtig, halte wohl versperrt des Herzens Schrank, mein Sohn. —
— Geh, zeige deinen Rücken mir. Ich bin ein Kybernitikos.
Zum Henker, sag' ich; packe dich; enteil', sonst schlägt das Wetter los.

*) Das argolische Nauplion, damals die Hauptstadt Griechenlands.
**) Von der capodistrianischen Partei.

Wie, Soutso, siehst du mit Geduld das Land in Knechtschaft sinken,
Minister ohne Rechenschaft, Gerichte welche hinken?
Liebst du die diplomatischen, zweideutigen Gesetze,
die vorn und rückwärts schneiden?
Siehst du die fremden Haufen gern, die unsern Ruhm beneiden
Und strecken gierig ihre Klau'n auf uns're letzten Schätze? —
— Versuche mich nicht. Belzebub! Ich bin ein Kybernitikos.
Zum Henker, sag' ich; packe dich; enteil', sonst schlägt das Wetter los.

Nun, Soutso, kein Satirenpfeil tönt mehr in deinem Köcher?
O, zeig', daß ich mich freue!
Schieß'st durch den Heuchlermantel du nicht wieder neue Löcher?
Du schweigst? Was soll das Schweigen doch? Verkennst du meine Treue?
Du glaubst mich Kybernitiker; du spielst den Diplomaten.
Oh! peitsche die Minister durch und wäge ihre Thaten, —
— Geh, hetze mich nicht länger auf. Ich bin ein Kybernitikos.
Zum Henker, sag' ich; packe dich; enteil', sonst schlägt das Wetter los.

O, hätt' ich, Soutso, dein Talent und deinen Dichterschlangenbiß,
So lehrte ich gar bald die Herrn was die Satirenruthe misst.
Wie spanischer Tabak wär' ich den hochgerümpften Nasen, bis
Ein jeder sich todt niesen müsst'.
Doch mir zum Aerger ließest du den Eifer bald ermatten.
Der Mund ist dir verstopfet schier, du fürchtest deinen Schatten. —
— Geh! Sei mein Plagegeist nicht mehr. Ich bin ein Kybernitikos.
Zum Henker, sag' ich; packe dich; enteil', sonst schlägt das Wetter los.

Freund Soutso, sag' mir, ist es wahr? Ich hörte, daß so eben
Du neue Witzergießungen dem Druck willst übergeben. —
— Das will ich; und in einer
All der Spionen spotte ich, und ganz besonders deiner. —
— Was? Ich Spion! Je nun, so recht. Das will ich mir aufschreiben.
Nicht hinter deinem Finger mehr verborgen sollst du bleiben.
Nackt stellte sich dein Sinn mir dar: Du bist ein Syntagmatikos.*)
Ich geh und melde dies; Geduld, mein Freund. Nun schlägt das Wetter los.

6. Der Bettler-Soldat.

Ein bejahrter armer Blinder, ein Soldat in früheren Tagen,
Mit dem Quersack auf den Schultern und mit seinem Bettlerstabe,
Sprach zu seinem jungen Führer: Fein bedächtig, guter Knabe,
Fein bedächtig; meine Füße wollen mich nicht schneller tragen.
Oh! Du bist ein Kind des Glückes! Deine schönen Äuglein funkeln,
Und es trägt dich wie beflügelt dein gesunder, junger Fuß.
Mir hat ihn vor Missolonghi weggerafft ein Kugelschuß,
Und ich muß mein Dasein schleppen in Verzweiflung und im Dunkeln.
Sag' mir, gutes Kind, wo sind wir? Ist es helle? Ist es Nacht? —
— „Es ist Nacht, und ich erblicke Nauplia's gewölbte Mauern." —
— Nauplia! — „Du weinest, Vater!" — Lass' mich weinen, lass' mich trauern.
Schöne Bilder alter Tage sind im Herzen mir erwacht.
Ich der erste, gleich der Schlange, sprang auf Palamidi's Feste**)
Mit entblößtem scharfen Degen,

*) Ein Anhänger der Verfassungspartei.

**) Die Burg von Nauplia.

Und verscheuchte die Tyrannen aus dem hocherbauten Neste.
Doch nun kann ich meinen schweren, siechen Körper kaum bewegen.

Blind bin ich. Der junge Frühling kommt und kehrt für mich vergebens,
Und das freie Licht der Sonne kann mein Auge nicht mehr schauen.
Oh ihr schönen, baumbedeckten, doch mit Blut gefärbten Auen,
Oh! es freuen frische Völker sich in euch des frischen Lebens!
Und ich muß mein Leben betteln, tragen des Almosens Hemd,
Und in alten Kirchenmauern und auf Straßen übernachten.
Wo ich geh' stoß' ich auf Kinder, die mich alten Mann verachten.
Fremd bin ich in meinem Lande und in meinem Hause fremd.

Umgekehrt hat sich die Erde, Alles hat sich umgestaltet,
Und das Kind wird fremd und fremder seinem Vater, der veraltet.
Diese Buben, die es wagen unsern Ruhm herabzusetzen,
Werfen sich auf beide Kniee vor den Plutus, ihren Götzen.
Wo sind meine Schlachtgenossen? Wo sind jener Tage Riesen?
Wo sind sie? Ach! Viele starben;
And're säumen noch am Leben, unbekannt und ungepriesen.
Fremde stoßen mich verächtlich und verlachen meine Narben.

Oh! Verlachet nicht, ihr Fremden, meine Augen weil sie blind,
Meinen Fuß weil er gebrochen.
Botzaris, der Türkenwürger, nannte mich sein tapf'res Kind.
Diese alte Fustanelle decket kaum die alten Knochen,
Doch sie decket sie mit Ruhme; Iskos hat sie mir geschenkt.*)
Dieses Schwert, das lange Jahre treu an meiner Seite hängt,
Ist wohl nicht verziert mit Golde, mit Topaz und mit Coralle,
Doch ich hab' es von Tombazi, von dem großen Admirale.

Helden der verfloss'nen Zeit,
Ob ihr auch gestorben seid,
Lebt ihr doch in unsern Herzen, lebt ihr doch in der Geschichte;
Aber todt, obschon bei Leben, sind die ehrenlosen Wichte,
Welche euer Grab zertreten, welche eure Thaten schmähen,
Welche eurer Opfer erben,
Trotzig eure alten Krieger, eure Helden übersehen
Wenn sie auf den Straßen betteln, wenn sie in dem Elend sterben.

7. Der Veteran.

Auf Olympus grauen Höhen, als die Abendsonne sank,
Untrer düst'rer Tannen Schatten,
Alt an Jahren, jung vom Herzen, saß bei seinen Cameraden
Einst ein griech'scher Held und sang:
„Sieben Jahre trug das Schwert ich des befreiten Griechenlandes.
In den Thälern, auf den Höhen wie die lichte Flamm' entbrannt' es.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.

Ihr erinnert euch der Zeiten als Churschits zaumlose Horden,**)
Blitz und Donner in den Händen, Argos' Felder überschwemmt,
Zu verwüsten und zu morden;

*) Iskos, anders genannt Karaïskakis.
**) Churschit, türkischer Heerführer.

Als wir, einer gegen zwanzig, halbbewaffnet, unbezähmt,
Mit bewährtem Löwenmuthe und mit eisenschwerer Hand
In das Heer des Feindes stürzten und des Feindes Heer verschwand.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.
Ihr erinnert euch als Skodra wilde Völker ausgespie'n;
Als in Karpenissi's Thälern Botzaris sich plötzlich zeiget.
Alles floh, und wo er kämpfte stürzte was nicht konnt' entfliehn.
Groß war er in dem Gefechte, doch der Tod hat ihn gebeuget.
Er verbarg uns seine Wunde, und begeistert hohen Muthes
Führt' er uns zu dem Triumphe auf den Spuren seines Blutes.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.

Ihr erinnert euch des Jahres als die Myriaden stürzten,
Eingeengt in unsern Feldern,
Und mit schwarzen Todesringen Missolonghi's Mauern schürzten;
Als wir muthig kämpfen sahen uns're Kinder, uns're Ältern.
Ruhig schaute da Europa, kalt dem Fall und bös dem Sieg,
Das verklärte Missolonghi wie es hoch gen Himmel stieg.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.

Ihr erinnert euch: Wir waren eine Handvoll, nicht dreihundert;
Doch es führte Karaïsko der Dreihunderten Standart.
Athen zeugt von unsren Thaten: Isko siegte, und es ward
Kiutahi nicht mehr als tapfer und nicht mehr als klug bewundert.*)
Ja in Rumeli zu hellen Flammen wuchs der Freiheitsfunken,
Und Arachovas Gefilde hat Tyrannenblut getrunken.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.

Bleich und abgemattet wandelnd unter Trümmern und Ruinen,
Unterm Himmelsdach durchwachend, kämpfend unter Felsenzinnen,
Lechzend bald und bald verhungernd, wundbedeckt in dem Getümmel,
Durch Beschwerden, durch Gefahren folgend treu den alten Fahnen,
Richteten wir oft den matten, thränenfeuchten Blick gen Himmel,
Doch nie hat der freie Nacken sich gebeugt vor den Tyrannen.
Ihr erinnert euch, Gefährten, wie das Herz uns muthig schlug
Als ich diese Fahne rühmlich und von Sieg zu Siege trug.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Theologie.

Religionsgeschichtliche Forschungen.

In der Frage nach dem Anfang der Religion gehen zwar die Ansichten der Gelehrten noch immer sehr weit auseinander, doch läßt sich in einigen Punkten

*) Kiutahi, türkischer Heerführer

ein wachsender Consensus bemerken. Die noch vor einem halben Jahrhundert herrschende Theorie einer Uroffenbarung, von welcher eine anfänglich vollkommene Religion begründet worden, die dann aber wieder in Verfall gerathen und vergessen worden wäre, ist jetzt fast allgemein aufgegeben und gilt in wissenschaftlichen Kreisen als antiquirt. Die entgegengesetzte Theorie vom Fetischismus als der Urform aller Religion hat zwar besonders bei den Anhängern der positivistischen Philosophie (A. Comte) noch immer ihre Vertreter; aber immer zahlreicher erheben sich wider sie die gegnerischen Stimmen, welche sie aus geschichtlichen und psychologischen Gründen verwerfen. Um von meinen eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete abzusehen, erwähne ich nur die religionsgeschichtlichen Schriften von Max Müller, Happel, E. von Schmidt, E. v. Hartmann. Diese Forscher kommen alle darin überein, daß der Fetischdienst weder die Urform der Religion überhaupt noch irgendwo das Ganze einer Religion sei, sondern daß er überall eine „parasitische Entwicklung“, ein „Zersetzungsprodukt“ darstelle, welches nur unter Voraussetzung gewisser religiöser Antecedentien begreiflich werde, als ursprünglicher Glaube aber ganz unverständlich würde; denn um einem beliebigen todten Ding göttliche Macht zuzuschreiben, musste man offenbar den Begriff des Göttlichen schon haben; zu dessen Bildung lag in dem Stein oder Klotz oder der Vogelfeder nicht der geringste natürliche Grund; es musste also der Begriff des Göttlichen entweder durch äußere Ueberlieferung überkommen oder auf anderem Wege und dann natürlich auch in anderer Form früher erzeugt worden sein, ehe es zu seiner Anwendung auf todte Dinge im Fetischdienst kommen konnte. Psychologisch erklärt sich dieser ganz einfach aus einer Verwechslung des Symbols und Cultusmittels mit dem göttlichen Wesen selber, also aus demselben Phänomen, welches auch dem Bilderdienst und Reliquiendienst, dem Gebrauch von Zaubermitteln, Amuletten u. dgl. zu Grunde liegt; was ursprünglich der Phantasie nur zur Vergegenständlichung des göttlichen Wesens und Wirkens diente, wird bald zum Mittel und Werkzeug göttlicher Kräfte und Wirkungen und dann bei Verrohung der religiösen Denkart zuletzt selber zum Gott. In irgend welchem Grade kommt Fetischismus auch in höheren Religionen noch vor; wie wir hier ihn begreifen aus dem Herabsinken des religiösen Bewusstseins von einer höheren Stufe in den Aberglauben, so ist auch sein häufigeres Vorkommen bei den Wilden zu erklären entweder durch inneren Verfall einer höheren Religionsform in Folge sinkender oder stagnirender Volkskultur oder auch durch äußere Uebertragung der exoterischen Bestandtheile einer höheren Religionsform von einem höher kultivirten Volk an ein tieferstehendes Nachbarvolk.

Wie in der Verwerfung der Fetischismustheorie, so stimmen die genannten Forscher auch in der positiven Lösung der Frage nach dem Ursprung des Gottesglaubens mit einander wesentlich überein, indem sie ihn zurückführen auf die Eindrücke, welche die großen Naturerscheinungen, der Himmel, die Sonne, das Gewitter u. dgl. auf die kindliche Phantasie der Urmenschen gemacht haben, Eindrücke, in welchen die ästhetischen Gefühle der Bewunderung, Scheu, Erhebung mit der Reflexion auf die nützlichen und schädlichen Wirkungen dieser Elementarmächte sich

verknüpften. Von untergeordneter Bedeutung ist die Differenz zwischen M. Müller und E. v. Schmidt; nach Ersterem war in den Eindrücken der großen Naturerscheinungen eine instinktive „Wahrnehmung des Unendlichen" gegeben und hatte daher das religiöse Bewusstsein von Anfang einen Zug zur Einheit des Göttlichen, was zwar noch nicht wirklicher Monotheismus war, aber doch „Henotheismus" in dem Sinn, daß die Gottheit den Frommen in den Momenten der Verehrung je nur in der einen Form gegenwärtig war, in welcher sie sich ihm gerade jetzt und hier unter sinnlichem Bilde darstellte, ohne daß dadurch übrigens die Anerkennung verschiedener Gottheiten oder Namen des Göttlichen ausgeschlossen war. E. von Schmidt hält dagegen ein ursprüngliches Gefühl des Unendlichen für unwahrscheinlich und setzt dafür das Bewusstsein der herrschenden „Weltmacht" als die gemeinsame Grundlage des Götterglaubens; diesen lässt er durch die 3 Stufen sich entwickeln: 1) die Gottheit als unmittelbare Naturerscheinung selbst, 2) als Naturseele in der Erscheinung, aber unterschieden von ihr und 3) als Geist über den Erscheinungen. E. v. Hartmann hat M. Müller's Theorie vom ursprünglichen Henotheismus acceptirt und dieselbe darin ergänzt, daß er bei der polytheistischen Entwicklung des Gottesglaubens nicht bloß die sprachbildende Phantasie, sondern besonders auch die praktischen Motive des Gemüths wirksam sein läßt, aus welchen die Anknüpfung eines kultischen Verhältnisses mit den höheren Mächten hervorging, in Folge dessen diese dann selber immer mehr anthropomorphisirt wurden.

Neben diesen unter sich wesentlich einstimmigen Theorien erhält sich aber auch noch immer die sogenannte euhemeristische Theorie von der Entstehung des Gottesglaubens aus der Verehrung von Geistern der Verstorbenen, aus dem „Ahnenkultus", wie er beim ältesten Kulturvolk der Chinesen im Vordergrund der Religion noch jetzt steht. Hauptvertreter dieser Theorie sind Herbert Spencer und Jul. Lippert, der sie durch die ganze indogermanische Religionsgeschichte hindurch nachweisen will, freilich mit oft recht gewaltthätiger Beiseitsetzung der sichersten Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, nach welcher die ältesten Mythologumena auf die Naturgegenstände und nicht auf menschliche Namen zurückweisen. Einen Compromiß zwischen der Spencer'schen Theorie vom Geisterkultus und der Müller'schen hat kürzlich J. Frohschammer in einem Aufsatz der „Gegenwart" über den Ursprung der Religion vorgeschlagen, indem er im Geisterkultus die Grundlage zwar sieht, die aber durch Combination mit den Naturmächten in's Uebermenschliche erhoben worden sei. Das Umgekehrte, daß nämlich der allerdings uralte Geisterglaube zur Anthropomorphisirung der göttlichen Naturmächte beigetragen habe, dürfte das Wahrscheinlichere sein. Vom Geisterglauben im weiteren Sinn, wie er Natur- und Menschengeister in sich begreift („Animismus, Polydämonismus, Spiritismus") lassen auch Tylor und Tiele dem Gottesglauben ausgehen.

Otto Pfleiderer.

Geschichte.

Zeitgenössische Stimmen preußischer Diplomaten über die Finanzkrise Frankreichs unter der Directorialregierung 1795—1799.*)

Noch im Jänner 1796 theilte der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, Charles Delacroix, den Optimismus des Directoriums in Bezug der Realisirung und Ergiebigkeit des Zwangsanlehens. Er äußerte am 18. Januar gegen den preußischen Botschafter Sandoz-Rollin, noch vor Monatsende dürfe man mit Sicherheit auf den Eingang von 300 Mill. Francs rechnen. Aber das Zwangsanlehen machte Fiasco, und D. T. Bayard, vorher pfalzbayrischer Legationssecretär in Nürnberg, dann königl. geh. expedirender Secretär im fränkischen Departement, von Minister Hardenberg nach Paris gesendet, gab in seiner Denkschrift v. 12. Okt. 1796 nachstehende Aufschlüsse über die Finanzlage Frankreichs: „Die Lage der Finanzen und die täglich wachsende Penurie ist aus den officiellen Rapports der Gouvernements bekannt; was aber auswärts weniger bekannt ist und sein dürfte und den Discredit aller gegenwärtiger und künftiger Papiermünze machen muß, ist, daß die Realhypothek der National-Güter, die zum Fundament aller Finanz-Operationen genommen wird, lange das nicht ist, wofür man sie mit so vieler Emphase ausgeben will; nicht als wenn die Estimationen im Ganzen unrichtig wären, sondern weil es eine positive Unmöglichkeit ist, sie zu realisiren. Wollte man z. B. den unstreitig beträchtlichsten Theil derselben, die Nationalwaldungen, die dermalen zu ihrem großen Detriment en régie verwaltet worden, veräußern, so wäre Frankreich in wenigen Jahren ohne Holz; eine ungeheure Menge von großen, aber meist isolirten Nationalgebäuden, deren Schätzung sich mit aller Richtigkeit auf viele hundert Millionen beläuft, wird nie verkauft werden können, weil Niemand sich findet, der sie zahlen oder brauchen kann." Bayard ist durchaus kein Pessimist. Er identificirt keineswegs die staatliche Finanzlage und den Nationalwohlstand Frankreichs. „Der erste Anblick der neuen Republik" schreibt er zu Anfang seines Berichtes, „ist für den fremden von Schirach's**) und andern Zeitungsdeklamationen prävenirten Deutschen gerade das Gegentheil von dem, was er zu finden glaubte. Statt revolutionärer Ruinen sieht er eine Menge landwirthschaftlicher Anlagen, auf welche die Eigenthumsrechte der dermaligen Besitzer nicht die solidesten sein mögen, die aber doch von der größten aller bürgerlichen Tugenden, von Arbeitsamkeit und Industrie zeugen. Zahlreiche Heerden bedecken die Fluren, und am Pfluge des wirklich gut gekleideten Landmannes sieht man Pferde angespannt, die man in den dermaligen Umständen am wenigsten in Frankreich gesucht hätte. Die Kultur ist im Ganzen auf einem

---

*) Aus dem 8. Bde. der „Publicationen aus den kgl. preuß. Staatsarchiven: P. Bailleu: Preußen u. Frankreich v. 1795—1807. Dipl. Corresp. I. Theil. Leipzig. Hirzel, 1881. LVIII. u. 562 S. gr. 8°.

**) Dän. Legationsrath, Harausgeber des „politischen Journals" (Hamburg).

so guten Fuße, daß man füglich der Importation entbehren kann, und sich überzeugt fühlt, daß der vorige Mangel bloß fiktiv, und durch den Discredit der Nationalmünze hervorgebracht war; denn seitdem wieder in baarem Gelde bezahlt wird, ist auf allen Plätzen ein solcher Ueberfluß an Consumtibilien jeder Gattung, daß man auf den ersten Blick die Ungereimtheit des Pitt'schen Aushungerungssystemes einsehen muß."

Ein ganz anderes Bild ist es, das Bayard von den „Departemental-Städten" entwirft: „Viele Städte Frankreichs" heißt es da, „sind ruinirt, alle aber befinden sich in einem passiven Zustand, aus dem sie nur durch einen baldigen Frieden, wiederbelebte Handlung, und auch selbst durch Anwendung großer Summen gezogen werden können, da eine große Menge Werkstätten zerstört sind, und in vielen Artikeln gänzlicher Mangel an matières premières vorhanden ist. Angenommen, daß der Landmann bei einer Art von Wohlstand nicht ganz zufrieden ist, so lässt sich leicht schließen, daß der Städte-Bewohner, der alle die großen Hoffnungen, die er auf die Revolution baute, vernichtet sieht, der bei Mangel an Erwerb alle seine Bedürfnisse in einem weit höhern Werth als vor 1789 bezahlen muß, und sich im ganzen Sinn des Wortes von dem cultivirenden Theil angezogen fühlt; daß dieser Städter, ohne, wie eherhin, über Regierungsformen zu discutiren, ein Gouvernement von ganzem Herzen hasst, dem er sein bisheriges Unglück zuschreibt . . . . ."

Ueber Paris, die „Staats-Cloake Frankreichs" finden sich einige treffende Bemerkungen:

„Seit Aufhebung der Comités de bienfaisance" hat sich das allgemeine Elend unter der niedrigen Volksklasse vermindert und vermindert sich noch täglich mehr, da seit der Wiedererscheinung des baaren Geldes und der neu eröffneten Commercialverbindung mit Spanien, Italien, Holland und einigen nordischen Staaten, der Handel in eine merkliche Aktivität gekommen ist. Der Absatz der Pariser Fabrikate wird auch durch den innern Luxus begünstigt, der besonders in Equipagen und Meubles alle Vorstellung übersteigt; die revolutionären Parvenus ersetzen hierdurch die Stelle der ehemaligen Seigneurs und unterscheidet sich von diesen nur durch einen hohen Grad von Insolenz. Da die Hauptstadt lange Zeit hindurch wirklich auf Kosten der Departements erhalten wurde, und die Regierung noch dermalen große Aufopferungen für selbe macht, so hätten ihre Einwohner Ursache wenigstens leidlich zufrieden zu sein; allein es trifft ein, was Voltaire von ihnen sagt: si même, sous une théocratie, le bon dieu s'avisait de vouloir les gouverner, il n'en viendrait jamais à bout.

Als Sandoz-Rollin seine Jänner-Berichte 1797 aus Paris an das preußische Ministerium schrieb, hatte sich die Lage der staatlichen Finanzen Frankreichs verschlimmert. Dennoch glaubt er gut unterrichtet zu sein, wenn er den in Circulation gesetzten Hypothekar-Rentenscheinen im Betrage von 400 Mill. Fr. noch immer einen Realwerth von 100 Mill. vindicirt und meint, die Mäkler und Lieferanten (fournisseurs et approvisionneurs) würden noch keineswegs abgekühlt

sein, dem Directorium ihre Dienste anzutragen da sie immerhin Gelegenheit fänden, die Schuldverschreibungen des Staates mit Nationalgütern gedeckt zu sehen. Die Republik habe im Gegensatze zu der Mehrheit der Staaten das Prinzip, mit ihren Reichthümern und Hilfsquellen nicht zu prunken, sondern hinter dem Berge zu halten. Am schlimmsten stand es im Frühling 1799 als der preußische Legationsrath Peter Roux, seit 1791 im Cabinetsministerium, 1795 Legationssecretär in Paris, 1797, 22. März zum Legationsrathe ernannt, seine Depeschen vom Stapel laufen ließ. „Man hat gestern," schreibt er den 13. Aug., „eine Treibjagd (une battre) in allen öffentlichen Kassen angestellt. Diese feine Operation brachte 50 Mill. Fr. in Decimen (Kupfergeld im Werthe von 2 Sous) ein. Die Invaliden sterben vor Hunger. Man schickte ihnen auf der Stelle 4 Mill. Francs." — „Die unglücklichen Folgen der beiden Gesetze über das Anlehen und die Geißeln" (des otages) heißt es den 25. Aug., sind unberechenbar: das erstere macht alle Arten von Geschäften stocken und zunichte und ruinirt den Staat, das zweite bedroht die ganze Gesellschaft mit einer künftigen Auflösung. Ein Pariser Bureau der Geschäftseintragungen (bureau d'enregistrement), welches jeden Tag regelmäßig 1000 Thaler Empfang auswies, ist auf 4, höchstens 12 Francs heruntergekommen . . . . Colloud, ein Mäkler, den man auf 200,000 Fr. taxirte, verschwand, ohne zu zahlen. All sein Hab und Gut ist im Portefeuille. Er hatte 50 tausend Livres angetragen, das Departement refusirte. Er schrieb nun an dasselbe nur die vier Worte: „Ihr habt nichts -- Adieu!"

F. R. v. Krones.

Erd- und Völkerkunde.

Die „haarlosen" Australier.

In meiner noch im Erscheinen begriffenen „Naturgeschichte des Menschen" gedenke ich unter anderem des vor etwa zwanzig Jahren unter den europäischen Ansiedlern in Australien verbreiteten Gerüchtes, wonach das Innere des Festlandes von einem völlig kahlen Menschenstamme bewohnt werde. Da gerade die Australier sonst zu den am stärksten behaarten Menschenrassen gehören, ich auch in der von mir durchforschten Literatur keine weitere Bestätigung dieses Gerüchtes ausfindig machen konnte, so glaubte ich die ganze Angabe in das Bereich der ethnographischen Fabeln verweisen zu dürfen, welche ja immer noch hie und da auf dem Gebiete der Völkerkunde aufzutauchen pflegen. Volle Gewißheit über diesen Punkt ist uns aber erst in allerjüngster Zeit durch den russischen Reisenden Herrn N. von Miklucho-Maclay geworden, welcher zu seiner nicht geringen Ueberraschung im Oktober 1878 die Photographie eines solchen haarlosen australischen Eingebornen thatsächlich zu Gesichte bekam und dadurch veranlasst wurde, der Sache auf den Grund zu gehen. Ueber das Resultat seiner Nachforschungen berichtet der treffliche Gelehrte umständlich in der Verhandlung der Berliner Gesellschaft für An-

thropologie, Ethnographie und Urgeschichte (1881 S. 143—149), woraus ich in Kürze die nachstehenden Mittheilungen schöpfe. Hr. von Miklucho-Maclay fand nämlich sehr bald, daß viele Personen über diese „hairless blacks" zu erzählen wußten. Die einen hatten die Leute selber gesehen, andere über dieselben Berichte von glaubwürdigen Persönlichkeiten gehört. Stets handelte es sich um einen „Stamm", welcher keine Haare, weder am Kopfe, noch sonst am Körper haben und sich außerdem noch durch eine besonders helle (gelbe) Hautfarbe von den andern, bekanntlich sehr dunkel pigmentierten Australiern unterscheiden sollte; auch sollte diese Verschiedenheit der Grund sein, daß diese haarlosen Menschen von den übrigen Eingebornen mit einer abergläubischen Furcht behandelt und gemieden werden. Erst nach langwierigen Nachforschungen gelang es aber dem russischen Reisenden, den richtigen Aufenthaltsort dieser Haarlosen zu entdecken, indem er erfuhr, daß einige Exemplare derselben sich nicht weit von dem Städtchen St. George am Balonne-Fluß in Queensland befinden. Es schien ihm nun wichtig, die Richtigkeit der gehörten Aussagen selber an Ort und Stelle zu prüfen und er begab sich dahin. Doch wie so oft erwies sich in der Nähe betrachtet der große Berg als ein kleiner Hügel. Eine eingehende Zusammenstellung von Lokalitäten und Zeiten, wo und wann von verschiedenen Personen die haarlosen Leute gesehen worden sind, ergab zweifellos, daß die Mitglieder einer und derselben Familie den Kern des Gerüchtes über den gefürchteten, gelben, haarlosen Menschenstamm bilden. Es fand sich weiter, daß von dieser Familie bloß noch drei Individuen, ein Bruder und zwei Schwestern, am Leben und von diesen bloß zwei haarlos sind, so daß mit diesen zwei, sollten beide, wie wahrscheinlich, kinderlos sterben, dieser Embryo einer „haarlosen Race" verschwinden wird. Hr. von Miklucho-Maclay hat beide Individuen genau untersucht, gemessen und abgebildet und konstatirt allerdings, daß sie haarlos geboren sind. Es liegt somit ein Fall angeborner Haarlosigkeit (Atrichia adnata) vor, wie sie wohl bekannt, aber immerhin selten sind. Im ethnologischen Sinne ist aber der „haarlose" Australierstamm wohl für alle Zukunft abgethan.

Friedrich von Hellwald.

Nationalökonomie und Statistik.

Neueste Nachrichten über die Einwanderung in Nord-Amerika im Jahre 1881

nach zuverlässigen Quellen.

Bei der Spannung, mit welcher man dem Ergebniß der Auswanderungsstatistik des vorigen Jahres entgegengesehen hat, beeile ich mich, Ihnen dies Resultat, soweit es bis jetzt bekannt geworden, mitzutheilen. Allerdings sind die „Reports of the Chief of the Bureau of Statistics Tresury Departement rela-

tive to the Immigration and Navigation of the United-Stats noch nicht abgeschlossen und im Druck erschienen; allein es liegen aus den Aufnahmen in den Zolldistrikten von New-York, Baltimore, Philadelphia, Boston, New-Orleans, San Franzisko, Detroit 2c. so zuverlässige Berichte über die Aus-, resp. Einwanderung vor, daß bei sorgfältiger Zusammenstellung an der Richtigkeit des gewonnenen Resultates nicht zu zweifeln ist. Die hochgespannten Erwartungen über die ungewöhnlich hohe Ziffer der Auswanderung des vorigen Jahres bestätigen sich vollkommen. Danach stellt sich die Einwanderung des vorigen Jahres in die Vereinigten Staaten folgendermaßen:

1. Europäische Einwanderung		600,331	Köpfe.
2. Amerikanische „	aus Canada, Westindien 2c.	99,003	„
3. Asiatische „	(China)	20,711	„
	Sa:	720,045	Köpfe.

Das Jahr 1881 bezeichnet hiernach eine Einwanderungsziffer, wie sie bisher in den Annalen der Einwanderung noch nicht dagewesen. Im vorletzten Decennium war die jährliche Durchschnittsziffer der Einwanderung in die Vereinigten Staaten 218,000, im letzten stieg sie auf 234,700, das Jahr 1881 brachte eine Einwandererzahl von 442,100 Seelen. Die vorjährige Einwanderung hat also den Jahresdurchschnitt der Einwanderung seit 20 Jahren um mehr als das Doppelte und die Einwanderung von 1880 genau um ein Drittel ihres Betrages überstiegen. Auch die frequentesten Einwanderungsjahre der Vergangenheit bleiben hinter der vorjährigen weit zurück, denn nächst dem Jahre 1880 zeigten nur drei Jahrgänge ungewöhnlich hohe Einwanderungsziffern:

1872 mit 381,500
1873 „ 369,500 und
1869 „ 335,400.

Alle übrigen Jahrgänge blieben hinter der Zahl 300,000 mehr oder weniger zurück, ja in den Jahren 1861, 1862 und 1877 sank die Zahl der Einwanderer sogar unter 100,000 herab.

Wenn man erwägt, daß nach den gemachten Erfahrungen der letzten 10 Jahre die europäische Auswanderung aus den britischen Inseln (England, Wales, Schottland, Irland und den kleinen Inseln) etwa mit zwei Dritteln (66,7 %) und die continental-europäische mit 88 % (87,6) jährlich nach Nordamerika gerichtet war, und diesen Maßstab einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zu Grunde legt, so kommen wir für das vorige Jahr auf eine Total-Auswanderung aus Europa nach allen Weltgegenden von drei Viertel Millionen.

Die europäischen Staaten betheiligten sich an der Auswanderung in folgender Ordnung:

	1881	1880	1879	im Durchschnitt der letzten 10 Jahre	Stärkste Auswanderungsjahre der Vergangenheit
Deutschland	249,572	134,040	43,531	75,770	1872: 155,595 1867: 133,426 1873: 133,141
Britische Inseln	165,230	164,438	78,424	98,927	1873: 159,355 1872: 157,905
a. England, Schottland, Wales 2c.	94,321	79,639	50,773	54,467	
b. Irland	70,909	84,799	27,651	44,460	1873: 75,848 1872: 69,761 1871: 61,463
Scandinavien	82,859	69,777	26,148	22,648	1869: 41,833 1873: 29,458
a. Schweden	55,895	46,723	16,660	12,755	
b. Norwegen	26,964	23,045	9488	9893	
Oesterreich-Ungarn	26,302	24,920	7777	8303	1873: 7835 1874: 7743
Italien	20,101	12,781	9041	6083	1872: 7320 1873: 7507
Schweiz	11,628	8498	3834	3172	1872: 4031
Rußland	10,563	5278	3784	5965	1874: 7447 1876: 6786
Dänemark	8951	8778	3532	5306	1873: 5095 1872: 3758
Niederlande mit Luxemburg	8693	3730	1199	1723	1873: 4640 1872: 2006
Frankreich	5653	4939	4121	7330	1872: 13,728 1873: 10,813 1874: 8741 1875: 8607
Belgien	2077	1484	753	727	1873: 1306 1872: 964
Spanien	1589	420	534	508	1871: 618
Andere	7113	946	1192	1104	—
Summa	600,331	442,100	184,211	234,700	

Von Interesse ist es, zu konstatiren, in welchem Maße die verschiedenen Häfen der Vereinigten Staaten von der Auswanderung in Anspruch genommen werden. Es landeten Einwanderer in (Prozenten):

im Hafen von	1881	1880	1878 bis 1880 durchschnittlich	im letzten Decennium durchschnittlich jährlich
New-York	76,4	76,2	76,9	78,5
Baltimore	7,8	6,0	4,5	4,4
Boston und Charlestown	8,2	9,3	9,4	9,1
Philadelphia	6,0	6,2	6,2	3,0
New-Orleans	0,6	0,7	1,2	1,6
Passamaquoddy	0,5	0,8	1,0	1,6
Den kleineren Häfen	0,5	0,8	0,8	1,8
	100,0	100,0	100,0	100,0

Die große Bedeutung New-Yorks für die Einwanderung springt hier noch in die Augen, indem im Hafen von New-York nahezu 77 bis 78 von 100 Auswanderern

landen. Doch zeigt sich zwischen den einzelnen Nationalitäten immerhin ein bemerkbarer Unterschied. Schweizer und Russen benutzen den Hafen von New-York vorzugsweise (1881: 91,2 resp. 97,8 %, im Durchschnitt der letzten 10 Jahre 96,7 resp. 99,0 %). Die Deutschen und Oesterreich-Ungarn, welche bis zum Jahre 1880 dem großen Schema folgten, landeten im Jahre 1881 mit etwa 80 % in New-York; dagegen ziehen die Skandinavier und die Bewohner der britischen Inseln zum Theil andere Häfen vor (sie benutzten den New-Yorker Hafen im Jahre 1881 nur mit 61,0 resp. 71,6 % und im Durchschnitt der letzten 10 Jahre sogar nur mit 43,2 resp. 54,5 %). Neben New-York beginnt der Hafen von Baltimore seine verlorene Bedeutung wieder zu erlangen. Von den Oesterreich-Ungarn wird derselbe jetzt fast ausschließlich neben dem New-Yorker Hafen in Anspruch genommen (1880 mit 24 %, im Jahre 1881 mit 20 %). Auch der Hafen von Philadelphia hebt sich nach Einrichtung der drei neuen Dampferlinien im Jahre 1873. Die Südhäfen dagegen sind seit dem Secessionskriege in ihrer Bedeutung zurückgegangen.

Im Jahre 1881 erregt vor Allem die große Zahl der deutschen Auswanderer ein berechtigtes Interesse. Während die Zahl der Auswanderer aus Deutschland im letzten Decennium sich auf etwa 37,7 der gesammten europäischen Auswanderung und im letzten nur auf 32,3 durchschnittlich stellte, im Jahre 1880 aber sogar auf 30,3 % herabsank, hat sich dieselbe im Jahre 1881 bis zu der unerhörten Ziffer von 41,6 % erhoben, so daß von 5 Auswanderern des vorigen Jahres, welche von Europa in Nordamerika landeten, durchschnittlich mehr als zwei Deutsche waren. Von den Auswanderern aus Europa, soweit sie im Hafen von New-York landeten, blieben 151,300 oder fast ein Drittel (33,2 %) einstweilen oder dauernd in New-York selbst. Die übrigen 304,381 gingen gleich nach ihrer Ankunft weiter und zwar nach:

Illinois . .	54,461	oder	11,9 %	der in New-York gelandeten Auswanderer.
Pennsylvania	45,116	„	9,9	„ „ „ „ „ „
Ohio . . .	24,204	„	5,3	„ „ „ „ „ „
Michigan .	20,300	„	4,4	„ „ „ „ „ „
Wisconsin .	19,715	„	4,3	„ „ „ „ „ „
Minnessota .	18,819	„	4,1	„ „ „ „ „ „
Jowa . .	16,475	„	3,6	„ „ „ „ „ „
New-Jersey .	12,809	„	2,8	„ „ „ „ „ „
Massachusetts	11,270	„	2,5	„ „ „ „ „ „

Der Rest von 81,131 (18 %) zersplitterte sich auf die 38 anderen Territorien und Staaten der Union. Auch nach Utah gingen 3323 Auswanderer. Die Auswanderung nach Californien, welche sich in den letzten Jahren zwischen 2000 und 3000 bewegte, hat wieder um ein weniges zugenommen (3886).

Die Fluth der Einwanderung zeigt noch keine Aussicht auf Abnahme. Im Gegentheil sind für das soeben begonnene Frühjahr bereits zahlreiche Auswanderungs-

anmeldungen an den Hafenplätzen Europas eingegangen.*) Ob die Auswanderer ihre Rechnung finden, darf sehr bezweifelt werden. Im Schooße der deutschen Hilfsgesellschaften in Nordamerika und in der amerikanisch-deutschen Presse erheben sich ernste Stimmen, welche vor weiterer Ueberhastung der Auswanderung warnen. Denn die für die Auswanderung günstigen Zeiten neigen sich, wenn nicht alle Anzeigen trügen, ihrem Ende. Der Eisenbahnbau beschäftigte in den letzten Jahren eine große Menge Arbeiter. Es wurden im Jahre 1879 4721, im Jahre 1880 7207 und im vorigen Jahre gegen 9000 Meilen Eisenbahnen gebaut, so daß das Eisenbahnnetz, welches i. J. 1870 52,898 Meilen Länge hatte, von da bis 1881 sich nahezu verdoppelt hat, wobei der Löwenantheil von 2 Fünfteln der Neubauten seit 1870 auf die letzten 3 Jahre kommt. In dieser raschen und außerordentlich großen Entwickelung des Eisenbahnsystems und der dadurch bedingten Capitalienabsorbirung liegt jedoch die Gefahr eines früher oder später bevorstehenden Rückschlages verborgen. Auch die Ernteerträge des Jahres 1881 waren nicht befriedigend und bei den Stapelartikeln (Waizen, Mais, Baumwolle, Tabak) zeigt sich bereits eine Abnahme. Erwägt man, daß selbst bei bemittelten Einwanderern unter verhältnißmäßig günstigen Umständen die Früchte ihrer Colonisationsarbeit erst deren Kindern zu Gute kommen, so wäre es vermessen, jene Warnungen zu überhören.

Von der New-Yorker Einwanderung haben die Südstaaten nur einen kleinen Theil an sich gezogen; mehr als sie alle zusammen hat der Staat Michigan allein erhalten. Klima,' Boden und andere Verhältnisse des Südens sagen dem europäischen Einwanderer weniger zu, als die viel versprechenden Getreidefelder des Westens, die dem Verkehr durch den Bau von Eisenbahnen eröffnet werden. Der Census von 1880 ist noch nicht in allen Theilen rectificirt, noch weniger im Druck publicirt. Gleichwohl läßt sich über die Städte New-York, Philadelphia und S. Louis schon jetzt manch Interessantes berichten. Ich entnehme diesen statistischen Nachrichten Folgendes über das Verhältniß der Zahl der deutschen Bevölkerung zu der der übrigen Nationalitäten.

Es befanden sich:

Census 1870.

	Totalbevölkerung.	Deutsche Bevölkerung	
in New-York . .	942,292	151,216	oder 16,0%.
Philadelphia .	674,022	50,746	„ 7,5 „
S. Louis . .	310,864	59,040	„ 19,0 „

Census von 1880.

	Totalbevölkerung.	Deutsche Bevölkerung	
in New-York . .	1,806,299	163,482	oder 13,5%
Philadelphia .	847,170	54,769	„ 6,6 „
S. Louis . .	350,518	54,901	„ 15,7 „

*) Nach einem soeben publicirten Bericht des Treasury Departement, Bureau of Statistics vom 14. Febr. d. J. belief sich die Einwanderung des Januar 1882 gegenüber derjenigen des Januar 1881 auf 18,489 gegen 13,134 und in den letzten 7 Monaten bis Ende Januar 1882 gegenüber derselben Periode von 1881 auf 346,844 gegen 291,400, — also eine immer noch sichtbare starke Zunahme!

Von Milwaukee und Cincinnati fehlen noch nähere Nachrichten, doch leidet es keinen Zweifel, daß diese noch eine höhere deutsche Bevölkerungsziffer ergeben, als S. Louis. Ob diese Ziffer effectiv oder relativ im Verhältniß zu den übrigen Nationalitäten im Wachsthum zurückgeblieben ist, wie bei New-York und Philadelphia, läßt sich nicht bestimmen. Ein Erklärungsgrund für den befremdlichen Rückgang erkennt aber der aufmerksame Statistiker in der Erfahrung, daß die deutsche Einwanderung die großen Städte meidet und das platte Land oder die kleinen Orte mit Vorliebe heimsucht.

Zum Schluß noch einige Notizen über Lohnverhältnisse im vorigen Jahre nach dem jüngsten Jahresbericht der „deutschen Gesellschaft von New-York". Die Lohnverhältnisse der Tagearbeiter bewegten sich zwischen 4 und 7 Mark täglich ohne Kost, das Wochenlohn zwischen 23 und 62 Mark für Männer und 24 bis 42 Mark für Frauen. Die niedrigsten Wochenlöhne für Männer wurden im Dezember, die höchsten im Juli gezahlt, die niedrigsten für Frauen im Dezember, Januar und Februar, die höchsten im Mai, Juni und Juli. Im Dezember erhielten die Frauen 2 Mark höhere Löhne als die Männer, im Januar und Februar eben so hohe wie diese. Bezüglich der Handwerker und Gewerbetreibenden lassen sich Normallöhne nicht constatiren, da erstere nach ihren Leistungen und Fähigkeiten bezahlt werden. In den Sommermonaten des vorigen Jahres war die Nachfrage nach Handwerkern größer, als irgend in einem vorhergegangenen Jahre, sodaß das Bedürfniß nicht gedeckt werden konnte. Doch muß man nicht glauben, daß gerade sie die gesuchtesten Arbeiter in der Union wären. Die ländlichen und die Tagearbeiter finden viel eher ihr Brot. Wenn man die Ergebnisse des Arbeitsbureaus, welches die „deutsche Gesellschaft in New-York" in Castle garden unterhält, und in welchem im vorigen Jahre 50,000 Einwanderern Arbeit nachgewiesen wurde, einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zu Grunde legt, so stellt sich der Bedarf nach landwirthschaftlichen Arbeitern und Tagelöhnern zu dem nach Gewerbetreibenden und Handwerkern wie 87 zu 13, so daß auf einen der letzteren fast 6 der ersteren kommen. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern stellte sich wie 1 zu 3, sodaß auf vier Personen nur eine Frau oder ein Mädchen kam.

Unter den Handwerkern und Gewerbetreibenden waren im vorigen Jahre am gesuchtesten: Bergleute, Kellner, Schreiner, Schlosser, Schuhmacher, Bäcker, Gärtner; ihnen zunächst in der Nachfrage standen Anstreicher, Aufwärter, Eisengießer, Huffschmiede, Klempner, Ladendiener, Lehrlinge, Maschinisten, Maurer, Metzger, Sattler, Schneider, Wagenbauer, Wagenschmiede, Weber und Zimmerleute. Fast gänzlich ohne Aussicht war die Nachfrage von Arbeit nach Seiten der Architekten, Ingenieure, Lehrer, Musiker, Apotheker und Droguisten, Büchsenmacher, Instrumenten- und Claviaturmacher, Ciseleure, Graveure, Feilenhauer, Messer- und Nagelschmiede, Lithographen, Photographen, Färber, Telegraphisten, Kürschner, Weißgerber, Polsterer, Seiler und Bürstenbinder.

New-York, April 1882. A. v. R.

Medicin.

Das Jodoform.

Unter der großen Zahl von neuen Mitteln, durch welche in den letzten Jahrzehnten der Arzneischatz bereichert wurde, steht das Jodoform in erster Reihe. Während die ihm chemisch verwandten Formylverbindungen Chloroform und Bromoform flüssig sind, stellt das Jodoform eine citronengelbe, stark nach Safran riechende, in dünnen weich anzufühlenden Blättchen crystallisirende Masse dar, welche sich beim Erhitzen vollkommen verflüchtigt und sich nicht merklich in Wasser, Säuren und Alkalien, leicht aber in Alkohol, Aether, Fetten und ätherischen Oelen löst. Es enthält über $^{9}/_{10}$ seines Gewichtes (90,7%) Jod, hat aber dessen ungeachtet einen von diesen verschiedenen milden nicht ätzenden Geschmack. Es bildet sich durch Einwirkung des Jod auf verdünnten Weingeist bei gleichzeitiger Gegenwart eines Alkalis. Das so entstandene Präparat wirkt durch seinen reichen Gehalt an Jod innerlich diesem gleich, nur örtlich weniger reizend und nicht ätzend, indem erst im Organismus das Jod wieder aus dem Jodoform durch Zersetzung desselben frei wird.

Weder auf der Haut, noch auf Schleimhäuten beobachtet man von ihm Erscheinungen von Hyperämie (Blutüberfülle) oder Entzündung. Ohne solche hervorzurufen, werden große Dosen desselben vom Magen, Darm, der Peritonealhöhle und von Wunden aus resorbirt. Die Wirkung des Jodoform tritt später ein als die des Jod und dauert länger an, weil es längere Zeit zu seiner Aufnahme bedarf als die Jodkalien, und auch langsamer als diese ausgeschieden wird. Es geht das aus ihm im Thierkörper freigewordene Jod mit Bestandtheilen des letzteren Verbindungen ein, welche eine rückbildende Wirkung auf das Eiweiß des Organismus, besonders seiner Zellen und Gewebselemente äußern.

Als Grund dieser Wirkung nimmt Moleschott eine Bindung alles vorhandenen Organeiweißes durch das Jodoform an. In ähnlicher Weise erklärt Binz die Erscheinungen der Vergiftung, welche man an Versuchsthieren und an Kranken nach fortgesetzter Anwendung desselben wahrnimmt: Die tiefe Narcose (Betäubung) und die örtliche oder allgemeine Lähmung als Folge der Belastung, welche die Elementargewebstheile des Central-Nervensystems durch Aufnahme der Derivate des Jodoforms in ihre chemische Constitution erfahren haben. Wie andere Jodpräparate ist das Jodoform ein Gift für die meisten niederen Organismen wie die Bacterien.

Das Mittel fand mannigfaltige therapeutische Verwendung innerlich zur Bethätigung der Resorption (Aufsaugung) bei Ergüssen in seroesen Höhlen: Hydrocephalus, pericarditische Exsudate, Neoplasmen, Neuralgien, noch mehr aber äußerlich zum Verbande von Wunden und Geschwüren. Professor von Mosetig Moorhof in Wien hat dasselbe zuerst zum Wundverbande als ein vorzügliches Antisepticum empfohlen. Zahlreiche Berichte rühmten die mit demselben gewonnenen Resultate bei Wunden jeder Art und Ausdehnung. Ja man sprach schon von der Möglichkeit der Verdrängung des umständlichen Lister'schen Verbandes durch den viel einfacheren Jodoformverband. Außerdem kam das Mittel als Streupulver oder in Salbenform und in Verbindung mit Collodium zur Anwendung auf specifische Geschwüre.

Syphilidologen, Augen- und Ohrenärzte machten bei dem Vorkommen Letzterer an verschiedenen Körpertheilen und Organen ausgedehnten Gebrauch von dem Jodoform. Auf seine antiparasitäre und narcotische Wirkung gründete man seine Empfehlung gegen mancherlei Hautleiden: Lupus, Psoriasis, Lichen und Prurigo. Nachdem das Mittel zur Wundbehandlung in ausgibiger Dosis und länger fortgesetzt allgemein in Gebrauch gekommen war, erschienen alsbald Berichte über Intoxicationserscheinungen und Todesfälle, die auf dasselbe zurückgeführt werden mussten. Schede in Hamburg und König in Göttingen haben im Centralblatt für Chirurgie 1882 Nr. 3. 7 und 8 eine größere Zahl von Beobachtungen von Jodoformvergiftungen veröffentlicht. Letzterer hat 32 Krankengeschichten, 15 mit leichterer, 17 mit schwerer Intoxication, von denen 8 Fälle tödtlich endeten, zusammengestellt. Die in diesen Fällen beobachteten Störungen bezogen sich auf krankhafte Veränderungen in der Herz- und Gehirnthätigkeit. Nach plötzlich eingetretener Beschleunigung und Kleinheit des Pulses stellten sich Erscheinungen geistiger Störung: Große Unruhe, Sinnestäuschungen, Delirien, Verwirrtheit, Tobsucht und melancholische Verstimmung ein, Bewusstlosigkeit, Coma, unwillkürlicher Abgang von Harn und Stuhl bei großer Muskelschwäche gingen dem Tode voraus. In den Leichen fand man fettige Entartung des Herzens, der Nieren, der Leber, Oedem der weichen Hirnhaut. Schede und König kommen nach diesen Erfahrungen zu dem Schlusse, daß die Anwendung des Jodoforms in Pulverform auf Wunden eingeschränkt werden müsse und nur mit großer Vorsicht fernerhin geübt werden dürfe.

München im April. Franz Seitz.

Landwirthschaft.

Landwirthschaftliche Wetterkunde.

Auf den Wunsch der Geschäftsführung des Deutschen Landwirthschaftsraths hat Professor Dr. Müttrich in Eberswalde ein wissenschaftliches Gutachten über die Schädlichkeit des Moorrauchs für die Landwirthschaft abgegeben. Nach Prüfung alles aufzubringenden Materials erklärt er es für ausgemacht, daß „für die meisten der unter dem Namen Höhenrauch in weiter Verbreitung über Mittel-Europa im Frühjahr und Sommer vorkommenden Trübungen der Luft als Ursache das zum Zwecke der Culturbarmachung der Moore vorgenommene Abbrennen derselben direct nachgewiesen werden kann." Also nichts von „zersetzten Gewittern," wie sie immer noch in den Köpfen entfernter lebender Beobachter und selbst in land- oder forstwirthschaftlichen Blättern spuken! Dafür, daß Höhenrauch und Moorrauch identisch sind, sprechen ihre Gleichartigkeit in Bezug auf Geruch, Schwächung der Sonnenstrahlen, Färbung der Sonnenscheibe, sowie das häufigere Auftreten des Höhenrauchs in Gegenden, die den Hauptmooren näher liegen. In zahlreichen Fällen aber läßt sich der unmittelbare Zusammenhang zwischen Moorrauch und Höhenrauch, also ihre Identität auch direct nachweisen. Nur große Waldbrände concurriren gelegentlich mit dieser fatalen Wirkung des

Moorbrennens; einzeln wohl auch vulcanische Ausbrüche. Die sogenannte Callina in Spanien dürfte auf die vielen kahlen Hochebenen, aus denen in der Sommerhitze sich Staubmassen erheben und weithin verbreiten, zurückzuführen sein.

Im Allgemeinen ist demnach einfach die eigenthümliche Culturmethode des Moorbrennens für den sogenannten Höhenrauch haftbar zu machen. Für die landwirthschaftliche Schädlichkeit desselben fehlt es nicht an Vermuthungen, die sogar in Westphalen und am Niederrhein z. B., wo man positiv am Moorbrennen nicht interessirt ist, sehr entschieden vorherrschen; wohl aber noch an exacten Beweisführungen. Eine gewisse Austrocknung der Luft, eine Erhöhung der nachtheiligen Wirkung kalter Winde und dergleichen lässt sich mit Sicherheit annehmen, und es fragt sich nur, wie weit dieser Schaden practisch trägt. Eben deswegen ist von Westphalen aus beim deutschen Landwirthschaftsrath jetzt der Gedanke einer Reichs-Untersuchung angeregt worden. Professor Müttrich wünscht seinerseits „Beobachtungen, durch welche die Frage, ob und in welchem Grade der Höhenrauch die Witterung und die landwirthschaftlichen Erträge beeinflusst, ebenso entschieden werden könnte, wie bereits die Frage über die Entstehung und Verbreitung des Höhenrauchs entschieden worden ist.“ Abgesehen von dem Schaden, welchen der Morrauch der Landwirthschaft und der menschlichen Gesundheit zufügt, ist es ja unzweifelhaft, daß er in hohem Grade unangenehm wirkt. Die Frische und das Wohlthuende der freien Luft gehen ganz verloren, wo er in stärkerem Maße auftritt. Dazu kommen die Nachtheile der Moorbrandcultur für ihre Nutznießer selbst, da sie ein Raubbau, ein Lotteriespiel und eine Beförderung der Trägheit zugleich ist. Der zu ihrer Bekämpfung 1870 in's Leben gerufene „Verein gegen das Moorbrennen“ hatte 1875 auf seiner Jahresversammlung in Bielefeld eine chemisch-physikalische Untersuchung des Moorrauchs beschlossen; von der landwirthschaftlichen Versuchs-Station in Münster aus sollte sie betrieben werden. Es ist nicht dazu gekommen, weil gleich nachher die Central-Moor-Commission mit eigener Versuchs-Station in Bremen entstand, aber auf diese dürfte damit die noch ungelöste wissenschaftliche Aufgabe als Erbschaft übergegangen sein.

Bremen, Februar 1882. A. Lammers.

Literarisches.

Encyclopaedische u. Sammel-Schriften. Die weite Verbreitung, welche die sogenannten Conversations-Lexika von Brockhaus, Pierer und Meyer bis in die mittleren Klassen gefunden haben, darf als ein charakterisirendes Merkmal für den Stand des allgemeinen Wissens der Generationen seit Anfang dieses Jahrhunderts betrachtet werden. Die großartige und umfassende Bewegung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, die geographischen Entdeckungsreisen wie die geschichtlichen Specialforschungen, der Umschwung der internationalen politischen und socialen Verhältnisse der Staaten haben in den letzten Decennien ein so massenhaftes und weit verzweigtes „Conversations-Material“ zusammengebracht und angehäuft, daß um dieser immer mehr ansteigenden indigesta moles gegenüber sich auch nur äußerlich auf dem entsprechenden Niveau zu erhalten, eine Anzahl von Particular-Encyclopädien für die einzelnen Fächer erschienen sind. Eine Entwickelungsgeschichte verbunden mit einem catalogue raisonné dieser Universal- und Particular-Lexika und Handbücher würde nicht allein für Erkenntniß des allgemeinen Bildungsganges der Gegenwart, sondern auch für die praktische Orientirung von Bedeutung und Nutzen sein.

Als einen Beitrag zu dieser Literatur der

Polyhistoren haben wir die nachfolgenden uns zugegangenen Schriften gruppenweise zusammengestellt.

1. Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von C. F. Theodor Moldenhauer, 1. und 2. Lieferung. Köln 1882. Verlag von F. E. Mayer. Das Werk erscheint in 18 Lieferungen (2 Bänden), à 80 Pf. Die erste Lieferung behandelt das All, die zweite das Sonnensystem.
2. Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von der Redaction der „Gaea" Dr. Hermann J. Klein. (Zehnter Band). Neue Folge. Zweiter Band. 1. Physik. 2. Astronomie. Köln und Leipzig. 1881—1882. F. G. Mayer. Preis 9 Mk. pro Jahrgang von 6 Heften.
3. Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit besonderer Rücksicht auf Patentwesen und die Ziele der Kunstindustrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des k. Patentamtes und anderen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. G. van Muyden, Bibliothekar des k. Patentamtes in Berlin, und Heinrich Frauberger, Kustos am Mähr. Gewerbemuseum in Brünn. Mit zahlreichen Text-Abbildungen und Kunstbeigaben. Ein starker Band von etwa 72—75 Druckbogen, erscheinend in 18—20 Lieferungen von 4—5 Bogen. Preis jeder Lieferung 50 Pf. Leipzig—Berlin. Otto Spamer. 1881.

Wenn auch schon mehrere Schriften vorhanden sind, welche den Organismus des Weltalls und seine verschiedenen Functionen behandeln, so hat doch die oben angeführte Schrift von Moldenhauer die neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschungen übersichtlich und verständlich zusammengestellt. Während die früher erschienene 1. Lieferung über das All, gibt die 2. jetzt vorliegende über das Sonnensystem nähere Auskunft nach folgenden Gesichtspunkten: Größe und Gliederung unserer kosmischen Heimat. Auffälliges Verhalten der Planetenabstände. Auffällige Form, Lage und Richtung der Bahnen der Planeten. Gesetzmäßigkeit der Umlaufszeiten und der Umlaufsgeschwindigkeiten. Axendrehung der Planeten. Die Mondsysteme als Miniaturabbildungen des Sonnensystems. Das Ringsystem des Saturn. Abnorme Bewegung der Monde des Uranus und des Neptun. Sternschnuppen. Der als Redacteur verschiedener naturwissenschaftlicher Zeitschriften sowie als Beobachter des Mondes bekannte Naturforscher Dr. Klein giebt in der Revue (No. 2) eine Chronik der neuesten Entdeckungen im Gebiet der Naturwissenschaften mit den nöthigen Quellen, Angaben und Erläuterungen. Aus den vorliegenden beiden Lieferungen, Physik und Astronomie, heben wir folgende interessante Mittheilungen hervor: Janssen zu Paris hat festgestellt, daß negative photographische Bilder sich durch verlängerte Lichtwirkung in positive umkehren. Ferner: hohle Stahlmagnete sind denjenigen aus massivem Stahl vorzuziehen, da die ersteren ihr Retractionsvermögen länger behalten. Earl von Rosse in Irland hat durch Beobachtungen festgestellt, daß der Neumond keine Spur von Mondwärme zeigt, hingegen nahe dem Vollmond die Wärme im Maximum ist.

Die Untersuchungen des Planeten Mars von Schiaparelli zu Mailand werden erwähnt, desgleichen die Beobachtungen des Jupiter im Dearborn-Observatorium zu Chicago; auf Grund derselben wird die Rotationsdauer des Planeten aus Beobachtungen des bekannten rothen Fleckes auf demselben zu 9 Uhr 55 Min. 37 Sec. abgeleitet. Eine ähnliche Untersuchung wurde auch auf der Sternwarte O. Gyalla in Ungarn angestellt, sowie in Athen von dem bekannten Astronomen J. Schmidt. Der Planet Saturn ist hauptsächlich in Genf in seiner Opposition 1879 untersucht worden.

Während die vorstehende besprochene Revue sich auf die Naturwissenschaften beschränkt, deren Fortschritte und ihrem Charakter als Fachzeitschrift entsprechend verfolgt und zusammenstellt, hat sich das Spamer'sche Buch der Erfindungen der Aufgabe zugewandt, die Gesammtresultate der industriellen Entwickelung der letzten zwanzig Jahre in einem nach den verschiedenen Zweigen gruppirten Uebersichtsgemälde für das gebildete Publikum anschaulich darzustellen. Die Signatur dieses Zeitraums auf dem Gebiete der Industrien und ihrer Erfindungen wird durch zwei Momente charakterisirt, nämlich einerseits durch die Verallgemeinerung und weitgreifende Benutzung der Maschinen selbst im Haushalt der Familien, andererseits durch die Verbindung und Veredelung der Technik mit und durch die Kunst.

Demgemäß umfaßt das vorliegende Werk diese beiden Momente. Die vier ersten Lieferungen schildern:

Die kunstgewerbliche Bewegung der Gegenwart und ihre Ziele. Das Wesen kunstgewerblicher Gegenstände. — Das Betrachten und Studiren derselben. — Die bisherigen Mittel und Resultate der kunstgewerblichen Bewegung. — Bedeutung und Ziele, Dauer und Zukunft derselben.

Die Baukunst und ihre Entwicklung während zwei Jahrzehnten. Ueberblick über die moderne Baukunst Deutschlands und Oesterreichs seit dem Jahre 1860. — Ueber den Facadenschmuck bei Bauten der Gegenwart. — Technisches im Bauwesen. (Eisen- und Stahlverwendung 2c.) — Ueber Straßenanlagen, Stadterweiterungen, Anlage von Orten 2c.

Die folgenden Hefte sind den vervielfältigenden Künsten, der Benutzung der Kräfte der Natur, der Gewinnung und Verarbeitung der Rohstoffe sowie endlich dem Weltverkehr gewidmet. Für die Kunstindustrie, das Patentwesen, die Electricität, die Wasserfrage, die Volkswirthschaft und die gewerblichen Arbeiterverhältnisse ist ein breiterer Raum bestimmt, so daß diese gegenwärtig im Vordergrunde der öffentlichen Discussion stehenden Dinge ihrer vollen Bedeutung nach zur Würdigung gelangen werden.

Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reißmann. Berlin. Verlag von R. Oppenheim. 1882. Preis 9 Mark.

Sammlung musikalischer Vorträge. Ein Almanach für die musikalische Welt. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Dritte Reihe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881.

Gesammelte Schriften von Franz Lißt. Bd. III, Dramaturgische Blätter. Abtheilung 1. Essays über musikalische Bühnenwerke und Bühnenfragen. Komponisten und Darsteller von Franz Lißt. Abtheilung 2. Richard Wagner. 1. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg. 2. Lohengrin. 3. Der fliegende Holländer. 4. Das Rheingold. Mit Notenbeispielen. In das Deutsche übertragen von L. Rancoon. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. Preis 6 Mark.

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachmänner haben Dr. Reißmann und Mendel eine Encyclopädie der musikalischen Wissenschaften in 11 Bänden herausgegeben. Der bedeutende Umfang wie die Ausführlichkeit der einzelnen Artikel erschwerten mit dem hohen Preise die allgemeinere Verbreitung dieses Universal- und Conversations-Lexicons der Musik. Wiederholten Wünschen entsprechend ist daher in dem vorliegenden Handlexikon die Aufgabe gelöst, über alle Zweige der Musikwissenschaft und Praxis sowie ihre hervorragendsten Vertreter eine gedrängte sachgemäße Auskunft zu geben. Um für die Charakteristik der Meister der Gegenwart mehr Raum zu gewinnen, sind die biographischen Mittheilungen in Betreff der Vergangenheit auf die wirklich hervorragenden beschränkt worden. Da überall die neueren Forschungen benutzt worden, so bietet das Handlexicon einen zuverlässigen und praktischen Führer auf dem weitverzweigten Gebiet der Tonkunst. Hätte es der Raum des 39 Bogen umfassenden Werkes erlaubt, so wäre eine kurze Zusammenstellung der staatlichen Ressortbehörden für Musik, sowie der Hauptvereine in Deutschland ebenso erwünscht gewesen, wie eine Geschichte der Hauptepochen der deutschen Tonkunst.

Auf diesem Gebiet giebt die dritte Reihe der Waldersee'schen Vortäge ergänzende Auskunft in den Artikeln über den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien und Deutschland sowie in den musikalischen Charakteristiken von Lutse, Gerhard Maro, L. Sposo, Felix Mendelssohn-Bartholdy und dessen Liebling, der Sängerin und Lieder-Componistin Josephina Lang Munson † 1880.

Alle diese Essays sind von sachkundigen Autoren entworfen und bieten durch künstlerische Form wie durch instructiven Inhalt eine zugleich orientirende und unterhaltende Lectüre.

Ein noch intensiveres Interesse für das musikalische Publicum dürfen die dramaturgischen Blätter von Lißt als dem Herold und Apostel der Wagner'schen sogenannten „Neudeutschen Kunstschule" beanspruchen. Anhänger und Gegner dieser Richtung, welche die Musik nur als eine Sprache zur Enthüllung wunderbarer Geheimnisse betrachtet, werden in den Lißt'schen musikalisch-ästhetischen Analysen der Wagnerschen Tondramen eine authentische Interpretation der Intentionen des Componisten finden.

Bekanntlich hat Lißt in seiner Stellung als Großherzogl. Hofcapellmeister in Weimar die erfolgreichste Propaganda für R. Wagner gemacht. Im Jahre 1850 brachte er dort den „Lohengrin" zur ersten Aufführung und war seitdem bemüht, den Dichter und Componisten desselben als Begründer des deutschen musikalischen Dramas zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Zeugnisse für seine dahin gerichtete schriftstellerische Thätigkeit sind in der oben erwähnten Schrift gesammelt. Die Tadler und Kritiker werden schließlich an Michel Angelo verwiesen und mit diesem großartigen Schöpfer der Kuppel der Peterskirche wird R. Wagner als „Meister von Riesenmonumenten der Kunst" schon bei Lebzeiten präconisirt.

Gemeinverständliche Weisheitslehre (Wahrheits-, Klugheits- und Geschmackslehre) sammt drei Beilagen: Arbeitsplan zur Verfassung eines zeitgemäßen gemeinverständlichen Sammelwerkes aller Wissenschaften und Künste in Wort und Bild. Uebersichtstafel der Wissenschaften und Künste und Begriffsbestimmungen-Verzeichniß. Von Ferdinand Amersin, Schiffsarzt des österreichisch-ungarischen Lloyd in Triest. Zweite durchaus umgearbeitete verbesserte Auflage. Triest. Julius Dase, Commissions-Verlag. 1881. Preis Fl. 2,25 ö. W. (4 Mk. 50 Pf.)

Während oben an der Nordseeküste der durch eine Reihe populärer Gesundheitsschriften renommirte Dr. Eduard Reiche in der guten Stadt Glücksburg auf einem hohen Berge eine internationale Akademie für Sanitätsforscher erbauen will, meditirt unten am Busen des Adriatischen Meeres sein Triestiner College, der Schiffsarzt des österreich.-ungar. Lloyd, F. Amersin, über die Abfassung eines gemeinverständlichen Sammelwerkes aller Wissenschaften in Wort und Bild. „Fern vom Getriebe des geschäftlichen Lebens, auf hoher See, im einförmigen Blau des Himmels und des unbegrenzten Wasser-

spiegels grübelt — wie die Triester Zeitung sich eben so schön wie treffend ausdrückt — der Denker (d. h. H. Amersin) über Anfang und Ende des Seins sowie über die Verbesserung des Menschenlooses." Aus diesem Nachsinnen ist bereits „der Freibund der gleichgesinnten Edlen als Ersatz für Kirche und Freimaurerei" nebst einer empfehlenden „Anleitung zum Haschischgenuß," sowie „das Land der Freiheit, ein Zukunftsbild" nebst der „gemeinnützigen Erfindung von Schwimmhandschuhen und Schwimmstrümpfen" hervorgegangen. Den Abschluß dieser zeitgemäßen Meerstudien enthält die vorliegende berichtigte und verbesserte Wahrheits-, Klugheits- und Geschmackslehre!

Der Verfasser wird von der Leipziger Illustrirten Zeitung charakterisirt als „Mann von edler Gesinnung," „vielseitiger Bildung, großer Menschenkenntniß, scharfer Beurtheilung des Bestehenden, reicher Phantasie und praktischem Verstand, dabei voller Vernunftahmungen."

Brutus behauptet es, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann; wir wollen daher dieses testimonium morum nicht anzweifeln und fügen nur demselben die genaue Adresse des Verfassers, wie er sie selbst angegeben, zur etwaigen weiteren Mittheilung nachstehend bei: Ferdinand Amersin in Triest, Satita at promentorio, via wemota 75. II. Stock 13.

Real-Lexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien. Bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig. 1881. Woldemar Urban. Die vorliegende (3—6) Lieferung umfasst die Worte: Ehe bis Grobianus. Auf dem letzten Blatt folgt auf „Grenadiere" — „Griseldis."

Wie uns dünkt, hätte zwischen Beiden dem Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und der „deutschen Rechtsalterthümer," Jacob Grimm, wohl eine bescheidene Stelle gewährt werden können. Von dieser Lacune abgesehen, können wir sowohl der nationalen Idee, aus welcher das Reallexikon unserer Vorzeit hervorgegangen, als der Ausführung in den einzelnen Artikeln unsere lebhafte Theilnahme nicht versagen. Der historische Sinn, welcher auf dem Gebiet der deutschen Geschichte der Sprache und des Rechts in den letzten fünfzig Jahren emporgewachsen und allmälig zu einer herrschenden Macht geworden ist, findet in dem vorliegenden Sammelwerk eine reichhaltige und authentische Nahrung. Es läßt sich daher nur wünschen, daß dessen Verbreitung seinem Werthe entsprechen möge.

Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Original-Poesien. Herausgegeben von Alfred und Paul Heinze. Dresden-Striesen. P. Heinze's Verlag.

Auch auf dem Gebiet der deutschen Dichtung hat sich seit den ältesten Zeiten der germanische Charakterzug des Genossenschaftswesens zur Geltung gebracht. Die Lyrik des Minnegesanges im 13. Jahrhundert knüpft sich als adlige und höfische Kunst an den ritterlichen Stand. Als derselbe verwilderte und verstummte, stieg die Poesie aus den Burgen und Schlössern in die Pflege des Bürgerstandes der Städte hernieder. An die Stelle des Meistergesanges traten später die verschiedenen Dichterschulen und Dichterbünde. Zu Leipzig unter Gellert, in Halle unter Gleim, in Göttingen unter Boie und Heinrich Voß traten eine Anzahl junger Talente zu poetischen Freundschaftsbünden zusammen. Der Göttinger Hainbund gab von 1744—1806 den ersten — soviel im Augenblick erinnerlich — Musen-Almanach heraus. Den zweiten begründete Schiller nach seiner Annäherung an Göthe im Jahre 1794; sein erster Jahrgang erschien im Lande der Obotriten in Neustrelitz 1796 mit Musikalien und einer Büste des Apollo. Die Sammelschrift von J. Braun über „Schiller und Göthe im Urtheil der Zeitgenossen" gibt über die Jahrgänge von 1796—1800 eine Reihe interessanter Kritiken. — Den dritten Musen-Almanach edirten Schwab und Chamisso während der Jahre 1832—37. — Die Gründung des jetzt vorliegenden Musen-Almanachs für 1882 herbeigeführt zu haben, ist das Verdienst der beiden Dresden-Striesener Brüder A. und P. Heinze. Dieselben haben sich die ebenso schwierige als dankenswerthe Aufgabe gestellt, in der Monatsschrift „Dichterheim" eine feste Heimstätte und ein vereinigendes Centralorgan für die dichterischen Talente der Gegenwart zu schaffen. Es ist ihnen bereits gelungen, hervorragendere deutsche Dichter zu ständigen Mitarbeitern zu gewinnen, und so enthält denn auch die jährliche Zusammenkunft des Musen-Almanachs poetische Beiträge von Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn, Elisabeth Königin von Rumänien, Hamerling, Eman. Geibel, Karl Gerok, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Klette, Herm. Lingg, Alfr. Meißner, Albert Moeser, Johs. Prölß, Emil Rittershaus, Otto Roquette, Jul. Sturm und Rob. Waldmüller-Duboc hervor. Wir können daher die Beförderung und Unterstützung dieses von idealen Impulsen getragenen Unternehmens wie den literarischen Kreisen so den Sympathien aller Gebildeten mit den Schlußversen des Widmungsgedichts empfehlen:

„Nehmt gern entgegen Eurer Dichter Sänge,
Aus denen deutsches Fühlen zu Euch spricht!
O, daß in alle Herzen dränge
Die Poesie mit ihrem keuschen Licht!
Folgt unserm Rufe, Deutschlands Töchter, Söhne:
Mit Euren Dichtern wahrt das Gute, Schöne!"

Lessings Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen, 46 Holzschnitten und 8 Facsimiles. Leipzig. Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe 1882.

Als eine nachträgliche Festgabe zu der Jubiläums-Feier Gotthold Ephraims Lessings, (geb. 22/1 1729 † 15/2 1781), welche Deutschland im vorigen Jahre begangen, darf die vorliegende biographische Darstellung betrachtet

von Monstregeschützen auf den Panzerschiffen anderer Länder wohl entschließen müssen, Geschütze, wenn auch nicht von größeren Kalibern, so doch von gleicher Leistungsfähigkeit (Durchschlagskraft und Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse) für solche Forts zu beschaffen, welche einer Beschießung durch feindliche Panzerschiffe ausgesetzt sind.*)

Auch der Anlage von gepanzerten Geschützständen und Panzerthürmen hat man bei uns Rechnung zu tragen gesucht;**) auf dem vor der Wesermündung liegenden Langlütgensand ist an der deutschen Küste der Anfang mit der Ausführung gepanzerter Küstenbefestigungen gemacht worden. Die übrigen Küstenbefestigungen sind theils casemattirte, theils Erdwerke, deren Profile den heutigen Anforderungen entsprechen. Die Zahl der in den Befestigungen aufgestellten Geschütze richtet sich nach den lokalen Verhältnissen die durch die Lage und Beschaffenheit des davorliegenden Fahrwassers bedingt werden, da hiervon die Zahl der gleichzeitig in den Kampf tretenden Schiffe abhängig ist.

Die Beschießung von Küstenbefestigungen durch Schiffsgeschütze ist aber nur dann für die ersteren nachtheilig, wenn die Summe der letzteren dominirt, da die Treffähigkeit auf beiden Seiten sich wohl die Waage hält. Ein großer Vortheil, den die Landbefestigungen im Kampfe voraus haben, ist der, daß ein guter Treffer selbst das schwerst armirte Schiff, entweder auf längere Zeit oder ganz außer Gefecht setzen kann, während eine Batterie durch eine einschlagende Granate noch lange nicht zum Schweigen gebracht wird. Besonders ist es das Feuer der gezogenen Mörser, welches den Schiffen dadurch gefährlich werden kann, daß eins oder mehrere Geschosse derselben die größtentheils ungepanzerten Decks der Schiffe durchschlagend, im Maschinenraum krepiren; doch ist die Treffähigkeit dieser Geschütze keine bedeutende.

Trotz der großen Leistungsfähigkeit unserer Küstenartillerie, wird man dieselbe dennoch durch submarine Hindernisse, in Form von Seeminen oder durch Auslegen todter Sperren,***) wo die Strömung dies letztere gestattet, verstärken und die Fahrwasser zu sperren suchen. Das Material hierzu wird schon im Frieden soweit vor-

---

*) Anmerkung. Als der Krieg im Orient (1877) auch England in Mitleidenschaft zu ziehen drohte, beeilte sich die englische Regierung, ihre Wehrkraft durch den Ankauf von vier 100 Tonsgeschützen aus den Werken von Sir William Armstrong zu verstärken. Das Gewicht des Rohres beträgt 101 Tons, seine Länge 36 Fuß, seine Seelenlänge 33 Fuß. Das Kaliber ist 17¾ Zoll. Der Maximaldurchmesser am Bodenstück 6 Fuß 6 Zoll. Pulverladung bei dem letzten Schießversuch betrug 440 Pfund kubisches Pulver, Geschoßgewicht etwa 2000 Pfund, dessen Länge 2 Fuß 8 Zoll beträgt und einen flachen Kopf hat. Die italienischen Panzerschiffe Duilio und Dandalo sind gleichfalls mit je vier 100 Tons-Geschützen armirt, welche jedoch nur eine Länge von 33 Fuß haben.

**) England hat eine bedeutende Anzahl gepanzerter Forts, besonders bei Portsmouth und Plymouth aufzuweisen und sind besonders auf der Rhede von Spilhead mehrere derselben auf Sandbänken in unmittelbarer Nähe des Fahrwassers erbaut.

***) Todte Sperren, aus Balken, Fahrzeugen, Minen ꝛc. bestehend, welche mit einander verbunden und verankert sind, sollen da, wo die lokalen und Strömungsverhältnisse dies gestatten, dazu dienen, feindlichen Panzerschiffen, welchen es gelungen ist, während der Dunkelheit der Nacht sich eine Passage zu erzwingen, ungeahnte Hindernisse zu bereiten und sie im wirksamsten Geschützfeuer der Befestigungen festzuhalten, da ein Wegräumen solcher Sperren höchst zeitraubend und im Feuer der Befestigung kaum ausführbar ist.

bereitet, daß bei einem plötzlichen Ausbruch des Krieges mit einer Macht, die Deutschlands Küsten zu bedrohen im Stande ist, die Sperrung aller wichtigen Fahrwasser in kurzer Frist beendet sein kann.

Ob es einer feindlichen Panzerflotte gelingen kann, unsere Befestigungen an irgend einem wichtigen Punkte vollkommen zu zerstören und alle ihre Geschütze kampfunfähig zu machen, um entweder eine Passage zu forciren oder eine andere Unternehmung zur Ausführung zu bringen, muß dahingestellt bleiben.

Die Thätigkeit der bedeutend überlegenen französischen Flotte während des deutsch-französischen Krieges hat sich im Wesentlichen darauf beschränkt, die deutschen Küsten der Nord- und Ostsee zu blockiren. Die Blockade in der Nordsee wurde dadurch begünstigt, daß die bedrohten Punkte ziemlich concentrirt in der Elbe-, Weser- und Jade-einfahrt liegen und der Gegner an Helgoland eine gute Anlehnung fand. Es ist vom französischen Geschwader, das übrigens selbst während der langen stürmischen Winternächte meisterhaft geführt wurde, weder der Versuch gemacht worden, in die ungedeckten Ems- und Hevermündungen einzudringen, noch unsere in der äußeren Jade und der Elbmündung vertheilte geringe Anzahl Panzerschiffe und Kanonenboote anzugreifen, während unsrerseits von Tag zu Tag, von Woche zu Woche einem solchen Angriffe entgegengesehen wurde und die Schiffe und Fahrzeuge Tag und Nacht unter Dampf bereit lagen, jede Annäherung der feindlichen Flotte abzuweisen oder dieselbe im Rücken zu fassen, falls sie sich nach der Weser oder Elbe wenden sollte.

Die Vortheile und Nachtheile für Vertheidiger und Angreifer hier gegen einander abzuwägen, um zu angemessenen Rückschlüssen zu kommen, ob preußischerseits ein Angriff auf eine dreifache feindliche Schiffszahl, deren Artillerie und Panzerstärke der unsern ebenbürtig, angezeigt war, oder ob ein solcher nicht vielmehr dem Feinde obgelegen, paßt nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen. Wir glauben jedoch hier das Eine besonders hervorheben zu müssen, daß einer feindlichen Flotten-Demonstration schon in der Nähe der Einfahrten der Elbe, Weser und Jade der äußerste Widerstand entgegengesetzt und selbst einem Eindringen feindlicher Schiffe in die Ems- und Hevermündung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden muß, um dem Feinde in erster Linie das Erzwingen einer gesicherten Rhede streitig zu machen. Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die betreffenden Behörden besonders diesem Punkte der Vertheidigung schon im Frieden ihre vollste Aufmerksamkeit zugewendet haben werden, und da Minensperren ohne kräftige Artilleriedeckung nicht denkbar sind, weil sie durch sogenannte Contre- oder Quetschminen vom Gegner weggeräumt werden können, so würden auch hier gerade neben der Artilleriedeckung seefähige kleine Torpedoboote mit Fischtorpedos um so mehr ins Gewicht fallen, als man dieselben zwar momentan vertreiben, sie aber am baldigen Wiederauftreten nicht hindern kann.

Betrachten wir nun die Küstenverhältnisse an der Ostsee, so liegen dieselben wesentlich anders. Hier findet eine kaum wahrnehmbare Gezeitenströmung statt, wodurch die feindlichen Unternehmungen an bestimmte Stunden des Tages oder der Nacht gebunden werden; es fehlt an der etwa 130 Meilen langen Küste die Wattenbildung

und gestatten die Tiefenverhältnisse der Ostsee sogar an manchen Orten die Annäherung großer feindlicher Schlachtschiffe bis auf ganz nahe Distance vom Lande.

Zwischen Memel und Danzig verbieten die langgestreckten „Nehrungen" mit den dahinterliegenden Haffs die Ausführung feindlicher Unternehmungen von Belang. Die kurze Unterbrechung, welche diese Nehrungsbildung an der samländischen Küste erfährt, ist wegen ihrer steilen und felsigen Küstenverhältnisse kaum in Betracht zu ziehen. Die Eingänge von Memel und Pillau lassen sich durch die vorhandenen Batterien im Verein mit lebenden resp. Minensperren und zum Ausfall bereit liegenden seefähigen, schnellen Torpedobooten vertheidigen.

Nur in dem westlichen Theile der Danziger Bucht stellen sich einem feindlichen Geschwader keine hydrographischen Schwierigkeiten entgegen. Aber hier liegen die Küstenbefestigungen an den Mündungen der Weichsel, die mit ihren schweren Armirungen einen Geschützkampf aufnehmen können, während die Offensivkraft der naheliegenden Festung Danzig, in Verbindung mit hervorbrechenden Torpedobooten und anderen bei dem dortigen wohl ausgestatteten Marine-Etablissement event. stationirten Panzerfahrzeugen 2c., Landungen von feindlichen Truppen zurückzuweisen im Stande ist. Von der Nordwestspitze der Danziger Bucht bei Rixhöft bildet die langgestreckte, einförmige pommersche Küste bis zu den Odermündungen nur für Fahrzeuge mit geringerem Tiefgang zugängliches Gebiet; hier liegen auch nur die drei kleinen Häfen von Stolpmünde, Rügenwalde und Colberg, welche für den Gegner wohl keine besondere Anziehungskraft haben. Colberg hat zwar noch Küstenbefestigungen aus früherer Zeit, deren Armirung gegenwärtig vielleicht keinen Kampf mit den Geschützen schwerer Panzerschiffe aufnehmen kann, doch aber ausreichend ist, um andere feindliche Unternehmungen abzuwehren. Von den Odermündungen ist die mittlere, die durch Festungswerke geschützte Swinemündung, die einzige zugängliche.

Der westliche Theil der Ostsee ist der für die Vertheidigung am wenigsten vortheilhafte. Hier liegen dem Festlande an größeren Inseln Rügen und Fehmarn vor; die erstere ist durch schmale, flache und schwierige Gewässer vom Festlande getrennt und wohl kaum zu feindlichen Landungen geeignet, da diese durch eine Offensive von Stralsund her leicht zurückgewiesen werden können, und der Gegner Gefahr laufen wird, von seiner Operationsbasis, seinen Schiffen, abgedrängt zu werden. Von Rügen längs der mecklenburgischen Küste sind volkreiche und gewerbfleißige Städte theils vom Meere bespült, theils in der Nähe desselben ausgebreitet, und die Uferlandschaften Mecklenburgs, besonders aber des östlichen Holsteins und Schleswigs besitzen eine so große Zahl von Buchten und Einfahrten, welche großen Schlachtschiffen zugänglich sind, daß es kaum ausführbar ist, alle diese Punkte mit Vertheidigungswerken zu versehen. Der in der Kieler Bucht liegende Kriegshafen und eine auf ihn gestützte Flottenoffensive müssen daher hierbei eine Hauptrolle spielen, obgleich ersterer weniger glücklich als Danzig liegt. Zu weit landeinwärts und mit einer lang gezogenen trichterförmigen Einfahrt, gewährt er dem Angreifer mehr die Möglichkeit, den Hafen zu blockiren resp. durch Minen gegen Ausfälle zu sperren, als dem Vertheidiger, die Belte zu beherrschen.

Bei der Leichtigkeit, welche der Angreifer vermöge der terrestrischen und hy-

drographischen Verhältnisse hat, die holsteinische Ostküste zu beobachten und die an derselben liegenden Häfen zu sperren, wird er eher Kräfte zu Offensivunternehmungen übrig behalten und die letzteren um so mehr ins Auge fassen, als die Ostküsten Holsteins und Schleswigs buchtenreich sind. Gegen diese hat sich von Kiel aus die besondere Aufmerksamkeit und Abwehr zu richten. In der Vertheidigung des westlichen Ostseebeckens wird daher, von dem obigen Gesichtspunkte aus betrachtet, immer ein offensives Element vorwalten müssen, und hat diese Erwägung gewiß dazu beigetragen, Kiel nicht nur zu einem verschanzten Lager für die Flotte, sondern auch zu dem Hauptmarine-Arsenal der Ostsee zu bestimmen. Die fortifikatorischen Anlagen der ersteren bestehen in dem die Einfahrt vertheidigenden Forts Falkenstein, Friedrichsort, Oberjägersburg, Korügen 2c., welche noch durch Anlage von einem Kranze weiterer Befestigungen der Landseiten resp. gegen eine Invasion von der Neustädter Bucht her 2c. vervollständigt werden sollen, nachdem man auf die Befestigungen von Sonderburg weniger Werth zu legen scheint. Das Marine-Etablissement in Gaarden mit seinen Schiffbau-, Reparatur- und Ausrüstungsbassins, seinen massiven und schwimmenden Trockendocks und Hellingen, seinen Werkstätten und Magazinen 2c. ist ebenso wie Wilhelmshaven mit Ausnahme weniger Baulichkeiten vollendet und bietet einer operirenden Flotte alle erforderlichen Ressourcen; ein Schienennetz als vermittelndes Band zwischen Land und Meer zieht sich zwischen den Arbeitsplätzen und Werkstätten um die Bucht bis zur Eisenbahnstation, auf seinen Geleisen bald Kriegs-, bald Schiffsbedarf heranführend.

Vergleichen wir also die strategischen Verhältnisse der Nordsee mit denen der Ostsee, so sind die bedrohten Punkte der ersteren ziemlich concentrirt in der Elbe-, Weser- und Jadeeinfahrt, während sie im baltischen Meeresbecken viel ungünstiger liegen, und außerdem die ungefähr 130 Meilen lange Küste desselben dem Angreifer auf beiden Seiten offene Gewässer bietet.

Die Stützpunkte der aktiven maritimen Vertheidigung sind Danzig für den östlichen, Kiel für den westlichen Theil. Von beiden müssen die Flottenoperationen ausgehen, welche darauf gerichtet sind, die Blockade zu bekämpfen, das Bombardement von Seestädten zu verhindern und Landungsversuchen des Feindes entgegenzutreten. Da wir aber für die Ostsee allein nicht so viel Schiffe bestimmen können, so wäre es sehr wichtig, wenn es ein Mittel gäbe, auch die in der Nordsee stationirte Flottenabtheilung unbelästigt vom Feinde zu dem einen oder anderen Zwecke nach der Ostsee heranzuziehen. Der in einem früheren Hefte der „Revue" besprochene Nordostsee-Kanal würde daher für die maritime Vertheidigung Deutschlands von größter Wichtigkeit sein. Nicht befestigte Orte, die so nahe der Küste liegen, daß sie Bombardements ausgesetzt sind, werden diese zu gewärtigen haben, wenn der Gegner diesen Akt ruchloser Grausamkeit nicht scheut. Unsere großen Handelsstädte sind vor Bombardements durch ihre von der Küste entfernte Lage geschützt, so lange dem Feinde das Forciren der Flußmündungen nicht gelungen ist.

Die größte Gefahr, welche unsern Küsten droht, liegt also, wie dies Eingangs schon besprochen ist, in der Landung eines feindlichen Invasionscorps. Die Ausführung einer solchen Landung an unseren Küsten und zwar scheinbar an der

Nordsee, hat allerdings zu den Unternehmungen gehört, von denen sich unsere Gegner im Jahre 1870 einen großen Effect versprochen und auf welche sie von langer Hand her unausgesetzt ihr Augenmerk gerichtet haben. Ein Truppencorps von 60,000 Mann sollte zu diesem Zwecke bei Dunkerque zusammengezogen werden. Als der Krieg ausbrach, unterblieb jedoch die Ausführung dieses Unternehmens, theils weil die Transportmittel in genügender Zahl fehlten, theils weil die glänzenden Erfolge unserer Armee eine anderweitige Verwendung des für die Diversion gegen die deutsche Küste in Aussicht genommenen Landungscorps nöthig machte.

Zum Transport einer Armeeabtheilung mit ihren sämmtlichen militärischen Bedürfnissen 2c. die im Stande ist, mit einem zu Lande kämpfenden Corps wirksam zu cooperiren, ist eine bedeutende Zahl von eigens zu diesem Zwecke erbauten oder bautechnisch eingerichteten Schiffen, besonders für Pferde, erforderlich. So zählte z. B. die verbündete Flotte, welche 1854 ein Landungscorps von 62,000 Mann, 3,057 Pferde, 128 Geschütze, davon 100 Feld- und 28 Belagerungs-Geschütze, nach der Krim brachte, 34 Linienschiffe, 29 Fregatten, 25 Corvetten, 200 Transportschiffe und circa 100 nachsegelnde Transport-Fahrzeuge, wahrlich eine höchst imposante Macht. Zum Schutz einer so großen Zahl von Schiffen, die nicht im Stande sind feindlichen Angriffen zu begegnen, ist es ferner nöthig, daß die Flotte des Gegners entweder vorher vernichtet oder wenigstens von der See verdrängt, in ihren Häfen eng blockirt wird, widrigenfalls eine bedeutende Zahl von Schlachtschiffen zum Schutz dieser Transportflotte erforderlich ist. Die Engländer hatten daher bei obigem Transport die Vorsicht beobachtet, an Bord ihrer Kriegsschiffe keine Truppen unterzubringen. Wollte die russische Flotte von Sebastopol aus einen Vorstoß wagen, so war dafür der Zeitpunkt der Ueberfahrt der geeigneteste. Die Schwierigkeiten des Schutzes einer Transportflotte haben sich seit jener Zeit noch in sofern vermehrt, als die Torpedowaffe und speciell die Fischtorpedowaffe sich zu einem machtvollen Kampfmittel herausgebildet hat und man seetüchtige Torpedoboote mit einer Anzahl Fischtorpedo's armiren und weite Strecken in See entsenden kann, welche wiederum in kleinen seichten Häfen oder Buchten Aufnahme und Schutz suchen und finden können.

Soll es einer Transportflotte mit einem Landungscorps gelingen, an die deutschen Küsten vorzubringen, so ist zunächst die Wahl der Landungsstelle vom Gegner in Betracht zu ziehen, da nur wenige Punkte an unserer Küste den Landungen günstig sind. Der Erfolg einer Landung ist davon abhängig, daß die Transportschiffe schnell und geschlossen an den Landungsort dirigirt werden, das Fahrwasser den nöthigen Raum und die erforderliche Tiefe bis hart an das Ufer bietet. Jedes Transportschiff muß möglichst vollkommenes Debarquementsmaterial mit sich führen, die sie schützenden Kriegsschiffe das ihrige zur Aushülfe stellen. Die obenerwähnte Kriegs- und Transport-Flotte der Alliirten, um hierbei wiederum ein Beispiel anzuführen, ankerte am 12. Septbr. 1854 in einer Länge von zwei deutschen Meilen in der Bucht von Kalamita südlich der Stadt Eupatoria. Die französische Flotte hatte drei Treffen formirt, deren jedes eine Division Landungstruppen an Bord hatte, in gleicher Ordnung nördlich davon die englische.

Nachdem vorher der Aufmarsch der einzelnen Divisionen bestimmt war, erfolgte am 14. Septbr. Morgens das Signal zur Landung. In etwa einer Stunde schon war die französische erste Division gelandet; bis Mittag auch die beiden anderen Divisionen ausgeschifft und sämmtliche Truppentheile in die ihnen bezeichneten Positionen eingerückt, Feldwachen mit ihrer Postenkette in angemessener Entfernung vorgeschoben. Etwas später landeten auch die Engländer. Die leichte Division formirte sich zuerst. Bis zur Dunkelheit war die ganze britische Infanterie gelandet, konnte aber zum Theil nicht mehr vorrücken sondern musste am Strande bivouakiren; es war stürmisch geworden, der dadurch entstandene Seegang unterbrach die Landung. Am 15. bis 18. Septbr. wurde die Ausschiffung der Truppen und des Armeematerials, ohne von den Russen belästigt zu werden, fortgesetzt, die Flotte war eingeschlossen, eine französische Division gegen die Katscha zum Scheinangriff vorgeschickt. Die Landungsstelle war flacher Sandstrand.

Nur diejenigen Punkte unserer Küste, die die eben angeführten Bedingungen erfüllen und die unbefestigt sind, sind der Landung eines größeren feindlichen Truppencorps ausgesetzt. Dieses muß aber nach ausgeführter Landung nothgedrungen ein nennenswerthes Objekt in kurzem Anlauf erreichen können, auf das es sich stützen kann, nachdem es sich von seiner Operationsbasis, den Schiffen, entfernt hat. Ein solches Objekt kann nur eine volkreiche Stadt oder ein sehr günstig gelegener Terrain-Abschnitt inmitten einer volkreichen Gegend sein, die den für die Truppen nöthigen Unterhalt zu liefern im Stande sind.

Solche Objekte liegen aber nur selten unserer Küste so nahe, daß sie der Gegner spätestens schon am zweiten Tage nach der Landung in Besitz nehmen kann. Ist er zu ihrer Erreichung aber zu längeren Märschen gezwungen, so liegt für ihn bei einem wohlorganisirten Küstenschutz die Gefahr nahe, das Landungscorps abgeschnitten zu sehen.

Das günstige Eisenbahnnetz in unseren Küstenprovinzen und seine Verbindung mit den Eisenbahnen im Innern ermöglichen dem Vertheidiger der Küstengebiete ein schnelles Erscheinen und Eingreifen geschlossener Truppenabtheilungen zur Vertreibung des gelandeten Gegners.

Aus dem oben angeführten Beispiel ist ersichtlich, daß die Landung feindlicher Streitkräfte von der Stärke eines Armeecorps unter den günstigsten Bedingungen, selbst in der Ostsee, immerhin mehr als einen Tag beanspruchen wird.*) Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, daß der Höchstkommandirende der betreffenden Provinz ꝛc. schon so früh als möglich die Meldung von dem Annähern einer Transportflotte erhält, um event. schon während der Vorbereitungen zur Landung resp. beim Beginn derselben genügende Streitkräfte am Landungsorte erscheinen zu lassen, und entweder die ohnehin schwierige Ausführung des Landens zu verhindern oder sie zu unterbrechen versuchen.

---

*) Für die Ostsee ist die Gefahr einer Landung wohl nur von einem östlichen Feinde zu befürchten, da die Entsendung einer so bedeutenden Anzahl von Schiffen durch die Nordsee, Kattegat ꝛc. nicht unbemerkt bleiben kann und große Gefahren in sich schließt, es sei denn, daß unsere nördlichen Nachbarn gemeinsame Sache mit Deutschlands Feinden machen würden.

Um dies zu ermöglichen ist ein wohl zu organisirender Beobachtungsdienst erforderlich, der bei Ausbruch des Krieges auf der ganzen Küste in Funktion tritt. Die Beobachter selbst müssen Personen sein, welche längere Zeit dem seemännischen Personal der Flotte angehört haben, die Sachkenntniß genug besitzen, um die Manöver des Feindes, Schiffe und Fahrzeuge desselben und deren Zweck zu beurtheilen verstehen, um richtige Meldungen an den Kommandirenden sofort gelangen zu lassen, resp. denen selbst Scheinmanöver des Feindes nicht entgehen, oder die selbst eine gelungene Täuschung schnell erkennen.

Aus den oben gemachten Andeutungen erhellt nun zur Genüge:

1. Daß nur eine feindliche Macht die Landung eines namhaften Truppencorps an Deutschlands Küsten planen kann, die im Stande ist, fast unsere ganze Armee in der Front festzuhalten, während eine überlegene Panzerflotte die unsrige in ihren Kriegshäfen einschließt. Die Abzweigung eines genügend starken Landungscorps des Gegners nach der deutschen Küste, darf dagegen seine eignen Streitkräfte nicht empfindlich schwächen.

2. Unsere Flotte hat die Aufgabe, die Annäherung der feindlichen Streitmittel zur See zu erforschen, Stärke und Absichten derselben zu erkennen und ihnen die größtmöglichsten Verluste beizubringen.

3. Blockirt der Feind die deutschen Kriegshäfen und schließt unsere Flotte ein, was bei der jetzigen Entwickelung des Torpedowesens keine so leichte Aufgabe wie vor zwölf Jahren ist, so wird ein großer Theil seiner Streitmittel dadurch festgehalten, den er nicht schwächen darf, ohne Gefahr zu laufen, einer erneuten Offensive der deutschen Flotte zu unterliegen; abgesehen davon, daß er zum Schutz für die Transportflotte, die vor jedem Kampfe geschützt sein muß, einen nicht unbedeutenden Theil der Panzerflotte bereit haben muß.

4. Der viel gegliederte Küstenschutz, der sich aus Befestigungen, Sperren, Beobachtungsstationen, aktiven Streitmitteln zur See und zu Lande zusammensetzt und in dessen Dienst Dampf, Elektricität und Sprengstoffe &c. eine hervorragende Rolle spielen, ist bei Beginn des Krieges für die Ostsee- resp. für die Nordseedistricte in die Hand eines Oberkommandirenden zu legen, durch dessen einheitliche Leitung der Dienst geregelt wird. Die in diesem Sinne vollendete Organisation des Schutzes der deutschen Küsten sichert diese vor zukünftigen Gefahren.

5. Bei Feststellung und Zusammensetzung unserer Seestreitkräfte nach dem französisch-deutschen Kriege war der Bau von 22 Torpedofahrzeugen in Aussicht genommen, weil man nach der damaligen Erfahrung eine Torpedoflottille nebst schwimmenden Panzerbatterien zur Vertheidigung unserer Etablissements und Flußmündungen für erforderlich erachtete. Mit der fortschreitenden Entwickelung und Verbesserung der Torpedofahrzeuge, von denen unsere Marine nur drei große resp. größere besitzt, hielt die deutsche Marineverwaltung, in richtiger Würdigung der Verhältnisse, es bis dahin für opportun unter Hinausschiebung neuer Anschaffungen die allgemeine Klärung wichtiger technischer Fragen in dieser Angelegenheit abzuwarten. Inzwischen ist eine so große Steigerung der militärischen Bedeutung fremdstaatlicher Torpedowesen — selbst Dänemark hat in dieser Beziehung Deutschland überholt, —

eingetreten, daß unsere Marinebehörde es nunmehr für nothwendig zu erachten scheint, auch auf dem Gebiete des Torpedowesens in eine militärische Concurrenz zu treten. So erklärt es sich, wie wir erfahren, (cfr. S. 44—46 und S. 79 Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens Vol. X Nr. I und II Jahrgang 1882), daß dieselbe jetzt auf die weitere schleunige Fertigstellung von Torpedobooten ihr Augenmerk gerichtet hat.

Ein preußischer Staatsmann.

Von

Frh. v. Stein-Kochberg.
in Kochberg.

IV.

Ueber die vorhandenen Uebelstände, welche lähmend auch auf die Civil- und Militair-Gouvernements wirkten, ist sich Altenstein vollkommen klar gewesen. Er hebt in Bezug hierauf folgende Punkte hervor:

„Alle Behörden sind mehr oder minder aufgelöst und die Dienstbande erschlafft, die Ressorts vermischt, die Verantwortlichkeit getheilt, die Vereinigungspunkte unvollständig u. s. w. Hier der nahe Kriegsschauplatz, in anderen Provinzen die Entfernung der obersten Behörden höchst nachtheilig wirkend." — — —

„Mit Unterziehung alles dieses muß ich folgende früher schon zur Sprache gebrachten Punkte nochmals auf das dringendste in Anregung bringen:

1. Eine gründliche Erörterung der Möglichkeit der Verpflegung der Truppen während des Waffenstillstandes zu bewirken. — —

2. Die Abstellung der Anordnungen bei den Truppen. — —

3. Die Beschaffung und Heransendung der Militairfonds. — — —

4. Die näheren Bestimmungen über die Aufbiethung des Landsturms, vorzüglich in Oberschlesien. — — —

5. Nothwendige Geschäfts-Beförderungs-Mittel.

Nur die schleunigste, kräftigste und pünktlichste Entscheidung auf diese Vorschläge und deren Ausführung kann die außerdem aus dem Waffenstillstand unausbleiblich erfolgenden und bei eventueller Fortsetzung des Kriegs sich nothwendig ergebenden Nachtheile einigermaßen ändern. Eine vollständige Hülfe wird nur die Berücksichtigung der im Allgemeinen angegebenen Punkte gewähren.

R., 9. Juni 1813.

Altenstein."

Bereits am anderen Tage Mittags erhielt Altenstein folgende Cabinets-Ordre:

„Ich benachrichtige Sie, daß Ich zur Vereinfachung der Geschäfte Mich veranlaßt gefunden habe, das bisherige Militair-Gouvernement von Schlesien, welches bei der Anwesenheit der Armee in der Provinz nur eine Zwischenbehörde zwischen dem Oberbefehlshaber der Armee und den unteren Dienstzweigen seyn

könnte, für jetzt zu suspendiren. Ich habe dagegen die obere Leitung aller auf Vertheidigung und künftige Kriegführung Bezug habenden Anordnungen dem General-Major v. Gneisenau als General-Quartiermeister der Armee übertragen, und demselben dabei dem Regierungspräsidenten Merkel zugeordnet. Ich fordere Sie auf, Ihre bisherigen Geschäfte mit dem Dienstpersonale dem letzteren zu übergeben und erkenne mit Dank den Eifer, womit Sie die Ihnen übertragen gewesenen Angelegenheiten besorgt haben, verspreche Mir auch von Ihrer Anhänglichkeit an das Wohl des Vaterlandes, daß wenn ich mich in der Folge veranlasst finden möchte, das bisherige Militair-Gouvernement wieder einzusetzen, oder Sie zu einem anderweiten thätigen Geschäftskreise zu bestimmen, Sie sich gern bereit zeigen werden, Ihre Kräfte wieder dem Staate zu widmen.

Neudorf bei Reichenbach, den 8. Junius 1813.

Friedrich Wilhelm.

Altenstein richtete darauf folgendes Schreiben an den König:

„Ew. Königlichen Majestät allergnädigster Befehl vom 8. d. M., wodurch Allerhöchst dieselben das Militair-Gouvernement von Schlesien zur Vereinfachung der Geschäfte bei der Anwesenheit der Armee in der Provinz für jetzt zu suspendiren geruht haben, ist mir erst gestern zugekommen. Als Ew. Königliche Majestät mir den Auftrag allerhuldreichst zu ertheilen geruht haben, die Geschäfte eines Civil-Gouverneurs von Schlesien zu übernehmen, drängten sich mir sogleich sehr erhebliche Bedenklichkeiten auf, ob ich nach der ganzen Stellung des Militair-Gouvernements Allerhöchst dero Absicht zu entsprechen im Stande sein würde. Ich unterdrückte solche inzwischen, um Ew. Königlichen Majestät den unbedingtesten Gehorsam zu bethätigen und suchte durch verdoppelte Anstrengung das Ungünstige vieler Verhältnisse zu besiegen. Unter den gegenwärtigen Umständen würde es nicht mehr möglich gewesen sein, und das Militair-Gouvernement würde bei der Form und Wirksamkeit, welche solches nach und nach erhalten hatte, eine nachtheilige Zwischenbehörde gewesen seyn. In dieser Hinsicht wird dessen Suspension wohlthätig seyn, und gewohnt, jede persönliche Rücksicht dem Besten der Sache unbedingt unterzuordnen, muß mir Ew. Königl. Majestät allergnädigster Befehl zur größten Beruhigung gereichen. Mit dem gerührtesten Dank erkenne ich die Ausdrücke der Huld und Gnade, unter denen Ew. Königliche Majestät mich von dieser Veränderung zu benachrichtigen geruht haben. Mein Bewusstsein giebt mir das Zeugniß, kein Opfer gescheut zu haben, um mich des von Ew. Königl. Majestät mir allergnädigst ertheilten Auftrags zu Allerhöchst dero wahrem Besten zu entledigen. Stets werde ich in jedem Augenblick mein größtes Glück darein setzen, Ew. Königl. Majestät meine Kräfte ganz weihen und mich Allerhöchst dero Dienst mit der unbedingtesten Hingabe widmen zu können.

Nach dem Empfang Ew. Königl. Majestät Allerhöchsten Befehls habe ich die Geschäfte und das Personal meines Bureaus sogleich an den Regierungs-Präsidenten Merkel überwiesen. Er hat solche nicht angenommen und erklärt, daß er sich genöthigt gesehen habe, gegen die ihm zu Theil gewordene Bestimmung Vorstellungen zu machen. Da den Behörden die Suspension des Militair-

Gouvernements bereits bekannt ist, so hört meine Wirksamkeit auf und einer in dem gegenwärtigen Augenblick doppelt schädlichen Stockung in den Geschäften kann nur durch die schleunigste allergnädigste Bestimmung vorgebeugt werden. Sogleich nach erfolgter Uebergabe der Geschäfte würde ich mich in ehrfurchtvollster Erwartung der allerhöchst vorbehaltenen weiteren Befehle in die Nähe nach Reinerts begeben.

Mit den heißesten Wünschen für Ew. Königl. Majestät allerhöchstes Wohl erneuere ich wiederholt das Gelübde ehrfurchtvollster Treue, womit ich verharre —

Neiße, den 11. Juni 1813.

Altenstein."

Hierauf erfolgte nachstehender Königlicher Bescheid:

„Ich eröffne Ihnen auf Ihre Eingabe vom 11. d. M. daß der Regierungs-Präsident Merkel auf seine Vorstellung bereits beschieden ist, daß es bey dem ihm erteilten Auftrage verbleibe. Gegen Ihre Reise in die Gegend von Reinerz habe ich nichts zu erinnern.

Hauptquartier Neudorf bey Reichenbach, den 14. Juni 1813.

Friedr. Wilhelm."

Altenstein hat auf dieser Cabinetsordre bemerkt: präsent. den 20. Juni 1813 zu Reinerts, war also bereits dahin abgereist, als die Cabinetsordre vom 14. an ihn abgesandt wurde. Vor seiner Abreise hatte er noch an Hardenberg geschrieben:

„Ew. Excellenz sind wohl überzeugt, daß ich die Richtigkeit der Gründe ganz fühle, welche Se. Majestät den König bewogen haben, das Militair-Gouvernement von Schlesien für diesen Augenblick zu suspendiren und daß es mich sehr beruhigt von einem Auftrag entbunden zu sein, welcher bei den jetzigen Umständen, bei der mir einmal zu Theil gewordenen Stellung mit keiner wohlthätigen Wirksamkeit vorerst weiter verbunden sein kann. Ich war im Begriff, mich zu Ew. Excellenz zu begeben, um mit Ihnen über diese und mehrere andere wichtige Gegenstände Rücksprache zu nehmen, als ich gestern die allerhöchste Cabinetsordre erhielt. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich Ihnen das Resultat meiner bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen mit Befreiung (von?) aller persönlichen Rücksicht und sonach mit freundschaftlichem Vertrauen und Offenheit vorher hätte mittheilen können. Inzwischen kann auch der erfolgte Gang der Sache sein Gutes haben und ich schmeichle mir, daß diese Veränderung meines Verhältnisses auf keinen Fall Ew. Excellenz freundschaftliche Gesinnungen gegen mich mindern wird. Verschiedenes, was ich Ihnen zur Bethätigung meiner Gesinnungen und meines Vertrauens mitzutheilen wünschte, muß ich mir für eine weitere mündliche Rücksprache vorbehalten. Ich werde, sobald der H. Präsident Merkel die Geschäfte übernommen hat, nach Reinertz gehen und es versuchen, Ew. Excellenz auf der Reise einige Augenblicke wenigstens noch in Peilau zu sprechen. — — —

Neiße, den 11. Juny 1813.

Altenstein."

Hardenberg antwortet hierauf:

„Peylau, den 12. Juny 1813.

„Ich erwiedere auf's herzlichste Ihre freundschaftlichen zutraulichen Aeußerungen und werde mich sehr freuen, Ihnen fortwährend Beweise meiner Ihnen gewidmeten aufrichtigen Gesinnungen geben zu können. Der Herr Präsident Merkel erhielt den Befehl, sogleich dem ihm übertragenen Geschäft sich zu unterziehen. Recht sehr angenehm wird es mir sein, Sie hier zu sehen, werthester Freund und mich mit Ihnen über die Gegenstände, deren Sie erwähnen zu unterhalten. Die Ausfertigung wegen des Gehalts ist blos durch einen Zufall zurückgeblieben und geht heute ab.

Unveränderlich

Ew. Excellenz
treu ergebenster
Hardenberg."

Der Ex-Civil-Gouverneur von Schlesien war mit der in den gnädigen Königl. Worten ausgedrückten Hoffnung, bald wieder zu dem Dienst des Vaterlandes berufen zu werden, aus einer Stellung geschieden, welche ihn selbst nicht befriedigt hatte und die er in ihrer unglücklichen Gestaltung selbst für unhaltbar hielt. Viel härter traf die Suspendirung — oder eigentlich Aufhebung — des Militair-Gouvernements von Schlesien den Militair-Gouverneur Grf. Götzen. Am 10. (11.?) Juni richtete derselbe einen Brief aus Reichenbach, wo das Hauptquartier des Königs war, an Altenstein, in welchem er demselben die Vorgänge bei und nach seiner Ankunft dort mittheilt und daran anschließend abschriftlich den Wortlaut der Cab.-Ordre, welche ihn (Götzen) seiner Stellung enthebt. Diese schließt mit den Worten:

„— — und halte mich überzeugt, daß, wenn auch Ihre angegriffene Gesundheit, nach Ihrer mir gethanen Erklärung, für jetzt die Anstrengungen eines thätigen Geschäftsverhältnisses nicht gestattet, (NB. so habe ich nicht gesagt) Sie doch gern Ihre Kräfte dem Dienst des Staates wieder widmen werden, wenn Ich mich dereinst nach Ihrer gänzlichen Wiederherstellung veranlasst finden sollte, Sie in Anspruch zu nehmen. Ihr Dienstpersonal mögen Sie dem Gen. von Gneisenau überweisen. —"

Götzen fährt in seinem Brief fort:

„Also nicht suspendirt, sondern förmlich verabschiedet. — —

Wie man es mit Ihnen gemacht hat, bin ich sehr begierig zu erfahren —

Ich kann betheuern, daß meine eigene Angelegenheit mir nicht den mindesten Anstoß von Uebelbefinden zugezogen hat, wohl aber der Waffenstillstand u. s. w.

Mit wahrer inniger Hochachtung und Ergebenheit bin ich

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster treuergebener
Gr. von Götzen.

Reichenbach, den 10. Juni 1813.

Während Altenstein in angestrengter Arbeit im Dienst des Vaterlandes thätig war, traf ihn ein herber Verlust. Am 23. Mai starb seine inniggeliebte Mutter, welche ihm nach Schlesien gefolgt war, auf der Reise. In Hirschberg fand ihr Leib seine bleibende Ruhestätte.

Der vorläufig verabschiedete Civil-Gouverneur erhielt bereits im August ein Zeichen königlicher Gnade, welches ihm ein Beweis sein sollte, daß sein König ihm noch wohl gewogen sei, und sich nicht durch Einflüsse, welche Altenstein feindlich waren, an ihm irre machen ließe.

Der König übersandte ihm den rothen Adlerorden 2. Klasse mit folgenden eigenhändig geschriebenen Zeilen:

„Um Ihnen einen öffentlichen Beweis zu geben, daß Sie sich meine Ungnade nicht zugezogen haben, ich vielmehr Ihren Diensteifer anerkenne, verleihe ich Ihnen hiermit den rothen Adlerorden 2. Klasse.

Prag, den 21. August 1813.

Friedrich W."

Auch sein alter Freund Hardenberg blieb bemüht, ihm wieder eine aktive Stellung zu verschaffen. Derselbe richtete an Altenstein im September folgenden Brief nach Reinerz:

Töplitz, den 25. September 1813.

„Jetzt mein werthester Freund kann ich Ihnen endlich von dem Erfolg der Verhandlungen wegen der Verwaltung der von den verbündeten Armeen zu besetzenden deutschen Länder Nachricht geben. Erst jetzt ist dieserhalb eine Uebereinkunft zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen zu schließen möglich gewesen. Die drei Mächte haben sich dahin vereinigt, den Verwaltungsrath, so wie er früher bestand, aufzuheben und dem Minister von Stein die Leitung der Geschäfte als Chef dergestalt anzuvertrauen, daß er nach den Grundsätzen, die eine neue Convention umständlich bestimmt, verfahre, jedoch die Souveraine durch ein Committé ihrer Minister, davon er für Rußland selbst Mitglied sein wird, von dem Gange der Sache unterrichte, so wie ihre Befehle und Genehmigung, wo diese erforderlich sind, durch dieses Committé erhalte. Sie sind nach Art der Minister-Collegen in Rußland zum Suppleant des Herrn von Stein und zu seinem Mitarbeiter dergestalt bestimmt, daß Sie ihn vertreten und von ihm substituirt werden können. Dieses Verhältniß scheint zwar etwas häcklich, ich rathe Ihnen aber dennoch, es anzunehmen. Herr von Stein achtet Sie, wünscht Sie selbst sehr und Sie werden gut mit ihm fertig werden. Da ich zufälliger Weise der Doyen d'age unter den Ministern der Höfe bin, so werde ich Präsident jenes Committés sein und den Geschäftsgang bei demselben leiten. Es wird nur nöthig sein, daß Sie je eher je besser herüberkommen. Gehen Sie zuerst nach Prag, dahin Herr von Stein heute zurückkehrt, um sich mit ihm zu besprechen, und dann eilen Sie zu uns in's Haupt-Quartier, wo solches sich befinden wird. In Prag sollen Sie womöglich eine

Abschrift der projektirten Convention haben, darin die Grundsätze für das Geschäft bestimmt sind.

In der Hoffnung, Sie bald zu umarmen, setze ich weiter nichts hinzu, als die Versicherung der herzlichen Freundschaft und Hochachtung, womit ich Ew. Excellenz ergebener bin

Hardenberg.

Daß Altensteins Antwort, welche bei den Akten fehlt, zustimmend ausgefallen, beweist ein zweiter Brief Hardenbergs:

Töplitz, den 7. Oktober 1813.

„Ich erhielt gestern Ihren werthen Brief und eile, Ihnen den Paß zu senden. In der Hoffnung, Sie bald zu umarmen, füge ich weiter nichts hinzu. In Prag werden Sie erfahren, wo das Haupt-Quartier ist. Sollte Stein nicht dort sein, von Hänlein.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Hardenberg."

Auch auf diesen Brief fehlt Altensteins Antwort, derselbe scheint jedoch der Aufforderung sofort Folge geleistet zu haben. Ein nicht datirtes, aber offenbar in Prag entworfenes Concept trägt die Ueberschrift:

„Zur mündlichen Rücksprache mit dem St.-Kanzler und sodann ausgeführter schriftlich zu übergeben."

Seiner inneren Natur und langjährigen Gewohnheit folgend, suchte Altenstein sich darin die neue Situation, d. h. das durch den Conventionsentwurf geschaffene neue Verhältniß und seine Stellung innerhalb desselben als Suppleant klar zu machen, um so eine feste Grundlage für seine Vorschläge und Wirksamkeit zu gewinnen. Dies Schriftstück beginnt:

„Den vorliegenden Entwurf zu einer Uebereinkunft der verbündeten Mächte über die Verwaltung und Benutzung der von deren Armeen zu besetzenden Länder finde ich im Allgemeinen in Ansehung des Zweckes vollkommen richtig aufgesetzt, die Grundsätze scheinen mir sehr vollständig und dem Zweck angemessen entwickelt und auch den gewählten Geschäftsgang halte ich im Ganzen für zweckmäßig."

Von dem nachfolgenden Inhalt mögen hier mit Rücksicht auf den Raum die einzelnen Punkte nur auszugsweise mitgetheilt werden:

I. Der Zweck einer regelmäßigen Benutzung der von den verbündeten Truppen besetzten Länder wird sich nur da erreichen lassen, wo deren unmittelbare Anziehung behufs der Kriegs-Operationen nicht mehr erforderlich ist — —

II. In Ansehung der Grundsätze halte ich für wichtig, daß der § 4 vorbehaltene Fall der Beigebung eines Commissars für die Verwaltung so selten als möglich eintrete — —

Die § 42 gedachte Beiziehung der Stände wird nach der Verfassung so vieler Landstände gewiß eher hinderlich als ersprießlich sein. — Es dürfte daher hier dem Ermessen der Behörde mehr zu überlassen sein. — —

III. Der Geschäftsgang scheint mir durch die möglichst innigste Verbindung

des Comités der Minister und des Administrations-Departements vereinfacht und erleichtert zu werden.

Eine blos persönlich zufällige Verbindung scheint mir nicht zu genügen und manche nachtheilige Collision zu veranlassen.

Dem Administrator möchte als solchem eine Stimme in dem Comité zu geben sein — er hat das vereinte Interesse aller Mächte zugleich*) zu berücksichtigen und die Möglichkeit der Ausführung zu vermitteln, während die Minister der verschiedenen Mächte dieses ihr spezielles Interesse mehr oder minder berücksichtigen müssen.

1. Der Suppleant bedarf noch einiger näherer Bestimmungen rücksichtlich der ihm obliegenden Verantwortlichkeit. Dieses wird sodann auch das ganze Detail seiner Stellung bestimmen. — —

Es sind verschiedene Fälle der Bestimmung möglich,

a) daß der Suppleant gar keinen Theil an der Geschäftsführung nimmt außer dem Fall einer Substitution, wo er zwar den Administrator in Kenntniß erhält, allein mit voller Selbständigkeit die Verantwortung allein übernimmt. Hierdurch würde seine Wirksamkeit sehr beschränkt werden.

b) Daß der Suppleant von der Lage der Geschäfte Kenntniß nehme und solche mit dem Chef der Administration berathe, jedoch ohne Verantwortlichkeit, wo er nicht mit solchem gezeichnet hat, was ihm frei stehen muß, in welchem Fall der Chef die Verantwortlichkeit in dem erhöhten Grade übernimmt, außerdem aber solche auf dem Suppleanten mit haften bleibt, oder

c) daß der Suppleant gewisse Geschäfte von dem Chef zur speziellen Leitung übernimmt und diese, als substituirt, führt. — — —

Die Stelle § 10 über die consultative Stimme würde hiernach näher gefasst werden.

Ebenso § 10 am Ende über die Fälle der Substitution, welche außer der gänzlichen Substitution wegen Krankheit, Abwesenheit einiger näheren Bestimmung bedürfen. —

2. § 34 ist die Bestimmung rücksichtlich der Besetzung der Gouvernements gewiß sehr richtig, allein es wird eine sehr genaue Bestimmung über die Wirksamkeit der Civil-Person nöthig sein, wo er allein im Namen des Milit.-Gouv. verfügen kann, da die Stelle höchst wichtig ist."

Der Ex-Gouverneur von Schlesien war gewiß geeignet, auf Grund seiner dort gemachten Erfahrungen zweckmäßige Vorschläge auch für dies neue Verhältniß zu machen.

Ob derselbe wirklich die Stelle eines Minister-Suppleant in der von Hardenberg projektirten Form angetreten hat, ist aus dem vorliegenden Aktenmaterial nicht ersichtlich, dagegen unzweifelhaft, daß Altenstein sich im Jahre 1814 in einer leitenden Civilstellung auf dem Kriegsschauplatz befand.

---

*) Da der Minister Stein dieser Administrator war, so hatte dieser Vorschlag kein Bedenken für Preußen und Deutschland.

Aus dieser Zeit — offenbar April oder Mai 1814 — liegt der Entwurf einer Denkschrift vor, welche in Frankreich verfaßt ist, ohne Angabe des Orts und des Datums, welche beide sonst selbst auf Concepten und flüchtigen Notizen von Altensteins Hand fast nie fehlen.

Wir geben dieses Schriftstück, welches betitelt ist:

„Einige Bemerkungen die Behandlung Frankreichs betreffend.“
„Eine nicht vollendete Denkschrift wegen Beschleunigung der Beschluß fassenden Conferenz“

mit einigen unwesentlichen Auslassungen:

1. Das Wichtigste scheint mir, vor allen Dingen für eine möglichst vollständige und angemessene Regierung des von den verbündeten Heeren besetzten Theils von Frankreich Sorge zu tragen.

Dermalen ist ja, so weit ich die Lage der Dinge kenne, keine solche Regierung vorhanden. Die oberste Leitung aller Regierungsgeschäfte ist in den Händen der in Paris befindlichen obern Behörden. Die verbündeten Heere haben zwar außerhalb Paris die Leitung einiger Administrationszweige, jedoch auch diese nicht förmlich übernommen.

Dieser Zwischenzustand kann ohne Gefahr für die Sicherheit der Verbündeten und ohne Nachtheil für alle französischen Operationen derselben nicht länger fortdauern. — —

Es sind 2 Wege vorhanden, diesem verderblichen Zustand ein Ende zu machen, indem entweder

A. alle Regierungsbehörden in dem besetzten Theile von Frankreich unter die Leitung der Verbündeten gestellt werden, oder aber

B. die Regierung Ludwig XVIII. anerkannt und dieser für die Erfüllung der Zwecke der Verbündeten nicht nur verantwortlich gemacht, sondern auch gezwungen wird, deshalb Sicherheit zu geben.

— — Bei der Ergreifung dieser Maßregel (A) ist zu bemerken:

a) das solche klar ausspricht, was bisher deutlich auszusprechen vermieden worden ist, daß die Regierung Ludwig XVIII. nicht anerkannt werde.

b) daß deren Ausführung sehr weit führen kann, wenn sich die obern Behörden weigern, sich zu unterwerfen und deren Auflösung mithin erfolgen muß. Neue Besetzungen werden nicht unmöglich aber schwierig sein.

c) Diese Maßregel kann vorerst auch die Stimmung und das Benehmen des noch nicht besetzten Theils von Frankreich von sehr wesentlichem Einfluß sein und solchen zu kräftigem Widerstand auffordern. — — — Sollte daher B vorgezogen werden, die Regierung Ludwig XVIII. vorläufig anzuerkennen, so müßte mit solchem über seinem Verhältniß zu den Verbündeten sogleich das Erforderliche bis zu erfolgendem Frieden festgesetzt werden.

Die Ergreifung dieser Maßregel wird das Ganze sehr erleichtern. Es ist dabei zu bemerken:

a) Daß das förmliche Anerkennen der Regierung Ludwig XVIII. wenig

Schwierigkeiten haben dürfte, da solche in der That durch deren ganz unumschränkte Gestaltung ständlich anerkannt wird.

b) sich Ludwig XVIII. schwer dazu entschließen wird, da man nach dem, was mir bekannt ist, die Befugnisse der Verbündeten: Frankreich als erobertes Land zu betrachten, zu mißkennen scheint und er befürchten dürfte, den Haß des Volkes auf sich zu lenken. — Sehr ernste Drohungen, namentlich mit der ersten Maßregel (A) und eine möglichst milde Fassung einer öffentlichen Bekanntmachung dieser anderen Maßregel (B) würde dieses beseitigen.

c) könnte dadurch der Rest von Frankreich eher beruhigt werden, als bei einem so ganz ungewissen Zustand der Dinge, wie er jetzt ist. — —"

Die Thätigkeit Altensteins in Feindesland fand die Königl. Anerkennung durch Verleihung des eisernen Kreuzes unter Erlaß folgender Cab.-Ordre:

„Ich habe beschlossen, Ihnen wegen der für die Sache des Vaterlandes von Ihnen bethätigten treuen Gesinnungen das eiserne Kreuz zweiter Klasse zu verleihen und der General-Ordens-Commission befohlen, Ihnen die Decoration zuzustellen. Hauptquartier Paris den 30. Mai 1814.

Friedrich Wilhelm."

Diese Königl. Cabinetsordre war nach Berlin adressirt, Altenstein befand sich aber zur Zeit in Memmingen bei den dortigen Verwandten seiner verewigten Gattin zum Besuch und richtete von dort aus folgendes Danksagungs-Schreiben an den König:

„Ew. Königliche Majestät haben mir durch die allergnädigste Verleihung des eisernen Kreuzes der zweiten Klasse einen neuen Beweis Allerhöchster Huld und Gnade zu geben geruht. Innigst und tief fühle ich den hohen Werth dieser mir zu Theil gewordenen ehrenvollen Auszeichnung und Ew. Königlichen Majestät so huldvollen Anerkennung meines Bestrebens, meine treuen Gesinnungen in der Sache des Vaterlandes zu bethätigen. Geruhen Ew. Königliche Majestät meinen ehrfurchtsvollen Dank gnädig aufzunehmen. Ich erneuere mit solchem zugleich das Gelübde der Allerhöchst derselben gewidmeten treusten Anhänglichkeit und der reinsten Wünsche für Allerhöchstderen Wohl und beglückte Regierung 2c.

Memmingen, den 15. Juli 1814.

Altenstein."

Die Absendung der Decoration durch die General-Ordens-Commission war unter dem 18. Juni erfolgt.

Als Napoleon am 1. März 1815 von Elba aus wieder in Frankreich gelandet und am 20. März in die Tuilerien eingezogen war, begann die Herrschaft der 100 Tage und mit ihr wieder der Krieg.

Da gedachte der König von neuem des Ministers Altenstein, als einer bewährten Kraft, und erließ an denselben folgende Cab.-Ordre:

„Ich habe mit Ihren Majestäten, den Kaisern von Oesterreich und von Rußland, in Rücksicht auf die Verwaltung der bei ausbrechendem Kriege zu besetzenden Länder, vorzüglich zur Sicherstellung der Subsistenzmittel für die Armee eventuell verabredet, daß eine Centralbehörde, aus drei Mitgliedern bestehend, von

denen jede der drei verbündeten Mächte eins wählt, zur allgemeinen und obern Aufsicht über die Verwaltungsangelegenheiten gebildet werden soll. Ich habe Sie, um Ihnen einen Beweis meines Wohlwollens und Vertrauens zu geben, an meiner Seite zum Mitgliede dieser Central-Behörde ernannt und halte Mich von Ihrer Geschäftserfahrung, Ihren Einsichten und Ihrem redlichen Eifer versichert, daß Sie auch in der Ausführung dieses Auftrages das Beste meines Staat's befördern werden. Sie werden Ihre Instruktion von dem Staats-Kanzler Fürsten von Hardenberg empfangen, der auch wegen Ihrer Abreise das nöthige veranlassen wird.

Berlin, den 21. Juni 1815.

Friedrich Wilhelm."

Auf der Cab.-Ordre findet sich die Notiz:

„praes. Berlin, den 28. Juni 1815 —"

Es liegen also 7 Tage zwischen der Ausfertigung und dem Empfang der Ordre.

Diese Verzögerung hatte jedenfalls keine Nachtheile für die Praxis, denn die ganze Ernennung kam eigentlich post festum, da bereits am 18. Juni Napoleons Schicksal durch die Schlacht bei Belle-Alliance entschieden war, und derselbe am 22. seine Abdankung unterzeichnet hatte.

Altenstein fiel dafür eine andere höchst wichtige Aufgabe zu, nämlich: die von den Franzosen geraubten Kunstschätze, die außer nach Paris auch auswärts hin verschleppt und z. Th. versteckt waren, dem Vaterland wieder zu gewinnen. Er wurde zum Vorsitzenden des zu diesem Zweck in Paris eingesetzten Reclamations-Ausschusses ernannt, welchem auch Wilhelm von Humboldt angehörte. In der That würde es schwer gewesen sein, zwei preußische Staatsmänner aufzufinden, welche diesen beiden an positivem Wissen in Bezug auf Kunst und Wissenschaft gleich standen, außer vielleicht Niebuhr und Nagler; ersterer in Bezug auf Wissen, letzterer in Bezug auf Kunst. Zum Beleg, mit welchem Eifer und welcher Umsicht Altenstein auch hier dem ihm gewordenen Auftrage entsprach, möge folgender Brief von ihm an Hardenberg dienen:

„Ew. Durchlaucht

Haben in diesem Augenblicke bereits, wie ich hoffe, den beschwerlichsten Theil der Reise im besten Wohlsein recht glücklich zurückgelegt, und meine innigst treuen Wünsche begleiten Sie bis Bellin.

Sogleich nach Ew. Durchlaucht Abreise habe ich mich auf das Ernstlichste mit dem Abkommen für die uns noch fehlenden Kunstsachen beschäftigt, um womöglich wenigstens die Sammlung der Minnesänger zu erhalten. Ich habe durch Herrn Dr. Oelsner, der mit den Conservateurs der Bibliothek auf sehr gutem Fuße steht, wegen der Ueberlassung der Manuscripte unterhandeln lassen und von solchen die Zusicherung erhalten, daß sie ein solches Abkommen auf das beste unterstützen würden. Auch auf anderen Wegen habe ich für die Sache alles in Bewegung gesetzt. Alles so vorbereitet, habe ich auch dem Herrn Herzog von Richelieu nochmals ein solches freundliches Abkommen mit gänzlicher Beseitigung

der Rechtsfrage, blos als Mittel, alle weitere Berührung dieses Gegenstandes für die Zukunft zu beseitigen und aus dem Gesichtspunkt des Gewinnes für die Wissenschaft vorgeschlagen. Der Herr General Graf Gneisenau sagte mir, daß ich eine Abschrift seiner Unterhandlungen über diesen Gegenstand von Ew. Durchlaucht erhalten würde, es ist mir solche aber nicht zugekommen. Noch habe ich keine Antwort des Herzogs erhalten. Ich wünsche sehr, diese Angelegenheit auf eine freundliche Art beendigen und dadurch Preußen eine besondere Auszeichnung auch in dieser Hinsicht verschaffen zu können. Die Erlangung der Sammlung der Minnesänger würde großes Aufsehen erregen, und es würde mich sehr glücklich machen, wenn Ew. Durchlaucht solche des Königs Majestät zum Schlusse des ganzen Geschäfts überreichen könnten.

Ich werde nun noch einige Tage auf Antwort warten. Erfolgt solche nicht, und erfahre ich nicht wenigstens, daß Aussicht zu einer günstigen Erledigung vorhanden sei, so werde ich mich zur Abreise anschicken, da ich mich sehr danach sehne, Paris bald möglichst zu verlassen, und ich gedenke gegen Ende der Woche sodann abzugehen. Es ist durch diese Einleitung alles geschehen, um zu zeigen, daß es mit der vorgeblichen Geneigtheit der französischen Behörden nicht Ernst war. Ohne diesen Versuch würde man sich immer Vorwürfen ausgesetzt haben. Sollte sich das Abkommen wirklich noch treffen lassen, so werde ich meinen Aufenthalt hier wenigstens noch so lange verlängern, bis alles zur sichern Vollziehung eingeleitet ist. Ich hoffe, daß mich solches auf keinen Fall länger als 8 Tage aufhalten soll. Mit dem zunächst abgehenden Courier werde ich Ew. Durchlaucht die Verhandlungen ganz gehorsamst vorlegen und das Resultat anzuzeigen im Stande sein. Ich benutze die Zwischenzeit, um in meiner früheren Geschäftsführung möglichst aufzuräumen. Erst gestern sind wieder sehr schöne Gemälde aus Straßburg angekommen, die ich beinahe schon für verloren gehalten hatte und die nach Berlin abgehen. Von Gemälden fehlt uns nun nichts mehr. Mein Cassenwesen muß ich hier in Ordnung bringen, da das Personal, welches damit beschäftigt war, in die Rheinprovinzen zurückgeht. Ganz vorzüglich beschäftigt mich, alles zu vollenden, was auf die künftige Leitung und Bearbeitung des Reclamationswesens Bezug hat, theils um die hier künftig nöthigen Papiere sogleich geordnet bei der hiesigen Gesandtschaft zurückzulassen, theils aber auch Ew. Durchlaucht die erforderlichen Verfügungen vollständig vorzulegen. Mit dem nächsten Courier werde ich Hochdenenselben, das Ganze vollständig bearbeitet vorlegen und zugleich dem Herrn St.-M. von Humboldt Abschrift zusenden, damit er seine allenfallsigen Bemerkungen hinzufügen kann. Die Sache ist höchst wichtig und das Gelingen in der Ausführung wird so sehr von der ersten Einleitung abhängen, daß es mir nöthig schien, dem Wunsche des Herrn Kammergerichts-Rath Eichhorn, die letzte Hand an die Sache legen zu dürfen, nachzugeben. Sie wird dadurch sehr gewinnen, wenn sich das Ganze noch einige Tage länger verzögert, da er noch immer etwas schwach ist. Er erholt sich inzwischen doch so sichtbar, daß er ohne Gefahr die Reise mit mir wird antreten können.

Ueber die Lage der Dinge hier darf ich nicht wagen, etwas beizufügen, da

ich voraussetzen darf, daß Ew. Durchlaucht hierüber aus den zuverlässigsten Quellen vollständig Bericht erhalten. Ich suche jetzt hier nachholend die persönliche Bekanntschaft einiger Gelehrten zu machen, wozu ich früher keine Zeit gewinnen konnte, um nicht in den Verdacht der Gleichgültigkeit über ihren Werth zu kommen, da es gewiß nicht gut ist, daß man sich in Deutschland zum Theil mit solcher Geringschätzung über das hiesige Wissen äußert.

Die Kälte ist hier sogar empfindlich, und ich habe Mühe, es in meiner luftigen Wohnung bei dem bloßen Kaminfeuer auszuhalten. Diese Art Kälte zu dieser Jahreszeit soll hier nicht gewöhnlich sein und gibt zu Besorgnissen wegen der ärmeren Volksklasse Veranlassung.

Ich erneuere u. s. w.

Paris, den 17. November 1815.

Altenstein."

Wenn auch zur Disposition stehend, blieb Altenstein doch mit dem Staatskanzler in einem regen halbamtlichen Verkehr. Hardenberg suchte bei den jetzt wieder in den Vordergrund tretenden Organisationsfragen für den durch den Wiener Congreß erweiterten preußischen Staat, das ihm wohlbekannte Organisationstalent des alten Freundes nutzbar zu machen und strebte dahin, demselben innerhalb der neuen Organisation wieder einen seiner Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis angewiesen zu sehen.

Auf einen nicht vorliegenden Brief Hardenbergs, welcher diese Absicht ausgedrückt zu haben scheint, antwortete ihm Altenstein unter dem 1. März 1816.

„Ew. Durchlaucht haben mich mit so viel günstigem Vertrauen aufgefordert, Ihnen meine Ansichten über einige in Beziehung auf das Ganze sowohl, als auch rücksichtlich der mir zugedachten Wirksamkeit wichtige neue Anordnungen nach meiner Ueberzeugung mitzutheilen, daß ich zumal bei Hochdero Zusicherung, von diesen Aeßerungen ohne meine Zustimmung keinen Gebrauch machen zu wollen, meinem Gefühl ganz folgen und mich über diese wichtigen Gegenstände in der Anlage ganz offen aussprechen darf. Ich scheue mich keineswegs, diese meine Ueberzeugungen gegegen Jedermann zu bekennen, der mich ganz zu verstehen im Stande ist und mich zu verstehen den Willen hat, allein ich kenne Niemand, bei welchem beides in so hohem Grade der Fall wäre, wie bei Ew. Durchlaucht, und deshalb sind die diese Zeilen vorerst blos für Sie geschrieben. — Es kann möglich sein, daß ich mich auf meinem Standpunkt in einem oder dem andern irre, allein Ew. Durchlaucht werden dieses leicht berichtigen, und in der Hauptsache werden wir uns vereinigen. Es würde ja dieses der erste Fall sein, wo zwischen Hochdenselben und mit mir über irgend einen Gegenstand bei einer näheren gemeinschaftlichen Prüfung je eine wahre Verschiedenheit der Ansicht geblieben wäre.

— — — Ist es mir geglückt, in der Kürze deutlich genug zu sein, so erscheint das Beste des Ganzen innigst mit dem vereint, was das wahre Beste der Stellung Ew. Exzellenz als Staatskanzler erfordert und mein Vorschlag befördert das letztere zugleich mit dem ersteren sehr wesentlich. Ob dieses auch rücksichtlich meiner der Fall sei und ob ich nicht bei meinen Vorschlägen selbst Gefahr laufe,

will ich nicht ängstlich untersuchen, da es meine Absicht nicht ist, mich persönlich zu sichern, wenn es nicht wegen der Sache durchaus erforderlich ist.

Ich wiederhole Ew. Durchlaucht, was eine lange Reihe von Jahren Ihnen, wie ich mir schmeicheln darf, bethätigt hat, daß ich für mich nichts im Dienste verlange. Nur Pflichtgefühl kann mich veranlassen, meine Kräfte dem Staate ferner zu weihen, wenn er es fordert. Dann kann und muß ich aber verlangen, daß mir solcher die möglichst nützliche Verwendung meiner Kräfte sichere. Dazu gehört nothwendig eine Stellung, welche die nothwendigen Bedingungen ganz gewähre und den Werth ausspreche, den ich ohne Anmaßung verlangen kann, daß (er) auf meine Dienstleistung gesetzt werde. Trete ich wieder in ein neues Dienstverhältniß, so werde ich mich solchem, wie es stets der Fall war, ganz rücksichtslos hin geben und ich kann nicht darauf rechnen, mir erst künstlich eine angemessene Stellung und Vortheil durch Mittel zu verschaffen, welche meinem ganzen Wesen widerstreben. Ich muß daher gleich jetzt mit frohem Gefühl, unabhängig von beengenden Verhältnissen und mit derjenigen Kraft auftreten können, die ich nach meiner Kenntniß von der Lage der Dinge für unerläßlich halten darf.

— — — Ich folge nur Ihrem Beispiel in früheren wichtigen Momenten Ihres Dienstlebens, welche mir noch sehr lebendig vorschweben.*) Es können inzwischen Verhältnisse Ew. Durchlaucht verhindern, Hochdero Einverständniß mit meiner Ansicht an sich für den Augenblick zu bethätigen, oder es nur öffentlich auszusprechen. Es können Umstände vorwalten, die Ihnen keine Aussicht gestatten, es je zu können. Ich kann die offendste Aeußerung darüber so ertragen, wie nur wenige Männer vielleicht solches im Stande sind und Ew. Durchlaucht sind wohl überzeugt, daß die Offenheit von Ihrer Seite auch das letzte Harte, was in der Sache liegen könnte, tilgen wird. Kommt es hierzu, so werde ich diese Wendung meines Schicksals bei der Ueberzeugung, meine Pflicht ganz erfüllt zu haben, als eine wohlthätige Fügung des Himmels betrachten und mich solcher mit Freudigkeit ohne alle Bitterkeit hingeben. Ich werde mich freuen, wenn ich dem Ganzen und Ew. Durchlaucht sodann vielleicht als Privat-Person noch wohlthätiger sein kann, als es in einer nicht ganz angemessenen Geschäftslage möglich sein würde. Nur Entscheidung wünsche ich und Offenheit von Ew. Durchlaucht gegen mich, so daß mir auch nicht der leiseste Zweifel über Ihre Ansicht bleibt. —

Altenstein."

Eine schriftliche Antwort auf diesen vertraulichen Brief zu geben, der so charakteristisch für den Autor desselben ist, scheint Hardenberg vermieden zu haben, aber wirkungslos ist dieser Brief wohl doch nicht geblieben, wie die nächste Cabinetsordre zu beweisen scheint.

Die mit diesem Brief überreichte Denkschrift trägt die Ueberschrift:

„Einige Bemerkungen über die Organisation der höheren Verwaltungsbehörden des Preußischen Staats.

---

*) Dieser Passus ist wohl eine Anspielung auf den durch Hardenberg herbeigeführten Sturz des Ministeriums Altenstein im Jahre 1810.

Wir können hier nur das Knochengerüst dieser Abhandlungen geben, woraus sich immerhin deutlich genug die Altensteinschen Ansichten über diese Frage erkennen lassen:

„Bei einer Prüfung des Zustandes der obersten Verwaltungsbehörde des Preuß. Staats drängt sich

I. die Frage auf, ob die Ministerien so vollständig organisirt seien, daß sich die Erreichung des Zwecks mit Sicherheit erwarten lasse?

1. Es ergibt sich bei der Erwägung, daß sich die Aufgabe für die höchste Verwaltung noch gar nicht vollständig und klar übersehen läßt, da

a) die zu dem früheren Länderbestande neu hinzugekommenen Theile des Staates noch keineswegs genau genug untersucht sind, um ihr Bedürfniß übersehen zu können. — — —

b) die Pläne noch nicht vorliegen, wie sich die wichtigsten Verwaltungszweige gestalten sollen. — — —

Es ergiebt sich bei der Erörterung der Hauptfrage aber auch,

2. daß ein höchst wichtiger Punkt, der auf die ganze Verwaltung und vorzüglich auf die ganze Stellung und das Wesen der höchsten Behörden von dem wesentlichsten Einfluß sein muß, noch eine nähere Bestimmung erwartet, nämlich der Antheil, welchen die Nation an der Gesetzgebung erhalten soll.

3. die obersten Behörden der Ministerien an sich und nur in ihrer gegenwärtigen Lage betrachtet, zeigt sich, daß sie kaum im Stande sein können, nur das Gewöhnlichste der Verwaltung mit Sicherheit und wohlthätig für das Ganze zu erledigen. — — —

4. Fehlt es unter den obersten Verwaltungsbehörden an einer speziellen Bearbeitung für sehr wichtige Verwaltungszweige für das Ganze der Gesetzgebung und der Komptabilität. Ohne besondere Anstalt kann deshalb die allgemeine Aufsicht des Staatskanzlers auf solche nicht wirksam sein. — — —

Als Hauptresultat der ganzen Erörterung der ersten Frage ergibt sich daher, daß sich die Organisation der höchsten Verwaltungsbehörden zwar noch keineswegs vollständig übersehen lasse, daß aber davon Unzulänglichkeit für das Ganze sich schon jetzt als Bedarf ergebe.

Es liegt hiernach die Beantwortung der

II. Frage sehr nahe, ob nicht bei dieser Lage der Dinge die Organisation, so viel es dieser Zustand gestattet, zu vervollständigen sei, und was deshalb geschehen müsse?

Daß etwas geschehen muß, ist wohl klar, weil es außerdem gar nie zu der Uebersicht dessen, was eigentlich zur Vollkommenheit nöthig ist, kommen dürfte.

Das zunächst erforderliche scheint:

1. die Bildung eines sehr innigen und festen Vereinigungs-Punktes zur Berathung für die obersten Verwaltungsbehörden, und zwar ein richtig organisirtes, kräftig zusammengesetztes Ministerium. — — —

Außerdem kann schon jetzt für die vollständige Organisation der höchsten Verwaltungsbehörden dadurch gesorgt werden, daß

2. Männer, welche sich durch eigene Führung bedeutender Verwaltungen in den höchsten Stellen ausgezeichnet haben und von denen sich noch eine kräftige Geschäftsführung erwarten läßt, in eine solche Stellung in das Ministerium eintreten, daß sie mit voller Verantwortlichkeit berathend einwirken und Geschäfte vorzüglich vorbereitend übernehmen, welche den Departements-Ministern nach ihrer Lage oder aus besonderen Gründen nicht mit Nutzen zu übertragen sein würden.

Der Staatskanzler muß durch den zweckmäßigen Gebrauch dieser neuen Einrichtung, wozu ihm seine ganze Stellung so viel Gelegenheit gibt, an wahrer Kraft gewinnen. Es läßt sich noch

III. die Frage aufwerfen, ob nicht wenigstens die Gesetzgebung und die Comptabilität*) schon jetzt eigene Ministerien bilden könnten und sollten, oder ob es rathsam sei, diese Verwaltungszweige vorerst blos den Conferenz-Ministern zur Bearbeitung zu überlassen.

Die Erörterung dieser Frage kann zugleich als Probe der richtigen Beantwortung der vorhergehenden Hauptfragen dienen. Es ergibt sich:

1. die Gesetzgebung und die Comptabilität, die beiden wichtigsten Verwaltungsgegenstände, bedingen unstreitig die Bestimmung der Normen für die Verwaltung und die Uebersicht ihrer Resultate. — — —

So wie dem Volk eine Theilnahme an der Gesetzgebung hinsichtlich der Besteuerung gegeben wird, muß alles für diesen Punkt schon in hoher Vollkommenheit vorbereitet sein, denn bei jedem Schritt erfolgt hierüber Anregung (Aufregung?). — — —

Die Beantwortung der vorliegenden Hauptfragen scheint die Richtigkeit der Lösung der andern zu belegen und das Ganze möchte daher wohl vorerst hinreichen, um die Entschließungen zu fassen, die sich sonach als nothwendig darstellen dürften."

Es sind demnach 3 Punkte, welche Altenstein als wesentliche bei der Neuorganisation des Staatsorganismus bezeichnet:

1. Ein Gesammtministerium.

2. Die Anstellungen berathender Staatsbeamten neben den Ressortministern, als besondere Organe des Reichskanzlers. Diese scheinen als Elemente des später organisirten Staatsraths gedacht zu sein, und

3. die Theilnahme einer Volksvertretung an der Gesetzgebung, zunächst auf das Steuerbewilligungsrecht beschränkt.

Diese und ähnliche Arbeiten, sowie Altensteins ausgesprochene Ansichten und Wünsche hinsichtlich seiner eigenen Stellung bei eintretender Reorganisation der obersten Staatsbehörden sind jedenfalls durch Hardenberg zur Kenntniß des Königs gebracht worden und wurden wohl die Veranlassung zu folgender an Altenstein gerichteten Cab.-Ordre:

*) Der Ausdruck Comptabilität ist wohl gleichbedeutend mit Rechnungswesen oder Finanzen.

„Es ist zwar Meine Absicht, Sie in der Folge unter Gleichstellung mit Meinen übrigen Staatsministern durch Anweisung eines ehrenvollen und nützlichen Geschäftskreises wiederum in meinen Diensten in Wirksamkeit zu setzen; da dies jedoch vor Beendigung der definitiven Organisation der obern Staatsbehörden nicht bewerkstelligt werden kann, so habe ich Ihnen hiermit Meine desfallsige Willensmeinung vorläufig zu Ihrer Nachricht und Achtung zu erkennen geben wollen. Ich genehmige übrigens die Fortzahlung der Ihnen schon früher in dieser Beziehung bewilligten Wartegelder, und werden Ihnen solche bis zu Ihrer festen Anstellung wie bisher in vierteljährigen Raten verabreicht werden. Uebrigens genehmige ich gern, daß Sie bis gegen den Herbst eine Reise vornehmen und werden Sie mit dem Staatskanzler dieserhalb und wegen der Zeit Ihrer Rückkunft die nöthigen Verabredungen treffen.

Berlin, den 14. Juni 1816.

Friedrich Wilhelm."

Hiermit war Altenstein in bündigster Weise die Anwartschaft auf eine neue Ministerialstellung ertheilt und konnte er nun, innerlich beruhigt über seine Zukunft, der weiteren Entwickelung der Dinge entgegensehen.

Noch ehe diese Ernennung als Ressort-Minister erfolgte, fand aber seine Berufung in den höchsten Rath der Krone, den neugebildeten Staatsrath, statt.

Diese Ernennung wurde ihm durch folgendes offizielle Schreiben des Staatskanzlers bekannt gemacht:

„Des Königs Majestät haben jetzt wegen Einführung des Staatsraths die nöthigen Anordnungen zu treffen und zu bestimmen geruht, daß derselbe am 30. d. Mts. eröffnet werden und in Wirksamkeit treten soll. Nach Inhalt der von Sr. Majestät vollzogenen Verordnung vom 20. d. Mts. welche bei der Eröffnung publicirt und Ew. Excellenz noch besonders mitgetheilt werden wird, gehören dieselben zu denjenigen Staatsdienern, welche aus besonderem Vertrauen des Monarchen Sitz und Stimme als Mitglieder im Staats-Rath erhalten. Ich erfülle daher den mir gewordenen Auftrag Sr. Majestät des Königs, indem ich Ew. Excellenz hiermit ergebenst einlade, der Eröffnung des Staatsraths beizuwohnen. Die sämmtlichen Mitglieder desselben werden sich zu dem Ende in Gemäßheit der Bestimmung Sr. Majestät am 30. d. Mts. Vormittags gegen $^3/_4$ auf 10 Uhr zu einem feierlichen Gottesdienst in der Garnisonkirche versammeln und sich nach Beendigung desselben und einer großen Parade auf dem Königlichen Schlosse in die Zimmer der höchstseligen Königin Elisabeth begeben, wo der Monarch ebenfalls um 1 Uhr eintreffen und die Einführung dieser Behörde bewirken wird. Ich ersuche Ew. Excellenz ergebenst, Sich um die bemerkte Zeit ebenfalls gefälligst einfinden zu wollen.

Berlin, den 28. März 1817.

F. v. Hardenberg.

Der Staatsrath war somit feierlich constituirt worden, trat aber nicht sofort in Wirksamkeit.

Altenstein benutzte diese Zwischenzeit zu einer Reise in die Rheinprovinz,

wohl um dort an Ort und Stelle Land und Leute und die bestehenden staatlichen Verhältnisse zu studiren. Auf dieser Reise erreichte ihn in Düsseldorf ein Schreiben des Minister Rother, welches nach „Köln oder Koblenz“ adressirt war, folgenden Inhalts:

„Ew. Excellenz

kann ich heute erst mit Bestimmtheit melden, daß der Fürst nicht nach den Rheinprovinzen kommt. Wir gedenken in einigen Tagen von hier ab und auf einigen Umwegen nach Glinike zu gehen. Der Fürst bessert sich täglich und grüßt Sie herzlich. Vor dem 1. Oktober cr. wird der Staatsrath nicht eröffnet werden, aber bei den vielen Gegenständen, die hier zum Theil besprochen werden, erlauben mir Ew. Excellenz doch wohl die Bitte an Sie, nicht zu lange von Berlin weg zu bleiben. Unter uns gesagt, ich glaube, daß der Fürst auf Ihre Unterstützung in mehreren Theilen der Geschäftsführung in der Folge rechnet. Ich wünsche wohl, Ihre Reise-Route baldigst zu erfahren. Ihre Briefe erhalte ich am sichersten und schnellsten, wenn solche über Berlin gehen. Vielleicht ist es Ihnen auch möglich, gegen den 16. Oktober cr. in Berlin zu sein.

Mit herzlicher Verehrung und treuer freundschaftlicher Anhänglichkeit bleibe ich bis ans Grab

Pyrmont, 24. September 17.

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Rother.“

Nicht lange mehr sollte Altenstein auf die in der Cab.-Ordre vom 14. Juni 1816 ausgesprochene Königliche Verheißung eines selbständigen Wirkungskreises warten. Bei der Reorganisation der obersten Staatsbehörden wurde ein neues Ministerium für Kirchen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten errichtet und Altenstein durch Cab.-Ordre vom 3. November 1817 zum Chef desselben ernannt.

In dieser Stellung hat er eine der schwierigsten und umfassendsten Aufgaben, welche in dieser Zeit überhaupt einem Preuß. Staatsmann gestellt werden konnte, in ausgezeichneter, von allen Seiten anerkannter Weise gelöst.

Ihn in dieser Beziehung rechtfertigen zu wollen, hieße etwas unnöthiges zu thun. Eine umfassende Darstellung seiner Wirksamkeit als Kultusminister zu geben, muß seinem Biographen vorbehalten bleiben, was nicht ausschließt, daß vielleicht noch vor dem Erscheinen dieser Biographie einige Publikationen über Gegenstände von besonderem Interesse aus dieser Zeit erfolgen.

Zum Schluß glauben wir einen Akt der Pietät und Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn wir nochmals darauf hinweisen, daß ohne Hardenbergs persönliche Würdigung der Verdienste Altensteins als Staatsmann und ohne dessen bis ans Ende währende treue Freundschaft, Altenstein vielleicht nie in die Lage gekommen wäre, seine bedeutenden Geistesgaben, Kenntnisse und Charaktereigenschaften in großen Verhältnissen zum Wohl des preußischen Staats zur vollsten Geltung bringen zu können.

Noch 5 Jahre war es den Freunden vergönnt, zusammen zu wirken, als der Tod unerwartet den Fürsten Staatskanzler fern von der Heimat ereilte. Er starb zu Verona am 26. November 1822, während Altenstein noch weitere 18 Jahre in dem ihm durch die Vermittelung des vorangegangenen Freundes von seinem König angewiesenen Geschäftskreis segensreich thätig sein konnte.

Die Versuche zur Lösung des Eisenbahn-Concurrenz-Problems

von

Max Maria von Weber.

III.

Oesterreich.

Die Concurrenzerscheinungen im Gebiete des Oesterreichisch-Ungarischen Eisenbahn-Gebietes sind in ihren inneren Bedingungen von denen in Deutschland völlig verschieden. Abweichend von der geometrischen Form der Bewegung von Massen, um deren Beförderung eine Concurrenz in andern Ländern stattfinden kann, bilden die Richtungen der Massentransporte in Oesterreich auf der Landkarte fast ein Kreuz.

Die Hauptrichtung der Bewegung der oberirdischen Produkte Oesterreichs liegt im großen Ganzen von Ost nach West (Südost-Nordwest), die seiner unterirdischen Erzeugnisse von Nord nach Süd, von Süd nach Nord. Sein Getreide, sein Vieh, sein Holz, strömen aus der Bukowina, aus Galizien, Kroatien, Südungarn nach West- und Nordwesteuropa und seinen Häfen, ein Theil auch nach Triest und Venedig; seine Kohle bewegt sich aus den Nordböhmischen und Schlesischen Kohlenbecken nach Wien, den Industriebezirken Kärnthens und Steiermarks; die schönen Erze dieser Kronländer begegnen der Kohle auf ihrem Wege nach Norden in schlesischen Industriegegenden und nach nordischen Häfen. Der Personenverkehr, in den civilisirten Kronländern angehäuft, spielt im Oesterreichischen Eisenbahnwesen eine schwächere Rolle als in irgend einem der anderen leitenden Eisenbahnländer.

Die Transportmassen sind mit wenigen Ausnahmen (z. B. im Böhmischen Kohlenbecken) von mäßigem Belange, die Wege aber, welche sie zurückzulegen haben, fast überall bedeutend, so daß die gesammte Bewegungsleistung eine sehr beträchtliche und verhältnißmäßig günstig disponirte ist. Wenn daher der Bau-Preis der Bahnen ihrem Leistungswerthe angemessen, ihre Vertheilung über das Land eine rationelle, die Eisenbahnpolitik, welche das Entstehen der österreichischen Eisenbahnnetze und ihre Manipulation leitete, eine gesunde und consequente gewesen wäre, so hätte Nichts der Entwicklung einer sehr annehmbaren Durchschnittsprosperität des Gesammtbahncomplexes entgegengestanden.

Dieselben Momente aber, in welchen die vielfachen offnen und geheimen Ungesundheiten des Oesterreichischen Eisenbahnnetzes ihren Grund hatten, führten auch die Krankheiten seines Concurrenzwesens herbei, die man sich kaum complicirter denken kann, als sie es wirklich sind.

Dieselben lassen sich nur in den allerallgemeinsten Conturen hier skizziren. Zunächst ließ die Rivalität der beiden Reichshälften, weder in der Disposition der Linien über die Fläche des Landes, noch in deren Anschlüssen an die ausländischen Netze, das Verkehrsbedürfniß des Gesammtstaats zum gesunden Ausdrucke kommen. Dasselbe erlitt aber noch eine weitere Schädigung durch die Nationalitäts- und Kronlandspolitik, zu welcher sich jene Rivalität ins Kleine verzweigte und deren mehr oder minder lauteren Aktionen die Wechselwirkungen zwischen dem enorm complicirten Mechanismus einer vierfachen Volksvertretung mit einer dreifachen Regierung ein weites Tummelfeld boten.

Ferner gewährten die Creditverhältnisse des Reichs vaterlands- und gewissenlosen aus- und inländischen großen Finanzmächten einen in besser situirten Ländern schwer begreiflichen Einfluß auf Nationalleben und Regierung, die die Eisenbahn-Entstehung zwar stark, aber lediglich in ihrem Interesse stimulirten und in jeder Weise ausbeuteten. Schon aus dem Gesagten ist es erklärlich, daß Oesterreich sich bald mit einem Netze von Bahnen bedeckt zeigte, dessen Herstellungspreis durch Gründergewinne, Geldbeschaffungskosten, Kursverluste, Generalentreprisen, die häufig 40—50 % des ganzen Anlagekapitals verschlangen, ein außer allem Verhältnisse zu ihrer Beanspruchung stehender war und daß bei Disposition dieses Netzes über das Land meist alles Andre, vor allem aber der Einfluß der Finanz- und Unternehmercoterien, der Stimmenhandel im Reichstage und die mächtige Presse leitender gewesen war, als reine Motive und gesunde wirthschaftliche Gesichtspunkte. Dieselben Einflüsse bewirkten es auch in den meisten Fällen, daß den so entstandenen Bahnen Staatsvergünstigungen in den verschiedensten, zum Theil unbegreiflichsten Formen und aus noch unbegreiflicheren Gründen, Subventionen, Zins-, Netto- und Brutto-Erträgniß garantirt, Darlehne, Zu- und Vorschüsse Seiten des Staats gewährt wurden, auf denen häufig die Möglichkeit ihrer Existenz allein beruhte und die zahllose Objekte für die wildeste Börsenspeculation lieferten. Es darf nicht Wunder nehmen, daß auf diese Weise eine Menge Bahnen entstanden, die sich in ihren wirthschaftlichen Wirkungen gänzlich paralysirten, daß der Erwerb der Steuerträger auf Staatsvergünstigungen für völlig überflüssige, theuer gebaute Bahnen vergeudet wurde, daß auf Routen, deren Verkehr auf Jahrzehnte hinaus durch eine einzige Bahn vollständig gedeckt erschien, zwei und drei a priori nothleidende Linien mit allen Attributen der Weltverkehrsbahnen im großen Style entstanden, die andern Falls nur die Wahl gehabt hätten, an der Theilung der Verkehre oder an der Concurrenz zu Grunde zu gehen.

Zu all diesen, Concurrenzen und Competenzen der nachtheiligsten Art heraufbeschwörenden Verhältnissen, gesellte sich noch, als fast verderblichstes Moment von Allen, der Umstand, daß seiner Zeit die Oesterreichische Regierung, angesichts gewisser finanzieller Verlegenheiten, vornehmlich aber der Ueberzeugung, sie nicht

administriren zu können, sich veranlasst sah, ihre Staatsbahnen an sehr mächtige französische Gesellschaften zu verkaufen. Diese großen Capitalmächte verstanden es, durch Aufbietung ihrer unwiderstehlichen Einflüsse zum Erwerbe neuer Concessionen, neuer Strecken 2c. ihre Netze von der Südostgrenze des Reichs bis an die Nordwestgrenze, vom Adriatischen Meere bis zu dem die Schweiz und Oesterreich scheidenden Gebirgsstock auszudehnen, die Haupt-Alpenpässe in ihre Gewalt zu bekommen und sich der Linie zu bemächtigen, welche die Monarchie mit dem einzigen bedeutenderen Handelshafen derselben, Triest, verbindet und ihre Hand auf dessen directe Verbindung mit den Korn- und Wein-Provinzen Ungarns zu legen. Diese gewaltigen Eisenbahnnetze, welche zu den größten in einer Hand befindlichen Complexen Europas gehören, arbeiteten, wie s. Z. der damalige Generaldirektor des bedeutendsten derselben officiell in Frankreich ausgesprochen hat, in Oesterreich auf Oesterreichs Kosten für französische Interessen und machten in allen Hauptverkehrsrichtungen den mit ihnen gleiche Zwecke verfolgenden österreichischen Bahnlinien starke, sehr häufig siegreiche Concurrenz.

Von den in derselben Richtung laufenden, verschiedenen Eigenthümern gehörigen, aber ähnliche Verkehrstendenzen verfolgenden Linien waren meist eine oder die andre vom Staate gar nicht, zweite und dritte aber in verschiedenen Formen von ihm subventionirt, zwischen den Gegnern in diesem Concurrenzkampfe waren daher Vor- und Nachtheile überaus ungünstig vertheilt. Die wunderlichste Concurrenz entwickelte sich aber zwischen derselben Gesellschaft gehörigen, denselben Verkehrsbezirken dienenden Linien, von denen einige vom Staate subventionirt, andere dies nicht waren. Die natürliche Folge war hier die Ablenkung der Verkehrsmassen von den garantirten weg auf die nicht garantirten. Selbstverständlich modificirten sich die Concurrenzinteressen nach der Verschiedenheit des Princips der vom Staate gewährten Subventionirung, wie denn z. B. eine Linie, für deren Capital der Staat einen festen, landesüblichen Zinsfuß garantirt hatte, gar keine Anstrengungen bei ihrer Manipulation erforderte, wo hingegen die Garantie eines Bruttoerträgnisses eine gute Verwaltung nicht unnöthig machte. Es gab endlich Linien, die derselben Gesellschaft gehörten und die denselben Verkehren dienten, und die theils sämmtlich vom Staate, aber nach verschiedenen Principien subventionirt, theils verschieden schwer zu betreiben waren und schließlich auch Complexe, in denen vom Staate garantirte Linien wieder Garantie für nicht vom Staate garantirte Strecken geleistet hatten.

Die Concurrenz konnte daher in Oesterreich in fast unabsehbarer Variation stattfinden und zwar z. B.

zwischen fremdem und einheimischem Capital gehörigen Linien;

zwischen Linien gleicher Verfassung;

zwischen vom Staate garantirten und nicht garantirten Linien verschiedenen Besitzes;

zwischen vom Staate garantirten und nicht garantirten Linien in selbem Besitze;

zwischen verschiedenen vom Staate garantirten Linien in verschiedenem Besitze;
zwischen verschiedenen vom Staate garantirten Linien in selbem Besitze ꝛc. ꝛc.

Rechnet man nun die verschiedenen Methoden der Subventionirung, die Einflüsse der virtuellen Längen auf die Betriebskosten, die Verschiedenheit der Herstellungskosten der Bahnen hinzu, so stellt sich das ganze Chaos der Verhältnisse deutlich vor Augen, unter denen der Concurrenzstreit in Oesterreich stattfindet.

Gegen die verderblichen Einflüsse, die derselbe auf den Eisenbahncredit und die Prosperität der Bahnen ausgeübt hat, würde die Staatsoberaufsicht über die Eisenbahnen in Oesterreich, angesichts dieser enormen Complicationen und der mächtigen Einwirkungen, die sie in ihrem Interesse conserviren, auch dann wenig auszurichten im Stande sein, wenn dieselbe mit mehr Machtvollkommenheit ausgerüstet wäre, nach gesünderen Principien und weniger schwankend gehandhabt würde, als es seit langer Zeit der Fall ist. Die auch hier vielfach in Laien-, Regierungs- und Volksvertretungskreisen aufgetauchten Bestrebungen, und die aus denselben resultirenden Versuche, die Tarife auf administrativem oder selbst legislatorischem Wege zu regeln, mussten sich wie überall der Nothwendigkeit des Lebens gegenüber als Laienschwärmerei erweisen, da den unendlichen Variationen dieser Nothwendigkeiten man nicht Rechnung tragen, dem geheimen Abkommen, für welches sich jedem Verbote gegenüber ausweichende, immer neue Formen finden lassen, nicht vorbeugen kann.

Wie überall, so hat auch in Oesterreich die Klugheit die Concurrenzlinien gleicher Stärke zu Vereinbarungen über gleiche Tarife, Verkehrs- und Einnahmetheilungen geführt, die indeß theils nicht entfernt die Vielfältigkeit der Verhältnisse decken, theils lediglich auf gegenseitiges Vertrauen gestellt sind. Im letzteren Falle sind diese Vereinbarungen, wie mehrfach erwähnt, völlig illusorisch, da die Ueberwachung der Handhabung derselben nur durch gleichstehende Contrahenten, nicht durch außerhalb der vereinbarenden Verwaltungen stehende, unabhängige Organe erfolgt, und kein zwingendes Element vorhanden ist, welches auf Erfüllung der Abkommen dringen, in auf dasselbe bezüglichen Zweifelsfällen als Schiedsrichter auftreten könnte.

Die Lösung des Eisenbahn-Problems ist daher in Oesterreich nur in soweit gefördert worden, als die Bahncomplexe des Reichs den Verbänden angehören, welche die Concurrenzkämpfe mit offenem Visire führen, und innerhalb dieser Grenzen konnten natürlich Erfolge nur in beschränktem Maße, klärende Erscheinungen gar nicht erwartet werden.

Amerika.

Jenseits des atlantischen Oceans, wo das Eisenbahnwesen ein ganz anderes Amt, eine ganz andere Physiognomie, einen ganz anderen Character als bei uns hat, müssen auch die Concurrenzen ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach von den bei uns in die Erscheinung getretenen ganz verschieden sein.

Das Eisenbahnproblem hat sich dort größer, complicirter und die Lösung gebieterischer fordernd gestellt, hat einen noch bedeutenderen Raum im Leben des

Eisenbahnwesens in Besitz genommen als in Europa; es hat aber auch einen großen Theil der seine Lösung erschwerenden, in den alten Denk- und Verwaltungsformen begründeten Hemmnisse in der alten Welt zurückgelassen.

Man ging auf tabula rasa, ohne Voreingenommenheiten an die Beantwortung der Fragen und mit direkt auf den Zweck losschreitenden kräftigen Mitteln; zuweilen, ja häufig, auch mit solchen, deren „Vorurtheilslosigkeit" in den Ländern der alten Welt mit Recht einen weit strengeren Namen erhalten haben würde.

Die Civilisation schreitet in Amerika, wie die der ganzen Welt, von Ost nach Westen vor. Die Verkehrsbewegung in der Union, einem Lande, das siebzehn Mal so groß ist wie das deutsche Reich, gravitirt jedoch im Gegensatz zu der Hauptrichtung der Verkehre in Europa, nach Osten, von den großen Produktionsgebieten des Westens her nach den übervölkerten östlichen und westlichen Küsten des Atlantischen Meeres und über dieselben nach Europa hinüber.

Dieses Land ist ohne Vergleich das reichste der Welt an allen Stoffen auf deren Verbrauch die moderne Civilisation beruht: Getreide, Holz, Kohle, Eisen Baumwolle und Petroleum.

Die Productions- und Consumtions-Geographie der Union zeigt bei dem unermeßlichen Reichthum des Bodens in jeder Beziehung sehr große Distanzen, zwischen den Erzeugungsquellen und den Verwerthungs- oder Verschiffungsplätzen. Der Schwerpunkt der Getreidebewegung, die sich im Jahre 1876, in seit zehn Jahren ununterbrochener Steigerung, bereits über 220 Millionen Centner erhob, liegt fast tausend englische Meilen weit westlich von den consumirenden Oststaaten und den Hauptverschiffungs-Häfen: New-York, Philadelphia, Baltimore, Montreal und Boston, und ein eigenthümliches Geschick hat es gefügt, daß die Kohlenfelder der Union, deren Fläche die der englischen um das zehnfache übersteigt und deren Ausbringung 1876 schon weit über 1000 Millionen Centner betrug, fast immer die Kohle oder den Anthracit, der zu einer gewissen Industrie besonders tauglich ist, an einer Stelle enthalten, die weit ab von den Fundorten der zu dieser nöthigen Materialien liegt. Die Kohlenfelder von Pennsylvanien, Maryland, West-Virginia, Ohio, Illinois, Jowa rc., die Anthracite vor Pennsylvanien und Rhode-Island liegen z. B. sämmtlich in weiter Entfernung von den Eisenerzen, zu deren Ausbringung sie sich besonders eignen.*)

Der weithingehende Kohlenverkehr auf den Eisenbahnen Nordamerikas hat daher schon im Jahre 1875 über 500 Millionen Centner, der auf den Wasserstraßen 250 Million Centner betragen, so daß der Ohio mit einem Transportquantum, das in Frühlingsmonaten sich oft auf 20 Mill. Centner im Monat erhebt, wahrscheinlich als die frequenteste Kohlenverkehrsstaße der Welt betrachtet werden kann.

---

*) Anmerkung. Ueberdies fehlt es in der Union an genügenden Massen manganhaltiger und phosphorarmer Erze, so daß die amerikanische Eisenindustrie eines Importes solcher aus Algier, Spanien und Canada bedarf, der sich fast auf 10% ihrer gesammten Production erhebt.

Das Holz wird täglich von der Civilisation mehr nach Westen gedrängt und damit wächst der Weg, den es nach seinen östlichen Versandthäfen zurückzulegen hat.

Von den Großproductionen Amerikas ist es die die Nähe der Meeresküste liebende Baumwolle allein, die keine sehr großen Strecken auf den Bahnen zurückzulegen pflegt.

Die Concurrenz-Kämpfe, welche als Siegespreis den Massen-Transport dieser räumlich so getrennten großartigen Producte anstreben, sind so interessanter Natur, daß es sich lohnt, auf ihre frühesten Phasen zurückzugreifen, um aus ihnen eine Weiter-Entwickelung derselben verfolgen zu können, welche die rapideste und wechselvollste aber auch zielbewussteste ist, die das gesammte Eisenbahnwesen aufzuweisen hat.

Als das Eisenbahnwesen in der Union erschien und das Land binnen anderthalb Menschenaltern mit seinem gewaltigen Netze von Eisenstraßen überzog, besaß dieselbe bereits ein System natürlicher und künstlicher Wasserstraßen, wenig geringer an Ausdehnung als das der jetzigen Bahnen. Diese Wasserstraßen-complexe gestatteten es, die Producte des Landes zu einem sehr wesentlichen Theile, ohne daß sie eine Landstraße berührt hatten, an die Consumtions- oder Verschiffungsstellen zu bringen.

Der Verkehr auf ihnen war selbstverständlich ganz frei und außerordentlich wohlfeil, in so weit er sich zu Thal auf den Flüssen, oder im Stauwasser der Seen und Kanäle bewegte. Diese vollkommen freie, weder an Tarife noch Regulative geknüpfte, sehr billige Verkehrsbewegung, reflektirte sich selbstverständlich in den Eisenbahnen, welche in ihrem Bereiche entstanden und trug durch ihre Concurrenz wesentlich dazu bei, die Regelung der letzteren im Europäischen Sinne völlig illusorisch zu machen.

Der Concurrenzkampf, der sich nun zwischen den Wasser- und Eisenstraßen Amerikas entwickelte, gehört zu den großartigsten und erbittertsten, welche die Verkehrsgeschichte zu verzeichnen hat. Bei diesem Kampfe handelte es sich hauptsächlich um den Transport der ungeheuren, jährlich mehr anschwellenden Getreidemassen, die in dem Sammelpunkte Chicago am Ontario See zusammenfließen und von dort aus die Wahl haben, ob sie über die Seen und den Erie-Kanal, mit großem Umwege aber sehr wohlfeil, nach New-York, oder per Bahn nach einem der anderen Verschiffungshäfen, Philadelphia, Baltimore, Montreal oder Boston gelangen wollen. So lange die vier anderen Exporthäfen nicht daran dachten, New-York, das den Erie-Kanal besaß, das Monopol des Getreide-Transportes streitig zu machen, konnten auch die Bahnen, welche ihre Richtung zu dieser Concurrenz befähigte, nicht daran denken. Aber diese großen und reichen Städte sammt den hinter ihnen stehenden Staaten: Pennsylvanien, Maryland und Massachusetts, erkannten bald die ganze Bedeutung der Gewinnung der Getreideexporte für ihre Hafenplätze, die ein großes Opfer an Eisenbahntransportsätzen werth war. Nun begann der Kampf, der von ihnen beeinflussten, ja ihnen vornehmlich gehörigen Bahnlinien, nicht allein mit dem See- und Kanalwege, sondern auch mit den hauptsächlich New-York dienenden Bahnstrecken, so daß binnen vier Monaten der

Frachtsatz für den Bushel Getreide zwischen Chicago in New-York von 19,2 Cent. auf 9,5 Cent., das ist auf ca. 0,16 Pfennig pro Centner und Meile, herabgedrückt wurde.

Derselbe schnellte zwar sofort wieder fast auf seine alte Höhe zurück, wenn Frost den Wassertransport behinderte, und die Dauer die Winters entschied oft allein über die Rentabilität einer Bahnlinie, aber diese gewaltsame Depression hatte die Folge, daß auf allen großen Strecken im Jahresdurchschnitt die Bahnen, allerdings meist mit Aufgabe jedes reellen Nutzens aus diesen Transporten, über das Wasser siegten und zwar ungefähr in folgenden Verhältnissen:

Zwischen Chicago und den Atlantischen Seehäfen vertheilte sich die Transportmasse zu Wasser und zu Bahn in Procenten der Gesammtmasse

	zu Wasser	per Bahn
1873	70,2	29,8
1874	67,0	33,0
1875	59,0	41,0
1876	47,4	52,6

so daß im Jahre 1876 sogar die faktische Masse der Bahnbewegung größer geworden war, als die zu Wasser.

Bald aber wurden diese Concurrenzen, aus solchen zwischen Wasser und Bahn, zu solchen zwischen denjenigen Bahnen unter einander, die große Stapelplätze und Knotenpunkte bedienten, welche ihrerseits um das Gewinnen der Umsätze stritten.

Wir erwähnten oben schon, daß in Amerika die Consumtions-, beziehentlich Verschiffungs- oder Verwerthungsplätze fast alle durch große Entfernungen von den Productionsstellen getrennt liegen. Dies gab dem Verhältnisse zwischen Durchgangs- und Localverkehr in Amerika eine ganz andere Bedeutung als in Europa. Die Masse der Verkehre bildeten dort die ersteren und gerade diese große Masse musste fast um jeden Preis gefahren werden. So kamen die absurdesten Concurrenzverhältnisse zum Vorschein.

Es wurden Millionen Tonnen, mit Bewusstsein, weit unter den Selbstkosten des Transports auf sehr große Entfernung hinbewegt, also nicht um selbst daran zu gewinnen, sondern um den Ruin des Nachbars zu beschleunigen. Bahnen, deren Strecken Hunderte von Kilometern lang waren, die über Gebirge führten, nahmen den Kampf mit weit kürzeren und ebeneren Linien auf. Die Verwirrung wurde noch dadurch vermehrt, daß sich sowohl unter den großen Versendern als unter den Empfängern Vergesellschaftungen bildeten, sogenannte Rinks, die theils aus außerhalb des Eisenbahnwesens liegenden Interessen gewisse Linien um jeden Preis begünstigten, theils von den Bahnen zur Bildung eines Grundstocks für ihre Verkehre herangezogen und im Geheimen außerordentlich begünstigt wurden, sich aber verpflichten mussten, den Bahnen durch die ganze Macht ihrer legalen und illegalen, offenen und geheimen Verbindungen, Transport zu höheren als den ihnen gewährten Frachtsätzen, heranzuschaffen.

Daß bei diesen Pakten beiderseitig sowohl das Geheimniß als der Ver-

trag fortwährend gebrochen und der Bruch nach Kräften ausgenutzt, ja dem, der ihn klug beging, lediglich als „smartness“ achselzuckend ausgelegt und vergeben wurde, ist der amerikanischen Geschäfts-Anschauung gemäß; weit verwunderlicher ist es, daß trotz dieser Brüche, die Pacte den Parteien noch genug Vortheil schafften um sie wenigstens zeitweis und pro forma fortbestehen zu lassen. Solche „Rinks“ waren auch die Keime, aus denen sich die großen Transportgesellschaften entwickelten, die sich bald fast des ganzen Zwischengeschäftes zwischen Parteien und Bahnen bemächtigten und Beide in ihrem Interesse, das sich im Grunde wieder in das der einzelnen Mitglieder auflöste, dominirten, ja tyrannisirten und ausbeuteten. Ohne ihren Willen bewegte sich fast kein Centner Gut mehr auf amerikanischen Bahnen, und ihr Interesse wechselte zwischen dem der Börse, den großen Industrieunternehmungen, dem des Erndtevertriebs, der Waldausbeutung, der Hafenumschläge, der Grundverwerthung, des Gold- und Silbercurses ꝛc. in für das Publikum völlig unverständlichen Richtungen, so daß dasselbe heut auf einer Linie plötzlich, eben so unerklärlicher Weise, die Transportpreise sinken, als es dieselben morgen auf der andern steigen sah, um übermorgen den entgegengesetzten Proceß, eben so unmotivirt, wieder zu erleben.

So konnte z. B. die gesammte Tendenz einer Transportgesellschaft, um die Aktien eines Eisenwerks, bei dem viele ihrer Mitglieder betheiligt waren, zu heben, monatelang die Eisentransportpreise auf den zubehörigen Bahnen fallen machen und wenn jene ihre Aktien an den Mann gebracht hatten, mit einem Tage wieder in die Höhe schnellen lassen.

Das Schlimmste war, daß das Gros des versendenden und beziehenden Publikums von der Depression der Transportpreise für große Strecken und Massen nicht allein fast keinen Vortheil, sondern eher Nachtheil hatte. Denn jene Depression kam größtentheils der Großindustrie und dem Groß- und auswärtigen Handel zu gut, während die Bahnen sich wenigstens zum Theil und so viel es anging, durch möglichst hohe Preise im Land-, Klein- und Zwischenverkehr schadlos zu halten suchten. Es ist vorgekommen, daß z. B. für Roheisensendungen die ca. 100 Meilen über Chicago hinausgingen, für diese Strecke derselbe Frachtsatz wie für die von New-York nach Chicago erhoben wurde, da sie außerhalb der Concurrenzstrecke lag.

Kam nun hinzu, daß die tiefe Gesunkenheit der sittlichen Anschauung in allen ihren Beziehungen auf das „Geschäft“, die Begriffe von „Recht“ derart verschoben hatte, daß das „Gelingen“ das einzige Kriterium für die Handlungen wurde; daß die politische Partei fast allein noch den Richterspruch diktirte; daß der Wechsel der Beamten mit dem des Präsidenten den Beamtenstand tief corrumpirt hatte; daß das Gemeindewesen in tiefer Fäulniß lag und die Souverainetät des Geldes die einzige wirklich allgemeingültige Raison der bürgerlichen Gesellschaft geworden war, so erschien der Zustand des amerikanischen Eisenbahnwesens zur Zeit, wo auch dort der ungesunde sogenannte Aufschwung seinen ebenso irrationellen Rückschlag fand, fast trostlos, was sich in zahlreichen Bankerotten großer Gesellschaften und dem finanziellen Ruin ganzer Bahncomplexe kundgab.

Zum Glück war der amerikanische Nationalgeist viel zu sehr auf „ahead“ und „self help“ gestellt, um Angesichts der großen und gewiß nicht sofort besiegbaren Calamität den Muth sinken, die Thatkraft schwach werden zu lassen, oder gar nach der Hilfe der Regierung zu verlangen.

Es wurde zwar hier und da der Ruf nach dem regulirenden Einflusse von Staatsbahnen laut, derselbe musste aber wegen der absoluten Unvereinbarkeit der Idee mit der Staatsmaxime, ihrer Unausführbarkeit dem Nationalgeiste gegenüber und endlich im Hinblick auf die Corruption des Beamtenwesens, sofort wieder verstummen.

Man erkannte allgemein und klar, daß „es so nicht fortgehe,“ wenn nicht allgemeiner Ruin die Folge sein sollte und schloß, rein praktisch und ohne jeden sentimentalen Seitenblick auf Sitte und Moral, daß, da man mit Unredlichkeit, „Smartness“ und Unordnung tiefunten bei der Hefe angekommen sei, und durch weiter Hinabsteigen kein schlaues Geschäft mehr machen könne, es offenbar kein anderes Mittel gäbe, als es wieder mit der Ehrlichkeit und Ordnung zu versuchen — wenigstens so lange bis der Kreislauf aufs Neue beginnen könne. Der Entstehung dieser Ueberzeugung folgte die That auf dem Fuße in Gestalt der neuesten praktischen Bestrebungen, das Eisenbahnproblem zu lösen.

Zwar waren die schlimmen Geister, welche die ganze überrealistische Entwickelung der amerikanischen Union erzeugt und die in allen eben skizzirten Erscheinungen Körper gewonnen hatten, nicht leicht und nicht auf einmal zu bannen, sie wurden aber doch derart von der Herrschaft verdrängt, daß, wenn auch Kluge immer von Neuem versuchen die redlichen Einrichtungen der Klügsten durch Unredlichkeit auf deren Kosten auszunutzen, diese Versuche, den einzig möglichen Weg der Ehrlichkeit in Mißkredit zu bringen, unter dem Drucke der allgemeinen Meinung immer seltener zu werden beginnen.

Nachdem die Eisenbahn-Gesellschaften erkannt hatten, daß der in der skizzirten Weise geführte Concurrenzkampf die Prosperität ihrer Aller in drohendster Weise gefährde und daher aufgegeben werden müsse, kamen sie sofort zu der Ueberzeugung, daß man sich um jeden Preis nach Maßnahmen umzuthun habe, die geeignet seien, dem Schaukelspiele der Transportpreise und dem daraus resultirenden allgemeinen Sinken derselben zu steuern.

Sie glauben jetzt die entsprechenden Mittel zur Erreichung dieses Zweckes in der energischen Ausführung einer Idee gefunden zu haben, die zuerst von einem der eminentesten Eisenbahn-Fachmänner der Vereinigten Staaten, Albert Fink zu Washington angeregt worden ist und die die Meinung der praktischen Eisenbahnleiter in immer weiteren Kreisen gewonnen hat.

In der That scheint die durch diese Idee angebahnte Lösung des schwierigsten aller Eisenbahn-Probleme, deshalb die rationellste aller bisher in das Leben geführten, weil sie in der innersten Wesenheit des Verkehrs im Allgemeinen und des Eisenbahn-Verkehrs im Besondern begründet, und weil ihre Ausführung mit allen ihren praktischen Consequenzen und Maßnahmen aus denselben heraus construirt ist.

Wie alle epochemachenden Ideen hat auch die hier zu besprechende nicht mit einem Schlage hervor- und in allgemeine Nutzung treten können, sondern sie hat sich aus ersten Anfängen, vielfach mißgreifend und sogar schädigend, an sich selber vollenden und zur Klarheit eines vollgeltenden Princips erheben müssen, ja sie hat sogar den Abschluß ihrer Entwickelung zur höchsten und ersprießlichsten Leistungsfähigkeit noch nicht erreicht.

Es wird daher wohl auch am besten sein ihre Entstehung zu verfolgen. Ihr Ausgangspunkt ist das Princip des Syndikats der gemeinsamen Interessen, ausgedrückt durch Theilung der Verkehre nach freiwillig vereinbarten Grundsätzen. Der Sprachgebrauch hat diese Syndikate nach Analogie gewisser Vergesellschaftungen bei einzelnen Spielen (z. B. Boule beim Billardspiel) und von Vorgängen im Bereich des Sport und Turf, wobei alle Betheiligten zur Vertheilung gleicher Nutzen und Schäden zusammentreten mit dem Worte „Pool" (eigentlich Sumpf, Teich 2c.) bezeichnet.

Diese Vereinigungen haben nicht den Zweck für die Betheiligten die Chancen des Gewinns im Geschäft zu erhöhen, sondern lediglich den, sie gegen die Zufälligkeiten unbegränzter Concurrenz zu schützen und jeden von ihnen denjenigen Antheil an den gemeinsamen Geschäften zu sichern, der ihm nach reiflicher Erwägung in freier Vereinbarung von der Gesammtheit der Interessenten zugebilligt worden ist.

Man ist nicht ohne langes und starkes Widerstreben zu dieser für amerikanische Freiheitsempfindungen peinlichen Selbstbeschränkung gekommen und es hat der ganzen bittern und verderblichen Erfahrungen während der Zeit der völlig schrankenlosen, oder durch unzureichende Maßnahmen nur nominell geminderten Concurrenz bedurft, um die Bahnverwaltungen dazu zu bewegen.

Die erste Vergesellschaftung dieser Art wurde im December 1873 geschlossen, wo die Verwaltung der vier Eisenbahnen, die von Atalanta in Georgien aus nach der Seeküste führen, in diesem Orte zusammenkamen und unter dem Namen „Atalanta Pool" ihre Interessen zu vereinigen strebten.

Seitdem hat sich diese Vereinigung, deren Wesen und Form sogleich viel Anklang fand bedeutend ausgedehnt und umfasst jetzt unter den Namen „The Southern Railway and Steamship Association" einen großen Theil des Eisenbahnnetzes der beiden Carolinas, Georgiens, Alabama's, Virginiens und Tennessee's in einer Länge von mehr als 15,000 Kilometer, sowie eine Anzahl Dampfer-Linien, worunter diejenigen, welche die südlichen Häfen Westpoint, Richmond, Norfolk, Portsmouth, Wilmington, Charleston, Port Royal, Savannah und Brunswick mit Baltimore, Philadelphia, New-York und Boston verbinden.

Dieses Beispiel fand bald lebhafte Nachahmung und das Eisenbahn-System der Union zählt jetzt zahlreiche weitere solche Vergesellschaftungen („Pools"). Unter diesen sind besonders die Association der Süd-West Bahnen, die Syndikate der Linien von Chicago nach Omaha, der Nordwestbahnen zu nennen, auf welche unten näher eingegangen werden wird.

Die Vereinbarungen dieser Gesellschaften von Gesellschaften umfassen durchaus

nicht immer, ja sogar nur selten, deren sämmtliche Geschäftssphären, sondern meist nur die Zweige derselben, in denen die Interessen der Theilnehmer collidiren.

Da nun Getreide-, Vieh-, Kohlen- und Petroleum-Transporte den Haupttheil der Verkehre auf amerikanischen Bahnen ausmachen, so beziehen sich die Uebereinkünfte sehr oft nur auf diese, während sie den Bahnen für ihre andern Verkehre völlig freie Hand lassen.

So gibt es einen Vieh-Pool in Chicago, einen Anthracit-Pool in Pittsburg, einen Petroleum-Pool in Philadelphia. Im Folgenden sei einiger dieser Pools eingehender Erwähnung gethan.

Die „Vieh-Transport-Pool" genannte Vereinigung stammt aus dem Jahre 1877 und bezweckte dem vernichtenden Vieh-Transport-Tarif-Kriege zwischen den verschiedenen Linien ein Ende zu machen, die von Chicago nach New-York, Baltimore, Philadelphia und Boston laufen. Dieser Kampf hat zu den erbittertsten gehört, welche die Eisenbahn-Geschichte aufzuweisen hat. Die Gesellschaften arbeiteten bei den Vieh-Transporten nicht allein ohne Nutzen, sondern sogar oft mit beträchtlichem Schaden. — Ja während einer kurzen Zeit wurden einige Ladungen Vieh von Chicago nach Pittsburg umsonst gefahren und Transporte zu 5 Dollar per Wagenladung von Chicago nach einem der Atlantischen Häfen waren gewöhnlich, während der jetzt übliche Satz von 110 Dollar für diese Leistung, wobei eine Entfernung von über 2000 Kilom. in das Spiel kommt, von Niemandem zu hoch gefunden wird.

Das Datum der Entstehung des Petroleum- (oder Coal-Oil-) Pools ist nicht genau bekannt; derselbe umfasst die von der New-York-Centralbahn und dem Hudson nach der New-York-, der Erie- und der Westbahn, sowie nach dem Pennsylvanischen Netze führende Strecken. Die Thätigkeit dieses Pools, der mit der mächtigen Gesellschaft in naher Verbindung steht, welche unter dem Namen „Standard Oil Company" ein fast ausschließliches Monopol der Petroleum-Manipulation besitzt, ist eine sehr interessante und sei hier mit besprochen, obgleich sich dieselbe neuerdings in einer Richtung geltend macht, die ein ganz neues Transportmittel in Concurrenz mit den Eisenbahnen stellt, wodurch sie dem hier behandelten Gegenstande entfremdet wird.

Die Petroleum-Produktion beschränkt sich auf zwei Distrikte, von denen der eine der Pennsylvanische, der andere der Bradford-Distrikt heißt. Der erstere ist ganz in Pennsylvanien, der andere zum Theil auch in New-York gelegen. Die Oel-Produktion der Vereinigten Staaten erhob sich im Jahre 1879 auf 38,715,000 Hectoliter, von denen 70 % auf den Bradford-Distrikt kommen. Der Handel mit diesem Petroleum, die Raffinirung des Rohstoffes, der Vertrieb und die Magazinirung desselben, befindet sich zu 95 % seines Gesammtbetrags in den Händen der genannten Gesellschaft von sogenannten „Oelkoenigen."

Diese sehr reiche Gesellschaft führt jetzt im Großen Maßnahmen durch, welche sie von den Eisenbahnen in Bezug auf den Transport des Petroleums ganz unabhängig machen sollen.

Sie hat in den Petroleum-Distrikten ein Netz von Röhren, dessen Aus-

dehnung sich schon nach hunderten von Kilometern beziffert, angelegt, mittels deren das Petroleum direct von den Quellen aus nach den Raffinir-, Magazinir- und Versendungspunkten gepumpt wird. Die Gesellschaft steht im Begriffe solche Röhren zunächst bis nach Williamsport und dann nach den Seehäfen hinzuführen, so daß der Petroleum-Transport im Lande selbst mit den Eisenbahnen gar Nichts mehr zu schaffen haben würde.

Auch sämmtliche Anthracitkohlen der Union finden sich in dem, in Bezug auf seine geognostischen Verhältnisse so merkwürdigen Pennsylvanien in drei Bereichen vor, die man das nördliche, das Central- und das südliche Lager oder die Bassins von Wyoming, von Lehigh und von Schuylkill nennt.

Die Produkte des nördlichen Bassins werden meist vom Hudson-Delaware-Canal von der Delaware-Lackawanna, der West-Eisenbahn oder der Pennsylvania-Kohlen-Bahn befördert, während die des Bassins von Lehigh meist die Linien, welche dieß Bassin selbst durchsetzen, oder die Centralbahn von New-Jersey benutzen. Die Philadelphia- und Reading-Bahn aber transportirt fast alle Kohlen des Schuylkill-Bassins.

Im Monat December 1872 schlossen diese sämmtlichen Bahnen einen Vertrag, der den Antheil einer jeden an diesem ungemein großen Verkehre bestimmte. Dieser Vertrag ist bis 1876 in Wirksamkeit gewesen. In diesem Zeitraume hatten aber die Eisenbahngesellschaften selbst einen so beträchtlichen Theil der Anthracitwerke erworben und sich so bestimmt über das Maß der Ausbringung dieses wichtigen Materials geeinigt, daß sie vollständig Herren des Preises desselben und seines Transports geworden waren.

Sie nutzten diese Gewalt in einer Weise zum Schaden der gesammten Industrie aus, daß die öffentliche Stimme sich laut und allgemein dagegen erhob und, unterstützt von kleinlichen inneren Zerwürfnissen, die Vergesellschaftung moralisch zu ihrer Auflösung nöthigte.

Die Einflüsse der öffentlichen Meinung und das einmüthige Widerstreben der Industrie verhinderten auch eine im Jahre 1877 versuchte Wiederbelebung dieser „Combination.“ Die Situation der Eisenbahn-Tarife ist, nach der Auflösung des Vertrags von 1872, wieder die frühere geworden und ist so bis zum Januar 1878 geblieben.

Zu dieser Zeit ließ das allgemeine Stürzen der Transportpreise und das Sinken der Prosperität der betreffenden Eisenbahnen, die keinerlei Dividende an ihre Actionäre, ja nicht einmal die Zinsen ihrer Prioritäten zu bezahlen im Stande waren, auf die Herbeiführung anderer Zustände durch ein neues Uebereinkommen denken und sieben Gesellschaften traten in ein solches, das im März 1878 abgeschlossen wurde.

Dies Uebereinkommen billigte der Philadelphia- und Reading-Bahn 28,625 %, der Lehigh-Bahn 19,750 %, der New-York Centralbahn 12,905 %, der Delaware-, Lackawanna- und West-Bahn 12,750 %, dem Delaware- und Hudson-Canal 12,480 %, der Pennsylvanischen Bahn 7,625 und der Pennsylvania-Kohlen-Gesellschaft 5,865 % des Gesammtverkehrs zu.

Auch diese Vergesellschaftung hatte kein langes Bestehen, sie löste sich schon nach kaum einem Jahre in Folge des Protestes einiger Gesellschaften gegen die Correctheit der ihnen zugeschriebenen Procentsätze auf. Sie schloß ihre Thätigkeit schon am 1. Janur 1879.

Weitere Beispiele von Eisenbahnen, die zu Pools zusammentraten, sind die South-Western-Railway-Association, das Syndicat der Nord-Westbahnen und der Chicago- und Omaha-Pool.

Die erstere umfasst die Eisenbahnen, die von St. Louis, Chicago und Toledo nach St. Joseph, Leavenworth, Atchinson und Kansas-City am Missouri führen.

Die Einnahmen dieser Association sind durch Uebereinkunft in folgender Weise an die drei Sectionen vertheilt worden, in die man das Netz zerlegte: vierundvierzig ein halb Procent erhalten die von Chicago, ebensoviel die von St. Louis ausgehenden Bahnen und elf Procent die Wabash-Linie.

Das Syndicat der Nord-Westbahnen, gegründet im September 1874, bestand ursprünglich nur aus drei Bahnen, der Chicago-Milwaukee-St. Pauls-Bahn, der Chicago-Nord-West-Bahn und der Chicago-St. Pauls-Minneapolis-Bahn. Seit dem Jahre 1877 hat sich aber dieser Pool auch auf die Bahnen erstreckt, die von Chicago aus über Milwaukee nach La Crosse in Wisconsin und nach Winaua in Minnesota führen.

Der Chicago- und Omaha-Pool umfasst folgende von Chicago ausgehende Linien: die Chicago- und Nord-West-Bahn, die Chicago-Rhode-Island- und Pacific-Bahn und die Chicago-Burlington-Quincy-Bahn.

In der Reihe der unter den letzten beiden Pools aufgeführten Bahnen finden wir die Chicago-Nord-West-Bahn als beiden angehörig bezeichnet, was ein neues Licht auf die denkbare Vielseitigkeit dieser Associationen wirft.

Die neueste, bei Weitem großartigste und auch interessanteste aller ähnlichen Vergesellschaftungen ist diejenige, welche die Interessen der sämmtlichen großen Bahnen zusammenfasst, die von Westen und Nord-Westen herkommend, in den Hafenstädten des atlantischen Oceans münden.

Wir haben oben schon die Erscheinungen, die sich auf diesem Verkehrs-Gebiete bei der Concurrenz sowohl zwischen Wasserweg und Eisenbahnen, als zwischen den letzteren beobachten ließ, wegen ihrer typischen Bedeutung für alle Vorgänge ähnlicher Art in den Vereinigten Staaten berührt, hier sei derselben nochmals gedacht, um sie in ihrem Werthe für die Fort-Entwickelung der Idee Finks zu würdigen.

Schon seit 1877 und früher genoß der gewaltige Centralpunkt des Verkehrs, des Land- und See-Handels und der Industrie, New-York, des großen Vortheils directer Verbindung mit dem ganzen Westen und Nordwesten durch die New-York-Central-, die Erie-, die Pennsylvania- und der Baltimore-Ohio-Bahnen mit ihren zahlreichen Verzweigungen. Außerdem mündeten, wie schon erwähnt, die großen aus der gleichen Richtung kommenden Wasserstraßen, der Seen- und Hudson-Weg und der Erie-Kanal ebenfalls in New-York. Zwischen diesen Bahnen entwickelte sich selbstverständlich ein um so heftigerer Wettkampf um den Transport der Pro-

dukte der Weststaaten nach New-York, als dieser Platz der Versorger der letzteren mit allen Elementen des civilisirten Lebens ist.*)

Unter diesen Verhältnissen gestaltete sich der Tarifzustand auf diesen Linien zu jenem schon oben beleuchteten Chaos, in welchem die Transportsätze oft in der unbegreiflichsten Weise ebenso unerhörte als plötzliche und unmotivirte Schwankungen erlitten.

Dieses Zustandes, der Allen schadete und Keinem nützte, müde, beschlossen die Verwaltungen zu wiederholten Malen und mit verschiedenen Mitteln moralischer und rechtlicher Bekräftigung, Frachtsätze nach Uebereinkunft festzustellen. Aber auch hier zeigte sich die Unmöglichkeit, Vereinbarungen über Tarifsätze in ersprießlicher Weise aufrecht zu erhalten, und man beschloß daher, diesen Weg als ungeeignet für immer zu verlassen.

Vier der größten und am meisten betheiligten Bahnen: die New-York-Central-, die Pennsylvania-, die Erie- und Baltimore-Ohio-Bahn griffen daher im Jahre 1877 zu rationelleren und leichter zu handhabenden und zu controlirenden, und daher sichereren Erfolg versprechenden, Maßnahmen der Vereinbarung über V e r - t h e i l u n g d e r B r u t t o e i n n a h m e der vereinigten Bahnen unter dieselben nach Maßgabe ihrer Leistungen in bestimmten Verkehren zurück. Dieser allgemeine Grundsatz war schon von der oben erwähnten South-Western-Railway-Association befolgt worden, hatte sich aber aus deren kleineren Rahmen heraus keine umfassendere Geltung zu verschaffen vermocht. Man kam über die Einnahme-Vertheilung nach folgenden Maßen überein:

33 % New-York-Centralbahn,
33 % Erie-Bahn,
25 % Pennsylvania-Bahn,
9 % Baltimore-Ohio-Bahn.

Diese von den früher gehandhabten Principien der Verkehrstheilung oder Tarifsatz-Vereinbarung so weit abweichende Maßnahme erwies sich so wirksam und in jeder Beziehung so praktisch, daß sich sehr schnell eine große Anzahl von Bahnen der Vereinigung anschloß, die bald zu der bedeutsamsten wurde, die es überhaupt je gegeben hat.

Schon am 15. December 1878 wurde ein Uebereinkommen unterzeichnet, welches außer jenen vier Stammbahnen alle Linien umfaßte, welche nördlich vom Potomak oder Ohio oder östlich vom Mississippi herkommend in New-York münden, ferner jene, welche mit der großen Süd-Eisenbahn dem Verkehre von Louisville und Nashville dienen und sich südlich bis Montgommery in Alabama und westlich bis Memphis in Tennessee erstrecken. Es sind dies im Ganzen 38 Linien, Haupt- und Nebenlinien, große und kleine, deren allgemeine Verwaltung und Tarif-Organisation sich in den Händen eines „gemeinschaftlichen Verwaltungs-Rathes" (Joint-Executive-Comitée), der aus so viel Mitgliedern, als contrahirende Bahnen

*) A n m e r k u n g. Wie bedeutend der Verkehr in ersterer Richtung den in letzterer überwiegt, erhellt aus der Thatsache, daß ungefähr 60 % der Waggons, welche die Güter der Weststaaten nach den atlantischen Häfen führen, leer nach Westen zurückkehren.

vorhanden sind, besteht und dessen Präsident Albert Fink, der Schöpfer der „Pooling-Ideas“ in ihrer dermaligen Gestalt, ist.

Gegen die Entscheidungen dieses Verwaltungsrathes gibt es keinen Appell, wenn die betreffenden Beschlüsse mit Einstimmigkeit gefasst sind; im anderen Falle kann der Gegenstand, um den es sich handelt, nochmals in ein Begutachtungs-Büreau zurückverwiesen werden. Der nachher per majora gefasste Beschluß ist maßgebend.

Mit der Insleben-Führung dieser großartigen Vereinigung und deren musterhafter Organisation und Manipulation hat aber Albert Fink seine große Idee noch nicht in vollem Maße verwirklichen können. Der Durchführung derselben fehlt noch die Krönung: die Uebertragung des Rechts, die Aufrechterhaltung des Vertrags zu überwachen, an die Staatsverwaltung.

Um das Gewicht dieses Moments für das amerikanische Eisenbahnwesen ermessen zu können, müssen wir hier erst einen Blick darauf thun, in wieweit der Staat schon Einfluß auf das erstere genommen hat.

In den letzten Jahren hat weder die Unions-Regierung noch die der Einzelstaaten auf die staatliche Beeinflussung der Eisenbahnen abzielende Maßnahmen getroffen. Vor einigen Jahren ist dies aber seitens der gesetzgebenden Körperschaften einiger Staaten des Westens geschehen, und man hat dabei die Erfahrung gemacht, daß gewisse, an sich durchaus richtige, die Freiheit der Gebahrung der Eisenbahnen einschränkende Bestimmungen, die industriellen und commerziellen Interessen dieser Länder nicht gefördert, wohl aber die Eisenbahnen derselben wesentlich benachtheiligt haben. Nichtsdestoweniger haben die legislatorischen Akte, die auf eine Regelung der Transporttarife abzielten, einen gewissen ersprießlichen Einfluß geübt, der sich mehr indirekt als unmittelbar und mehr moralisch als physisch geäußert hat.

Die Gesellschaften sind durch die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen gezwungen worden, die Grundsätze allgemein bekannt zu geben, nach denen sie ihre Tarife construirt haben, und das Publikum hat sich dadurch in Stand gesetzt gesehen, selbst zu beurtheilen, welchen internen und Differenzial-Tarifen gesunde und gesetzmäßige Principien zum Grunde lagen, welche den Anforderungen eines reellen commerziellen Gebahrens und eines wohlhergebrachten Verkehrs u. s. w. entsprachen und welche andere sich als willkürlich oder geradezu unredlich darstellten.

Auch selbst entschiedene Mißgriffe, die bei den verschiedenen Versuchen, auf die Eisenbahn-Verkehre von Seiten der Staaten regulirend einzuwirken, gemacht worden sind, haben gewisse Früchte getragen, indem sie darthaten, mit welchem Maße von Vorsicht und Erfahrung in Sachen des großen Verkehrs und mit welch liberaler Anschauung in diesen Angelegenheiten vorgegangen werden müsse, wenn die Staaten und ihre verkehrtreibenden Steuerträger nicht unheilbare Schäden leiden sollen. Die Gesammtheit der Erscheinungen im amerikanischen Eisenbahnwesen deutet aber darauf hin, daß unter Anwendung dieser Vorsicht, Erfahrung, Mäßigung und Liberalität die Gesetzgebung ohne Zaudern ihren Einfluß fühlen lassen solle, und die öffentliche Meinung, die sich des Gegenstandes mit mehr

Interesse und Intelligenz als je bemächtigt hat, gesteht ihr sogar dieses Recht zu. Würde sich also die Gesetzgebung zum Handeln in dieser Richtung entschließen können, wodurch Finks große Pläne ihrer Vollendung nahe gebracht würden, so könnte sie überzeugt sein, daß das Gewissen der Staaten, die öffentliche Meinung, überall da auf ihrer Seite stehen würde, wo es gilt, das allgemeine Interesse gegen ungehörige Maßnahmen der Eisenbahn-Gesellschaften zu schützen; aber eben so sicher dürfte sie sein, daß sich die Stimme dieses Gewissens gegen sie erheben würde, wenn sie berechtigte Interessen der Gesellschaften durch Mißgriffe gefährden sollte.

Somit erscheint die für das amerikanische Freiheitsgefühl auf den ersten Blick fast unerträgliche staatliche Ueberwachung der Pools denkbar und Finks Idee in ihrem vollen Umfange durchführbar.

Wir geben die Darlegung derselben als Recapitulation des Vorgeführten aus einem Briefe Finks an den Verfasser:

Geehrter Herr! Kürzlich bin ich mit Ihren „populären Erörterungen von Eisenbahn-Zeit-Fragen" bekannt geworden und habe dieselben mit großem Interesse gelesen. Mit der Lösung dieser Fragen ist man hier sowohl wie in Deutschland beschäftigt und habe ich mich selbst für dieselbe lebhaft interessirt. Es mag nicht ohne Interesse für Sie sein, zu sehen, was man hier thut, und ich habe Ihnen daher eine Zeitungsnummer beigelegt, welche die Beschreibung der Organisation der „Southern-Railway and Steamboat-Association" enthält, deren Aufgabe es ist, den Uebeln des Einzelhandelns der verschiedenen Eisenbahnen entgegenzutreten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten Uebel der Eisenbahnbetriebe, soweit sie das Publikum betreffen, in dem Mangel des Gemeinsamhandelns der Eisenbahnen ihren Ursprung haben. Alle Bahnen eines Landes sollten wie eine einzige dem Publikum gegenüber verwaltet werden. Dieses Princip liegt ohne Zweifel dem Plane der Erwerbung der Eisenbahnen durch die Deutsche Reichsregierung zum Grunde; allein damit sind viele Uebelstände verbunden und die Lösung der Frage ist noch lange nicht herbeigeführt.

Was ich in der Organisation beabsichtigte, ist in dem genannten Artikel beschrieben und besteht in der Selbstregierung der Eisenbahnen in ihrem eigenen und dem Interesse des Publikums. Alle Bahnen sollten zusammen eine Corporation gründen, in welcher nach gewissen Gesetzen die Einzel-Interessen sich geltend machen können, sich aber wieder unterzuordnen haben, sobald es die Interessen des Ganzen und des Volkes erfordern. Auf diese Art wird eine Regierung für die Eisenbahnen und über die Eisenbahnen gegründet, die dieselben faktisch unter eine Oberaufsicht stellt, aber nicht mit dem Eigenthums-Recht des Einzelnen in Conflict kommt oder doch nur insoweit, als dies für das allgemeine Interesse absolut nothwendig ist. Eine Regierung dieser Art könnte mit der der amerikanischen Union verglichen werden. Die einzelnen Eisenbahnen verhalten sich darin wie die einzelnen Staaten: sie sind im Stande, ihre eigenen Local-Angelegenheiten zu reguliren und unterziehen sich der oberen Regierungsgewalt nur insoweit, als sie gemeinsame Interessen mit anderen Bahnen haben. Die Vergesellschaftung,

die ich nach diesem Principe gegründet habe, hat eine Schwäche: daß sie wie deutsche Eisenbahnverbände, auf der freiwilligen Uebereinstimmung der einzelnen Bahnen beruht. Alles, was nöthig ist, um ihnen vollen Succeß und permanentes Bestehen zu sichern, ist, daß diese Vereine von der Regierung (— nach der freien Wahl der Bahnen, welchem Vereine sie sich anschließen wollen) eingesetzt und legalisirt werden, sodaß die Beschlüsse der selbstgewählten Beamten oder Richter gesetzlich bindend sind und ausgeführt werden können und müssen. Das Einschreiten der Regierung ist nur soweit nöthig; im Uebrigen überläßt sie die Verwaltung der Bahnen den Eigenthümern derselben und überwacht nur die Maßnahmen dieser Vergesellschaftungen insoweit, als dieselben zu Handlungen leiten, die dem Allgemeinwohl schädlich sind.

Nach meiner Ansicht ist dies der einzige Weg, auf dem die Regulirung des Eisenbahnbetriebs durch die Regierung im Interesse des Volkes praktisch ausgeführt werden kann und auf dem zugleich die Interessen der Eigenthümer berücksichtigt werden können 2c. 2c. Ihr ergebener Albert Fink.*)

Die Bildung des Pools in Finks Sinne beruht demnach auf den demokratischsten aller Principien: der freiwilligen Gestaltung eines Rechtsverhältnisses durch die Interessenten, der freiwilligen Begebung des Rechts derselben, die Vereinbarung einseitig zu modificiren und der freiwilligen Uebertragung des Rechts, die Aufrechterhaltung des Vertrags zu überwachen, an die Staatsverwaltung.

Im letzteren Moment liegt die praktische, die Aus- und Durchführung, sowie ihre Wirksamkeit sichernde Gewalt der Idee Finks, im Gegensatze zu allen früheren Vereinbarungen, die von den Contrahenten im Augenblicke des Abschlusses schon moralisch, oft auch faktisch gebrochen wurden, ohne daß den Geschädigten eine zwingende Kraft dem Contravenienten gegenüber gegeben war.

Die oben behandelten Associationen werden schon jetzt in Amerika nicht von Jedermann mit freundlichem Auge angesehen.

Der Westen, weniger civilisirt, weniger dicht bevölkert, weniger reich an Arbeitskräften und Capital als der Osten, erblickt in jenen Vergesellschaftungen Anfänge von Monopolisirungen, die die ersteren von dem letzteren in mehr oder weniger beeinträchtigende Abhängigkeit zu bringen geeignet sind. Es kommt daher auch von dieser Seite her mehr und mehr die Anschauung zur Geltung, daß die Unions-Regierung über kurz oder lang nicht umhin können werde, jener Idee Albert Finks Rechnung zu tragen, welche die Organisation der freiwillig geschaffenen und ergänzten Control- und Executiv-Behörden der „Pools" und „Associations" abschließen, und mit Festigung und Macht bekleiden will.

---

*) Inzwischen ist eine den Gegenstand behandelnde Brochüre „The Railroad Problem and it's Solution as explained by Albert Fink, New-York 1880" erschienen.

Blau.

Novelle von Ludwig Hevesi.

In ganz Bockshorn war die Kattunblaudruck-Fabrik der größte Palast und in der ganzen Kattunblaudruck-Fabrik war Direktor Lichtblau der größte Herr. Ganz Bockshorn beugte sich vor seiner Macht und wenn er nieste rief ganz Bockshorn: „Zur Genesung.“

Sein Buchhalter hatte ihn denn auch nicht ganz mit Unrecht bei der vorletzten Namenstags-Festtafel in einem eingehenden Trinkspruch als „Kaiser von Bockshorn“ leben lassen, und in einer fernen Zukunft wird die Einzelgeschichte jener Gegend sich vielleicht eingehender, als man jetzt glaubt, mit Lichtblau I., Kaiser von Bockshorn, beschäftigen müssen.

Herrn Federkiel, dem Buchhalter der Fabrik, hatte diese Idee jedenfalls sein Schutzengel eingegeben. Er war nämlich zu jener Zeit erst seit einem Vierteljahr im Amte und hatte schon in den ersten Tagen das Mißgeschick gehabt, sich die entschiedene Abneigung des Direktors zuzuziehen, indem er ein Couvert geschäftlichen Inhalts unter der geradezu empörenden Aufschrift: „An Se. Hochwohlgeboren Herrn J. N. Hellblau, Direktor 2c.“ an ihn gelangen ließ.

Welcher Teufel sein Gedächtniß in dem Augenblicke der Abfassung dieser Adresse in eine Adreßdebatte mit sich selbst verwickelt und schließlich zur Annahme des verhängnißvollen Adreßentwurfes verleitet, hat er selbst nie erfahren können. Allerdings mögen die Schattirungen Hellblau und Lichtblau auffallend ähnlich sein und eine Verwechslung derselben dürfte ihren Träger kaum wesentlich berühren, Thatsache ist trotzdem, daß der Direktor durch diese Variante seines Namens ebenso tief verletzt war, als es ohne Zweifel Herr Federkiel gewesen wäre, wenn ihn Jemand boshafterweise öffentlich als Kielfeder angeredet hätte. Der Mann kriegt bei erster Gelegenheit den Laufpaß, nahm sich der Direktor vor, aber ehe er noch diese unwillkommene Urkunde ausfertigen konnte, kam sein Namensfest dazwischen und jener glückliche Toast, welcher Herrn Federkiels Verhältniß zu seinem Direktor mit einem Ruck wieder ins Rechte brachte und ihn für alle Zukunft unerschütterlich in dessen Gunst festsetzte.

Im Kaiserthum Bockshorn, mit dem er die Länderkunde Europas bereichert, war nun Herr Federkiel die zweite Person. Er war die rechte Hand, das rechte Ohr, das rechte Auge und der rechte Fuß des Kaisers. Er war etwas wie Reichsverweser oder Vize-Allmächtiger und wenn er Niemandem im Reiche den Kopf abschlug, so war der Grund davon nicht etwa, daß er keine Macht, sondern daß er kein Schwert dazu hatte.

Selbst die kaiserlichen Prinzessinnen von Bockshorn, die wohlgeborenen Fräulein Martha und Helene Lichtblau, huldigten dem Gewaltigen, soweit es anging, — und es ging sehr weit an. Sie waren Beide dem Lichtblau'schen Stammbaume schon vor mehr als dreißig Jahren entsprossen, eine Uebereilung, welche sie jetzt um so mehr verdroß, als die dritte Schwester Josephine ihrem Beispiel erst nach zehnjährigem Besinnen gefolgt war.

Die beiden Damen also umgaben jenen glücklichen Reichsverweser Federkiel mit allen erdenklichen Aufmerksamkeiten und versüßten ihm das Leben so sehr, daß er es vor eitel Zucker kaum mehr genießen konnte. Sie thaten dies selbstverständlich aus angeborner Herzensgüte und konnten ja nichts dafür, daß im Kaiserreiche nur noch Ein Mann vorhanden war, dem ein solches Gefühl sich zur Noth allenfalls widmen ließ, nämlich der Kolorist der Fabrik, gewöhnlich schlechtweg „Indigo" genannt, der aber immer ganz blaue Hände hatte, so daß es Herrn Federkiel nicht schwer gefallen war, ihn in kürzester Zeit aus dem Bereich der Liebenswürdigkeit beider Damen hinauszudrängen.

Was die beiden Mädchen alles thaten, um Rosen in das Federkiel'sche Leben zu flechten, wäre zu zeitraubend aufzuzählen. Die Nachwelt wird es nie erfahren, wer sich von ihm beim Abstauben seines Schreibtisches und wer beim Aufziehen seiner Schwarzwälderuhr überraschen ließ; noch auch wer ihm einst in den Roman, den er eben las, bei der gefühlvollsten Stelle, die just auf das von ihm hineingeknitterte Eselsohr folgte, ein so bedeutungsvolles Sehnsuchts-Ach hineingeschrieben; und ebenso wenig, wer ihm aus dem Album seine wohlgetroffene Photographie gemaust habe.

Andere Sachen freilich erfuhr er, und das kam so.

Herr Federkiel war nämlich aus dem Harzgebirge eingewandert, wo die gelben Spatzen zu Hause sind, welche Kanarienvögel heißen, Gott verzeih' ihnen die sündhafte Fremdländerei. Einen solchen gelben Harzvogel hatte er sich aus der theuren Heimat mitgebracht, um einen Landsmann bei sich zu haben in der wilden Fremde. Der Vogel war ihm wie ein Stück Vaterland, mitten zwischen Schierke und Elend herausgehoben, wo es zwar durchaus nicht schön ist, aber harzmäßig wie nur irgend wo. Er nannte ihn „Patti", obgleich diese Sängerin seiner Ansicht nach weit weniger lieblich singt und auch bei weitem nicht so schön gelb ist. „Gleicht er nicht einem lebendigen Stück Bernstein?" rief Herr Federkiel bisweilen und gedachte ihn vielleicht gar nach seinem seligen Ende als Cigarrenspitze zu benutzen.

Außerdem besaß Herr Federkiel noch ein zweites Hausthier, nämlich einen schneeweißen Polarfuchs, der aber bereits zu einer Pelzmütze verarbeitet war. Einer seiner Vettern hatte die deutsche Nordpol-Expedition mitgemacht und ihm ein Eisbärenfell mitzubringen versprochen, das aber auf der langen Reise zu einem kleinen Polarfüchslein zusammengeschrumpft war, — wie der Vetter behauptete, in Folge der großen Kälte, nach Herrn Federkiels Muthmaßung jedoch eher unter dem Drucke der Transportschwierigkeiten. Einen eigenen Namen, wie der Kanarienvogel, hatte der Polarfuchs nicht erhalten, schien aber dadurch keineswegs gekränkt, sondern zeigte sich seinem Herrn immer gleich warm und geschmeidig, obgleich ihn dieser zu einem so namenlosen Schicksal verurtheilt hatte.

Den Prinzessinnen Martha und Helene war es nicht entgangen, wie sehr das Herz des Reichsverwesers an den beiden Thieren hing. Sie erschöpften sich daher in tausend Aufmerksamkeiten gegen diese zwei Günstlinge, so daß deren Herr und Gebieter dies nothwendig bemerken musste. Anfangs setzte es dieserhalb sogar einigen

Hader zwischen Beiden, denn sie geriethen einander fortwährend ins Gehege, und so stellten sie zuletzt die schwesterliche Eintracht durch die gütliche Uebereinkunft wieder her, daß hinfort Martha blos dem Vogel, Helene aber ausschließlich dem Fuchs ihre unermüdliche Fürsorglichkeit widmen sollte. Daß beide Hausthiere dieser aufopfernden Sorgfalt ganz gut entrathen konnten, da ihr Herr sie ohnehin jeden Tag eigenhändig bediente, schien den pflegelustigen Damen ganz zu entgehen.

Herrn Federkiel war diese Interventions-Politik gar nicht recht. Er hegte die lebhafteste Besorgniß, Fräulein Martha möchte ihm einmal seine Patti zu Tode füttern und Fräulein Helene seinen Fuchs zu Schanden bürsten. Zudem waren sie auch noch die Geschichtschreiber ihrer eigenen Thaten, und wenn er Fräulein Martha einen guten Morgen wünschte, fügte sie ihrem knixenden Danke gewiß die Mittheilung bei, sie habe bemerkt, daß die arme Patti heute einen ungewöhnlich blassen Schnabel zeige, und sie sei wahrhaftig sehr besorgt deswegen, und dergleichen, während Fräulein Helene zum Mindesten die Zahl der Bürstenstriche angab, die sie heute dem lieben Füchschen habe angedeihen lassen.

Kam es gar so weit, daß sich ein Meinungsaustausch entspann, so hätte sich Herr Federkiel nicht ungern alle Haare ausgerauft. Fräulein Martha's Gespräche nahmen unausbleiblich die Wendung auf das Mausern der Patti, oder das Wünschenswerthe ihrer (der Patti) baldigen Verheirathung, oder die Wassermenge, welche das liebe Thierchen täglich verbrauche, oder das Auswechseln der Rohrsprossen gegen spanisches Rohr, oder die Mischung des Futters mit Eierdotter, oder weiß der Himmel was. So weit ging sie, daß sie einst in den rührendsten Ausdrücken erzählte, wie sie Vormittags den armen Vogel habe am Wassertrögchen stehen und auf gar nachdenkliche und offenbar gekränkte Weise ins Wasser hineingucken sehen. „Was kann nur das arme liebe Ding betrüben?“ habe sie gedacht und plötzlich sei es ihr durch den Kopf geschossen, wie ein Blitz vom Himmel: der Nagel im Wasser ist krumm! Und da habe sie den eisernen Nagel aus dem Tröglein geholt und mit einer Scheere hübsch gerade geklopft und wieder ins Wasser zurückgethan, und „da hätten Sie sehen sollen, Herr Federkiel, was die arme liebe Patti nun vergnügt am Rande des Trögleins hin und wieder hüpfte und sich gar nicht satt sehen konnte an dem herrlichen geraden Nagel, ... das Wasser schmeckt ihr seitdem sicher ganz anders und sie hat auch an dem Tage um einen halben Trog mehr verplätschert.“

Ganz ähnlich verfuhr Prinzessin Helene mit Rücksicht auf den Polarfuchs, über dessen verkürschnerten Zustand sie freilich trostlos war, da sie ihn gar zu gerne täglich dreimal mit Braten gefüttert hätte, während sie sich jetzt mit der Hoffnung begnügen musste, ihm zu Weihnachten insgeheim ein neues Futter aus dunkelgrüner, abgesteppter Seide zuzuwenden. Ihre täglichen Beobachtungen über den Zustand seiner Ränder, seines Bodens, seiner Nähte, seines Haares, machten den Verweser von Bocksborn ganz nervös. Ihre Vorsichtsmaßregeln gegen Mottenfraß wollten ebenfalls kein Ende nehmen, und wenn sich Herr Federkiel die Polarfuchsmütze aufsetzte, um in der Winterkälte vom Wohnhause nach dem Fabriksgebäude zu gehen, oder umgekehrt, so musste er immer niesen vor Insektenpulver, Tabakstaub und

Lavendelgeruch, obgleich sie täglich einmal, an Sonntagen gar zweimal geklopft, gebürstet, gelüftet und um- und umgestülpt wurde.

Trotzdem war Prinzessin Helene gar oft in höchster Angst wegen des reizenden Füchschens. Einmal wurde sie fast krank vor Schlaflosigkeit, entstanden aus nagender Sorge wegen einer Motte, welche sie im Fabriksgebäude erblickt hatte, ohne sie tödten zu können. Das Unthier flatterte in der Luft hin und her. Da fiel es Helenen centnerschwer aufs Gemüth: wie, wenn dieser Drache aus der Fabrik hinausflöge ins Freie, und den Weg zum Wohngebäude einschlüge, und dort ein offenes Fenster fände, und dieses Fenster just das des Herrn Federkiel wäre und ihr Zutritt zu dessen Stube gewährte und zur Polarmütze darin?... o, sie wagte den entsetzlichen Gedanken gar nicht auszudenken!

Herrn Federkiels Gereiztheit dieserhalb steigerte sich eines Tages dermaßen, daß er die Mütze ergrimmt in seinen Wandschrank sperrte. Wer beschreibt das Entsetzen Helenens, als sie den Fuchs des nördlichen Pols unserer Erde nicht mehr fand! Sie stöberte die ganze Stube über den Haufen und unterwarf das gesammte Gesinde einem Kreuzverhör. War die Mütze gestohlen oder nur verlegt, oder hatte gar jenes schauerliche Ungeheuer, die obenerwähnte Motte sie in einer Stunde verhängnißvoller Gefräßigkeit mit Haut und Haar aufgezehrt? Leider Fragen ohne Antwort, ein entsetzliches, dunkles Räthsel, dessen Lösung sich vielleicht niemals finden sollte.

Herr Federkiel seinerseits heuchelte große Betrübniß ob des Vorfalls und hielt den Fuchs unter sicherem Verschluß. Aber gebessert hatte er seine Lage dadurch nicht, denn das ununterbrochene Bedauern Helenens wegen eines so herben und ganz unerwarteten Verlustes war vielleicht noch schwerer zu ertragen, als die frühere Sorgfalt für die nunmehr leider verewigte Nordpolmütze. Sie hörte gar nicht mehr auf, die Tugenden des seligen Polarfuchses zu preisen und hatte jeden Morgen rothe Augen, was dem herzlosen Reichsverweser ein schadenfrohes Vergnügen bereitete, nicht allzu lange freilich, denn auf einmal gewahrte er, daß Fräulein Helene, so oft er sie sah, in hellem Schreck einen geheimnißvollen Gegenstand vor ihm verbarg, in dem etliche auffallend lange Nadeln staken. Um Gotteswillen, sie wird doch nicht ...? fuhr es ihm durch den Sinn und schon sah er sich im Geiste dasitzen, gekrönt mit einer kunstreich gehäkelten, goldbetroddelten Hausmütze, die ihm möglicherweise die entsetzliche Prinzessin insgeheim zu fertigen eben im vollen Zuge war... Nein, nein, nein, das durfte nicht geschehen! Und am andern Morgen öffnete er den lange verschlossenenen Schrank und setzte sich die Polarmütze auf, als er nach der Schreibstube ging. Eben war Fräulein Helene sichtbar — sie war es immer, wenn er sich zeigen musste — und vergaß in ihrem Entsetzen ob des unvermuthet auferstandenen Polar-Todten sogar die Mütze zu verstecken, an der sie arbeitete und die nun leider zwecklos geworden, ... d. h. wenn der auf dem Haupte des Buchhalters sichtbare Gegenstand wirklich der leibhaftige Polarfuchs und nicht etwa nur sein spukender Geist war. Der Statusquo hinsichtlich des Fuchses und Helenens war nun also wieder hergestellt, allerdings noch um einen Grad verschärft durch die endlosen Muthmaßungen über die Persönlichkeit

Dessen, der den in den Jahrbüchern des Kaiserthums Bockshorn unerhörten Mützenfrevel möglicherweise begangen haben könnte.

Dergestalt verschlimmerte sich die Lage des Reichsverwesers von Tag zu Tage. Kaiser Lichtblau I. war ihm zwar hold wie die Möglichkeit und hatte letzthin sogar durchschimmern lassen, daß er, vorderhand wenigstens, durchaus nicht die Absicht hege, ewig zu leben und daß es jedenfalls in seiner Hand liegen werde, seinen eventuellen Nachfolger auf dem Bockshorn'schen Throne zu bezeichnen. Die Aussicht also, dereinst, wenn auch nicht als Lichtblau II., doch immerhin als Federkiel I. diesen in allen Farbentönen von Blau schimmernden Thron zu besteigen, war just nicht die unerquicklichste, aber das Märtyrerthum, welches die beiden dem Throne nächsten Prinzessinnen ihn einstweilen durchmachen ließen, war schwer.

Zu Zeiten wünschte er den ganzen heimatlichen Harz mit allen Kanarienvögeln drin und den ganzen Nordpol mit allen Polarfüchsen drum herum zum leibhaftigen schwarzborstigen Satanas, denn er war nicht auf den Kopf gefallen und hatte so eine dumpfe Ahnung, daß Fräulein Martha ebenso wenig Verlangen danach trage, den Kanarienvogel Patti zu heirathen, als Fräulein Helene vor Begierde brenne, das Eheweib des anonymen Polarfuchses zu werden, vielmehr Beider Blicke über diese Gegenstände hinweg nach dem Besitzer lugten, und so dachte er sich denn immer: Sie streicheln den Sack und meinen den Esel, der er aber durchaus nicht zu sein gedachte.

Sein einziger Trost in solch schwerer Bekümmerniß war Prinzessin Josephine, welche sich in allen diesen Dingen als der gerade Gegensatz zu ihren Schwestern zeigte. Wenn auch vielleicht Limonade in ihren Adern floß, wie in denen des gesammten Kaiserhauses von Bockshorn, so war das doch wenigstens Limonade Gazeuse und nicht zu stark gezuckert. Sie befand sich von allem Anfang her in einem Verhältniß angenehm prickelnder Opposition zum Reichsverweser, das dieser ungemein erfrischend fand. Wenn Einer einen Zuckerbäckerladen vom „Z“ bis zum „n“ aufgenascht und sich damit den Magen von Grund aus verschlampampt hat, greift er nicht gieriger nach einem Gläschen Bittern, wie er nach ihrem Wort oder Blick. Freilich dauerte es einige Zeit, bis er auf den Geschmack kam.

Gleich nach seinem Eintritt ins Haus hatte er wahrnehmen müssen, daß die drei Damen nicht auf demselben Aste gewachsen waren, denn während Martha sofort ein Auge auf den Kanarienvogel des „Einzigen von Bockshorn“, Helene aber auf den Polarfuchs desselben geworfen hatte, schien es Josephinen ganz zu entgehen, daß es nicht nur zwei solcher Handhaben gab, an denen sich dieser Jüngling fassen ließ.

Er besaß auch eine große Meerschaumpfeife und eine Moderateurlampe, welche als ganz geeignete Henkel seines Herzens gelten konnten. Welche Gelegenheit für ein zartes Frauengemüth, seine edelsten Empfindungen in poetisch-praktischer Form auszuströmen. Das Weib, das eine Meerschaumpfeife oder Moderateurlampe gehörig abzuwarten und in Stand zu halten weiß, ist sicher auch geeignet, Rosen auf den Lebenspfad eines Mannes zu streuen. Herr Federkiel war daher nicht wenig überrascht, als Josephine sich nicht im Allergeringsten um jene zwei Apparate

kümmerte. Anfangs konnte er nur denken, sie schwanke vielleicht noch, welchem von beiden sie die fernere Zeit ihres Lebens widmen solle. Als das Tüllfleckchen seiner Pfeife zu Grunde ging und sie kein neues einlegte, dachte er, nun habe sie sich endlich für die Moderateurlampe entschieden. Und als sein Lampencylinder brach und tagelang, wochenlang zerbrochen blieb, musste er nothgedrungen annehmen, es sei denn doch die Pfeife, welche ihr Herz gewonnen habe. Zwei Irrthümer, der eine auf's Loth so schwer als der andere.

Das war aber noch lange nicht Alles.

Fräulein Josephine war verwegen genug, selbst den Nimbus, der den Kanarienvogel und den Polarfuchs umschwebte, anzutasten. Als sie den Kanarienvogel zum ersten Mal vor seinem Fenster hängen sah, sprach sie sofort die bestimmte Meinung aus, daß derselbe eigentlich kein Vollblut sei, sondern einen Zeisig unter seinen ruhmreichen Ahnen gehabt haben müsse, sintemal er einen entschiedenen Stich ins Grüne, ja sogar drei ganz grüne Schwungfedern nicht verhehlen könne.

Dieser Hochverrath an der Patti seines Herzens empörte ihn über die Maßen. Ihm hatte der Vogel immer als der gelbste Vogel des Harzes gegolten und nun kam eine solche unreife, ungesetzte Person daher, die... O, dieser „Stich ins Grüne" war ein Stich in sein Herz! Er schickte sich eben an, die bittere Beleidigung mit gebührender Entrüstung, ja womöglich Grobheit zurückzuweisen, aber da bemerkte er, daß die Lippen, welche die Vorfahren seines Vogels aufs Blut gekränkt hatten, so roth waren, und die Augen, die ihn auslachten, so blau, daß ihm davon ganz roth und blau vor den Augen ward. Er gab also lieber zu, daß Gelb und Gelb allerdings zweierlei, ja vielleicht sogar dreierlei sein könnte, und seine Patti allerdings nicht aus Schwefel geschnitzt sei, und daß allerdings ein paar grünliche Federn an ihr vorkämen, aber gewiß nur, um gerade durch den Gegensatz zu zeigen, wie herrlich gelb sie im Uebrigen sei.

Und als Fräulein Josephine den Polarfuchs zum ersten Mal erblickte, hatte sie es augenblicklich weg, daß das Fell eigentlich das eines weißen Kaninchens sei und daher Herrn Federkiels Vetter vermuthlich nicht sowohl nach dem Nordpol, als vielmehr zum letzten Kaninchenschmaus des „Allgemeinen Akklimatisations-Vereins" auf Entdeckungen ausgezogen sein dürfte.

Diese zoologisch-geographische Majestätsbeleidigung machte ihn geradezu rasend. Wie, ein Fell, das so schneeweiß, käme nicht geradenwegs vom Nordpol?... und sicher hätte er ihr da etwas Entsetzliches in die lachenden Zähne hineingeschleudert, wären nur diese Zähne nicht gar so klein und weiß gewesen, ja wahrhaftig, lebendige Beweise, daß wirklich nicht alles Schneeweiße vom Nordpol kommen müsse.

Es ist wahr, daß Fräulein Josephine, als sie den Fuchs zum zweiten Male sah, ihre Ansicht über seine Natur schon geändert hatte. Sie gab nämlich zu, daß sie sich im ersten Augenblick geirrt habe, denn das Kaninchen, aus dessen Fell dieser Polarfuchs bestehe, sei offenbar zu seinen Lebzeiten nur eine weiße Katze gewesen und erst nach seinem Tode durch sie irrthümlich unter die Kaninchen versetzt worden, sowie ja auch die alten Römer ihre todten Kaiser unter die Götter zu versetzen

pflegten, was indeß nicht hinderte, daß sie doch nur todte Kaiser blieben, sowie das Kaninchen da eine todte Katze.

Was sollte Herr Federkiel thun? Konnte er der frevlerischen Verunglimpferin seiner heiligsten Besitzthümer in die Haare fahren, welche so blond waren und in so langen Zöpfen der Unendlichkeit entgegenwuchsen? Nein, in solche Haare fährt man nicht, höchstens vernarrt man sich darein.

Die kampflustige Haltung Josephinens hatte also den rothen Hahn aufs Dach der Reichsverwesung von Bockshorn gesetzt. Der Verweser sah sich dem Ungeheuern gegenüber, daß seinem Kanarienvogel, der von den kaiserlich Bockshornschen Unterthanen ungefähr ebenso geehrt wurde, wie der Adler des Zeus von den alten Griechen, Jemand die Achtung versagte, zugleich aber auch einen Fuchs, dessen polare Eigenschaften in ganz Bockshorn die unbeschränkteste Anerkennung gefunden hatten, durch boshafte Anzweifelung derselben in der allgemeinen Verehrung herabsetzte. In Folge dessen musste freilich die Prinzessin bei ihm in Ungnade fallen und blieb darin volle drei Monate. Das Dach der Reichsverwesung indessen brannte lustig weiter, fast ohne daß es der hohe Herr darunter merkte.

Herr Federkiel glich noch zu sehr dem Bären Münchhausens, der sich die mit Honig bestrichene Wagendeichsel in den Leib hinein leckt. Noch spürte er nur den Honig und konten daher die herbere Art Josephinens nicht würdigen; als er aber dann die Deichsel zu fühlen begann, änderte sich die Sachlage.

Eines Morgens hatte ihn Fräulein Martha eben mit der Schauernachricht überrascht, sie habe vor einer Stunde die Thüre am Käfig der armen Patti offen gefunden. Mit dramatisch bewegten Worten schilderte sie ihm ihren Schreck und dann wieder das Entzücken, das sie empfunden, als sie den Vogel trotzdem wohlbehalten im Käfig fand, wiewohl mit einer Zehe des rechten . . . nein des linken . . . Füßchens bereits auf der Schwelle, um auszufliegen. Rasch hatte sie die Thüre geschlossen und damit dem unabsehbaren Unheil gesteuert, das aus der Flucht des Vogels hätte entstehen können, denn in der Fabrik gebe es zwar keine Katzen — sie habe alle abgeschafft, als die Patti ins Haus kam — aber in Bockshorn drunten fände sich eine Unzahl dieser zum Löwengeschlecht gehörigen Raubthiere, und wie leicht könnte sich zufällig eines da heraufverirren und einen unglücklichen Moment benützen und . . . . o, sie wäre der armen Patti gewiß nachgestorben, ganz gewiß!

Sie erging sich sodann in einer längeren Rede über die Maßregeln, die nunmehr unverzüglich zu ergreifen wären, um für die Zukunft ein solches Malheur unmöglich zu machen. Vor Allem wolle sie ein englisches Schloß an der Käfigthür anbringen, sodann den Käfig um drei Schuh höher hängen, der Patti einen ernstlichen Verweis wegen ihrer Unbesonnenheit ertheilen, endlich durch eine Kundmachung das ganze Kaiserthum Bockshorn auffordern, binnen acht Tagen sämmtliche Katzen aus dem Lande zu jagen. Zum Schluß richtete sie an Herrn Federkiel die vertrauensvolle Bitte, er möchte ihr doch den Puls fühlen, damit er sähe, wie sie noch immer durch den schrecklichen Zwischenfall aufgeregt sei. Nur mit Widerstreben folgte der charaktervolle junge Mann dieser Verleitung zur Kurpfuscherei,

und wenn er dabei irrthümlich an den Ellbogen des Fräuleins griff, so ist das vielleicht nicht einmal ganz seiner Unerfahrenheit in ärztlichen Dingen, sondern der Ungeduld und Zerstreutheit zuzuschreiben, mit der er diese lange Auseinandersetzung angehört hatte.

Als er endlich loskam und nach seinem Bureau stürmte, fand er daselbst Fräulein Helene, die ihn schon seit einer Stunde erwartete, um ihm die Freudenbotschaft mitzutheilen, daß der weiße Pfeffer, um den sie gestern nach der Stadt geschrieben, bereits glücklich angelangt sei und daß sie den lieben guten Polarfuchs allsogleich damit eingestreut habe; es sei dies ein neuer Versuch, den sie mache, denn die Mittel, welche sie bisher gegen die Motten angewendet, wären zwar vom besten Erfolg begleitet gewesen, aber weißer Pfeffer werde auch sehr gerühmt und ...

Sie bemerkte, daß der Reichsverweser sich während ihres Vortrages gänzlich in seine ziffernreichen Staatsgeschäfte versenkt hatte, und hob sich also den Rest für Mittag auf. Mittags dann wurde die Behandlung beider Hauptereignisse des Tages wieder auf der breitesten Grundlage aufgenommen. Herr Federkiel war in einer gelinden Verzweiflung. Er wünschte sich im Stillen, daß doch die Kanarischen Inseln niemals möchten entdeckt worden sein, und schalt in Gedanken seinen Vetter einen Tropf, daß er nach dem Nordpol gereist sei. Er fühlte einen förmlichen Haß gegen seine unschuldige Patti und nahm sich fest vor, den Polarfuchs nicht mehr ausstehen zu können.

Als gar Fräulein Josephine über den gepfefferten Polarfuchs hell auflachte, weckte ihr Gelächter ein Echo in seinem Herzen, daß er fast darüber erschrak. Dieses Gelächter war ihm wie eine Offenbarung und mit einem Male sah er klar vor sich, wie er sich dem Patti- und Polarfuchs-Elend gegenüber zu stellen habe. Das Gelächter Josephinens war kein physiologisches Phänomen, sondern ein philosophisches; es war ein Standpunkt für ihn, ein Gesichtspunkt, von dem aus diese Sachen am besten ins Auge gefaßt werden konnten, und überwältigt von dieser plötzlichen Einsicht, brach er in ein hohles, gespensterhaftes Gelächter aus, wie man noch nie eins in Bockshorn gehört hatte. Alle Leute sahen ihn erstaunt an, so daß er im vollen Schwunge seines Zwerchfells mit einem Male verlegen wurde und in der Mitte einer kunstvoll verschnörkelten Kadenz grell abbrach.

Fräulein Josephine bedauerte, als das Gespräch wieder in Gang kam, von Herzen, daß die arme Patti durch die Katze gefressen worden. Gesungen habe sie zwar wie eine Choristin und grün sei sie gewesen wie das viertägige Wechselfieber, aber ein unbekanntes Grab im Magen einer fremden Katze, nein, dazu wäre sie denn doch nicht Maus genug gewesen, und es sei schade um sie, und sie werde, wenn Herr Federkiel es nur erlauben wolle, seinen Hut Nachmittags mit einem Trauerflor umwinden.

In hellem Entsetzen hörte Fräulein Martha diese fürchterlichen Scherzreden an und betheuerte, daß die Patti ja noch am Leben sei und, will's Gott, noch lange bleiben werde; zugleich gab sie ihrer Schwester unter dem Tisch einen Wink mit dem Absatz des Schuhes, der keinerlei Mißverständniß zuließ. Herr Federkiel aber lachte in seinen Salat hinein, daß Essig und Oel scheu auseinander stoben

und Martha Helenen ansah, und Helene Marthen, und Josephine alle Drei, und Kaiser Lichtblau alle Sechs.

Der Kanarienvogel und der Polarfuchs hatten mit diesem Schlage bei ihrem Besitzer verlorenes Spiel. Er fand nun nicht nur, daß die Patti nicht tadellos gelb sei, sondern daß ihr grüner Schimmer sogar ein wenig ins Blaue, ja am Hinterhaupt ins Schwarze spiele, sodaß unter ihren Altvorderen nicht nur der von Josephinen längst gemuthmaßte Zeisig, sondern höchst wahrscheinlich auch eine Blaumeise und eine Schwarzamsel sich befunden haben müßten, welch letztere schlimmstenfalls selbst ein Rabe gewesen sein könnte. Auch ihr Gesang schien ihm jetzt weit weniger schön, als er ehemals gedacht; er sah keine rechte Schule, auch war die Stimme offenbar nicht ausdauernd genug, denn sie hielt es kaum acht bis zehn Stunden des Tages aus.

Und als ein paar Tage später Prinzessin Martha bei der Hoftafel in großer Aufregung von einem Attentat auf das Leben des Vogels erzählte, von einem regelrechten Vergiftungsanschlag, versucht durch zwei (ohne Zweifel mit Arsenikfarbe gesättigte) grüne Blätter von irgend einer Kunstblume, die man dem armen Thierchen zwischen die Stäbe seines Käfigs gesteckt hätte neben das frische Salatblatt, das sie selbst ihm alltäglich einzulegen gewohnt sei, da fuhr nicht etwa ein jäher Schlag durch Herrn Federkiel's Herz, vielmehr zuckte es in seiner Nasenspitze kraus auf wie Wetterleuchten eines teuflischen Gekichers. Ja, es wäre dieses beinahe hellaut geworden, als Josephine bekannte, die beiden Blätter, deren Giftigkeit sie übrigens entschieden bestritt, rührten von ihrem vorjährigen Sommerhute her und sie hätte gedacht, künstliches Grünzeug würde für einen künstlichen Vogel am besten passen, für einen Automaten nämlich mit einem Spielwerk im Leibe habe sie diese sogenannte Patti immerdar gehalten, allerdings sei sie in ihrer Art nicht übel gelungen und ziemlich naturwahr ausgefallen.

Was aber den Polarfuchs anbelangt, der nach Josephinens Ansicht eigentlich ein Kaninchen sein sollte, unter dessen Anschein sich hinwiederum nur ein weißer Kater barg, verlor er in Herrn Federkiel's Augen bedeutend, seitdem ihn der kleine Spitz „Fripon", den Josephine mit dem Fell zu necken versuchte, heftig angebellt hatte; die bekannte Antipathie zwischen Hund und Katze war ja hierin mit überzeugender Klarheit zu Tage getreten. Der Umstand, daß seit der Anwesenheit der Polarmütze in Herrn Federkiel's Stube keine Maus sichtbar gewesen, bewies nach Josephinens Ansicht gleichfalls, daß hier, wenn man auch aus angeborener Herzensgüte die polare Natur des zweifelhaften Felles gelten lassen wolle, doch höchstens von einem Polarkater und nicht von einem Polarfuchse die Rede sein dürfe, umsomehr als sie darauf zu schwören bereit sei, daß sie neulich um Mitternacht, als der Vollmond gerade recht hell auf den Fabrikgebäuden lag, durch Herrn Federkiel's offenes Fenster ein lautes „Miau, Miau!" habe erschallen hören, und da doch nicht gut angenommen werden könne, daß Herr Federkiel selber um Mitternacht den Mond anzumiauen pflege, desgleichen auch die Patti zwar nicht besonders singe, aber bis zum Miauen denn doch nicht herabgesunken sei, so . .

könne sie es füglich der öffentlichen Meinung überlassen, aus dieser Thatsache den nothwendigen Schluß zu ziehen.

Der Gemüthszustand, in den die Schwestern Martha und Helene durch solche unaufhörliche ehrabschneiderische Sticheleien gegen zwei ihnen an Herrn Federkiel's Herz gewachsene Wesen versetzt wurden, entzieht sich der Schilderung. Sie begriffen die Welt und Herrn Federkiel nicht mehr und fühlten sich höchst unglücklich. Nur umsomehr suchten sie Trost darin, daß sie ihre Zärtlichkeit gegen die Patti und den Fuchs verdoppelten, und nur umsomehr lechzte Herr Federkiel nach dem Gegensatz dazu, den er in den erquicklichen Neckereien seiner verhassten Lieblinge durch Josephinen fand.

Eines Tages hatte er diesem Gefühle sogar sinnreichen Ausdruck zu leihen versucht, indem er die Fräulein Martha und Helene zwei Rosen nannte, zwischen denen Fräulein Josephine der Dorn sei. Dieser Vergleich that den beiden älteren Damen sehr wohl, obgleich insgeheim jede von ihnen doch wünschte, daß lieber nur von einer Rose und zwei Dornen möchte die Rede gewesen sein. Aber auch Josephine hatte keinen Grund zu schmollen, denn jener Mann der verblümten Gleichnisse hatte die Courage gehabt, dem Dorn ganz leise den Nachsatz ins Ohr zu flüstern, daß er nicht nur den Fehler habe zu stechen, sondern auch den noch größeren Fehler — — hier verließ den Reichsverweser urplötzlich der Muth der Initiative und das Herz fiel ihm in die linke Ferse hinab, wo es nur durch die festgefügte Doppelsohle des ländlichen Stiefels vor weiterem Sturz in die Tiefe scheint bewahrt geblieben zu sein.

Dieser Herzensfall hatte zwischen Josephinen und Herrn Federkiel ein „Nicht nur" gesetzt, welches heftig nach einem „Sondern auch" verlangte, und nichts Gefährlicheres, als ein solches „Nicht nur", denn das „Sondern auch" drängt mit geradezu elementarisch zu nennender Gewalt nach und muß zu Tage; so verlangt es die Syntax des Herzens.

Am nächsten Morgen schlug der Schalk Josephinen in den Nacken, daß sie Herrn Federkiel fragte: „Nun, Herr Sondernauch, wie haben Sie nach dem gestrigen Nichtnur geschlafen?"

Dieses Wort aus ihrem Munde tönte so eigenthümlich in sein Ohr, daß es ihm wie ein warmer Schauer durch die Brust ging. Sie selbst auch hatte es vielleicht früher ausgesprochen, als überlegt, denn nun klang es fast wie ein Vorwurf, daß er es gestern so umsonst habe fallen lassen. Er antwortete indeß ohne allzuviel Zaudern, daß heute in der That das Wetter recht hübsch sei.

Von diesem Augenblick an hatten sie eine Art Chiffernsprache, die kein Anderer verstand. Wenn er bei Tische sagte: „Wünschen Sie noch etwas Braten?" und sie darauf antwortete: „Nicht nur einigen Braten, sondern auch etwas Sauce dazu," so wusste nur er, warum er die geheischte Sauce über das Tischtuch goß, und . . . vielleicht wusste sie es auch. Ein so passive Natur aber, daß sie jene verhängnißvollen Adverbien nicht nur desto häufiger gebraucht hätte, war Prinzessin Josephine nicht.

„Ich bin eben ein Dorn und habe nicht nur den Fehler, daß ich steche, . . ."

sagte sie dann wohl leise, und einmal antwortete er darauf, während ihm das Herz mit Einem Ruck aus der linken Ferse wieder auf den rechten Fleck heraufstieg: „Sondern auch den noch größeren Fehler, daß Sie nicht tief genug stechen.“

Fräulein Martha, welche die jüngere Schwester schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es mauvais genre sei, sich ein Wort gar so sehr anzugewöhnen, wie sie jenes „nicht nur, sondern auch“, hatte nun die Genugthuung, daß Josephine mit einem Mal ganz aufhörte, diese Wörter zu gebrauchen.

So verging die Zeit und bald sollte es sich jähren, daß Herr Federkiel seine ersprießliche Thätigkeit als Buchhalter der Kattunblaudruck-Fabrik und Reichsverweser von Bockshorn angetreten. Kaiser Lichtbau I., dessen erklärter Günstling er nach wie vor war, hatte längst die Absicht gehegt, an dem betreffenden Tage das einjährige Jubiläum seines Faktotums zu feiern und seinem gesammten Reiche aus diesem frohen Anlaß einen Feiertag zu dekretiren. Zugleich sollte dem einjährigen Jubilar von jeder seiner Töchter und auch von ihm selbst eine Ueberraschung zutheil werden.

Als denn der große Tag erschien, war Alles ist bester Ordnung. Die Festtafel im Kaiserpalaste von Bockshorn ließ an Pracht und Fülle nichts zu wünschen, Essen und Trinken stand über aller Kritik und die Stimmung war eine freudig gehobene, denn, wie Prinzessin Josephine nicht unrichtig bemerkte, dies war „nicht nur ein großer, sondern auch ein schöner Tag“, worauf Prinzessin Martha verweisend die Stirn runzelte. Auch die Ueberraschungen blieben nicht aus und waren in der That sehr überraschend.

Fräulein Martha hatte eine großartige Wandkonsole ins Leben gerufen geschmückt mit einem in Perlen und Seide gehaltenen Lambrequin eigenster Arbeit. Auf diesem monumentalen Sockel sollte hinfort der Käfig der unvergleichlichen Patti stehen, ihr zum Stolz, ihrem Besitzer zur Freude und der Künstlerin zu herzinniger Befriedigung. Herr Federkiel zeigte selbstverständlich alle gebührende Rührung und dankte in Worten, „die er nicht finden konnte“, für die wahrhaft unverdiente Auszeichnung. Die Ueberreichung des Geschenkes erfolgte leider unter keinerlei Festkanonendonner, dieweil das Kaiserthum Bockshorn sich zu jener Zeit noch nicht des Besitzes einer eigenen Artillerie erfreute.

Fräulein Helene ihrerseits hatte zu Ueberraschungszwecken jenes Objekt, in dem der zu Ueberraschende schon vor Monaten einmal die ellenlangen Nadeln von ferne gewahren konnte, vollendet, eine herrliche Troddelmütze nämlich, in sieben Farben und vielem echten Golde strahlend und bestimmt, den armen Polarfuchs auf dem Haupte seines Herrn abzulösen, damit er nicht allzu früh zu Grunde getragen würde. Auch dieses Meisterwerk weiblichen Kunstfleißes begegnete einem Beifall, „wie er in diesen Räumen noch nicht vernommen worden.“

Auf einem Tischchen, mit dichten Schleiern verhüllt, wurde nun Fräulein Josephinens Ueberraschung hereingetragen. Ihre beiden Schwestern zitterten vor Ungeduld, zu sehen, ob sie nicht überflügelt wären, und Herr Federkiel selber war, wenn er's auch in der Folge unbegreiflicherweise hartnäckig zu leugnen pflegte, nicht wenig gespannt. Und als die Schleier fielen, entfuhr ein Ah! allen Kehlen,

welches Schrecken, Erstaunen, Heiterkeit, Betroffenheit und vor Allem ganz unverkennbare Ueberraschung ausdrückte.

Auf dem Tische standen nämlich der Kanarienvogel und der Polarfuchs, aber beide waren durchaus himmelblau gefärbt. Der Kolorist der Fabrik, auch „Indigo“ genannt, der seinerzeit durch den Buchhalter aus seiner beneidenswerthen Stellung als „Einziger von Bockshorn“ verdrängt worden, hatte Jenem auf Josephinens Anstiften mit Wonne diesen vermeintlichen Streich gespielt, unter der vorsichtigen Bedingung freilich, daß sie die Urheberschaft desselben ganz und gar auf sich nehmen würde.

Fräulein Martha raufte sich die Haare ob des Unglücks, in das man muthwilligerweise die arme süße Patti gestürzt habe, die sich nun gar nicht mehr vor den Leuten werde zeigen können, Fräulein Helene ihrerseits beweinte das traurige Loos des unglücklichen Füchschens, dem man so barbarisch mitgespielt, der Kaiser von Bockshorn hielt sich die Seiten vor Lachen, und der Reichsverweser hätte der Veranstalterin dieser Ueberraschung gern das Kompliment gemacht, daß ihre Idee „nicht nur sehr gut, sondern auch ausgezeichnet“ gewesen, aber Josephine hatte sich durch einen zeitgemäßen Rückzug den verschiedenartigen Gefühlsausbrüchen, die sie voraussah, entzogen, und auch ihre Schwestern eilten ihr jetzt nach, wahrscheinlich um ihre beiden Pfleglinge zu rächen.

Als die beiden Herren allein waren und sich von den Anstrengungen ihrer Heiterkeit erholt hatten, rückte auch Se. Bockshorn'sche Majestät mit seiner Ueberraschung heraus. Er habe längst bemerkt, hub er an, daß seine beiden älteren Mädchen dem jungen Manne nicht gleichgiltig wären, und könne ihn versichern, daß er sich bezüglich der Gegenseitigkeit dieses Gefühles keine Sorge zu machen brauche. Es thue ihm aber auch herzlich leid, fuhr er fort, daß die bestehenden Gesetze die Bigamie als Verbrechen verpönen, er könne ihm jedoch derzeit beim besten Willen nur eines der Mädchen zur Frau geben, dasjenige nämlich, für das er sich selbst entscheiden würde.

So von allen Seiten überrascht, konnte Herr Federkiel nicht umhin, seinen Monarchen auch ein klein wenig zu überraschen. Er antwortete ihm also ungefähr Folgendes: Er gestehe zwar unumwunden ein, daß ihm die erwähnten zwei liebenswürdigen Damen nicht gleichgiltig seien; er bekenne sich auch völlig geneigt zu glauben, daß Herr Lichtblau das Gesetz wirklich hasse, welches ihn verhindere, ihm jene Damen beide zu Frauen zu geben; wenn er (Federkiel) denn aber die Wahl zwischen Fräulein Martha und Fräulein Helene haben sollte, so würde er, wie man zu sagen pflege, unbedenklich Josephinen wählen, deren Hand er sich also bei dieser günstigen Gelegenheit, da man ja eben von dergleichen spräche, gehorsamst zu erflehen getraue.

Herr Lichtblau fühlte sich sozusagen überrumpelt, da ihm während seiner langen Monarchenpraxis ein solches Bittgesuch noch nicht vorgekommen war. Die drei Damen aber, welche eben wieder auf der Schwelle erschienen, blieben wie festgewurzelt stehen, als sie den Ausdruck dieser beiden Gesichter bemerkten.

Josephine indessen gewann ihre Fassung alsbald wieder und entschuldigte

sich, daß ihre Ueberraschung nicht ganz gelungen sei; sie habe nämlich den Vogel, der ohnehin immer so grünlich gewesen, ganz grün kriegen wollen und sich gedacht, wenn sie ihn blau färbte, würde er, da aus Blau und Gelb Grün entstehe, grün werden, leider sei das schwache Gelb des Patienten unter dem vorzüglichen Blau, das die Fabrik („Gottlob", warf der Vater nicht ohne Stolz ein) bereite, total erlegen. Was aber den Fuchs anlange, so sei durch den jähen Farbenwechsel ihrer Meinung nach seine Polarität durchaus nicht angetastet, da es in den Polargegenden auch blaue Füchse gebe. Uebrigens habe sie bei der Arbeit auch ihre Person keineswegs geschont, und zum Beweise zeigte sie eine bedenklich ins Blaue spielende Hand vor.

Worauf Kaiser Lichtblau sich von seinem glorreichen Thron erhob und das Urtel verkündete, daß bei so bewandten Umständen der jubilirte Delinquent Alles, was da blau sei, unverzüglich an sich zu nehmen und darüber kein Wort weiter zu verlieren habe.

Worauf Herr Federkiel also den Vogel, den Fuchs und die Hand Josephinens an sich nahm, welches entschlossene Mädchen sich mit bewunderungswürdiger Seelenstärke dem harten Richterspruche unterwarf. „Diese Geschichte kommt mir nicht nur blau, sondern auch ganz dunkelblau vor," äußerte sie mit einer seltsamen Schiefheit des Ausdrucks, welche sich nur durch eine gewisse Verwirrung ihres sonst so schlagfertigen Verstandes erklären läßt, als sie dem Reichsverweser das dritte blaue Objektum auslieferte.

Fräulein Martha und Fräulein Helene waren noch immer ganz verzweifelt über die entsetzlichen Vorgänge dieses Tages, worunter sie hoffentlich das Unglück des Vogels und des Fuchses verstanden. Herr Federkiel aber fühlte sich so glücklich, daß er in seinem Glück freigebig wurde und Fräulein Martha den blauen Kanarienvogel, Fräulein Helene aber den blauen Fuchs schenkte, da sie sich ja um diese lieben Wesen ohnedies schon so große Verdienste erworben hätten.

Und so ging denn keine von den Dreien leer aus und das Abenteuer schloß „nicht nur" in würdiger, „sondern auch" in zweckdienlicher Weise.

Typhon und Dahâka, Friedrich II. und Sâm Keresaspa.

Von

Prof. Dr. Spiegel

Erlangen.

Nur wenige unter den Dichtern des Orients werden sich rühmen können, in Europa in gleichem Grade bekannt und beliebt geworden zu sein, wie der Erzähler des persischen Epos, Firdosi. Obwohl der Grundtext seines Werkes bis vor wenigen Jahren selbst dem Fachmanne schwer zugänglich war, so ist doch der Inhalt des persischen Königsbuches durch die Bearbeitungen, vornehmlich von Rückert und Schack, in weite Kreise gedrungen und von ihnen im vollen Maße gewürdigt worden. Diese seine Beliebtheit verdankt nun Firdosi vor Allem seinem Genius, seiner unvergleich-

lichen Charakteristik, seiner Kunst, das allgemein Menschliche, den Völkern Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen, daneben darf man aber nicht vergessen, daß er die Begebenheiten, welche er erzählt, nicht selbst erfunden, sondern nur bearbeitet hat. Obwohl Firdosi erst um 940 n. Chr. geboren wurde, so ist es doch gewiß, daß der Stoff seines Werkes uralt ist, daß er denselben theils aus der mündlichen Tradition entnahm, theils aus schriftlichen Aufzeichnungen, welche die Geschichte der ältesten Könige Persiens erzählen wollten. Der Sinn des Morgenländers ist weniger kritisch als der unserige, er scheidet nicht so strenge wie wir zwischen Epos und wirklicher Geschichte, er nimmt keinen Anstoß an wunderbaren Begebenheiten, denen wir von vorneherein die historische Glaubwürdigkeit abzustreiten geneigt sind. Diesem Umstande haben wir es zu danken, daß sich ein vollkommen mythischer Stoff viele Jahrhunderte hindurch erhielt und unverfälscht fortpflanzte bis dem persischen Volke das Glück zu Theil wurde, noch in später Zeit einen Dichter hervorzubringen, der es verstand, die Mythen der Vorzeit im rechten Geiste aufzufassen und dieselben treu und in volksthümlicher Sprache wieder zu erzählen. Aus diesem Grunde ist denn auch das Werk Firdosis bis heute in dem persischen Volke lebendig geblieben.

Es ist nicht unsere Absicht, hier von den Verdiensten Firdosis als Dichter zu sprechen, wir wollen vielmehr hinweisen auf das hohe Alter des von ihm bearbeiteten Stoffes und den Werth, welchen derselbe für die Erforschung der mythologischen Vorstellungen des Alterthums überhaupt hat. Um diese unsere Behauptung zu veranschaulichen, wählen wir unter den mancherlei Beispielen, die uns zu Gebote stehen, einen Sagenkreis aus, der uns am meisten geeignet erscheint, da er namentlich das Alter der persischen Anschauungen in das rechte Licht stellt. Es wird zweckmäßig sein, unsere Leser zunächst an ein Gleichniß zu erinnern, das sich bei Homer (Il. 2, 780 flg.) vorfindet:

Sie dort zogen einher, wie wenn Glut durchs ganze Gefild hin
Loderte; dumpf auf hallte der Grund, wie dem Gotte der Donner,
Zeus, wann des Zürnenden Strahl weitschmetternd das Land des Typhoëus
Arima schlägt, wo sie sagen, Typhoëus ruhe gelagert:
Ebenso laut dort hallte der Grund von der kommenden Völker
Mächtigem Gang; denn in Eile durchzog das Gefilde der Heerzug.

Es ist allgemein angenommen, daß Homer hier nicht auf einen griechischen Mythus anspielt, sondern auf einen fremden, der ihm wahrscheinlich aus Kleinasien zukam. Darauf deutet schon die Gegend, in welche Typhoëus versetzt wird, denn Arima wird von den meisten Erklärern in Cilicien, von anderen in Lydien oder Phrygien gesucht. Der Name Typhoëus oder Typhon bezeichnet feurige Dämpfe und deren zerstörende Wirkungen und wenn schon darin eine Veranlassung zu der Vermuthung liegt, es möge das hier genannte mythische Wesen mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, so wird man in dieser Ansicht noch mehr bestärkt, wenn man die ausführlichere Schilderung vergleicht, welche uns Hesiod (Theog. v. 820 flg.) von Typhoëus und seinem Wirken gegeben hat:

Aber nachdem die Titanen hinab vom Himmel gedrängt Zeus,
Brachte den jüngsten Sohn, den Typhoëus, Gäa die Riesin,

Durch des Tartaros Lieb', und die Huld der goldenen Kypris.
Ihm sind Hände verliehn, die ein Werk vornehmen mit Nachdruck,
Rüstige Füße zugleich, dem gewaltigen; und von den Schultern
Wenden sich hundert Häupter des graunvoll schlängelnden Drachen,
Leckend mit finsteren Zungen umher, und der gräßlichen Häupter
Jeglichem zuckt' aus den Augen ein Gluthstrahl unter den Wimpern;
So aus den Häuptern gesammt, wenn er schauete, brannt' es wie Feuer.
Auch war hallende Stimm' in allen entsetzlichen Häuptern,
Von vielartigem Wundergetön: denn in häufigem Wechsel
Lautete jetzt für die Götter Verständliches; jetzo hinwieder
Scholl es, wie dumpfes Gebrüll des in Wuth anrasenden Stieres;
Jetzo gleich, wie des Löwen von unaufhaltsamer Kühnheit;
Jetzo gleich dem Gebelfer der Hündelein tönet' es seltsam;
Jetzo wie gellendes Pfeifen, daß rings nachhallten die Berghöhn.
Und bald kam an dem Tag' unheilsame That zur Vollendung,
Daß er Sterbliche so wie Unsterbliche jetzo beherrschte;
Hätte nicht scharf es bemerkt der Menschen und Ewigen Vater.
Ernst nun schwang er die Donner, und donnerte; rings in dem Aufruhr
Toste das Land graunvoll, und der wölbende Himmel von oben,
Auch des Okeanos Strom, Meerfluth und tartarischer Abgrund.
Ja dem unsterblichen Fuß erbebten die Höhn des Olympos,
Als sich der Herrscher erhob; und tiefauf dröhnte das Erdreich.
Beiden entloderte Brand, um das finstere Meer sich verbreitend,
Hier von dem Donner und Blitz, und dort von der Flamme des Scheusals,
Von gluthwirbelndem Sturm, und zuckendem Strahle der Wetter.
Auf nun brauste die Erd' und der Himmel umher, und die Meerflut;
Und die Gestad umtobt' unermeßliches Wogengetümmel,
Durch der Unsterblichen Schwung; und es schwankte das All in Erschüttrung,
Aïdes selber erschrak, der unteren Todten Gebieter,
Auch der Titanen Geschlecht im Tartaros drunten um Kronos,
Vor dem unendlichen Lärm und dem furchtbaren Kampf der Entscheidung.
Als nun seine Gewalt Zeus sammelte, nahm er die Waffen,
Blitz und Donner zugleich, und lodernde Keile des Wetters,
Schlug dann hoch vom Olympos im Aufsprung: alle gesammt nun
Sengt' er die gräßlichen Häupter hinweg des gewaltigen Scheusals.
Aber nachdem er ihn jetzt mit schmetternden Schlägen gebändigt,
Sank er gelenklos hin; und es seufzte die mächtige Erd' auf.
Lodernde Gluth entströmte dem niedergedonnerten Herrscher,
In des Gebirgs Waldthalen, von Felsabhängen umdunkelt,
Wo er erlag; weit brannte die mächtige Erd' in des Wetters
Stürmischer Loh' und zerfloß, dem schmelzenden Zinne vergleichbar.
— — — — — — — — — — — — — — —
Zeus dann schwang ihn ergrimmt in des Tartaros räumigen Abgrund.

Eine andere Stelle der Theogonie (v. 295 — 300) beschreibt uns die Echidna, die halb Weib halb Schlange ist, mit welcher Typhoëus in Arima mehrere Ungeheuer erzeugte; die Höllenhunde Orthros und Kerberos, dann die Chimaira, die lernaeische Schlange ꝛc., von welcher üblen Nachkommenschaft Herakles die Erde befreite.

Man kann diese Schilderung des Typhoëus und seines Kampfes mit Zeus nicht lesen, ohne sofort lebhaft aus den persischen Dahaka und dessen Kampf mit Thraetaona erinnert zu werden. Auch Dahaka ist ein Drache, wenn auch nicht mit hundert so doch mit drei Häuptern, auch er hat einen Kampf mit einem himmlischen Wesen zu bestehen, dessen Ausgang der gleiche ist: daß der Unhold in ein Gefängniß unter der Erde verbannt wird, von wo aus er aber noch im Stande ist, verderbliche Wirkungen auf die Erde gelangen zu lassen. Wir haben hier offenbar denselben Mythus vor uns, wenn derselbe auch nach den lokalen Bedürfnissen der verschiedenen Gegenden verschieden gefärbt ist; es war auch dieser Mythus, wie es scheint, durch ganz Vorderasien verbreitet. Die kleinasiatische Auffassung desselben besitzen wir leider nicht mehr, sie wird zu den Darstellungen Homers und Hesiods am genauesten gestimmt haben, aber in etwas anderer Form finden wir den Mythus wieder bei den benachbarten Armeniern; wir entnehmen die armenische Form des Mythus der Geschichte des Moses von Khorni, in welchem Werke Quellen von verschiedenem Werthe gemischt sind. Der geschichtliche Werth des Werkes ist durch die neueren Forschungen erheblich gemindert worden, dagegen muß anerkannt werden, daß manche Theile desselben gerade dadurch für die Sagengeschichte Armeniens eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben. Dort wird unter Anderen auch die Geschichte eines alten Königs Ardasches oder Tigran erzählt, zwar in zwei Theile zerrissen, doch so, daß man das Zusammengehörende leicht wieder vereinigen kann. Tigran ist nach Moses der ältere König, ein Zeitgenosse des Meders Astyages, mit welchem er durch Verträge verbunden ist, nicht minder aber auch besteht zwischen ihm und dem Perser Kyrus die innigste Freundschaft. Dem Mederfürsten schien diese Freundschaft zwischen Tigran und Kyrus bedenklich, obwohl zunächst gar kein Grund zum Argwohn vorlag. Ein böser Traum jedoch erschreckte den Astyages und gab seinen Besorgnissen neue Nahrung, er beschloß der drohenden Gefahr zuvorzukommen indem er den Tigran beseitigte, er führte aber gerade durch seine hinterlistigen Bestrebungen die Gefahr herbei, welcher er vorzubeugen suchte. Astyages hatte es nicht rathsam gefunden, mit offener Gewalt gegen Tigran vorzugehen, um ihn sicher zu verderben, hatte er dessen Schwester geheirathet und hoffte durch glänzende Aussichten, die er ihr eröffnete, sie auf seine Seite zu ziehen, damit sie das Vertrauen des Bruders mißbrauche und im Vereine mit ihm das Verderben desselben herbeiführe. Die kluge Armenierin ließ sich aber nicht täuschen, nur zum Scheine ging sie auf die Pläne des Astyages ein, setzte aber durch treue Diener den Tigran von denselben in Kenntniß und veranlasste ihn zu den nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Als nun Astyages den Tigran zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft einlud, nahm er an, daß dieser mit geringem Gefolge erscheinen werde und hoffte an der Spitze seines Heeres denselben leicht zu entwaffnen und in seine Gewalt zu bringen.

Wider alles Vermuthen erschien aber der bereits gewarnte Tigran gleichfalls

an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, Astyages sah sich zum Zweikampf mit ihm gezwungen und verlor in diesem sein Leben. Es wäre mithin eigentlich das Verdienst des Armeniers Tigran, wenn sein Freund Kyrus den medischen Thron besteigen konnte.

Als Geschichte betrachtet ist die eben angeführte Erzählung vollkommen werthlos und von allen übrigen Berichten über die medische Geschichte durchaus abweichend, als Mythe betrachtet ist sie aber nicht zu verwerfen, nur muß man vor Allem von den Eigennamen absehen, welche Moses höchst willkürlich verändert hat. Der Name Tigran war ihm wahrscheinlich aus der Kyropädie als der eines Zeitgenossen des Kyrus bekannt, und wurde daher willkürlich seinem armenischen Helden verliehen, aus seinen eigenen Bemerkungen aber läßt sich entnehmen, daß der fragliche König von Armenien Ardasches (Artaxerxes) und nicht Tigran hieß, aus derselben Stelle geht auch hervor, daß der diesem entgegenstehende medische König weder Astyages noch Azdehak hieß, sondern in dem Mythus, welcher dem Moses vorlag, einfach als Schlangenkönig bezeichnet war. Die Armenier machen Medien zum Aufenthaltsorte schädlicher aber mythischer Schlangen, ja selbst der Name, mit welchem sie die Meder zu bezeichnen pflegen, bedeutet wahrscheinlich Schlange, ein medischer König ist daher ein Schlangenkönig. Die ursprüngliche armenische Sage berichtete also weiter nichts, als daß ein fabelhafter armenischer König, Ardasches mit Namen, mit einem medischen Schlangenkönig Krieg führte, ihn besiegte und tödtete. Was uns nun vorzüglich interessirt, ist nicht dieser Theil des Mythus, sondern der weitere Verlauf desselben. Nachdem nämlich der Schlangenkönig besiegt ist, werden die Kriegsgefangenen nach Armenien geführt, darunter auch die Nachkommenschaft des gefallenen Königs, die natürlich sämmtlich zum Schlangengeschlecht gehört, ebenso die Wittwe, welche geradezu die Mutter der Drachen genannt wird. Dieses Schlangengeschlecht sammt seinen Dienern wird nun an den Fuß des Ararat versetzt, der Zweck dieser Versetzung ist natürlich dasselbe unschädlich zu machen, da dasselbe auf Rache sann und in allen Ränken, namentlich auch in Zauberkünsten wohl geübt war. Daß aber die Schlangen in ihrem neuen Wohnsitze nicht aller Mittel zur Rache beraubt waren, sollte sich bald zeigen.

Mit diesem Tigran-Ardasches, den Moses in die Zeit des Astyages versetzt, müssen wir einen zweiten Ardasches verbinden, welcher angeblich einer weit späteren Zeit angehört, aber nicht nur eben so mythisch ist wie dieser, sondern ein und dieselbe Person. Man sieht dies daraus, daß Moses die Unvorsichtigkeit hat, im Leben seines ersten Ardasches mehrere Personen zu erwähnen, die erst unter dem zweiten Ardasches eine Rolle spielen. Beide Ardasches sind mithin dieselbe Person und was von dem zweiten erzählt wird ist nur eine Fortsetzung von der mythischen Geschichte des ersten. Auch dieser Ardasches ist ein großer Held, seine Thätigkeit richtet sich aber namentlich gegen die Albanen, welche im Norden von Armenien wohnen. Auf einem dieser Züge war es, daß Ardasches ganz allein den Kurfluß durchritt und aus dem auf der anderen Seite befindlichen Albanenlager die schöne Königstochter Sathinik raubte, in welche er sich verliebt hatte, welche ihm aber ihr

Vater verweigerte, als er sie zur Frau verlangte. Es scheint nun, daß Sathinik sich herbeiließ, Freundschaft mit dem Drachengeschlechte am Ararat zu schließen, so daß es in dessen Macht stand, ihren und des Ardasches erstgebornen Sohn zu vertauschen und einen Dämon (wohl eine Schlange) an dessen Stelle zu setzen. Dieser Dämon führt den Namen Artavazd und wird allgemein für den Sohn des Ardasches gehalten und als solcher zur Nachfolge auf dem Throne bestimmt. Schon lange bevor dieses Ereigniß wirklich eintritt, zeigt Artavazd seine wahre Natur und trübt durch Streitigkeiten die sonst glückliche Regierung seines Vaters; mit seiner Mißgunst verfolgt er gerade die verdientesten Männer, er erreicht es, daß der treue Argam erst aus allen seinen Aemtern entfernt wird, später weiß er ihn mit seiner ganzen Familie zu vernichten. Ein gleiches Loos hatte er auch dem Sempad, einem anderen verdienten Helden, zugedacht, derselbe entging ihm nur durch freiwillige Verbannung auf seine außerhalb Armeniens gelegenen Besitzungen. Kein Wunder, daß durch sein Betragen der Thronfolger sich den allgemeinen Abscheu zuzog und als endlich Ardasches starb und der gefürchtete Artavazd den Thron bestieg, zog ein großer Theil der Bewohner des Landes es vor, sich freiwillig den Tod zu geben. Erzürnt über dieses Ereigniß richtet Artavazd an seinen verstorbenen Vater die Frage, ob er denn das ganze Land mit sich nehmen wolle und ihm nur die leere Erde zu lassen gedenke? Wegen dieser Frage, mehr aber wohl noch wegen seiner Ungerechtigkeit, geschieht es, daß Artavazd wenig Tage später auf einer Jagd entrückt und in einer Höhle des Ararat angekettet wird. Auf diese Art wird der Schlangendämon unschädlich gemacht, dem es beinahe gelungen wäre, sich in die Reihe der rechtmäßigen Könige von Armenien einzuschleichen. Allein der Dämon gibt die Hoffnung auf seine künftige Befreiung nicht auf, unablässig ist er bemüht sich wieder frei zu machen, zwei Hunde sitzen ihm zur Seite und benagen seine Ketten, durch die Schläge, welche die Schmiede Armeniens jeden Sonntag auf ihren Ambos thun, werden die Ketten immer wieder fest, so daß der Unhold nicht entrinnen kann. Derselbe Mythus findet sich auch in Georgien, hat aber dort eine mehr christliche Färbung angenommen. Der übermüthige Held, der sich gegen Gott auflehnt, heißt dort Aniran, er ist im Kaukasus angeschmiedet. Sein treuer Hund leckt die Ketten und sucht sie zu lösen, aber jeden Charfreitag erscheint ein Schmied, der dieselben wieder fest macht.

Welches nun die Züge sind, die uns geeignet erscheinen, diesen Mythus mit dem griechischen von Typhoëus zu vergleichen, ist nicht schwer zu errathen. In beiden Sagenkreisen ist es ein Drache, der sich zur Herrschaft emporschwingt, der aber so viele üble Thaten begeht, daß die Götter ihn beseitigen müssen, was aber nicht vollkommen gelingt, da der Dämon zwar gefesselt aber nicht vernichtet werden kann. Die armenische Fassung läßt die Möglichkeit durchschimmern, daß er sich künftighin wieder befreien könne.

Es ist nun Zeit, daß wir uns zur persischen Gestaltung des Mythus wenden, welche mit der armenischen viele Aehnlichkeit hat, die einzelnen Züge aber weit besser hervortreten läßt, nur dürfen wir uns nicht ausschließlich an die Darstellung des Königsbuches halten, sondern müssen dasselbe aus unseren anderen Quellen er-

gänzen und berichtigen. Firdosi erzählt nun von einem gewissen Dahâk, dem Sohne eines reichen und tugendhaften arabischen Fürsten, welchen er in Babylon wohnend dachte. Dieser Dahâk war tapfer, sonst aber leichtsinnig und unverständig, dadurch kam es, daß ihn der Teufel in seine Gewalt brachte und ihn stufenweise bis zum Besitze des Königsthrons, aber auch von Schlechtigkeit zu Schlechtigkeit führte, so daß er zuerst den Dahâk antrieb, seinen eigenen Vater umzubringen, damit ihm selbst die Herrschaft zufiele, dann die Fleischkost in der Welt einzuführen, während vorher die Menschen nur von Pflanzen gelebt hatten. Endlich ließ der böse Geist zwei Schlangen aus den Schultern des Dahâk hervorwachsen, welche mit Menschenhirn gefüttert werden mussten. Hatte der böse Geist die Absicht, durch die erste dieser Uebelthaten dem ihn ergebenen Dahâk zur Herrschaft über die Welt zu verhelfen, so waren die beiden anderen dazu bestimmt, die Welt nach und nach von allen nützlichen Geschöpfen, besonders von Menschen, zu entvölkern, so daß die bösen Mächte ungehindert ihr Spiel treiben könnten. In dieser Fassung ist der ursprüngliche religiöse Gehalt des Mythus vielfach verwischt und muß aus anderen Schriften wieder hergestellt werden. Zwar sind alle unsere Quellen darin einig, daß Dahâk ursprünglich kein eränischer sondern ein babylonischer König sei, der sich auf unrechtmäßige Weise der Weltherrschaft bemächtigte, aber sie sehen in ihm keinen Araber, sondern geradezu einen Dämon, der durch seine Mutter in gerader Linie von den Geistern der Hölle abstammte. Sie geben nicht an, daß ihm zwei Schlangen aus den Schultern wuchsen, sondern halten ihn selbst für einen Drachen mit drei Köpfen, welcher die Menschen frisst, in der Absicht die Welt menschenleer zu machen. Dieses Ziel wäre auch erreicht worden, wäre die Zeit von Dahâks Regierung nicht auf 1000 Jahre beschränkt gewesen und wäre nicht ein Held aufgestanden, welcher fähig war den Unhold unschädlich zu machen. Nach der ganzen Anlage der persischen Mythengeschichte muß dieser Held aus königlichem Stamme sein, womit auch gesagt ist, daß er göttlichen Ursprungs sei, denn die persischen Könige sind ein himmlisches Geschlecht. Der ganze Mythus von diesem königlichen Helden gehört im Königsbuche deutlich der Gebirgsgegend an, welche sich längs des Südufers des kaspischen Meeres ausdehnt, aus den Lokalsagen von Masenderan lässt sich derselbe noch vielfach ergänzen, gleichwohl glaube ich, daß wir den Mythus nicht ganz vollständig besitzen, und daß einzelne Züge verschwiegen wurden, eben weil sie mythisch waren, doch lassen sie sich leicht ergänzen. Der Königssohn Thraetaona oder Fredun hat sich vor den Verfolgungen Dahâks in das Gebirgsland am Demavend geflüchtet, in den schwer zugänglichen Waldwildnissen jener Gegend entgeht er den eifrigen Nachstellungen des Tyrannen. Als er herangewachsen ist, will er natürlich den Tod seines Vaters rächen, der eines der vielen Opfer des fremden Usurpators geworden ist, aus den ihn umgebenden Gespielen bildet er den Kern eines Heeres, noch ist er aber zu schwach um aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können, bis er den Zuzug des Schmiedes Kave erhält, der ihn in den Stand setzt, den Tyrannen zu bekriegen. Hier ist nun ein Punkt, wo man mit Gewißheit sagen kann, daß die Ueberlieferung des Mythus verändert und lückenhaft ist. Nach der gewöhnlichen Erzählung wäre Kave in Ispahan zu Hause

(eine später dort regierende Familie leitet ihren Ursprung auf ihn zurück); weil Dahâk seine siebenzehn Söhne den Schlangen zum Fraße vorgeworfen hat, erhebt er die Fahne der Empörung und vereinigt sich mit Fredun, der vom Demavend her auszieht. Bei dieser Fassung der Lage liegt es nahe, zwei Fragen aufzuwerfen, einmal, warum dieser Kave gerade ein Schmied sein muß, dann warum er von Ispahan ausgeht. Offenbar ist die Annahme, daß er in Ispahan zu Hause sei, erst später erfunden und der Schmied Kave gehört, wie der übrige Theil des Mythus, in die Umgegend des Demavend, wo viel Eisen gewonnen wird und Schmiedewerkstätten häufig sind. Daß aber der hauptsächlichste Parteigänger des Fredun gerade ein Schmied ist, hat seinen guten Grund, denn erstens bedarf Fredun zur Besiegung des feindlichen Unholds eine besondere Waffe, die er vorzeichnet und die darauf von den kunstfertigen Schmieden verfertigt wird. Von diesen Verhältnissen gibt uns das Königsbuch wenigstens eine schwache Andeutung, wenn auch Kave selbst nicht genannt wird. Zweitens aber muß der Dämon, sobald er gefangen ist, gefesselt werden und ein überirdisches Wesen kann nicht durch gewöhnliche Fesseln unschädlich gemacht werden. Ueber diesen Punkt erklärt sich das Königsbuch nicht näher, aber ein anderer muhamedanischer Autor hat uns die Nachricht erhalten, daß die Fesseln des Dahâk keine gewöhnlichen sind, wir werden unten auf die Nachricht nochmals zurückzukommen haben. Es versteht sich eigentlich von selbst, daß der Schmied Kave zu allen diesen Dingen mitgewirkt haben wird.

Fredun, durch den Beistand aller Gutgesinnten unterstützt, unternimmt nun den Kampf gegen den menschenfressenden Drachen. Zwei Begleiter unterstützen ihn, ein großes Heer folgt nach. Der Zug geht augenscheinlich gegen Babylon, den Tigris durchschwimmt Fredun mit seinem Heere, da die Umwohner den strengsten Befehl haben, Niemand überzusetzen. Als das hohe Königsschloß von Babylon in der Ferne sichtbar wird, übermannt die Ungeduld den jungen Helden, er verschmäht es, sich den langsamen Bewegungen seines Heeres anzubequemen und stürmt allein vorwärts; alle Zauberkünste, durch welche das Schloß unnahbar gemacht ist, erweisen sich ihm gegenüber als ohnmächtig, auch die Dämonen und Zauberer, die im Palaste sind, können seinen Streichen nicht wiederstehen und werden getödtet oder gefangen. In dem Palaste findet aber Fredun nicht den Dahâk selbst, dieser ist in Indien abwesend, sondern nur dessen Frauen, darunter die Schwestern des getödteten Ahnherrn; nach der Art morgenländischer Herrscher nimmt Fredun den ganzen Harem des bekriegten Fürsten sofort in Besitz. Als dem Dahâk das Erscheinen des Fredun gemeldet wird und die Art, wie er sich beträgt, da macht er sich sofort auf, um diesen zu bekriegen, wenn auch voll von bösen Ahnungen, denn schon mehrere Jahre vorher hatte er den Fredun im Traum gesehen und das Schicksal erkannt, das ihm in kurzer Zeit bevorstand. In der Nähe des Schlosses angekommen, treibt auch ihn die Ungeduld, er eilt dem Heere voraus, seine Fangschnur gebraucht er als Strickleiter, er ersteigt das Schloß und sieht den Fredun mitten unter seinen Frauen. Wüthend stürzt er sich sofort auf den Eindringling, aber den überlegenen Waffen des Fredun ist er nicht gewachsen, er wird überwältigt und gebunden, dann aber auf himmlisches Geheiß nach dem Demavend gebracht

und in einer Höhle dieses Berges fest angekettet, so daß er, getrennt von seinen Verwandten und Genossen, keinen Schaden auf der Welt mehr anrichten kann, gleichwohl schreiben noch die heutigen Perser die Erdbeben den Zuckungen und Bewegungen zu, welche der gefesselte Riese in seinem Gefängnisse machen kann. Warum Fredun den Drachen blos bindet, statt ihn zu tödien, bleibt nach der Erzählung des Königsbuches unklar, umsomehr, als dieses Werk in Dahâk einen bloßen Menschen sieht, aber unsere älteren Quellen belehren uns, daß wir es hier mit einem Dämon zu thun haben, der, ebenso wie seine ganze Verwandtschaft, unsterblich ist. Warum Dahâk gerade in dem Demavend gefangen gehalten wird, machen uns die Lokalsagen klar: die Residenz des Fredun ist neben diesem Berge zu suchen, es versteht sich, daß das Gefängniß des gefährlichen Dämon ganz in der Nähe ist, damit man ihn beständig beobachten kann. Daß die Fesseln keine gewöhnlichen sind, ist ganz bestimmt, wir hören, daß Dahâk beständig an seinen Fesseln nagt, damit sie dünn werden, daß aber ein Talisman vorhanden ist, welcher mit einem Hammer schlägt, so daß die gelockerten Fesseln wieder fest werden. Es ist dies offenbar eine Anschauung, welche ganz nahe verwandt ist mit derjenigen, wie bei den Armeniern die Fesseln des Artavazd wieder gefestigt werden.

Es wird eines weiteren Beweises nicht bedürfen, daß wir in den Erzählungen von Typhon, Artavazd und Dahak denselben Mythus vor uns haben, wenn auch derselbe überall anders geordnet und den verschiedenen Lokalitäten angepaßt wurde. Wir wollen nur mit einigen Worten noch auf die Punkte hinweisen, auf welche es bei der Vergleichung besonders ankommt. Ein durch die verschiedenen Gestaltungen gehender Zug ist die Ankettung eines Dämonen in einem Berge. Die Gründe dafür werden verschieden angegeben, auch die Art und Weise in der es bewerkstelligt wird, ist nicht die gleiche, aber einmüthig sind alle Fassungen darin, daß er die Herrschaft erlangt hatte und daß die bösen Thaten des Dämon den Kampf zu einer Nothwendigkeit machen. Die Person, welche mit dem Dämon kämpft, ist verschieden, in Griechenland ist es Zeus selbst, der ihn besiegt, in Armenien ist es nicht ganz klar, ob der verstorbene König es ist oder die Götter, welche den Artavazd in den Berg einschließen, in Persien ist es ein König, da aber das Königsgeschlecht — nach dem dortigen Volksglauben — von den Göttern abstammt, so ist dieser König zugleich ein Gott, zudem ist der Held sichtlich mit übernatürlichen Gaben ausgestattet. Daß der ganze Mythus mit den vulkanischen Erscheinungen zusammenhängt und eine Erklärung derselben geben soll, ist allgemein anerkannt: bei den Griechen sind es die Gluthwinde, welche Verderben bringend über Land und Meer dahinfahren, die als der Hauch des im Tartaros schmachtenden Dämon angesehen werden, in Persien sind die Erdbeben durch die Zuckungen des Dämon veranlaßt, auf die eine wie die andere Weise werden die Sterblichen daran erinnert, daß der Dämon noch lebt und ihnen auch jetzt noch schaden kann. Hiermit sind aber die verderblichen Wirkungen des Dämon für diese Welt noch nicht zu Ende. Nicht ohne Grund legt das Königsbuch ein großes Gewicht darauf, daß der Dämon durch seine Fesselung von aller weiteren Berührung mit seiner übrigen Verwandtschaft ferne gehalten werden muß, solche Verwandte gibt es nach Ansicht der Perser im

Westen und im Osten ihres Landes und mehrere derselben spielen in der Sagengeschichte eine Rolle. Es sind dies die Königsfamilien in Babylon und Indien, beide Länder, welche schon unter der Herrschaft des Dahak standen, haben seinen Nachkommen eine Zufluchtstätte gewährt und diese setzen nun von dort aus ihre Auflehnung gegen die rechtmäßigen persischen Könige fort und behaupten eine Herrschaft, welche ihnen nicht zukommt. Wie man das Haupt des persischen Königs wegen der himmlischen Abkunft von einem Lichtglanze umflossen dachte, der von ihm ausströmte, so kann es auch nicht befremden, wenn die auswärtigen Könige Spuren ihrer Abkunft von dem Geschlechte der Schlangen bekunden und man findet gelegentlich auf persischen Denkmälern besiegte Könige mit Schlangen statt der Haare dargestellt. Auch in Armenien ist Artavazd deutlich genug mit dem aus Medien eingewanderten Schlangengeschlechte nahe verwandt und die Griechen wissen uns von der Verbindung des Typhoëus und der Echidna zu erzählen, aus welcher verschiedene Ungeheuer hervorgehen, welche theils dem Vater theils der Mutter ähnlich sind und die von Herakles besiegt werden. Aus diesem Allen scheint nur hervorzugehen, daß wir es hier mit einem Sagenkreise zu thun haben, welcher durch ganz Vorderasien verbreitet war und von da zu den Griechen gelangte.

Man hat mit dem Mythus von Dahak auch indische Mythen verglichen, ich muß aber gestehen, daß nach meiner Ansicht keine derselben wirklich hierher gehört, es sind verwandte aber nicht identische Mythen, welche uns dort begegnen. Wenn Indra den Vritra erschlägt, der gleichfalls als ein Dämon vorgestellt wird, so ist zu bemerken, daß dieser die Wasser der Atmosphäre zurückhält und sie hindert auf die Erde herabzufallen, es ist ein Gewittermythus, hat aber mit den vulkanischen Erscheinungen Nichts zu thun. Die Perser kennen auch diesen Mythus, er ist aber in seiner Gesammtanschauung wie in den einzelnen Zügen verschieden.

In allen Gestalten des Dahakmythus, die wir im Morgenlande gefunden haben, tritt ein sehr wichtiger Zug hervor, der im Abendlande ganz fehlt: der Glaube nämlich, daß der schlimme Dämon nicht ewig in seinem Gefängnisse bleibe, daß er seine Fesseln zu lösen suche. Es wird hinzugefügt, daß er sie wirklich lösen werde, zur Zeit nämlich wenn das Ende der Welt nahe ist. Schon die armenische Fassung deutet auf eine solche Lösung hin, deutlich tritt sie hervor in den Anschauungen der Perser. Es heißt dort, daß Dahak wieder frei werde zur Zeit der letzten Dinge, kurz vorher bevor die Auferstehung eintritt. Er richtet allerdings mancherlei Unheil an, bis ihm ein andererer Held der Vorzeit entgegentritt, der gleichfalls zu neuem Leben erwacht ist. Dieser Held heißt Sâm oder Keresaspa, er ist, im Hinblick auf jenes in Zukunft eintretende Ereigniß, gleichfalls am Leben erhalten worden und wird an irgend einem Orte schlafend gedacht; er erwacht wenn seine Zeit gekommen ist. An den vielen großen Thaten, welche dieser Held Keresaspa in früherer Zeit gethan haben soll und deren Glaubwürdigkeit nicht im Mindesten in Zweifel gezogen wurde, hatte die spätere Zeit nur Eines auszusetzen: daß Keresaspa den rechten Glauben nicht hatte, auch nicht haben konnte, weil die göttliche Offenbarung in der Zeit, in welcher er lebte, noch nicht auf die Erde herabgekommen war, nicht alle seine Thaten stimmen also zu dem Ideale, das man sich mittler-

weile von einem frommen Helden gebildet hatte. Diesem Mangel an Frömmigkeit ist es nun zuzuschreiben daß, ungeachtet aller seiner Tapferkeit, die Mächte der Finsterniß doch einige Macht über ihn erhielten, zwar nicht genug um ihn zu tödten, aber doch hinreichend um ihn in einen Schlaf zu versenken, aus welchem er erst am Ende der Welt wieder erwachen wird, gerade zu der Zeit wo auch der böse Dahak wieder von seinen Banden loskommt. Die erste That des wieder erweckten Helden wird sein, den rechten Glauben anzunehmen, dann wird er den bösen Mächten gegenüber den Kampf für das Reich des Lichtes aufnehmen und dem bösen Drachen als ebenbürtiger Gegner gegenüber treten um ihn endgültig zu besiegen. Da werden dann alle Uebelthaten, Treubruch und Unrecht aus der Welt verschwinden und in Folge davon auch Alter und Tod nicht mehr sein. Es beginnt dann eine Periode des höchsten Glückes, wie die Welt noch keine ähnliche gesehen hat.

So lautet die persische Ansicht von dem künftigen Schicksale der Welt und mit geringen Veränderungen finden wir sie auch bei andern Völkern des Morgenlandes wieder. Wir erwähnen zuerst die späteren Juden, welche den ganzen Mythus in ihre Eschatologie eingefügt haben, bei ihnen vertritt Armillus die Stelle des Typhoëus oder Dahak, als Besieger des Armillus oder Antichrist wird der wieder auf die Welt herabgekommene Prophet Elias genannt. Bei den muhammedanischen Persern ist, trotz ihres Glaubenswechsels, der Mythus von Dahak und Keresaspa nicht verloren gegangen, sondern nur auf andere Personen übertragen worden. Als man nach dem Aussterben der Familie Mohammeds in Persien annahm, daß Gott seine Gemeinde der Gläubigen durch einen unsichtbaren Herrscher regieren lasse, da behaupteten Manche, daß Ali, der Schwiegersohn des Propheten, noch lebend sei und sich an einem verborgenen Orte aufhalte, ein Berg in Arabien wurde als der Ort bezeichnet, wo er zu finden sei. Wieder Andere behaupteten, es sei der zweiundzwanzigste jener unsichtbaren Herrscher, der sich an einem verborgenen Orte aufhalte und von da eines Tages sichtbar erscheinen werde, um die Welt wieder mit Gerechtigkeit zu erfüllen; sie stellten sich daher Abends an die Stelle, an welcher er nach ihrer Meinung hervorkommen musste, sie riefen ihn mit Namen und hielten ein Pferd für ihn in Bereitschaft, damit er sofort sein Werk beginnen könne. Selbst nach Indien zu den Buddhisten ist der Mythus gedrungen und von ihnen brauchbar gefunden worden, um für ihre Zwecke verwendet zu werden. Wenn die Buddhisten auch nicht an eine Auferstehung der Todten und an ein jüngstes Gericht glauben, so behaupten sie doch, daß 5000 Jahre nach dem Erscheinen ihres Religionsstifters die Religion so weit in Vergessenheit gerathen sein werde, daß eine Erneuerung derselben nöthig sei. Ein neuer Buddha, der den Namen Maitreya führt, werde dann erscheinen und die Erinnerung an das Gesetz wieder auffrischen, mit ihm werden aber auch andere berühmte Lehrer der Vorzeit wieder erscheinen, deren Aufgabe es ist, die Gleichheit der neuen und der alten Lehre zu bezeugen. Unter diesen Lehrern der Vorzeit ist der bedeutendste Kasyapa (der schon durch seinen Namen an Keresaspa erinnert), dieser hat sich auf einen Berg mit vier Gipfeln begeben und dort ist seine Seele aus der Welt entschwunden, über seinen Körper aber neigten sich die vier Gipfel des Berges und bedeckten ihn, so daß er

unversehrt bleibt, zur Zeit des Maitreya kehrt die Seele in den Körper zurück, der Heilige erwacht, um die Wahrheit der neuen Lehre zu bezeugen. Diese Erzählung hörte ein chinesischer Reisender schon im 5. Jahrhundert n. Chr., als er den Berg besuchte, in welchem der Heilige angeblich verborgen liegt.

Soweit über die morgenländischen Spielarten des Keresaspamythus, denn als solche werden sie wohl allgemein anerkannt werden. Von höherem Interesse ist es, daß wir denselben Mythus auch im Abendlande verbreitet finden, namentlich bei den germanischen Völkern. In Deutschland wird die Rolle des schlafenden Helden gewöhnlich dem Kaiser Barbarossa zugetheilt, diese Fassung ist von Rückert in seinem bekannten Gedichte wiedergegeben worden:

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht vom Flachse
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halboffen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Mit dem Weltende wird dieser Mythus nicht selten in Verbindung gesetzt. Alte Chroniken erzählen, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser erstehen werde, um Frieden unter den Fürsten zu stiften. Sie erzählen ferner von einem blutigen Kampfe, in welchem die Bösen von den Guten vernichtet werden. Schrifturkunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts bringen die Wiedergewinnung des heiligen Grabes mit diesen Anschauungen in Verbindung.

Eingehende Forschungen über die deutsche Form des Mythus haben gezeigt, daß derselbe ursprünglich nicht vom Kaiser Friedrich Barbarossa, sondern von Friedrich II. erzählt wird, also sich ziemlich genau an das Ende der Hohenstaufen anschloß. Der rasche Tod Friedrichs II., noch dazu in fernen Landen, bewog Viele, namentlich in Deutschland, nicht an seinen Tod zu glauben und die harten Zeiten, die Unordnung und Rechtlosigkeit, welche bald nach Friedrichs Tod folgten, begünstigte die Anschauung, daß der große Kaiser irgendwo in der Dunkelheit noch lebe und eines Tages herrlicher als je wieder erscheinen werde, um den Frieden wiederherzustellen. Eine Reihe falscher Friedriche, welche in den nächsten Jahrhunderten auftraten, beweisen zur Genüge, wie tief dieser Glaube im Volke wurzelte, denn einige unter ihnen hatten nicht unbedeutenden Anhang gefunden. Erst später wurde der Mythus auf Barbarossa, als den glanzvollsten unter den Hohenstaufen,

übertragen. Aus dem Umstande indessen, daß sich der Mythus in Deutschland ursprünglich an Friedrich II. anschloß, folgt natürlich nicht, daß er erst um diese Zeit entstanden sei, er könnte aus weit älterer Zeit stammen und nur zufällig uns in der spätern Form erhalten sein. Der ganze Gehalt der Mythe ist auch der Art, daß sie unter den deutschen Mythen sehr wohl eine Stelle einnehmen kann und J. Grimm in seiner deutschen Mythologie hat sie schon dahin gestellt, wohin sie gehört: unter die Bergentrückungen. Die Bergentrückung hängt nach ihm mit den Verwünschungen zusammen, der Verwünschte unterscheidet sich aber von dem blos Verwandelten dadurch, daß er nicht, wie dieser, in irgend einer veränderten Gestalt vor unseren Augen beharrt, sondern vielmehr unsern Sinnen entrückt wird. „Entrückte Menschen, sagt Grimm, sind geisterähnliche und noch eine Bezeichnung dafür ist: sie schlafen, nur von Zeit zu Zeit erwachen sie" die Entrückung wird so gefasst, daß die Entrückten in Berge versetzt werden. Aus den Mittheilungen Grimms sehen wir, daß es noch andere Gestaltungen des Mythus gibt, Andere nennen Carl Langbart im Unterberg oder Oberberg, wieder Andere nennen den Helden Siegfried, der in dem alten Bergschlosse Geroldseck sitzt, von wo er erscheinen wird, wenn es dem deuschen Volke Noth thut. Wir werden uns daher nicht bedenken dürfen, sowohl die Entstehung als die Verbreitung des Mythus in eine sehr alte Zeit zu setzen.

Das landwirthschaftliche Leben der alten Griechen.*)

Von

Prof. Dr. Anton Nowacki.

> Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
> Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
> Freude soll jedes Auge verklären:
> Denn die Königin ziehet ein,
> Die uns die süße Heimat gegeben,
> Die den Menschen zum Menschen gesellt.
> Unser Gesang soll sie festlich erheben,
> Die beglückende Mutter der Welt!

Mit diesen bekannten Versen hat der Lieblingsdichter der deutschen Jugend jenes Fest verherrlicht und verewigt, das einst zu Ehren der Demeter in Eleusis gefeiert wurde.

Dort war der berühmteste, obwohl nicht der einzige Sitz des Demeterkultus, denn viele von den kleinen Staaten Griechenlands wollten die Göttin der Agrikultur zuerst bei sich aufgenommen haben, so, außer Attika, namentlich Argos, Arkadien und Kreta. Aber mit dem wachsenden Einfluß Attikas trat Eleusis mehr und mehr in den Vordergrund, und der Glaube wurde allgemein, daß sich der

*) Ein Vortrag gehalten im Züricher Rathhaussaale.

Ackerbau von den eleusinischen Gefilden aus zunächst über Attika und von dort über die andern Kantone Griechenlands verbreitet habe.

Nach der eleusinischen Originalsage war es Triptolemos, der aus der Hand der Demeter das erste Saatkorn empfing, er, der Liebling und Diener der Göttin, war es, der den ersten Pflug von ihr geschenkt erhielt, er, der Dreimalpflüger, war es, der auf dem rarischen Felde bei Eleusis die erste Gerste säete und erntete. — An jener heiligen Stätte befand sich seiner Zeit auch ein Denkmal, das man die „Tenne" des Triptolemos nannte, und ebendaselbst wurde zu Ehren des Dreimalpflügers alljährlich ein Fest veranstaltet.

Neben dieser Sage gab es eine andere, nach welcher Pallas Athena in der näheren Umgebung von Athen als Schöpferin und Schutzgöttin der Agrikultur und Ölbaumzucht und insbesondere auch als Erfinderin des Pfluges gefeiert wurde. Wie Demeter hatte auch sie ihren Liebling und Diener. Das war Buzyges, der Ochsenjocher, der erste Pflüger des kekropischen Thales bei Athen, zugleich dessen erster Gesetzgeber.

Später gab Athena ihre Eigenschaften an Demeter, Buzyges seine Verdienste an Triptolemos ab. Er wird Triptolemos-Buzyges und als solcher von nun an auch Erfinder des Pfluges und erster Gesetzgeber von Attika, was er früher nicht war.

Schließlich macht ihn die Sage zum Urheber des hellenischen Ackerbaues überhaupt, indem sie erzählt, daß er, nach Vollendung der Aussaat in Attika, von Demeter mit einem Schlangenwagen beschenkt worden sei, der ihn in den Stand setzte, alle Länder zu durcheilen und mit der milden Saatfrucht zu beglücken.

So wurde Triptolemos ein hochgefeierter Mann in ganz Hellas, ja selbst in Italien ward er als Begründer der Bodenkultur anerkannt und verehrt.*)

Trotzdem verdankt er seinen Ruhm nur der Sage und der Reflexion, eine geschichtliche Persönlichkeit ist er höchstwahrscheinlich nicht. Schon sein Name verräth ihn, denn der Dreimalpflüger, der die Saat dem dreimalgeackerten Brachfeld übergibt, der könnte allenfalls für einen Verbesserer des Ackerbaues, aber er kann nicht für den Erfinder desselben gelten.

Nach unserer profanen Auffassung musste die Erfindung des Ackerbaues auch dem Demeterkultus weit vorausgehen, denn angenommen, der Ackerbau wäre in Hellas autochthon d. h. im Lande selbst erfunden, so konnten die Griechen sich der Segnungen des Ackerbaues doch erst bewusst werden, nachdem sie dieselben aus der Erfahrung kennen gelernt hatten.

Aber ist überhaupt der Ackerbau in Griechenland autochthon oder wurde den ersten Bewohnern die Kenntniß desselben von älteren Kulturvölkern mitgetheilt? — Wo kamen die Griechen überhaupt her? Kamen sie zu Schiffe über das Meer von Osten, Süden oder Westen, oder kamen sie auf dem Landwege von Norden? — Auf was für einer Kulturstufe standen ihre Vorfahren, als sie aus der alten in die neue Heimat einwanderten? Kamen sie als Jäger, oder als Hirten,

*) L. Preller, Demeter und Persephone. 1837.

oder brachten sie vielleicht schon Kulturpflanzen und Ackergeräthe aus den früheren Sitzen mit? — Auf alle diese Fragen gibt die geschichtliche Ueberlieferung, gibt auch die Sage keine befriedigende Antwort. Die Griechen selbst betrachteten sich und ihre Stammväter als Eingeborene ihres Landes, und soweit ihre Erinnerung zurückreicht, war der Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung. —

Ihre Sprache aber, verglichen mit der Sprache anderer Völker, belehrt uns, daß sie eingewandert sind, und daß sie von einem Urvolke abstammen, welches vor langen, langen Zeiten die Ahnen der Inder, Perser, Kelten, Griechen, Italer, Germanen, Letten und Slaven in sich schloß.

Ueber das Vaterland jenes indogermanischen Urvolkes gehen die Ansichten der Gelehrten noch weit auseinander. Während einige, auf sprachliche Gründe gestützt, für Asien, specieller für Baktrien, andere dagegen für das südöstliche Europa eingetreten sind, hat sich der völkerkundige Geograph Oskar Peschel*) für die beiden Abhänge des Kaukasus oder mit anderen Worten für das Gebiet zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere entschieden. Diese letzte Ansicht hat das für sich, daß sie zwischen den übrigen, sich schroff entgegenstehenden Ansichten vermittelt und daß sie auch die Trennung des Urvolks in Europäer und Asiaten ungezwungen erklärt, insofern der Kaukasus mit der merkwürdigen Darielschlucht die Grenze und zugleich die natürliche Verbindung zwischen Asien und Europa bildet. Wir dürfen die Wohnsitze der vereinten Indogermanen vorläufig in die bezeichnete Landschaft verlegen, müssen aber die ganze Frage als eine offene und unentschiedene betrachten.

Dagegen wissen wir auf Grund der vergleichenden Sprachforschung von der Lebensweise der Indogermanen mit voller Sicherheit, daß ihnen der Betrieb der Viehzucht schon geläufig war. Sie besaßen die werthvollsten Hausthiere: Rind, Schaf und Ziege, zu denen wir noch den Hund hinzuzuzählen haben, der unzweifelhaft das älteste von allen Hausthieren ist. Sie kannten auch das Pferd und das Schwein, doch ist es fraglich, ob letztere schon in den Hausthierstand übergeführt waren.

Auch die Bekanntschaft mit dem Ackerbau dürfen wir unbedenklich bei den Indogermanen voraussetzen, wenn es auch bis jetzt nicht gelungen ist, darüber ins Klare zu kommen, in welcher Weise und Ausdehnung derselbe betrieben wurde. Immerhin steht wohl soviel fest, daß das Saatfeld nicht mehr ausschließlich mit Handgeräthen, sondern schon mit dem Pfluge bearbeitet wurde, denn die Indogermanen hatten den starken Nacken des Stiers bereits unter das Joch gebeugt und damit die bedeutendste Leistung in der ganzen Entwicklung der Menschheit vollbracht.

Auf welche Nutzpflanzen sich der Anbau erstreckte, bleibt zweifelhaft. Irgend welche Getreidearten waren bekannt, aber es hält schwer, sie zu bestimmen.

Schauen wir uns etwas weiter um, so finden wir bei den keltischen Bewohnern der Pfahlbauten in der Steinzeit schon Gerste, Weizen, Hirse und andere

---

*) O. Peschel, Völkerkunde. 1877. S. 545.

Gewächse. Von den alten Deutschen berichtet Tacitus, daß sie ein Getränk aus Gerste oder Weizen bereiteten. Bei den alten Griechen, sowie bei den alten Indern war die Gerste das heilige Korn.

Die Gerste kehrt also bei vier weit getrennten Familien des indogermanischen Stammes als uraltes Getreide wieder, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie zu den Kulturpflanzen der Indogermanen gehörte.

Wurde ursprünglich oder überhaupt nur eine grasartige Pflanze angebaut, so genügte für die Ackerbausprache ein Ausdruck, der das Saatgras von den wilden Gräsern unterschied, und ein solcher Ausdruck kommt in der Sprache der Indogermanen wirklich vor. Daß derselbe später, als die Völker sich trennten, eine verschiedene Bedeutung erhielt, ist um so weniger auffallend, als ein anderes uraltes und ohne Zweifel ebenfalls indogermanisches Wort, nämlich unser Wort Korn in Schweden die Gerste, in Schottland den Hafer, in Deutschland den Roggen, in Siebenbürgen den Weizen und in der Schweiz den Dinkel bezeichnet. Ursprünglich bezog sich aber das Wort Korn, wie uns Dr. Martin Luther belehrt*), auf ein mit einer Hülle versehenes Getreidekorn, es passt demnach weder auf den Weizen, noch auf den Roggen, wohl aber passt es auf Gerste, Spelz**), Hafer und Hirse. Diese vier Getreidearten scheinen also, wenigstens in Europa, die ältesten gewesen zu sein. Hierfür sprechen auch geschichtliche Thatsachen, von denen ich hier nur an den Zürcher Hirsebrei und an das Hirsebrod aus dem Torf von Robenhausen erinnern will. Da nun die Inder weder Spelz, noch Hafer anbauten und den Reis erst in Indien selbst vorfanden, so kommen für die Zeit vor der Wanderung nur Gerste und Hirse in Frage, und diese beiden Cerealien, sowie die Benutzung eines einfachen Pfluges zu ihrer Kultur möchte ich den Indogermanen zuerkennen, womit anderweitige Kulturpflanzen, wie z. B. Bohnen und Rüben, nicht ausgeschlossen sein sollen.

Als die Stammväter der Griechen in ihr Land einwanderten, da waren sie also nicht ein reines Hirtenvolk, ebensowenig wie die keltischen Bewohner der schweizerischen Pfahldörfer ein reines Hirtenvolk genannt werden können, sondern sie brachten zugleich mit den Hausthieren, die immerhin ihren werthvollsten Besitz ausmachten, auch Nutzpflanzen und die Kenntniß ihres Anbaues aus den früheren Wohnsitzen mit.

Die Einwanderung geschah von Norden, denn dort tief im Innern von Epirus lag Dodona, das älteste Heiligthum der Griechen. Indem wellenförmig immer neue Volksstämme von Norden nachrückten, welche die vorausgegangenen theils niederwarfen, theils vorwärts drängten, bewegte sich die Einwanderung von Dodona auf der einen Seite das Thal des Acheloos hinab bis an den Meerbusen von Korinth, auf der andern Seite über schwierige Gebirge nach Thessalien, wo

*) Grimm, deutsches Wörterbuch unter „Korn".

**) Unter Spelz sind hier die Spelzarten im allgemeinen verstanden, also Spelz, Emmer und Einkorn.

ein weites und fruchtbares Thalbecken zur Niederlassung einlud, und von dort weiter nach dem stellenweise sumpfigen, aber im Ganzen ebenfalls sehr fruchtbaren Böotien.

Die ältesten, unter den allgemeinen und unbestimmten Namen der Pelasger und Leleger bekannt gewordenen Einwanderer bevölkerten auch den Peloponnes und die benachbarten Inseln, ja sie gingen selbst bis Kreta und an die kleinasiatische Küste, so daß sie sehr früh mit den dort ansässigen Völkern, insbesondere auch mit den Phöniziern in Berührung kamen, die ihrerseits zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen die Griechen in ihrem Lande selbst aufsuchten und ihnen außer einer Menge von Erfindungen auch eine Reihe werthvoller Kulturpflanzen überbrachten.

Besonders wichtig für die Uebermittelung von Kulturschätzen waren die uralten Kolonien der Phönizier auf den Inseln Cypern und Kreta; von dorther haben die Griechen wahrscheinlich die Rebe, den Oliven- und den Feigenbaum überkommen, von dorther haben sie wahrscheinlich auch den Weizen erhalten, denn Weizen, Wein, Oel und Feigen sind nebst Gerste die ständigen Produkte der Semiten.

Wenn wir etwa zur Zeit der dorischen Wanderung die griechische Halbinsel überblicken, so finden wir sie, abgesehen von den Kolonien der semitischen Phönizier, von einer indogermanischen Bevölkerung besetzt, die, in politischer Beziehung in viele kleine Kantone, in socialer Beziehung in freie Bürger und Sklaven gesondert, in den gebirgigen Gegenden vorzugsweise die Viehzucht, in den fruchtbaren Thalebenen den Ackerbau und auf den sonnigen Hügeln und Hängen den Wein- und Obstbau betrieb. Mehr oder minder ähnliche Verhältnisse treffen wir auf den Inseln, namentlich auf Kreta, wo die Griechen schon in der vorgeschichtlichen Zeit neben den Phöniziern festen Fuß gefasst haben, ähnliche Verhältnisse auch an der kleinasiatischen Küste, die vielleicht einen Theil der griechischen Bevölkerung geliefert, selbst aber eine ausgibige Kolonisation von Griechenland aus erhalten hat, und es wird nun meine Aufgabe sein, das landwirthschaftliche Leben der alten Griechen etwas näher zu schildern, wobei ich im voraus bemerke, daß in der kurzen Spanne einer Stunde eine gleichmäßige und erschöpfende Behandlung des Gegenstandes nicht möglich ist. Der Uebersicht wegen ordnen wir den Stoff in drei Bücher.

I. Die Thierzucht.

Unter den Hausthieren der alten Griechen nahm in der epischen Zeit das Pferd in sofern eine bevorzugte Stellung ein, als es weniger im Dienst der Bauern, als der Fürsten stand. In den homerischen Gesängen kommt nicht eine einzige Andeutung darüber vor, daß dies edle und den Göttern befreundete Thier zu den gewöhnlichen landwirthschaftlichen Arbeiten benutzt worden wäre. Apollo spannt die Rosse vor den Sonnenwagen, Poseidon fährt mit ihnen über die Wogen des Meeres, die Helden der Troer und Achäer werden auf dem zweirädrigen Streitwagen von dem Zweigespann auf den Kampfplatz geführt*), ebenso erscheint

*) Vergl. Hom. Il. XIX, 392—398.

das Roßgespann bei den friedlichen Kämpfen auf der Rennbahn, wo ein goldener Dreifuß den Sieger belohnt. — Bei der langen Reise, die der Sohn des Odysseus, in Begleitung des Nestoriden Peisistratos, von Pylos nach Lakedämon unternimmt, sind zwar Rosse vor den Wagen gespannt, aber hier ist nicht von einem gewöhnlichen Reisewagen, sondern wiederum von dem Streitwagen die Rede, und die Reisenden sind nicht gemeine Sterbliche, sondern es sind zwei Königssöhne, die stehend im Wagen die Reise vollführen.*) Das Pferd zieht niemals eine gemeine Last. Selbst der Leichnam eines berühmten Helden ist ihm zu gering; denn als Priamos sich zum Achilleus begibt, um die Leiche Hektor's mit kostbaren Geschenken einzulösen, da fährt der König selbst im rossebespannten Streitwagen, den todten Körper seines Sohnes dagegen bringen die Maulthiere im Lastwagen zur Stadt zurück.**) — Auch die Tochter des edelmüthigen Phäakenkönigs, die liebenswürdige Nausikaa, muß sich mit einem Maulthiergespann begnügen, als sie, mit eigner Hand die Zügel und die Peitsche führend und gefolgt von dem Schwarm der Dienerinnen, ihre Aussteuer zur Mündung des Stromes hinabfährt, um große Wäsche zu halten,***) — für eine so prosaische Lastfuhr ist das stolze Roß nicht da.

Im Frieden erscheint das Pferd immer nur als Luxusthier, und dem entsprechend ist auch seine Haltung und Behandlung. Seltener auf der Weide, als im Stall an der Krippe ernährt, erhält es nicht nur Gerste und Dinkel und Wasser, sondern zuweilen auch Weizen zum Futter und Wein zum Getränk, und zur Pflege von Haut und Haar wird es nicht allein regelmäßig gebadet, sondern zuweilen auch mit Oel gesalbt.†)

Hiernach kann die Pferdezucht im alten Griechenland nicht sehr ausgedehnt gewesen sein. Dies ergibt sich schon aus der Erwägung, daß die Griechen, wie alle Indogermanen von den Kelten im Westen bis zu den Indern im Osten, von Hause aus kein Reitervolk, sondern ein Fußvolk waren. Zum Theil ist die geringe Ausdehnung der griechischen Pferdezucht auch darauf zurückzuführen, daß die gebirgige Natur des Landes dem aus der Steppe stammenden und an weite Ebenen gewöhnten Thiere nur in beschränktem Maße die Bedingungen zu vollkommener Entwicklung darbot. Auf den Inseln fehlten diese Bedingungen am meisten; nur das umfangreiche Kreta hatte Pferde aufzuweisen, die Oppian sogar als vorzüglich bezeichnet. Auf dem Festlande von Alters her berühmt wegen ihrer Roßzucht war die gegen das Meer geöffnete Ebene von Argos; die besten Pferde aber in ganz Griechenland erzeugte das weite Thalbecken von Thessalien.

---

*) Hom. Od. III, 475 ff.

**) Hom. Il. XXIV, 696 u. 697.

***) Hom. Od. VI, 71 ff.

†) Hom. Il. VIII, 564, X, 569, XXIII, 281. Der Vers Il. VIII, 189, in dem von dem Wein die Rede ist, wird von Aristophanes und Aristarch verworfen; nichts destoweniger war es im Alterthum nicht ungewöhnlich, den Pferden Weizen und Wein zu geben; Columella d. r. r. VI, 30 empfiehlt diese beiden Mittel ausdrücklich als sehr wirksam, um magere Pferde heranzufüttern.

Trotzdem waren auch die thessalischen Pferde nicht besonders leistungsfähig, denn als Xerxes nach Thessalien kam und Wettrennen zwischen den persischen und griechischen Pferden veranstaltete, da „blieben die hellenischen Pferde weit zurück“ *). Nach den Perserkriegen wurde der Pferdezucht erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Man erkannte jetzt auch die Nothwendigkeit, eine Reiterei aufzustellen, aber die Zahl der Reiter betrug anfänglich nur 300, später 600, nach dem peloponnesischen Kriege 1200, und dies betrachtete man damas als etwas ganz außerordentliches**).

Mit der Vermehrung der Pferde wurde auch ihre Verwendung zur Arbeit allgemeiner, doch blieb nach wie vor, besonders in den gebirgigen Landschaften, das „arbeitduldende“ Maulthier von den Einhufern das wichtigste Lastthier. Der Esel, den die Indogermanen noch nicht kannten, muß doch sehr früh aus seiner afrikanischen (?) Heimat nach Asien und auch nach Griechenland eingeführt worden sein, da er sowohl in den Veden***), wie in den homerischen Gesängen†) erwähnt wird. —

Die eigentlichen Nutz- und Herdenthiere der alten Griechen waren: Rind, Schaf, Ziege und Schwein. Ihre Ernährung geschah größtentheils, aber nicht ausschließlich, auf der Weide, doch kehrten die Herden des Abends gewöhnlich heim zu den Ställen, wo die Lämmer und Zicklein, die kleinen Ferkel und Kälber der Sicherheit wegen zurückblieben††). Im homerischen Zeitalter, wo nächtliche Ueberfälle von Räubern und Wölfen sehr häufig gewesen sein müssen, befand sich das Vieh in einer förmlichen Festung. Sofern nicht eine natürliche Felshöhle zur Unterbringung der Thiere einlud, wurde der Viehhof am liebsten auf einem sanft abfallenden Hügel angelegt. In der Mitte der Stall mit dem Wohn- und Feuerraum; ringsherum eine hohe Mauer von gesammelten Steinen, oben mit Dornen umflochten, und außerhalb derselben als zweite Schutzwehr ein Palisadenzaun von eichenen Pfählen. Ein sicherer Abschluß nach außen war um so nothwendiger, weil ein Theil der Herde nicht im Stalle, sondern auf dem Hofe übernachten musste. Hier kampirte auch unter dem Hange des Felsen, geschirmt vor dem Nordwind, der bewaffnete Wächter, eingehüllt in den wollenen Mantel und das zottige Ziegenfell, und gewärmt von den unnahbaren, scharfzahnigen Hunden†††).

Für den Winter wurde der Vieh- oder Wirthschaftshof mit Heu und Baumlaub, mit Stroh und Spreu, mit Eicheln und Bucheln u. dgl. verproviantirt*). Im Sommer bekamen die im Stall zurückbleibenden Thiere zumeist grünes Futter, namentlich Wiesengras, später auch Erven oder Wicken**), ferner eine Art

*) Herod. VII, 196.

**) Thucyd. II, 13. Citat nach P. Demler, Antike Landw. 1872 S. 52.

***) Heinr. Zimmer, Altindisches Leben. 1879. S. 232.

†) Hom. Il. XI, 558. Vergl. auch Hom. Il. XXIII, 266 u. Od. IV, 636.

††) Hom. Od. IX, 220, X, 410, XIV, 73.

†††) Hom. Od. XIV, 5—533.

*) Hesiod. Op. et. dies. 606. Hom. Od. X, 242 u. XVIII, 365 ff.

**) K. Sprengel übersetzt *ὄροβος* (Theoph. hist. plant. VIII, 5) mit Erve und erklärt es als Ervum Ervilia. Mir scheint es näher zu liegen, bei *ὄροβος* an die Wicke (Vicia sativa)

Gemenge, das neben einer oder mehreren grannentragenden Getreidearten (Weizen, Gerste(?)) wahrscheinlich eine oder mehrere Hülsenfruchtarten (Wicken, Bohnen(?)) enthielt†), endlich auch Luzerne, die, wie Plinius berichtet††), den Griechen erst durch die Perserkriege von Medien her bekannt geworden ist†††). Der Klee dagegen gehörte nicht zu den Kulturpflanzen der alten Griechen.

Anlangend die einzelnen Thierarten, so diente das Rind hauptsächlich zum Ziehen des Pfluges und des Lastwagens. Ohne Zweifel war es ehemals das einzige Zugthier.

Die Frauen und Kinder auf dem Ochsenwagen, die Männer zu Fuß, so dürfen wir uns schon den Wanderungszug der Indogermanen denken. Spuren der ältesten Zeit, wo das Rind das allgemeine Zugthier war, wo selbst Priesterinnen und Könige mit dem Ochsenwagen fuhren, haben sich bei Griechen, Römern und andern europäischen Völkern bis in die geschichtliche Zeit erhalten*).

Der Ochse als Arbeitsgenosse des Menschen war unverletzlich wie der Mensch selbst; „und dies war bei den Attikern Brauch, den Ochsen, der das Joch tragen und vor dem Pfluge oder vor dem Wagen sich anstrengen musste, nicht zu opfern, denn auch dieser war ja ein Landmann und theilte die Arbeit und Mühe des Menschen."

Geopfert und verspeist wurden also für gewöhnlich nur junge Rinder, deren Fleisch bekanntlich auch zarter und saftiger ist, und daß die Griechen hierauf Gewicht legten und überhaupt die Beurtheilung des Fleisches verstanden, erhellt schon daraus zur Genüge, daß bei einem Gastmahl dem Ehrengaste regelmäßig das Filet gereicht wird. Auch durch Mastung mit Gersten- und Bohnenschrot, mit Rosinen, Feigen, Ulmenblättern und anderen Stoffen suchte man ein schmackhaftes Fleisch zu erzeugen. Uebrigens lieferte das Rind nur einen Theil der Fleischnahrung, indem die zahlreichen Schafe, Ziegen und Schweine den Bedarf zum größten Theile deckten. Das

---

zu denken, weil Theophrast sagt, daß die Samen dieselbe Gestalt wie die Erbsen haben. Auch die Zusammenstellung ὀρόβοις καὶ κυάμοις bei Aristoteles (hist. anim. VIII, 7) wo Wicken- und Bohnenschrot als ein gutes „blähendes" Mastfutter für Rinder bezeichnet wird, sowie die weitere Angabe (hist. anim. III, 21), daß die Oroboi die Milch der Kühe vermehren, den trächtigen Thieren aber schädlich seien, weil sie das Gebären erschweren, spricht eher für als gegen meine Ansicht. Ebenso paßt die Bemerkung bei Sprengel: das Rindvieh frißt sie sehr gern, sagt Galen (fac. alim. I, 317), aber Menschen können nur durch Hungersnot dazu gezwungen werden, — auf die Wicke. Wollte man unter ὄροβοι die Wicke nicht verstehen oder nicht mit begreifen, so würde der Name für die Wicke und damit diese selbst bei Aristoteles und Theophrast fehlen, was sehr unwahrscheinlich ist. In späterer Zeit kann der Name ὄροβος allein auf die Erve übertragen und für die Wicke der Name βίκος und βικίον erfunden worden sein, der als vicia zu den Römern und als Wicke zu den Deutschen wanderte.

†) Aristot. hist. anim. VIII, 8.

††) Plin. nat. hist. XVIII, 144.

†††) Die Luzerne hatte ihren Namen μηδικὴ πόα von ihrem medischen Ursprunge (Strabo XI), und noch Aristoteles war über ihren Futterwerth sehr im Unklaren, indem er (hist. anim. III, 21) behauptet, daß die Milch der Wiederkäuer nach der Luzerne vergehen solle. (Die Citate beziehen sich auf die Ausgabe des Aristoteles von Aubert u. Wimmer 1868.)

*) V. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere. 1874. S. 40 u. 41.

Mastfutter der Schafe wurde mit Salzwasser besprengt, und die Schweine, die vor der Mast gewogen wurden, setzten nach Aristoteles am meisten Fett an nach Gerste, Hirse, Feigen, Eicheln, Holzbirnen und Kürbissen*).

Die Milch der Kühe gehörte den Kälbern. Der Ueberrest wurde in der Haushaltung verbraucht, ohne jedoch zu Butter verarbeitet zu werden. Die Butter scheint den Griechen überhaupt so lange unbekannt geblieben zu sein, bis sie durch die Berichte des Herodot und Hippokrates erfuhren, wie die Skythen aus Pferdemilch Butter bereiteten. Auch nachher kam das Buttermachen, wenigstens im Großen nicht in Aufnahme, weil Sitte und Gewohnheit dem Olivenöl den Vorzug gaben.

Anders verhält es sich mit der Käsebereitung. Diese war schon in den ältesten Zeiten allgemein im Gebrauch, aber auch bei ihr kam weniger die Kuhmilch, als die Milch der Schafe und Ziegen zur Verwendung. Als Labflüssigkeit benutzte man zu Homers Zeiten den Saft des Feigenbaums**). Aristoteles kennt daneben auch das Kälberlab, und er bezeichnet das Lab des Hirschkalbes als das beste.***)

Bei den Schafen, die wie die Ziegen in großen Herden gehalten und mit vieler Aufmerksamkeit und Liebe behandelt wurden, haben wir als wichtiges Produkt die Wolle zu erwähnen, deren Verarbeitung die alltägliche Beschäftigung der griechischen Frauen bildete. Nicht nur arme Tagelöhnerinnen und Dienerinnen, sondern auch Königinnen und selbst Göttinnen nahmen in der guten alten Zeit an dieser Beschäftigung Theil. Penelope und Helena drehn die zierliche Spindel, singend webet Kirke den großen unsterblichen Teppich, und zur Andromache sagt Hektor beim Abschied:

> Doch zum Gemach hingehend besorge du deine Geschäfte,
> Spindel und Webstuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
> Fleißig am Werke zu sein.

Die Griechen züchteten grob- und feinwollige Schafe. Die ersteren, die wahrscheinlich bei der Einwanderung mit kamen, waren überall verbreitet, sie waren die eigentlichen Landschafe, die neben langer und grober Wolle auch reichlich Milch lieferten. Als Schäferland seit alten Zeiten bekannt war Arkadien, die Mittellandschaft des Peloponnes.

Die feinwolligen Schafe wurden erst später aus Kleinasien eingeführt, wo besonders im Stromgebiet des Mäander eine Rasse mit hochfeiner schwarzer Wolle vorkam†). Die sogenannte milesische Wolle war im Alterthum wegen ihrer Feinheit am meisten berühmt; die kretische Wollzucht stand ebenfalls in hohem Rufe, und auch in Megaris züchtete man Schafe von ausgezeichneter Wollfeinheit. Erwähnenswerth ist das eigenthümliche, in Griechenland erfundene und von dort nach

*) Aristot. hist. anim. VIII, 6—10.
**) Hom. Il. IV, 433. V, 902. Od. IX, 219 ff.
***) Arist. hist. anim. III, 20 u. 21.
†) Strabo, XII.

Italien verpflanzte Verfahren, die edlen Thiere zum Schutze der Wolle und des Körpers mit Fellen zu bekleiden*).

Um nun im Anschluß an die Vierfüßer noch des Geflügels mit einigen Worten zu gedenken, so ist daran zu erinnern, daß die Griechen aus dieser Klasse des Thierreichs anfänglich nur die Gans als Hausthier besaßen. Zwanzig Gänse hab' ich in meinem Hause, erzählt Penelope, die fressen Weizen mit Wasser gemischt; und ich freue mich, wenn ich sie anseh'. Schon Homer erwähnt**), daß die Thiere gemästet wurden, und da die in Lakedämon vorkommenden mit einem weißen Federkleide geschmückt sind, so müssen sie einer durch Zuchtwahl gebildeten Kulturrasse angehört haben, denn die Wildgans ist grau.

Frau Kratzefuß, die jedes gelegte Ei mit lautem Gackern anmeldet, nebst ihrem streit- und eifersüchtigen Gemahl erschien in Griechenland erst in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts v. Chr***). Ursprünglich stammt das Haushuhn aus Indien, und es verbreitete sich erst mit den medisch-persischen Eroberungszügen weiter nach Westen. In allen Höfen und Haushaltungen fand das zahme und nützliche Thier leichten Eingang und willige Aufnahme. Bald wurden auch die öffentlichen und künstlichen Hahnenkämpfe sehr beliebt, und man ließ es sich angelegen sein, durch sorgfältige Auswahl eine für diesen Zweck vorzüglich leistungsfähige Rasse zu züchten. Die besten Kampfhähne lieferte die Insel Delos.

Damit schließen wir, indem wir die übrigen Geflügelarten unberücksichtigt lassen, das Buch von der Thierzucht.

II. Der Ackerbau.

Zur Zeit, wenn am Abend Arkturos zuerst auf die Fluren herniederstrahlte, die Zephyros mit mildem Hauche getrocknet, zur Zeit, wenn Pandion's Tochter, die Schwalbe, wiedergekehrt und fröhlich zwitschernd den neuen Frühling verkündete, dann zog, beim Erwachen der rosenfingrigen Eos, der Pflüger lange Kette vom Hofe hinaus auf das Brachfeld.

Die Art des Pflügens, allerdings nicht beim Beginn, sondern beim Beschluß der Bracharbeit, sehen wir dargestellt auf dem kunstvollen Schilde, den Hephästos, der hinkende Feuerbeherrscher, dem Achilleus schmiedete. Die betreffenden Verse im 18. Buch der Ilias lauten also:

> Weiter schuf er darauf ein Brachfeld, locker und fruchtbar,
> Breit, zum Dritten gepflügt, wo viel' der ackernden Männer
> Ihre Joch umtrieben und auf und nieder sie lenkten.†)
> Aber so oft sie kehrend des Ackers Ende gewannen,
> Reicht ein Mann den Becher des herzerfreuenden Weines
> Jeglichem dar nach der Ordnung; sie wandten sich dann zu den Furchen
> Freudigen Muths, das Ende der tiefen Flur zu erreichen.

*) Varro d. r. r. II, 2 u. Colum. VII, 4, wo ausführlich von der Behandlung der griechischen und tarentinischen Schafe geredet wird.

**) Hom. Od. XV, 160.

***) V. Hehn, a. a. O. S. 277 ff.

†) Vers 543 gebe ich nach der Uebersetzung von Ehrenthal, die übrigen nach der von Voß.

Diese vielfach unrichtig ausgelegten Worte besagen doch wohl klar und deutlich, daß alle Pflüger hintereinander auf derselben Breite ackerten, so daß der erste an der Kehr so lange warten musste, bis der letzte ebenfalls das Ende der Furche erreicht hatte. Die Pause, die dabei entstand, benutzte der Herr oder Aufseher dazu, den Pflugknechten, wenn auch nicht jedes Mal, so doch dann und wann einen Trunk zur Stärkung und Aufmunterung zu verabfolgen. Während dessen konnten auch die Ochsen ein wenig verschnaufen.

Die nämliche Art zu ackern wurde selbst in dem Falle beibehalten, wenn ein Theil der Pflüge mit Ochsen, ein anderer mit Maulthieren bespannt war, trotzdem die ungleiche Gangart der Thiere dann veranlasste, daß die schnelleren Mäuler am Ende jeder Furche einen kleinen Vorsprung vor den langsamer folgenden Ochsen gewannen.*)

Hieraus ergibt sich in Bezug auf die Feldbestellung weiter, daß das Brachfeld nicht in Beete gepflügt,**) sondern über die ganze Breite in ein zusammenhängendes Stück geackert wurde, indem sich Furche an Furche anschloß, nirgends aber, außer am Rande, eine Furche offen blieb.

War nur ein einziger Pflug am Werke, so reihte sich die von der linken nach der rechten Seite des Feldes gezogene Furche unmittelbar an an die in entgegengesetzter Richtung gezognen, und von der Aehnlichkeit mit dieser Bewegung erhielt die alte Art, das Griechische zu schreiben, den Namen.

In der Hauptsache war das dieselbe Art der Beackerung, die wir noch heutzutage in denjenigen Gegenden beobachten können, wo statt des Pfluges der Haken im Gebrauche ist.

Die Griechen hatten somit nur unvollkommene Ackergeräthe, die in ihrer Bauart und Leistung weniger mit den modernen Pflügen als mit den **Haken** übereinstimmten.

Namentlich fehlte dem altgriechischen Pflug das Streichbrett. Demgemäß wurde die von der Schar losgebrochene Erde nicht nach einer, sondern nach beiden Seiten geworfen, ohne daß ein regelmäßiges Wenden oder Umlegen der Erdstreifen stattfand. Die Wirkung des Instrumentes beschränkte sich wesentlich auf ein Lockern des Bodens, und die Furche war ähnlich derjenigen, wie sie das Schwein mit dem Rüssel aufwühlt. Deshalb kann man die Ansicht der griechischen Schriftsteller, nach welcher die Menschen dem wühlenden Schweine die Kunst des Pflügens abgelernt hätten,***) in so weit gelten lassen, als sie sich auf die Beobachtung und

*) Hom. Il. X, 351. Od. VIII, 124.

) A. Thaer, System d. Landw. 1877 S. 47 will aus der citirten Stelle im Gegentheil das Beetpflügen herauslesen. In meiner Auffassung bestärkt mich ein altgriechisches Vasenbild (veröffentlicht in den Berichten der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 21. Mai 1867 v. **Jahn), auf welchem beim Saatpflügen — denn der Säer mit dem Korbe ist dabei — drei Pflüge hintereinander ackern.

***) Plutarch. quaestt. conv. IV, 5, 2 p. 670 A. *πρώτη γὰρ (ἡ ὗς) σχίσασα τῷ προὔχοντι τῆς ὀρυχῆς (τοῦ ῥύγχου Reiskius) ὥς φασι τὴν γῆν ἴχνος ἀρόσεως ἔθηκε καὶ τὸ τῆς ὕνεως ὑφηγήσατο ἔργον, ὅθεν καὶ τοὔνομα γενέσθαι τῷ ἐργαλείῳ λέγουσι ἀπὸ τῆς ὑός.* **Jahn**, a. a. O. S. 85.

Vergleichung der betreffenden Naturvorgänge stützt, sprachlich ist sie dagegen nicht zu rechtfertigen, weil die vergleichende Sprachforschung nachweist, daß das Wort für Pflugschar (ὕνις) mit der Benennung des Schweins (ὗς) nichts zu thun hat, sondern seinem Stamme nach einfach soviel als der „Aufreißer" bedeutet.

Was die Konstruktion des Pfluges näher anlangt, so bestand die Sohle, das Haupt oder der Scharbaum (ἔλυμα) aus einem Klotz von Eichenholz, an dessen vorderem Ende die ausgehöhlte eiserne Pflugschar (ὕνις) mit der Spitze (νύμφη) aufgesteckt, an dessen hinterem Ende in einem besonderen Stützholz (ἀλύη) die Sterze (ἐχέτλη) mit der Handhabe (χειρολαβίς) eingesetzt, und in dessen Mitte das den Pflugbalken bildende Krummholz (γύης) eingezapft war. Das Krummholz stand am oberen, nach vorwärts gerichteten Ende durch hölzerne Nägel und Widen oder Riemen (?), später auch durch eiserne Ringe mit der Deichsel (ἱστοβοεύς) in Verbindung, deren vorderer Theil die Krähe (κορώνη) hieß, vermuthlich deshalb, weil hier ursprünglich ein schnabelförmiger Asthaken vorhanden war, dessen Stelle später gewöhnlich ein hölzerner Vorstecknagel (ἔνδρυον?) vertrat.*)

---

*) Zuweilen bestand Krummholz und Deichsel aus einem einzigen Stück, dann nannte man den Pflug αὐτόγυον, was man im Deutschen vielleicht mit Einbaum wiedergeben kann; war dagegen der Pflugbaum, wie gewöhnlich, aus zwei verschiedenen Hölzern zusammengestückt, dann hieß der Pflug πηκτὸν d. h. zusammengesetzt, was zugleich auf die übrigen Pflugtheile bezogen werden konnte und bezogen wurde. Es ist zulässig, aber nicht nöthig und jedenfalls nicht im Einklange mit den von den alten Grammatikern gegebenen Erklärungen, das αὐτόγυον auf einen Pflug zu beziehen, bei dem Deichsel, Krummholz und Scharbaum aus einem Stück gefertigt waren. Ueberdies würde ein solcher Pflug, abgesehen von der Schwierigkeit ein passendes Holz zu finden, nach dem Abbrechen des Krümmels nicht wieder zu repariren gewesen sein. Ich ziehe deshalb die zuerst gegebene, von den Alten ausdrücklich bezeugte Erklärung vor. Vergl. unten Proclus.

Die auf die Beschreibung des altgriechischen Pfluges bezüglichen Stellen finden sich bei Hesiod. op. et dies 427–436 und 467–469. Außerdem führe ich folgende Erklärungen an. Poll. I, 252 ἀρότρου μέρη ἐχέτλη τὸ κατόπιν ξύλον ὀρθόν, οὗ ἔχεται ὁ ἀρότης· αὐτὸ δὲ τὸ κοῖλον αὐτοῦ καθ' ὃ τὴν χεῖρα ἐναρμόζει, χειρολαβίς. ὅπου δ'ἐμπέπηγεν ἡ ἐχέτλη ἀλύη, ᾧ δὲ ὁ ζυγὸς ἐνήρμοσται, ἔλυμα, τὸ δὲ ἀροῦν σιδήριον ὕνις, ἧς τὸ ἄκρον νύμφη· ὁ δὲ ῥυμὸς ἥρμοσται ἐκ τῶνδε. τὸ μὲν ἐπικαμπὲς αὐτοῦ, ᾧ ὑποτείνεται τὸ ἔλυμα γεγομφωμένον, γύης, τὸ δὲ μετὰ τὸν γύην ἱστοβοεύς, τὸ δὲ τέλος αὐτοῦ τὸ μετὰ τὸν ζυγὸν κορώνη. — Vgl. etym. m. p. p. 173,20 τὸ δὲ διὰ τοῦ ἐλύματος διαβεβλημένον ξυλάριον, εἰς ὃ ἡ ἐχέτλη καθίεται ἀλύη. — Procl. Hes. op. 429. ἡ μὲν οὖν ὕνις ἐστὶ τὸ σίδηρον αὐτὸ τὸ ἐν τῷ ἀροτριᾷν σχίζον γῆν· τοῦτο δὲ τῷ ἐλύματι περιήρμοσται ἄνωθεν ἐμβεβλημένον εἰς αὐτὸ κοῖλον ὄν. τὸ δὲ ἔλυμά ἐστι τὸ ἐμβληθὲν εἰς τὸ τὴν ὕνιν κατέχον ξύλον κατὰ τὸ ἄκρον, ὃ καλοῦσιν νύμφην, ὃ κατὰ θάτερον μέρος τὸ ἄνω συγγεγόμφωται πρὸς τὸν γύην. ὁ δὲ γύης ξύλον ἐστὶ μακρὸν ἔχον οὐ πόρρω τοῦ ἐλύματος ὀρθὸν ἐμπεπηγὸς ξύλον ἐν αὐτῷ, ὃ κατέχοντες οἱ ἀροτριῶντες ὅλον κινοῦσι τὸ ἄροτρον καὶ διὰ τοῦ ἀρότρου τοὺς βόας, καὶ τοῦτο τὸ ξύλον καλεῖται ἐχέτλη. (Hiernach scheint die Sterze nicht immer am hinteren Ende der Sohle in diese selbst eingesetzt worden zu sein, sondern zuweilen auch in den unteren Theil des Krummholzes.) τούτῳ δὲ τῷ γύῃ ἐμπέπηγεν ἄλλο ξύλον μεῖζον κατὰ τὸ ἕτερον μέρος τὸ ἄκρον ἕως τοῦ ζυγοῦ διῆκον τοῦ ἐπικειμένου τοῖς ὤμοις τῶν βοῶν καὶ ζευγνύντος αὐτούς, ἐμπέπηγε δὲ σφηνωθὲν διά τινων σφηνίσκων. εἰ μὲν οὖν ἓν ξύλον ᾖ τὸ ὅλον ὁ γύης μεχρὶ τοῦ ζυγοῦ ἀπὸ τοῦ ἐλύματος, καλεῖται τὸ ἄροτρον αὐτόγυον. ἐὰν δὲ μικρότερος ᾖ τῆς χρείας ὁ γύης, ἐνσφηνοῦται τὸ ἕτερον αὐτῷ ξύλον

Um die Kraft der Zugthiere auf den Pflugkörper wirken zu lassen, wurde ihnen das Joch, ein einziges schön geglättetes Stück Holz von entsprechender Länge, auf den Nacken und zwar dicht hinter die Hörner gelegt und durch Riemen festgebunden, die um die Wurzel der Hörner und um die Stirn herumgingen, so daß die Ochsen mit dem Kopfe stoßend zogen. Die Befestigung des Jochholzes an der Pflugdeichsel geschah wahrscheinlich ebenfalls durch Riemen, wobei der an der Deichsel befindliche Asthaken oder Vorstecknagel den Stützpunkt bildete.

Daß die Anschirrung im Wesentlichen so und nicht anders gewesen sein dürfte, dafür spricht besonders eine Stelle in der Ilias. Als nämlich Homer die beiden Ajas schildert, wie sie im Kampfe sich immer dicht bei einander hielten, da vergleicht er sie zwei Pflugstieren und sagt wörtlich folgendes*):

Sondern wie zween Pflugstier den starken Pflug durch ein Brachfeld,
Schwärzlich und gleich an Muthe, daherziehn und an der Stirnen
Ringsum häufiger Schweiß vorquillt um die ragenden Hörner;
Beide von einem Joch, dem geglätteten, wenig gesondert.

Die Einzelheiten des homerischen Vergleichs passen entschieden am besten auf ein mit Riemen festgebundenes Nackenjoch, insbesondere bezeichnet der an den Stirnen um die Wurzel der Hörner hervorquellende Schweiß sehr deutlich die Stelle, wo die Riemen lagen und den stärksten Druck auf die Haut ausübten.**)

τὸ σύναπτον αὐτὸν καὶ τὸν ζυγόν, καὶ καλεῖται τὸ μὲν ὅλον πηκτόν, τὸ δ'ἐνσφηνωθὲν ἱστοβοεύς. (Vorstehende Citate habe ich aus Jahn, Ber. d. k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1867 S. 83 und 84 entnommen.)

In den Erläuterungen des Proclus ist besonders auf die Befestigung der Pflugschar und auf die Erklärung der *νύμφη* hinzuweisen. Letztere ist nach Poll. u. a. einfach die Spitze der Pflugschar, nach Procl. ist sie dagegen ein wahrscheinlich 7 förmiges Holz, welches auf den entsprechend zugespitzten Scharbaum aufgesteckt und ursprünglich durch Riemen festgebunden, später durch eiserne Ringe angetrieben wurde. Die Befestigung durch Riemen zeigt ganz deutlich der Pflug des Triptolemos, vermuthlich einer von den drei in Attika aufbewahrten heiligen Pflügen, der in den oben angeführten Berichten abgebildet ist; die Befestigung durch Ringe ist auf einer zweiten, denselben Berichten beigegebenen Abbildung nur flüchtig angedeutet. Dieses 7 förmige Holz, das also *νύμφη* hieß, vertrat ursprünglich wahrscheinlich die Stelle der eisernen Pflugschar; später wurde ein ausgehöhltes Eisen von oben und von vorn her auf dasselbe gesteckt — so beschreibt Procl. die Einrichtung —, schließlich wurde es gänzlich durch die eiserne Pflugschar ersetzt und der Ausdruck *νύμφη* auf die Spitze der letzteren übertragen. —

☛ Ich bemerke hier noch, daß die Konstruktion des altgriechischen Pfluges, wie ich sie im erte auf Grund der vorstehenden Citate und der mir vorliegenden Vasenbilder gegeben habe mit dem Modelle von einem Pflughaken, den Hermann von Schlagintweit von seinen Reisen aus Indien mitgebracht hat, in so auffallender Weise übereinstimmt, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, es dürften beide aus derselben Quelle herzuleiten und auf indogermanischen Ursprung zurückzuführen sein. Der altägyptische Pflug hingegen weicht entschieden ab, so daß es schon aus diesem Grunde nicht zulässig erscheint, einen ursprünglichen Zusammenhang zwischen ägyptischem und griechischem Ackerbau anzunehmen. Das Modell jenes indischen Pfluges, das ich bei dem Vortrage vorwies, befindet sich in der reichhaltigen Modellsammlung der landwirthschaftlichen Abtheilung des schweizerischen Polytechnikums in Zürich.

*) Hom. Il. XIII, 703.

**) In der nachhomerischen Zeit scheint das Nackenjoch durch das Schulterjoch ersetzt worden zu sein, da Proclus (s. d. Anm. S. 351) in seinen Erläuterungen sagt, daß das die Ochsen verbindende Joch auf den Schultern derselben liege.

Daß unsere Auffassung richtig sein wird, dafür lässt sich noch die Thatsache beibringen, daß wir in den vom Verkehr abgeschlossenen westfälischen Gebirgslanden noch heutzutage jene einfache, wahrscheinlich von den alten Germanen herstammende Anspannungsart finden, und da die alten Inder, wie wir bei Heinrich Zimmer*) lesen können, das Jochholz ebenfalls auf den Nacken der Ochsen legten und einen Riemen zum Festbinden derselben benutzten, so lässt sich vermuthen, daß die Griechen zur Zeit Homers ihre Zugochsen in derselben Weise vor den Pflug spannten, wie es die Indogermanen einst thaten.**)

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit wieder dem Brachfelde selbst zu, so müssen wir anerkennen, daß der Boden trotz der Unvollkommenheit der griechischen Ackergeräthe eine verhältnißmäßig gute Zubereitung erhielt, indem Fleiß, Geschicklichkeit und Uebung der Arbeiter die Unvollkommenheit der Geräthe zum großen Theil aufwog.

Jeder Herr hielt darauf und jeder Knecht setzte eine Ehre darein, daß gerade Furchen gezogen wurden, denn als Eurymachos, einer von den vielen Freiern der Penelope, an den in Bettlergestalt zurückgekehrten Odysseus die höhnische Frage richtet, ob er sich wohl als Knecht bei ihm verdingen möchte, da antwortet ihm der göttliche Dulder***):

O arbeiteten wir, Eurymachos, Beide zur Wette
Einst in der Frühlingszeit, wann die Tage heiter und lang sind,
Auf der grasichten Wiese; mit schöngebogener Sichel
Gingen wir, ich und du, und mähten nüchtern vom Morgen
Bis zur sinkenden Nacht, so lang es an Grase nicht fehlte!
Oder trieb ich ein Joch der trefflichsten Rinder am Pfluge,
Röthlich und groß von Wuchs, mit fettem Grase gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, mit unermüdlicher Stärke,
Eine Hufe zu ackern, und wiche die Erde der Pflugschar:
Sehen solltest du dann, wie gerade Furchen ich zöge!

Den Hunger und die Ermüdung des Pflügers, der den ganzen Tag mit Anspannung aller Kräfte auf dem Brachfeld geackert, zeichnet Homer vortrefflich mit folgenden Worten:†)

Also sehnt sich ein Pflüger zur Mahlzeit, welcher vom Morgen
Bis zum Abend die Brache mit röthlichen Stieren geackert;
Freudig sieht er, wie sich die leuchtende Sonne hinabsenkt,
Eilet zur Abendkost, und dem Gehenden wanken die Kniee. —

Im Ganzen erhielt das Brachfeld drei Furchen, von denen die erste im Frühling, die zweite im Sommer, die dritte im Herbst bei der Saat gegeben wurde.

Diese Behandlung der Brache war schon sehr früh allgemein im Gebrauch;

---

*) H. Zimmer, Altindisches Leben, 1879. S. 236.

**) Auch die von den alten Aegyptern und Etruskern herstammenden Abbildungen zeigen die oben beschriebene Art der Anjochung, welche schon deshalb als die älteste angesehen werden darf, weil sie die einfachste ist. Das Anspannen der Thiere mit dem Schwanze ist allerdings noch einfacher, aber das ist eben keine Anjochung.

***) Hom. Od. XVIII, 365ff.

†) Hom. Od. XIII, 31ff.

denn für Attika bezeugt sie Triptolemos, der Dreimalpflüger; für Arkadien bezeugt sie Trisaules, ebenfalls so viel als Dreimalpflüger; für Kreta bezeugt sie Jason, der mit Demeter auf dreimal-geackertem Brachfeld den Reichthum erzeugt.*) Das Brachfeld auf dem Schild des Achilleus erhält ebenfalls drei Furchen.

Die Brache wurde auch mit Dünger versorgt, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Griechen wahrscheinlich die Verwerthung des Stallmistes erfunden haben. Plinius**) schreibt diese Erfindung dem Augias zu, weil er dem Herkules den Auftrag ertheilt, seinen Viehhof vom Mist zu reinigen. Da aber Herakles den Peneios in den Hof hineinleitet, um das angehäufte Material mit Hülfe des Wassers fortzuschwemmen,***) so ist aus dieser Sage vielmehr zu schließen, daß ursprünglich der Dünger nicht benutzt, sondern in die Flüsse geworfen wurde.

Immerhin reicht die Verwendung desselben zur Verbesserung der Aecker und Gärten in die vorgeschichtliche Vergangenheit zurück. Zur Zeit, als die homerischen Gesänge entstanden, war das Düngen schon eine bekannte Sache, denn als Odysseus nach langer Abwesenheit seinen Hof wieder betritt, da findet er seinen alten Hund Argos

> Auf dem großen Haufen vom Miste der Mäuler und Rinder,
> Welcher am Thore des Hofes gehäuft ward, daß ihn Odysseus
> Knechte von dannen führen, des Königes Aecker zu düngen.†)

Wie in allen Ländern, so nahm man auch in Griechenland zur Düngung erst dann seine Zuflucht, als die Kornerträge nicht mehr befriedigten. Diese Wahrnehmung musste man in Griechenland früher machen, als anderwärts, weil das zum Ackerbau geeignete Land, durch Meere und Gebirgszüge eingeengt, von Natur an vielen Orten nur mit mäßiger Fruchtbarkeit ausgestattet war. Insbesondere war in dem frühbevölkerten Attika der Boden so dürftig, daß er nur an wenigen Stellen zum Weizenbau benutzt werden konnte.

Auch das Feldsystem, welches die Griechen befolgten, musste bald eine Erschöpfung des Bodens herbeiführen. Es war nämlich allgemein Regel, immer Korn auf Korn, oft sogar eine und dieselbe Kornart immerwährend auf demselben Felde anzubauen. Ein Wechsel zwischen verschiedenen Fruchtgattungen fand also für gewöhnlich nicht statt.

Jedoch wurde dasselbe Feld nicht etwa Jahr für Jahr, sondern immer nur alle zwei Jahre einmal bepflanzt, weil die Bearbeitung der Brache, wie wir gesehen haben, die ganze Zeit vom Frühling bis zum Herbst in Anspruch nahm.

Die Griechen behandelten ihr Ackerland also nach dem Zweifeldersystem, und der Ernten ruhiger Kreislauf vollzog sich so, daß immerfort ein Brachjahr auf ein Fruchtjahr folgte.††)

---

*) L. Preller, Demeter u. Persephone 1837 S. 284 u. 285. Hesiod. Theog. 969—971.

**) Plin. nat. hist. XVII, 50.

***) Diod. IV, 13.

†) Hom. Od. XVII, 297.

††) Neben dem Zweifeldersystem bestand vielleicht zum Theil auch eine Art Dreifelderwirthschaft mit dem Umlauf: Winterung, Sommerung, Brache; doch liegt hierfür kein direktes Zeugniß

Noch Xenophon, der gelehrige Schüler des Sokrates, legt auf die Brachbearbeitung großes Gewicht, indem er als Hauptvortheile derselben hervorhebt*): Die Reinigung des Landes von Unkraut und die Belebung des umgepflügten Ackers durch die Sonne. Als besonders wirksam empfiehlt er das Umgraben, um auch die tieferen Erdschichten an die Sonne zu bringen, und in Uebereinstimmung hiermit berichtet Theophrast, der Schüler des Aristoteles, daß in Megaris das Ackerland alle fünf bis sechs Jahre so tief umgegraben wurde, wie der Regen einzubringen pflegt.**) Die Griechen hatten also die Vorzüge der Tiefkultur völlig begriffen, und daß sie auch die Vortheile des Fruchtwechsels und der Gründüngung wenigstens zu ahnen anfingen, das erhellt aus der Thatsache, daß die Thessalier sowie die Makedonier zu Theophrast's Zeiten blühende Bohnen als Dünger für das folgende Getreide unterpflügten.***)

Die Getreidearten, welche die Griechen in dem Brachfelde vorzugsweise anbauten, waren Gerste und Weizen. Die Aussaat derselben fiel in den Herbst, nach griechischer Jahrestheilung in den Anfang des Winters, der mit dem (in den Frühstunden erfolgenden) Untergang der Plejaden eintrat, wann auch der Kranich seine Stimme in den Wolken ertönen ließ.

Das wichtige Geschäft der Saatbestellung nahm der Landmann mit aller Kraft in Angriff, nachdem er zuvor ein Gebet an die himmlischen und unterirdischen Götter gerichtet.

Die Bestellung begann mit der Gerste; der Weizen und die anderweitigen Winterungssaaten folgten später, denn man richtete sich nach dem Sprüchwort†):

Die Gerste säe in den Staub,
Den Weizen in den Koth!

Ueberhaupt wurde der Zustand des Bodens und der Witterung genau beachtet und nach den Umständen bald die frühe, bald die mittlere, bald die späte Saatzeit gewählt. Auch das Wieviel? der Saat wurde den Bodenverhältnissen angepaßt.††)

Wenn nun den Menschen zuerst das Geschäft annahte des Saatpflugs,
Jetzo hinaus dringt Alle, zugleich mit den Knechten du selber,

vor, es läßt sich nur aus dem Umstande vermuthen, daß die Griechen auch Sommergewächse wie Hirse und Bohnen ꝛc. kultivirten. Vergl. W. Roscher, Nationalökonomik d. A. 1867. S. 106, wo den Griechen nicht allein die Dreifelderwirthschaft, sondern auch eine „hochkultivirte Wechselwirthschaft" zugeschrieben wird, aber, wie die Citate zeigen, ohne Grund.

*) Xenoph. oec. 16.

**) Theoph. De caus. pl. III, 25. 14.

***) Theoph. hist. plant. VIII, 9.

†) Plut. caus. nat. § 16. Citat nach Reynier, d. Landw. d. a. Völker, deutsch von Damance, 1833.

††) Vergl. die gründlichen Auseinandersetzungen hierüber bei Xenophon (oec. 16 u. 17), der den landwirthschaftlichen Anschauungen entsprechend die frühe, mittlere und späte Saatzeit bei der Herbstsaat unterscheidet, während Theophrast (hist. plant. VIII, 1) unter früher Saatzeit die Herbstsaat, unter mittlerer die Frühjahrssaat nach der Sonnenwende des Winters, und unter später die Sommersaat versteht, eine Eintheilung, die zu Mißverständnissen führt, obwohl sie sachlich richtig ist, da die Griechen das bürgerliche Jahr mit der Sommersonnenwende (also im Juni) begannen.

Trocken und feucht zu bestellen das Land, in den Tagen der Saatzeit,
Ganz in der Früh' anstrebend, daß voll dir werden die Aecker.

Der Sämann, der die Saat dem dunklen Schoß der heilgen Erde anvertraute, arbeitete nackend, nackend arbeiteten auch die Pflüger, die das ausgestreute Korn mit der Pflugschar unterackerten. Jetzt wurde das Brachfeld zum dritten und letzten Mal, jetzt wurde es zur Saat gepflügt. In Ermangelung der Egge folgte den Pflügern eine Schar junger Leute, welche mit Handhacken die Schollen zerkleinerten und die etwa noch bloßliegenden Samenkörner vollends mit Erde bedeckten.*)

Nachdem so der Mensch das Seinige gethan, wandte er noch einmal seinen Blick gen Himmel und überließ das Emporkommen der keimenden Saat vertrauensvoll dem Rathschluß der unsterblichen Götter. --

Wenn der Winter war vorüber
Und der Frühling zog ins Feld,

dann versäumte der sorgsame Hausvater nicht, den Saaten die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

Zuerst galt es, den durch die Winternässe zusammengeschlämmten und verdichteten Boden mit der Handhacke oder mit dem Pflughaken zu lockern.**)

Bald darauf begingen Frauen und Mädchen wiederholt den grünen Teppich, um durch sorgfältiges Jäten die Saat von Unkraut zu säubern.***)

Wo Gelegenheit dazu vorhanden, folgte später eine künstliche Bewässerung.†) Auf fettem Boden, wie in Thessalien, wurde die Weizensaat geschröpft oder auch abgeweidet, um das Lagern des Getreides zu verhüten.††)

Rückte endlich die Zeit heran, wo die Aehren und Halme goldig erglänzten, dann ward die Sichel geschärft und Alt und Jung begab sich hinaus zur Ernte.

Bei windstillem Wetter theilten sich die Schnitter in zwei Haufen, die das Kornfeld von den beiden Enden in Angriff nahmen†††) und herüber und hinüber rufend sich gegenseitig anfeuerten, um so schnell als möglich zu allgemeiner Belustigung in der Mitte zusammenzutreffen. War die Luft bewegt, so begann die Arbeit an der Windseite des Feldes, weil sonst die entgegenwallenden Halme hinderlich gewesen wären.*)

Die Sichel durchschnitt den Halm unten am Boden, oder weiter oberhalb, so daß im ersten Falle kurze, im andern sehr lange Stoppeln stehen blieben, die später besonders abgeschnitten und als Streustroh benutzt, oder aber einfach niedergebrannt und in düngende Asche verwandelt wurden.**)

Die Schnitter, die uns Homer auf dem Schilde des Achilleus vorführt,

---

*) Hesiod. op. et dies 391, 458—471. Von dem Eggen mit Ochsen ist erst Geopon. II, 24 die Rede.

**) Xen. oec. 17.

***) Ebendaselbst.

†) Hom. Il. XXI, 257.

††) Theoph. hist. plant. VIII, 7.

†††) Hom. Il. XI, 67.

*) Xen. oec. 18.

**) Xen. oec. 18.

schneiden die Halme unten ab und legen sie griffweise zur Erde. Knaben sammeln die Griffe und tragen sie unter den Armen den Bindern zu, die mit Strohseilen die Garben zusammenbinden. Der Herr, den Stab in den Händen, steht stillschweigend dabei und freut sich herzlich, indessen abwärts unter der schattigen Eiche die Diener das Mahl für die Schnitter bereiten.*)

Die gebundenen Garben wurden manchmal mit Wasser begossen, um das Ausfallen der Körner zu verhindern und, wie man meinte, ihre Güte zu verbessern, alsdann auf dem Wagen oder auf dem Rücken der Maulthiere nach der Feldtenne geschafft.

Hier wurden sie im Kreise ausgebreitet und in alter Zeit durch Ochsen, in neuerer Zeit auch durch Maulthiere oder Pferde ausgetreten, wobei in der Regel, wie auch beim Pflügen, beide Zugthiere unter einem Joche angeschirrt waren.**)

Daneben kam in späterer Zeit der aus Kleinasien oder Aegypten***) eingeführte Dreschschlitten in Gebrauch, der aus einem starken, dreieckigen, auf der unteren Fläche mit scharfen Feuersteinsplittern besetzten Brette hergestellt wurde und noch hergestellt wird. Beim Dreschen befindet sich der Bauer, oft mit Weib und Kind, auf dem Schlitten und jagt die vorgespannten Pferde stundenlang im Kreise auf dem Getreide herum, bis alles in Häcksel zerschnitten ist. So wird bis auf den heutigen Tag in Griechenland, in der Türkei und in Kleinasien gedroschen.†)

Das Reinigen der Körner bewirkten die altgriechischen Landwirthe durch Werfen mit der Schaufel.

Denn wie der Wind hinträget die Spreu durch heilige Tennen
Unter der Worfeler Schwung, wann die gelbgelockte Demeter
Sondert die Frucht und die Spreu im Hauch andrängender Winde.††)

Auch eine Schwinge wurde zum Ausstäuben der Körner benutzt, und dieses Geräth scheint sehr alt gewesen zu sein, weil es bei der Feier der eleusinischen Feste im Triumph herumgetragen wurde zu Ehren des Dionysos, des angeblichen Erfinders.†††)

Ihre gewöhnliche Verwendung fanden die Getreidekörner in der Mehl- und Brodbereitung. Das Mahlen besorgten die dienenden Mägde mit der Handmühle, und auch das Brod bereitete jede Haushaltung sich selbst. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn Xenophon den Hausfrauen den guten Rath giebt, beim Kneten des Teiges selbst mit Hand anzulegen, denn eine derartige

---

*) Hom. Il. XVIII, 550—560.

**) Hom. Il. XX, 495—497. Xen. oec. 18.

***) Unter ihm (dem Krokodil) sind spitzige Scherben und gleich einem Dreschschlitten zieht es hin über den Schlamm. Hiob 41, 21.

†) Dieser Dreschschlitten ist offenbar das tribulum, das Varro d. r. r. I, 52 mit folgenden Worten beschreibt: id fit e tabula lapidibus aut ferro asperata, quo imposito auriga, aut pondere grandi trahitur jumentis junctis, ut discutiat e spica grana. In Uebereinstimmung hiermit erzählte mir einer meiner Schüler, ein Herr Mabatjanz aus Aleppo, daß noch heutzutage in Kleinasien Feuersteine zur Anfertigung des Dreschschlittens benutzt werden.

††) Hom. Il. V, 499.

†††) Virg. Georg. I, 166 und die Anm. dazu von Voß.

Leibesübung errege die Lust zum Essen, mache gesund und kräftig und verleihe dem Gesichte eine schönere Farbe als Bleiweiß und Zungenwurzel.*)

Außer Gerste und Weizen, welches die weitaus wichtigsten Brodfrüchte waren, säeten die Griechen auch Spelz, Emmer und Einkorn. Der Roggen dagegen, obwohl zu Galen's Zeiten aus den Donauländern bekannt, scheint im eigentlichen Griechenland nicht angebaut worden zu sein.**)

Als früher oder später gesäete Sommergewächse wurden im freien Felde kultivirt: etwas Hirse und Hafer, in größerer Ausdehnung, außer den bereits erwähnten Grünfutterpflanzen, eine Reihe von Hülsenfrüchten wie Buffbohnen, Erbsen, Kichern und Linsen, die einen erheblichen Bestandtheil der Volksnahrung ausmachten.

In beschränktem Umfange kamen ferner zum Anbau: Mohn, Sesam und Lein, dessen Same mit Honig eingekocht zum Gebäcke diente, während der Flachs zum Spinnen und Weben, ebenso wie der Hanf, weniger im Lande selbst producirt, als von außen eingeführt ward.***)

Angebaut wurden endlich noch verschiedene Wurzelgewächse, sowie Gewürz- und Gemüsepflanzen, doch fanden diese ihren Platz weniger im Feld als im Garten.

III. Der Gartenbau.

Den dritten Hauptzweig im Betrieb der altgriechischen Landwirthschaft bildet der Gartenbau. Indessen müssen wir uns hier auf wenige Andeutungen beschränken.

Nach den Schilderungen Homers†) von den Gärten des Alkinoos und des Laertes war das Gartenland nach außen hin durch eine Mauer oder einen Dornenzaun geschützt, im Innern von einem Bach durchrieselt und in einen Obstgarten, einen Rebgarten und einen Gemüsegarten abgetheilt.

In dem schöngeordneten Obsthain bemerken wir Aepfel- und Birnbäume, Oliven- und Feigenbäume nebst dem Granatapfelbaum. Dies waren, wie viele Sagen und Namen vermelden, die ältesten Fruchtbäume Griechenlands. Alle übrigen sind also spätere Einführungen.

---

*) Xen. oec. 10.

**) Von Gerste und Weizen war den Griechen eine größere Anzahl von Arten und Spielarten bekannt. Theophrast (hist. plant. VIII.) zählt nicht allein zwei-, vier- und sechszeilige, sondern sogar drei- und fünfzeilige Gerste auf, welch letztere beide natürlich nicht existiren. — Auch die nackte Gerste erwähnt Th. Die Beschreibung der unter verschiedenen, meist lokalen Namen aufgeführten Weizenvarietäten ist zu undeutlich und unvollständig, als daß sich die Varietäten selbst sicher erkennen ließen. Dagegen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Theophrast unter ζέα den Spelz, Triticum Spelta, unter ὄλυρα den Emmer, T. amyleum und unter τίφη das Einkorn, T. monococcum versteht. Von andern Schriftstellern werden die Namen der Spelzarten vielfach durcheinandergeworfen, so daß sich oft nicht bestimmen lässt, welche Getreideart gemeint ist. — Das in Thrakien und Makedonien unter dem Namen βρίζα gebaute Getreide ist wahrscheinlich der Roggen, Secale cereale. (Gal. de alim. facult. 1, 13 (VI. p. 514 Kühn). Hehn, Kulturpfl. 1874. S. 479).

***) Vgl. Hehn, a. a. O. S. 142 ff. Den Hanf beschreibt Herodot (IV, 74) als ein skythisches Gewächs, das also zu seiner Zeit in Griechenland noch nicht angebaut wurde.

†) Hom. Od. VII, 112 ff. XXIV, 220 ff.

In der zweiten Abtheilung sehen wir die Reben in Reihen gepflanzt und an Pfählen gezogen; die Trauben an der Sonne ausgebreitet. Nur im Vorbeigehen erwähne ich, daß der Weinbau in Griechenland bis ins graueste Alterthum zurückreicht und namentlich auf den Inseln Chios, Lesbos und Cypern ein Produkt von vorzüglicher Güte lieferte.†)

In der dritten Abtheilung des Gartens begegnen uns, in regelmäßige Beete gesondert, verschiedene Kohl- und Rübenarten, Runkeln und Kohlrüben, Gurken, Melonen und Kürbiß, Kresse und Salat, Rettich, Zwiebeln und Lauch, Kümmel und Senf und andere Küchengewächse.*)

Wie aus diesen flüchtigen Andeutungen hervorgeht, waren die Gärten keineswegs Luxus-, sondern es waren Nutzgärten. Von den üppigen Paradiesen, wie sie die Perser hatten, kann bei den Griechen keine Rede sein. Jedoch fehlte ihren Gärten der Schmuck keineswegs ganz. Sie waren viel zu große Freunde der Blumen, als daß sie diesen holden Kindern der Natur nicht ein Plätzchen in ihrem Garten hätten einräumen sollen. Ihre Lieblingsblumen sind in der Sage vom Raub der Persephone**) zu einem sinnigen Kranze verflochten. Auf reizender Wiese spielt sie mit andern Götterkindern und pflückt sich Rosen und Lilien und Veilchen und Hyazinthen und Iris und Krokos. Da läßt Gäa den verhängnißvollen Narziß emporwachsen. Persephone greift danach, alsbald weicht die Erde unter ihren Füßen und sie wird eine Beute des Aïdoneus. Von nun an muß sie die lange bange Zeit des Winters getrennt von der Mutter in der Unterwelt verweilen, aber ewig neu verjüngt mit den Blumen des Frühlings kehrt sie wieder. — —

Zum Schluß noch einige Worte, um zu zeigen, wie ein ächter Hellene von der Landwirthschaft gedacht hat. Es sind Worte, die Xenophon dem Sokrates in den Mund legt.***)

„Dies alles führe ich an zum Beweise, daß des Landbau's auch die Glücklichsten nicht entbehren können, denn ich glaube, die Betreibung desselben gewährt zugleich Vergnügen, bereichert das Hauswesen und übt den Körper so, daß er zu allem tüchtig wird, was einem freien Manne geziemt.

Zuerst nämlich bringt die Erde durch die Arbeit der Menschen alles hervor, wovon sie leben, und zudem auch noch das, was zu ihrem Vergnügen dient.

Ferner liefert sie alles, womit die Menschen die Altäre der Götter, und womit sie sich selbst schmücken, und zwar in einer Fülle von Reizen für den Geruch und das Gesicht.

Obschon sie aber diese Güter im reichlichsten Maße verleiht, so läßt sie sie

†) Ausführlicheres über den Weinbau bei G. Thudichum, Traube und Wein, 1881, und bei V. Hehn a. a. O. S. 62ff.

*) Ein vollständigeres Register der Küchengewächse nebst Bemerkungen über ihren Anbau liefert Theophrast hist. plant. VII.

**) Homeridenhymnus, V. 1—433. L. Preller, Demeter u. Persephone. 1837. S. 80. V. Hehn a. a. O. S. 225.

***) Xen. oec. 5.

doch nicht in Weichlichkeit und Unthätigkeit erlangen, sondern gewöhnt an Arbeitsamkeit, Ordnung und Pünktlichkeit und an die Ertragung von Hitze und Kälte.

Und welches Gewerbe macht die Menschen tüchtiger im Laufen, Werfen und Springen, als der Feldbau? oder welches ist dankbarer gegen den, der es betreibt? oder welches ist den Sklaven lieber, der Frau angenehmer, den Kindern erwünschter, den Freunden willkommener? —

Mir wenigstens kommt es sonderbar vor, wenn ein freier Mann eine andere Beschäftigung angenehmer und nützlicher findet als diese.

Endlich lehrt die Erde auch diejenigen, welche diese Tugend lernen können, gerne Gerechtigkeit; denn dem, welcher sie am besten pflegt, vergilt sie auch mit den meisten Wohlthaten.

Und wenn nun auch einmal die, welche sich mit dem Landbau abgeben, von der Uebermacht feindlicher Heere der Früchte ihrer Arbeit beraubt werden, so können doch sie, die kräftig und mannhaft Gebildeten, tüchtig an Leib und Seele, wenn ihnen nicht ein Gott zuwider ist, in das Land derer, welche ihre Arbeiten unterbrechen, einfallen und sich ihren Unterhalt mit Gewalt verschaffen. Oft ist es im Kriege sicherer, mit den Waffen seine Nahrung zu suchen, als mit dem Feldgeräthe.

Auch lehrt der Landbau die Menschen sich einander beistehen, denn gegen Feinde muß man in Verbindung mit andern ausziehen und der Anbau des Feldes geschieht in Verbindung mit andern. Wer nun sein Land gut bauen will, muß die Arbeiter willig und folgsam machen, und wer Leute gegen den Feind führt, muß dasselbe thun durch Belohnung derer, welche leisten, was der brave Mann leisten soll, und durch Bestrafung derer, welche ihre Pflicht nicht erfüllen. Auch ermahnen muß der Landmann zuweilen seine Arbeiter, wie der Feldherr seine Soldaten, und guter Aussichten bedürfen die Sklaven nicht minder, als die Freien, ja noch viel mehr, damit sie gerne bleiben.

Und einen schönen Spruch hat der gethan, welcher die Landwirthschaft die Mutter und Pflegerin aller andern Gewerbe nannte; denn wenn der Landbau blüht, so blühen auch Gewerbe und Künste, wo aber das Land ungebaut liegt, da liegen auch die Gewerbe zu Lande und zur See darnieder. —"

Ich schließe mit dem Satz des Aristoteles:

Das beste Volk ist dasjenige, welches den Landbau liebt.

Aus dem Zeitalter der Phrenologie

mit besonderer Beziehung auf Göthes Verkehr mit dem Phrenologen Gall.

Von

Prof. Dr. Alexander Rollett

in Graz.

Auf wenigen Blättern, kurz und gedrängt, aber höchst anziehend, durchflochten von morphologischen Bekenntnissen, die einen hellen Reflex auf seine eigene naturwissenschaftliche Denkweise werfen, erzählt Göthe in den Annalen sein Zusammentreffen mit Gall. Die Meisten, die sich mit Göthe als Naturforscher beschäftigten,

haben dieses Verhältniß nicht berührt oder nur lose gestreift. Gleichwohl ist es in mehr als einer Beziehung interessant. Lewes, der es eingehender behandelt, hält sich zu strenge und allein an die Stelle in den Annalen. Es liegt aber mehr über Göthes Verkehr mit Gall vor, uns zu dem noch Briefe, die Gall darüber an einen ausgezeichneten Freund in Wien schrieb. So soll denn in das, was wir bringen wollen, auch das Bild des sonderbaren Phrenologen in einiger Ausführung und auch das seines Freundes mit wenigen Strichen hineingezeichnet sein.

Oft hatte sich Halle des Besuches von Göthe zu erfreuen, wenn er sich im nahen Lauchstädt mit dem Weimarischen Musenhof und seinem Theater zum Sommeraufenthalt befand. Im Jahre 1805 fühlte sich aber Göthe von Halle besonders angezogen. Von unleidlichem Schmerz über Schillers Tod ergriffen und durch eigene körperliche Leiden zur traurigsten Einsamkeit verurtheilt, hatte er seine Arbeiten über Winkelmann zu Ende gebracht. Diese Thätigkeit schloß ihn, was er selbst als die Fürsorge eines guten Genius preist, näher an den Philologen F. A. Wolf, der damals in Halle lehrte. Auf des wieder genesenden Göthe Einladung war Wolf auf einige Zeit nach Weimar gekommen und da entstand zwischen ihm, der durchdringend in Kritik und Interpretation der alten Autoren mit starrer Einseitigkeit nur was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus dem Alterthum herüberkam als Grundlage der historischen Forschung zulassen will und den Weimarer Kunstfreunden ein arger Conflikt. Sie und Göthe allen voran wissen auch aus den Denkmälern der Kunst für die Geschichte zu lesen. Gefesselt und vertieft durch diese Controverse sagt Göthe freudig zu, als Wolf ihn beim Scheiden bittet, seinen Besuch baldigst in Halle zu erwidern. Nicht lange darauf treffen wir Göthe denn auch im Hause des Freundes, „mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt.“ Dort überkommt ihn auch das Verlangen Wolfs akademischen Vorträgen zu zuhören. Man willfahrt ihm gern und er wird von Wolfs liebenswürdiger Tochter in eine Stube zu einer Tapetenthür geleitet, durch welche Wolf sein Katheder zu besteigen pflegte. Hinter dieser Thüre den anderen Zuhörern verborgen lauscht er den lehrhaften Worten seines Freundes. Nebenbei hört er in gleicher Weise auch Steffens, den Philosophen, der in Wolfs Auditorium liest. So war geraume Zeit schon hingegangen, als auf seinem Zug durch Deutschland der Phrenologe Gall als Wanderlehrer auch in Halle erschien. Er hatte kurz zuvor in Berlin großes Aufsehen erregt und dort neben entschiedenen Gegnern auch eine große Zahl enthusiastischer Verehrer gefunden. Sie ließen sogar zwei Medaillen auf ihn schlagen. Das war viel für Gall. Nicht bei Schauspielern und Künstlern allein entwickelt der rauschende Beifall der Menge den unabweislichen Drang, ihre Persönlichkeit immer und überall zu hervorstechender Wirkung und Geltung zu bringen. Auch in dem Geben und Benehmen von Gelehrten hat sich derselbe Einfluß oft schon deutlich reflektirt, wenn sie auch von besserem Schlage waren, als Gall. Als lauterer Apostel seiner Lehre war Gall in die Welt hinausgezogen, schöpfte er sie doch aus der vollsten subjektiven Überzeugung. Bald lernte er aber sich bei seinen öffentlichen Vorlesungen mit Thier- und Menschenschädeln, Büsten, Gehirnen, Ab-

güssen und anatomischen Präparaten in wahrhaft theatralischer Weise zu umgeben. Sie dienten als die Zeichen und Embleme, wie er sich in einsamen Stunden in solcher Umgebung zum Vertrauten der Natur heranbildete. Und indem er nun die großen Geheimnisse, in die er wie ein begnadeter Priester eingeweiht worden, in prunkloser, schlichter Rede seinen Hörern enthüllte, suchte er und verstand er auch glänzende Effecte hervorzubringen.

Die tieferen Beziehungen, welche Göthe nach Halle gelenkt hatten, waren Gall bei seinem Erscheinen an dem Sitz der ehrwürdigen Academia Fridericiana nicht bekannt. Er konnte und wollte sich aber auch gar nichts anderes denken, als daß Göthes Anwesenheit nur ihm allein gelte und dieser seiner Illusion kamen auch noch Andere — Steffens, Loder, Vulpius — zu Hilfe. Wir werden sehen, wie Gall rasch bereit war, daraus für sich Kapital zu schlagen, was uns nicht wenig dienlich sein wird zur richtigen Beleuchtung der Eigenart des Phrenologen.

„Als ich nach Halle kam," schreibt Gall seinem Freunde in Wien, „wartete schon Göthe auf mich, er war in der Absicht dahin gereist, obschon er sich sehr übel befand. Er war mein eifrigster Zuhörer und diese Ehre wurde mir sehr beneidet." Göthe nutzte dagegen (sein eigenes Zeugniß in den Annalen ist hier wohl das Entscheidende) nur die Gelegenheit, die sich ihm auf dem Wege bot. Wir wollen aber zugeben, daß es ihm willkommen war, Gall persönlich kennen zu lernen. Hatte er doch schon lange vorher einmal Gelegenheit zur Gallischen Lehre Stellung zu nehmen.

Gall hatte sich noch als Student nach vorübergehendem Aufenthalt in Straßburg nach Wien gewendet. Dort entwarf er als junger Arzt seine Schädellehre. Schon frühzeitig besaß er einen scharfen Blick für die individuellen Abweichungen der Menschenköpfe. Es war das seine besondere Gabe, deren Unterthan er mit seinem ganzen Thun und Trachten ward. Gibt es doch keinen größeren Zwang für den einzelnen Menschen zu einem immer erneuten und immer aufmerksameren Anschauen als Erscheinungen, die ihm auffallen, während die meisten oder alle andern Menschen gleichgiltig an denselben vorübergehen. In solchen Banden wurde Gall bald von dem Gedanken erfasst, daß die Verschiedenheit von Talent, Neigung und Trieb der einzelnen Menschen mit der sinnfälligen Verschiedenheit der individuellen Schädelform zusammenhängen müsse. Diese Idee zu bewähren durch psychologische Erfahrung und vergleichend anatomische Studien über Schädel und Hirn gestaltete sich zur Aufgabe seines Lebens. Nur zu rasch glaubte er sich auch für seine Mühe belohnt. Er stellte sein System von Organen auf, die an der Oberfläche des Hirns gelegen, den Sitz besonderer psychischer Fähigkeiten abgeben und durch entsprechende Hervorwölbungen am knöchernen Schädel von Außen zu erkennen sein sollten. Im Jahre 1796 hält er zu Wien die ersten öffentlichen Vorlesungen darüber. Da sie ihm aber von der Regierung im Interesse der Moral verboten werden, greift er zum Wanderstabe. Seine Frau, Haus und Hof und theure Anverwandte läßt er, in die Obhut eines Freundes empfohlen, in Wien zurück. Der Ruf seiner Lehre war ihm in weite Fernen vorangegangen. Berührte sie doch das alte Räthsel

aller Völker und Zeiten, das Band zwischen Leib und Seele. Die Menge dürstet aber immer am meisten nach Aufklärung in Dingen, wo unser Nichtwissen am Klarsten zu Tage liegt, in deren Tiefe der Genius der Menschheit das Senkblei so oft vergebens zu werfen versuchte. Je drückender das Gefühl der unzureichenden Erkenntnißkräfte gewissen Problemen gegenüber auf der Menge der Menschen lastet, desto unabweislicher werden ihr diese Probleme. Wer aber glaubt oder glauben macht er sei der Lösung näher gekommen, ist ihr Prophet. Rasch gelangte Gall zu großer Popularität. Aus der Gährung, die er hervorbrachte, schied sich aber, es ist das noch allen Propheten so ergangen, neben dem Glauben auch der Spott.

Schon zu Anfang des Jahres 1803 wurde dem Weimarer Hoftheater ein kleines Lustspiel eingereicht „der Schädelkenner," welches Galls Bemühungen lächerlich und verächtlich machte. Ein Vorfall wichtig für uns, weil er die Veranlassung gab zur ersten Aeußerung Göthes über Gall, die uns erhalten blieb. Göthe schickte das Lustspiel an den Autor zurück mit Worten, die auch hoch bedeutsam sind für Göthes Urtheil über unberufene Kritik wissenschaftlicher Bestrebungen. Wäre man ihrer nur immer eingedenk. „Indem ich das kleine artige Stück als bei uns nicht aufführbar zurücksende, halte ich es nach unserem alten freundschaftlichen Verhältnisse für Pflicht, die näheren Ursachen anzugeben. Wir vermeiden auf unserem Theater so viel als möglich Alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort Mancher sehr ernst beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten. Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich theils auch durch Charlatanrie der Unternehmer eine lächerliche Seite bieten und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er sich im Vorbeigehen einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig Alles, was sich in einiger Breite auf philosophische und literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch so wenig als der Lavaterischen an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten müssten, manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen. Weimar, 24. Januar 1803."

Lavater und Gall. Der Lehre beider möchte es an einem Fundament nicht fehlen. Zwischen beiden waltete vom Anfange eine bestimmte Beziehung. Im Äußeren, in der Erscheinung des Gesichtes, in der Form des Schädels soll sich ein Inneres kundthun, die individuelle geistige Anlage, die bestimmend auf Charakter und Gesinnung wirkt.

Es ist nicht leicht, das bunte Gedankengewirre der physiognomischen Fragmente von Lavater mit ihrer phrasenhaften, knatternden Ausdrucksweise, den poetisirenden Gipfeln und den anmaßlich herausfordernden Pausen dazwischen auf den Kern zu schälen. — Daß für die bildenden Künste manches Nutzbare darin

steht, ist bei Göthe vielfach anerkannt. Virchow hat aber und das ist für uns hier wichtig, das ausgesprochene osteologische Interesse des Physiognomikers einmal gelegentlich herausgehoben. Lavater sei eifrig bemüht gewesen, seine Erfahrungen durch anatomisches Wissen zu befestigen und habe das Resultat seiner Betrachtungen über den Schädel also zusammengefasst: „Das Knochensystem ist immer Fundament der Physiognomik, man mag dasselbe bloß als bestimmend in Ansehung der weicheren Theile, oder bloß als bestimmt durch die weicheren Theile, oder als bestimmend oder bestimmt zugleich ansehen. Prägend oder geprägt — immer — fester, bestimmter, dauerhafter, merkbarer: prägend und geprägt — immer Charakter des Festern, Dauerhaftern im Menschen." Und wieder: „Man kann es schon bemerkt haben, daß ich das Knochensystem für die Grundzeichnung des Menschen — den Schädel für das Fundament des Knochensystems, und alles Fleisch beinahe nur für das Colorit dieser Zeichnung halte — daß ich auf die Beschaffenheit, die Form und Wölbung des Schädels, soviel mir bewusst, mehr achte, als meine Vorgänger alle: daß ich diesen weit festern, weniger veränderlichen — leichter bestimmbaren Theil des menschlichen Körpers für die Grundlage der Physiognomik angesehen wissen möchte." Die Profil-Anschauung der Gesichter, die Silhouette habe Lavater als den getreuesten Wegweiser betrachtet. Ist aber die bleibende, die beständige Form des Gesichtes der Gegenstand des Physiognomikers, wie das auch Darwin in der Einleitung zu seinem Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und Thieren hervorhebt, um seinen Gegenstand von dem des Physiognomikers scharf zu scheiden, dann leitet die Physiognomik direkt zu der Phrenologie hinüber. Diese Beziehung zwischen Physiognomik und Phrenologie ist später nicht immer richtig erfasst worden. Gall selbst hat zwar die Anregungen, die er von Lavater erhielt, meist nur verhüllt angedeutet, obschon er viele Portraits aus der Physiognomik für seinen großen Atlas benützte. Aber schon bei Galls nächsten Schülern und in der Kritik über seine öffentlichen Vorträge kam seine große Verwandtschaft mit Lavater zum Ausdruck. Wenn auch nicht immer so geschmacklos und ungenau wie bei Broussais, der in seiner Rede am offenen Grabe Galls sagte, daß Gall nur auf den von den Haaren bedeckten Theil des Schädels die Beobachtungen fortgesetzt habe, die Lavater am Gesicht und an der Stirngegend angefangen hat. Wohin Lavater und Gall nur ahnungsvoll ausschauten, was sie auf vielfachen Irrwegen suchten ist die Lösung eines überaus schwierigen Problems. Erst eine spätere Generation voll Ernst und Fleiß konnte es dahin bringen, wenigstens das Problem klar und scharf ins Auge zu fassen. Welche Beziehungen existiren zwischen Form des Schädels, Bildung des Gesichtes, Bau des Gehirnes und Thätigkeit der Seele?

Weder Lavater noch Gall konnten auch nur auf den Boden gelangen, der zu solchen Fragen berechtigt hätte. In harter Arbeit auf langen und mühseligen Wegen war hier Wissen um Wissen erst neu zu erringen. Es war keine rasche Antwort zu haben. Ihre Rufe hallten in die Wüste und was die Rufer als Antwort zu vernehmen glaubten, waren Trugbilder ihrer Phantasie. Sehen wir doch einmal zu wie ganz unabhängig von der Idee einer Physiognomik oder

Phrenologie uns die fortschreitenden Naturwissenschaften immer mehr auf den Grundlagen orientirt haben, über welchen sich eine solche Erkenntniß des Zusammenhanges der äußeren Erscheinung des Menschenhauptes mit der wunderbaren inneren Einrichtung seiner Theile erst aufbauen könnte. Dabei thürmte sich überall eine erstaunliche Arbeit und wie viel auch bewältigt wurde, immer noch bleibt eine unabsehbare Arbeit erst zu vollbringen. Die Kraniometrie hat im Dienste der Ethnologie ein ungeheueres Material von Erfahrungen über Rassenschädel aufgehäuft. Bis an die jüngste Zeit wird aber noch lebhaft gestritten über die Art der Bestimmung der Schädelcapacität und der verschiedenen Schädel- und Gesichtsindices und über die Bedeutung dieser Maße. Vom Fisch- zum Menschenhirn wurden unsere Gedanken aus tiefen Anfängen organischer Entwicklung zur höchsten Stufe derselben emporgelenkt. Wie viel Bedingendes, wie viel Bedingtes die Entwicklung des Gehirns im Gegenhalt zur Entwickelung seines knöchernen Gehäuses in sich schließt, wissen wir noch immer nicht sicher anzugeben. Ein reichgegliederter Bau ist uns im Menschenhirn enthüllt. Selbst in die labyrinthisch verschlungenen Fasern und Zellen seines feinen und bestimmten Gewebes ist mancher erhellende Strahl gefallen. Über die Funktionen der meisten im Hirn unterschiedenen Organe hat sich aber kaum die erste Dämmerung gebreitet. Wie viele Opfer der verschrieene Appell des physiologischen Messers an lebenden und empfindenden Wesen auch schon gefordert haben mag, immer muß er noch neu erhoben werden, um neue Klärung zu bringen. Möge es in emsiger Arbeit geschehen. Mehr als bei Eingriffen in andere Organe muß uns bei den Hirnstudien vorschweben, was Rokitansky zur ethischen Beruhigung über die Verwendung lebender Thiere zu wissenschaftlichen Forschungen einmal so treffend sagte: „Daß die Leiden des unbefriedigten Wissensdranges des Menschen und der Jammer der Unwissenheit und ihrer Folgen auf einem das Menschenwohl vor Allem berührenden Gebiete, die Qualen des zur Beantwortung wissenschaftlicher Fragen verwendeten lebendigen Thierleibes überwiegen.“ Weit grausamer noch bringt uns das Geschick eine Ernte von Erfahrungen am Menschen selbst ein, wenn destruktive Krankheiten wählerisch ihre Nester einbauen in das edelste Organ des Hauptes.

> Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
> Denn schläfert jenes, alle sinken nieder.
> Wird es verletzt, gleich alle sind verwundet,
> Erstehen frisch, wenn jenes rasch gesundet.

Beobachtungen an Hirnkranken, Versuche an lebenden Thieren reich an Zahl, für deren Verwerthung uns die morphologische Hirnforschung von den Anfängen der Entwicklung bis hinauf zum Hirn eines Cuvier, Byron und Gauß gewappnet hat, sind die Säulen auf welchen die wissenschaftliche Erkenntniß des Satzes ruht, daß die Großhirnrinde das Organ des Intellektes ist. Diese Erkenntniß führte rückwirkend zur Annahme einer Projektion aller Sinnesorgane und der gesammten der Willkür unterworfenen Muskeln auf die Hirnrinde durch die verbindenden Nervenfasern, und zur Auffindung besonderer sensorischer und motorischer Rindenfelder, welche die Erinnerungsbilder der einzelnen Sinne und die

Bewegungsvorstellungen für bestimmte Muskelgruppen bewahren. Eine Lokalisation der Hirnfunktionen, himmelweit verschieden von der Austheilung der Wohnplätze geistiger Anlagen und edler und unedler Triebe, wie sie Gall auf Grund unhaltbarer Spekulationen vornahm. Zwar ist auch die neue Lokalisationslehre noch angefochten von den Vertheidigern der uniformen Funktionsweise aller Theile der Großhirnrinde, die als Reaktion gegen Galls absurde Lokalisationen williger Aufnahme begegnete. Wir können aber hoffen, daß sie in diesem Kampfe bald die Palme erringen wird.

Das waren nur einzelne Streiflichter, die wir jetzt auf die Auszweigungen der wissenschaftlichen Forschung fallen ließen, die uns erst zu den Fundamenten einer Physiognomik und Phrenologie führen könnten. Auch heute noch kann sich Niemand dieses weite Ziel stecken. Er würde untergehen in einem Meer von Hypothesen, wie Lavater und Gall und alle, die es seitdem versucht haben, so Huschke, C. G. Carus u. A. Es ist noch kein bedeutender Schädel einer so genauen und ausgezeichneten kraniologischen Untersuchung unterzogen worden, als sie der Schädel Kants trotz großer Schwierigkeiten in neuester Zeit durch Kupfer und Bessel-Hagen erfahren hat. Aber äußerst bescheiden nehmen sich die epikritischen Bemerkungen Kupfers über diesen berühmten Schädel aus, wenn man sie vergleicht mit den weitgehenden Folgerungen, welche frühere Kranioskopiker aus viel weniger genügenden Untersuchungen dieses und anderer Schädel berühmter Männer gezogen haben. Da heißt es nur, daß die für den kleinen und zartgebauten Körper Kants sehr geräumige Schädelhöhle auf ein voluminöses Gehirn weise, dessen Uebergewicht an Masse auf der stärkeren Ausbildung der höheren psychischen Funktionen dienenden Theile beruhte. Gleichzeitig erfahren aber die erkünstelteten Ausdeutungen eines Huschke und C. G. Carus eine ebenso strenge als abweisende Kritik. Geschweige denn Lavater und Gall.

Zu Lavater stand der jugendliche Göthe in einem leidenschaftlichen Verhältniß der Freundschaft und geistigen Antheilnahme. Er arbeitete mit an den physiognomischen Fragmenten und widmete der Herausgabe derselben die regste Theilnahme. In Dichtung und Wahrheit sind die herrlichsten Züge dieses Verkehres für alle Zeiten niedergelegt. Es kam aber zum Bruche. Die „Tendenz zur Natur“, von der bei Lavater kaum ein leiser Anflug vorhanden war, trat bei Göthe immer mächtiger hervor und das Studium der Natur musste ernüchternd auf Göthe wirken. Es waren noch keine Fundamente einer Physiognomik vorhanden und als Göthe hier zugriff, mit der Hand des forschenden Zergliederers, erfuhr auch er nur, daß ein weit auszweigender Bau selbstständiger Wissenschaften dieser Arbeit erst entspringen müsse. Der Physiognomiker verstummte, als der vergleichende Anatom anfing, die ernsten Errungenschaften seiner Studien zu verkünden. Ein Bekenntniß Göthes über seinen Besuch in Münster, mitgetheilt in der „Campagne in Frankreich“, führt uns in diesen Übergang ein: „Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden aussah, hier und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihülfe zur Beurtheilung der Gesichtszüge

des Menschen hoffen ließe. Nun mochte ich wohl bei einigen Freunden, das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten geäußert haben, ich sei, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavaters Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen Kommentar darüber zu empfehlen."

Die Physiognomik führte also zu Osteologie — zum Zwischenkiefer — zur Wirbeltheorie des Schädels — zum Typus in der vergleichenden Anatomie.

Und als Göthe wieder zur Anwendung seiner Erfahrungen schreitet, ist er weit darüber hinaus sie für physiognomische Träumereien zu vergeuden.

Geläutert und gereift in der Erkenntniß der Natur und dem Anschauen der Kunst ist ihm die allgemeine Kenntniß der organischen Natur jetzt unerläßlich, um den Menschen als den höchsten, ja eigentlichen Gegenstand der bildenden Kunst zu verstehen. In dem ästhetischen Bedürfniß ist ihm die Anwendung seiner anatomischen Kenntnisse fortan begrenzt, nichts Anderes ist in Göthes Schriften mehr zu finden. Von Lavater rückte er in immer weitere Entfernung. Es kam die Trennnng, die er lange vorausgesagt und über die er später einmal zu Eckermann äußerte: „Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganze strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und Andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch."

Kehren wir zurück zu Gall. Göthe hatte den Läuterungsprozeß, der ihn losmachte von dem Züricher Propheten, schon an sich vollzogen, als er mit Gall in Beziehung trat. Das muß festgehalten werden, wenn wir die Werthschätzung beurtheilen wollen, die Göthe dem Phrenologen zu Theil werden ließ. Was Göthe dachte und schrieb über Galls Lehre, die Anregungen, die er aus dem Verkehr mit ihm schöpfte, alles erfasst sich in der Beziehung, die Göthe in dem Brief über das zurückgewiesene Lustspiel selbst angedeutet hat, besser. Vorerst noch Einiges über die Tage von Halle. Gall trat, wie uns Steffens erzählt, im großen Saale eines Gasthauses auf, umgeben von seinem ganzen Apparate. Sein Vortrag floß leicht dahin. Einseitige sinnliche Wahrnehmungen, die er mit einem gewissen Scharfblick für seine Zwecke herausfand und in deren Kombination er ein besonderes Talent zeigte, waren ihm sichere Quellen des Erkennens. Niemand wurde durch Zweifel irgend welcher Art so wenig gestört, als Gall. Seine Zuversicht imponirte und überraschte im ersten Moment. Die Schädel berüchtigter Diebe verglich er mit denen der Elstern und Raben, die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen. Bedeutende Männer F. A. Wolf, Schleiermacher, Fr. L. Froriep, Loder, Reil, Steffens, A. W. Niemeyer, Reichardt u. A. saßen im Auditorium und der Bedeutendste von Allen mit stiller Aufmerksamkeit

und gebietender Ruhe, in den edlen Gesichtszügen nur das steigende Interesse an der Entwicklung des Vortrags ausgedrückt, Göthe. Etwas lag in den Lehren Galls, was ihm zusagte, so wie sie bekannt wurden. „Ich war gewohnt," sagt Göthe darüber „das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo es schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarkes ausfließen und erst einfach und einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind bis allmälig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung verbirgt." Ein anatomisches, ein morphologisches Etwas war es also. Und in der Aeußerung darüber spricht sich deutlich die Art aus, in der Göthe an alle Betrachtungen der organischen Natur herantrat, die sein Verfahren, in der Metamorphose der Pflanzen, in der Wirbeltheorie des Schädels charakterisirt. O. Schmidt hat es in den die organische Natur betreffenden Schriften Göthes aufzudecken und zu analysiren, Helmholtz hat es aus der psychischen Natur des Dichters heraus zu entwickeln unternommen. Mit Seherblick koncipirt er das Gemeinsame, das Zusammenhängende in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. An die Stelle eines objektiv sich darstellenden, induktiven Schlußverfahrens, tritt hier gleichsam eine abgekürzte, verdichtete Induktion. Ihre Verkettungen bleiben in der Seele des Dichters und Forschers latent und ihm selber in ihren Einzelheiten unbewusst.

Einzig ihr Endresultat drückt sich in der die einzelnen Erscheinungen umfassenden und verknüpfenden Idee aus. Im bloßen Anschauen der Natur sucht und findet er Urgestalten, durch welche er, wie O. Schmidt sagt, aus dem Erstaunen über das ewige Gestalten und Umgestalten, aus der Verwirrung, in welche ihn die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen versetzte, herauszukommen suchte. Göthe selbst hat sein Verfahren wohl nirgends so fasslich dargelegt, als in den Bemerkungen über Heinroths Wort, daß sein Denkvermögen gegenständlich thätig sei. Sein ganzes Verfahren beruhe auf dem Ableiten, er raste nicht, bis er einen prägnanten Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten lässt oder vielmehr der Vieles freiwillig aus sich hervorbringt und ihm entgegentrage, da er denn im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe.

Bei den Betrachtungen des Nervensystems, zu welchen ihn Gall jetzt wieder hinlenkte, nachdem er schon früher Manches darüber gedacht, handelte es sich für Göthe um die Auffassung des Gehirns als höhere und vollkommenere Ausgestaltung des Rückenmarkes.

Die Vorträge, die Gall vor Göthe hielt, waren an mancher Stelle fein berechnet für diesen eifrigsten Zuhörer, welcher ihm die Ehre gab, um die man ihn so sehr beneidete. Gall brachte im Anfange seiner Vorträge Einiges die Metamorphose der Pflanze Berührendes zur Sprache, so daß der nebensitzende Loder mit einiger Verwunderung Göthe ansah, „aber eigentlich zu verwundern" sagte Göthe später darüber, „war es, daß er, ob er gleich die Analogie gefühlt haben musste in der Folge nicht wieder darauf zurückkam, da doch diese Idee gar wohl durch sein ganzes Geschäft hätte walten können." Ja wohl, aber für Gall war die Berührung der Metamorphose der Pflanzen nicht mehr, als einer von

den flüchtigen Einfällen, wie er sie so häufig hatte. Eine Anregung für seine Entwicklung der Hirnfaserung aus dem Rückenmarke hatte er aus der Lektüre der Metamorphose der Pflanzen sicher nicht geschöpft. Diese Anregung floß ihm aus ganz anderen Quellen, wie wir sehen werden. Ob er die Metamorphose der Pflanzen besser verstanden hat, als jene, welche sie nur als Anleitung zum Arabeskenzeichnen ansahen, müssen wir billig bezweifeln. In dem Memoire, welches Gall einige Zeit später dem französischen Institut überreichte, steht „ein Vergleich des Nervensystems mit dem Pflanzenreiche." Dort wirft er die Metamorphose der Pflanzen von Göthe mit dem Essai sur l'organisation des plantes von Aubert du Petit-Thuars zusammen, um nichts anderes aus beiden herzuleiten, als daß die graue Substanz des Nervensystems einen ähnlichen Nährboden für die Nervenfasern abgeben soll, wie ihn die Samenlappen und das Cambium für die Pflanzenfasern nach seiner Meinung bilden sollen. Und in gleicher Weise will Gall in seinem großen Werke darlegen, daß die Gesetze des Nervensystems schon in den Pflanzen in einem und demselben Geiste entworfen sind, wobei er aber Göthe auch gar nicht mehr citirt. Als Gall in seinen Vorlesungen zu Halle zur Darstellung der Organe der verschiedenen Talente kam, sprach er zuerst von solchen Schädeln, welche keine Erhabenheit besonders ausgeprägt, wohl aber ein schönes, bedeutendes Ebenmaß aller erkennen lassen. Und da scheute er sich nicht als ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes den Kopf des großen Dichters anzuführen, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehre. Alles sah auf Göthe, der ruhig blieb und ein kaum bemerkbares Mißvergnügen mit ironischem Lächeln unterdrückte. Neben Göthe saßen, wie Steffens weiter erzählt, der Componist Reichardt und Wolf, die Gall ebenso zur Demonstration des Tonsinnes und Sprachsinnes benützte, wobei Wolf ergötzlicher Weise, als Gall nur erst an den Sprachsinn heran gelangte, sich schon die Brille von der Nase genommen und den Kopf nach allen Seiten gewendet haben soll. Die schlagende Bestätigung seiner Lehre durch so auffallende Persönlichkeiten hatte aber mit großer Gewalt auf Galls Zuhörer gewirkt.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Göthe erkrankte, während Galls Vorlesungen noch fortgingen, unversehens wieder. Ein Paroxysmus seines alten Uebels, das von den Nieren ausging und sich von Zeit zu Zeit durch schmerzhafte Symptome ankündigte, überfiel ihn wieder.

Gall war dadurch veranlasst, den Apparat jeder Vorlesung auf Göthes Zimmer zu schaffen und ihn besonders zu unterrichten. Das und die Zergliederung des Gehirns, welche Gall außerhalb der Vorlesungen vor einem kleinen Kreise, dem auch Göthe angehörte, vornahm, schufen aber die wichtigsten Berührungspunkte in ihrem persönlichen Verkehre.

Göthe widmet gerade diesem Moment das dankbarste Gedenken und Gall schreibt darüber unter dem unmittelbaren Eindrucke des genossenen Glückes an den-

selben Freund in Wien, dessen wir schon früher erwähnten, begeisterte Zeilen. Wir werden sie kennen lernen, wenn wir erst noch das Interesse, welches diese Briefe verdienen, voll gemacht haben, durch die Persönlikeit des Empfängers. Es war J. Andreas Streicher, der unvergänglich leuchtende Freund Schillers in den Tagen der bittersten Noth und gefahrvollen Flucht. Streicher, in dessen Herzen bis ans Ende der vergötterte Jugendfreund, fortlebte, heirathete, nachdem ihre Lebenswege sich geschieden hatten, in Augsburg die Tochter des berühmten Orgel- und Klavierbauers J. A. Stein. Er führte Anfangs in Augsburg und seit 1795 in Wien an der Seite seiner Gattin die Pianfortefabrik seines Schwiegervaters weiter. In Wien schloß er auch Freundschaft mit Gall, der sein Hausarzt war.

Auch in diesem Bunde war Streicher mehr als der hochgeehrte, der theure Freund, dessen neugierige Sorge und höfliche Beflissenheit gerade dort abgrenzt wo die wahre Noth des Andern beginnt. Die Saiten, die in so mächtigen Akkorden für Schiller geklungen hatten, regten sich leise wieder in seinem Gemüthe, als Gall von Wien forteilte, weil er sich dort gefährdet fühlte. Gall ward der Schützling Streichers. Ihm blieb, was Gall verlassen musste, empfohlen und rührend ist die unerschöpfliche Dankbarkeit, die aus den Briefen Galls an Streicher spricht, für die Sorge, die er ihm unaufhörlich zuwendet, und die vielen und beschwerlichen Geschäfte, die er in Wien für ihn zu verrichten hat. Gall sah Wien nicht wieder. Seine Briefe reichen von 1805—1827. Sie sind bis 1807 aus den verschiedensten Städten Deutschlands, Dänemarks, Hollands und der Schweiz, später aus Paris datirt, wo Gall 1828 starb. Mein Großvater, dem Streicher die Briefe nach Galls Tode zur Einsicht überließ, hat dieselben gesammelt. So kamen sie auf meinen Vater und von ihm auf mich. Einige davon sind an Nannetten, die treffliche Gattin Streichers gerichtet. Eine merkwürdige Frau, die praktischen Sinn für Haus und Familie mit großem musikalischen Talent, mit Virtuosität im Clavierspiel und tiefem Wissen vereinigte. Sie hatte nach dem Tode ihres Vaters bis zu ihrer Vermählung mit Streicher die Fabrik in Augsburg durch geraume Zeit allein geleitet. Später fand sie unter allen Sorgen einer unvergleichlichen Hausfrau noch Zeit für eine Theilnahme an Galls Bestrebungen, die weit emporragte über die phrenologische Mode von damals, wo nach Gall numerirte Schädel, wie beliebte Schriftsteller, zum Ameublement der Häuser gehörten und auf den Toiletten der Damen standen. Nannette übersetzte Galls großes Werk über die Verrichtungen des Gehirns aus dem Französischen ins Deutsche und andere Publikationen, die ihr von Gall zugingen schrieb sie ab und übersetzte sie, um sie meinem Großvater, ihrem Arzt, zu dediciren. Ich bewahre einen ansehnlichen Quartband Gallischer Abhandlungen geschrieben von Nannettens Hand, wie sie selbst in der Widmung sagt, aus Hochachtung gegen den Verfasser und aus Dankbarkeit gegen ihren Arzt und Freund, Anton Rollett. An Steicher schreibt Gall im unmittelbaren Eindruck der Tage von Halle: „Obendrein musste ich Göthe öfters eigene Vorlesungen zu Hause geben, damit wir ja mit unseren wechselseitigen Ideen recht vertraut werden soll-

ten. Er bestätigte häufig meine Sätze mit seiner eigenen Erfahrung und war überaus glücklich bei dem Uebergang meiner Aufschlüsse über die bestimmten Eigenschaften des Geistes. Unsere Gemüther schmolzen oft so ganz inniglich zusammen. Wir sahen und verließen uns nie, ohne uns herzlich zu umarmen. Es ist aber auch wahr, Göthes Kopf ist ein göttlicher Kopf, was es vorragt, wie edel es sich hinwölbt, wie sichs zum Bilde eines Jupiter eignet. Ach Streicher bei solcher Erscheinung möchte ich mir selbst Weihrauch streuen und mir zurufen ach du seliger Gall! So hat Gott überall eine leserliche Hand geschrieben, aber nur wenige sind eingeweiht diese Hand auch lesen zu können."

Der nächste sichere Gewinn, den Göthe aus diesem Verkehre davontrug, war der bessere Einblick in die Anatomie des Gehirns. In dieser war er kein Neuling. Schon zehn Jahre zuvor hatte er bei Loder einen Cursus über das menschliche Gehirn gehört und Sömmerings Arbeiten über das Organ der Seele hatten sein lebendigstes Interesse geweckt und veranlassten nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

In der Hirnanatomie hat aber Gall einen wahren Fortschritt gemacht. Er brach mit der damals eingebürgten Methode der Zergliederung des Gehirns, die noch herrührte von dem großen Vesalius, Karls V berühmten Leibarzt, dem Kritiker des Galen und Freunde Titians, der Anatomisches nach der Natur für ihn zeichnete. Dabei wurde, wie Reil einmal treffend bemerkte, das Gehirn wie Käse behandelt, indem man es von obenher anfangend in Scheiben zerschnitt. Gall ging einen anderen Weg, dessen Spuren im 16. Jahrhundert bei Varoli und im 17. Jahrhundert bei Willis und Vieussens sich finden. Sie zergliederten das Gehirn auch von der Seite her, wo seine Nerven austreten, also von untenher und suchten dasselbe mit bewahrtem Zusammenhang gewisser Theile aufzulösen. Gall ging vom Rückenmark aus. In diesem dachte er sich die graue Substanz, aus welcher er alle Nerven entspringen lässt, zu Ganglienknoten geordnet, welche den einzelnen Rückenmarksnerven entsprechen und suchte die Fortsetzungen der Faserzüge und Substanzen des Rückenmarkes durch das verlängerte Mark in das große und kleine Gehirn hinein und die Anlagerung neuer Fasermassen und ganglionären Substanz an dieselben zu verfolgen. So gelangte er zur Auffassung des Seh- und Streifenhügels als hinteres und vorderes Hirnganglion. Ueber die Ausstrahlung der Markmasse in die Hemisphären, die beide Hirnhälften verbindenden Faserzüge, die Ursprünge der Hirnnerven eröffneten sich ihm neue und bessere Anschauungen, als man sie früher hatte. Dabei besaß er eine stets bereite große Virtuosität, das Hirn nach seiner Art zu zergliedern und wäre er als stummer Prosector dagesessen, während ein anatomisch geschulter, nüchterner Kopf neben ihm seine Funde aufgezeichnet hätte, sie würden sich rascher und sicherer in die Wissenschaft eingebürgert haben. Sobald Gall selbst davon zu reden oder zu schreiben anfing, war auch Alles, was er wirklich gesehen und beobachtet hatte in Gefahr von der Fluth seiner Phantasie ertränkt zu werden. Und wie sehr er auch bemüht war seine anatomischen Kenntnisse mit seinen phrenologischen Spitzfindigkeiten zu verknüpfen, um die letzteren durch solchen

Untergrund haltbarer zu machen, in Wahrheit wird der einsichtige Kritiker seiner Schriften immer nur auf gähnende Klüfte zwischen dem phrenologischen Possenspiel und dem ernsten Anlauf zur Gehirnanatomie stoßen.

Warum für Göthe die Gallische Art der Gehirnzerlegung etwas Bestrickendes haben musste, haben wir schon früher gehört und den darin von Gall genossenen Unterricht belobt er in der entschiedensten Weise. „Auf alle Weise war die Gallische Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein durch bestimmten Messerschnitt von gewissen untereinander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven blieben Lokalkenntnisse, denen ich, so ernst es mir auch war, nichts abgewinnen konnte, weßhalb auch noch vor Kurzem die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten."

Ueber die phrenologischen Auslassungen Galls wahrt sich aber Göthe ausdrücklich die Freiheit seiner eigenen Gedanken. Es sei seine Sache, meint er, „ein scheinbar [1]) paradoxes Absondern in ein fasslicher Allgemeines hinüberzuheben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen, und also gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Vorwalten gewisser Organe in Bezug setzen."

Für den Anatomen Gall war Göthe sofort gewonnen, für den Phrenologen nicht. Diese Unterscheidung ist nothwendig. Macht man sie nicht, so ist man verleitet, Göthe dem Phrenologen näher zu bringen, als er ihm wirklich stand, wie das bei Lewes und bei Bratranek geschehen ist.

Halb anziehend, halb abstoßend, steht Galls Bild für immer vor uns da. Als Gall im Jahre 1808 mit Spurzheim dem französischen Institute sein Memoire: Untersuchungen über das Nervensystem im Allgemeinen und über das Gehirn insbesondere, überreichte, wurden Tenon, Portal, Sabatier, Pinel und Cuvier mit dem Bericht darüber beauftragt. Cuvier verfasste denselben. Er enthält einzig eine möglichst scharfe Kritik aller anatomischen Arbeiten Galls, die erst nach diesem Gerichte ihrem Werth nach anerkannt werden. Nichtsdestoweniger können es sich die Commissäre nicht versagen, noch des öfteren zu betonen, daß sie mit den phrenologischen Speculationen Galls absolut nichts zu thun haben wollen. Von hohem Interesse ist diese Ablehnung gleich in der Einleitung des Berichtes. Die Commissäre schreiben dem Hirn dreierlei Verrichtungen zu, die Sinneseindrücke aufzunehmen und dem Geiste zu übertragen, die Eindrücke aufzubewahren und zu reproduciren, wenn ihrer der Geist bedarf und sie durch Ideenassociation erweckt werden, und die Gebote des Willens auf die Muskeln auszusenden. „Diese drei Verrichtungen setzen aber," heißt es weiter „den auf ewig unbegreiflichen, wechselseitigen Einfluß der theilbaren Materie und des untheilbaren Ich voraus —

---

[1]) i. e. deutlich sichtbar, augenscheinlich.

die unüberschreitbare Kluft in unserem Ideensysteme und den ewigen Stein des Anstoßes aller Philosophien. — Wir begreifen nicht nur nicht und werden nie begreifen wie unser Geist die Eindrücke des Gehirns vernehmen und dadurch Bilder erhalten könne, sondern so fein auch immer unsere Untersuchungen sein mögen, so können wir doch die Spuren dieser Eindrücke niemals auffinden und ihre Beschaffenheit bleibt uns immer unbekannt." —

Ein Ignorabimus, mit welchem sie offenbar auf Galls seelentheorethische Extravaganzen zu drücken suchten, kaum weniger scharf als es du Bois in seinem Vortrage über die Grenzen des Naturerkennens der 45 Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig über ein halbes Jahrhundert später zurief.

In den Stunden der Muße war Gall in Halle mit eingeschlossen in den Kreis, der Göthe so freundlich aufgenommen hatte und dort scherzte er über Alle. Was er dabei auf Göthe münzte, erzählt uns dieser selbst: Er behauptete meinem Stirnbau zufolge, ich könne den Mund nicht aufthun ohne einen Tropus zu sprechen, worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sei." Dieser Ausspruch lag Göthe lange im Sinne. Noch 1830 schreibt er an Zelter: „Ich verglich dich neulich in guter Gesellschaft einer wohleingerichteten Mühle, die zu dem Umschwung ihres Räderwerks Wasser braucht und, damit ihre Steine sich nicht selbst aufreiben, Weizen die Fülle nöthig hat. Ob du nun gleich als ein organisches Wesen, dies alles selbst besitzest und hegest, so forderst Du doch von Außen Zufluß in Deinen Mühlgraben und zahlreiche Mahlgäste; dafür mag das Theater und das ergo bibamus gelten. Den besten Weizen wünschen wir Dir auch, an gelehrigen Schülern, die Du freilich nicht zermalmen, aber desto erwünschter schroten und zurichten mögest. Nimm vorlieb mit diesem Gleichniß, welches ich nach Galls Ausspruch in meinen Aeußerungen nicht vermeiden konnte." Wie gerne Göthe Erlebtes dichterisch ausgestaltete, wer wüßte es nicht. „Das Benutzen von Erlebnissen ist mir immer Alles gewesen, das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt stets für genialer gehalten, als mein Genie," soll er ja einmal, wie Laube mittheilt, selbst über seinen dichterischen Realismus geäußert haben. Reizend ist denn auch das Erlebniß mit Gall in Dichtung und Wahrheit eingeflochten. In der glückseligen Zeit zu Sesenheim trug Göthe in der geräumigen Laube ein Märchen „die neue Melusine" vor. Es that bezaubernde Wirkung. Solche Erfolge, führt er dann aus, hätte er aber als Märchenerzähler immer gehabt. Das beruhe auf drei seiner Gaben. Einer gewissen lehrhaften Redseligkeit, die ihm vom Vater angeerbt war, der Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden, ja im Erzählen zu erfinden, was ihm die Mutter vererbte; und diese elterlichen Gaben waren verbunden mit einer dritten, mit dem Bedürfniß, sich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. Diese Eigenschaften hätte Gall an ihm herausgefunden und darum Galls Ausspruch: Eigentlich zum Volksredner geboren. „Ueber die Eröffnung erschrak ich nicht wenig" heißt es weiter, „denn hätte sie wirklich

Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." Ich weiß nicht, ob und wer die letztere Stelle schon interpretirt hat. Merkwürdig genug klingt sie. Keine Wahlen, keine Volksvertreter, keine Kammern und Debatten gab es damals in Deutschland. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir Göthes Worten, daß sich bei seiner Nation nichts zu reden fand, diese Beziehung unterschieben. Als der Kanzler v. Müller, während er mit Göthe über Politik sprach einmal die Zustände zwischen der Oppositions- und der ministeriellen Partei zu Paris berührte, recitirte der Kanzler fast wörtlich die Rede, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Vertheidigung gegen die Minister hielt. In den Gesprächen mit Eckermann ließ sich aber Göthe über diese Unterhaltungen spätere einmal also vernehmen: „Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in der Kammer lese, muß ich immer an den Kanzler denken und zwar daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platz sein würde."

Gall verließ nach mehrwöchentlichem Aufenthalt Halle. Er ging nach Jena, Weimar und Wilhelmsthal, wo er wieder vor glänzenden und zahlreichen Auditorien seine Vorlesungen hielt. Ueber Jena schreibt Gall: „Weil ich anfänglich glaubte, daß ich in Weimar nicht lesen würde, so kam die Herzogin Mutter mit ihrem Hofstaate und mit Wieland nach Jena und hielten sich während dem ganzen Curs da auf." Und als er später auch auf Weimar zurückblickt: „Wieland ist das liebenswürdigste Wesen in der Welt, ehrwürdig durch sein hohes und schönes Alter, anbetungswürdig durch seine edle Stirne und durch seine naive Simplicität. Wir speisten täglich beisammen, und fuhren immer in einem Wagen. Wir hatten also Gelegenheit uns zu durchdringen. Hundertmal ergriff er mich bei der Hand, schüttelte mir sie unter dem Ausdrucke, Du herrlicher Mann! ach warum kannst Du nicht bei uns bleiben! — Mit Thränen in den Augen mussten wir scheiden und unter diese Thränen mischten sich die Thränen der vortrefflichen Herzogin. Ueberhaupt war dieser Aufenthalt in Weimar sehr angenehm. — Schwerlich wird jemand so glücklich sein mit den ausgewählten Menschen von allen Klassen so vertraut zu werden, wie ich. Keinem Kaiser könnte man mehr Achtung und Zudringlichkeit erweisen. Ich muß daher unserem Zeitalter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es mich weit über meine Verdienste und zwar noch bei Lebzeiten belohnt hat. Dieses soll mir aber auch ewig zur Aufmunterung dienen, nie etwas Anderes als wohlthätige Wahrheiten zu suchen und diese nicht in die Stuben der Gelehrten, sondern in die Herzen der gesammten Menschheit zu vergraben."

Göthe ging unterdessen von Halle nach Lauchstädt und machte von da aus mit Wolf eine Reise nach Helmstädt zu dem in den Annalen mit so viel köstlichem Humor geschilderten Besuch bei dem sonderlichen Beireis, den die Fama wie einen geheimnißvollen Greif über außerordentlichen kaum denkbaren Schätzen walten ließ. Gall sah er nicht wieder. Gall war schon am 16. September 1805 in Hamburg, berührte dann während 1805—1807 Dänemark, Westdeutschland, Holland, die Schweiz und ging im Herbst 1807 nach Paris, wo er sich nieder-

ließ. Auch über einen schriftlichen Verkehr zwischen Göthe und Gall ist nichts bekannt geworden. Es scheint, daß Gall schon in Halle Göthe zu bewegen suchte, er möge eine Gesichtsmaske von sich abformen lassen. Im September 1807, also zu einer Zeit, wo Gall noch fest entschlossen war wieder nach Deutschland und nach Wien zurückzukehren, wie seinem Briefwechsel mit Streicher und auch dem nachfolgenden Brief an Bertuch zu entnehmen ist, schreibt Gall an den Letzteren von Basel aus nach Weimar: „Wenn Göthe da ist so beschwören Sie ihn doch, daß er mir seinen prächtigen herrlichen Kopf abdrücken läßt. Alle Welt lacht mich aus, daß ich ihn nicht habe; ich will recht sanft mit ihm umgehen.“ Gall kehrte aber nicht mehr zurück, und sein Wunsch, den Göthekopf zu besitzen, ging erst lange Jahre darnach in Erfüllung.

Im Jahre 1820 bemerkt Göthe in einem Schreiben an Sulpiz Boisserée: „Es sind wohl sechs oder mehr Jahre, daß ich Gall zu Liebe, der bei uns einsprach, meine Maske abformen ließ —.“ Und aus demselben Schreiben geht hervor, daß damit die für Weißer abgenommene Gesichtsmaske gemeint ist, welche um 1813 entstanden sein dürfte. Trotz der von Göthe anerkannten Anregung Galls ist es aber sicher, daß der in der Entfernung lebende Gall keinen unmittelbaren Nutzen mehr davon hatte, als Göthe seiner Anregung folgte. Gall erhielt, wie aus einem Schreiben desselben an Streicher hervorgeht, in Paris erst im Jahre 1827 eine Göthebüste, von der wir nicht erfahren, wie er sich dieselbe verschaffte, die ihm aber sicherlich nicht von Göthe dedicirt wurde. Darauf kommen wir noch zurück.

Als Göthe nach längerer Abwesenheit (von den ersten Tagen des Juli bis halben September 1805) wieder heimgekehrt war, regten ihn die Eindrücke, die ihm Gall hinterlassen hatte, zunächst zur Wiederaufnahme seiner osteologischen Studien an. In näherer Beleuchtung trat die Wirbeltheorie des Schädels, die ihm schon 15 Jahre zuvor aufgegangen war, vor seine Seele. Seine Ueberzeugung festigte sich. Das war der zweite sichere Gewinn. Freilich tauchten auch ab und zu noch Reflexionen über die Gallische Lehre in seinem großen Geiste auf. Wie konnte das anders sein? Wo hätten Galls kühne Ideen tiefere Spuren hinterlassen sollen, als bei Göthe, der durch den dichterischen Flug seines Geistes der Schöpfer der organischen Metamorphosenlehre wurde, zu deren Bewährung er aber dann die umfassendsten, mühevollsten und trockensten Detailstudien nicht scheute.

In mündlichen und schriftlichen Mittheilungen an Riemer, den jüngern Voigt und F. A. Wolf läßt er sich darüber vernehmen, daß ein Urtheil über diese Art des Wissens noch verfrüht sei, wie man sich das Gallische System etwa zurechtlegen könnte, wie es zu einer Erläuterung, Begründung und Zurechtstellung gelangen könnte. Aber kein Bekenntniß, keine Nachricht liegt uns vor, daß er je seine Zweifel besiegt hätte. Man wird das gewiß nicht darin finden, daß er 1807 von Jena aus an Knebel schreibt: „Da haben sie einen Franzosen, der hier verschieden skeletirt, dessen Hirnschädel sie auch nach Galls Grundsätzen manches Zweideutige nachsagen, ob er sich gleich im Anscheine ganz wohl ausnimmt

aber ich mag mich nicht in diese frevelhaften Dinge einlassen." Aber auch nicht darin, daß er später einmal, in sarkastischer Laune über die Gegner seiner Farbenlehre, Gall herbeiwünscht, er möge den Schädel eines rechten „Stock-Newtonianers" untersuchen und die ganz besonderen Organe für dessen seltsame Geistesoperationen enthüllen. Und auch nicht darin, daß er über Schädeln, die bei Groß-Romstedt ausgegraben wurden, bemerkt, sie würden nach Gall einem Volke angehören, begabt mit den glücklichsten Sinnen für die Außenwelt und allen Eigenschaften, worauf sich Dauer und Glück der Familie und Stämme gründet, dem aber der Enthusiasmus ebenso wie der Egoismus fehlte.

Können wir doch diesen Aeußerungen wieder eine spätere entgegenhalten über den Schädel, welchen man ihn im der Akademie San Luca in Rom im Jahre 1788 als Schädel Raphaels zeigte und von welchem ihm Reiffenstein später einen Abguß nach Deutschland sandte.

In dem erst bei der Redaction des zweiten Aufenthaltes in Rom entstandenen „Bericht" (1828—1829) preist er diesen Schädel als so schön, als nur denkbar zusammengefasste abgerundete Schale ohne Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche durch Gall zu so mannigfaltiger Bedeutung kamen.

Gall mußte den Niedergang seiner mit so viel Enthusiasmus begrüßten Lehre noch selbst erleben. Das zunehmende Alter brachte ihm viele bittere Enttäuschung. Der phrenologische Rausch, den seine Vorlesungen bewirkten, verflüchtigte sich so rasch als er kam. In Deutschland hatte seine Lehre nach wenigen Jahren eine vollkommene Ablehnung erfahren. In Paris zogen sich alle angesehenen Gelehrten mit wenigen Ausnahmen von ihm zurück. Nur ein kleiner Kreis mittelmäßiger Leute frequentirte die Vorträge, die er dort bis zu seinem Tode hielt. Tiefer wurzelte sich die Phrenologie nur in England und Nordamerika ein und die excentrischen Sektirer, welche sie dort pflegten, machten sogar, aber erst lange nach Galls Tod, den Versuch, die Phrenologie in Deutschland wieder zu erwecken. Die Engländer Noël und Combe und der Nordamerikaner Castle hielten in den Vierziger Jahren in Deutschland Vorlesungen über die Gallische Lehre. Nur einige schwächliche Naturen wurden von der Recidive geplagt. Bei allen ernsthaften Leuten prallte der Anfall ab.

Je mehr sich Gall in seinen späteren Lebenstagen mit seiner Ueberzeugung verlassen fühlte, desto härter wurde sein Trotz, desto leidenschaftlicher äußert er sich über die Ignoranz seiner Gegner, über dieBöswilligkeit seiner Feinde. Ob er sich auch in Göthe getäuscht fühlte? Es ließ sich nichts darüber finden. Aber sonderbar klingt, was er (1827) ein Jahr vor seinem Tode an Streicher schreibt: „Vor einigen Monaten habe ich die Büste von Göthe erhalten, wenn sie, wie man mir versichert hat, auf ihm abgegossen worden ist, so ist der Kopf um Vieles kleiner geworden, als ich ihn vor 21 Jahren gesehen habe. Damals war er ein reiner Apollo, Augen wie ein Gott, eine Stirne, die mich bezauberte und das Organ des Scharfsinnes, wie ich es noch nirgends gesehen hatte. Nun ist Alles um Vieles zurückgeschwunden. Es geht mit unserem Gehirne, wie mit

den Brüsten der Weiber und wenns einmal zum Lumpen wird, so hat Kraft und Grazie ein Ende."

Es fehlt dir nie an närrischen Legenden;
Fängst wieder an, dergleichen auszuspenden.

Auf welchen Abwegen finden wir die Gedanken des Phrenologen beim Anschauen einer Göthebüste? Wie jeder sterbliche Leib, so hatte auch der Göthes unter der Last der Jahre zu leiden. Nach Quetellet nimmt die Körperlänge des Menschen bis zum 25. Lebensjahre zu. Von da an nimmt sie nur noch ganz unbeträchtlich zu oder bleibt bis zum 50. Lebensjahre constant. Vom 50. Lebensjahre an sinkt sie wieder und diese Verminderung kann bis zum 80. Lebensjahre 6—7 Centimeter betragen. Es ist nur ein specieller Fall im Rahmen dieses Gesetzes, wenn uns Zarnke mittheilt, daß nach den genauen Maßen, die er besitze, im Jahre 1824 Göthe 1.734 Meter, im Jahr 1828 nur noch 1.716 Meter hoch war, daß also seine Körperlänge in den 4 Jahren um 2 Centimeter abgenommen hat. Zarnke, der das Wachsthumsgesetz, welches Quetellet und Andere festgestellt haben, nicht zu kennen scheint, fügt hinzu: „daß auch der 75jährige schon weniger straff dastand als der Jüngling wird wahrscheinlich sein und man wird für seine Jugend gewiß eine Höhe von mindestens 1,76 Meter annehmen dürfen." Wie die Körperlänge dem Wachsthumsgesetz, so war das Haupt des Alternden sicherlich auch den Veränderungen des Schädelumfanges und Hirngewichtes unterworfen, welche mit den Lebensaltern einhergehen. Jenen Veränderungen, die schon Camper bemerkte, die von Weißbach, Broca u. A. näher behandelt wurden, deren Entstehen noch in großes Dunkel gehüllt ist und die nur durch genaue Messungen sich erkennen lassen. Eine so auffallende Veränderung wie sie Gall wahrgenommen haben wollte, steht aber im Widerspruch mit der vielfach verbürgten mächtigen Wirkung, die das edle Haupt des Dichters mit der hochgewölbten Stirne auch in seinem hohen Alter auf alle ausübte, die ihn sahen. Und gerade im schneidenden Contrast zur Gallischen Hallucination vom marastisch gewordenen Dichterhaupt wird uns die Wirklichkeit des Obsiegens der hehren Geisteskraft des Dichters über das Alter mit aller Lebendigkeit wieder vor die Seele treten. Da fesselt uns neu mit ganzer Macht der Divan, der zweite Theil des Faust, in dem er den üppigsten Zauber dichterischen Schaffens einer unerschöpflichen Phantasie ausgießt über alles geistige Leben und Weben der Menschheit, das sich seinem reichen Erdenwallen in kaum wieder zu ergründender Tiefe erschloß.

— Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen und so werdet ihr ihn hören
Und so werdet ihr ihn seh'n zu einzigster Bewunderung.

Und noch eines, weil es die letzte Arbeit des Naturforschers betrifft und sich uns dabei auch die Gelegenheit bietet, den Erkenntnißtheoretikern von heute gar Manches ans Herz zu legen.

Es ist die Gelegenheitsschrift, die Göthe im März 1832, kurz bevor sich sein Auge auf immer schloß, beendigte. Ein schönes Vermächtniß großer Gedanken hat er uns darin aufgezeichnet. Mit durchdringender Klarheit erfasst er den Streit

zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint Hilaire, über des Letzteren Principes de philosophie zoologique in allen seinen Einzelheiten. Rück- und vorwärts schauend mit sicherem Blick definirt er aber diesen Streit nur als augenblickliches Phänomen eines Antagonismus, der schon oft in der Wissenschaft hervorgetreten ist und sich immer erneuern muß. Und mit den feinsten historischen und psychologischen Pointen ist das begründet. Hier die strenge empirisch entdeckende Forschung, welche ihre Befriedigung in den reichen Schätzen neuer Funde und Erfahrungen sieht. Dort die philosophische Vertiefung in das gewonnene Material, die durch induktive Verallgemeinerung zu Principien gelangt, aus welchen sich dann neues Wissen auch auf spekulativem Wege entwickeln lässt. Die eine Richtung, wie die andere, meist exclusiv verkörpert in verschiedenen menschlichen Individualitäten. Und Göthe stellt sich als geistig verwandt auf die Seite des philosophischen Denkers Geoffroy.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen,
Wird jeder, der selbst als Kühner stritt.
Des Menschen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

Erfahren und verknüpfen, oder das Verknüpfte erfahren. „Wie Mineurs und Antimineurs so kommen mir die Parteien der Naturforscher Cuvier und Geoffroy vor. Die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus und wenn sie geschickt sind, so müssen sie in der Mitte zusammenkommen.“ Aus jeder Zeile von Göthes Kritik spricht die sichere Erkenntniß, daß aller Erwerb von Wissen durch die Erfahrung nur durch vorausgegangene oder nachfolgende principielle Verknüpfung zur wahren Erweiterung unseres Begreifens wird. Ein weitblickender, vielumfassender Geist, wie er sich in tausend Beziehungen noch in den spätesten Gesprächen mit Eckermann herrlich offenbart. Als eines der erhabensten Beispiele für die große Immunität des Gehirns gegen das Alter muß für alle Zeiten die ungebrochene geistige Energie des greisen Dichterfürsten gelten. Manent ingenia senibus, modo permaneat studium et industria. Was für eine Göthe-büste mag der Phrenologe vor sich gehabt haben und wie hat er sie angesehen, daß er das vergessen konnte! Wenn Gall im Jahre 1827 eine Göthebüste erhalten hat, für welche wirklich eine nach dem Leben abgeformte Gesichtsmaske benutzt wurde, so kann das nur eine viele Jahre früher entstandene gewesen sein, wie ich den für mich überaus dankenswerthen Mittheilungen meines Onkels Hermann Rollett, des Verfassers der „Göthe-Bildnisse“ entnehme. Vom lebenden Göthe wurden nur zwei Gesichtsmasken abgenommen, eine für Weißer um 1813 und eine zweite für Schadow 1816. Mit Einsetzung der ersteren wurde die nur als Gypsmodell vorhandene Büste von Weißer angefertigt. Die zweite wurde für Schadow's Büste benutzt. Die Weißer'sche Gesichtsmaske ist auch jene, welche C. G. Carus für seinen kranioskopischen Atlas und in seiner Symbolik der menschlichen Gestalt abgebildet hat, da Göthes Schädel selbst niemals kranioskopisch untersucht wurde. Diese Gesichtsmaske wurde auch durch lange Zeit mit der zweiten verwechselt, bis Zarnke, welcher zugleich die von Schadow gearbeitete Göthe-

büste für gelungener als die Weißer'sche erklärt, das unzweifelhaft Richtige darüber festgestellt hat. Aus dem Jahre 1826 existirt eine nicht besonders bedeutende, nicht ganz lebensgroße Büste Göthes von Posch in Berlin. Es ist kaum glaublich, daß Gall diese für eine nach dem Leben abgeformte gehalten haben soll, wofür seine Annahme, daß sie den um 21 Jahre älteren Göthe darstelle und seine Verwunderung über die reducirten Dimensionen freilich zu sprechen scheint.

Benutzte Literatur.

Ackermann J. F., die Gall'sche Hirn-Schädel und Organenlehre ꝛc. beurtheilt und widerlegt. Heidelberg 1806. — Bernays, Göthes Briefe an F. A. Wolf. preuß. Jahrb. Bd. 21. Berlin 1868. — Bratranek, Göthes naturw. Correspondenz. Bd. I. Leipzig 1874. — Brussais Red. a. Grab, d. Dr. Gall, deutsch. v. Schmalz. Dresden 1828. — Carus, C. G., Atlas der Cranioscopie. Leipzig 1845; neuer Atlas der Cranioscopie Leipzig 1864; Göthe, zu dessen näherem Verständniß, Leipzig 1843; Göthe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Wien 1863; Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig 1858. — Castle, Phrenologie. Stuttgart 1845. — Choulant, Vorl. über Cranioscop ꝛc. Dresden und Leipzig 1844. — Combe, System der Phrenologie, deutsch von Hirschfeld. Braunschweig 1833. — du Bois-Reymond, über die Grenzen des Naturerkennens. Leipzig 1872. — Eckermann, Gespräche mit Göthe. Bd. I und II. Leipzig 1868. — (Froriep L. F.), Darstellung der neuen auf Untersuchung der Verrichtung des Gehirn gegründeten Theorie d. Physiogn. d. Dr. Gall. Wien 1802. — Gall und Spurzheim, Untersuchung über die Anatomie des Nervensystems ꝛc. Paris und Straßburg 1809; Anat. et physiolog. du syst. nerv. en general et du cerv. en part. etc. Paris 1810—1819; IV. Vol. et Atlas; Gall, Sur les fonct. d. cerv. et sur celles d. chac. d. ses part. etc. VI. Vol. Paris 1822—1825. — Göthe, Annalen 1795, 1797, 1802, 1803, 1805, 1806; Campagne in Frankreich, Münster im Dec. 1792; Einl. in die Propyläen; Bedeut. fördern. d. ein einz. geistr. Wort; Dichtung und Wahrheit End. d. 10. Buch; Farbenlehre polem. Theil § 600, Erklärung. zu Tafel X; Ueber Kunst und Alterthum. Bd. II. Stuttgart 1818; Zweiter Aufenthalt in Rom, Albano 5. Oct. 1787, Rom 7. März 1788 und Bericht zum April; Princip d. philosoph. zoolog. p. Geoffroy de Saint Hilaire I und II, Abschn. — Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Bd. I. Leipzig 1851. — Helmholtz, über Göthes naturwissenschaftliche Arbeiten. Populäre wissenschaftliche Vorträge. Heft I. Braunschweig 1865. — Hirzel, Briefe von Göthe an Lavater. Leipzig 1833. — Huschke, Mimic. et Physiognom. Fragm. physial. Jenae 1821; Schädel, Hirn und Seele, Jena 1854. — Kalischer, Göthes Verhältniß zu der Naturwissenschaft, Hempels Götheausgabe Th. 33. — Kupfer und Bessel-Hagen, der Schädel Immanuel Kants, Arch. für Anthropol. Bd. XIII. Braunschweig 1881. — Laube, Reisenovellen. Mannheim 1837. Bd. VI. — Lavater, Physiog. Fragm. ꝛc. Leipzig und Winterth. 1775—1778. — Lewes, Göthes Leben und Schriften, deutsch von Frese. 8. Aufl. Berlin 1872. Bd. II. — Noël, Grundzüge der Phrenologie. Dresden und Leipzig 1847 (1856). — Palleske, Schillers Leben und Werke. 8. Aufl. Berlin 1876. — Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. Bd. VI. Berlin 1834; Mittheil. über Göthe. Bd. II. Berlin 1841; Briefe von und an Göthe. Leipzig 1846. — Rokitansky, Freiheit der Naturforsch. Red. bei Eröffn. des pathol. anat. Institut. Wien 1862. — Rollett, H. Die Göthe-Bildnisse. Lieferung III. Wien 1882, (wovon ich den Bürstenabzug einsehen konnte). — Schmidt, Osc. Göthes Verhältn. zu d. organ. Naturwissenschaft. Berlin 1853; Descendenzlehre und Darwinismus. 2. Aufl. Leipzig 1875. — Schöll, Göthes Briefe an Fr. v. Stein. Bd. III. Weimar 1851. — Spurzheim, Phrenology in connexion with the study of physionomy Lond. and. Edinb. 1826. — Steffens, Drei Vorlesungen über Galls Organenlehre. Halle 1805; Was ich erlebte. Bd. VI. Breslau 1842. — (Streicher J. A.) Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim

von 1782—1785. Stuttgart 1836. — Struve, die Geschichte der Phrenologie. Heidelb. 1843; Handb. der Phrenologie. Leipzig 1845. — Theile, F. W., „Gall“ in Ersch und Gruber allgem. Encyclop. Sect. I. Th. 52. Leipzig 1851. — Virchow, Untersuchung über die Entwickelung des Schädelgrundes. Berlin 1857; Göthe als Naturforscher. Berlin 1861. — Walter J. G. Etwas über Galls Hirnschädellehre. Berlin 1803—1805. — Wurzbach, Biograph. Lexicon des Kaiserth. Oesterreich. Bd. V und Bd. XL. Wien 1859 und 1880. — Zarnke, Beilage der Augsb. allgem. Zeitung. 1878 Nr. 278; Centralblatt 1881 Nr. 22. — Allgem. deutsche Biographie. Bd. VIII. Leipzig 1878. — „Sulpiz Boisserée.“ Stuttgart 1862. Bd. II. — Göthe-Jahrbuch I, II. Frankfurt a. M. 1880 und 1881.

Die Freiheitsfrage im Lichte der Entwicklungslehre.

Von
M. Carriere
in München.

I.

Freiheit ist das Losungswort unsrer Zeit, und auch diejenigen führen es im Munde, die dem Volk das selbst eigne Denken und Wollen versagen möchten, wie die nur von einem Naturmechanismus redend, welcher solches ausschließt und alles zum nothwendigen Ergebnisse von Druck und Stoß macht. Suchen wir das Thatsächliche festzustellen und dann zu untersuchen was sich daraus ergibt, wie es sich mit dem verträgt was als sichres Wissen auf andern Forschungsgebieten erworben ist.

Das ursprünglich und unmittelbare Gewisse für uns ist unser Selbst, unser Denken, unsre Empfindungen; die Thatsachen des Bewußtseins sind das Unbezweifelbare. Aus Empfindungen, die sich uns aufdrängen, die nicht von uns abhängen, schließen wir nach dem Causalgesetz in uns auf wirkende Kräfte außer uns. „Anschauungen und Vorstellungen, die wir aus unsren Empfindungen bilden, versetzen wir außer uns, die Erscheinungswelt tragen wir in uns, und stellen sie als ein Objektives, Gegenständliches, dar, indem wir sie von unsrer Subjektivität unterscheiden. Sie ist das von uns Erschlossne, ob und was sie an sich sei, das ist die weitere Frage. Zu den wirklichen Thatsachen des Bewußtseins aber gehört die Freiheit: daß unser Wille sich nach eigner Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten entscheidet, daß er das wählt, was seinen eigenen Lebensinteressen gemäß erscheint; — und ebenso ist es Thatsache, daß wir solche Willensakte von solchen Vorgängen unterscheiden, bei welchen wir unsern Trieben blindlings folgen oder äußern Eindrücken willenlos nachgeben; wir unterscheiden was wir im Affekt und was wir mit Ueberlegung thun, wir sagen, daß wir dort außer uns waren und hier bei uns selbst sind. Wir fühlen uns verantwortlich für das, was wir mit Bewußtsein thun, wir billigen und mißbilligen Handlungen Andrer, weil wir frei sind und Andre als frei voraussetzen, Naturvorgänge, die nach äußerer Nothwendigkeit erfolgen, zu tadeln oder zu loben wäre abgeschmackt. Wir aber wissen es aus eigner unmittelbarer Erfahrung, daß wir sowohl unsern Naturtrieben, wie den Lockungen der Außenwelt folgen und widerstehen können, und wir unter-

scheiden zwischen Gut und Böse: das alles wäre unmöglich, wenn wir uns nicht unserer Freiheit bewusst wären. Ja wir würden gar nicht von Zwang und Nothwendigkeit reden können, wenn wir sie nicht an einem Andern unterschieden. Der Wille aber ist das Unbezwingbare: meinen Arm kann Jemand lähmen, meinen Körper emporheben, aber Niemand kann machen, daß ich etwas will oder nicht will; das ist meine eigene That, meiner Freiheit Zeugniß und Werk. Thatsachen wie diese halten wir fest, und erklären es für durchaus unwissenschaftlich, Erlebnisse, Erfahrungen leugnen zu wollen, weil sie mit angenommenen Meinungen nicht übereinstimmen; die Theorie hat sich nach der Thatsache der Erfahrung zu richten, und kann sie diese nach ihren Voraussetzungen nicht erklären, so gilt die Hypothese für unzureichend, sie scheitert am Widerspruch der Wirklichkeit. Unmittelbare und untrügbare Wirklichkeit ist für uns unser Selbst und unser Denken, Empfinden und Wollen.

Freiheit ist Selbstbestimmung, ist Entscheidung des Willens kraft des eigenen Wesens, nach selbstgegebenen Gesetzen, indem er von vorgestellten Möglichkeiten und Motiven diejenigen wählt, die seinen Zwecken, seiner idealen Natur gemäß erscheinen. Der Geist unterscheidet sich von der Natur dadurch, daß er weiß was er will, der Wille vom niedern Trieb durch das Licht des Bewusstseins. — Aber die Freiheit ist so wenig wie das Bewusstsein ein ruhiger fertiger Zustand, sondern fortwährende Thätigkeit der Selbsterfassung und Selbstbestimmung. Das Selbst ist nicht von Natur, es muß zu sich kommen, für sich werden durch sich. — Der Mensch ist seiner selbst Macher, sagte darum Jakob Böhme und drückte den Gedanken Fichtes damit aus, daß das Ich sich selber setze, daß sein sich Setzen sein Sein sei. Ich bin Ich, indem ich mich als solches erfasse, hervorbringe, ich bin nur frei indem ich mich selbst bestimme; folge ich machtlos den Eindrücken von außen, so bin ich unfrei wie die selbstlosen Dinge, dem Geiste die Freiheit aber absprechen, weil sie ihnen fehlt, das heißt gerade ihm das eigene Wesen entziehen, was ihn von jenen unterscheidet, durch das er für sich ist. Aber der Mensch ist nicht frei geschaffen, denn das ist unmöglich und widerspricht dem Begriff der Selbstbestimmung; er ist vielmehr zur Freiheit, zum Selbstbewusstsein berufen und er kommt zu sich durch eigne Willensthat und verwirklicht seine Anlagen, erreicht seine Bestimmung durch Selbstbestimmung. Das sind alles keine bestreitbaren Theorieen, sondern Thatsachen der Erfahrung, Erlebnisse, — wer sie leugnet der muß bekennen, daß er nicht frei, ein bloßes Naturprodukt ist. Die Freiheit ist fortwährende Befreiungsthat, Erhebung über die eignen Naturtriebe, über die Einflüsse der Außenwelt, in die selbstbewusste Innerlichkeit des eignen Wesens, Behauptung desselben und Bethätigung der eignen Kraft, Freiheit ist Selbstherrlichkeit. Ist doch auch das Leben unsres leiblichen Organismus eine beständige Selbstbehauptung gegen die Einflüsse der Außenwelt, eine beständige Selbstgestaltung mittels ihrer Stoffe und Kräfte! Goethe lässt mit Recht seinen Faust die Summe des Denkens und Erfahrens ziehen:

> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Die Grundlage der Freiheit, die auch im Reiche der Natur liegt, und allem Realen zukommt, ist das eigene Können, die Bethätigung des eigenen Wesens, auch in der Natur ist nicht blos leidend oder für sich allein thätig, sondern wie das Sein jedes Realen bestimmt ist durch seine Beziehung zu andern, so ist alles Geschehen Wechselwirkung; nicht der Sauerstoff oder der Wasserstoff, sondern beide zusammen bilden das Wasser, die eine Kraft erregt die andere zur Bethätigung, zum Zusammenwirken. Unser Selbst, die Seele, steht durch den Leib in Zusammenhang mit dem Universum, die Bewegung der wirkenden Kräfte außer uns trifft den Leib mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, die Erregung, welche es dadurch erfährt, wird in unserer Subjektivität zur Empfindung, und diese ist unser Lebensakt, nicht außer unserem fühlenden Selbst, sondern in ihm vorhanden. Unser Gefühl sagt uns, ob solche Erregungen unser eigenes Wesen fördern oder hemmen, ob sie ihm werthvoll sind, und dadurch können sie unser Wollen veranlassen, sie abzuweisen oder zu begehren. Das einheitliche bleibende Bewusstsein umfasst die mannigfaltigen Empfindungen, stellt sie sich vor, erinnert sie, und wie es dieselben erzeugt, so sind sie die seinen, so fühlt und weiß es sich als ganzes dem Besonderen gegenüber, und ist seiner selbst wie seiner Lebensakte mächtig. Eindrücke der Außenwelt werden so Empfindungen und Vorstellungen, und als solche Motive, Beweggründe für den Willen, der Geist überschwebt, überschaut sie, und wählt zwischen ihnen, nach seinem eigenen Wesen was ihm zu dessen Vollendung das Beste scheint. Der negative Begriff der Freiheit ist der, daß wir nicht zum Wollen gezwungen werden können, der positive, daß wir uns selbst bestimmen, nicht mit grundloser Willkür, — das wäre gegen das Causalgesetz und kommt in der Innenwelt so wenig vor wie ein unbedingter Zufall in der Außenwelt, — sondern angeregt von den Einflüssen der Außenwelt, aber mit Beziehung derselben auf das eigene Sein, das eigene Wohl, den eigenen Zweck, das eigene höchste Lebensgesetz. Das sind wieder innere unleugbare Erlebnisse, und sie widersprechen dem Causalgesetze keineswegs, sondern erfüllen dasselbe. Wir sind eingeflochten in den Weltzusammenhang, aber als selbständig mitthuende Kräfte. In unsrer Leiblichkeit erfahren wir die Einwirkung der Kräfte außer uns mit Naturnothwendigkeit, aber indem wir dieselben in Empfindungen umsetzen, Anschauungen und Vorstellungen daraus bilden, verfahren wir mit eigener maßgebender Energie, und indem wir uns selbst im Unterschied von ihnen erfassen, sie uns gegenüberstellen, zum Objekt machen, hat die äußere Ursache ja ihre Wirkung, und sie hat dieselbe, ob wir uns nun entscheiden dem Reize der Welt zu folgen oder zu widerstehen, indem unsere Kraft zu beidem erregt wird, aber diese Kraft des selbstbewussten Ganzen ist als freier Wille ihrer selbst mächtig und stellt sich als das Ganze den besonderen Trieben und Vorstellungen gegenüber und ist damit stärker als sie, betrachtet sie, überlegt welchem Motive, welcher vorschwebenden Möglichkeit sie folgen, was sie verwirklichen will. Das kommt allerdings in den selbstlosen Wesen nicht vor, aber es ist die Art der für sich selbst seienden, des bewussten Willens. Das Aeußere, das als Empfindung und Vorstellung in den Machtbereich des Inneren tritt, hat über das Innere keine zwin-

gende unmittelbare Gewalt, sondern wirkt als Reiz, als Beweggrund, und unser Selbst ist nicht der Spielball oder Spielraum für die äußeren Eindrücke, sondern steht ihnen mit eigenen Kraft gegenüber, und gerade weil es viele Triebe, viele Vorstellungen hat, steht es nicht unter dem Bann der Einzelnen, sondern kann als Ganzes sich allem Besonderen gegenüber behaupten und sich für eins oder das andere entscheiden.

Es ist mit dem Bewusstsein der Wahl wie mit dem Denken, wer daran zweifelt, beweist gerade damit die Wirklichkeit, denn er denkt, er schickt sich an zwischen Vorstellungen eine Wahl zu treffen. Wäre überall nur Bestimmtwerden, geschähe alles nur durch Druck und Stoß von außen, so wäre es unerklärlich, wie ein Gefühl, ein Bewusstsein, ein Wille sich der Außenwelt gegenüberstellen, in sich und für sich eine Entscheidung treffen könnte. Wie käme der Mechanismus blindwirkender Kräfte dazu, sich die Illusion eines Anderen vorzugaukeln, das sich selbst bestimmt, nach eigener Wahl etwas beschließt und thut? Wir aber sind in unserm Lebensgefühl uns unmittelbar bewusst, daß wir uns als Selbst im Unterschiede von diesem Mechanismus erfassen, uns seinen Anreizen gegenüberstellen und bestimmen, was wir thun oder lassen wollen. Und wäre dies nicht der Fall, hätten wir nicht dies Freiheitsgefühl, dies Freiheitsbewusstsein, so würden wir auch den Begriff der mechanischen Nothwendigkeit nicht haben, da wir ihn nur dadurch gewinnen, daß wir ihn im Unterschiede von Freiheit und Selbstbestimmung bilden können, er gehört dem Selbstlosen an, diese dem Selbstseienden.

Indeß die Gegner der Freiheit übertragen den Mechanismus in die Seele selbst. Die Materialisten sehen in ihr nur eine Funktion des Gehirns, das die Empfindungen, Vorstellungen, Entschlüsse ausscheiden soll wie die Leber Galle absondert, oder hervorbringen soll, wie die schwingenden Saiten der Aeolsharfe den Ton. Sie übersehen dabei aber eines, daß die Galle etwas Objektives, Tastbares, Empfindungen und Gedanken aber etwas Subjektives sind, Lebensakte eines für sich seienden Wesens, in seiner Innerlichkeit, nicht in der Außenwelt, die zu ihrer Anregung wie zu ihrer Aeußerung allerdings auf unserer gegenwärtigen Entwickelungsstufe des Gehirns bedürfen, aber so wenig mit ihm identisch sind, wie der Clavierspieler mit den Noten und Tasten; oder man übersieht, daß die Aeolsharfe wohl Luftschwingungen hervorruft, dieselben aber erst mittelst des Ohrs uns zugeführt und in unsrer empfindungsfähigen Subjektivität zum Ton gebildet werden. Mit leeren Behauptungen täuscht man sich über die Kluft hinweg, und indem man dem Causalitätsgesetz huldigen will, vergisst man den wichtigsten ursächlichen Faktor, die thätige Subjektivität. Andere erkennen diese an, sehen aber in ihr kein bestimmendes Prinzip, sondern lassen sie durch die Vorstellungen bestimmt werden, für deren Bewegung sie nur den Raum bieten soll. Hier übersieht man, daß sie etwas für sich ist, nämlich das die Vorstellungen gestaltende, sie als die seinen wissende, überschwebende Wesen, welches sie eben so gut willkürlich aufsucht und verbindet, als es sie in sich walten läßt, so daß sie auch ungesucht über die Schwelle des Bewusstseins treten. Aus unseren Empfindungen, Gedanken,

Thaten erbauen wir den Organismus unseres geistigen Lebens; er ist lebendig, in beständiger Bewegung der Triebe und Vorstellungen, und wir sind eben immer nur Selbst, bewusster Wille und frei, wenn wir uns dazu machen, als Ich erfassen. Nun sagt man, unter den verschiedenen Vorstellungen, die uns vorschweben, werde stets diejenige gewählt, welche den stärksten Reiz für uns hat, sie verdränge die andern, wir schauen diesem Kampfe zu und schlagen uns auf die Seite des Siegers. Aber worauf beruht die größere Stärke der Motive? Darauf daß sie unseren Neigungen entgegen kommen, unser Leben fördern, uns mehr Lust gewähren als andere. Aber das sagen nicht die Vorstellungen aus, sondern das liegt in unserem inneren Wesen, sie können sich doch nicht unter einander vergleichen und beurtheilen, sondern es ist unser Selbstbewusstsein, das die Wage hält, auf der es sie abwägt, es ist unser Selbstgefühl, das ihre Beziehung zu seinem Wohl bestimmt, der freie Geist stellt dem Sinnenreiz das Gebot der Pflicht, dem selbstsüchtigen Trieb die Forderung der Vernunft gegenüber, er empfindet die Qual der Wahl, wenn beide sich nicht vereinigen lassen, sondern eine Entscheidung zwischen ihnen getroffen werden muß. Die Lage der Dinge und ihre Reize für uns sind der Stoff der uns geboten wird, sie fordern die Erwägung, aber vollziehen sie nicht, unser Selbst entscheidet sich für das eine oder andere, und fühlt sich dafür verantwortlich. Wie wäre das möglich, wenn es blos zuschaute, blos gezogen würde? Das Bewusstsein weiß von sich und sagt aus, daß es Wahl und Entscheidung vollzieht, sein Selbstzeugniß soll man nicht fälschen, nicht für eine Täuschung ausgeben, zumal dann nicht, wenn der ganze Bau der sittlichen Welt darauf beruht. Das Bewusstsein unsrer Wahl und damit unsrer Selbstbestimmung ist die unleugbare Thatsache der innern Erfahrung, ebenso unleugbar als irgend eine sinnliche Empfindung, ein unmittelbar Gewisses. Eine Täuschung wird erst möglich bei der Frage, ob eine Empfindung, eine Lichterscheinung, ein Schall blos subjektiv ist, oder ob ihm etwas Objektives entspricht, ob ein Reales außer uns und was die Empfindung bedingt. Dem Freiheitsgefühl, dem Bewusstsein der Wahl und Selbstbestimmung soll aber gar nichts Aeußeres entsprechen, es ist gar nichts anderes als ein Innewerden des eignen Wesens, der eigenen Subjektivität und ein Beleuchten ihres Thuns, und das Selbst ist ja seinem Begriffe nach gar nicht anders möglich, es kann nicht anders gedacht werden oder wirklich sein, denn als spontane Thätigkeit, als für sich seiende, sich selbst erfassende Subjektivität im Unterschiede vom Selbstlosen, blos Objektiven, an sich Seienden. Das Ich ist nur Ich, indem es sich in seiner Einheit und Ganzheit von seinen Bestimmtheiten und besonderen Lebensakten unterscheidet und als den Grund und die Macht derselben setzt, so ist die Freiheit ganz eigentlich das Wesen des Geistes. Darum beginnen wir unfrei, als Naturwesen, aber freiheitsfähig, durch eigne Willensthat müssen wir zu uns selbst kommen, uns von der Außenwelt unterscheiden und unsre Subjektivität ihr gegenüberstellen. Das können Druck und Stoß von außen nicht leisten, sie können uns so wenig zum Selbst machen wie ein andrer für uns denken und fühlen kann. Der Mensch kann unfrei bleiben oder unfrei werden, wenn er sich blos von außen stoßen und

treiben läſſt, wenn er ſeinen Begierden blindlings folgt, aber er verharrt dann auf der Stufe der Thierheit, er erhebt ſich nicht zum Menſchenthum. Die Seele iſt nicht naturlos, ſondern ſelber Naturkraft, eingegliedert in den Weltzuſammenhang, in das Syſtem der Kräfte, welches das All der Dinge bildet. Sie iſt ein Triebweſen, ſo hat Fortlage ihren Begriff beſtimmt. Triebkraft ſtrebt und bewegt nach einem Ziel, unſere Triebe entwickeln, was in uns liegt, und ſuchen, was wir außer uns zu unſerem Leben bedürfen. Wir wirken ebenſo bedingend auf die Welt ein, als wir durch dieſelbe bedingt ſind. Die Triebe in uns ſind auf die Bedingungen unſres Beſtehens und unſrer Entwickelung gerichtet, damit ſind dieſe in uns ſelbſt angelegt, und ſo werden wir nicht blos von außen angeregt und gezogen, ſondern unſer Weſen iſt zugleich von ſich aus thätig, lebendige Triebkraft, und dies Vermögen des Wirkens aus ſich ſelbſt, des ureignen Könnens, iſt, wie ich früher ſchon ſagte, die Grundlage der Freiheit. Kein Organismus der Natur wird von außen zuſammengeſetzt, er entfaltet ſich vielmehr von innen, aus dem Kern ſeiner Individualität, durch eigne Bildungskraft, nach eignen Bildungsgeſetzen, er ergreift dazu die Kräfte und Stoffe der anorganiſchen Natur, nicht gegen deren Weſen und Geſetz, ſondern ſolchem gemäß, aber ſie für ſich ordnend, formend, verwerthend. Es geſchieht dies noch ohne Bewuſſtſein, im dunkeln Werdedrang, der dann im entwickelten Organismus ſich ſelber erfaſſt, ſich von allem andern unterſcheidend ſeiner bewuſſt wird und nun ſehend ſein inneres Wirken beleuchtet. Indem die Seele ſich zum Selbſt macht, wird ſie dieſer Willensthat und damit ihres ſpontanen Vermögens inne, gewinnt ſie ſich als das Eine, Ganze in und über den beſonderen Trieben und Reizen, wird derſelben mächtig und ſetzt ſich als frei. Das Selbſt iſt keine auf und ab wogende, auftauchende und ſich auflöſende Welle im allgemeinen Meere des äußern Seins, ſondern ein Reales, das ſich in ſeinem Wollen und Wiſſen der Welt gegenüber ſtellt, der Welt zu ſeiner Entwickelung bedarf, aber ſich als ſelbſtthätiges Glied derſelben erweiſt. Triebe, Neigungen, Begierden walten im Selbſt und machen ſeine Naturbeſtimmtheit aus, im Bewuſſtſein aber erhebt es ſich über ſie und im Willen widerſteht oder folgt es ihnen nach eigenem Sinn; in die Vergangenheit wie in die Zukunft ſchauend erwägt es das Gegenwärtige, und beſtimmt ſich zu dem und durch das, was es wählt. Wie das Selbſt ſich entſcheidet und was es thut, das kann es nicht wieder ungeſchehen machen, das iſt nun ein Unabänderliches, Nothwendiges, aber es iſt der Freiheit Werk. Durch das Erhalten des einmal Gedachten, Vollbrachten iſt allein das geiſtige Wachsthum, Fortbildung und Charakterentwickelung möglich; die Thaten und Gedanken, durch die der Menſch geworden iſt, was er iſt, ſind nun die Grundlage neuer Willensthätigkeit, und wie ſie auch bedingend einwirken auf die Gegenwart, das Selbſt als das Ganze, in die Zukunft Strebende überſchwebt ſie mit ſeiner noch unenthüllten Schöpferkraft, es muß nicht in ihrer Bahn blindlings weiter gehen, ſondern es iſt nun genöthigt, das Neue an das Vorhandene anzuknüpfen und ſo den Weltzuſammenhang aufrecht zu erhalten.

Das Cauſalgeſetz bezieht ſich nicht auf das Sein, ſondern auf das Ge-

schehen. Das wahre Sein ist, ist ewig, es hat keine Ursache außer ihm selbst, sondern ist die verursachende Kraft der Veränderung, der Entwickelung. Das Causalitätsgesetz verlangt, daß nichts grundlos geschieht, daß jedes Ereigniß seine Ursache, jede Ursache ihre Wirkung hat, eine Wirkung die ihrem Wesen gemäß ist, so daß verschiedene Wirkungen auch verschiedene Ursachen voraussetzen. Wenn nun ein Unterschied ist zwischen physikalischen Prozessen und menschlichen Handlungen, zwischen dem Kreislauf der Natur und dem Fortschritt der Kultur, der Geschichte, so verlangt die Causalität, daß dieser Unterschied seinen Grund in verschiedenen wirkenden Ursachen habe, sie verlangt neben den blind wirkenden auch sehende Kräfte, neben den an sich seienden Atomen auch für sich seiende Seelen, neben der Nothwendigkeit des Naturmechanismus auch den freien Willen. Das unmittelbar Gewisse ist unser eignes Fürsichsein, aus seinen Empfindungen schließen wir nach dem Causalitätsgesetz auf wirkende Kräfte außer uns, und aus der Art ihres Wirkens auf den Naturmechanismus. Es ist kein Widerspruch gegen das Causalitätsgesetz, daß es neben jenen Naturkräften, welche wirken müssen wie sie gestoßen und getrieben werden, auch solche gibt, auf welche der Stoß von außen zuerst und naturgemäß die Wirkung hat, daß sie ihn verinnerlichen, in Empfindung auslösen, sich vorstellen und die Antwort auf den Anstoß nun bald so geben, daß sie ihm folgen, bald so, daß sie ihm sich widersetzen; beidemale hat die Ursache ihre Wirkung, nur ist das Wie der Wirkung mitbestimmt durch das Wesen der Kraft, auf welche gewirkt wird. Es ist kein Widerspruch gegen das Causalitätsgesetz, daß es Kräfte gibt, die den Drang der Bewegung in sich tragen, Kräfte, welche anderer Kräfte sich bemächtigen und mittels derselben ihre Zwecke ausführen. Die Erfahrung zeigt uns als solche die Keime der Organismen, sie zeigt uns die selbstseienden, sich selbstbestimmenden freien Wesen, und das Causalgesetz fordert sie zur Erklärung des Lebens, der Geistesentwickelung zur Sittlichkeit, und in der Geschichte. Das widerspräche dem Causalitätsgesetz, wenn die für sich seienden Kräfte mit grundloser Willkür handelten, aber das ist ja nicht der Fall, noch liegt darin der Begriff der Freiheit, vielmehr in der Selbstbestimmung kraft des eignen Wesens und nach den Motiven, die der Weltzusammenhang bietet, die aber nach den eigenen Lebensinteressen erwogen und erwählt werden. Den seelenhaften Kräften wohnt mit dem Trieb der Entwickelung, der Selbstgestaltung, auch dessen Ziel und Bildungsgesetz ein; sie entfalten und bestimmen sich in Wechselbeziehung mit andern Kräften, mit andern Wesen; sodaß die Möglichkeiten dessen, was sie wählen und wollen im Weltzusammenhange bedingt sind, so daß sie nach den Umständen, nach dem Vorhandenen sich richten müssen. In ihren Entschlüssen, in ihrer Gesinnung, in ihrer Innerlichkeit sind sie frei, die Ausführung ihres Willens ist an die Naturgesetze gebunden, und so entsteht keine Verwirrung in der Welt, da stets nur dasjenige verwirklicht werden kann, wofür die Bedingungen vorhanden sind, was der Naturverlauf in sich aufzunehmen bereit ist. Wir bedürfen des Naturmechanismus und seiner unverbrüchlichen Causalität um ausführen zu können, was wir in unsrer Selbstbestimmung gedacht und uns zum Ziel gesetzt, er ist das Mittel für die Verwirklichung auch

des idealen Lebens und seiner Güter, aber weder Inhalt noch Grund dieses Lebens. Wie der Wille der Grund dieser Güter ist, wie seine Freiheit sich dadurch vollendet, daß er das Sittengesetz sich selber gibt, wird in einer weiteren Betrachtung dargelegt werden.

M. Carriere.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Internationale Fragen.

Von

L. Geßner.

Das so viel verrufene System der papierenen Blokaden wurde bekanntlich in den Kriegen gegen den ersten Napoleon im Anfang dieses Jahrhunderts von den Engländern zur Anwendung gebracht. England erklärte damals ganze Küstenstrecken in Belagerungszustand, ohne daß die Blokaden auch nur zum Schein thatsächlich zur Ausführung gebracht wurden. Alle neutralen Schiffe, welche nicht in den englischen Häfen einen besonderen Erlaubnißschein erbeten und erhalten hatten, wurden aufgebracht und wegen Blokadebruchs condemnirt, sobald sie auf der Reise nach einem der durch Federstrich in Blokadezustand versetzten Häfen betroffen wurden.

Dieses Verfahren hat die englische Regierung in späterer Zeit als Repressivmaßregel entschuldigt, welche durch das von Napoleon eingeführte Continentalsystem und durch andere Gewaltmaßregeln desselben veranlasst worden sei. Diese Entschuldigung ist zwar nicht begründet, weil die angebliche Repressivmaßregel in ihren Wirkungen nicht sowohl gegen das mit England im Kriege befindliche französische Kaiserreich als gegen die neutralen Nationen gerichtet war. Jedenfalls hat aber England in späteren Kriegen von dem System der papierenen Blokaden nicht wieder Gebrauch gemacht und die gesammte neuere Jurisprudenz Englands verurtheilt dasselbe auf das entschiedenste.

Ein Urtheil, welches von dem höchsten Gerichtshofe der vereinigten Staaten zur Zeit des Bürgerkrieges gegen das englische Schiff der „Springbok" gefällt worden ist, hat jedoch dies für den Seehandel der Neutralen so verhängnißvolle System seitdem in einer zwar veränderten, aber im Grunde noch gefährlicheren Form wieder zur Geltung zu bringen versucht. Das Sachverhältniß ist in der Kürze folgendes. Der Springbok verließ am 9. December 1862 den Hafen von London, um sich nach dem auf der englischen Colonie New-Providence belegenen neutralen Hafen von Nassau zu begeben. Das englische Schiff wurde auf dieser Reise am 3. Februar 1863 von dem amerikanischen Kreuzerschiffe Sonoma aufgebracht und am 1. August 1863 von dem Richter Betts am Distriktsgerichte zu New-York nebst seiner Ladung im Werthe von 66,000 Lstr. condemnirt. Das sehr lakonische Urtheil, dessen nähere Begründung der Richter sich geschenkt hat, lautet: „Das

Schiff war zur Zeit der Aufbringung wissentlich ganz oder zum Theil mit Kriegscontrebande beladen, welche für den Gebrauch des Feindes Verwendung finden sollte. Der wirkliche Bestimmungsort des Schiffes und der Ladung war nicht der neutrale Hafen von Nassau, sondern irgend ein von den Streitkräften der vereinigten Staaten ordnungsmäßig blokirter Hafen. Es lag die Absicht eines Blokadebruchs vor, und überdieß waren die Schiffspapiere gefälscht."

Auf die am 10. August 1863 Seitens der Reklamanten eingebrachte Appellation sprach der höchste Gerichtshof im December 1866 das Schiff unter Verurtheilung des Eigenthümers in die Kosten frei, bestätigte jedoch die Verurtheilung der Ladung. Die Entscheidungsgründe sind von weittragender Bedeutung. — Die Freisprechung des Schiffes wird, wie folgt, begründet: „Die Papiere sind in Ordnung und bestätigen, daß das Schiff, als es aufgebracht wurde, sich auf der Reise von London nach Nassau befand, beides neutrale Häfen im Sinne des Völkerrechts. Die Schiffspapiere sind sämmtlich ächt, keines trägt die Spuren von Verheimlichungen oder Fälschungen. Die Schiffseigenthümer sind Neutrale und allem Anscheine nach bei der Ladung nicht interessirt, auch liegt kein Beweis vor, daß sie irgend welche Kenntniß von der unrechtmäßigen Bestimmung hatten. Das Ergebniß der Untersuchung widerspricht nicht, sondern bestätigt den Inhalt der Papiere. Da aus den Papieren aber hervorgehe, daß der Springbok die Ladung nur in den Hafen von Nassau habe bringen sollen, um demnächst zurückzukehren, oder eine andere Bestimmung zu erhalten, so treffe die Schiffseigenthümer der Vorwurf einer Rechtsverletzung nicht, und die Verurtheilung des Schiffes habe daher aufgehoben werden müssen.

Der Gerichtshof stellt dagegen thatsächlich fest, es sei die Absicht gewesen, die Ladung des Springbok in Nassau anderweit zu verladen und nach einem der von den vereinigten Staaten blokirten Häfen zu verschiffen. Der Beweis hierfür steht auf überaus schwachen Füßen. Das hauptsächlichste Argument ist, daß nicht sämmtliche Gegenstände der Ladung in den Connossements verzeichnet, und ebenso nicht die Namen sämmtlicher Eigenthümer der Ladung aus den Schiffspapieren ersichtlich gewesen sein sollen. Wir lassen diese mangelhafte Beweisführung auf sich beruhen. Ebenso enthebt uns die Entscheidung des Gerichtshofes der Nothwendigkeit, die Frage zu erörtern, ob ein Theil der Ladung zur Kriegscontrebande gehörte. Es befanden sich darunter allerdings einige Dutzend Säbel, Degenscheiden und Bayonnette und namentlich eine große Anzahl von Uniformknöpfen. Der Werth der letzteren wird auf 576 Lstr., der Werth der überhaupt als Kriegscontrebande bezeichneten Gegenstände auf 700 Lstr. geschätzt. — Der Gerichtshof erklärt ausdrücklich, es komme für seine Entscheidung gar nicht darauf an, ob ein Theil der Ladung aus Kriegscontrebande bestanden habe, oder nicht. Die Entscheidung hänge lediglich von der Frage ab, ob die gesammte Ladung des Springbok von Nassau nach einem blokirten Hafen weiter transportirt werden sollte. Da diese Frage bejaht werden müsse, so rechtfertige sich die Condemnirung der Ladung des Springbok wegen beabsichtigten Blokadebruchs. Es wird ausgeführt, daß die Reise von London zu dem blokirten Hafen hinsichtlich der Ladung, sowohl

dem Rechte als der Absicht der Eigenthümer nach als eine einzige und ungetheilte anzusehen sei.

Diese Theorie des Blokadebruchs überbietet noch das verrufene System der papierenen Blokaden. Auf Grund einer solchen Theorie kann jedes neutrale Handelsschiff, auch wenn es auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen, oder selbst nach einem Hafen des eigenen Landes sich befindet, aufgebracht und auf Grund willkürlicher Präsumptionen, wie im Springbokfalle, wegen Blokadebruchs condemnirt werden. Der höchste amerikanische Gerichtshof hat es nicht einmal für erforderlich gehalten, den blokirten Hafen zu benennen, für welchen die Ladung des Springbok bestimmt gewesen sein soll.

Die Entscheidung des Springbokfalles ist in der wissenschaftlichen Welt einstimmig verurtheilt worden. Angesehene Autoritäten wie Bluntschli bezeichnen diese Entscheidung als ein Attentat gegen das Völkerrecht. Ein Gutachten der englischen Kronjuristen vom 13. März 1868 spricht sich in ähnlichem Sinne aus, und ebenso ist von Sir W. Vernon Harcourt, der unter dem Namen Historicus in der Times viele Grundsätze des alten Seerechts gegen die modernen Rechtsanschauungen vertheidigt hat, die Entscheidung des Springbokfalles in einem von ihm 1868 der englischen Regierung vorgelegten Gutachten scharf getadelt worden. Auch William Beach Lawrence, eine der ersten völkerrechtlichen Autoritäten Amerikas hat in einem im September 1873 an Rolin-Jaquemyns, zur Zeit Minister des Innern in Belgien gerichteten Schreiben, welches in der Revue de droit international veröffentlicht worden ist, sich sehr entschieden gegen die in Rede stehende Entscheidung ausgesprochen.

Bei den Commissionsverhandlungen des völkerrechtlichen Instituts über die Reform des internationalen Seerechts, welche im September v. J. zu Wiesbaden stattfanden, ist die Springbokfrage gleichfalls erörtert worden. Man erblickte bei der Entscheidung des höchsten Gerichtshofs der vereinigten Staaten ein gefährliches Präjudiz für die Handels-Interessen der neutralen Nationen, einer Wiedereinführung des mittelalterlichen Raubsystems zur See. Die völkerrechtliche Theorie und die Praxis der Mächte stimmten bisher darin überein, daß ein neutrales Schiff nur dann wegen Blokadebruchs aufgebracht und condemnirt werden könne, sobald dieses auf der Reise nach einem effectiv blokirten Orte sich befindet, und die Blokadelinie mit List oder Gewalt zu durchbrechen sucht. Die bloße Absicht eines Blokadebruchs, selbst wenn sie auf das strikteste nachgewiesen würde, kann nicht strafbar sein, ebensowenig wie nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen die bloße Absicht ein Verbrechen zu begehen gestraft wird. Das Blokaderecht legt dem Neutralen gewisse ausnahmsweise Beschränkungen seiner Handelsfreiheit auf, welche als Ausnahmen einer strikten Interpretation bedürfen. Deshalb hat das neue Völkerrecht die sogenannten Spezial-Notifikationen eingeführt. Die Strafbarkeit des Blokadebruchs wird davon abhängig gemacht, daß dem Kapitän des neutralen Schiffes von dem Commandeur oder einem Offizier des Belagerungsgeschwaders eine spezielle Mittheilung über das Bestehen, resp. Fortbestehen der Blokade gemacht wird, sobald sich das neutrale Schiff der Blokadelinie nähert. Es wider-

spricht allen völkerrechtlichen Grundregeln, daß die Ladung eines neutralen Schiffes, welches auf der Reise nach einem neutralen Hafen sich befindet wegen Blokadebruchs condemnirt wird, weil die Verschiffung der Ladung von dem neutralen Hafen nach einem blokirten, welchen der Richter gar nicht einmal zu verzeichnen vermag, angeblich stattfinden sollte. Bluntschli sowohl wie Sir Travers Twiss hatten in Wiesbaden Entwürfe vorgelegt, welche entschiedenen Protest gegen eine so dreiste und gefährliche Rechtsverletzung aussprachen. Ueber die Form eines solchen Protestes finden noch Verhandlungen statt, welche voraussichtlich bald zum Abschluß gelangt sein werden.

Vor Kurzem gewann es den Anschein, als wenn den Fragen des Kriegsrechts in nächster Zeit wieder eine unmittelbar praktische Bedeutung zu Theil werden sollte. Die Brandreden von Skobeleff und die alarmirenden Artikel der panslavistischen Presse Rußlands schienen auf den Ausbruch eines Weltkriegs hinzudeuten. Sehr bald ist eine wesentliche Beruhigung eingetreten, da in Frankreich sowohl, wie in der ganzen übrigen civilisirten Welt das Friedensbedürfniß zu einem entschiedenen Ausdruck gelangte. Auch in Rußland machte sich eine mächtige Gegenströmung geltend. Ein in den wissenschaftlichen und politischen Kreisen Rußlands hochangesehener Mann, der auch dem Institut de droit international als hervorragendes Mitglied angehört, der Staatsrath von Martens zu St. Petersburg hat vor einiger Zeit bereits in einem zuerst von den englischen Blättern veröffentlichten Schreiben an den Sekretär des Friedensvereins zu London, der Zuversicht auf Erhaltung des Friedens Ausdruck gegeben. Der Stimme von Martens darf ein bedeutendes Gewicht beigelegt werden, da er seit einer Reihe von Jahren der Rechtskonsulent des auswärtigen Ministeriums zu St. Petersburg ist (neuerdings sind werthvolle Arbeiten von ihm über die centralasiatische Frage und über den russisch-chinesischen Konflikt erschienen) und mit den maßgebenden politischen Persönlichkeiten daselbst in naher Beziehung steht. — In einem Privatbriefe, den wir das Vergnügen haben soeben von Herrn von Martens zu erhalten, wird dieser Friedenszuversicht ein erneuter Ausdruck gegeben. Wir glauben seiner Zustimmung versichert sein zu dürfen, wenn wir die folgende bemerkenswerthe Stelle mittheilen:

„Uebrigens hat sich jetzt dieser ruchlose Zeitungskrieg gelegt und ich bin überzeugt, daß die Vernunft entgiltig die Oberhand behalten wird. Jedenfalls kann von einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland gar nicht die Rede sein; es müßte denn das Geschick der Völker nicht mehr von den Regierungen abhängen, sondern von Personen, welche getrieben von frevelhaftem Ehrgeiz bereit sind, das Vaterland in die Revolution und den Abgrund zu stürzen. Ich zweifle nicht, daß es solche Personen gibt, aber sie sind Gott sei Dank, noch nicht am Ruder. Meine tiefste Ueberzeugung, welche sich auf die aus unseren Staatsarchiven mir bekannte historische Entwicklung der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland gründet, ist die, daß von einem Kriege zwischen diesen beiden Nachbarreichen nicht die Rede sein kann, so lange in beiden eine feste Regierung und Ordnung herrscht. Nur eine Umsturzpartei könnte einen Krieg heraufbeschwören.

Aber soweit sind wir in Rußland glücklicherweise noch nicht gekommen, und ich bitte Sie nicht allen wunderbar schrecklichen Geschichten Glauben zu schenken, welche die deutschen Zeitungen über die inneren russischen Zustände bringen. Doch können Sie mir glauben, daß die Aufrechterhaltung einer starken Regierungsmacht in Rußland sowohl wie in Deutschland, das gemeinschaftliche internationale Interesse und die Grundlage eines segensreichen Friedens zwischen beiden Ländern ist. — Ich habe Grund zu glauben, daß dieselbe Überzeugung bei allen Russen herrscht, welchen das Wohl und die Entwickelung des Vaterlandes unter einer festen und kräftigen Regierung wirklich am Herzen liegt, die ihrem persönlichen Ehrgeiz, krankhafter Ruhmsucht und Größenwahn das Wohl von 90 Millionen Mitbürgern niemals opfern wollen." —

Wir glauben, daß diese Worte eines gelehrten und politisch hochgebildeten Russen die größte Aufmerksamkeit verdienen. — Die Ernennung des Staatssekretärs von Giers, der von Allen, die ihn kennen für einen Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes gehalten wird, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten dürfte denselben zur Beglaubigung dienen.

Geschichte.

Ueber die mittelalterlichen Geißler-Brüder und die bezügliche Genossenschaft zu Trient insbesondere.

Die Geißler oder Flagellanten tauchen als pathologische Erscheinung des mittelalterlichen Glaubens- und Gesellschaftswesens, als Sekte und Genossenschaft, in den romanischen und deutschen Landen um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Die ersten bestimmten Spuren knüpfen sich an die Jahre 1260—61, und insgemein sucht man in Perugia die Anfänge des Geißlerthums. Doch sprechen die deutschen und insbesondere deutsch-österreichischen Klosterannalen schon um diese Zeit von „Geißlerfahrten", was auf eine allgemeinere, nicht lokalisirbare Entstehung, — etwa im Sinne einer auf weitem Gebiete, an verschiedenen Orten aus gleichen Ursachen und gleichzeitig entstandene Epidemie — schließen läßt.

Nicht ohne Mitgefühl begleiten wir diese harmlosen Schwärmer auf ihren Fahrten. Ihre gläubige, von den Schrecken des Weltunterganges und nahen Gerichtes gepeinigte Seele lechzte nach Erlösung durch Buße und harte Kasteiung. „Viele Menschen", erzählt ein gleichzeitiges Jahrbuch, „Arme und Reiche, Dienstmannen, Ritter und Bauern, Greise und Jünglinge zogen bis zum Gürtel nackt, verhüllten Hauptes einher, mit Fahnen, brennenden Kerzen und Geißeln, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche, und schlugen sich bis aufs Blut, demüthige Lieder singend. Die Weiber aber thaten desgleichen in den Häusern" — (fügen die Annalen des Wiener Prediger-Conventes hinzu) „und stimmten dabei einen Gesang an, der mit den Worten begann: Ir slacht euch sêre — in Christes êre; durch got sô lât (lasset) die sünde mêre." — „Viele, die das sahen, wurden tief bewegt und weinten, warfen sich nackt zu Boden,

selbst in den Schnee oder Koth. Und in dieser Buße verharrte jeder durch 33 Tage, zweimal des Tages, Abends und Morgens."

Die zweite Epoche des Geißlerthums knüpft sich an das Jahr 1348, die Schreckensepoche des „schwarzen" Todes und gewaltiger Erdbeben. Der Straßburger Chronist Fritsche Closener hat uns einen ausführlichen Bericht über die große Flagellantenfahrt seiner Zeit hinterlassen; ihm verdanken wir auch die Aufzeichnung des deutschen „Bußgesanges" der Geißler, welcher nicht minder erschütternd klingt als das Dies iræ der Kirche und in dem Refrain:

Die erde bidmet, es klungen die steine
Ir herten herzen ir sullet weinen

die ganze Fülle des religiösen Weltschmerzes ausklingen läßt.

Um diese Zeit finden wir aber auch Geißlerbrüderschaften oder religiöse Innungen dieser Art an bestimmte Orte gebunden, so insbesondere auf dem Boden des romanischen, welschen und ostladinischen Tirols, dessen großartige an dräuenden Naturgewalten reiche Gebirgswelt in ihrer Einwirkung auf das Gemüth der Bewohner Alton in seinem beachtenswerthen Büchlein jüngst erörterte.[1])

Der mit Land und Leuten bestvertraute Christian Schneller ist diesen Geißlergenossenschaften nachgegangen und hat sie in Trient, Arco, zu Lomaso in Judikarien, zu Borgo im Valsugan, zu Ampezzo, Buchenstein und Sillian historisch verzeichnet gefunden.[2])

Am meisten entwickelt und schon seit 1340 nachweisbar ist die Trienter Geißlerbruderschaft (confraternità di battutti o disciplini), die dann in Verbindung mit dem italienischen Spital alldort, dem „hostello di Dio" oder der „casa santa" gewesen.

Schneller bietet uns die sachlich und sprachlich interessanten Statuten dieser Flagellantenbruderschaft, welche in einer Redaktion des XIV. Jahrhunderts vorliegen, aber auf älteren Ursprung zurückweisen. Das Haupt der Bruderschaft hieß nach deutscher Art „Maystro" oder dann „ministro general" unter dem die andern Vorstände (ministri) ihres Aufsichtsamtes walten. Der aufzunehmende Bruderschaftsgenosse hat eine Generalbeichte abzulegen, sich dem Ministro general oder seinem vicario vorzustellen und von diesem den Friedenskuß (la pax) zu empfangen. Die Brüder haben dreimal im Jahre zu beichten, täglich 25 Vaterunser und ebensoviele Avemaria zu beten und zweimal im Jahre den Leib des Herrn zu empfangen. Monatlich einmal findet die allgemeine Bußübung statt, die private allsonntäglich. Den Genossen ist jedes unehrenhafte Spiel, namentlich das mit Würfeln, der Wucher, der Besuch von Orten, wo häufig Todsünden begangen werden, oder sie zu einer solchen veranlasst werden könnten, verboten. Trunkenheit, Schelten, Fluchen, Verwunden, Verläumden, Gotteslästerung erscheinen streng verpönt. „Gott gebe euch, meinen Brüdern, den Frieden!" lautet der vorgeschriebene Gruß der Genossen,

---

[1]) Dr. J. Alton, proverbi, tradizioni ed annedoti delle valle ladine orientali.... Innsbruck 1881, 8⁰ 176 SS.

[2]) Schneller, Statuten der Geißlerbruderschaft in Trient aus dem XIV. Jahrh. (Ztschr. des Fredinar 1881 Innsbr. S. 5—55.)

die nicht unter 14 Jahren alt sein dürfen. Das Schwören beim Leibe und Blute Christi, beim Leibe der Jungfrau Christi erscheint verboten, gleichwie das Sprechen des Wortes „vormochan“ (vermo del cane, „Wurm des Hundes,“ Höllenhund) und „parlasia“ (Lähmung). Die Bruderschaftsgebahrung regeln eigene Bestimmungen, die namentlich auf Krankenpflege und Unterstützung abzwecken. Wer Speise und Trank nimmt, soll zuvor das Kreuzzeichen machen und der Armen gedenken. Das Errichten eines Hausaltars, die Erbauung von Glockenthürmen und das Vortragen eines Kreuzes ist nicht gestattet. Nur zweimal dürfe der Ausgestoßene wieder in der Bruderschaft Aufnahme finden. Zum drittenmale gibt es keine Barmherzigkeit, sondern man soll sein Bußgewand mit der Geißel an den Giebel des Bruderhauses binden und auf das Gewand einen Zettel nähen, der den Namen des Unverbesserlichen und die Worte enthält: „Dieser ist wegen seiner großen Mängel und seiner Bosheit aus der Bruderschaft der Geißler ausgestoßen worden.“ —

So liegt in diesen Statuten manches, was uns an das Wesen der späteren böhmischen Brüder, der Quäker und Herrnhuter mahnt, ohne akatholisch zu sein.

Krones.

Medicin.

Zur Frage der Contagiosität der Tuberkulose. Experimentelle Untersuchungen von Dr. Tappeiner in Meran.*)

Die Uebertragbarkeit der Tuberkulose von Menschen auf Thiere durch Impfung ist seit Villemin allgemein anerkannt. Dadurch war die experimentelle Grundlage für die Erklärung der klinisch beobachteten Ansteckung der Tuberkulose von Mensch zu Mensch im Allgemeinen gegeben, aber man wusste nicht die Wege, durch welche der Ansteckungsstoff auf natürliche Art aufgenommen wird. Erst die, durch frühere Versuche des Verf. festgestellte Thatsache, daß die Inhalation zerstäubter tuberkuloser Sputa bei Hunden sicher und ausnahmslos Lungentuberkulose erzeuge, berechtigte zum analogen Schluß, daß auch bei der Ansteckung der Menschen die Einathmung der infektiösen Sputa der Weg sei, auf welchem vorzugsweise der Ansteckungsstoff in den menschlichen Körper komme. Die zweite Eingangspforte, an die man denken musste, war der Ernährungskanal, und thatsächlich lieferten zwei Hunde, welche Verf. gleichzeitig mit seinen ersten Inhalationsversuchen in München mit tuberkulös-kavernösen Sputis 4 Wochen lang gefüttert hatte, ein positives Resultat, d. h. beide Hunde hatten deutlich mit miliaren Tuberkeln übersäte und durchspickte Lungen. Spätere Fütterungsversuche, welche T. in Meran bei Hunden anstellte, ergaben ein negatives Resultat. Eine Vergleichung der nähern Umstände bei diesen beiden sich widersprechenden Versuchen, gestattet eine befriedigende Erklärung dieses Widerspruches. Die beiden Fütterungshunde in München waren in demselben Stalle gleichzeitig mit den Inhalationshunden und mussten daher ebenfalls den infektiösen Nebel einathmen. Es waren daher diese Fütterungsversuche nur scheinbar positiv. Die Hunde hatten wohl tuberkulöse

*) Deutsches Archiv für klin. Medicin. 29. Bd., 5. u. 6. Heft.

Lungen, aber nicht weil sie tuberkulöse Sputa gefressen, sondern weil sie an der Inhalation der tuberkulösen Sputa theilgenommen hatten. Uebrigens leugnet T. durchaus nicht, daß bei andern Thieren vom Verdauungstrakte aus tuberkulöse Infektion stattfinden könne, glaubt aber, daß beim Menschen und Hunde der einzige natürliche Weg zur tuberkulösen Ansteckung, die Einathmung tuberklöser Infektionsstoffe sei.

Hunde werden durch Inhalation zerstäubter tuberkulöser Sputa jedesmal sicher tuberkulös und wenn nun diese Thatsache bei Hunden, welche notorisch die geringste Anlage zur Tuberkulose haben, sicher constatirt ist, so liegt es sehr nahe, daß auch die Menschen durch Einathmen zerstäubter tuberkulöser Sputa angesteckt werden. Denn fast ebenso wie durch den Siegl'schen Zerstäubungsapparat werden wohl auch von kavernösen Phthisikern bei starkem Husten feine tuberkulöse Auswurfstoffe in die Luft geschleudert und darin einige Zeit suspendirt bleiben und können so von den umstehenden Personen mit der Luft eingeathmet werden. Bei der praktischen Wichtigkeit dieser Frage, ob durch Husten der kavernösen Phthisiker wirklich und thatsächlich infektiöse feine Theilchen in die Luft geschleudert und eingeathmet werden können, hat T. diese Frage experimentell zu beantworten versucht. Er ließ eine schwere Patientin mit subakuter Tuberkulose und deutlich nachweisbaren Kavernen an der linken Lungenspitze, jedesmal, so oft sie bei Tage hustete, in die 11 cm breite Gitteröffnung eines 50 cm langen, 23 cm breiten und 37 cm hohen Holzkästchens hineinhusten und so die beiden darin befindlichen Kaninchen anhusten. —

Diese Versuchsthiere wurden so durch volle 2 Monate angehustet. Die beiden Kaninchen befanden sich anscheinend wohl und als sie nach 2 Monaten obducirt wurden, ergab die Sektion volle Normalität beider Lungen und aller übrigen Organe. Durch diesen Versuch ist experimentell erwiesen, daß durch den Husten kavernöser Phthisiker keine infektiösen Theilchen in die Luft geschleudert und da suspendirt hängen bleiben. Denn wäre das der Fall, so wären die beiden Kaninchen sicher tuberkulös inficirt gewesen. Trotzdem bleibt die klinisch beobachtete Thatsache der Contagiosität der Tuberkulose von Mensch zu Mensch aufrecht und unwiderlegbar bestehen. Wie gelangen aber die unzweifelhaft infektiösen Sputa der Phthisiker in die Athmungswege der andern Menschen, da sie nicht durch den Husten in die Luft gestäubt und eingeathmet werden? T. nimmt als einzige Möglichkeit an, daß die tuberkulösen Sputa auf die Böden und Teppiche kommen, da eintrocknen, durch das Gehen zu Pulver verrieben werden und dann bei trockener Reinigung der Zimmerböden mit dem andern Staube in die Luft aufgewirbel und so von den Menschen eingeathmet werden.

Rokitansky.

Philosophie.

Bericht über die Einführung Kants in England.*)

Das abgelaufene Jahr hat den Beweis geliefert, daß nicht blos Genien, sondern auch Bücher ihre Säcularfeier haben können. Schillers Räuber und Kants Kritik der reinen Vernunft haben beide im Jahre 1781 das Licht der Welt erblickt; der Dichter und der Denker, die sich im Geiste einst so nahe begegnen sollten, ohne einander je im Leben von Angesicht zu sehen, sind auch durch den Zeitpunkt des Erscheinens ihrer epochemachenden Werke geheimnißvoll mit einander verknüpft. Das Werk des Ersten war im eigentlichen, jenes des Zweiten in uneigentlichem Sinne das Erstlingswerk. In den Räubern trat der Dramatiker Schiller überhaupt, in der Kritik der reinen Vernunft der Philosoph Kant, den wir kennen, und der uns allein oder doch zuerst einfällt, wenn sein Name genannt wird, zum ersten Mal vor die Lesewelt. Der Dichter war 22 Jahre alt, der Philosoph 57; ein ziffermäßiger Beleg, um wie viel die Vernunft, die selbst die Vernunft nicht verschont, später reift, als die künstlerische Phantasie, die derselben vorausfliegt. Dem Jüngling Moor, des Dichters Ebenbild, ekelte vor „dem tintenklecksenden Säculum", dem einsamen Spaziergänger vom Königsberger Philosophenwege vor „den Luftbaumeistern" der reinen Vernunft, welche, „wie Wolf, die Ordnung der Dinge aus wenig Bauzeug der Erfahrung aber mehr erschlichenen Begriffen gezimmert oder, wie Crusius, durch die magische Kraft einiger Sprüche vom Denklichen und Undenklichen aus Nichts hervorgebracht haben" (Sämmtl. Werk. Hart. III, 75). Während der Dichter die Schaubühne bestieg, um von hier aus, wie er sich ausdrückte, „die Gerechtigkeit zu unterstützen", bestieg Kant das Katheder, um von hier aus das Luftgebäude einer Metaphysik „aus reiner Vernunft" zu zertrümmern.

Andere vor ihm hatten, wie Bacon und Locke, scheinbar dasselbe gethan und dem reinen Rationalismus, der Eine durch den Nachweis, daß unsere Erkenntnisse aus der Erfahrung stammen, der Andere durch die Kritik der Lehre von dem Besitz angeborner Ideen, den Boden unter den Füßen hinweggezogen. Durch den Einfluß Beider war auch Kant aus der Schule Wolfs, der er durch seinen Lehrer, den Mathematiker Knutzen zugeführt worden war, zum Empirismus herübergezogen und durch das Studium Newtons in demselben befestigt worden. Die Skepsis Humes, welche diesen und die darauf gestützte Erfahrungswissenschaft an ihrem Lebensnerv angriff, indem sie die objektive Geltung des Causalbegriffs zerstörte und den vermeintlichen Causalzusammenhang der Erscheinungen in eine durch bloße zeitliche Aufeinanderfolge entstandene subjektive Gewöhnung verwandelte, die eine nach der andern zu erwarten, rüttelte auch Kant, wie er selbst gesteht, aus seinem „dogmatischen Schlummer", der kein Schlummer des Rationalismus, sondern des Empirismus war, auf und machte ihm die Physik nicht weniger verdächtig, als ihm zuvor schon die Metaphysik geworden war. Aber

*) Immanuel Kant's Critique of pure Reason. Translated into english by Max Müller. With an historical Introduction by Ludwig Noiré. London Macmillan and Co. 1881. (2 voll.)

Kants Zweifel, einmal geweckt, ging noch weiter, als der Humes. Dieser, indem er alle Urtheile ungewiß fand, in welchen das Prädikat dem Subjekt eine Bestimmung beilege, die nicht schon in diesem selbst enthalten sei (synthetische Urtheile), und darum die gesammte Erfahrung, weil sie durchgehends auf solchen beruhe, für zweifelhaft erklärte, hielt vor denjenigen Urtheilen, in welchen das Prädikat nur eine Wiederholung des Subjekts (identische Urtheile), oder eines Theils desselben (analytische Urtheile) enthält, still und gestand nicht nur diesen vollkommene Verlässigkeit, sondern eben darum derjenigen Wissenschaft, die durchgehends aus Urtheilen dieser Art bestehe, der Mathematik, unangreifbare Sicherheit zu. Kant, der die Unterscheidung zwischen synthetischen, oder nach seinem Ausdruck Erweiterungs-, und analytischen oder Erläuterungsurtheilen festhielt, leugnete, daß die mathematischen Urtheile identische oder analytische und behauptete, daß sie synthetische seien. Damit war die Scheidewand, die Hume zwischen Erfahrungs- und mathematischen Urtheilen zum Schutze der letztern aufgerichtet hatte, niedergerissen. Der Zweifel, der nach Hume allen synthetischen Urtheilen galt, ergoß sich überfluthend auch über das Gebiet der bisher davon verschont gebliebenen Mathematik.

Auf diesem Standpunkt angelangt, war Kant der gründlichste und am weitesten gehende Skeptiker, den es jemals gegeben hat. Metaphysik mit Allem, was sie an rationaler Psychologie, Kosmologie und Theologie in sich schließt, Physik mit Allem, was Erfahrung heißt, und Mathematik mit Allem, was auf diese sich gründet, waren nach einander dem Zweifel unterlegen. Es ist kein Zweifel, daß die Einbuße des Glaubens an die letztgenannte Kant am härtesten getroffen hat. Der Beweis dafür liegt in der Thatsache, daß er von ihr aus das Gebäude eines haltbaren Wissens wieder aufzurichten begonnen. Der erste Abschnitt seines Hauptwerks, die transcendentale Aesthetik, der selbst nichts anderes ist, als die zum Theil wörtliche Wiederholung der schon in seiner Inauguralschrift „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ vom Jahre 1770 ausgesprochenen von allem Bisherigen abweichenden Ideen über Raum und Zeit als reine Anschauungsformen der Sinnlichkeit, zielt auf die Herstellung der Mathematik als Wissenschaft ab. Derselbe macht sich zur Aufgabe, den mathematischen Urtheilen die Allgemeinheit und Nothwendigkeit (Apriorität), die ihren Vorzug und ihre Eigenthümlichkeit ausmachen und welche denselben, so lange sie für identisch oder analytisch galten, nicht bestritten werden konnten, auch jetzt, da sie von ihm als synthetisch erkannt worden seien, ungeschmälert zu sichern und zu erhalten.

Kant selbst hat als „erste und oberste Bedingung“ der Mathematik als Wissenschaft die „reine Anschauung“ bezeichnet, welche als „Anschauung“ der synthetischen, als „reine“ der „apriorischen“ Natur der mathematischen Urtheile Genüge thun, einerseits als Zeit den arithmetischen, andererseits als Raum den geometrischen Urtheilen zum Grunde liegen und als a priori niemals weggelassen werden, aber eben dadurch beweisen, daß sie bloße Formen unserer Sinnlichkeit sein können, die vor aller Wahrnehmung wirklicher Gegenstände vorhergehen

müssen und denen gemäß Gegenstände a priori erkannt werden können, aber „freilich nur, wie sie uns erscheinen". (Proleg. zu jed. künft. Metaph. § 10 Sämmtl. W. Hart. III. 199.)

Der entscheidende Wendepunkt, der Kant (mit Hume) von Beider Vorgängern, den (rationalistischen und empiristischen) Dogmatikern, aber auch (gegen Hume und ja sogar gegen ihn selbst) von dessen und seiner eigenen Skepsis trennt, ist damit gegeben. Von den ersteren scheidet ihn, daß er mit den Empirikern die reine Vernunfterkenntniß, mit Hume aber auch die angebliche Erfahrungserkenntniß für ungewiß, von Hume, daß er die mathematische Erkenntniß für synthetisch und daher folgerichtig für zweifelhaft hält, von dieser seiner eigenen Skepsis die gewonnene Ueberzeugung, daß die mathematische Erkenntniß zwar synthetisch, aber nichts desto weniger gewiß und dadurch das erste Beispiel einer wirklich apriorischen (allgemeinen und nothwendigen) Erkenntniß sei, deren Möglichkeit ihren Grund in apriorischen, der Sinnlichkeit, also einem integrirenden Bestandtheil des Erkenntnißvermögens des Subjekts, innewohnenden Formen habe und die sich daher, soweit dieses das nämliche ist (also im ganzen Umfange der Menschengattung), als die nämlichen wiederfinden müssen.

Die durch Hume und ihn selbst verloren gegangene Aussicht einer wirklichen d. i. allgemeinen und nothwendigen Erkenntniß ist, wenn auch nicht in der Form eines objektiv wahren d. i. mit dem Sein als Gegenstand des Denkens übereinstimmenden Wissens, doch in der Form eines subjektiv wahren d. i., soweit der Umfang der Gattung und des menschlichen Erkenntnißvermögens reicht, in Allen übereinstimmenden und daher ebenso allgemeinen, als in Allen und für Alle nothwendigen Denkens zunächst für das Gebiet der Sinnlichkeit, soweit diese letztere durch die reinen Anschauungsformen des Raumes und der Zeit bedingt wird, im weitern Verlaufe, welcher ähnliche apriorische Formen auch für den nichtsinnlichen Theil des menschlichen Erkenntnißvermögens (das sogen. „obere Erkenntnißvermögen", Verstand und Vernunft) aufweist, aber auch für das gesammte Gebiet der auf Grund durch Sinnlichkeit erworbener Anschauungen mittels der die letzteren unter Begriffs- und Urtheilsformen zusammenfassenden Verstandesthätigkeit entstandenen Erfahrung unter der Bedingung wieder gewonnen, daß sich das wahrnehmende Subjekt nicht, wie es bisher bei den Dogmatikern des Empirismus der Fall war, in seiner Erfahrung nach dem Objekt, sondern umgekehrt, daß sich die von diesem letzteren mögliche Erfahrung nach dem durch seine apriorischen Formen die Form dieser letzteren bestimmenden Subjekte zu richten habe.

Kant selbst hat den von ihm eingenommenen Standpunkt in der Erkenntnißtheorie mit jenem des Kopernikus in der Theorie unseres Sonnensystems verglichen. Dieser versuchte, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fortwollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und die Sterne in Ruhe ließe. „Man versuche es einmal" — sagt Kant (in der Vorrede zur 2. Ausgabe d. „Krit. d. rein. Verst." S. W. Hart. II. 17) — „ob wir nicht in den Aufgaben der Physik besser damit fortkommen, daß wir annehmen,

die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntniß derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll." Diese Worte enthalten das Programm zu dem idealistischen Umschwung, der nicht minder folgenreich auf dem Gebiete der Philosophie, wie jener Kopernikanische auf dem der Astronomie, von Kant begonnen und von seinen deutschen Nachfolgern durchgeführt, aber nicht, wie jener des Kopernikus, von der Wissenschaft des übrigen Europa mitgemacht worden ist. Während die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten von dem durch Kant geweckten philosophischen Geist durchtränkt und in jüngster Zeit selbst die Naturwissenschaft in Deutschland unabhängig von Kant, insbesondere durch die Physiologie der Sinnesorgane, auf einen demselben im Wesentlichen verwandten Boden zurückgeführt worden ist, sind die übrigen Kulturvölker der Hauptsache nach unbekannt und unbekümmert mit und um Kant den breiten Heerweg des rationalistischen oder empiristischen Dogmatismus fortgegangen und entweder bei einem kritiklosen Spiritualismus, der in Spiritismus, oder ideenlosen Positivismus, der in Materialismus ausartet, angelangt.

Mit Recht hat Max Müller in der Vorrede zu seiner jüngst zur Feier ihres Centenariums erschienenen Uebersetzung von Kant's Kritik der reinen Vernunft ins Englische den Engländern vorgerückt, ihre Philosophie stecke noch im „vorkopernikanischen" Zeitalter. Wenn für die Deutschen nach einem treffenden Wort der Fortschritt in der Philosophie den Rückgang auf Kant, so bedeutet er für die Engländer den Zugang zu Kant. „Engländer, Franzosen und Italiener müssen, wenn sie vorwärts wollen, den Schritt thun, den Kant schon 1781 machte." Diese von Rosenkranz schon 1838 ausgesprochenen, von Max Müller citirten Worte sind heute noch so wahr, wie sie damals waren. Kant's Terminologie ist so tief in Denken und Dichten des philosophirenden Deutschen hineingewachsen, daß ihm, wie M. Müller von sich selbst beklagt, im Verkehr mit den Philosophirenden anderer Nationen der gemeinsame Untergrund und die gemeinsame Sprache fehlt. Wie sie den Deutschen, welche derselben sich zu bedienen gewohnt sind, den philosophischen Verkehr mit Denkern anderer Nationen erschwert, so macht sie diesen, ungeschult wie sie sind in der Kunstsprache des Gedankens, das Verständniß der Werke Kant's und damit das der deutschen Philosophie überhaupt beinahe unmöglich. Ist es doch selbst bei den Deutschen jetzt, wo sich an den ursprünglichen Text die ehrwürdige Patina eines Jahrhunderts angesetzt hat, schon dahin gekommen, daß eine förmliche Kantphilologie sich herausgebildet, das Bedürfniß fortlaufender Kantkommentirung und einer Geschichte der philosophischen Terminologie, wie sie durch Kant in der Sprache eingebürgert worden ist, sich herausgestellt hat. Für die nichtdeutschen Völker, die an der Weltrevolution, welche durch Kant in der Philosophie herbeigeführt worden ist, theilnehmen wollen und sollen, ist die Verständlichmachung Kant's der Beding der Verständigung.

Die Uebersetzung der Kritik durch den Uebersetzer des Rigveda ist wohl die größte Huldigung, die den Manen Kant's zur Gedenkfeier seines Hauptwerkes dargebracht worden ist. Das Werk des jüngsten Jahrhunderts erscheint mit dem

Hauptwerk der ältesten Weisheit auf eine Stufe gerückt, zwischen dem Urquell arischen Geistes und dessen Ausströmung im entfernten germanischen Enkelsohn die Kette geschlossen. Mit Ausnahme Chinas, das eine Welt für sich bildet, hat nur der arische Stamm eine selbstständige Philosophie gehabt, die nacheinander bei den Hindus, Hellenen und Germanen, unter diesen zuletzt bei den eigentlichen Deutschen, eigenthümliche Blüthen trieb. Kant selbst hat seine Zusammengehörigkeit mit anderen Zweigen des Germanenthums, insbesondere mit den englischen, weder in physischer noch in geistiger Hinsicht verleugnet. Er selbst rühmte sich gern der schottischen Abkunft seiner Familie, deren Name ursprünglich Cant geschrieben worden zu sein scheint, und der Schotte Hume hatte, wie er selbst sagt, ihn aus seinem „dogmatischen Schlummer geweckt." Die englische Uebertragung Kants führt Diesen dahin zurück, wo er selbst als Fortsetzer, und dadurch, daß er den Skepticismus Humes überwältigt, zugleich als Ueberwinder und als Vollender des instinktiven Zuges der englischen Philosophie erscheint und diese als Vorbereitung und Vorläuferin im Entwickelungsgang der Idee in sich aufnimmt.

Diejenigen Engländer, welche dem großen Orientalisten vorwarfen, er verliere seine Zeit mit der Uebersetzung der Kritik, sind ohne Zweifel sehr kurzsichtig gewesen. Müller bemerkt mit Rücksicht auf die bisherigen Uebersetzer Kants sehr richtig, zu einer solchen bedürfe es der Kenntniß der wahren, nicht blos derjenigen Bedeutung der Worte, welche im Wörterbuch zu finden ist. Immer sei es seine Ueberzeugung gewesen, der richtige Mann für eine Uebersetzung Kants könne nur ein deutscher Gelehrter sein, und er habe Jahre lang gewartet, daß sich ein besserer als er selbst dazu finden werde. Daß sich ein Besserer nicht finden konnte, ist kaum nöthig zu sagen. Wo möchte eine gleiche Vereinigung von philosophischem Tief- und philologischem Scharfsinn, von gewissenhafter Wahrung des eigenen und gewandter Beherrschung des fremden Idioms wieder angetroffen werden? Der Uebersetzer hat sich aber nicht mit der Uebertragung, die den zweiten Band des mit echt englischer Liberalität ausgestatteten Prachtwerks füllt, begnügt, sondern nicht nur in der Vorrede seinen englischen Lesern den Standpunkt der Philosophie in England zu Kant klar gemacht, sondern auch dafür Sorge getragen, daß ihnen durch eine wissenschaftliche Einleitung, die den größten Theil des ersten Bands einnimmt und deren Abfassung von Professor Ludwig Noiré besorgt worden ist, der Standpunkt Kants in der Geschichte der Philosophie überhaupt von den Alten bis auf Hume verständlich werde.

Wien, April 1882.

Robert Zimmermann.

Naturwissenschaft.

Maß der chemischen Verwandtschaft.

Das eigengeartete Verhalten der Elemente zu einander, ihr Vermögen mit einander zu neuen Existenzen — den Verbindungen — sich vereinigen zu können, hatte ursprünglich die Annahme großgezogen, daß den Atomen der Elemente eine

besondere Anziehungskraft — die chemische Verwandtschaft — innewohne. Es war eine naheliegende Consequenz dieser Anschauung, die Größe dieser eigenartigen Anziehung bewerthen zu wollen und zunächst aus ihren Wirkungen das Maß für dieselbe zu suchen.

Hatte man sich Anfangs damit begnügt, dieselbe einfach in höhere und geringere Grade ohne Zugrundlage einer bestimmten Maßeinheit zu unterscheiden, so führte die Entwickelung der atomistischen Lehre dazu, in der Erkenntniß, daß einzelne Elementaratome nur mit einem, andere mit zwei, drei und mehr Atomen eines anderen Elementes zu beständigen Verbindungen sich zu gruppiren vermögen, einen Anhaltspunkt zur Bewerthung des absoluten Umfanges der chemischen Anziehung zu suchen.

So entstand die Annahme, daß der Umfang der chemischen Verwandtschaft für jedes bestimmte Elementaratom gemessen werden könne, durch die Anzahl der Atome eines anderen Elementes, die es zu binden vermag.

Diese Annahme führte zur Einführung des Begriffes der Werthigkeit oder Valenz der Atome, der wenn auch nicht klar zum Ausdruck gebracht, doch schon in der Theorie der organischen Radikale seine Schatten warf.

Sofern mit der Einführung dieses Begriffes zunächst die Bewerthung des Umfanges der chemischen Affinität für jedes einzelne Element beabsichtigt war, schien hiermit ein weiterer Schritt in der Characteristik der einzelnen Elemente gethan zu sein; und wurde die Statuirung dieses Begriffes so aufgefasst, dann war es nur logisch mit diesem Begriffe die Voraussetzung der Constanz zu verbinden.

Einer solchen Voraussetzung stand jedoch eine Reihe von Thatsachen gegenüber, welche nicht ohne Weiteres mit der Annahme der Constanz des Umfanges der chemischen Verwandtschaft in Einklang zu bringen waren, in sofern mehr oder weniger alle Elemente auch zur Bildung von Verbindungen sich befähigt erwiesen, welche an ein Atom des bestimmten Elementes eine größere oder eine geringere Anzahl anderer Elementaratome gebunden hielten, als der für das bestimmte Atom angenommenen Valenz entsprach.

Solche Thatsachen führten in den Reihen der Anhänger an die Lehre von der Constanz der Valenz zur Einführung des Begriffes der ungesättigten Verbindungen einerseits und des Begriffes der Molekularaddition andererseits, während sie andere Chemiker dazu drängten, den Satz von der Variabilität der Valenz aufzustellen, wornach das Sättigungsvermögen des einzelnen Atoms als schwankend und von der Natur der anderen in die Verbindung eintretenden Atome abhängig gedacht werden wollte.

Hiermit hatte offenbar der Valenzbegriff die Bedeutung verloren, mit welcher er ursprünglich eingeführt wurde und die Werthigkeit in solchem Sinne war nicht mehr ein Ausdruck für eine bestimmte Eigenschaft des einzelnen Elementaratoms, vielmehr erschien sie als nichts anderes, denn eine veränderte Ausdrucksweise für das Gesetz der multiplen Proportionen, die umsomehr entbehrlich scheint, als sie keinen klareren Einblick in die Quelle dieser Gesetzmäßigkeit gewinnen läßt.

In diesem Widerstreite der Meinungen, der heute noch fortbesteht, musste der

Begriff der Werthigkeit zu einem äußerst schwankenden werden, dessen Berechtigung selbst um so mehr in Frage gestellt erscheint, je mehr von der einen Seite an Argumenten gegen die Zulässigkeit der Annahme constanter Valenz ins Feld geführt werden, während doch andererseits die Variabilität der Valenz mindestens der Annahme constanter Maximalwerthigkeiten nicht entrathen kann.

Hält man diese Argumente für triftig, dann ist es Zeit den Begriff gänzlich fallen zu lassen, der nur Werth haben kann, so lange mit demselben ein Ausdruck für eine bestimmte Eigenschaft der Materie gegeben werden soll; denn es kann der Entwicklung der Wissenschaft nicht förderlich sein, wenn eine Thatsache, deren Quelle zunächst nicht aufgeklärt ist, durch einen Ausdruck umschrieben wird, der in seiner ersten Bedeutung eine Erklärung dieser Thatsache zu geben bestimmt war, mit der Negirung dieser Bedeutung aber auch allen Werth für eine solche Erklärung verloren hat.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn man von dem Bestande einer besonderen Art der Anziehung absehen und die chemische Verwandtschaft als einen Fall der Massenanziehung auffassen will, als den sie aufzufassen wir heute kaum mehr Anstand nehmen dürfen.

Dann wird die Größe der Anziehung für ein bestimmtes Atom, insofern die Atome zweifellos als bewegte Massentheilchen anzusehen sind, als eine Resultirende zweier Funktionen erscheinen, u. z. einerseits der Funktion der Masse des Atoms, andererseits der Funktion seiner Geschwindigkeit.

Geht man von diesem Gesichtspunkte aus, dann wird, da die Masse des Atoms eine constante Größe ist, der Werth der Resultirenden wesentlich nur durch die Größe der Geschwindigkeit beeinflusst sein können, die aber für eine bestimmte Temperatur ohne Zweifel selbst wieder constant ist, und so wird man dazu kommen können, den Umfang der Anziehung für ein bestimmtes Atom und einen bestimmten Wärmezustand als eine constante Größe aufzufassen, die sich in einer bestimmten Weise mit der Aenderung des Wärmezustandes zu ändern vermag.

Freilich wird die Größe der Valenz in diesem Sinne nicht mehr direkt an der Zahl der Atome gemessen werden können, die ein bestimmtes Elementaratom für eine bestimmte Temperatur zu einer beständigen Verbindung zu binden vermag, denn der Anziehungseffekt wird selbst noch beeinflusst sein müssen durch die Größe der Masse und die Geschwindigkeit, beziehungsweise durch das Maß der Entfernung der anderen in das Anziehungsverhältniß eintretenden Atome, so daß für die Frage der Grenzen des Bestandes einer Verbindung, außer der gegebenen Größe der Massen der reagirenden Atome und ihren Wärmezuständen überdies noch das Maß der Entfernung der heterogenen Atome von Wesenheit sein müsste.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzufern, wo wir über einen klareren Einblick in diese Verhältnisse verfügen und dann in der Lage sein werden, einen präzisen Ausdruck für den Umfang der Anziehung eines Atomes an sich zu finden, aber heute schon scheint es unvermeidlich, den Valenzbegriff, wenn er überhaupt

aufrecht erhalten werden soll, minder allgemein zu fassen, vielmehr ihn einzuschränken auf die jeweilige Einzelnbeziehung eines Atomes zu den Atomen eines bestimmten anderen Elementes, da er nur in dieser Gestalt berechtigt erscheint.

Prag, März 1882. W. F. Gintl.

Literarisches.

„Philosophie organique. L'Homme et la Nature" par le Dr. Hugh Doherty (Paris, Didier et Co. ohne Jahr).

Der Berichterstatter hat stets eine gewisse Scheu vor dem, was man französische Spekulation nennen mag. Maine de Biran hat es wenigstens verstanden, ein Prinzip zu finden und einen Unterbau zu legen; seitdem aber ist die Gabe zu klarer Begriffsentwicklung auf philosophischem Gebiet den Franzosen ziemlich abhanden gekommen — man müsste denn Comte durchaus als Philosophen gelten lassen wollen. Auch das vorliegende Buch, dessen idealistischen Grundzug wir nicht verkennen, kann das Urteil über die modernen französischen Denker nicht mildern. Herr Hugh Doherty wendet sich auch gegen den Materialismus, und arbeitet auf Grundlage einer nicht geringen Belesenheit in naturwissenschaftlichen Werken. Er ist Vertreter der Evolutionstheorie, aber er setzt die Entwicklung in eine zweite Welt weiter fort. Daß dies zu ungemessener Spekulation führen muß, erscheint begreiflich, und zieht auch wieder Dogmen nach sich, welche man auf Treu und Glauben annehmen soll. Auf Grund einer sehr schwächlichen Beweisführung (S. 112, 113) gelangt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß der Sauerstoff das Band zwischen dem materiellen Körper und dem „corps éthéro-magnetique" bilde. Das erinnert an R. Wagners Seelensubstanz und an den Seelenleib. In künstlichen Einschachtelungen und tabellarischen Uebersichten leistet Hugh Doherty sehr viel; zu einem wirklich klar entwickelten Gedankensystem hat er's nicht gebracht. Das Werk ist ein Curiosum, nicht mehr. Wie äußerlich es verfährt zeigt eine Tafel, in welcher drei Phasen des Daseins auf dieser Welt dargestellt sind (Croissance, Virilité, Declin). Jede zerfällt in 5 Unterabtheilungen. Die letzte der ersten Phase ist: L'apparence des dents de sagesses . . 22 à 29 ans. Vom 64.—71. Jahr kommt die Phase de prudence pratique, vom 71. zum 78. Phase de conseil pratique u. s. w. Kurz — überall phantastisch-platter Schematismus. Daran ändert die gute Absicht des Ganzen nichts.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von Friedrich Albert Lange. Wohlfeile (4.) Auflage. Besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von Prof. Hermann Cohen. (1882. Iserlohn, J. Baedeker).

Man darf es als ein günstiges Zeichen betrachten, daß dieses Werk, eines der bedeutungsvollen der Gegenwart, sich immer weitere Verbreitung gewonnen hat. Es war ein Mauerbrecher gegenüber dem platten Materialismus, welcher länger als ein Jahrzehnt sich so fest verschanzt hatte. Kein Volk besitzt ein Werk wie dieses, welches mit so umfassendem Wissen, mit solcher Klarheit und Gerechtigkeit Bedeutung und Grenzen des Materialismus behandelte, keines, das mit so thatkräftiger Begeisterung für das Gesammtwohl seinen Stoff ausführte. Je mehr es sich verbreitet, desto mehr muß auch die schädigende Wirkung des ethischen Materialismus erkannt werden, der leider noch immer die Mehrheit beherrscht. Die kurze Einleitung Cohens ist dankenswert. Ein weiteres Wort der Empfehlung ist unserem Leserkreise gegenüber überflüssig. r—.

Der Zusammenhang der Dinge. Gesammelte philosophische Aufsätze von Dr. Otto Caspari, Prof. an der Universität in Heidelberg (1881. Breslau, Eduard Trewendt).

Ein großer Theil der hier vereinigten Aufsätze ist den Lesern des „Auslandes," des „Kosmos" und anderer Zeitschriften bekannt; doch war der Verfasser berechtigt, diese gelegentlichen Arbeiten in Buchform weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Er besitzt die Gabe anzuregen, wie wenige seiner Fachgenossen; die klare Nüchternheit seines Denkens befähigt ihn, die Probleme ohne Verdunkelung durch einseitige Ansichten zu stellen; er weiß den Leser zum Selbstdenken zu bringen, trotzdem er ihm vordenkt. Besonders beachtenswert sind uns die Aufsätze „Zur Ethik" erschienen; obwohl wir die darin ausgeführten Ansichten nicht immer theilen können, haben wir hier am meisten die Geistesfrische und Selbstständigkeit des Verfassers verspürt. Wir empfehlen die Sammlung, ohne Nutzen wird sie kein Leser aus der Hand legen.

Philosophie der Naturwissenschaften. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften, von Dr. Fritz Schultze, Prof. d. Phil. an der Hochschule zu Dresden. I. Theil. (1881, Leipzig, Ernst Günther).

„Bei der Beurtheilung dieses Buches vergesse man nicht, daß es der Hauptsache nach für alle diejenigen außerhalb des sehr engen Kreises der Fachphilosophen stehenden Personen der Wissenschaft und Bildung bestimmt ist, welche — —

das Material für ein selbstständiges Durchdenken der bedeutungsvollen, zumal naturwissenschaftlichen und religiösen Probleme — — — gewinnen wollen."

Es sei vorausgesendet, daß dieses Werk im hohen Grade geeignet scheint, die Theilnahme an der Philosophie in weitere Kreise zu tragen, als es der Fall ist, besonders möchte es den Vertretern der Naturwissenschaft, welche sich leider so selten mit der Philosophie beschäftigen, zu empfehlen sein. Es ist hier ein beachtenswerther Versuch gemacht, die Disciplinen einander zu nähern, die mathematisch-empirischen Wissenschaften und die Philosophie in Wechselverkehr zu bringen. Demgemäß gipfelt die Aufgabe des uns vorliegenden Bandes darin das Verhältniß darzulegen, in welchem die verschiedenen philosophischen Systeme von den griechischen an zu den Methoden und Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften stehen. Damit geht Hand in Hand die kritische Prüfung und der Vergleich mit den früheren Standpunkten. Von selbst ergibt sich dabei die Darlegung der erkenntniß-theoretischen Probleme, wie sie nach und nach in das Bewusstsein treten, welche Darlegung sich als Entwicklungsgeschichte der Kausalvorstellung darstellt. — Der erste Band behandelt nun in klarer, sich auf die Hauptsache beschränkender Weise kritisch diesen historischen Entwicklungsgang. Der Stoff ordnet sich zwanglos in drei Epochen: 1) Versuch das Weltproblem allein vom Stoffe aus zu lösen, (griech. Naturphilosophie); 2) Versuch es vom Subjekt aus klar zu machen, und 3) Zeitalter der kritischen Erfahrung, des Ausgleichs zwischen Subjektivem und Objektivem. Der zweite Band soll die Ergebnisse des geschichtlichen Werdegang umfassen und die zusammenhängende Darstellung des kritischen Empirismus geben. Wir hoffen dann noch auf das Werk zurückkommen zu können, welches die Beachtung der Gebildeten, die nach Klärung streben, sehr verdient. —x—

Das Quadrat der Bildung. Mathematisch-philosophische Erwägungen von G. M. Schultzky. Mit einer lithographirten Tafel. (1881 Berlin. Theob. Grieben).

Der Verfasser dieses Werkes, welches trotz der innerlich humanen Tendenz kaum auf weitere Kreise wirken dürfte, entwickelt aus dem Gegensatzbegriff eine symbolische Vierzahl, die er „Quadrat der Bildung" (oder der Erkenntniß) nennt. Deren Prinzipien sind ihm: 1) Das sociale oder Grundprinzip. 2) Das staatliche (Verfassungs- oder politische) Princip. 3) Das ideelle oder Prinzip der Intelligenz und 4) das sittliche oder ideale Prinzip. Jedes derselben gliedert er vierfältig in der zweiten Potenz der Entwicklung: ad 1) Ackerbau, Gewerbe, Handel und Industrie; ad 2) Familie, Gemeinde, Volk und Staat (Absolutismus, Aristokratismus, Konstitutionalismus, Republikanismus oder Demokratie; ad 3) Religion, Kunst, Philosophie und Poesie; ad 4) Recht, Wahrheit, Freiheit und Humanität. Dann gebe es noch eine dritte und vierte Potenz. Diese mathematischen Grundlegungen erhalten im Verlaufe des Buches ein haltlos spekulatives Gepräge; es wird ein Weltentwicklungsplan gezeichnet, welcher beweist, daß ethischer Idealismus den Autor beherrsche, aber trotz aller Berechnungen nichts weniger als sachlich gemacht werden kann. (bes. die Kosmogonie. S. 332 ff.) weil selten eine Anknüpfung an Sätze der Naturwissenschaft stattfindet und keine Thatsache ihre Erklärung findet. Wir glauben nicht daß die Gedanken des Herrn Schultzky auf die Forschung Einfluß gewinnen können; aber gerne gestehen wir zu, daß manche seiner auf das geistige Leben gerichteten Ideen anregend zu wirken vermögen. Diese Wirkung wäre aber ohne das „Quadrat" jedenfalls allgemeiner gewesen. Wenn Jeder immer von sich aus zu spekuliren begänne, stolz darauf wieder ein neues „System" aufzustellen, so kämen wir niemals weiter. —ei—

Das Weltleben oder die Metaphysik von Robert Grassmann. (1881. Stettin. R. Grassmann.)

Es ist eines der meist fesselnden Werke, welche die philosophische, strenger bezeichnet, mathematische Physik in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Man könnte vielleicht Einseitigkeiten tadeln, niemand aber wird sich der strengen Folgerichtigkeit der Beweisführung ganz entziehen können. Man sieht überall den Einfluß, des durch die Mathematik geschulten Geistes, welcher ohne Rücksicht auf irgend eine Lehrmeinung entschieden den streng vorgeschriebenen Weg weiter geht. Ausgehend von einer geistreichen Begriffsbestimmung von Raum, Zeit und Bewegung, geht Grassmann zur Untersuchung von „Wesen" über. Sie sind Etwas, was wirkt, und Wirkungen empfängt; die wichtigste Wirkung stelle sich als Bewegung dar. Daran knüpft er die Betrachtung vom Gewichts- und Raumgesetz und gelangt dazu, die Notwendigkeit von Urwesen, Monaden auszuführen, wobei er die unendliche Theilbarkeit verwirft und zu dem Schlusse gelangt, daß diese Monaden in endlichen Entfernungen von einander stehen, und andern Wesen den Eintritt in die Zwischenräume gewähren. Die Bewegungsgesetze begründet er durch die Annahme des leeren Raumes, denn nur dieser könne weder wirken, noch Wirkungen empfangen. Bekanntlich wird das nicht von allen Forschern angenommen. Das führt ihn zur Aufstellung des Satzes von der Wirkung in die Ferne, welche „ohne jede Zeitdauer im Nu" eintrete. Die Abnahme der Wirkung erklärt er aus der Zunahme des Raumes — im Quadrat der Entfernung — und kommt zu den bekannten Gesetzen. Wir können hier auf beschränktem Raume den ganzen Gedankengang nicht verfolgen, und heben nur

einen Punkt hervor, welcher nicht nur für das Werk selbst wichtig ist, sondern uns auch für die Theorie im Allgemeinen werthvoll erscheint weil er gewisse Gesetze erklärlich macht. Die Aethertheilchen wirken und sind doch in der Ferne unwägbar, d. h. werden weder angezogen noch abgestoßen. Das Gesetz Cauchy's führt ihn nun zu der Annahme, daß die kleinsten Aethertheilchen zusammengesetzt sein **müssen**, daß sie aus zwei „E-Wesen" bestehen + E und — E, welche sich gegenseitig anziehen u. einander in eliptischen Bahnen umkreisen. Sie sind ihm gleichbedeutend mit den elektrischen Wesen. Allen diesen und den folgenden Ausführungen geht der mathematische Beweis zur Seite. Ein vollständiges Urteil ist nicht möglich, ehe nicht die weiteren Theile vorliegen; wir sehen denselben mit warmer Theilnahme entgegen. —n—

Geist und Stoff. Erörterungen und Betrachtungen über die Souveränetät der Materie von J. Ludewig.
(1881. Iserlohn, J. Baedeker.)

Das Werk richtet die Spitze der Beweisführung gegen Materialismus und Atheismus und versucht den Nachweis, „daß die Forderung der Anerkennung einer atheistischen Weltkonstruktion absolut unberechtigt" sei, weil sie sich auf keinen Beweis zu stützen vermöge. Der „Historische Ausblick", welcher sich mit Darlegung der Ansichten über das Verhältniß von Geist und Körper beschäftigt, ist etwas stiefmütterlich behandelt, doch beruht das Schwergewicht auf dem zweiten Theile „Wissen und Nichtwissen". Der Verfasser verfügt über ein bedeutendes Wissen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften; er kennt nicht nur die verschiedenen Theorien, sondern auch eine Fülle von Einzelnheiten, welche ihm gestatten, die Hypothesen auf ihre unbedingte Giltigkeit zu prüfen. So untersucht er denn die Ansichten über Nebularkosmogonie, über Atom, Wärme und Licht, Erhaltung der Kraft, über den mechanischen Ablauf des Lebens, Urzeugung u. s. w. und weist nun darauf hin, daß in allen diesen Anschauungen ein gut Theil Dogmatismus enthalten sei und sie durchaus nicht im Stande seien, die Erscheinungen in ihrem vollen Umfange zu erklären, ja, daß in den Hypothesen selbst Widersprüche nicht fehlen. So halte — und mit Recht in bestimmten Grenzen — die Wissenschaft am Atom als an einer unbestreitbaren Wahrheit fest. Nun könne mathematisch die Theilbarkeit der Materie nur als unendlich gedacht werden: und dennoch soll das Eisenatom ebensowenig mehr theilbar sein, als das etwa sechsmal größer angenommene Natriumatom (47·59 zu 298·36). Es liege darin ebenso wie in den Aetherschwingungen mit ihren Hunderten von Billionen Schwingungen in einer Sekunde ebensoviel Transcendentales als in der „Energie" des Aristoteles und im „Ding an sich." Der Verfasser steht nicht etwa der Wissenschaft feindlich gegenüber oder verkennt den heuristischen Werth der Hypothesen, aber er verwahrt sich gegen jenen Großmachtsdünkel der Materialisten, welche jede **Annahme** als bewiesene Wahrheit hinstellen, und auf dieser Grundlage das System der Leugnung alles Geistigen aufbauen. Er steht nicht gerade auf dem Standpunkt des „Ignorabimus", aber des „Ignoramus". Das Buch ist für die Kreise der nicht fachwissenschaftlich Gebildeten berechnet und kann denselben sehr empfohlen werden. Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit aus und dem Ganzen liegt ein ebenso ernstes wie berechtigtes Streben zu Grunde den naturwissenschaftlichen Dogmenglauben zu beschränken.

Erziehung und Geschichte. Ein Vortrag von Prof. Dr. M. Lazarus.
1881. Bresl. u. Leipz. S. Schottländer.

Das kleine Büchlein enthält eine große Anzahl von sehr bemerkenswerthen Aussprüchen, welche jeder Pädagoge auswendig lernen sollte. Nicht das **Wissen** bildet, sondern das **Lernen**; wenn die Erziehung nicht auch Gesinnung erzeugt, Charaktere bildet, erfüllt sie ihren Zweck nicht. Das ist alles mit Wärme und Ernst ausgeführt. Aber einige Einwendungen müssen wir machen. S. 23 heißt es „Mit der Reformation beginnt auch die Volksschule". Wir können das zugeben, aber mit Einschränkung, denn die Schulen von der „Broederschap van't gemeene leven" waren doch auch vornehmlich für das Volk berechnet, wenn auch einzelne der Anstalten, wie die in Deventer, unter dem Einfluß des Humanismus mehr gelehrten Anstrich erhielten. Auch vermögen wir nicht zuzugeben, daß „politische Ideale es seien, welche pädagogische Reformen" erzeugen. England hat bis in unser Jahrhundert den Beweis geliefert, daß trotz aller politischer Ideale die Volksschule erbärmlich sein könne. Zu weit geht der Herr Verfasser auch, wenn er (S. 32) fordert, daß die Schüler, damit ihre selbstschöpferische Thätigkeit geweckt werde, „die Klassen der Naturgeschichte selbst aufstellen" sollen. Das heißt an den kindlichen Intellekt zu hohe Forderungen stellen, außerdem aber dürfte das auch zu einem Formalismus führen, der ebenso wie der noch heute bestehende schädlich wirken könnte. r.

Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. Von Kreiß, evangelischer Prediger, z. Z. pastor emeritus. I. Bd. Grundzüge der Theophilosophie. (1881. Berlin. H. Th. Mrose.)

Der Titel deutet die Absicht des seltsamen Buches an. Es ist unleugbar aus innerstem Herzensdrang hervorgegangen; man fühlt diese Nöthigung und deshalb muß man dem Streben Achtung zollen. Die Vorrede wirkt nicht gerade anmuthend, weil die Form oft sehr unbeholfen ist und der Verfasser zwischen Mangel und Überfluß an Selbstvertrauen herumschwankt. Herr Kreiß geht von dem Satze aus, daß Theologie und Philosophie insofern eins seien, als sie ein gemeinsames Ziel besitzen, „auf die Belehrung des Menschengeschlechts hinzuwirken und

somit die Menschheit auf einen immer richtigeren Weg der Erkenntniß zu führen", doch habe die Theologie keine wissenschaftliche Berechtigung, zu fordern, daß sich die Vernunft ihr gefangen gebe. So viel des Wahren und Schönen das Buch enthält, so entbehrt es doch vornehmlich der Klarheit; die Methode, schwankend zwischen Induktion und Deduktion ist unsicher; die Entwicklung der eigenen Gedanken über Offenbarung als eines natürlichen, dem Geiste immanenten Vorgangs, über den geschichtlichen Jesus und das Ideal Christus u. s. w. wird überall durch Sprünge und durch eine oft überflüssige Polemik unterbrochen, so gegen Hellwalds materialistische Kulturgeschichte. Vielleicht gibt uns der 2. Bd. Aufschlüsse — vorläufig ist's uns noch nicht klar geworden, wie die volle Versöhnung zwischen Theologie und Philosophie zu Stande kommen soll.

Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal von Dr. Alex. Wernicke. 1880. Berlin. Carl Duncker's Verlag.

Der Verfasser dieses vortrefflich und mit Wärme geschriebenen Buches schließt die Entwicklung seiner ethischen Ansichten an eine Kritik und Darlegung der Ideen Kants an, besonders seiner Auffassung der Willensfreiheit, und gelangt zunächst zu dem Satze, daß nach dem Versuche des großen Denkers, dieselbe zu retten, nichts übrig bleibe als unbedingte Anerkennung der Notwendigkeit. Doch hält auch er an der Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich fest und bringt dieselbe zur Entwicklung seiner Anschauungen über das Werden des Gewissens. Wir erkennen die Dinge nur aus den Einwirkungen; diesen entspricht etwas Absolutes und die Welt sei eine Republik von solchen absoluten Wesen, aus deren Wechselverkehr für jedes derselben eine Vorstellungswelt hervorgeht. Diese absoluten Wesen nennt Wernicke mit Beibehaltung des Kantischen Wortes Noumena. Auf jeden Eindruck antwortet eine Reaktion, Handlungen sind die Erscheinungsweisen derselben. Die causale Anlage unserer Natur zwingt uns eine Ursache für diese Gegenwirkung zu setzen, und diese Ursache nennen wir Wille. Reaktionen, also Handlungen, gehen aus Reizen oder Vorstellungen hervor, wir nennen die ersteren unwillkürlich, die zweiten willkürlich, notwendig aber sind beide. Die Erfahrung zeige, daß auch das Gewissen im Kinde, wie bei Völkern werde, deshalb könne es nicht angeboren sein. Der Verfasser gelangt durch seine psychologische Darlegung dahin drei Stufen der Moral anzunehmen: Moral der sinnlichen Lust, des Nutzens und der (Nächsten-) Liebe und es ergibt sich ihm als formales Sittengesetz der Satz: „Suche die gesammte Willensbefriedigung zu vermehren." Die Vorstellung vom Sittengesetz wird im Kinde durch die Erziehung vermittelt; je stärker sie wird desto mehr kann sie andre Reize und Vorstellungen verdrängen, und ihr Träger wird dadurch zum sittlichen Menschen. Eine Verantwortlichkeit aber giebt es nicht, weil dieser Begriff nur für freie Wesen Bedeutung hat. Die Strafe kann nur danach streben zu bessern oder die Gesellschaft zu schützen. In der IV. Abtheilung bespricht Wernicke: „Die Bedeutung des Gewissens in der Geschichte der Menschheit." Es ist ein schöner Gedanke, wenn er die Mutterliebe zu einem der Grundsteine der sich entfaltenden Kultur macht, dagegen können wir nicht unbedingt beistimmen, wenn er die Gottesvorstellung aus den Unlustempfindungen hervorgehen läßt, weil „glückliche Menschen überhaupt nicht dazu gekommen wären sich Gottesvorstellungen zu bilden." Die Darlegung führt in etwas flüchtigen Zügen die Entwicklung der Gottesanschauung von transcendenten zum immanenten Gotte aus und gipfelt in der Erklärung, daß an der Hand kritischer Forschung ein christlich zu nennender Standpunkt überhaupt nicht gewonnen werden könne. Katholicismus oder Verneinung des Christenthums, es gibt keine dritte logische Richtung. Der sechste und siebente Abschnitt enthalten sehr bemerkenswerthe Sätze, deren Besprechung hier unmöglich ist. Wir empfehlen das anregende, ehrliche Buch, wenn wir auch damit nicht völlig zu übereinstimmen im Stande sind. r.

Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede von Rudolf Eucken, Prof. in Jena. (Leipz. 1881. Veit u. Co.)

Der 100. Geburtstag des Philosophen, dessen Moritz Carriere in unser Monatsschrift gedacht hat, bot die Veranlassung zu dieser Festrede, welche der Verfasser mit einer Reihe von Ergänzungen versehen hat; die Gerechtigkeit und Wärme, mit welcher hier des unverdient vergessenen Mannes gedacht ist, hat uns sympatisch berührt. Eine liebevolle Darstellung des Lebens und Wirkens dieses eigenartigen Menschen wäre vielleicht im Stande, manchen seiner Gedanken in weitere Kreise zu tragen. r.

Buddha et sa Religion, par Barthélemy St. Hilaire. 3me Edition. Paris, Didier.

Gegenüber dem Glorienschein, mit welchem der Buddhismus in Deutschland schon früher ausgestattet wurde und neuerdings wieder verherrlicht wird ist es zeitgemäß an die gründliche Arbeit von J. Barthelemy Saint-Hilaire: „Le buddha et sa religion" zu erinnern. Die Ausgangspunkte der beiden indischen Religionen und des Christenthums bilden vollständige Gegensätze. Die Indier erklären alles Leben für Qual und suchen Mittel, dieser Qual zu entgehen, das Christenthum erblickt im Leben ein kostbares Gut, das, hienieden sehr unvollkommen und nur zur Prüfung bestimmt, mehr und mehr vervollkommnet werden und im Jenseit wirklich seine Vollendung erreichen soll. Das Brahmanenthum läßt die Seele so lange sich wieder verkörpern bis sie reif geworden ist

in Brahma, den Weltgeist, aufzugehen. Das genügt dem Buddhismus nicht. Aus Brahma ist alles hervorgegangen, kehrt etwas zu ihm zurück, so kann es wieder geboren werden, was der Buddhismus verhindern will, er geht also radikal zu Werk. Er kennt weder Seele noch Gott, er kennt nur das Sein, d. h. unzählbare Formen des Truges, und das Nichtsein, d. h. die einzige Form der Wahrheit, zu welcher das Sein gelangt, wenn es sich von allem Trug, d. h. von sich selber befreit hat. Wir müssen uns hier begnügen, die guten und schlimmen Seiten dieser Religion, die der gelehrte Franzose vortrefflich entwickelt, kurz aufzuzählen. Der Buddhismus verfolgt eine rein praktische Richtung, er lehrt die Verachtung weltlicher Güter, er predigt Mitleid, Sanftmuth, Sittenstrenge, Entsagung, Abscheu vor Lüge, Achtung der Familienbande und sucht das Gefühl der Gleichheit alles Lebendigen einzuflößen, allein da diese Tugenden nur dazu dienen sollen den, der sie ausübt, von der Qual der Wiedergeburt zu befreien, so vernichtet er jede Thatkraft, die positiv das Leben veredeln möchte, er wirkt nur negativ, nur erschlaffend. Ihm fehlt die Idee des positiv Guten, er ignorirt Freiheit und Recht, er versinkt in Skepticismus, unheilbare Verzweiflung, absolute Verachtung des Lebens und der menschlichen Persönlichkeit. Die Völker, die ihm huldigen, müssen der socialen Ohnmacht verfallen. Es liegt auf der Hand, daß, wo Vernichtung des Daseins als Endziel alles Strebens gilt, der Mensch nur noch im widerstandlosen Dulden Würde zeigen kann, daß ihm Abwehr des Unrechts, Thätigkeit, die das Leben veredelt, Kunst und Wissenschaft als Nichtigkeiten erscheinen müssen. Nur wenige occidentalisch geschulte Denker werden vermögen mit den Worten: „Das Nichtsein soll sein" einen Sinn zu verbinden, und diese Wenigen wird man, ihrer Unklarheit wegen, bald bei Seite schieben, wenn sie auch im Stande waren, durch ihre Excentricität für kurze Zeit Aufsehen zu erregen.

S.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. F. Cohn. Breslau, Kern'scher Verlag 1882. 512 Seiten Gr. 8.

Der Büchermarkt ist nicht weniger als arm an populären botanischen Schriften. Meist wird aber in der Form gemeinverständlicher Darstellung dem Leser nur sehr leichte Waare geboten; denn nur selten läßt sich ein Meister deutscher Wissenschaft herbei, für den Nichtfachmann zu schreiben. Selten, aber doch! Und wie einst ein Mann von der überwältigenden Bedeutung Schleiden's, einer der größten Reformatoren auf botanischem Gebiete es nicht verschmähte, den Gebildeten der deutschen Nation seine „Pflanze und ihr Leben" zu widmen, so hat jüngsthin ein hochgeachteter Forscher, der wie kein zweiter der Zeitgenossen das Gebiet der kleinsten Organismen beherrscht, es unternommen, eine Reihe gemeinverständlicher die Pflanze betreffender Essays zu veröffentlichen, welche gleichfalls an die Adresse der Nichtfachmänner gerichtet sind.

Es ist fürwahr ein geistig anregendes und anmuthiges Buch, mit dem Ferd. Cohn uns jüngsthin erfreute. Die anziehendsten Erscheinungen des Pflanzenlebens werden hier in einer dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Weise und in vollendet schöner Form besprochen und, so weit es die heutige Pflanzenphysiologie zuläßt, erklärt. Das Buch behandelt ferner einige wichtige Beziehungen der Pflanze zur Kultur und Civilisation.

Cohn's ‚Pflanze' umschließt sechzehn Essay's in Form von Vorlesungen. Thatsächlich sind auch die meisten dieser kleinen Abhandlungen aus Vorträgen, die der Autor in den letzten dreißig Jahren in verschiedenen Städten Deutschlands gehalten hat, hervorgegangen. Die Fortschritte der Wissenschaft haben eine Neugestaltung der ursprünglichen Concepte ebenso nothwendig gemacht, wie die Zusammenfassung der einzelnen Essays zum Zwecke der Veröffentlichung in ein Buch.

Die nachfolgend mitgetheilten Titel der Vorträge werden wohl am besten ze gen, welche anregende und abwechslungsreiche Lektüre uns Cohn's Buch bietet. Dieselben lauten: 1. Botanische Probleme. 2. Göthe als Botaniker. 3. Der Zellenstaat. 4. Luft und Leben. 5. Der Pflanzenkalender. 6. Vom Pol zum Aequator. 7. Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee. 8. Was sich der Wald erzählt. 9. Weinstock und Wein. 10. Die Rose. 11. Insekten fressende Pflanzen. 12. Botanische Studien am Meeresstrande. 13. Die Welt im Wassertropfen. 14. Die Bakterien. 15. Unsichtbare Feinde in der Luft. 16. Die Gärten in alter und neuer Zeit.

Unter diesen Vorträgen ist wohl keiner, der nicht jeden Gebildeten zu interessiren vermöchte. Die werthvollsten Nummern sind wohl 14 und 15. Hier führt uns durch das Labirynth der gährungs-, fäulniß-, krankheitserzeugenden Organismen der berufenste Meister. Am meisten dürfte Nr. 2 gefallen, da hier Göthe's Beziehungen zur Pflanze in warmer, verehrender aber dennoch von objektiver Kritik getragener Weise erörtert werden. Nr. 1 bildet gewissermaßen den Rahmen für das Ganze. Cohn hat es verstanden, in diesem einleitenden Vortrage die natürliche Grenze des Gebietes der Botanik, die Beziehung dieser Wissenschaft zu den andern Bezirken des Wissens in zweiter Linie anzudeuten und mit wenigen sicheren, scharf hervortretenden Strichen die Wege und Ziele der heutigen botanischen Forschung zu zeichnen.

J. Wiesner.

Englisch Library vol 4, *Sketches* by Mark Twain — The Lay of the Last Minstrel by Sir Walter Scott. — *The Stoops to Conquer*; a Comedy by Oliver Goldsmith — *The tragical History of Doctor Faustus*

by Marlowe. — Zürich. Rudolph et Klemm 1881. Preis pro Heft 40 Pfg.

Bei der Verbreitung, welche die englische Literatur bei uns gefunden, scheint die Herausgabe einer solchen billigen Taschen-Bibliothek wie die Schweizer Verlagshandlung sie begonnen, einem Bedürfniß zu entsprechen.

In dieselben sollen zunächst die Schriften der englischen Klassiker und der amerikanischen Humoristen, sodann solche Autoren aufgenommen werden, welche in Deutschland noch nicht ihrer Bedeutung gemäß bekannt und gewürdigt sind.

Die nächsten Lieferungen werden Shakespeare's Sonnette, Byron's Lara und den Gefangenen von Chillon enthalten.

Ein besonderes Interesse bietet die Publikation des Marlowe'schen Faust in der ersten Ausgabe von 1664 dar, in welcher sich allerdings auch Stellen und Scenen befinden, welche wohl kaum von dem genannten Autor herrühren.

Barbablanca. Eine Rhapsodie von Julius Ernst Günthert. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. Stuttgart, C. Krabbe 1881.

Ein Mitstreiter und Mitkämpfer hat es unternommen im Spiegel der Poesie den Entwickelungsgang des Sieges- und Triumphzuges von 1870/71 dem patriotischen Sinn und Gemüth der Nation einzuprägen. Der Inhalt des Werkes besteht aus einem Prolog: „Frieden und Traum" — der Exposition: „Weißenburg — Spicheren" — der Peripetie: Wörth — Mars-la-tour, — St. Privat" — der Katastrophe: „Sedan — Paris" — endlich dem Epilog: „Das Fest der Nemesis. — Die einzelnen Theile sind in sich abgeschlossen und zugleich durch das Band der Thatsachen verbunden. Als ein Vermächtniß, welches die Gegenwart an die nachkommenden Geschlechter überliefert, soll es nach dem Wunsche des Dichters neben der Freude des Triumphes die Erinnerung an die Waffengefährten lebendig erhalten, welche in patriotischer Begeisterung das Leben einsetzten für die heiligen Güter nationaler Selbstständigkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die einzelnen Theile besonders geeignet, an den bezüglichen Gedenktagen zu deren Feier vorgetragen und dem Gedächtniß des deutschen Heeres und Volkes als ein lebensvolles, in gleichem Geiste fortwirkendes Besitzthum eingeprägt zu werden.

Briefe von Carl Friedrich Eichhorn. Von Dr. Hugo Lösch. Bonn, Univ.-Buchdruckerei von Georgi 1881.

Die gespannte Erwartung, mit welcher der Leser diese Sammlung von Briefen des berühmten Mannes in die Hand nimmt, wird doch ziemlich schnell enttäuscht, wenn er darin im Ganzen wenig interessante Dinge und dessen Kriegserlebnisse in aphoristischer Skizze erfährt, wie sie Jedermann wohl ebenso geschrieben hätte. Höchstens sind die Briefe an seinen Sohn über die Wahl seines Berufs für Pädagogen von Interesse. Die Redaktion ist übrigens mit Geschick und Sorgfalt durchgeführt. I. H.

Der Golem, eine Prager Sage von Hans Walter. Wien, L. Rosner 1882.

Eine interessante Sage zur Zeit Kaiser Rudolfs, die innerhalb der jüdischen Gemeinde in Prag sich abgespielt haben soll, hat der Autor in Versen behandelt.

Wir glauben, daß diese Sage sich vielleicht besser als Stoff für eine Novelle als für ein Gedicht geeignet und durch die erzählende prosaische Form größeres Interesse erweckt haben würde; der Verfasser scheint aber mehr zu der Dichtung in Versen als zu der in Prosa hinzuneigen, wie viele andere auch, die weniger Begabung hierfür als H. Walter besitzen. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet und wird gewiß auch viele Freunde finden.

Palästina in Bild und Wort von G. Ebers und H. Guthe, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lieferung 7—12.

Wir haben schon früher auf dieses Werk hingewiesen. Die sechs neuen Lieferungen, die uns jetzt vorliegen, enthalten Schilderungen über Jerusalem, Bethlehem, über das nördliche Judäa, das todte Meer, die untere Jordanebene, den Berg Quarontome, das Bergland von Benjamin, den Paß von Widemos, über die Stätte von Ol, über das Gebirge von Juda und über Karjet el Enab.

Wir behalten uns vor, Weiteres nach dem Erscheinen neuer Lieferungen über dieses mit vorzüglichen Illustrationen ausgestattete Prachtwerk zu berichten und hoffen, daß dasselbe sich in die weitesten Kreise des gebildeten Publikums einführen wird.

Die Entwickelung des Nihilismus von Nicolai Karlowitsch. Berlin, Behr's Buchhandlung.

Unter den Schriften, die den Nihilismus behandeln nimmt das vorliegende Buch eine hervorragende Stellung ein. Der pseudonyme Verfasser giebt ein klares Bild nicht nur von dem Nihilismus, sondern auch von den Zuständen in Rußland. Als eine der Hauptursachen des Nihilismus betrachten wir die Corruption des Beamtenthums, die namentlich in dem jetzt veröffentlichten Bericht des Controleurs der Reichsfinanzen an Kaiser Alexander II. an das Tageslicht gebracht worden ist. Herr Karlowitsch hat aber nicht nur einzelne Uebel geschildert, an denen das russische Reich leidet, sondern die Zersetzung der ganzen russischen Gesellschaft durch die Sucht der einzelnen Individuen zu zerstören, der Regierung Trotz zu bieten und selbst eine Rolle zu spielen, ohne eine wissenschaftliche oder staatsmännische Befähigung hierfür zu besitzen. Die Mittel, wie der Nihilismus beseitigt werden kann, ob durch ein noch strengeres Regiment oder durch größere Freiheiten, bleiben für uns eine offene Frage.

Wir glauben aber, daß die russische Regierung dem Lande am meisten schaden würde, wenn sie durch kriegerische Verwickelungen die inneren Schäden verhüllen will. Wir halten deshalb die Panslavisten für fast ebenso gefährlich, wie die Nihilisten. Das vorliegende Buch über diese wird beweisen, daß wir hiermit eine nicht unrichtige Ansicht aussprechen, und daß Rußland erst im Innern sich sichern muß.

Großer Handatlas der Naturgeschichte von G. Hayek, Lief. I. Wien, Moritz Perels.

Für Freunde und Lehrer der Naturgeschichte ist ein Atlas, der Pflanzen, Thiere &c. bildlich darstellt, gewiß eine willkommene Gabe. Es prägen sich durch solche Abbildungen die einzelnen Objekte tiefer in's Gedächtniß und erleichtern das Studium. Das vorliegende Werk ist populär gehalten, der zum Atlas gehörige Text ist für Jeden verständlich und belehrend geschrieben. Die erste Lieferung behandelt die Wirbelthiere (Säugethiere, Flatterthiere, Insektenfresser, Nagethiere, Halbaffen, Fleischfresser). Die dazu gehörigen Illustrationen sind vortrefflich ausgeführt, so daß wir schon von dieser ersten Lieferung einen für das ganze Werk sehr günstigen Eindruck erhalten. Wir können dasselbe allen unsern Lesern zum Studium und zum Nachschlagen empfehlen und behalten uns vor auf dieses Werk, welches im Ganzen 15 Lieferungen umfassen soll, gelegentlich wieder zurückzukommen.

Herr und Frau Bewer von Paul Lindau. Breslau, S. Schottländer, 3. Auflage 1882.

Der geistvolle Feuilletonist Paul Lindau, der als Dramatiker in letzter Zeit wenig Glück hatte, hat einen von Erfolg begleiteten Versuch mit einer Novelle gemacht. Der äußere Erfolg des vorliegenden Buches ist sogar ein bedeutender, der Verleger hat mehrere tausend Exemplare von „Herr und Frau Bewer" abgesetzt. Es ist dies ein Zeichen, daß Lindaus Beliebtheit nicht in der Abnahme begriffen ist. Das Feuilleton, welches früher in Deutschland von einer geistlosen literarischen Clique fast in allen Blättern beherrscht wurde, hat seitdem Lindau seine interessanten Satiren und Kritiken nach dem Muster der Franzosen bei uns einführte, entschieden gewonnen und verdankt ihm eine neue Richtung. Man liest Lindau's Schriften um sich zu amüsiren und der Autor wird von dem Publikum nicht viel mehr als dies erwarten. Er macht keinen Anspruch darauf, daß seine Schriften wie philosophische oder gelehrte Dichterwerke studirt werden, er will nur durch seinen Humor und durch seine geistvollen Satiren ergötzen und das erreicht er in den meisten Fällen. „Herr und Frau Bewer" werden dem Publikum auch einige unterhaltende Stunden gewähren, man wird sich ebenso für Herrn Bewer, der als reicher Mann aus Sumatra zurückgekehrt ist, wie für die Chansonnettensängerin, die er heirathet und von der er sich wieder scheiden läßt, interessiren. Der Schüler der Franzosen ist auch in diesem Werke unverkennbar, es hat dasselbe deshalb einen besonderen Reiz für Alle, die nicht nur die Pariser Mode nachahmen, sondern auch die französischen Romane lieber als die deutschen lesen.

Der Karneval von Venedig von Carl Heigel Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt. Zweite Auflage 1882.

Wenn eine Novelle in verhältnißmäßig kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt, so ist dies ein Zeichen, daß sie das große Publikum interessirt und allgemein gefallen hat. Die meisten belletristischen Produkte leiden an geringem Absatz, wenn nicht berühmte Autoren auf dem Titelblatte figuriren; oft mit Recht, manchmal aber auch mit Unrecht. Carl Heigel hat sich aber schon seit längerer Zeit die Gunst des Publikums im hohen Grade erworben und mit dem „Karneval von Venedig" hat er eines der schönsten Bilder von Italien gegeben. Die Handlung der Novelle ist spannend und die einzelnen Charaktere in derselben sind vortrefflich gezeichnet und interessant, poetisch und zeitweise humoristisch sind seine Schilderungen von Venedig, und erwecken in dem Leser, der diese wunderbare Stadt gesehen hat, die schönsten Erinnerungen. Ein echtes Stimmungsbild gibt die Beschreibung des Canale grande „wenn er bei dräuschendem Regen glum und verlassen liegt," sagt der Autor, „mag die schwermüthige Stimmung, die Byrons Strophen an Venedig athmen, auch das beherrschen, doch nun lag unter südlich heiterem Firmament auf den herrlichen Palastfassaden ein warmer Ton; offene Fenster mit Neugierigen zeugten für das Leben im Innern, und es widerhallte die Bahn vom fröhlichen Ruderschlag der Barken und Gondeln. Da erweiterte sich unsere Brust, welcher Hoffen unendlich leichter als Verzweifeln fällt, da übertragen wir den kräftigen Pulsschlag in die Marmorwelt und glauben, daß der künstlerische Genius unsterblich und seine Werke unvergänglich seien."

Wer Venedig kennt und liebt und wer einem Carneval dort beigewohnt hat oder wer beides kennen lernen will, den wird Heigels Novelle gewiß erfreuen und erwärmen.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. O. Janke in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang. — Dritter Band.

(Juli bis September 1882.)

Berlin, 1882.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt

des

dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs VII.

(Juli bis September 1882.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anatomie.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 7. Juli 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 7. Juli 1882.

Aus dem Altenstein'schen Cultusministerium.

1. Der Kronprinz und Altenstein.

Unter den vielen Personen, mit welchen der Cultus-Minister von Altenstein in amtlichem oder halbamtlichem vertrauten Verkehr stand, nimmt der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., den ersten Platz ein, sowohl durch seine hohe Stellung im Staate überhaupt, wie auch dadurch, daß derselbe, getragen von dieser, mehr als irgend jemand anders wagen durfte, die Regierungs-Maßregeln und speciell die Vorgänge im Cultus-Ministerium einer Kritik zu unterwerfen und zu versuchen, auf die Entschlüsse des Ministers bestimmend einzuwirken.

Veranlassung zum Geltendmachen abweichender Ansichten gaben vor allem die Bewegungen auf kirchlichem Gebiet. Der Kronprinz selbst, durchdrungen von einem starken positiven Glauben, legte einen hohen Werth auf die Unantastbarkeit individueller religiöser Ueberzeugung, ebenso wie auf das Recht der christlichen Gemeinden, innerhalb einer bestimmten Confession ihre kirchlichen Ordnungen zu gestalten oder die überkommenen zu bewahren. Indem er sich selbst in seinem religiösen resp. kirchlichen Bewußtsein öfter durch die Kirchenpolitik seines königlichen Vaters verletzt fand, trat er so weit möglich als Fürsprecher für diejenigen seiner Glaubensgenossen auf, welche sich gleich ihm durch diese Kirchenpolitik, namentlich aber durch die diktatorische Einführung der Union in ihrem Gemüth und ihrem Recht gekränkt fühlten. Altenstein stand diesen Fragen persönlich kühler gegenüber, indem er Dinge als religiös nebensächlich betrachtete, auf welche namentlich von den orthodoxen Lutheranern ein großer Werth gelegt wurde. Während er, weit davon entfernt, einen Gewissenszwang ausüben zu wollen, in Bezug auf die Frage individueller religiöser Freiheit vielleicht toleranter dachte, als der Kronprinz, betrachtete er die kirchlichen Fragen mehr vom staatsmännischen Standpunkt. Er widerstrebte der Sektenbildung, welche dem Kronprinzen sympathisch war; er glaubte, daß in gemeinsamen Formen die individuelle Religionsfreiheit gewahrt bleiben könne und solle. Trotz dieser fundamentalen Verschiedenheit der Auffassung kirchlicher Angelegenheit bestand aber zwischen beiden, dem Kronprinzen und Altenstein ein sympathisches Verhältniß, welches auf den beiderseitigen edlen Charaktereigenschaften beruhte. Deßhalb wandte sich der Kronprinz oft im Vertrauen an den Cultusminister mit dem Anliegen, hier oder dort eine ihm erscheinende Härte beseitigt zu sehn, und dieser suchte gern den Wünschen des Thronerben zu entsprechen, so weit die von dem König im allgemeinen vorgezeichnete Kirchenpolitik dies zu thun gestattete, was allerdings nicht immer in dem vom Kronprinzen gewünschten Maß möglich war. Andere Veranlassung

zur Correspondenz gaben mehrfach persönliche Angelegenheiten, welche mit kirchlichen Fragen nicht zusammenhingen. Das warme Herz Friedrich Wilhelms IV. war eine Wohnstätte des Gefühls der Freundschaft und hat derselbe, wie unser erhabener Kaiser Wilhelm, sein Leben hindurch sehr fest an denjenigen Personen gehalten, welche ihm einmal nahe getreten waren und sein Vertrauen gewonnen hatten. Auch wo dies nicht der Fall war, interessirte er sich lebhaft für solche Männer, welche durch ihre Leistungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft seine Aufmerksamkeit erregten, und häufig entstand bei dem hohen Herrn der lebhafte Wunsch, diese Männer in seiner Nähe zu haben und ihre hervorragenden Eigenschaften für den preußischen Staat nutzbar zu machen. Auch in dieser Beziehung wandte er sich oft vertrauensvoll an den Minister, und wenn dieser in Fällen mehr persönlicher Beziehungen, wenn irgend möglich, den Wünschen des Kronprinzen zu entsprechen bestrebt war, so fand er sich in Bezug auf Berufungen bedeutender Männer nach Preußen meist in voller Uebereinstimmung mit demselben und folgte aus eigner Ueberzeugung den ihm gegebenen Fingerzeigen.

Ein besonderes Interesse zeigte der Kronprinz auch für die Mission und glaubte in jeder Hinderung oder Erschwerung derselben eine feindselige Handlung gegen das Christenthum erblicken zu müssen. Hiervon gibt folgender Brief Zeugniß:

„Ich habe Sie lange nicht gesehen und wohl noch länger Ihnen nicht geschrieben, lieber Herr Minister, daher thut es mir doppelt weh, heute einen Klagebrief schreiben zu müssen. Ja klagen muß ich und will ich über die, ich glaube gewiß in der Geschichte unserer Verwaltung unerhörte Art, wie die in Schlesien beschäftigte Juden-Mission einmal durch das Breslauer Consistorium, zweitens aber durch den Befehl Ihres Ministerii, mein lieber Altenstein, prostituirt worden ist. Dies in jedem Betracht unschickliche Beginnen, welches nur auf Spitzbuben oder solches Gelichter angewendet, eine Entschuldigung finden würde, ist gekrönt worden durch das Einrücken in das Sonntags-Blatt der Staatszeitung, aus welcher es ohne Zweifel bald in allen Blättern des In- und Auslandes erscheinen wird. Ohne Zweifel ist Ihnen von diesem letzten Einrücken nichts vorher bekannt worden; ich bitte Sie aber, falls Sie's nicht seitdem gelesen, sich dies Sonntagsstück vorlegen zu lassen und dann erwarte ich von Ihrem Takt und edlem Herzen, daß Sie meine Entrüstung theilen werden. Daß das Breslauer Consistorium einen unchristlichen Erlaß an die Superintendenten der Provinz schreibt, ist leider in der Ordnung und ärgert mich weiter nicht einmal, denn ich begehre nicht, Weintrauben von den Dornen zu lesen; schon viel bedenklicher ist es zwar, daß ein allerhöchster Cab.-Befehl, der bekanntermaßen in einem ganz anderen Sinne erlassen war, durch Einleitung und Zusatz von Seiten des Consistoriums dem Sinn noch entstellt in die Hände seiner Unterbehörden gelangt — doch darüber läßt eine seltsame Erfahrung keine Verwunderung weiter zu — daß aber das hohe geistliche Ministerium selbst befiehlt, dies maliziöse Machwerk in den Amtsblättern abdrucken zu lassen und so ein Schreiben, welches seinem Wesen und der Geschäftsordnung zu-

folge lediglich zu Händen der Superintendenten und höchsten Regierungen kommen sollte, der Oeffentlichkeit übergeben wird, das ist es, worüber ich hier gegen Sie, den Chef dieses Ministerii bittre Klage führe. — — — Das Böseste darin (d. h. in der Bekanntmachung) aber ist, daß dadurch Männer, die sich wie bekannt mit mehr als bloßer Bewilligung des Königs dem schwierigen, undankbaren Geschäft unterziehn, dem Hohne öffentlich preisgegeben werden und an den Pranger gestellt worden sind, das ist abscheulich!!! — — — Verzeihen Sie, verehrter Altenstein dasjenige in diesen Zeilen, was mit gleicher Aufrichtigkeit, aber zierlicher, attischer hätte ausgedrückt werden können. Dies Schreiben wäre ebenso unverantwortlich, als die Consistorial-Bekanntmachung, wenn es zur Mittheilung an Ihre Räthe bestimmt wäre. Es ist aber für Sie allein*) und im Vertrauen geschrieben, für Sie, mein lieber Altenstein, gegen den ich schon oft schriftlich und mündlich im Vertrauen mein Herz habe ausschütten dürfen, der mich stets verstanden und mir manches freie Wort schon gütig nachgesehen hat. — — —

Suchen Sie, ich beschwöre Sie, verehrter Freund, suchen Sie dies Aergerniß, so weit es irgend geht, zu mildern, hinwegzuräumen. — — —

Leben Sie wohl, mein lieber Altenstein und verkennen Sie über der Bewegtheit und Flüchtigkeit dieses Schreibens nicht den, welcher sich ohne Falsch Ihren Freund nennt.

Sans Souci, 26. Juni 1833.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich bemerke noch, daß mir die Veranlassungen zu der Verfolgung gegen die schlesische Juden-Mission sattsam aktenmäßig bekannt sind. — — — Wissen Sie Schlimmeres, so bitte ich um Mittheilung.

Welchen Einfluß übrigens die Bekanntmachungen in den Amtsblättern auf das Geschäft der Missionare im Allgemeinen haben muß durch die Erbaulichkeit und Christlichkeit des Eindrucks auf die Juden, werden Sie wohl noch besser als ich zu ermessen vermögen!!! — Gott besser's!"

Altenstein antwortete hierauf unter dem 30. Juni:

„Ew. Königl. Hoheit gnädigster Erlaß vom 26. d. würde mich tief schmerzen, da ein Gegenstand meiner Verwaltung Höchstdero gerechten Unwillen auf sich gezogen hat, wenn ich mich nicht durch Höchstdero huldreiche Aeußerungen in solchem und das mir dadurch auch selbst bei einer solchen Veranlassung bethätigte Vertrauen hoch beglückt fühlte. Ich darf mich diesem beglückenden Gefühl um so mehr überlassen, da ich mir schmeicheln zu dürfen glaube, daß eine kurze Darstellung des Zusammenhanges der Sache Ew. Königl. Hoheit gnädigst überzeugen wird, daß ich an dem unglücklichen Gang, welchen diese Angelegenheit genommen hat, keinen Antheil habe und daß mich daher die Erscheinung des Zeitungsartikels auf eine höchst unangenehme Art aufregen musste.

*) Wenn wir trotzdem dies Schreiben hier publiciren, so geschieht es, weil es ein Beweis für den edlen Glaubens-Eifer Friedrich Wilhelm's IV. ist, um dessentwillen derselbe so viele Anfechtung hat erleiden müssen.

Ich bemerke über den Zusammenhang der Sache ehrerbietigst:

1. Daß die Allerhöchste Cabinets Ordre vom 31. März d. J., von welcher ich eine Abschrift unterthänigst beifüge, ohne Berichtserforderung aus Allerhöchst eigner Bewegung an mich auf eine Vorstellung des Comités der hiesigen Missions-Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden ergangen ist.

2. Damit die Allerhöchste Willensmeinung den Behörden genau bekannt werde, habe ich den Königlichen Regierungen und dem Breslauer Consistorium die Allerhöchste Ordre mit dem abschriftlich ehrerbietigst beifolgenden Verfügungen mitgetheilt, in welchen wohl absichtlich nicht die Abstellung der Mißbräuche, sondern, daß den Missionen nichts in den Weg gelegt werden solle, besonders herausgehoben ist. Ew. Königl. Hoheit werden Höchstsich aus dieser Verfügung zu überzeugen geruhn, daß ich keineswegs die Bekanntmachung durch das Amtsblatt, sondern nur, daß das Erforderliche wegen der weiteren Bekanntmachung erfolge, verfügt habe.

3. Das Consistorium zu Breslau hat auch nach der ehrerbietigst beifolgenden Abschrift des Erlasses in dem Amtsblatt nicht, wie es nach dem Artikel der Staatszeitung den Anschein hat, geäußert, daß demselben die Bekanntmachung durch das Amtsblatt aufgegeben sei, wohl aber, was ganz unrichtig ist, daß es beauftragt sei, die Verfügung zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Die Fassung der Bekanntmachung des königl. Consistoriums ist offenbar nicht in der Richtung und aus der Haltung erfolgt, welche demselben die Verfügung des Ministeriums an die Hand gegeben hat, in dem solches die Abstellung der Mißbräuche ganz besonders herausgehoben hat.

4. Die Bekanntmachung der Sache durch die Monats-Zeitung ist nach der von mir eingezogenen Erkundigung nicht auf besonderes Verlangen, sondern aus eignem Antrieb des Redakteurs aus dem Amtsblatt, erfolgt. Die doppelsinnige Fassung gibt den Schein, als sei die Bekanntmachung durch das Amtsblatt von dem Ministerium veranlasst worden.

Ew. Königl. Hoheit haben Höchstihre Mißbilligung über das Benehmen des Breslauer Consistoriums bereits so stark auszusprechen geruht, daß ich hierüber nichts weiter ehrerbietigst beifügen darf. Es ist sehr schlimm, daß sich von Männern, die in vielen Verwaltungs-Angelegenheiten höchst tüchtig sind, nicht auch ohne Weiteres eine gleiche Tüchtigkeit für die Zwecke der mir anvertrauten Verwaltungszweige und vorzüglich für religiöse Gegenstände erwarten lässt. Das wenige Gewicht, welches Viele auf die Gegenstände meines Ressorts, wenigstens im Vergleich mit andern Gegenständen setzen, erhöht das Uebel, indem bei der Wahl von Männern zu solchen Stellen nicht nur hierauf wenig Rücksicht genommen, sondern auch den gewählten nicht einmal mit vollem Ernst angesonnen wird, sich diese Tüchtigkeit zu verschaffen, sei es durch eigene Ausbildung oder durch tüchtige Umgebung. Es ist unglaublich, wie wenig Anerkennung es findet, daß bei dieser Geschäftsführung die Form noch weit weniger, als bei mancher anderen etwas Willkürliches und blos Angelerntes sei, sondern, daß solche die richtige Aeußerung des innersten geistigen Lebensprincips der Sache sein müsse.

Ich mache hierüber täglich die schmerzlichsten Erfahrungen. Bei der jetzigen Verfassung ist keine gründliche Abhülfe zu erwarten.

Ich habe das Uebel bisher nach bestem Wissen und Gewissen durch alle nur möglichen Mittel, deren ausgedehnter Gebrauch mir aber auch durch finanzielle und andere Hindernisse erschwert wird, zu bekämpfen gesucht, indem so lange solches nicht wenigstens sehr geändert wird, meine Wirksamkeit durchaus unsicher sein muß. — — — Die Aufnahme des Artikels in die Staatszeitung ist höchst unglücklich, da solcher schon durch den Titel der Zeitung ein besonderes Gewicht und einen ostensibeln Anstrich erhält. Die Staatszeitung sollte wegen der Aufnahme solcher Artikel besonders bei dem betreffenden Ministerium anfragen: allein nach früheren Erfahrungen hält sich solche für berechtigt, ihrem eignen Gutdünken zu folgen, und ich gebe die Hoffnung auf, auch nur für die Zukunft solchen Ungehörigkeiten vorzubeugen.

Ew. Königl. Hoheit haben gnädigst zu äußern geruht, daß zu wünschen sei, daß etwas von mir geschehe, um die Sache einigermaßen wieder gut zu machen. Ich halte mich dazu verpflichtet, allein es wird schwer halten, den Zweck auf angemessene Weise zu erreichen. Zunächst meine ich, daß die Bekanntmachung des Breslauer Consistoriums durch einen Erlaß an solches ernstlich gemißbilligt werde, und es wird nicht fehlen, daß diese Zurechtweisung bekannt wird. Das Weitere wird sich erst aus dem weiteren Verfolg und den weiteren Schritten des Comités der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden ergeben. Die Fälle der Mißbräuche der Missionen, welche die königliche Cabinetsordre aufgefaßt hat, sind mir nicht genau bekannt.

— — — Für höchst wichtig für diesen Zweck der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden halte ich, daß sich die Missionäre vorzüglich in Schlesien und namentlich im gegenwärtigen Augenblicke lediglich auf den Zweck der Judenbekehrung beschränken, da dieser Zweck bei allen Religions-Partheyen sicher Aufnahme findet, der Verbindung des Zwecks mit andern Bestrebungen, aber vielfach bei der Verschiedenheit der Ansichten über solche die Schwierigkeiten erhöht und leicht sehr unangenehme Folgen hat.

Ew. Königl. Hoheit bitte ich die unterthänigste Versicherung gnädigst zu genehmigen, daß ich, was Hochdieselben in gerechtem, edlem Eifer zum Besten der Sache wünschen, gewiß mit dem lebhaften Gefühl und der vollsten Anstrengung in dem von des Königs Majestät vorgezeichneten Weg befördern und unterstützen werde.

Am schmerzlichsten ist mir in meinem Geschäftsleben bei zunehmenden körperlichen Beschwerden, daß mich solches des hohen Glücks beraubt oder so selten nur theilhaft macht, Ew. Königl. Hoheit was mich bewegt und erfüllt persönlich ehrfurchtsvoll vortragen zu dürfen, und von Höchstdenselben neue Ermuthigung und Stärkung für meine Ansichten oder deren Berichtigung zu erhalten, ohne welche ich Hochdieselben nie verlassen habe. Oft bin ich zum Geschäftsbetrieb in

Versammlungen nicht fähig, allein sehr wohl eine Stunde bei Ew. Königl. Hoheit ehrerbietigst zu erscheinen. — — —

Ich verharre in tiefster Verehrung

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster

Altenstein."

Schöneberg, den 30. Juni 1833.

Ebenso charakteristisch wie der vorhergehende Brief des Kronprinzen für das Wesen seines hohen Autors, ist die Antwort bezeichnend für die Auffassung des Ministers bezüglich der an höhere Staatsbeamte zu stellenden Anforderungen. Aus beiden Schreiben spricht ein Gefühl gegenseitiger Hochschätzung und Sympathie, sowie vollkommnen Vertrauens. Dabei bezeichnet Altenstein dem Kronprinzen sehr fein aber bestimmt die Grenzen, bis zu welcher er seinen Wünschen nachkommen kann mit den Worten: „In dem von des Königs Majestät vorgezeichneten Weg."

Unter den Männern, welche namentlich durch ihre orthodoxe Glaubensrichtung dem Kronprinzen nahe getreten waren und sich später, als derselbe König geworden, seiner besonderen Gnade zu erfreuen hatten, nahmen die drei Brüder von Gerlach eine hervorragende Stellung ein. Durch diese, wie wohl auch durch andere Personen derselben Richtung, suchte sich der hohe Herr direkt Informationen über die Bewegungen auf kirchlichem Gebiet zu verschaffen.

Hierfür kann als Beispiel angeführt werden, daß der Minister v. Voß an Altenstein schreibt:

„Ew. Excellenz habe ich die Ehre auf Befehl seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen ganz gehorsamst anzuzeigen, daß Höchstdieselben auf Veranlassung Hochdero verehrten Zuschrift vom 22. v. M. den Major von Gerlach beauftragt haben, über die drei genannten Mitglieder des hallischen Missionsvereins von seinem Bruder, dem Landgericht-Direktor von Gerlach zu Halle ohne Erwähnung dieses Auftrags und ohne Nennung Höchstihres Namens Auskunft einzuziehen. Von diesem eingegangenen Schreiben erlaube ich mir in Folge des weiteren Befehls Seiner Königl. Hoheit Ew. Excellenz eine Abschrift ganz gehorsamst zu überreichen.

Berlin, den 2. April 1830.

v. Voß.

Dieser dem Schreiben beiliegende, sehr ausführliche Bericht berührt so intime persönliche Verhältnisse, daß seine Publication in extenso beanstandet werden muß und eine nur theilweise Wiedergabe würde von wenig Werth und Interesse sein, da dieselbe hier nicht im Zusammenhang mit der ganzen Frage behandelt werden kann. Nur ein Satz daraus mag hier eine Stelle finden:

„Tholuck gilt nun einmal für das Haupt der Mystiker und so hat man wahrscheinlich, dem Stadtgeschwätz nachtappend, auch gleich seinen Schwiegervater mitgefaßt, sich dabei aber sehr vergriffen."

Der Ausdruck „Mystiker" scheint damals gleichbedeutend mit „Orthodoxe" gebraucht worden zu sein und zwar wohl mit Vorliebe von den Gegnern der

positiven Glaubensrichtung, welche meinten mit dieser Bezeichnung ihre Gegner noch schwärzer als schwarz bezeichnen zu können. Daß der Kronprinz diese „Mystiker" protegirte war ihnen sehr unangenehm und man unterließ nicht, diese Protektion in verhülltem Ausdruck öffentlich zu beklagen. Hierfür ist als ein nicht uninteressanter Beweis eine berliner Correspondenz in Nr. 35 des pariser Constitutionel vom Jahre 1829 anzuführen:

„Prusse - Berlin 15. Fevrier.

Malgré les efforts de Nos hommes d'état les plus recommandables par leurs lumières, la secte dite des mysticiens continue toujours ses ménées ténébreuses et fait des prosélytes nombreux même parmi les classes les plus élevées de la société. On prétend que cette secte est parvenue à surprendre la religion d'un auguste personnage, qui est très près du trône, et qui apparemment daigne lui prodiguer aujourd'hui une protection toute particulière. Cette tendance dans ce personnage tient à une disposition très prononcé pour la méditation. — — —

Für den jüngsten der Gebrüder von Gerlach, von welchem unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. der Widerstand gegen die Wiedertrauung von aus nicht biblischen Gründen Geschiedenen ausging, zeigte der nachmalige König schon als Thronfolger ein besonderes Interesse. Dies spricht sich in folgendem Briefe an Altenstein vom 22. Januar 1834 aus:

„Lieber Herr Minister.

Ich bin heute früh, als Herr Major von Gerlach mir ein Schriftchen seines Halleschen Bruders brachte, zufälliger Weise über die Anstellung seines jüngsten Bruders als Prediger bei einer der neuen Vorstadt-Kirchen zu reden gekommen und erfuhr folgendes darüber, das mir so wichtig und beherzigenswerth erscheint, daß ich mich bewogen fühle, Ihnen gleich Mittheilung davon zu machen. Er wünscht vor Allem seine Universitäts-Wirksamkeit nicht aufzugeben. Das ist recht und gut und mein bestimmter Wunsch. Dann hat er ein herrliches Vorhaben, wozu ich ihm alles nur mögliche Gedeihn wünsche. Er will nämlich, wenn er Pfarrer ist, um sich eine Anzahl jüngerer Candidaten des Pfarramts versammeln, die auf eigne Kosten logiren und speisen und sie durch Beiwohnen seiner Praxis praktisch zu ihrem Beruf anlernen. — — —

Friedrich Wilhelm."

Darauf antwortet Altenstein unter dem 29. Januar:

„— — Es beglückt mich unendlich, daß ich bei der Erfüllung Ew. Königl. Hoheit gnädigster Absicht, daß dem Professor von Gerlach die Predigerstelle in der Vorstadt vor dem Rosenthaler Thor verliehen werde, gar keine Schwierigkeit sehe. — — — Es hat mir immer sehr wünschenswerth geschienen, daß die Professoren der Theologie geistliche Aemter bekleiden, da sie solche ganz vorzüglich befähigen, kräftig auf ihre Schüler für den Hauptzweck ihrer Bildung einzuwirken und es ist billig, daß ihnen dies möglichst erleichtert werde. — — —

Altenstein."

Von dem Antheil, welchen der Kronprinz an den kirchlichen Fragen über-

haupt nahm, zeugt folgender Brief vom 4. März 1834, welcher zugleich zeigt, welchen hohen Begriff der Thronerbe von der Verantwortlichkeit eines Ministers und von der Pflicht des Amtsgeheimnisses hatte:

„Mein bester Altenstein!

Aus Breslau habe ich gehört, daß der Prof. Hahn, an dessen Anstellung ich so großen Antheil genommen, sollte seine Ansichten über die damaligen Kirchenstreitigkeiten dem Ministerium eingereicht haben. Sie können denken, wie mich's interessiren würde, das zu sehen. Haben Sie bei der Mittheilung an mich kein Bedenken, so bitte ich darum.“ — — —

Altenstein übersandte darauf den Bericht und bemerkt unter dem 5. März: daß derselbe das Mißliche des jetzigen Zustandes richtig würdigt, er aber auch die Schwierigkeit angemessener Vorschläge anerkennt.

Den Schluß dieser Correspondenz, so weit dieselbe hier veröffentlicht werden soll, mag folgender Brief des Kronprinzen bilden, als ein Belag für die hohe, übrigens ja allgemein bekannte Theilnahme, welche derselbe außer den kirchlichen Fragen auch der Kunst und Wissenschaft im weitesten Umfang widmete. Derselbe liegt nur in Abschrift bei den Akten vor:

„Lieber Herr von Altenstein; da mich einige Ursachen bewegen, Sie wieder mit Schreiben zu behelligen, so benutze ich die Gelegenheit Ihnen zuvörderst meinen herzlichen Dank zu sagen für die liebenswürdige Antwort, womit Sie mein letztes Schreiben beehrt haben. Die Ausdrücke wahrer Freundschaft darin zu finden, hat mich gerührt und erfreut. Möge Ihre so erwünscht wiederkehrende Gesundheit bald einen recht vollständigen Sieg erringen!!!

Sie wissen wie sehr ich dem Professor Ritter wohl will, und ich glaube, daß ganz abgesehen von meiner Zuneigung zu ihm, er unter den Geographen seiner Zeit einen sehr hohen und anerkannten Platz einnimmt. Kaum erfuhr ich vor Kurzem durch Zufall, daß er im Besitz der seltensten Sammlung geographischer und geschichtlicher Materialien ist, das Erzeugniß von 40jährigem Sammeln, daß es ihm aber gänzlich an Muße fehlt, längst projektirte Werke (namentlich über Teutschland) zu bearbeiten. Sie kennen meine Vorliebe für diese Wissenschaften. Ich ließ ihn daher zu mir kommen und bot mich dazu an, falls es sich so wie ich gehört verhielte, ihm nützlich zu sein, soweit es in meinen Kräften steht. Das Schreiben ist nun das Resultat unserer Conferenz. Gegen Sie, bester Altenstein, hat er über solch Vorhaben schon einiges angedeutet und meine dringende Bitte ist jetzt, daß Sie, falls Sie von der Wichtigkeit der zu hoffenden Erzeugnisse größerer Muße Ritter's so wie ich überzeugt sind, ihn gefälligst zu Vorschlägen dazu auffordern und Sich der ganzen Sache gütigst annehmen möchten. Meiner Meinung nach würde der erste Schritt zum Gewinn von Muße für Ritter der sein müssen, ihn gänzlich von seinem Verhältniß zum Cadetten-Corps zu entbinden, wo denn allerdings wegen Entschädigung für Wohnung und Gehalt Bedacht zu nehmen wäre.

Die 2. Frage betrifft das neue Gesangbuch. — — —

Das 3., welches ich mir vorgenommen habe, Ihnen zu sagen, bester Alten-

stein, ist von der höchsten Wichtigkeit für die vaterländische Kunst. Durch einen Brief des Cornelius an Niebuhr, welchen letzterer mir schon vor ein paar Monaten geschickt hat, weiß ich, daß Cornelius über alles wünscht, nach Vollendung der Glyptothek in's Vaterland zurückzukehren. Seine Verhältnisse zu meinem Königl. Schwager erlauben nicht offizielle Schritte deshalb zu thun, was Sie wohl einsehn werden. Wird ihm aber von hier ein bestimmter Ruf, so nimmt er ihn an und hat alsdann Ursache, seine dortigen Verhältnisse ohne Undankbarkeit zu lösen. Bedenken Sie diese gewiß wichtige Sache, lieber Herr Minister und handeln Sie denn, wann Sie können.

Das 4. ist das Wenigste, aber wohl das dringendste. Durch den würdigen Professor Neander nehmlich hab' ich gehört, daß der Professor Guerike zu Halle in der bittersten Armuth und größten Verlegenheit ist und entschlossen ist, falls keine Hülfe möglich, einen andern Wirkungskreis im Ausland zu suchen. Um diese Hülfe für Guerike bitte ich Sie nun recht sehr, bester Altenstein. Sein Werk über Frank, und Neander's Empfehlung machen ihn in meinen Augen dazu würdig. Verzeihen Sie den neuen Trouble, den ich Ihnen mache und erhalten Sie mir dennoch Ihre mir so werthe Freundschaft. Zählen Sie stets auf die meinige.

Berlin, den 30. November 1829.

Friedrich Wilhelm."
K. P.

Der Minister scheint die 4 Punkte des Kronprinzlichen Schreiben's getrennt beantwortet zu haben. Seine Antwort bezüglich des 3. Punktes lassen wir hier folgen:

„Ew. Königl. Hoheit

haben mich durch den gnädigsten Erlaß vom 30. Nov. d. J. auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen geruht, den Direktor Cornelius wieder für den Preußischen Staat zu gewinnen. Von der großen Wichtigkeit, einen so ausgezeichneten Künstler, der mir in vielfacher Beziehung unendlich werth ist, hierher zu ziehn innigst überzeugt, bin ich vergeblich bemüht gewesen, irgend eine Einleitung aufzufinden, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit zum Ziele führen könnte. Alle meine früheren Versuche bei dem Abgange des Cornelius und bei der Wahl seines Nachfolgers, wozu mir der geheime Legations-Rath Bunsen den Maler Schnorr empfahl, die Fresko-Malerei zu berücksichtigen, sind ohne glücklichen Erfolg gewesen. Ich glaube, daß, im Falle Se. Majestät der König eine große Fresko-Malerei ausführen zu lassen geruhen sollten, die Möglichkeit eintreten dürfte, die Genehmigung zur Hierherberufung eines so ausgezeichneten Mannes, wie des Cornelius für dieses Fach zu bewirken. Nach den eingezogenen Erkundigungen hat inzwischen wohl bis jetzt eine solche Arbeit nicht in der Absicht Sr. Majestät des Königs gelegen und es scheint auch keine Gelegenheit zu einer Aufgabe, wie sie der Cornelius wünschen dürfte, vorhanden zu sein.

Auf diesen Punkt scheint mir aber auch noch in anderer Beziehung alles anzukommen:

Nach den mir aus München durch den Geh. Ober=Finanz=Rath Sotzmann, der viel Kunstkenntnisse besitzt und sich lebhaft für die Kunst und namentlich für den Direktor Cornelius interessirt, zugekommenen Nachrichten veranlaßt den letzteren vorzüglich der Wunsch, in dem Preuß. Staate jetzt in seiner größten Kraft ein großes der Kunst würdiges Werk auszuführen, zu dem Entschluß, für den Fall, daß sich eine Aussicht dazu darbieten sollte, seine jetzige sehr vortheilhafte Lage zu verlassen. Alles würde daher nach meinem ehrerbietigsten Dafürhalten darauf ankommen, daß Se. Majestät der König den Entschluß zu fassen geruhten, eine große Fresko=Malerei ausführen zu lassen, und ich darf mir in meiner Stellung nicht schmeicheln, diesen Allerhöchsten Entschluß zu bewirken.

Die Sache ist höchst dringend. Die Stadt München hat beschlossen, den Beitrag, welchen der König mit 100,000 fl. zu den Arbeiten der Ludwigs=Kirche bewilligt hat, zur Ausschmückung derselben mit Gemälden zu bestimmen und es liegt jetzt dem Direktor Cornelius ein Contrakt vor, durch welchem ihm in 10 Jahren 80,000 fl. für die Fresko=Malerei zugesichert werden. Der König drängt ihn mit dessen Vollziehung, und er hat blos gezaudert, um sich freie Hand für Berlin zu erhalten.

So viel ich habe erfahren können, bezieht der Cornelius 4000 fl. Gehalt. Eine Besoldung von 3000 Thlr. würde ihn daher hier kaum entschädigen. Inzwischen glaubt der Geheime Ober=Finanz=Rath Sotzmann, daß ihn Geldrücksichten nicht bestimmen würden, wenn er seinen Hauptwunsch erreichen könnte.

Sollte ihm Se. Majestät der König diese 3000 Thlr. Gehalt mit der Verpflichtung der Einleitungen zu einer großen Arbeit, wie die Angaben der Ideen, der Conturen 2c. und der Zusicherung ihrer Uebertragung und Bezahlung nach dem Maßstabe wie in München zu ertheilen geruhn, so würde er dem Antrage wohl folgen. Es würde aber hierbei Eile nöthig sein, ehe er sich auf 10 Jahre gebunden hat. Ich zweifle, daß es von Erfolg sein wird, wenn ich einen Antrag bei des Königs Majestät mache, vorzüglich wenn ich nicht irgend einen Plan zu einem großen Fresko=Gemälde zugleich mit angeben kann. Sollten Ew. Königl. Hoheit mir vielleicht hierüber irgend eine Idee, deren Ausführung Höchstdenselben wünschenswerth erscheinen dürfte, zugehen zu lassen die Gnade haben und einen Versuch der Berichtserstattung von meiner Seite nach vorstehendem Gesichtspunkte zu genehmigen geruhen, so würde ich solche ungesäumt ehrfurchtsvollst vornehmen und mich unendlich glücklich schätzen, wenn auch in diesem Kunstzweige dem Preußischen Staate eine Ausdehnung zu Theil werden möchte, wie sich solche jetzt mehr als je von dem Direktor Cornelius auf seiner jetzigen Stufe der Ausbildung erwarten läßt.

Ich ersterbe u. s. w.

Berlin, den 21. Januar 1830.

Altenstein."

Die hiernach bereits im Jahr 1830 von dem Kronprinzen angeregten und von dem Minister Altenstein so sympathisch aufgenommene Idee, Peter Cornelius wieder für den Preußischen Staat zu gewinnen, kam damals nicht zur Ausführung,

wie Altenstein richtig vermuthete. Erst im Jahr 1841 folgte der berühmte Meister einem Ruf seines hohen Gönners, der inzwischen als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte und ihm die Ausführung der Fresko-Gemälde in der Treppenhalle des alten Museums übertrug.

Ebenso offen und unumwunden, wie der Kronprinz Altenstein und anderen ihm nahe stehenden hohen Personen gegenüber seine Ansichten in vertraulicher Weise aussprach, that derselbe dies auch da, wo er zur Abgabe eines Votums über Gesetze oder Regierungsmaßregeln offiziell berufen war, d. h. im Staatsrath und Staatsministerium, und befand sich hier oft im Widerspruch mit dem Gesammtvotum. Friedrich Wilhelm III. hatte angeordnet, daß der Kronprinz seine Vota stets besonders und schriftlich abgeben sollte und so sind dieselben als wichtige und interessante Beweisstücke für die staatsmännische Beurtheilung der verschiedensten Fragen seitens des nachherigen Königs als Kronprinz erhalten worden.

So weit wir in der Lage gewesen sind von diesen kronprinzlichen Separat-Votis Einsicht zu nehmen, müssen wir bezeugen, daß dieselben durchweg schöne Zeugnisse für den edlen Charakter des hohen Votanten darstellen und ein Ausdruck derjenigen politisch-liberalen Anschauungsweise sind, welche so große Hoffnungen bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. erweckte. Als leitende Prinzipien lassen sich aus diesen Votis constatiren: ein hohes und feines Rechtsgefühl, welches den Einzelnen wie Korporationen gegen die Vergewaltigung durch den Staat zu schützen bestrebt ist, dann das Bestreben, den durch die Stände-Versammlungen ausgesprochenen Ansichten und Wünschen ein größeres Gewicht auf die Entschließungen des Königs und seiner Räthe eingeräumt zu sehn und endlich eine selbstständigere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, eine Emancipation derselben von der Bevormundung durch den Staat. Wenn diese Vota nun auch, streng genommen, keine Stelle in einem Artikel beanspruchen können, welcher das Altenstein'sche Cultusministerium behandelt, so möge doch zweien derselben, welche sich auf kirchliche Angelegenheiten beziehn, diese Stelle vergönnt sein, da dieser kleinere Abschnitt, welcher sich mit der kirchlichen Anschauung des Kronprinzen beschäftigt, eine nicht ganz unpassende Gelegenheit zur Publication derselben darbietet.

Im Jahre 1828 hatten die Landstände der Provinz Sachsen in einer Petition an Se. Majestät den König den Wunsch ausgedrückt, Hochderselbe möge bestimmen, daß fortan in der Provinz der 31. Oktober als Reformations-Fest und zwar als ganzer Festtag gefeiert werde. Das Gesammt-Votum des Staatsministeriums hierüber befürwortete diese Petition nicht. Der Kronprinz erstattet dagegen folgendes Privatvotum:

„Ich kann mich dem Antrage an Seine Majestät, die Petition der Sächsischen Stände, worin sie bitten: das Reformations-Fest als Festtag begehn zu dürfen, zurückzuweisen, nicht anschließen, indem ich meine, daß, wenn dieser Feier Bedenken entgegenständen, wenn sie von oben einseitig befohlen würde, solche für mich wenigstens wegfallen, wenn Se. Majestät nur dem Wunsche der Stände einer Provinz nachgeben.

Berlin, Mai 1828.

Friedrich Wilhelm, Kron Prinz.

Dieses Privatvotum blieb, wie viele andere, ohne entscheidenden Einfluß auf die Entschließung des Königs, denn dieser verfügte unter dem 26. Mai an das Staatsministerium:

„Auf den Bericht des Staatsministeriums vom 29. v. M. über die Petition des zweiten Landtags der Provinz Sachsen, die kirchlichen Feste betreffend, eröffne Ich demselben, daß Ich keine Veranlassung finde, Meine deshalb ergangenen Bestimmungen vom 28. Juni und 15. December 1826 abzuändern. Ich kann daher weder bewilligen, daß das Reformationsfest am 31. Oktober als ein hohes Fest einen ganzen Tag und in der ganzen Provinz gefeiert werde, noch daß man die halbe Feier der kleinen Feste einstelle. Ich finde die von den Provinzial-Ständen dafür angeführten Gründe nicht erheblich und daher angemessen, daß es in allen den Theilen des Herzogthums Sachsen, wo bisher die Feier des Reformations-Festes und der kleinen Festtage stattgefunden haben, bei Meinen oben angeführten Bestimmungen verbleibe, in den übrigen Theilen der Provinz aber nichts Neues eingeführt werde. U. s. w.

Friedrich Wilhelm.

Das zweite Separat-Votum bezieht sich auf einen Fall, in welchem eine Verletzung des Trauerreglements von 1797 durch einen Grafen Rocke vorlag, welches Reglement lebhaft an die berühmten Verordnungen des Mittelalters zur Unterdrückung des Kleider-Luxus erinnert. Dasselbe lautet:

„Ich wünsche diese Antwort an den Grafen Rocke wegen des Trauer-Geläutes nicht mit zu zeichnen, da ich die darin geäußerten Grundsätze nicht zu vertreten im Stande bin, so wichtig sie auch vielleicht sonst nach der modernen Art, unsere Gesetzgebung zu interpretiren, sein mögen. In diesseitigen Provinzen hat notorisch das Trauer-Reglement von 1797 keinen Einfluß auf das geheiligte Herkommen gehabt. — Obgleich darin bei Geldstrafe verboten ist um Bruder, Schwester oder Geschwister-Kind anders als mit einem schwarzen Band (für die Frauen allein) zu trauern, und alle sonstige Trauer untersagt ist, sieht man schwarze Kleider und crèpes überall; obgleich der Landesherr für gut befunden, für sich nur 14 Tage läuten zu lassen, läutet man an sehr vielen Orten und zwar in der Nachbarschaft der Residenzen wegen des Gerichtsherrn &c. 6 Wochen, allen unzähligen Contraveniensen nicht zu gedenken, und ich glaube, daß bis jetzt unter allen Thorheiten des Zeitalters die eine wenigstens noch nicht begangen ist zu meinen, daß das sechswöchentliche Läuten für den todten Gutsherrn die Anhänglichkeit der Brandenburger an den Landesherrn, um den sie nur 14 Tage läuten hören geschwächt hat. —

Danach wird ein hohes Staatsministerium veranlassen, daß ich nur den 1. Theil der beikommenden Antwort an den Grafen Rocke hätte zeichnen können und den Verfolg nur dann, wenn durch denselben der Graf Rocke lediglich auf die Observanz verwiesen worden wäre.

Sanssouci, den 5. Juli 1828.

Friedrich Wilhelm, Krpr.

Diese sarkastische Kritik eines hohen Ministerialbeschlusses seitens des Thronerben wird unsern Lesern, wenn, wie gesagt, nicht ganz hierhergehörig, so doch nicht uninteressant erscheinen. Eine weitere Publikation solcher Separatvotas würde von dem Zweck dieses Artikels zu weit abführen.

Zur Lage Egyptens.

I.

Wenn es auch unnöthig ist, bis auf die Sündfluth zurückzugehen um über das heutige Egypten und seine gegenwärtige Lage zu sprechen, so muß man doch, ohne die Erinnerung an die Zeit der Hirtenkönige, die Reiche von Ramses oder Amenophis, die griechische und römische Eroberung wachzurufen, die Thatsache konstatiren, daß das eigentliche egyptische Volk unter der arabischen und osmanischen Herrschaft, unter Napoleon, Abbas, Said, Ismail und Tewfik Pascha, sowohl in den entlegeneren Epochen seiner Geschichte wie in modernen Zeiten und speziell der Gegenwart, dasselbe war, was es heute ist und in unberechenbar ferner Zukunft sein wird.

Das eigentliche egyptische Volk bilden die Fellahs, unempfindlich gegen den Fortschritt, wie die Pyramiden gegen die Stürme der Jahrhunderte. Ab und zu bröckelt vielleicht ein Stein ab von dem Riesenbau, aber was bedeutet dieser Stein gegenüber der Masse, dem kolossalen Ganzen! Die Pyramide trotzt unbewegt dem Flugsand der Wüste, den Strahlen der Sonne, dem Zahn der Zeit.

Genau so ist es mit der egyptischen Landbevölkerung; fremden Invasionen, Eroberungen, politische Umwälzungen — den wichtigsten Ereignissen steht sie gleichgiltig gegenüber; man kann den Fellah tödten, aber als Volk bleibt er der alte. Er ist der Sklave der Scholle, er war es im Reiche Meroë, wie er es heute ist; diese Thatsache ist so alt, wie die egyptische Geschichte.

Und doch liegt gerade darin der Reichthum, das Gedeihen, die einzige Lebensquelle des Landes. Er produzirt und consumirt nicht, er schafft Werthe und bleibt selbst stets arm, er macht Glückliche und das Unglück ist sein ewiges Los.

Ein Märtyrer, zur Zahlung von Steuern verpflichtet, welche die Raubgier der Mudirs nach Belieben steigert, nackend unter einer sengenden Sonne, ist der Fellah der einzige Bebauer Egyptens.

Wenn die Ernte eingebracht, die Steuer bezahlt ist, begibt er sich in Frohndienste, und wenn er Kinder hat, kann er sie nicht anders aufziehen, als an die Scholle gefesselte Thiere; sie sind vom Schicksal zu unbeweglichen Gütern bestimmt. Er arbeitet unaufhörlich als ein unbekümmertes und ergebenes, aber unermüdliches Opferlamm und wenn er stirbt, lebt er in seiner Nachkommenschaft wieder auf, die dazu verurtheilt ist, seine ewige Arbeit fortzusetzen.

Die Staatsschulden, der Luxus der Pascha's, Bey's und Effendi's, die üppigen Paläste, die großen Unternehmungen, Kanäle, Eisenbahnen, die Kriege, die Hof- und Regierungsbeamten, die Zivillisten einer Unzahl von Prinzen, die Be-

dürfnisse der Streber, die Corruption, eine Reihe unbenannter Dinge, die Polizei, die Gerichte, die fremden Kommissare, die weitverzweigte Verwaltung, die Daïra — dies und vieles andre, wer bezahlt es, hat es bezahlt, und wird es ferner bezahlen? — der Fellah!

Als Ismail Pascha der Regierung enthoben und durch seinen Sohn, den gegenwärtigen Vizekönig, ersetzt wurde, brachten die in der Verwaltung des Landes eingeführten Verbesserungen nur den Fremden Nutzen, welche ihre Schuldforderungen bezahlt haben wollten. Und ist seit der Revolte von Araby Pascha, sei's unter dem Ministerium Chérif oder Mahmoud el Barondi ein Fortschritt zu Gunsten des Volkes zu verzeichnen? Man kann diese Frage ohne Weiteres mit nein beantworten. Die Männer der Regierung haben gewechselt und so sind auf alte Gelüste neue Gelüste gefolgt. Es ist ja richtig, daß gegenwärtig von Fortschritt, Freiheit, Emanzipation und Unabhängigkeit die Rede ist, aber wenn man das Volk glauben machen will, daß es gegenwärtig eine Nationalpartei gibt, so hat diese für das Volk keine andere Devise als die zwei Worte: Elend und Sklaverei.

Auf die Schaffung oder besser Erfindung dieser Nationalpartei kommen wir später zurück — die vorausgeschickten wie die noch folgenden Details sind unbedingt nöthig um die wahre Lage des Landes unter dem dreifachen Gesichtspunkte der politischen, wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse zu verstehen. Während der Fellah mohammedanisch ist, sind die Kopten nichts als christliche Fellahs, und die gegen sie geübte religiöse Unduldsamkeit hat seit geraumer Zeit eine gewisse Anzahl derselben gezwungen, den Ackerbau zu vernachlässigen; so sind viele von ihnen Beamte, Kaufleute und Güterverwalter der reichen Araber und vornehmen Türken geworden. Sie finden sich in jedem Geschäfte zurecht und spielen in Egypten dieselbe Rolle, wie die Armenier in der Türkei: sie beuten ihre Herren aus. Unter die geistliche Autorität eines Patriarchen gestellt, stehen die Kopten in sämmtlichen Beziehungen zum Staate den Fellahs durchaus gleich; nur ein kleiner Theil derselben, etwa 7—8000 Köpfe, ist katholischen Glaubens und folgt in der Religionsübung dem römischen Ritus, dessen Hauptrepräsentant der Erzbischof von Alexandria ist.

Außer dem muhammedanischen oder christlichen Fellah, der die Ufer des Niles bewohnt, ist Egypten von Beduinen resp. Arabern bevölkert. Das Land besitzt keine andre autochthone Rasse, als die Fellahs, alle andren Rassen sind durch Kriege oder allmälige Einwanderung hinzugekommen. Im westlichen Europa hat die Zeit die verschiedenen Bevölkerungsschichten und einzelnen Rassen, aus denen sich die Nation zusammensetzt, verschmolzen; im Orient ist das Gegentheil der Fall; man findet dort noch alle die Rassen der alten Eroberer, eine Homogenität ist nicht zu Stande gekommen. Egypten war nur im Alterthum ein einiges Ganzes, heute ist es für den Beobachter sehr leicht, die verschiedenen Elemente der einheimischen Bevölkerung zu unterscheiden.

Die Araber zerfallen in drei Klassen. Da sind zunächst die Beduinen, welche als Nomaden am Rande der Wüste zerstreut oder in den Ebenen des Deltas gelagert leben. Namentlich im letzteren finden sie sich in größerer Zahl, weil sie

hier für ihre Heerden und Pferde die beste Weide haben. Der Beduine ist tapfer und kühn, aber räuberisch und diebisch, und seine Verachtung gegen den die Ebene bewohnenden Araber ist unbeschreiblich. Er ist ein freier Mann, kennt kein Gesetz und fühlt sich als König der Wüste. Sie besitzen mehr als 30 000 Pferde und 50 000 bewaffnete Männer, und wenn sie auch nicht die erklärten Feinde der andern Araber sind, so betrachten sie sich doch keinesfalls als ihnen unterworfen, und schlagen ihre Zelte auf, wo es ihnen behagt. — Daran schließen sich die ehemals von den Mameluken unterworfnen Araber, welche noch Seite an Seite mit dem egyptischen, zur Zeit der Eroberung zur Annahme des Islams gezwungenen Fellah das Land bebauen. Theilweise sind sie auch Handwerker und führen Barken auf dem Nil. Die dritte Klasse sind die Barbaresken, weniger zahlreich und weniger deutlich charakterisirt als die ersteren, und zumeist mit Handel beschäftigt. Gewinnsüchtig wie sie ist, hat diese Klasse betrügerischen Geschäftsleuten den Titel ‚Araber' eingebracht.

Daran schließen sich die Neger, welche sich durch Einfuhr ununterbrochen ergänzen. Sie sind keine eingeborne Rasse, sondern kommen aus Nubien, Aethiopien, dem Sudan, Innerafrika u. s. w. Die Türken selbst sind heute nur noch wenig zahlreich. Neben diesen gewissermaßen seßhaften Bestandtheilen der Bevölkerung, die theils aus Autochthonen, theils als Eroberer oder Einwanderer Egypten bewohnen, stehen nun noch die europäischen Kolonien: die Griechen, Italiener, Engländer, Deutschen, Franzosen u. s. w. Sie bewohnen die großen Städte, Alexandria, Cairo und die Ufer des Kanals. In den Ansiedlungen Oberegyptens findet man nur wenig Europäer, wohl aber in allen am Nil liegenden Dörfern zahlreiche zerstreute Griechen, die sog. ‚Kakals', Krämer, die sich auch mit dem Hausirhandel beschäftigen, während ihre Landsleute in den großen Städten die Haute Finance und die Geldaristokratie repräsentiren; sie sind die fettesten Bankiers des Orients.

Soll bei so verschiedenen Elementen der Bevölkerung, den in Sklaverei versunkenen Fellah's, den nomadisirenden Beduinen, die keinen Richter über sich anerkennen, den unwissenden Arabern der Ebene eine Nationalpartei existiren? Ist deren Existenz überhaupt möglich? Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen zahlreichen Rassen? Kennt man in Egypten das Wort Vaterland? Nein und abermals nein! Selbst in der Türkei und Constantinopel kennt man es erst seit kurzer Zeit. Es wurde im Orient von einem talentvollen Autor, einem Dichter, Namens Kemal Bey, gewissermaßen erfunden, der unter Abdul Aziz ein der Belagerung Silistria's entnommenes Drama, Vatau, Vaterland, titulirte. Dies Wort mißfiel dem Sultan, welcher seinen Autor zum Gefängniß in einer Festung verurtheilte. Unter der Herrschaft von Murad erhielt Kemal Bey zwar die Freiheit wieder, ist aber noch heute verbannt, weil er gedacht und gesagt hat, daß das Vaterland über dem Sultan stehe. Das Vaterland erzeugt den Patriotismus, und wo kein Vaterland ist, ist auch dieser unbekannt. So steht es also auch in Egypten.

II.

Als Ismail Pascha seinem Onkel Said, der ganz plötzlich gestorben war, folgte, behaupteten Leute, die nach Ansicht der Parteigänger des neuen Vize-Königs

schlecht, nach der allgemeinen Volksstimme aber sehr gut unterrichtet waren, daß der Tod sein Opfer etwas voreilig gefordert habe. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit des doppelten Ertränkungsversuches gegen die Prinzen Achmed und Halim bei Kasr el Zayad. Prinz Halim hatte sich damals durch seine Gewandtheit und Entschlossenheit gerettet, Prinz Achmed aber war zu dick, um sich durch das Fenster seines Waggons zu drängen, und ging elend in den Wellen des Nils zu Grunde, sonst hätte ihm nach dem Rechte des Alters der Thron zufallen müssen — er war der Erbprinz. Man erblickte darin ein Motiv seines frühzeitigen Todes und zwar zu Gunsten Ismails, der nunmehr seinerseits Erbprinz wurde. Die ganze politische Welt kennt dies Ereigniß; der Zug von Alexandria war auf dem Kasr el Zayad gegenüber liegenden Ufer auf Pontons gestellt und nach dem andern Ufer des Nils übergeführt worden, um dort seinen Weg nach Kairo fortzusetzen; doch in Folge einer unerklärlichen und niemals weder früher noch später wieder vorgekommenen Nachlässigkeit war die Barriere des Kahnes, welcher den Wagen des Prinzen trug, nicht geschlossen, und der Zug glitt in den Fluß und verschlang den Bruder Ismail Pascha's. Das ist das einfache Faktum. Seitdem hat Ismail Pascha seiner Familie nicht viel Gutes erwiesen. Er hat seinen Bruder Mustapha Fazyl und dessen Familie ausgeplündert, und auch sein Onkel, Halim Pascha, der letzte Sohn des großen Mehemed Ali verdankt ihm seinen Ruin. Damit nicht zufrieden, verfolgte er die Kinder Achmeds und alles, was seinen Plänen und seinem persönlichen Interesse hinderlich sein konnte, mit unaufhörlichem Hasse. Und wieviel nicht weiter bekannt gewordene Verbannungen, wieviel jähe Todesfälle, wieviele Verurtheilungen Unschuldiger bezeichnen diese Regierung, unter der sich nur ein großes Ereigniß vollzog: die Anlage des Suezkanals.

Ismail war der absolute Beherrscher Egyptens oder wollte wenigstens trotz der Souzeränität des Sultans als solcher erscheinen. Das Serail von Dolma-Bagdsché und die Hohe Pforte störten ihn in seinen Plänen, und er entschloß sich, sie zu bestechen, sie zu erkaufen. Es gelang ihm auch; was ihm unter dem Großvezier Ali Pascha nicht möglich gewesen, der ihn 1869 gezwungen hatte, der Hohen Pforte seine Panzerflotte auszuliefern, das erreichte er später unter Mehemed und anderen Großvezieren, die ihm, freilich nicht für ein Linsengericht, das direkte Erbfolgerecht in seiner Familie verkauften. Die egyptischen Millionen flossen nach Stambul und der Firman wurde unterzeichnet.

Dieser Firman führte seine Hoheit Tewfik Pascha, jetzt nach der Absetzung seines Vaters, Beherrscher Egyptens, direkt auf den Thron des Khedive. Die Güter seiner Familie zu seinem Vortheile zu konfiszieren, den Tod seines Jugendfreundes, das Mouffetisch, anzuordnen und sich dessen ungeheurer Reichthümer zu bemächtigen, seine Feinde und alle, die er dafür hielt, ins Sudan zu verbannen und einem sichern Tode zu weihen — alles das gehörte zu Ismails vornehmsten Lebensgrundsätzen; er korrumpirte seine Kreaturen, verschleuderte sein Geld in der Fremde, machte Geschenke in Paris, London und anderwärts, entfaltete einen bis dahin unerhörten Luxus, gab märchenhafte Feste und streute das zusammengeraubte Geld mit vollen Händen aus, ruinirte das Land in wenigen Jahren, kompromittirte

die egyptischen Interessen wie die von ganz Europa — und alles das unter der Maske eines verlogenen Liberalismus, indem er beispielsweise eine Deputirtenkammer schuf, deren Mitglieder mit allen möglichen Rechten ausgestattet waren, aber bei etwaiger Opposition eine sehr üble Behandlung zu gewärtigen gehabt hätten; er legte sich eine Oper zu, die theurer honorirt wurde, als in irgend einer andern Stadt der Welt, suchte in allen Dingen den Beifall der Oeffentlichkeit zu gewinnen, und plante im Geheimen die schändlichsten Dinge, die entsetzlichsten Rachethaten und ungerechtesten Strafen — so war der Mann beschaffen, dem Dank Frankreich und England sein Sohn Tewfik folgte.

Unter seiner Regierung erfolgte übrigens die Eroberung eines Theiles des Sudan, dessen Provinzen sich gegenwärtig wieder im Aufstande befinden und häufig die Schauplätze von Wirren und Unruhen waren; aber man muß zugeben, daß diese Eroberung wichtige geographische Entdeckungen ermöglicht, und so lange das Land unter der Verwaltung von Gordon Pascha und seinen Genossen, wie dem Obersten Chailly-Bey und dem viel betrauerten Gessi Pascha stand, hätte man glänzende Resultate erzielen können, was die Faulheit, Ungeschicklichkeit und Habgier ihrer Nachfolger leider seither und für die Zukunft unmöglich gemacht haben. Außerdem veranstaltete Ismail, der stets von seiner Unabhängigkeit träumte und eines Tages die Souzeränität der Pforte abschütteln zu können hoffte, den unglückseligen Feldzug gegen Abessinien, aus dem sein Sohn Hassan geschlagen und nach Verlust der größeren Hälfte seines Heeres zurückkehrte.

Es ist überflüssig, von den luxuriösen Thorheiten des Ex-Khedive zu erzählen, oder an die wahrhaft skandalösen, glänzenden Karrieren seiner Helfershelfer in Lastern und Launen zu erinnern und dabei Thatsachen mitzutheilen, über die Antonius und Cleopatra erröthen würden: es genügt, auf den Zustand hinzuweisen, in welchem sich das Land beim Sturze des Ex-Khedive befand.

Die Armee, desorganisirt, von den Wilden Abessyniens geschlagen, demoralisirt und ohne Vertrauen in ihre Führer, hatte während des russisch-türkischen Krieges keine Gelegenheit zu beweisen, daß sie ihren Muth wiedergefunden hatte, was indeß vielleicht nicht ihr Fehler war. Aus Gründen der Sparsamkeit musste sie überdies bedeutend verringert werden. Die besten Regimenter bildeten die Garnisonen von Alexandria und Cairo und wurden so zu Favoritregimentern. Sie zögerten nicht, sich zur einzigen öffentlichen Gewalt des Landes aufzuwerfen und wurden sich noch schneller darüber klar, daß sie das thatsächlich waren. In politischer Beziehung war mit Ismaïls Sturz der Einfluß Englands und Frankreichs, deren sonst divergirende Interessen sich für jetzt zusammenfanden, zu außerordentlicher Höhe gestiegen, und es hieß jetzt abwarten, bis die Vertreter der übrigen europäischen Mächte einen treibenden Punkt finden würden, der ihnen gestattete, auch ihrerseits eine Rolle zu spielen und ein ebenso ersehntes als nothwendiges Gegengewicht, eine Art Moderator zwischen den beiden rivalisirenden Kräften zu bilden. In finanzieller Hinsicht war der Staat über alles Maß hinaus belastet, man verzweifelte an einer Besserung der Lage; aber Egypten ist so reich, daß innerhalb zweier Jahre durch die Erfahrung bewiesen wurde, daß alle Befürchtungen überflüssig

gewesen und die Staatsschulden bezahlt werden würden. Der Handel hatte unter all diesen Verhältnissen stark zu leiden, und hat sich bis heute noch nicht erholen können; wenn auch das Vertrauen theilweise wiederkehrt, so hat doch der Erfolg die Anstrengungen derer noch nicht belohnt, die gegen eine Situation ankämpfen, deren Ueberwindung ihnen unmöglich ist.

Wir haben diese flüchtige Skizze vorausschicken zu müssen geglaubt, bevor wir auf eine nähere Darstellung der Lage Egyptens eingingen.

III.

Tewfik Pascha.

Der Khedive Tewfik Pascha wurde im Jahre 1852 geboren und ist also gegenwärtig 30 Jahre alt. Seine Thronbesteigung erfolgte am 26. Juni 1879.

Die Aufgabe, welche ihm sein vom Schauplatz verschwindender Vater hinterließ, war schwierig genug. Die Unordnung herrschte allerwärts. Furcht beseelte die einen, Hoffnung hielt die andren aufrecht, die Günstlinge des alten Regiments suchten nach Mitteln um die Gunst des neuen zu erwerben, und die Mißvergnügten aus Ismaïls Zeit hofften alles von seinem Nachfolger — jeder machte sich seinen Plan — und es machte einen höchst melancholischen Eindruck, daß, sobald der entthronte Fürst in die Verbannung gegangen war, kein Mensch mehr von Ismaïl Pascha sprach — sein Name schien verfehmt, wie er selbst. Dies war eine direkte Folge der despotischen Regierungsform und das schnelle Vergessen wird genügend durch das mangelnde Interesse motivirt. Wie der Despotismus kein Prinzip hat, so erzeugt er keine Ergebenheit, wie er kein Vaterland kennt, erweckt er, wie wir oben ausgeführt, keinen Patriotismus, die Willkür gebiert die Undankbarkeit und die Günstlingswirthschaft ist die Verneinung des Verdienstes und der aufrichtigen Ergebenheit. Ismaïl Pascha hatte sein Schicksal verdient: umgeben von orientalischen Schmeichlern, von ebenso feigen als ehrgeizigen Günstlingen und Parvenues von seiner Laune Gnaden, sah er alles um sich zusammenbrechen, als ihm die führenden Mächte die Weisung sandten Egypten zu verlassen. Das Gefängniß hätte ihm gebührt — doch man bewilligte ihm mildernde Umstände.

Ismaïl Pascha nahm seine Kinder mit sich um in ihnen Stützen für seine zukünftige Politik zu haben, seine Frauen, welche Europa kennen zu lernen wünschten und gegenwärtig durchaus nach Egypten zurückwollen, sein persönliches Vermögen — und bis auf den Silberschatz des Khediven-Palastes hinab war es genau so als ob Ismaïl an der Stelle seines Sohnes gestanden hätte. Im Augenblicke vor Ismaïls Abreise hatte der französische Generalkonsul Tricou den Einfall das Gepäck des Vizekönigs anzuhalten, um der Krone die von ihm entführten Schätze wieder zuzuwenden, aber angesichts der Wünsche Tewfik Paschas unterließ er diese Maßregel. „Thun Sie, was Sie wollen," sagte Tewfik zum französischen Generalkonsul, „aber ich werde niemals eine gegen meinen Vater gerichtete Ordre unterzeichnen." In Folge dieses kindlichen Zartgefühls unterblieb die Intervention, und Ismaïl schiffte sich ohne ein Wort der Erkenntlichkeit für seinen Sohn mit seinen Schätzen nach Neapel ein.

Nach der Abreise des Exkhedive diktirten Frankreich und England ihre Befehle. Die Kommissarien Colvin und de Blignières ordneten, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, die verschiedenen Zweige der Finanzverwaltung. Die ungeduldigen Gläubiger der egyptischen Staatsschuld brauchten nicht lange auf die Resultate dieser Untersuchungen und vorbereitenden Arbeiten zur Regulirung ihrer Forderungen zu warten. Der neue Khedive hatte sich eine Devise vorgesetzt: Egypten muß, es muß bezahlen — machen Sie sich bezahlt, meine Herren!

Tewfick Pascha ist in der That ein anständiger Mann, man kann ihn sogar einen tüchtigen Mann nennen. Während sein Vater mit den Staatsgeldern verschwenderisch hauste, ist er doppelt sparsam; jener liebte den Glanz, die Pracht und ausschweifenden Vergnügungen — dieser liebt die Ruhe, das Haus, seine Familie. Während Ismail einen wohlbesetzten Harem hatte, hat Tewfik nur eine Frau, seine legitime Gemahlin, die Vizekönigin.

Jener erblickte in seinen Kindern nur ehrgeizige Naturen, dieser betet sie an, wacht über sie, erzieht sie, schafft für sie eine Schule, verfolgt ihre Fortschritte, gibt ihnen hundert Kinder aus den vornehmsten Familien zu Kameraden, bezahlt alle Kosten für die sogenannte Ali-Schule und besucht selbst allwöchentlich 2—3 Mal diese Jugend, in welcher die Staatsmänner der Zukunft heranreifen, um sich über ihre Leistungen zu orientiren. Das ist der Unterschied!

Während Ismail von seinen Unterthanen gefürchtet wurde, waren Tewfick Pascha sowohl Volk als Fremde zugethan — die Geschäfte begannen den ersehnten Aufschwung zu nehmen, die Beunruhigung verminderte sich mit jedem Tage und die allgemeine Zufriedenheit schien wiederzukehren.

Es fehlte dem jungen Herrscher nicht an guten Rathschlägen, aber unglücklicherweise nahm er Riaz Pascha zum Conseilpräsidenten, der sich vor England demüthig beugte und dem französischen Kommissär die weitgehendsten Versprechungen machte. Einmal in seiner Machtstellung wusste Riaz lange genug zu heucheln; wie denn überhaupt sein ganzes Leben darin bestand, seine Gesichtspunkte, seine Pläne, seine Ränke zu verschleiern.

So hatte ihn auch Ismail schon lange beurtheilt, dem man das Verdienst nicht absprechen kann, daß er seine Leute kannte. Nachdem Riaz Jahre lang die Interessen Ismails in Konstantinopel vertreten hatte, betrog er zuletzt seinen Herrn und fiel in Ungnade. Diese Ungnade, auf die er sich Tewfick gegenüber stützte, machte es ihm möglich, auch seinen Herrn und die Vertreter der Mächte zu täuschen.

Salbungsvoll und affektirt höflich, allen Konsuln gegenüber von äußerster Dienstbeflissenheit, die Wahrheit je nach Bedürfniß verschleiernd, entgegenkommend gegenüber den von den fremden Kommissionen beschlossenen Maßregeln, weil er wusste, daß es für ihn gefährlich sei, dieselben nicht auszuführen, unaufhörlich bemüht sich dem Khedive mit schleunigen Berichten seitens der Kommissionen, die er stets zufrieden zu stellen suchte, wichtig zu machen, wusste er sich während seines ganzen Ministeriums als den nothwendigen und unentbehrlichen Mann hinzustellen, wurde so der Leiter des Regiments, dessen Fäden er durch seine zu den höchsten

Aemtern beförderten Kreaturen in der Hand hielt, und wusste sich eine Art Hausmeierstellung zu verschaffen.

Gegenüber den Ausländern von äußerster Courtoisie, war sein Regiment gegenüber dem eigenen Volke eine hassenswürdige, grausame, entsetzliche Tyrannei. Riaz ist der Sohn eines jüdischen Renegaten, geboren auf der Insel Roda bei Kairo, sein Name bedeutet auf deutsch „Garten." Wie sein Vater ist er ein Mann ohne Ueberzeugungen, ohne Grundsätze, ohne Treue und Glauben. Um seine Zwecke zu erreichen, ist ihm alles recht, im Besitze der Gewalt hielt er alles für erlaubt. Ueberdies kannte er Ereignisse und Handlungen der vorigen Regierung und ahmte, zur Gewalt gekommen, das von Ismail gegebene Beispiel nach.

So führte er die Ereignisse herbei, die verhängnißvoller Weise Arabi Pascha emporbrachten.

Unter Ismail Pascha war die Proskription an der Tagesordnung. Wer mißliebig war wanderte ohne Urtheil und sehr häufig ohne sichtbare Veranlassung nach dem oberen Nil, von wo eine Rückkehr unmöglich ist. Es wurden unter Ismail 5—6000 Personen in die Verbannung geschickt. Welch erschreckende Zahl von Opfern! Bei einer dieser Verurtheilungen ohne Richterspruch, auf ein Wort, einen Wink des Herrn geschah ein Verbrechen, das allgemein bekannt geworden ist, wir meinen den Tod des Muffetisch.

Ismail Pascha, der Muffetisch, führte denselben Namen wie der Exkhedive. Sie waren zusammen erzogen und aufgewachsen und späterhin hatte der Sohn des alten Dieners die Tochter des Herrn geheirathet und so sich beide Familien zu einer verschmolzen. Mehrere Jahre hindurch ging zwischen den beiden Ismails alles gut, aber der Muffetisch, dessen Vermögen wuchs, dessen Ausgaben denen des Khedive gleichkamen, und dessen Paläste die Eifersucht des letzteren erweckten, machte zuviel von sich reden. Man pries seinen ungemeinen Reichthum, seinen unermesslichen Luxus, seine Freigebigkeit und seine Popularität. Mehr bedurfte es nicht, um ihn im Geiste eines Mannes zu vernichten, der ihn als seinen Nebenbuhler betrachtete. Sein Untergang war beschlossene Sache. Eines Tages wurde der Muffetisch zum Khedive eingeladen, um mit diesem das Palais von Ghizeh zu besuchen, und nahm die huldvolle Einladung trotz seiner heimlichen Furcht an. Während der Fahrt war die Unterhaltung der beiden Herren sehr angenehm, der Muffetisch war entzückt und glaubte sich wieder zu Gnaden angenommen.

Bei der Ankunft im Palaste ließ der Khedive den Wagen vor einem Kioske halten, die beiden Herren traten in einen reich ausgestatteten Salon — „warte einen Augenblick auf mich," sagte der Khedive zu seinem Gaste, „in wenigen Minuten bin ich wieder hier." Kaum hatte er dies gesprochen, so entfernte er sich, und zwei Minuten später brach ein Zug Soldaten in den Pavillon, bemächtigte sich des allzu vertrauensvollen Jugendfreundes seines Herrn, schleppte ihn in eine Nilbarke und am Abend brachte man dem Khedive in einem Leinwandsacke den Kopf seines Schwagers und Jugendgespielen. So der Vorgang.

Wie gesagt, Riaz war, als er ans Ruder kam, von den Handlungen des früheren Regimes durchaus unterrichtet, und so that er im Geheimen, was Ismail

Pascha sich nicht scheute öffentlich zu thun, und wenn seine Mittel vielleicht weniger schleunig waren, als die des Exkhedive gegenüber dem Muffetisch, so waren sie doch ebenso sicher. Während eines etwas länger als 2-jährigen Ministeriums schickte Riaz ohne jedes Urtheil und nur auf seine persönliche Ordre hin mehr als 1800 Personen nach dem weißen Nil. Von diesen 1800 sind 600 gestorben, und der Minister Chérif, der humanerweise die Verbannten zurückberief, brachte deren nur 200 in die Heimat, der Rest der Unglücklichen ist bis heute noch nicht wieder gekehrt.

Uebrigens sind diese in letzter Zeit geschehenen Akte der Menschlichkeit ohne jedes Geräusch ins Werk gesetzt worden, denn Chérif wollte dem großen Argwohn des Khedive Tewfik ausweichen, welchem man früher aus Furcht vor Riaz die willkürlichen Thaten des Exministers verheimlicht hatte. „Man gibt Euch Euren Familien zurück," sagte man unter Chérif zu den unglücklichen Opfern, „aber unter der Bedingung, daß Ihr schweigt." Denn das Verbrechen wurde gegen diese Armen, die fast sämmtlich Familienväter waren, ganz im Geheimen ins Werk gesetzt. Unter Riaz gab es im Volke eine Art organisirten Schreckens, einen ministeriellen Schrecken. Die Begnadigung oder vielmehr Restitution unter dem folgenden Regiment war wie das Verbrechen: schweigsam, verborgen, verschleiert, stumm.

Viele der Verbannten fanden ihre Häuser verwüstet, ihr Vermögen vernichtet, ihre Karriere zerstört — statt des Exils fanden sie den Ruin und entleibten sich selbst, denn das war eine vergleichsweise Wohlthat.

Unter diesen Verbannten gab es eine Menge ehemaliger Offiziere und Väter von Soldaten und in der Armee waren Riaz' Missethaten wohl bekannt. Unzufrieden mit dem Minister, eifersüchtig auf ihre Prärogative und dem von Riaz Pascha bevorzugten türkischen und zirkassischen Element feindlich gesinnt, versuchte sie schon im Juni in Alexandrien eine große, im Keime erstickte Revolution und beschloß unter Führung von Arabi Bey und seinen Genossen am 19. September 1881 Riaz und sein Ministerium zu stürzen. Es war ein kühner, von langer Hand vorbereiteter Streich; schon in Alexandrien hatten, wie erwähnt, die Truppen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gegeben, aber Riaz und ihm folgend der Khedive waren ihren Forderungen ausgewichen, ohne die Widerspenstigen zu bestrafen; Riaz glaubte die Soldaten mit der Politik bekämpfen zu können, und Arabi Bey und sein Anhang beschlossen Riaz mit Gewalt niederzuschmettern.

Außerdem war Alexandria nicht der geeignete Ort für eine Revolte, eine Depesche konnte binnen wenigen Stunden eine Panzerflotte herbeirufen. Es war für die Verschwornen vortheilhafter, die Rückkehr des Vizekönigs in die egyptische Hauptstadt abzuwarten. Ungefähr vier Monate lang geschah seitens der Offiziere keinerlei Manifestation, aber sie benutzten diese Zeit, um sich gegenseitig besser kennen zu lernen, sich fester zu verbinden und einen einheitlichen Plan festzustellen.

Riaz Pascha, der ganz stolz auf die Unterdrückung der Emeute von Alexandria war, sagte mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn von den Obersten: „Sie wagen es nicht." Wenige Tage später war es geschehen und wir lassen nunmehr einen vom Verfasser dieses Aufsatzes im Phare d'Alexandrie am 12. Sept. veröffent-

lichten Artikel folgen, der auf den genauesten Informationen beruht, und die Thatsachen in aller Schlichtheit erzählt.

„Der Tag vom 9. September."

„— — Am Freitag fuhr eine mit zwei schäumenden Pferden bespannte Viktoriachaise durch das westliche Thor des Palastes Abdin. In derselben befand sich der Vizekönig, begleitet vom General Ismail Kiamil Pascha. Der junge Herrscher Egyptens hatte sich selbst von den Gesinnungen der Armee überzeugen wollen. Nach einem Besuche der Gardekaserne hatte er sich in die Zitadelle begeben, wo er mindestens sehr kühl empfangen wurde. Von dort war er nach Abassieh gefahren, aber das vierte Regiment, unter Ahmet Arabi Bey, befand sich bereits auf dem Marsche nach Kairo.

„Ein Journal hatte das Gerücht verbreitet, man beabsichtige, Seine kgl. Hoheit nach der Zitadelle zu bringen, um ihn den Mißvergnügten zu entziehen, doch das ist vollständig unrichtig und widerspricht auch den Empfindungen und Handlungen des Khedive in diesem kritischen Momente. Mit einem einzigen Begleiter hatte er sich muthig zu seinen Truppen begeben um das Gefühl der Pflicht und des Gehorsams in ihnen neu zu erwecken und einen Beweis von Kaltblütigkeit und persönlichem Muth abgelegt, der alles Lob verdient.

„Während dieser verschiedenen Fahrten wurde das Ministerium in aller Eile ins Palais berufen. Entgegen gegentheiligen Behauptungen wurden die Konsuln vom Vizekönig nicht berufen, aber, wie es auch schon am 1. Februar geschehen war, hatten ihnen die Obersten ein Zirkular zugesandt, in welchem sie ihre Absichten und Forderungen klar auseinandersetzten.

„Nur das große Publikum war nicht im Geheimniß, aber man möchte glauben, daß es für böse Nachrichten elektrische Leiter in der Luft gebe, die sie mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreiten. Um fünf Uhr Abends kannte die ganze Hauptstadt die Neuigkeit des Tages und die Haltung der Armee gegenüber den Mitgliedern des Kabinets. In der Stadt war Niemand überrascht. Die ausländischen und einheimischen Geschäftsleute gingen nach wie vor ihrer Arbeit nach. In sämmtlichen europäischen Kolonien regte sich kein Gefühl der Furcht oder des Schreckens. So eilten auch die Neugierigen rauchend, plaudernd und scherzend wie zu einem Spaziergange nach dem Palast Abdin, denn diese ganze kriegerische Revolution trug einen durchaus friedlichen Charakter.

„Der ganze ungeheure Platz vor dem Palast war von Soldaten besetzt; die Infanterie bildete in zwei Gliedern mit aufgepflanztem Bajonnett eine lebendige Hecke um denselben. In der Mitte hielt, den Karabiner in der Hand, die Kavallerie und hinter ihr die Artillerie, die, wie wir bestimmt glauben, gar keine Munition hatte. Insgesammt stand eine Armee von 3—4000 Mann ruhig, schweigend und entschlossen auf dem Platz aufmarschirt. Man hörte keinen Schrei, nicht einmal ein Gemurmel; es war nichts von Unordnung zu bemerken, sondern man glaubte einer regelmäßigen Revue beizuwohnen. Die Soldaten sind in der That in ihren besten Anzügen, die Waffen blitzen, alles ist tadellos geputzt, und das

kriegerische Schauspiel würde ein glänzendes sein, wenn nicht ein leiser Schatten von Wehmuth und Kummer es verdunkelte.

„Nicht als ob ich über den Sturz von Riaz Pascha übermäßige Trauer empfände; aber die Demonstration richtet sich an eine höher gestellte Persönlichkeit und für diese gebe ich freimüthig meinen Gefühlen des Bedauerns Ausdruck.

„Ja, das Ministerium ist trotz aller Anstrengungen seines Führers gestürzt, es ist gestürzt trotz aller Energie des Konseilpräsidenten, der sich an seine Gewalt klammerte, wie ein mit dem Tode Ringender an das Leben. Es ist gefallen, indem es die Interessen des Souverains und der Dynastie kompromittirte. Das ist eine feststehende Thatsache und darüber ist nicht mehr zu reden. Ich beschränke mich also darauf, die einzelnen Phasen des Todeskampfes dieses Ministeriums zu erzählen und seinen Hintritt zu konstatiren.

„Am Abend vorher hatte das Ministerium den Khedive nach Tautsch begleitet. Der Souverain wurde von der Bevölkerung dieser Stadt mit warmer Begeisterung empfangen. Riaz Pascha und seine Kollegen kehrten entzückt zurück. ‚Alles geht gut', sagte der Konseilpräsident am Freitag Vormittag zu einem seiner Besucher, ‚wir haben mehr als Genugthuung erhalten.' Doch auch die Illusionen eines Ministers sind trügerisch, und am Abend waren sie durch die kalte, grausame Wirklichkeit Lügen gestraft. Welche Lektion! Welcher Sturz! Man hätte diese einige Augenblicke vorher noch so mächtigen Minister sehen müssen, wie sie allesammt in einem Parterrezimmer der Subalternoffiziere des Palastes als Gefangene der Obersten saßen und nicht wussten, was ihnen das Schicksal bringen würde. Da war das ganze Kabinet beisammen, grübelte über die Eitelkeit alles Irdischen und dachte zu spät daran, daß der tarpejische Fels dicht neben dem Kapitol liegt. Am andern Morgen zweifelte Riaz Pascha nicht mehr daran, daß nach Guizots Ausdruck das Staatsschiff über einem Vulkan schwankte.

„In der That dürfen er und seine Kollegen ihren wohlverdienten Sturz nicht beklagen, wohl aber die Gefahr, in welche sie die Autorität des Khedive gebracht haben. Stets kaltblütig, hat der Vizekönig in der Gefahr wenigstens Muth gezeigt; kann man von Riaz Pascha, wie er mit seinen Genossen in dem kleinen Zimmer saß, dasselbe sagen? Jedenfalls kann Niemand behaupten, daß er seinen Abschied gegeben hätte, denn Angesichts des Sturzes des Kabinets wäre eine solche Ausdrucksweise lächerlich. Riaz Pascha ist mit sammt seinen Kreaturen von der Militairgewalt gestürzt worden. — — —

„Doch weiter. Der österreichische Konsul, welcher den abwesenden egyptischen Generalkonsul vertritt, befindet sich gegen 6 Uhr Abends beim Khedive. Ebenso haben sich die Herren Cookson und Colvin, der erstere interimistischer Generalkonsul, der zweite Generalkontroleur, zu Sr. kgl. Hoheit begeben. Trotz der verwickelten Situation des Tages habe ich doch bemerkt, daß Herr Colvin stets Herrn Cookson handeln ließ und sich darauf beschränkte, ihn zu begleiten; ob wohl auch Herr de Blignières gehandelt hat? Während der Konsul sich an die Seite des Khedive stellte, hatte sich Herr Cookson aus eigenem Antriebe zum Vermittler zwischen der Armee und Sr. Hoheit gemacht. In einem hohen grauen Hute, der seltsam genug

von seinem rothen Barte abstach, sah man Herrn Cookson, stets gefolgt von Herrn Colvin, Sekretären und Beamten in unaufhörlicher Bewegung; es war ein ewiges hin und her, Trepp' auf, Trepp' ab.

„Vor der großen Ehrentreppe am Hauptportal des Palastes hatten die Truppen zwei Hufeisen gebildet; in dem zur Linken hielten die Obersten, zur Rechten die höheren Offiziere. Zuerst erschien Herr Cookson bei den Obersten und sagte ihnen: ‚Ziehen Sie sich zurück, meine Herren, Se. Kgl. Hoheit acceptirt Ihre Bedingungen und ich bürge dafür.' Das ist schön, erwiderte man ihm, wir glauben Ihren Worten und glauben vor Allen unserem königlichen Herrn, aber wir verlangen es schriftlich. Daraufhin stieg Herr Cookson wieder in den ersten Stock hinauf und erschien nach zwanzig Minuten in Begleitung des Privatsekretairs des Vizekönigs mit dem verlangten Schriftstück.

„Der Oberst Achmed Arabi Bey nimmt das Schriftstück, läſst es seine Kameraden lesen, und sie alle heißen es gut. Die Musik beginnt die Hymne des Khedive zu spielen und die Truppen brechen in den Ruf aus: ‚choch jacha.' (er lebe hoch!) Der Ruf ist an den Vizekönig gerichtet, aber plötzlich wird es still — der Name Abd el Kader Pascha ist gefallen. Wieso? Zunächst weiß Niemand etwas, aber Herr Cookson verläſst die Obersten, geht wieder zum Khedive und kehrt nach wenigen Minuten mit der Nachricht zu den darüber sehr befriedigten Obersten zurück, daß es sich um die Entlassung des Polizeipräfekten Abd el Kader Pascha gehandelt habe. Der Ruf ‚choch jacha' erhebt sich von neuem, schwillt mächtig auf bei einem Bataillon zur Rechten der großen Treppe und erstirbt als schwaches Echo am entgegengesetzten Ende des Platzes, von wo er brausend wiederkehrt, um von Neuem unter dem Balkon des Vizekönigs auszubrechen. Dort steht der Vizekönig mit einigen Begleitern und dem österreichischen Konsul.

„Der Platz bot ein unvergeſsliches Schauspiel: die dem Khedive zurufenden Soldaten, die in düsteres Schweigen versunkene Menge, die sich im Dunkel vom Hintergrunde abhebenden Kasernen, die stolz im bleichen Strahl des Mondes funkelnden Minarets gaben ein ergreifendes Bild.

„Doch wurde meine Aufmerksamkeit bald durch eine in dem Carré, wo die Obersten standen, vor sich gehende Bewegung abgelenkt. Ich trat näher heran und sah dieselben geführt von Cookson die Ehrentreppe hinauf steigen. Die drei Offiziere gingen zum Vizekönig, um ihn aufs Neue ihres Respektes und ihrer Ergebenheit zu versichern. Einige Augenblicke darauf zogen die Truppen mit Musik ab. Nur die Garde des Khedive blieb auf dem Platze; sie würde sich für ihn haben decimiren lassen, wenn er irgendwie bedroht oder beunruhigt worden wäre.

„Von hervorragenden Persönlichkeiten, die bei diesen Vorgängen betheiligt waren, sind leider nur wenige zu nennen, darunter Osman Pascha, der um 6 Uhr in aller Eile ankam, Kali Pascha, Haidar Pascha, Ali Pascha, Cherif, der Kadi, der Cheik Sadat — und selbstverständlich war das gesammte Zivil- und Militärkabinet Sr. Hoheit zur Stelle. Nachdem man Abends 8½ Uhr den Vizekönig seinen Wagen hatte besteigen sehen, zog sich alle Welt zurück, glücklich darüber,

daß diese Revolution kein Blutvergießen zur Folge gehabt hatte, aber unzufrieden, daß das Prinzip der Autorität so verkannt und mit Füßen getreten war.

„Um nun nicht allein als treuer, sondern auch als gut unterrichteter Berichterstatter zu erscheinen, füge ich hinzu, daß man nach der Abfahrt des Khedive und nachdem das Garderegiment seine Kaserne wieder bezogen hatte und der Platz ganz verlassen dalag, einige seltsame Schatten aus dem Palaste gleiten, in Wagen schlüpfen, und deren Kutscher in vollstem Trabe abfahren sah — es waren die Minister, die, nachdem sie ihr Portefeuille verloren, ihr letztes Kabinet verließen."

Drei Tage später verließ Riaz, nachdem er sein Vermögen flüssig gemacht, auf dem Dampfer „Ebro" Egypten und ging nach Europa. Ein Ministerium der „anständigen Leuten" ersetzte nunmehr ein Ministerium der Corruption.

An dessen Spitze stand Chérif Pascha als Premierminister, Mustapha Fehmy Pascha erhielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, Kadi Bey wurde Pascha und Justizminister, Mahmud Pascha wurde für den Krieg, Zechy Pascha für den öffentlichen Unterricht, Murad für die Finanzen designirt. Die fremden Mächte erhoben keinen Einwurf gegen die Wahl des Khedive und Arabis Gesichtspunkte. Das vorgeschlagene Ministerium wurde von allen acceptirt, erregte aber die Aufmerksamkeit der Hohen Pforte. Für sie waren diese Minister aus einer Revolution hervorgegangen, und hatten an ihrer Spitze einen Mann, der sich nicht nur zum Kandidaten der Truppen hatte bestimmen lassen, sondern der auch ehemals ein treuer Diener Ismail Paschas gewesen war.

Diese Gründe waren mehr als ausreichend, den Verdacht des Divans zu erwecken. Doch waren sie nicht die einzigen, welche die Absendung einer ottomanischen Kommission nach Egypten motivirten, an deren Spitze zwei talentvolle Männer standen: der Muschir Ali Nizami Pascha und Ali Fuad Bey, Sohn des verstorbenen Großveziers Ali Pascha. Die Pforte beabsichtigte die Gelegenheit zu benutzen, um ihre Souzeränetät über Egypten präziser festzustellen, dem Einfluß der Schutzmächte ein Gegengewicht zu bilden, Kraft eines Mandats des Sultans direkt auf die Armee, und im Namen der stets respektirten Autorität des Beherrschers der Gläubigen auch auf die Muselmänner zu wirken.

Nizami Pascha und Ali Fuad theilten sich in die Arbeit; der Marschall beschäftigte sich mit den Soldaten und der Andere besuchte die Staatsmänner, die hohen geistlichen Würdenträger und die Großen des Landes. Sämmtliche Obersten, Arabi's Kollegen, erhielten den Besuch der türkischen Komission. Nizami Pascha hielt im engen Kreise, auf den Kasernenhöfen, Revuen ab; nach dem Vorbeimarsch zog er den Obersten des betreffenden Regiments bei Seite, beglückwünschte ihn und unterhielt sich mit ihm längere Zeit und zwar in Gegenwart des Kriegsministers Mahmoud Pascha el Baroudy, immer mit leiser Stimme. Der Oberst antwortete ebenso, so daß niemand ihr Gespräch verstehen konnte, aber die Haltung des letzteren bewies in jedem Falle, daß er einen Befehl erhielt und zu gehorchen versprach. Ali Fuad's Rolle war weniger bequem doch er trug viel dazu bei, eine Annähe-

rung zwischen verschiedenen Scheiks, geistlichen Würdenträgern, hohen Beamten und Repräsentanten der Armee zu erzielen. So wurde Dank Nizami Pascha eine Art geheimes Bündniß zwischen der hohen Pforte und den Obersten des 9. September geschlossen.

Seit ihrer Abreise arbeitete Arabi Pascha, der der Unterstützung gewisser religiöser Chefs und der Soldaten sicher war mit aller Macht am Sturze des Ministeriums Cherif und an der Gründung seiner famosen Nationalpartei, sowie eines Ministeriums, dessen aktueller Chef er selbst und dessen Firmenträger Mahmoud Pascha sein sollte. Während sie an der Spitze der Geschäfte standen, hatten inzwischen Cherif Pascha und seine Kollegen die Achtung und die Sympathieen der Repräsentanten der Mächte gewonnen, die Kommissäre waren mit ihm und dem Finanzminister im Einvernehmen, während der Einfluß des französischen Kommissärs de Blignières nicht mehr derselbe war, wie zu Riaz' Zeit. Ihm, den man früher den Konsulnstürzer nannte (er hatte die Zurückberufung dreier Konsuln bewirkt), würde es jetzt schwer geworden sein, einen neuen französischen Konsul zu stürzen. In der That stürzte sich Herr de Blignières alsbald selbst und wurde nach Frankreich zurückberufen. Deutschland, vertreten von Baron von Saurma erhob jetzt auch seine Stimme im Verein mit der Oesterreichs — man ging einem besser begründeten Regiment entgegen, sucht dem Khedive sein verlorenes Prestige wiederzuschaffen, das erschütterte Vertrauen zurückzuführen, als sich ein neuer Zwischenfall ereignete und Arabi Pascha einige Tage später Kriegsminister wurde.

Zum besseren Verständiß dieser Vorgänge müssen wir noch einige Worte über den Khedive, seine Situation, seinen Charakter, über die Prinzen, seine Vettern und seine ganze Umgebung, sowie über die in Egypten existirenden Parteien einschalten, woraus sich die Gesichtspunkte Arabi Pascha's leichter ableiten lassen und namentlich klar wird, was der Kriegsminister unter seiner nationalen Partei versteht. —

Der Khedive ist jung und von mittlerem Wuchse, besitzt aber den für seine Familie charakteristischen Embonpoint, der ihm gar nicht übel steht; seine Haltung ist nicht ohne Würde, er besitzt die Ruhe des Orientalen, sein Gesicht ist offen und wohlwollend und sein helles, großes Auge spricht von Freimuth und Ehrlichkeit. Er empfängt ohne weiteres jeden, der mit ihm zu sprechen hat und sein Palais ist täglich mit Prozessionen Einheimischer oder Fremder angefüllt. Für Jeden hat der Khedive ein freundliches Wort. Doch ist seine Situation keine der angenehmsten, denn durch den Sturz seines Vaters auf den Thron gekommen, ist Tewfik Pascha thatsächlich in den Händen eines echten Hausmeiers; und doch ist das durchaus nicht angemessen, da er kein faullenzender Herrscher ist und sich wohl um die Verhältnisse des Landes kümmert, aber es erklärt sich daraus, daß sein Charakter von dem seiner Vorgänger durchaus verschieden ist. Außerordentlich gerade und rechtschaffen und gewöhnt, sich dem Urtheile seines Vaters Ismail Pascha zu beugen, besitzt Tewfik nicht die für einen Staatsleiter nöthige Energie, und allzu mitleidig und gutmüthig fehlt es ihm zwar nicht an ernstem Muth, den er oft genug bewiesen, aber er hat nicht die erforderliche Kühnheit, den unbeugsamen Willen,

während seine weniger muthigen Widersacher ihm gegenüber ziemlich billige und um so weniger verdienstliche Handlungen der Verwegenheit in Szene setzen, als sie wissen, daß der Khedive die Gnade stets auf den Lippen hat. Dies ist der größte Fehler des egyptischen Herrschers.

Hätte Mehemed Ali einen Widersacher gehabt wie Arabi Pascha, so würde er ihn mit seinem ganzen Anhange vernichtet haben, wie er es den Mameluken gegenüber gethan hat.

Abbas Pascha hätte beim ersten Gerüchte von einer Rebellion die Obersten mit sammt ihren Offizieren vergiften lassen, und wenn Arabi oder ein Anderer es gewagt hätte, an der Spitze seiner Truppen Saïd Pascha ein Ultimatum zu stellen so würde ihn dieser mit eigenen Händen erwürgt haben. Unter Ismail Pascha hätten die Rebellen den Weg nach dem Soudan nehmen müssen und wären unterwegs gestorben.

Außer seiner Frau und seinen Kindern besitzt der Khedive keine Familie, obwohl die Zahl seiner Verwandten ziemlich groß ist. Sein Vater sitzt als Verbannter in Neapel, und ist sein Feind, seine Brüder sind mit Ausnahme des jungen, sehr mittelmäßig veranlagten Prinzen Mahmoud, der bei ihm ist, ebenfalls seine Gegner, wenn auch aus anderen Motiven als ihr gemeinschaftlicher Vater. Ueberdies sind fast alle Brüder von verschiedenen Frauen geboren und Jedermann kennt die Eifersüchteleien des Harems und die Intriguen des Serails. Zwei Kinder, die von einem Vater und zwei, diesem gleicherweise legitim angetrauten Müttern stammen, saugen vom ersten Tage ihres Lebens an die Milch der Zwietracht ein; man braucht nur an die Feindschaft zwischen Ismail Pascha und seinem Bruder Mustapha Fazil zu erinnern, den der Exkhedive bis in den Tod verfolgte, oder an das tragische Ende des Prinzen Achmet.

Die Prinzessinen leben ganz ihren Launen, bedrängen den Fürsten mit unablässigen Bitten, sind nie zu befriedigen und tyrannisiren, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen, alle Welt ohne jede Ausnahme, selbst der Souverain wird ihr Opfer. Jedenfalls genießt jede europäische Bürgerfamilie mehr Glück und Zufriedenheit als das vicekönigliche Haus.

Die Prinzen des Khedive, rechte Vettern, zerfallen in zwei Linien, die Nachkommen des verstorbenen Mustapha Fazil und die Achmets. Die erste dieser Linien ist ruinirt, total ruinirt — beim Tode von Mustapha Fazil Pascha übernahm Ismail die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten und wir wissen, was das zu bedeuten hat. Es wurde ihnen zwar ein Palais angewiesen, aber alsbald alles für ihren Stand und Lebensunterhalt Nothwendige entzogen; und schließlich gerieth ihr Palais in Brand, die Prinzessinnen und Sklaven retteten sich im Hemde und das Palais wurde mit seinem gesammten Inhalte zerstört. Die Hilfe kam zu spät. Mustaphas Kinder mussten sich aufs Borgen legen und eine hypothetische Periode finanziellen Aufschwungs abwarten — Tewfik Pascha war so gutmüthig, die Unterschriften seiner Vettern durch Hinzufügung der seinigen im Werthe zu erhöhen und ihnen eine Zivilliste auszusetzen, die ihnen ermöglicht, angenehm und standesgemäß zu leben.

Unter den Söhnen Mustaphas verdienen zwei eine besondere Erwähnung: Osman Pascha, der Aeltere, der sich dem Khedive anhänglich erweist, ebenso wie sein jüngerer Bruder, der intelligente Ibrahim Pascha. Die anderen haben mit Ausnahme des in Konstantinopel wohnenden Mustapha Pascha im Staate nichts zu bedeuten.

Osman Pascha ist älter als der Khedive und ihm hätte rechtmäßiger Weise nach Halim der Thron gebührt, wenn nicht der bekannte Erbfolge-Firman zu Gunsten der direkten Nachkommenschaft Ismaïl Paschas zu Stambul unterzeichnet worden wäre. Er ist ein Mann von 30 Jahren, sehr unterrichtet, und mit den europäischen Verhältnissen in Folge langjährigen Aufenthalts im Westen wohl vertraut. Er und sein Bruder Ibrahim sind voraussichtlich die einzigen unter den Prinzen, welche der anständigen Gesinnung des Khedive Gerechtigkeit widerfahren lassen.

In der Linie von Achmet Pascha existiren zwei Söhne desselben von verschiedenen Müttern, Ibrahim Pascha und Achmet Pascha — alle beide verheiratheten sich mit Töchtern des Exkhedive und sind also Schwäger Tewfiks. Der erste ist Wittwer und der zweite hat vom Tage seiner Vermählung an seiner Gattin niemals die Zärtlichkeiten eines Ehemannes erwiesen — beide leben getrennt. Diese Prinzen sind beide sehr reich; Ibrahim Pascha besitzt ein prachtvolles Palais, Sklaven, Pferde, große Ländereien, sein einziges Verdienst ist aber, daß er als Prinz geboren wurde. Achmet ist thätiger, er beschäftigt sich mit Pferden, überwacht aufmerksam seine Einnahmen und seine Güter und ist ein guter Verwalter seines Privatvermögens. Als Neffen und Schwiegersöhne und durch doppelte Blutsbande mit Ismaïl verbunden, sind beide in Folge des oben erzählten Geschickes ihres Vaters der Familie des Khedive nicht sonderlich zugethan.

Unter der Umgebung des Vizekönigs befindet sich eine Anzahl ehrenwerther, tüchtiger und ihm persönlich ergebener Männer, andrerseits aber auch eine große Anzahl von Spionen, die im Solde seines Vaters oder der in Egypten um die Herrschaft ringenden Parteien stehen.

Ismaïl Pascha ist nicht ohne Hoffnung auf Wiederkehr vom Throne gestiegen, er intriguirt unaufhörlich und wird bis zu seinem Tode intriguiren. Das liegt in seinem Charakter. Er unterhält Agenten in Konstantinopel und besoldet Kreaturen in Egypten; dazu befähigt ihn sein kolossales Privatvermögen, das er vor seinem Sturze fürsorglich an verschiedenen europäischen Plätzen unter allerlei Namen angelegt hatte. Seine Versuche, in Egypten Unheil anzustiften, reißen nicht ab, und auch bei den Vorgängen der jüngsten Zeit hat er die Hand im Spiele. Neben den politischen Ränken inscenirt er auch Familienintriguen; so schickte er vor einigen Monaten eine seiner Frauen, angeblich aus Gesundheitsrücksichten von Neapel nach Alexandria, welcher das Ministerium die Landung versagte. Jedenfalls ist er ein gefährlicher Feind seines Sohnes.

In Konstantinopel besitzt der Prinz Halim, der letzte überlebende Sohn des großen Mehemed Ali, einen populären Namen, aber dieser ist auch seine einzige Stärke, denn sein Vermögen ist zum größten Theil in die Kassen seines Neffen Ismaïl verschwunden. Die alten Ulemas und Scheiks aus Mehemet Ali's Zeiten

haben dessem Sohne eine wohlwollende Gesinnung bewahrt, und behaupten nicht mit Unrecht, daß wenn die hohe Pforte einem egyptischen Prinzen das Erbrecht zuerkennen wollte, dies füglich dem letzten Sohne des Mannes gebührt hätte, der Egyptens Größe begründet hat. Zu seinem Unglücke ist Halim ein leidenschaftlicher Mensch, der die Grenzen einer vernünftigen Handlungsweise häufig überschreitet. Seine Politik hat nicht die allgemeinen Interessen des Landes, sondern nur seine eigenen im Auge, was sich allerdings aus den zahllosen Verfolgungen und Chikanen erklärt, denen er seitens Ismaïl Paschas ausgesetzt gewesen ist. Es liegt hierin übrigens einer der Hauptgründe, weshalb wir hier mehr von Personen als von Zuständen sprechen; die gegenwärtige Politik ist thatsächlich nur eine Personenfrage, wie sie es seit dem Tode Mehemet Ali's stets gewesen ist.

Diese Partei Halims stützt sich also nur auf die Tradition und die Achtung vor dem Namen Mehemet Ali's, denn Halim Pascha selbst hat niemals etwas für Egypten gethan; aber die Aeltesten der Nation könnten ihn dem gegenwärtigen Regiment gefährlich machen, was unter Umständen zwar schwierig, aber nicht unmöglich ist, namentlich wenn ein dahinzielendes Unternehmen mit der nöthigen Kühnheit ins Werk gesetzt wird.

Ueberdies wird die Partei Halims noch von dem Islam unterstützt, denn trotz des Erbfolgefirmans der Hohen Pforte, gebührt nach dem Koran der Thron dem ältesten Mitgliede der herrschenden Familie.

Eine dritte Partei ist die der Söhne von Mustapha Fazil Pascha, dessen Großherzigkeit bei allen in lebhafter Erinnerung ist; aber wir erwähnen dieselbe nur der Vollständigkeit wegen, da Osman Pascha selbst stets seinem Vetter zur Seite stehen und ihm nie gegenüber treten wird.

Und damit wäre die Frage nach der nationalen Partei erledigt. Die Geschichte dieser Partei ergibt sich aus der Prüfung der jüngsten Lage Egyptens. Der Sturz des Ministeriums Chérif, die Einsetzung des Ministeriums Mahmoud Pascha el Baroudi mit Arabi Pascha ist der entscheidende Punkt des Augenblickes — Arabi Paschas Name steht im Mittelpunkte aller Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage.

Wien's Rückgang als Weltstadt

von

einem Wiener.

Wien, Ende Mai 1882.

Wien rüstet sich, im nächsten Jahre die Einweihung seines neuen Rathhauses und gleichzeitig das Fest zur Erinnerung an die Befreiung von der großen Türkengefahr im Jahre 1683 zu feiern. Wie die Schlußsteinlegung des Rathhauses, eines riesenhaften Baues, die Schöpfung des Gothikers Schmidt, der aus der Meisterschule des Kölner Domes hervorging, gewissermaßen die Aufmerksamkeit der Gegenwart auf die weltstädtische Entwicklung Wiens hervorruft, so ist die Säcularfeier der Türkenbelagerung wiederum geeignet, das historische Bewußt-

sein der Wiener zu beleben, ihnen die heldenhafte Tapferkeit ihrer Altvordern ins Gedächtniß zu rufen, jener Kaufleute, Handwerker und Studenten, welche einst auf den Basteien wochen- und monatelang dem türkischen Erbfeinde Widerstand geleistet, bis die deutschen Reichsvölker und König Sobieski von Polen zum Entsatze der bedrängten Stadt herbeigeeilt waren und im Verein mit den Vertheidigern die Stadt befreiten! Seit jenem Tage, welcher einen Sieg der Christenheit über die Türkei, der abendländischen Kultur über ihren gefährlichsten Feind bedeutete, wechselte das Glück der Waffen, Oesterreich ging zur Offensive über, Ungarn wurde den Händen der Ungläubigen entrissen, die Herrschaft des Hauses Habsburg ausgedehnt und die Macht der Osmanen verfiel. Oesterreich und Deutschland aber waren befreit von einer schrecklichen Gefahr, welche die Kultur des Westens mit Vernichtung bedroht hatte. Es ist also die stolzeste Erinnerung in der Geschichte Wiens, welche im Jahre 1883 bei der Schlußsteinlegung des neuen Rathhauses gefeiert werden soll, und es wäre nur zu wünschen, daß dieser Augenblick auch den Anlaß gäbe, mit Befriedigung bei der gegenwärtigen Entwicklung der Stadt zu verweilen.

Es will uns jedoch scheinen, als ob Wien gerade gegenwärtig durch die großen historischen und wirthschaftlichen Processe, die sich theils in Oesterreich, theils außerhalb des Staates in Europa, vollziehen, an einem Wendepunkte seiner Schicksale angelangt sei, seine weltstädtische Bedeutung sich herabmindere, seine Entwicklung zu einem Stillstande komme, sein politisches Ansehen und der Einfluß wie die Stellung der Stadt im Reiche selbst im Niedergange sein würde? Es sind bedeutsame Symptome, welche uns zu dieser wehmüthigen Betrachtung veranlassen, und es ist keineswegs der in österreichischen Landen übliche Pessimismus, der uns Befürchtungen für die weitere Blüthe Wiens einflößt.

Wien hatte einstmal den Charakter einer Residenzstadt des deutschen Kaisers, eines mächtigen Herrschergeschlechtes, und seit mehr als dritthalbhundert Jahren gewann es auch ganz und gar den Charakter der österreichischen Reichshauptstadt, was sich in seinem gesellschaftlichen, künstlerischen und geistigen Leben aussprach. Das politische System des Centralismus, der Vereinigung der Behörden am Centralsitze der Verwaltung, musste nothwendig Wien sehr zustatten kommen, und da dieses Centralisirungs-System seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges konsequent die Regierungspolitik der Habsburger war, so erscheint nichts natürlicher, als daß Wien in demselben Maße Aufschwung nahm und gewinnen musste. Hier vereinigte sich der Adel der Erbländer des deutschen Kaisers und der von Ungarn und Böhmen, hier waren die obersten Collegien der Verwaltung, hier strömte das Bürgerthum der Provinzen zu, und als dann in der neueren Zeit die Industrie in den großen Städten sich zu entwickeln begann, da wurde eine specielle Wiener Industrie geschaffen von Seite eines „privilegirten, landesbefugten," durch Schutzzölle gesicherten, geistig wohl bornirten und in seiner „wienerischen Gemüthlichkeit" allerdings beschränkten Bürgerthums, welches Reichthum und Genießen desselben zur Devise seiner Fahne hatte. Trotz der zwanzigjährigen Kriege der Revolutions- und der napoleonischen Kaiserzeit, trotzdem Wien zweimal von den Franzosen er-

obert und besetzt wurde, trotzdem der Finanz-Bankerott des Jahres 1811 dem Wohlstande der Bürger tiefe und schwere Wunden beibrachte, war die lange Friedenszeit bis 1848 doch wohl geeignet, das Bürgerthum zu bereichern, stärker zu machen und Wien eine hochansehnliche Stellung zu geben, die es noch immer als Hauptstadt Deutschlands gewissermaßen einnehmen musste. Die Bewegung von 1848 zeigte überdies, daß unter der Decke der Wiener Gemüthlichkeit doch gleichzeitig, trotz Censur und Polizeiregiment, ein lebhaftes Freiheitsgefühl herrschte, ein tiefes lebendiges Bewusstsein von den Forderungen der Zeit auch hier vorhanden war, so daß Wien allen Provinzen voranging und mit seiner Märzbewegung die Freiheit für Oesterreich eroberte.

Nach den Stürmen der Oktober-Revolution ging die absolutistische Gewalt mit dem strengsten germanisatorischen und centralistischen Eifer vor, und wie sehr auch Bach in kirchlicher Beziehung durch den Abschluß des Concordats vom Jahre 1855 sich von den Josefinischen Traditionen in Bezug auf die Stellung des Staates zur Kirche entfernte, die Maximen der Verwaltung lehnten sich an die alten Josefinisch-Franzisceischen Traditionen an und ein starrer und bureaukratischer Centralismus wurde das herrschende System. Wien war der Centralpunkt dieses Systems, und als die Anfänge des Associationswesens, der Banken und Eisenbahnen entstanden, als auf einen Wink des Kaisers der Basteiengürtel, der Wiens lokale Entwicklung hemmte, fiel, da begann auch die lange zurückgehaltene bauliche Entwicklung und Wien nahm die „Stadterweiterung" in Angriff, die es zu einer der glänzendsten und schönsten Städte machen sollte. Die Niederlage im Kriege von 1859 erschütterte den Glauben an die Allmacht des militärischen, absolutistischen, klerikalen und bureaukratischen Systems und mit dem Jahre 1861, dem Beginne verfassungsmäßiger Zustände nahm auch ein freies Gemeindeleben seinen Anfang, die Selbstverwaltung der Großcommune Wien, an welcher sich mit echt österreichischem Patriotismus und mit echt wienerischem Enthusiasmus anfänglich die besten und tüchtigsten Kräfte des öffentlichen politischen Lebens betheiligten. Das Gemeindestatut Wiens, die einzige Errungenschaft, welche neben der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens von der Reaktion verschont blieb, nun noch mehr begünstigt durch die Gestattung der Öffentlichkeit der gemeinderäthlichen Verhandlungen, erlaubte eine gedeihliche Entwicklung der Stadt, die damals noch getragen wurde von dem Schmerling'schen Centralismus, der die Einheit des Reiches nun ebenso constitutionell zu begründen und durchzuführen gedachte, wie dieselbe früher absolutistisch oder bureaukratisch durchgeführt war.

Die Stadt Wien begann nun vornehmlich dem Schulwesen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, Schulbauten auszuführen, die Zahl der Schulen außerordentlich zu vermehren und schließlich durch Aufhebung des Schulgeldes der breiten Masse der Bevölkerung Bildungsmittel zuzuführen, wie sie denn auch eine Reihe von städtischen Mittelschulen und endlich auch das Pädagogium, eine Lehrerbildungsanstalt, begründete. Allen hemmenden Elementen zum Trotze ging der Gemeinderath an eine der wichtigsten und in ihrer Durchführung glücklichsten Fragen, die Wasserversorgung Wiens durch die Einleitung der Hochgebirgsquellen aus dem

Gebiete der Raxalpe und des Schneeberges. Die nach dem Kriege von 1866 wieder aufgetauchte Rührigkeit auf allen volkswirthschaftlichen Gebieten äußerte sich in der Gründung zahlreicher Associationen, welche namentlich Wien zu Gute kamen, und der lebhafte Aufschwung des Handels und der Industrie verlockte zur Veranstaltung der Weltausstellung von 1873. Damals folgte allerdings der überraschenden und glänzenden, sehr forcirten Entwicklung Wiens ein jäher Zusammenbruch durch die schwache Frequenz der Ausstellung, durch den Krach, den Ausbruch der Cholera — ein Kataklysma, in welchem zahlreiche Existenzen und Interessen zu Grunde gingen und in dessen Gefolge ein so nachhaltiger, bis ins Extrem verfallender Pessimismus platzgriff, daß die Folgen dieser Erscheinungen noch heute nicht aus der Physiognomie Wiens verlöscht sind.

Allein Wien ist eine historische Größe, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, und vorübergehende Krisen waren nicht im Stande, bei sonst gleich fortwirkenden historisch gewordenen und immanenten Verhältnissen die Entwicklung der Stadt aufzuhalten oder gar einen Niedergang derselben herbeizuführen. Was wir jedoch vor uns und um uns erblicken, lässt keinen Zweifel zu, daß gerade die großen Factoren, welche einst Wien gemacht, nicht mehr zu Gunsten Wiens fortwirken. Was Wien zu einer glänzenden Residenz gestaltete, die vor Jahrhunderten Wolfgang Schmelzl, dann Abraham a Sancta Clara und in unserem Jahrhunderte die Besucher des Wiener Congresses entzückte, das war die in Erscheinung getretene Wirksamkeit der drei großen Factoren: Hof, Adel und Kirche. Dieselben Factoren sind es, die Wien zu dem gemacht haben, was es war, und die unzweifelhaft durch ihre Abwendung von Wien, durch das politische System der Decentralisation, das sie begünstigen, den Glanz der Hauptstadt beeinträchtigen. Der Hof residirt einen großen Theil des Jahres in Pest-Ofen, feiert dort seine Feste, versammelt dort den Adel des Landes um sich, der junge Hof residirt in Prag und der Kronprinz veranstaltete beispielsweise kürzlich ein Ballfest auf dem Hradschin, der böhmischen Königsburg in Prag, zu welchem 1600 Einladungen ergangen waren. Der ungarische Adel hat sich ganz von Wien zurückgezogen, seine Paläste in Wien stehen leer, während er in Buda-Pest neue erbaut; dieser Adel, der früher im Prater, im Theater, überall mit Glanz auftrat, nur eine kurze Zeit des Jahres auf seinen Gütern, den größten Theil in Wien zubrachte, erscheint nicht mehr in Wien, sondern in der Hauptstadt Ungarns, wenn auf der Ofner Königsburg die königliche Flagge weht; er lässt seine Pferde, seine Gewänder im Pester Stadtwäldchen bewundern, im ungarischen Nationaltheater, im Nationalcasino sucht er die geselligen Vergnügungen, seine Kunstschätze, wenn er solche besitzt, stellt er im Nationalmuseum aus und ein Fürst Eßterhazy sendet seine Bildergallerie von Wien in die ungarische Hauptstadt. Pest, einmal eine Provinzstadt mit deutschredender Bevölkerung, wird nachgerade zur glänzenden Hauptstadt des ungarischen Nationalstaates, eines von den cisleithanischen Ländern vollständig getrennten Landes mit selbstständiger Verwaltung und Gesetzgebung, deren Sitz die Hauptstadt ist. Ein Centralbahnhof, eine neue Hofburg wird in Ofen gebaut, ebenso ein Opernhaus, riesenhafte Radialstraßen zeugen von der Vergrößerung

der Hauptstadt, die seit dem dualistischen System die andere, gleichberechtigte Hauptstadt des Reiches ist, an welche Wien die Hälfte seiner Bedeutung, seines Einflusses, seiner Machtstellung abzugeben hat.

Dazu kommt noch, das täglich mehr zur Geltung kommende System des Föderalismus in Deutsch-Oesterreich selbst, welcher, wie leicht begreiflich, seine Spitze gegen Wien als Centralpunkt richten muß. Je mehr Autonomie und Selbstständigkeit den Provinzen gegönnt ist, je entschiedener das System der Decentralisation oder gar des Föderalismus zum Durchbruche kommt, um so ernster wird die Gefahr für Wien. So ist beispielsweise Prag von ganz außerordentlicher Bedeutung geworden, in sofern daselbst eine wahrhaft großartige Eisenindustrie, eine ebenso bedeutende Textilindustrie sich seßhaft gemacht hat, und in nächster Nähe noch die großen Zuckerfabriken gelegen sind, zudem ein großer Theil der Eisenbahngesellschaften und Banken seinen Sitz in der Hauptstadt des böhmischen Königreiches hat, das dicht bevölkert und nach allen Seiten hin mit Deutschland in einem vielfachen Verkehr stehend, im Innern des Landes fruchtbar, an den Grenzen einen ganz außerordentlich starken Eisenbahnverkehr hat und von einer Bevölkerung bewohnt wird, die an Betriebsamkeit und Sparsamkeit wie an Tüchtigkeit mit der von Belgien in Vergleich gesetzt zu werden verdient. Auch der bedeutende Colonialwarenhandel muß erwähnt werden, der von Prag aus betrieben wird, endlich der Reichthum des böhmischen Adels, der dort wo er begütert ist, auch überall Industrie betreibt und an allen Fortschritten der Agricultur einen thätigen, regen Antheil nimmt. Dieser böhmische Adel, einstmals Hof- und Dienstadel in Wien, hat sich nun theils durch den großen Umschwung der Verhältnisse genöthigt, theils aus politischen Gründen ganz und gar nach Böhmen zurückgezogen und verfolgt durch Anschluß an die nationale czechische Bewegung die Ziele seiner Feudalpolitik, indem er seinerseits wieder durch seine sociale Stellung dieser föderalistisch-nationalen Strömung einen Weg in die regierenden Kreise zu bahnen sucht.

Unbestritten zeigt sich, daß das gegenwärtige politische System schon jetzt stark von Wien empfunden wird. Ein Blick, den der Fremde, der vor Jahren Wien kennen gelernt, heute auf unser Straßenleben wirft, belehrt ihn von dem Rückgange dieser Stadt, welche nicht blos durch die politischen, sondern namentlich durch die commerziellen Verhältnisse äußerst empfindlich getroffen wird. Es duldet auch keinen Zweifel, daß die Handelswege der letzten Zeit nunmehr ganz andere geworden sind und Wien mehr oder weniger vom Welthandel ausgeschlossen ist. Die Eröffnung der Gotthardbahn, welche Deutschland und Italien zum erstenmale in einen ganz direkten Verkehr bringt und Wien seinen großen jahrhundertelangen Transitohandel zwischen dem Norden und dem Süden Europa's wegnimmt, von welchem es eigentlich seine ganze Bedeutung in commerzieller Beziehung herschreibt, ist ebenso sicher ein schwerer Schlag für die Interessen Wiens als für die von Triest, und wenn Oesterreich durch den Bau der Arlbergbahn sich einen Exportweg nach dem Westen sichert, so wird das wohl den österreichischen Produkten in den Provinzen, nicht aber Wien zu Gute kommen. Schon die Eröffnung der

Pontebabahn (Villach-Tarwis-Ponteba-Udine) welche den Handel von der Hauptlinie Wien-Triest abgelenkt und namentlich Triest zu Gunsten Venedigs so sehr geschädigt hat, war für Wien von schädlichen Folgen begleitet. Kommt nun noch hinzu, daß die Tarifsätze der österreichischen Bahnen so hoch sind, daß unsere Valuta uns stets durch das Disagio in Nachtheil setzt, so begreift es sich leicht, daß Wien unter solchen Verhältnissen leiden muß. Diese Tarifsätze haben beispielsweise zur Folge, daß Prag und die nördlichen Provinzen überhaupt mit dem Nordseehäfen viel leichter und billiger verkehren als mit Triest, auf dessen Wege zu dem Norden ja Wien gelegen ist. Die Lage Wiens an der Donau ist eine nur fälschlich so bezeichnete. Denn Wien liegt nicht an der eigentlichen Donau, dem großen mächtigen Strome, ein Kanal verbindet den Fluß mit der Stadt, und nur ein Arm reicht in ihren nördlichen Theil herein. Alle die großen Projecte aber, die Donauregulirung zu vollenden, aus Wien einen großen Hafen- und Stapelplatz zu machen, sind nicht zur Ausführung gelangt, und seit dem Krach vom Jahre 1873 wohl auch aufgegeben, zumal ja Ungarn weder interessirt noch geneigt ist, sich an der Regulirung zu betheiligen und durch Fortbestehenlassen dieser Verhältnisse so auch indirect Pest zu Hilfe zu kommen sucht, das durch seine günstige mercantile Lage an der Donau selbst, durch seine directe und nächste Verbindung mit denjenigen Producten, für welche das Land einen bedeutenden Export hat, durch die große Wasserkraft, die seine Rohproducte verarbeitet, im Vortheil ist und prädestinirt erscheint, der erste Handelsplatz zu werden, mit dem auch Wien sich nicht entfernt wird messen können. In Ungarn ist es ferner die Regierung, welche diesen günstigen natürlichen Bedingungen mit ihrer Handels- und Verkehrspolitik zu Hilfe kommt und ebenso alles in Pest zu centralisiren sucht, wie die österreichische Regierung bestrebt ist, alles zu decentralisiren. Auch der ungarische Reichstag ist bemüht, der Hauptstadt die größten Vortheile zuzuführen, um sie als politischen Centralpunkt zu stärken, zu vergrößern, und als Pivot der politischen Stellung Ungarns zu befestigen. Ganz im Gegentheile wird Wien, wenn es auch die national-clericale, feudalistisch-agrarische Gegnerschaft nicht Wort haben will, von dieser angefeindet, im Stillen bekämpft, da man ja an Wiens Deutschthum, an seiner centralistischen Vergangenheit, an seinem deutschen Bürgerthum einen Gegner zu erblicken glaubt, den zu brechen, um dem Föderalismus zum Siege zu verhelfen, als eine erste Voraussetzung gilt. So konnte man bei den neuen Zollsatzungen es verfolgen, wie stets die consumirende Bevölkerung Wiens zu Gunsten der Producenten in den Provinzen benachtheiligt, wie beispielsweise die Approvisionirung der großen Stadt vertheuert wurde zu Gunsten der slavischen Viehzüchter, wie die Verzehrungssteuer an den Linien nicht aufgehoben wurde, wie auch die politischen Forderungen Wiens keinen Widerhall fanden und seine parlamentarische Vertretung numerisch außerordentlich schwach bleibt, von jeder Wahlreform unberücksichtigt.

Unter solchen Umständen begreift man, weshalb die jüngste Volkszählung im Gegensatze zu anderen Weltstädten in Wien einen vollständigen Stillstand der Population aufwies, während die Vororte Wiens sich bedeutend vermehrten. Nur

die Leopoldstadt weist einen ansehnlichen Zuwachs an Bevölkerung auf. Es sind dies zumeist ungarische und galizische Juden, die der unduldsamen magyarischen und slavischen Propaganda ausweichen, um ihre Kinder deutsch erziehen lassen zu können. Wir möchten trotz dieser Migration diese Elemente als keine werthvolle Vermehrung der deutschen Bevölkerung Wiens ansehen, weil diese östlichen Emigranten, nicht vertraut mit den Kämpfen der Deutschen in den ehemaligen deutschen Bundesländern, dem Kampfe der Deutschen in Böhmen und Mähren, an welchem die dortigen Juden sich energisch betheiligen, fremd und ohne Verständniß gegenüber stehen, weil, im Verhältnisse zu Ungarn und Galizien, ihnen Wien auch in seiner Passivität gegenüber dem Slaventhum immerhin deutsch erscheinen mag.

Wir sehen auch beispielsweise, wie die Communicationen nicht mehr dem Charakter der Weltstadt entsprechen, daß viele Verbindungen ganz fehlen, mehrere Omnibuslinien eingegangen sind, Omnibusgesellschaften liquidiren mussten und nicht durch neue ersetzt wurden und das Projekt der Stadtbahn immer noch Projekt ist, ja vielfach behauptet wird, daß eine solche Stadtbahn für Wien ganz überflüssig wäre. Es ist bedenklich, daß die Einnahmen aus dem Octroi sichtlich abnehmen, daß ziffernmäßig eine Verminderung der Genußmittel Wein und Bier eingetreten ist, daß die großen Industrien Wiens stagniren und neue Anlagen nicht gemacht werden, die vorhandenen auch nicht entfernt mit denen von Prag und Pest zu vergleichen sind. (Was in Wien Fabrik heißt, ist ein Euphemismus, indem jeder Blumenmacher, jeder Federnschmücker sich Fabrikant nennt, wo von fabriksmäßigem Betriebe auch nicht die Spur ist.) Man sieht sogar, daß zahlreiche Industrielle ihre Wiener Etablissements einschränken und Filialfabriken oder zweite Anlagen, zum Mindesten aber Niederlagen, in Pest errichten, um dort nicht als Fremde behandelt, sondern als einheimische Industrielle geschützt zu werden, wie denn auch nach dem Muster der österreichischen Nationalbank zahlreiche Banken daselbst Commanditgesellschaften und Filialen errichten, ihre Verwaltung dualistisch gestalten und den Sitz eines Theiles derselben nach Ungarn verlegen. Ein Vertrag, wie ihn die ungarische Regierung kürzlich mit der österreichischen Staatsbahn geschlossen hat, mit Umgehung der in Wien residirenden Generaldirectionen, indem sie sich mit den Pariser Großactionären verständigte, wird nicht bloß den Sitz der Vewaltung nach Ungarn verlegen, sondern selbstverständlich eine Nationalisirung resp. Magyarisirung der Verwaltung mit sich führen, und wenn sich dieser Fall bei verschiedenen Gesellschaften wiederholt, oder wie anzunehmen ist, auch in Cisleithanien Nachahmung findet, so daß beispielsweise eine große Anzahl von Beamten dieser Gesellschaft nach Pest, Prag, Lemberg, Krakau, Graz, Triest auswandert, so wird es begreiflich, daß Wiens Population, Verkehr, Häuserwerth 2c. eine schwere Einbuße erleidet.

Die Stadt hat zudem, ihrem geschichtlichen Zuge folgend, sich immer nach Westen hin ausgedehnt, nach dem deutschen Reiche, und ihre wohlhabendsten und schönsten Vorstädte und Vororte liegen im Westen, während ihre Bedingungen sie nach dem Osten weisen, gegen die Donau hin, wo die Stadt noch gar nicht ausgebaut ist und vom Strome getrennt, gerade die Hauptverkehrsader vernachlässigt ließ, welche sie in den Zeiten der starren Centralisation in innigen Verkehr mit

Ungarn und dem Orient hätte bringen können. Wie oben bemerkt, ist die Donauregulirung unvollendet, die Donauquais sind nicht ausgebaut, die Docks und Entrepots, von denen man vor dem Krach geträumt, sind nicht errichtet worden. Unbelebt ist dieser mächtige Riesenstrom, den man bei weitem nicht mit dem Rhein vergleichen kann, an dessen beiden Ufern Eisenbahnen verkehren und auf dessen Wellen eine belebte und erträgnißreiche Schifffahrt den Verkehr begünstigt. Verfehlt, ganz verfehlt, ist, das lässt sich heute schon aussprechen, die „Stadterweiterung". Denn die prachtvolle Ringstraße, welche die Bewunderung aller Fremden bildet, weist wohl eine Reihe von Palästen auf, durch welche aber die Stadt nicht erweitert, sondern höchstens verschönert worden ist. Sie diente nicht dazu, den Verkehr der innern Stadt mit den Vorstädten zu erleichtern, sie schließt vielmehr vornehm die erstere von den letzteren ab. An Stelle der frischen Wiesenplätze, der Stadtgräben und der Alleen, der alten Glacis, stehen nun die riesenhaften Bauten der Ringstraße, aber die engen Gassen der inneren Stadt mit ihren baufälligen Häusern sind geblieben nach wie vor und entbehren heute noch der besseren Communicationsmittel wie beispielsweise der Pferdebahn! Wieviel auch in Wien gebaut worden ist, Luft und Licht ist in die innere Stadt, in die City von Wien nicht gedrungen, das Aneinanderschließen der inneren Stadt und der Vorstädte ist nicht durchgeführt, breite Straßenzüge sind nicht gezogen, große öffentliche Plätze nicht abgegrenzt worden, ein großes Avenuensystem wie in Amerika oder in Paris ist nicht vorhanden. Die Bauthätigkeit zeigt eine merkwürdige Depression und die Baugesellschaften, die sich vor der Krise gebildet haben, sind zum Theile zu Grunde gegangen, zum Theile im Besitz von großen Liegenschaften, die sie nicht verwerthen können und zumeist darauf bedacht, frische Capitalien zu erlangen und Reserven anzulegen, bevor sie eine Thätigkeit entfalten können. Man hat bemerkt, daß die Baulust jetzt, neun Jahre nach dem Krach, noch immer eine Verminderung aufweist und daß sich dieselbe nicht über das Niveau von 1874 erhebt. Vor allem aber fällt auf, daß die Bauthätigkeit sich auf die großen unverbauten Flächen in der Nähe der Ringstraße concentrirt hat, hingegen in den Vorstädten fast gar nicht zur Geltung kam. Ein Büchsenschuß von der Ringstraße entfernt, mitten in den großen Hauptstraßen, die aus der inneren Stadt in die Vorstädte oder besser gesagt in die übrigen Stadtbezirke führen, in der Mariahilfer-, Wiedener-, Landstraßer-, Alser- u. s. w. -Hauptstraße sieht man noch immer altersschwache Häuschen neben großen drei- und mehrstockhohen Häusern, trotzdem ein eigenes Gesetz über Neu-, Um- und Zubauten Steuerfreiheit auf Jahrzehnte hinaus zusichert. Unter solchen Umständen war es immer eine Thorheit, über Mangel an Wohnungen in Wien zu klagen, wenn man den Umstand in Erwägung zog, daß auf den frequentesten Straßen einstöckige Häuser allerdings mit großen Hofräumen und Hintergebäuden — die besten Plätze einnehmen.

Weiter zeigt es sich, daß die Communal-, Provinzial- und Staatssteuern, namentlich die unerschwingliche Hauszinssteuer, die Miethzinse gewaltsam in die Höhe treiben, sodaß eigentlich eher von einer Vermögensconfiscation als von einer Steuer die Rede sein kann, welche letztere, wenn sie so genannt werden will,

ganz und gar auf die Miethparteien überwälzt werden muß. Bedenkt man nun noch die strenge Bauordnung, welche durchaus Alles von Stein — auch Treppen und dergl. — vorschreibt, dann darf man sich darüber nicht wundern, daß Wien, welches übrigens auch an seinen äußeren Grenzen den Villenstyl perhorrescirt, der in Frankfurt, Leipzig, Wiesbaden ꝛc. gepflegt wird, eine bedeutendere bauliche Entwickelung nicht aufweist, was auch mit dem Hange für alle luxuriöse Bauart zusammenhängt. Da nun auch das Communikationssystem ein ganz und gar lückenhaftes ist, sodaß beispielsweise einer der vornehmsten Bezirke Wiens, der VIII. (Josefstadt), der Sitz der Militär- und Civilbeamtenschaft, der hervorragendsten Ärzte und Mitglieder der Richtercollegien bis zur Stunde nicht einmal eine Pferdebahnverbindung hat, so begreift man, daß auch die Baulust nicht in dem Maße zunehmen kann, als die Begünstigungen des Verkehrslebens von der öffentlichen Verwaltung ihr nicht zu Hilfe kommen.

Auch die Bauthätigkeit hat sich fast ganz auf die — nicht zum Wiener Gemeindegebiete gehörigen — Vororte beschränkt, welche wie oben bemerkt, eine starke Vermehrung aufweisen. So sind beispielsweise aus Hernals und Währing Städte von 60,000 Einwohnern geworden, was zumeist seinen Grund darin hat, daß die Vororte außerhalb der Verzehrungssteuerlinie liegen. Diese innere Zolllinie aber macht in kleineren Haushaltungen das Leben innerhalb der zehn Bezirke Wiens sehr schwer und wie die hohen Eisenbahntarife und Zollsätze sich in den Preisen der Lebensmittel, Beleuchtungs- und Heizungsmaterialien ausdrücken, so vertheuert nun noch mehr diese Verzehrungssteuer den Lebensunterhalt in der Stadt. In Folge dessen erfolgte in den letzten Jahren ein starkes Ausströmen der Bevölkerung Wiens über die Linienwälle hinaus, namentlich von Seite der kleineren Beamtenbevölkerung, wo meist nur das Haupt der Familie tagsüber in der Stadt beschäftigt ist. Damit entgeht und entging der Stadt selbst ein großer Prozentsatz von Steuern und Consum, was nachgerade sehr fühlbar zu werden beginnt. So wird denn eben Wien keine Millionenstadt, sondern zählt noch immer in den Polizeiberichten 740,000 Einwohner, weil eben die Vororte mit Wien nicht vereinigt sind, die Verzehrungssteuerlinie nicht aufgehoben ist und die Linienwälle, welche Wien jetzt in demselben Maße einschränken wie einst die Basteien, nicht beseitigt sind.

Wie viel nun auch durch das Regierungssystem, welches Wien mit der Decapitalisirung bedroht, wie viel auch durch große Verkehrsumwälzungen verschuldet sein mag, wie mannigfach die Factoren sind, welche an dem Niedergange der Stadt betheiligt erscheinen, so lässt sich doch auch die Bevölkerung und namentlich die städtische Verwaltung nicht von der Schuld freisprechen, daß sie jahrelang die communalen Verhältnisse mit großer Gleichgiltigkeit angesehen, die Opposition ihres einstmaligen Bürgermeisters Dr. Felder gegen die Staatsverwaltung im Landtage sowohl wie im Herrenhause des österreichischen Reichsrathes bei allen Steuer- und Budget-Debatten ohne Unterstützung gelassen hat, daß dieselbe kein offenes Auge für die merkwürdigen Umwälzungen hatte, welche sich auf wirthschaftlichem Gebiete vollzogen haben und sich mit Parlaments- und Club-

Spielereien im Wiener Gemeinderathe mehr befasste als mit den großen Interessen der Municipalverwaltung; eine After-Demokratioe cultivirte, die nichts anderes war als ein vorstädtisches Philisterium mit radikalen Redensarten und reaktionärem Inhalt, wie es in dieser edlen Mischung nur Fritz Reuter zu schildern verstand. Erst jetzt, nachdem man Jahre lang den Dingen ihren Lauf gelassen, beginnt nach und nach die Erkenntniß zu dämmern, daß Wien auf dem Punkte steht, seine Stellung als Weltstadt zu verlieren. Unzweifelhaft ist der Charakter der Bevölkerung mitschuldig. Die Indolenz derselben, der Mangel an Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, zeigten sich ebensowohl bei den Gemeindewahlen durch consequentes Fernbleiben eines großen Theiles der Wähler von der Wahlurne, wie in der politischen Charakterlosigkeit, einem traurigen Merkmal der Wiener Bevölkerung. Die Wiener hatten in der letzten Zeit durch zahlreiche Feste und durch die ererbte Vergnügungssucht ganz vergessen, welche Haltung und Stellung ihnen in dem großen politischen Kampfe der deutschen Bevölkerung Österreichs zukommt. Der Führer des deutschen Volkes in Böhmen und gleichzeitig der hervorragendste Parteimann auf deutsch-österreichischer Seite im Abgeordnetenhause, Dr. Herbst gab die Parole aus: „Wir gravitiren nach Wien!“ Eine Parole, die sehr glücklich gewählt war, weil sie auf der einen Seite der ewig wiederkehrenden Denunciation der deutschen Bestrebungen, die man als österreichfeindlich, preußisch u. s. w. verdächtigte, begegnete und andererseits, weil diese Losung ein Weckruf sein sollte für Wien, die zur Zeit noch mächtigsten deutschen Stadt Österreichs. Allein die außerordentliche Duldsamkeit der Wiener, die Wiener „Gemüthlichkeit“ hat es niemals verstanden, bei der immer mehr und mehr anwachsenden und aus der Provinz wie aus den Nachbarländern eingewanderten Bevölkerung das Bewusstsein des Deutschthums zu erhalten und Wien hat mehr und mehr den Charakter einer großen Karavanserei angenommen, einer Stadt, in welcher eine Menge von Colonien sich seßhaft gemacht haben, die hier mit desto größerer Arroganz ihre magyarischen, zumeist aber slavischen und anderen nationalen Vereinigungen demonstrativ bildeten und cultivirten.

Der deutsche Parteitag, das muß gesagt werden, erzeugte keinerlei intensive innerliche Parteinahme der Wiener Bevölkerung für das deutschnationale Ziel der Veranstalter und es liegt vielleicht ein wahres Verhängniß für die deutsche Bevölkerung Österreichs in dem Umstande, daß sie ihre besten Streiter und ihre wahren Kerntruppen, ihre eigentliche Stärke, überall an den Grenzen hat, an der Peripherie und nicht im Centrum, sodaß bei jeder Gelegenheit die Solidarität der Deutschen auf eine harte Probe gestellt wird und mitunter auch vor dem Gegner diese Probe nicht besteht. Wien hat die Führung des Deutschthums in Oesterreich nicht in Händen, es hat sie niemals besessen.

Ist nun die Bevölkerung nicht im Stande, das gegenwärtige föderalistische System zu stürzen oder zum Mindesten in Schach zu halten und damit Wiens Zukunft als Reichshauptstadt zu sichern, so ist auch die Gemeindevertretung der Aufgabe nicht gewachsen, welche ihr im jetzigen Augenblicke zu erfüllen obliegt. Zwar hat Wien eine durchaus freie Gemeindeverfassung, eine unvergleichlich gün-

stige Gemeindeautonomie; allein die Abgrenzung der Kompetenzen, der Wirkungskreis zwischen Gemeinderath und Magistrat, die sich zu einander wie gesetzgebende und exekutive Gewalt verhalten sollten, lähmt jederlei Wirksamkeit der Stadtvertretung. Die Agenden des Magistrates werden nicht dieser juristisch, technisch und, mercantilisch d. h. fachmännisch geschulten Körperschaft überlassen, sondern vom Gemeinderathe, der aus 120 gewählten Stadtvertretern besteht, nur zweimal wöchentlich Sitzung hält und mitunter eine sehr geringe von dem jeweiligen Wahlgange beeinflusste Qualität aufweist, mit verwaltet. Die oft ganz unwürdigen Scenen, die im Gemeinderathe aufgeführt wurden, von Schreiern und Zänkern systematisch provocirt, verleideten nachgerade vielen tüchtigen Elementen die Theilnahme an der gemeinderäthlichen Thätigkeit, die ungemein langsam und schwerfällig vorschreitet, zumal in öffentlicher Sitzung über jede Bestimmung einer Baulinie, über das Anbringen von Laternen, über Verbesserung von Kanalgittern u. dgl. ausführlich verhandelt wird! Außerdem ist von mancher Seite ein denunciatorischer, falscher Eifer gegenüber den coordinirten Magistratspersonen, den Unternehmern und Pächtern, die allerdings stets ihren Vortheil wahren, an den Tag gelegt worden und eine Prozeßsucht, welche die mit der Gemeinde in geschäftlicher Beziehung gestandenen Unternehmungen chicanirte, führte zu einer derartigen Behelligung der Gerichte, daß schließlich die Großkommune Wien wegen allzu arger Belästigung der Gerichte zu Muthwillensstrafen verurtheilt wurde. Trotz aller Berathungen ist beispielsweise die Armenverwaltung in Wien von der allerprimitivsten Art und die Institution der Armenväter, aus einer Zeit stammend, wo einzelne gutherzige Männer in den Bezirken dieses Amt in Folge ihrer persönlichen Kenntniß der Bedürftigen leicht versehen konnten, ist noch heutzutage erhalten geblieben. Noch hat Wien keine eigene städtische Gasverwaltung und ist alljährlich genöthigt, mit einer englischen Gesellschaft verhandeln zu müssen, welche seit Jahren die Beleuchtung besorgt. Um nun zum Vortheil zu kommen, versucht man es denn auf städtischer Seite mit allerhand Quälereien und Quengeleien, moralischen und materiellen Pressionen u. dgl., die der Stadtverwaltung gewiß nicht zur Ehre gereichen. Die Verwaltung der öffentlichen Gärten und Parkanlagen ist nachgerade zum öffentlichen Spotte geworden, und seit Siebeck's Pensionirung und Tod (der, ein geborener Leipziger, wissenschaftlich und praktisch gleich tüchtig, der Schöpfer des Wiener Stadtparkes gewesen) scheinen die Anlagen dem Verfalle preisgegeben. Die Ringstraßenanpflanzungen gingen elend zu Grunde, man sagt in Folge von Ersäufung der Bäume; die neuen Setzlinge, die von weit her verschrieben wurden, kamen nicht fort, und so könnten wir noch manches anführen, um den Ernst und die Tüchtigkeit der städtischen Verwaltung ins rechte Licht zu setzen. Allein unsere Vorstadt-Kleone ziehen es vor, lieber stereotyp über Geschäftslosigkeit zu klagen und sich als Anwälte des Kleingewerbetreibenden aufzuspielen, jenes kleinen Handwerks, dessen Zeit seit Einführung der Maschinen unwiederbringlich dahin ist.

Nicht besser zeigte sich die städtische Verwaltung in Bezug auf die Rege-

lung der Wienflußfrage. Bekanntlich ist Wien von einem Wässerchen gleichen Namens durchzogen, das im heißen, trockenen Sommer ein ganz ausgetrocknetes Flußbett zeigt. Alljährlich wird das Gerinne ausgeschaufelt und durch Regengüsse wieder verschwemmt; in den Vertiefungen bleibt Wasser stehen, welches in Fäulniß übergeht und dessen Ausdünstungen die ganze Umgebung verpesten. Alle Klagen der Anwohner, alles öffentliche Moniren der Presse hat sich bisher als vergeblich erwiesen. Im Streite der Meinungen darüber, welche Art der Lösung die beste sei, Regulirung, Ableitung oder Ueberwölbung, ist man noch zu keinem Resultate gekommen. Inzwischen baut man über diese Pfütze luxuriöse Brücken, wie die Schwarzenberg- und die Tegetthoffbrücke, während die Luft in den mit großer Mühe erhaltenen Anlagen an den Ufern, den Spielplätzen der Kinder, mit Miasmen vergiftet ist. Ebenso ist es mit der Stadtbahnfrage. Während Berlin an einem Sonntage zwischen die zahlreichen fahrplanmäßigen Züge der Stadtbahn noch 22 Extrazüge einschaltet, kommt Wien auch in diesem Punkte nicht vorwärts. Eine Partei, man dürfte sie die Partei der „feschen Wiener Fiaker" nennen, ist gegen jede Stadtbahn; eine andere, welcher die Schönheit über Alles geht, besorgt, daß die ästhetischen Eindrücke der Ringstraße darunter leiden würden; Andere wollen nicht dulden, daß die Engländer, von denen das Projekt zunächst ausgeht, dabei Geld verdienen sollten; wieder Andere sind der Ansicht, daß die Omnibusse und die Tramway für das jetzige Verkehrsleben vollständig genügen; technische Kreise kreuzen das Projekt der Engländer mit vielleicht wohlgemeinten aber nicht ausführbaren Projekten; endlich haben einige ungeschickte Sachwalter der englischen Gesellschaft den stets bereiten denunciatorischen Eiferern in die Hände gearbeitet, so daß wir wohl noch eine lange Zeit auf die Durchführung des Stadtbahnprojektes warten werden, für dessen gewaltige ökonomische Wichtigkeit die Athener vom Wien-Ufer keinerlei Verständniß besitzen.

Daß aber die städtischen Institutionen gar sehr der Besserung bedürfen, daß wir uns nicht mehr in dem verhängnißvollen, selbstgefälligen Bewundern der eigenen Herrlichkeit gefallen sollten, dafür gab der eben beendete Ringtheaterproceß wohl ein ganz merkwürdiges Zeugniß! Die schreckliche Katastrophe vom 8. Dezember v. J., durch welche 400 Menschen ums Leben kamen und bei lebendigem Leibe gebraten wurden, hat einen Blick in unsere Einrichtungen gewährt, der es begreiflich macht, wenn sich an dieses Ereigniß das geflügelte Wort von einem „Civil-Königgrätz" knüpft, eine Parallele mit der Niederlage vom 3. Juli 1866, die unserer eingebildeten militärischen Herrlichkeit ein so jähes Ende bereitet hat. Das Civil-Königgrätz zeigt uns unsere öffentlichen und städtischen Institutionen in gleicher entsetzlicher Nacktheit. Einer der Vertheidiger im Ringtheaterprocesse konnte ohne Widerspruch zu finden, sagen: „Es ist die höchste Zeit, daß wir uns aus unheilvollster Lethargie aufrütteln: wir haben gehört von Wachstuben, in denen Niemand wacht, von Wachen, welche eine geschehene Feuermeldung nur mit ungläubigem Lächeln erwidern, von Feuerautomaten, welche im Falle dringender Gefahr nicht von dem dabei postirten, sondern von einem in der Entfernung patrouillirenden Wachmann in Bewegung gesetzt werden können; wir

haben von Einrichtungen gehört, zufolge welchen die Kommandanten der bestehenden Feuerwehr die Pläne der öffentlichen Gebäude erst dann studirten, wenn dieselben ein Raub der Flammen geworden, von Anordnungen, denen zufolge die Feuerwehrkommandanten zur Enträthselung der ihnen unverständlichen Signalsprache eines ständigen Dolmetschers bedurften; wir haben Kenntniß erhalten von inspicirenden Polizeikommissären, welche in den Theatern Alles, hauptsächlich das gesprochene Wort zu überwachen hatten, nur nicht die zum Schutze des Publikums vor Feuergefahr getroffenen Maßregeln." Und nun bedenke man, daß ein Bürgermeister von Wien, der elfmal zum zweiten Bürgermeister, dreimal zum ersten Bürgermeister der Stadt gewählt worden war, dessen Brust mit Orden besäet ist, auf die Anklagebank gesetzt wurde, desgleichen ein Polizeirath und der Kommandant der städtischen Feuerwehr 2c., daß der Polizeipräsident von Wien und der städtische Bauamtsdirektor pensionirt wurden und daß eine Reform der Feuerwehr geplant wird, nach welcher, um mit den Worten des Magistratsreferenten zu sprechen, „in Zukunft muthvolle Männer die Leitung übernehmen sollen, die mehr leiten und arbeiten als figuriren."

Einmal bei dem Theater angelangt, sollen wir auch von dem Niedergange des deutschen Geisteslebens in Wien sprechen? Von dem Ueberwuchern des slavischen Elementes, das sich in Vereinen, in Versammlungen, in der Petition um Errichtung slavischer Schulen in Wien, in zwei czechischen und einem deutsch geschriebenen, täglich erscheinendem czechischen Journale in Wien kundgibt? Von dem Mangel an Absorbirungs- und Assimilirungsfähigkeit des Wiener deutschen Elementes? Von dem Niedergange des deutschen künstlerischen Lebens in Wien, wovon die Thatsache zeugt, daß die Anzahl der Theater heute dieselbe ist wie vor 20 Jahren, ohne davon zu reden, daß selbst die bestehenden Theater allesammt seit einer Reihe von Jahren den kläglichsten Kampf ums Dasein führen? Man denke an die mehrmalige Schließung des von Laube gegründeten Stadttheaters, an den Concurs des Wiedener Theaters im vorigen, an die Schließung des Karltheaters im heurigen Jahre, an die mehrmalige Schließung des Josefstädter- und des Ringtheaters, an die merkwürdige Erscheinung, daß vom Ende des Monats Mai angefangen, sämmtliche Theater Wiens geschlossen sind! Sollen wir von dem Rückgange des Buchhandels, namentlich des Verlagsbuchhandels sprechen, während die Zahl der kleinen Sortimenter steigt, große Häuser wie Braumüller oder Gerold ganz und gar sich zur Ruhe setzen und die neu auftauchenden Verleger nur Arbeiten mit garantirtem Erfolge und zumeist Schulbücher herausgeben? Wir wollen auch in diesem Zusammenhange nicht von der Universität sprechen, die einen großen Neubau erhält und sich in diesem Augenblicke einer ungeheuren Frequenz von 4000 Studirenden erfreut, nicht zu ihrem Vortheil, denn bei einer solchen Unmasse von Zuhörern kann von einer ernsten Pflege des Unterrichtes nicht mehr die Rede sein. Zu dieser äußerlichen Prosperität steht eben auch das innere geistige Leben wenig im Verhältnisse, da die wissenschaftliche Bedeutung der Wiener Universität nach dem Hinsterben der großen Aerzte, nach dem Ausscheiden der bedeutendsten juristischen Lehrer im Sinken ist und der Zu-

zug frischer Lehr-Kräfte aus Deutschland seit 1866 und noch mehr seit 1870 immer mehr und mehr abnimmt, so daß selbst Gelehrte und Lehrer an kleinen deutschen Universitäten Berufungen an die Wiener Hochschule sehr häufig ablehnen. —
So zeigt sich uns ein gar betrübendes Bild, welches auf jedem Gebiete uns die Wahrheit predigt, daß Wien als Weltstadt einen bedeutenden Rückgang aufweist und daß nur die vollständige Erkenntniß dieser Lage, das Zurückdrängen aller Eitelkeit und die energische, zielbewusste Thätigkeit seiner Bürger im Stande sein werden diesem Niedergange ein Ziel zu setzen. Fast scheint es, als ob man sich denn endlich der Verhältnisse, die hier in Betracht kommen, bewusst würde, als ob ein ernster Moment der Einkehr gekommen wäre und als ob die furchtbare Lehre, die der Wiener Bevölkerung theils durch das Ereigniß des großen Theaterbrandes in Bezug auf die städtische und theils durch die großen politischen Kämpfe in Bezug auf die staatlichen Verhältnisse ertheilt wurde, nicht vergebens bleiben sollte.

Hie Inglis, hie Moscow.

Novelle von

O. Ernst.

I.

In dem Salon eines der elegantesten Häuser von Pera saß an einem Winternachmittag, zu Ende des Jahres 1877, eine Dame vor ihrem Flügel und ließ die Finger bald hastig, bald zögernd über die Tasten gleiten. Sie war nicht mehr ganz jung, Mitte der dreißiger etwa, und auch nicht schön. Auf einer kurzen, gedrungnen Gestalt saß ein dunkler, ausdrucksvoller Kopf mit scharfgeschnittnen Zügen; die niedrige Stirn war von krausen Scheiteln schwarzen Haars eingerahmt, über den etwas hervorstehenden grauen Augen zogen sich dichte dunkle Brauen fast geradlinig bis zur Wurzel der starken Nase, und die vollen, aber bleichen Lippen beschattete der Anflug eines schwärzlichen Flaums. Ein angespanntes Denken furchte die Stirn der Spielerin, und ein Anflug bizarrer Originalität, ein Haschen nach Ungewöhnlichem characterisirte ihre musikalische Leistung, welche in Bezug auf technische Sicherheit und Correctheit vollendet genannt werden konnte. Mit geistreicher, aber ein wenig rauher Willkür warf sie die Tempi und Ausdruckbezeichnungen der Compositionen Chopins, Schumanns und Gottschalks, die sie auswendig interpretirte, um, spielte hier ein schwärmerisches Largo als fulminantes Presto, dort ein Allegro furioso als Andante epianato, ritardirte, wo sie hätte eilen sollen, setzte Dämpfer auf Fortissimo-Stellen und schien mit einer Art von skeptischer Neugier die Tonschöpfungen zu zersetzen, zu zerpflücken, um aus ihren Elementen neue Combinationen zu bilden. Es war kein Genuß, dem ruhelosen, unmelodischen Spiel zu lauschen, und die Dame selbst mochte sich bei den Dissonanzen, die sie heraufbeschwor, wohl auch nicht behaglich fühlen; denn sie brach plötzlich in einer Accordfolge ab, ließ die Finger sinken und starrte mit düstrer Miene vor sich hin.

Einige Minuten mochten so vergangen sein, als eine Seitenthür neben der Ecke, in welcher der Flügel stand, leise und langsam aufgemacht wurde, und der ergrauende Kopf eines langen, schlanken Herrn durchblickte. Er wurde indessen rasch wieder zurückgezogen, da der schüchterne Blick des draußen Befindlichen die träumerische Stellung der Dame wohl nicht einladend für eine Unterbrechung finden mochte; der Thürflügel klappte leise zurück, und auf dem Gange erschollen nun unsicher hin- und herwandelnde Schritte.

Der feine Zugwind von der Thürspalte her weckte indeß die Abwesende aus ihrem Sinnen. Sie sprang auf, schloß rasch das Instrument und wollte eben dasselbe mit der Thür thun, als ein leiser Gegendruck ihr bemerkbar machte, daß jemand von draußen Einlaß suche. Mit hastigem Ruck riß sie nun die halb eingeklinkte Thür wieder auf und fand sich dem etwas verblüfft ausschauenden, verlegnen Herrn gegenüber, der nicht recht zu wissen schien, was er auf ihren fragenden Blick sagen solle.

„Komm doch herein, Andrikos", rief sie auf griechisch mit tiefem, etwas hartem Organ und streckte zugleich die schlanke, braune Hand nach dem Zurückweichenden aus.

„Ich möchte Dich nicht stören, Kathina", entgegnete mit leiser Stimme der in gebückter Haltung Nähertretende.

„Thorheit! Eine Frau muß immer für ihren Mann zu sprechen sein, selbst wenn er ihr noch so ungelegen kommt," sagte sie entschieden, ging zum Fenster, wo auf einem kleinen Nähtisch ein ganzes Assortiment von Verbandstücken und Charpie lag, und begann, mit ungeduldigen Fingern an den Flicken alter Leinwand zu zupfen.

Der Herr war ihr ins Zimmer gefolgt, rieb sich die Hände, machte sich am Kamin zu schaffen und schien noch nicht mit sich darüber im Reinen, ob er sprechen solle oder nicht.

„Was willst Du?" fragte Frau Kathina nach einer Weile kurz.

Die Dämmerung verbarg den Farbenwechsel in seinem Gesicht. Er setzte sich in einen tiefbauchigen Lehnstuhl, lehnte den Kopf in eine Ecke und sagte endlich, nach mehrmaligem Räuspern, mit verschleierter Stimme:

„Ich habe einen Brief aus Cypern erhalten."

„Doch nicht erst heute?" bemerkte die Arbeitende mit raschem Augenblitz zu dem Halbverborgnen.

„Die Wahrheit ist," entgegnete er verlegen, „daß er mir schon vor drei Tagen zugestellt wurde; doch Du begreifest — — ich überlegte — — erwog" — —

„Ob Du mir sagen solltest, was darin steht," lachte sie mit kurzem, schrillem Laut. „Nun, Du brauchst Dich nicht zu beeilen, Andrikos; ich erfahre es wohl früh genug.

„Es betrifft Hermione," sagte er kleinlaut.

„Natürlich! Fährt Deine Tochter fort, sich im Englischen zu vervollkommnen, das sie mit so großem Eifer treibt?" — Die Frage klang fast bitter.

„Du weißt, Kathina,“ entschuldigte er, „daß meine verstorbene Frau eine besondre Vorliebe für diese Sprache hatte, und ihre Mutter daher, als die Enkelin nach dem traurigen Verlust, der mich betroffen, zu ihr nach Cypern gebracht wurde, es für ihre Pflicht hielt, ihr eine englische Erzieherin zu geben.“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete seine zweite Frau ungeduldig, „ich habe mich auch nie, so sehr ich das blonde, fischkalte Idiom hasse, dagegen erklärt; wie Du mir wohl überhaupt die Gerechtigkeit widerfahren lassen wirst, daß ich meine Stellung als Stiefmutter bisher als eine durchaus neutrale aufgefasst und die Verfügung über das junge Mädchen ganz den Verwandten Deiner ersten Frau überlassen habe.“

„Kein Zweifel,“ billigte er anerkennend, aber doch mit einer gewissen Verlegenheit; „Deine taktvolle Zurückhaltung, Kathina, hat mir viele Unannehmlichkeiten erspart. Es wäre gar nicht abzusehen gewesen, was mir die Cyprioten an Chikanen und Verdrießlichkeiten angethan haben würden, wenn Du früher darauf bestanden hättest, Hermione ins Haus zu nehmen. Meine Dankbarkeit für Deine Rücksicht ist unbegrenzt, und ich hätte nur gewünscht, daß nie Verhältnisse eingetreten wären, welche das Glück, das ich in Deinem Besitz gefunden, und unser behagliches Zusammenleben in Frage stellen könnten. — —“

„Wie,“ unterbrach sie ihn, „Du bist glücklich mit mir, Andrikos? Fast scheint mir's unglaublich! Was findest Du in mir? — Daß ich kein Herz in unsre Ehe gebracht, leugnete ich Dir schon vor sieben Jahren nicht, als Du darauf bestandest, die Virtuosin, welche auf ihren Irrfahrten Tiflis berührte, zu Deiner Frau zu machen. Daß mein ruheloser, verneinender Geist Deinem contemplativen Gemüth kein sympathischer Gefährte sein kann, liegt auf der Hand. Und was unser Zusammenleben, oder richtiger Nebeneinanderleben betrifft: fühlst Du Dich in der That darin behaglich? Stört es Dich nicht, daß Du Deinen Platz in der Welt neben einem Wesen inne hast, das sie geringschätzt und verhöhnt? — Erblassen Deine Illusionen nicht neben meiner Skepsis? Wirft meine Formlosigkeit Deine sorglich geschliffne Lebensart nicht zu arg über den Haufen? —“

Er ließ dem Wortschwall erst eine Pause folgen, ehe er antwortete: „Du machst Dich wieder einmal schlechter als Du bist, Kathina, und redest, als habe ich Dir Opfer gebracht, als ich Dir meine Hand bot. Vergiß nicht, daß es für den ältlichen Wittwer, den sein Consulenposten in Transcaucasien hielt, für den Mann, der nur ungern mit der aktiven Seite der Existenz in Berührung kommt, ein unberechenbarer Vortheil war, die lebhafte, geistreiche Künstlerin, deren Energie und praktischer Sinn sich in keinem Augenblick verleugnen, in sein Haus zu ziehen. Wo unsere Neigungen nicht übereinstimmten, hast Du mich nie gehindert, den meinen zu folgen, und seit ein günstiger Wechsel in meiner Vermögenslage es mir ermöglicht, den türkischen Dienst zu verlassen und in meiner hochinteressanten Vaterstadt archäologischen Forschungen zu leben, hast Du mir alle gesellschaftlichen Pflichten so freundlich und geschickt abgenommen, daß ich in der That einer unbeschränkten Freiheit genieße. Hätte der Himmel nur geben wollen, daß dieselbe ungetrübt bliebe!“

Diese neue Anspielung auf einen unerfreulichen Wechsel konnte der Aufmerksamkeit seiner Frau nicht entgehen.

„Was gibt es denn?“ fragte sie dringend. „Hat man Dich etwa veranlasst, wieder aktiv zu werden?“

„Wo denkst Du hin?“ rief er erschrocken. „In einer Krisis, wie die jetzige, sollte ich aus der Verborgenheit heraustreten. Ist nicht Plevna gefallen? Nahen nicht die siegreichen Russen den Thoren Constantinopels? — Die Türkei wird in wenigen Wochen zerstückt sein, und niemand kann die grenzenlosen Verwirrungen absehen, welche das neue Stadium der orientalischen Frage über Europa heraufbeschwören wird! Nein und dreimal nein! Mich soll nichts bewegen, mich in ein Labyrinth zu stürzen, wie das, welches seine Irrgänge rings um mich her öffnet. — Wie Archimedes will ich meine wissenschaftlichen Kreise ziehn, bis der Feind die belagerte Stadt genommen, und dann vielleicht, wie er, ein Opfer meines Eifers, fallen.“

„Je nun, ganz so schlimm wird es schwerlich werden,“ spöttelte Frau Kathina, „die Russen sind keine Barbaren, was man auch sagen möge. Du kennst sie ja auch, Andrikos, da Du lange unter ihnen gelebt, wenn auch freilich nicht so gut wie ich, die im heiligen Rußland Geborne, Erzogne. Mich fasst es wie Jubel, wenn ich daran denke, daß ich bald die Laute der geliebten, slavischen Sprache hören, die stolzen Truppen des Czaren sehen werde, die sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt.“

„Wer würde glauben, daß Du eine Griechin bist!“ sagte er etwas vorwurfsvoll.

„Bin ich eine?“ fragte sie wegwerfend. „Mein Gefühl weiß nichts davon. Ich hänge nur durch den Namen mit dem winzigen Völkchen zusammen, das sich auf die zweifelhaften Thaten der Ahnen steift, die im Grunde nichts weiter waren als Seeräuber und listige Ränkeschmiede. Mir ist alles Vergangene verhasst, und das Kramen im Gerümpel stolzer Erinnerungen scheint mir nur ein trauriger Nothbehelf, die herabgekommne Gegenwart zu vertuschen. Ich hänge dem Werdenden an und begeistre mich für die große Idee des Panslavismus, die als unzerreißbares Band Millionen umschlingt.

„Sie wurzelt indessen doch im gemeinsamen Boden des Ursprungs,“ warf er bescheiden ein, „und Deine eigene Begeisterung für das Slaventhum, Kathina, entkeimt ja auch nur Deiner Erinnerung.“

„Hast Du keinen andern Namen,“ rief sie heftig, „für das Gefühl lebendigen, feurigen Zusammenhanges mit dem bestehenden Großen und Machtvollen, als für die abgeblasste, mottenzerfressne Faktaniederlage, die man im Speicher des Gedächtnisses mühsam aufstapelt?! Willst Du etwa mein fieberndes Interesse an den Vorgängen der Gegenwart mit Deiner Gelehrtenpassion für die Alterthümer griechischer Vorzeit vergleichen, nach denen Du so emsig spürst? — Aha,“ rief sie plötzlich, nach ehe Andrikos zu antworten vermochte, „das ists, was Du mir mitzutheilen kamst. Cesnola's Forschungen in Cypern lassen Dir keine Ruhe, Du willst dorthin, seinen Fußtapfen zu folgen.“

„Nicht doch, nicht doch," wehrte er ab. „Ich bin augenblicklich mit ganz andern Dingen beschäftigt. Die Grenzen des alten Nachernenpalastes in Stambul zu bestimmen, das liegt mir vor allem nahe."

„Sie stand auf und trat vor ihn. „So sprich endlich," rief sie ungeduldig, „Lass' uns nicht vom Hundersten ins Tausendste kommen und von Eheglück und Patriotismus schwärmen, statt einfache Thatsachen zu erörtern. Was hast Du auf dem Herzen?"

Er ergriff ihre Hand, seufzte und sagte dann leise: „Hermione's Großmutter ist plötzlich gestorben."

Kathina fuhr auf. „Was wird nun aus dem Mädchen?"

„Die Erbschaftsverhältnisse sind kompliziert," sagte er ausweichend. „Die alte Frau hinterlässt mehrere Söhne und Töchter. Du weißt genug von der Sippschaft. Sie leben alle in Cypern, haben Grundeigenthum, Minen, Salzlagunen. Das Eigenthum der Verstorbnen besteht auch aus solchen Liegenschaften. Hermione erbt den Antheil ihrer Mutter."

„Ich meine nicht das," warf Kathina ein. „Wo bleibt Hermione ferner?"

„Das ist eben die Frage", sagte er. „Allein auf dem einsamen Landgut bei Kyrenia kann sie nicht wohnen; der eine Onkel in Famagosta ist Junggeselle, der andre in Limasol hat Töchter, die mit ihr gleichen Alters, aber an Schönheit und Bildung ihr weit untergeordnet sind. Da würde sie von Eifersüchteleien zu leiden haben. Andre Verwandte leben ganz im Innern der Insel, in Fiebergegenden. — — Andrerseits ist ihr aber Cypern zur Heimat geworden, sie ist dort den Beunruhigungen entrückt, welche die Bewohner des türkischen Festlandes mehr oder weniger zu fürchten haben."

„So meinst Du, sie solle mit ihrer Erzieherin in einer der Inselstädte leben?" fragte Kathina langsam.

„Die will zurück in ihr Vaterland," entgegnete Andrikos verlegen, „so daß Hermione ihren Schutz verliert."

„Ja, was gedenkst Du denn mit dem Mädchen anzufangen?" fragte Kathina.

„Ich bin noch zu keinem Entschlusse gekommen," war seine zögernde Antwort, „die Verantwortlichkeit, in eines Menschen Geschick bestimmend einzugreifen, schreckt mich in unsern Zeiten doppelt."

„Unsinn!" rief seine Frau energisch. „Was hat Hermiones Los mit der politischen Lage zu thun! Wer soll dasselbe lenken, wenn nicht ihr Vater! Du musst Dich entscheiden."

Er ergriff abermals leise streichelnd ihre trockne, unruhige Hand, die seinen Sessel gestreift hatte. „Willst Du mir nicht die schwere Entscheidung abnehmen?" fragte er mit liebkosendem Ton. „Meine kluge, thatkräftige Frau versteht es immer so gut, meinen Bedenken ein Ende zu machen. Sprich auch diesmal das lösende Wort!"

Sie lachte halblaut. „Als ob ich nicht wüsste, was Du bei Dir selbst längst ausgemacht," spöttelte sie dann. „Hermione soll zu uns ins Haus."

„In der That," gab er zu, und in seiner weichen Stimme bebte eine leise Rührung, „erschiene es mir nicht unpassend, wenn die Tochter, nach dem Tode ihrer nächsten weiblichen Verwandten, sich wieder an den Vater schlösse, von dem sie seit zehn Jahren — —". Er konnte, tief ergriffen, nicht vollenden.

„Aber Du bedachtest auch," sagte sie schneidend, „daß in dieser Zeit eine andre Frau den Platz von Hermiones Mutter eingenommen, eine Art von künstlerischer Vagabondin, ein Weib ohne Ruf, ohne Familie, vielleicht ohne Grundsätze und Religion, und daß die rechtgläubigen, strengsittlichen Verwandten Deiner Tochter nicht versäumt haben werden, ihr Herz mit Haß, Abscheu und Nichtachtung gegen die Stiefmutter zu erfüllen. Du überlegtest, welche Stellung dieses nach allen Regeln britischer Erziehungskunst dressirte junge Mädchen neben der Slavin Kathina einnehmen werde; ob ihre verfeinerte Idealität unter dem Contact mit der grobkörnigen Realistik meines Wesens nicht leiden, ihr zärtliches Gemüth so nahe meiner kühlen Indifferenz für Individuen nicht schauern werde: Und das Ergebniß Deiner Betrachtungen war, daß ich zur Mutter Deiner Tochter nicht tauge."

„Kathina," rief er verstört, „um des Himmels Willen, Du thust mir Unrecht! Nicht an Deiner Fähigkeit, das Mädchen so richtig zu verstehen und schonend zu leiten wie ihren Vater, zweifle ich. Mir bangte darum, Dir das wildfremde Geschöpf mit seinem Kummer und seiner Unerfahrenheit als eine Last aufzubürden; denn Du würdest durch Hermiones Hiersein doch in allen Lebensgewohnheiten mehr beeinträchtigt werden als ich. Mit einem Wort: ich will von Dir keine Opfer fordern."

Sie besann sich einen Augenblick: „Ich bin sicher nicht die Frau," sagte sie dann mit ehrlicher Derbheit, „die zum Vorbild eines jungen Mädchens paßt. Feiner Ton und glatte Manieren widern mich an. Meine Zunge ist boshaft und keck und mein Benehmen oft gewagt. Ich bin andrerseits aber auch keine Hausfrau. Was kann Hermione bei mir lernen?"

„Nichts Schlechtes, sicherlich," schmeichelte er freundlich.

„Glaubst Du?" dehnte sie. „Nun auf dieses negative Zeugniß hin will ich es einmal wagen. Höre denn mein Dekret, ränkeschmiedender Diplomat, überglücklicher Vater! Das Mädchen soll kommen. Hätte ich ein Herz, so würde ich sagen, daß ich es ihr öffne; — so aber begnüge ich mich, ihr gute Behandlung zu garantiren. Schreib' ihr, daß wir sie erwarten." Andrikos preßte die Hand seiner Frau an die Lippen: „Ich danke Dir."

„Genug," rief sie und floh, seiner Rührung zu entgehen, an den Flügel.

„Wie aber wird sie hergelangen?" seufzte er plötzlich. „Die englische Flotte wird in der Besika-Bai erwartet; die Hauptstadt ist blockirt und kann jeden Augenblick von Feinden besetzt werden; unter solchen Umständen traut sich schwerlich einer der Verwandten als Hermione's Beschützer mit ihr hierher."

„Bis nach Smyrna wird man sie doch wol begleiten können," wandte Kathina ein, „und von dort holst Du sie ab und bringst sie auf dem französischen Postdampfer sicher und unbeschädigt in den Hafen."

„Ich?“ rief er erschrocken. „Wie kannst Du denken, beste Frau, daß ich eine Reise unternehmen könnte, im Winter, mit Rheumatismus geplagt, wie ich bin, dazu auf dem Punkte, meine Untersuchungen über den Palast der Uachernen — —“.

„Steht es so?“ fragte sie schroff. „Ja dann geh nur gerade mit der Sprache heraus, und sage mir, daß i ch das Mädchen abholen soll.

„Wenn Du dich entschließen könntest. —“ meinte er bittend.

Sie antwortete nicht gleich.

„Yuvan könnte Dich nach Smyrna begleiten.“

„Der Kroat!“ höhnte sie fast.

„Dein Leibeigner. Hängt er nicht, seit Du ihm im letzten Sommer, als er krank unter einem Zelt hinter unsrer Gartenmauer in Prinkipo lag, täglich Bouillon und Medizin geschickt, mit unbegrenzter Dankbarkeit an Dir? Er würde sein Leben für Dich ofern.“

„Lass' uns hoffen,“ sagte sie herbe, „daß die Aufopferungsfähigkeit eines Reisebegleiters bei dieser winterlichen Fahrt nicht in erster Linie in Frage kommen wird. — Schreibe inzwischen nach Cypern, und laß das Mädchen sich rüsten, mir Ende Januar in Smyrna zu begegnen. Bis dahin wird hoffentlich der Friede entschieden sein, und ich bringe sie dann zum triumphirenden Einzug der Sieger hierher.“

„Du vergissest,“ sagte er, sich räuspernd, „daß Hermione wohl englische Sympathien haben wird, wie ihre Mutter.“

„Richtig, richtig, und sie soll darin nicht beeinträchtigt werden; darauf verlass' dich!“

Der Hausherr zog sich zurück, und seine Frau schellte nach Licht. Der kroatische Diener brachte die Lampe ins Zimmer. Er war war ein schöner, schlanker Mann mit dunkelm Gesicht und feurigen Augen, kurzgestutztem Schnurrbart und Haar und sah in seiner bunten, martialischen Landestracht malerisch genug aus. Er reichte seiner Herrin eine Visitenkarte.

„Madonna, die Dame wartet,“ sagte er in slavischer Sprache.

Kathina las und zuckte die Achseln. „Meine schöne Feindin,“ murmelte sie vor sich hin und bedeutete dann den Diener, die Besucherin einzuführen.

Herein rauschte eine sehr hohe, volle Gestalt in prachtvollem Sammtpelz, auf dem blonden, runden Köpfchen einen lichtblauen, mit Rosenknospen geschmückten Hut wiegend, dessen Halbschleier das frische, hübsche Gesicht der Eintretenden besonders hob. Ein rascher wohlgefälliger Blick heftete sich auf die Eingangsthür, welche Yuvan offen hielt, und flog dann auf Frau Kathinas kleine, untersetzte Figur vor dem Kamin. Mit einer Miene, in der sich Herablassung und Freundlichkeit parten, ergriff die Fremde die Hände der Dame des Hauses, drückte sie lebhaft, warf sich dann in einen Sessel und rief mit tiefem Athemholen, in französischer Sprache:

„Himmel, wie bin ich erschöpft! Den ganzen Tag von einem Comptoir zum andern zu fahren, um Geldbeiträge für den Hilfsfonds zu sammeln, ist wirklich keine kleine Anstrengung! — Entschuldigen Sie. wenn ich mir's bequem

mache," fügte sie dann mit anmuthiger Vertraulichkeit hinzu, zog die Handschuh von den kostbar beringten Fingern, knöpfte den Pelz auf und hob die üppigen Formen des in ein halbdunkles, modisches Gewand geschnürten Oberkörpers langsam aus der Umhüllung.

„Wo ist Martha?" fragte sie plötzlich, sich umschauend. „Sollte sie im Wagen eingeschlafen sein?"

„Hat die Kleine Sie auf Ihrem Bittgange begleitet, Frau Glünar?" fragte Kathina mit beinahe vorwurfsvollem Ton.

„Jawohl, sie macht sich so anmuthig mit der Börse in der Hand und dem frommen Gesichtchen. — Doch wollen Sie mir erlauben, sie von Ihrem Diener heraufholen zu lassen?"

„Mit Vergnügen." Die Dame des Hauses gab dem Kroaten einige Aufträge, und entfernte sich.

„Ein schmucker Bursche," sagte die Besucherin. „So ein Diener in Nationaltracht macht sich doch ausgezeichnet. Ich wollte, Sie träten ihn mir ab. Ich schmachte schon lange nach einem Neger; aber mein Mann" — hier zog sie leicht die vollen Schultern in die Höhe, — „verweigert mir den Wunsch. Er ist oft so rücksichtslos, so bar alles feinen Gefühls. Als ich mich entschloß, ihn zu heirathen — Sie wissen, daß meine adlige Familie Schwierigkeiten machte, mich dem bürgerlichen Banquier zu geben — konnte ich freilich nicht ahnen, daß ein Herabsteigen aus meiner Sphäre solche Consequenzen haben würde.

„Nun, es geht Ihnen doch im Ganzen nicht übel," bemerkte Frau Andrikos mit leisem Sarkasmus, indem ihr Blick die glänzende Erscheinung ihrer Besucherin skrutinirend überflog.

Die reizende Frau rüstete sich zu einer Antwort, als die Thür aufging und Yuvan ein kleines schlaftrunkenes Mädchen über die Schwelle hob, das sich erst verwirrt umsah, dann aber sofort auf die Mutter zueilte, sich in die Falten ihrer Kleidung schmiegte und das blasse Köpfchen, um das lange, goldene Locken schwer herabhingen, in ihren Schoß drückte. Frau Glünar legte eine Hand auf das rothe Samtkäppchen, welches Martha's Haarpracht deckte, stützte die andre auf die Armlehne ihres Sessels, drückte dir rosige Wange darauf und sagte, den seelenvollen Blick aus ihren Gazellenaugen auf das dunkle, unempfindliche Antlitz der gegenübersitzenden Kathina gerichtet:

„Dies ist mein Trost für alle Enttäuschungen meines Daseins."

Wie kam es, daß Frau Andrikos die anmuthige Gruppe so kühl, fast verächtlich betrachtete? Konnte es etwas Reizenderes geben, als diese junge, strahlende Mutter, die so ganz in der Liebe zu ihrem taubenhaften Kinde aufging? — Kathina musste sicher ein Herz von Stein haben, daß sie ohne Weiteres fragen konnte, ob Martha sich's nicht auf dem Sopha bequem machen wolle, bis das Goûter käme.

„Gib die Börse, mein Engel", sagte Frau Glünar zu ihrem Töchterchen und sandte es dann in die Sophaecke.

„Sehn Sie, Madame", wandte sie sich darauf an Frau Andrikos, „das

Resultat meiner Bettelfahrt. Es ist, wenn man die Verhältnisse in Betracht zieht, nicht wenig. Ach, wenn die Wohlthätigkeitsbazare und Concerte nicht wären, dies müßte ein trostloser Winter sein! Ich sehe noch keine Spur von Carneval. Die Gesandtschaften haben beschlossen, dieses Jahr nicht tanzen zu lassen.

„Besitzen sie wirklich so viel Zartgefühl?“ fragte Kathina schroff.

„Wie meinen Sie das? Sie billigen doch nicht?“ — entgegnete Frau Glünar.

„Ich bin so frei. Wenn rings um uns Millionen Menschen im Blut waten, können wir wohl einmal das Springen unterlassen.“

„Ja so, Sie tanzen nicht mehr,“ bemerkte die Weltdame mit leiser Geringschätzung.

„Und Sie noch immer?“ klang die scharfe Gegenfrage.

Frau Glünar war blaß geworden. „Was wollen Sie?“ sagte sie dann, „die Welt würde zu jämmerlich sein, wenn das bischen Vergnügen nicht wäre! Freilich Frauen von Ihrer Art, bei denen der Geist den Körper so ganz in Schatten stellt, streben nach andern, höheren Genüssen, als wir armen Ballköniginnen, denen Anbetung und Schmeichelei die Köpfe verdreht haben. So müssen Sie es mir schon verzeihen, wenn es mir Kummer macht, ein neues Ballkleid nicht anlegen zu können und die Nächte zu Hause zu verschlafen, die ich in heiterm Kreise zu durchwachen träumte.“

„Ein Glück daß Sie Martha haben, um Sie für solche Entbehrungen schadlos zu halten“, entgegnete trocken Kathina.

Ja, wo war Martha? — Die beiden Damen sahen sich unwillkürlich nach dem engelhaften Kinde um. Es war nirgends zu erblicken. Schon wollte die zärtliche Mutter mit einem Angstschrei sich erheben, als Kathina ein Klappern unter dem Flügel vernahm und, sich bückend das kleine Mädchen die drei Pedale des Steinway-Flügels mit beiden Händen auf- und abwippen sah. Rasch hatte sie die nur zu sehr Aufgemunterte aus der Dunkelheit hervorgezogen, drückte ihr ein Photographie-Album in die Hand und setzte sie in einen Lehnstuhl am Kamin.

„Martha's Musikeifer erinnert mich daran“, sagte Frau Glünar ohne alle Verlegenheit, „daß mein Besuch eigentlich den Zweck hatte, Sie zur Mitwirkung bei einer musikalischen Matinée aufzufordern, die ich plane. Der Pascha, dessen Banquier Herr Glünar ist, hat den Saal seines Konaks in Stambul zu unsrer Verfügung gestellt; ein hochfeines Publikum von Diplomaten, namentlich Engländern, wird nicht fehlen, und unser Zweck soll ein besonders pikanter werden.“

Aufmerksam blickte Frau Andrikos die Beredte an.

„Wir wollen die Matinée nämlich zum besten russischer Kriegsgefangener veranstalten,“ fuhr Frau Glünar lächelnd fort.

Kathina zuckte zusammen. „Es leben keine“, sagte sie dann schroff, „die Türken geben ja niemals Pardon.“

„Verzeihung“, widersprach die andre, „erst gestern ist im Kriegsministerium telegraphisch die Meldung eingegangen, daß Suleiman Pascha bei der Einnahme

von Elena an zweihundert Gefangne gemacht hat. Vier oder fünf Offiziere sind darunter. Morgen Nachmittag langen sie auf dem Bahnhofe in Stambul an."

„Woher wissen Sie?" fragte die Slavophilin mit erstickter Stimme.

„Der Pascha hat keine Geheimnisse vor Herrn Glünar, und dieser keine vor mir", entgegnete die Dame mit voller Siegeszuversicht.

„Wenn man also etwas über den Fortgang des Krieges wissen will, muß man sich an Frau Glünar wenden", bemerkte Kathina spitz.

„Sie sagt aber nicht alles, was sie weiß" entgegnete lächelnd die junge Diplomatin. „Nur ihren intimsten Freunden verräth sie hier und da eine kleine Freudenpost. So jetzt Ihnen", zischelte sie der aufhorchenden fast ins Ohr, „daß wahrscheinlich die Engländer eher hier sein werden als die Russen. Man unterhandelt über die Einfahrt der Flotte in die Dardanellen. Ja, ja", fuhr sie fort, ohne der betroffnen Russenfreundin Zeit zu lassen, sich von ihrer Bestürzung über die unwillkommne Nachricht zu erholen, „ein ganzes Contingent von liebenswürdigen, aufgeweckten Marineoffizieren wird bald in die hauptstädtische Gesellschaft einströmen; darunter viele, die zu den ersten Familien des aristokratischen Landes gehören."

Kathina zuckte geringfügig die Achseln. „Die Herren werden schwerlich lange in Ruhe hier verweilen," sagte sie dann mit erzwungener Kälte, „Rußland läßt sich nicht ungestraft herausfordern."

„Ach so, ich vergaß, Sie sind Slavophilin," sagte Frau Glünar leichthin. „Nun dürfen Sie erst recht nicht verweigern, den Gefangnen durch Ihr Talent zu Hilfe zu kommen.

„Das will ich auch nicht. Sorgen Sie nur dafür, daß die Matinee bald zu Stande kommt."

Die Unterredung wurde durch das Eintreten des Kroaten, der auf einem Theebrett Kaffee in Gläsern und Eingemachtes nach russischer Art servirte, unterbrochen. Zu gleicher Zeit erhob sich vom Kamin her ein starker Qualm und Geruch, und Frau Andrikos erkannte hinzueilend, daß die kleine stille Martha begonnen, das ihr anvertraute Album auf den Kohlen zu rösten. Sie rettete, was noch zu retten war, und führte das mit niedergeschlagenen Augen dastehende, schweigende Kind dann zum tragbaren Buffet. Frau Glünars Enschuldigungen verschmolzen mit ihrer Verabschiedung, Marthas Hand ziemlich unsanft ergreifend, beeilte sie sich mit dem zärtlich an seine Mama geschmiegten Kinde das Haus Kathinas zu verlassen.

Frau Andrikos athmete auf, als der Besuch sich entfernt. Sie hatte eine Antipathie gegen die hübsche, elegante Banquiersfrau und zürnte sich doch selbst darüber. Beneidete sie ihr denn die glänzenden Triumphe, welche ihre ausgezeichnete Persönlichkeit getragen einerseits von ihrer vornehmen Geburt, andererseits von der rasch aufgeschossenen Finanzgröße ihres bürgerlichen Mannes, ihr in der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von Pera verschaffte? — War sie eifersüchtig auf die musikalische Begabung einer Rivalin, welche die Kunst verstand bei mäßiger Fertigkeit, durch Aufwand von Affekt und duftiger Schwärmerei Erfolge

der Begeisterung zu erringen, welche das mit geistigem Fluidum überladene Spiel der ehemaligen Concertistin nicht zu erzielen vermochte? — Zuweilen glaubte Kathina, daß es so sei und verhöhnte sich dann selbst um der jämmerlichen Schwäche willen; wenn sie aber darauf ihr Inneres um- und umkehrte, die häuslichen Spinnweben des Neides auszufegen, traf sie immer noch in einem verborgenen Winkel auf ein nebelhaftes, räthselhaftes Grauen vor der Gefeierten, das durch keine Thatsache gerechtfertigt schien, auf eine Art von elementarer Repulsion, deren Ursache in einer unklaren Ahnung zu liegen schien, daß Frau Glünar, in welcher Weise es immer sei, einen unberechenbaren Einfluß auf ihr Geschick auszuüben prädestinirt sei.

Auch heute wieder, als Kathina spät ihr stilles Schlafzimmer aufsuchte, legte sie, von dem Contact mit der heterogenen Natur erregt, die Sonde an ihr eigenes unbegreifliches Empfinden und stieg die Staffeln der Selbsterkenntniß hinab, so weit sie es vermochte. Wie sie aber an der Stelle angelangt war, wo kein erleuchtender Strahl von oben mehr in den tiefen Schacht des Ichseins fiel, der sich unterwärts schwarz und unergründlich ins Bodenlose dehnte, blieb sie schwindelnd und vom schaurigen Hauch des Undenkbaren angeweht, vor dem ungeheuren Räthsel des eigenen Geistesursprunges stehen, an dem sie sich oft fast toll gegrübelt. Die wunderliche Frau war Philosophin oder wollte es doch sein.

Von modernem Pessimismus, den sie in alle Poren eingesogen, durchdrungen, brütete sie oft über Abstractionen, verlor sich in metaphysische Irrgänge, ohne zur Klarheit selbstgefundener Resultate vordringen zu können. Dann wieder, trostloser Wirrniß zu entgehen, warf sie sich in eine Activität, welche die quälenden Zweifel, den Fieberreiz des Erkenntnißdranges betäuben sollte. Ein ungelöster Bruch in die Summe ihres ganzen Seins ließ sie nicht zu innerer Harmonie kommen; sie rang die Widersprüche ihrer Natur gewaltsam nieder, strebte zur höheren Entwickelung und kam doch nicht vorwärts; denn das Unwiderrufliche, der erbarmungslose Griff ihrer Vergangenheit hielt sie gewaltsam nieder. Das speculative Denken des Weibes wurzelt nur zu oft auf geknicktem Gefühl, auf zerstörter Leidenschaft, und trägt, solchem Humus entkeimt, dann verkrüppelte, saftlose Früchte. — Erschöpft vom Haschen nach Motiven, deren verfeinerte Substanz der Erkenntniß keinen Gehalt mehr bot, von fruchtlosen Versuchen, ins Unergründliche zu dringen, drehte Kathina endlich der dunklen Region, in die sie sich heute abermals verlocken lassen, entschlossen den Rücken und warf sich aus der erstickenden Atmosphäre der geistigen Unterwelt in die erfrischende Fluth der Realistik. Die qualvolle Spannung der überdehnten Nervenfäden ihrer inneren Sinne wich bald, und elastisch schnellten sie in die normale Lage zurück. Im Augenblick stand ihr Thun und Lassen, wie es die nächste Zukunft beanspruchen musste, ihr klar vor der Seele: Der kühne Sprung von verborgener Sympathie für die herrannahenden Eroberer zu offenkundiger Bethätigung ihrer Antheilnahme an den unglücklichen Gefangenen reizte sie mächtig. Sie wollte morgen, der öffentlichen Meinung der Hauptstadt Trotz bietend, welche in dieser Krisis durchaus antirussisch war, auf dem Bahnhof die Ankunft der Besiegten von Elena erwarten, ihr Elend mil-

dern, soweit sie es vermochte, für sie Propaganda machen. Was Frau Glünar ihr als Demüthigung aufnöthigen wollte, die Mitwirkung im Concert, das der vornehme Türke zu patronisiren gedachte, zu dem die hochmüthigen Briten Gaben steuern würden, es sollte sich zum Triumph gestalten für die Sache der Slaven. Sie fühlte, daß sie spielen würde wie noch nie. Schon strömten ihr die Tonwellen mit Macht in Hirn und Herz, daß der Schlaf sie stundenlang floh, und als sie endlich einschlummerte, webte sich die Musik in ihre Träume, presste sich in das Gedächtniß der Willenlosen, verdichtete sich, ihr unbewusst, von der Improvisation zur festgefügten Form, daß sie, vor Tagesgrauen erwachend, nur ans Instrument zu eilen brauchte, das Produkt des musikalischen Somnambulismus ihrer Nachtstunden in die Tasten zu gießen: eine wilde, stürmische Rhapsodie voller Anklänge an slavische Weisen, deren jubelnder Schluß der Refrain von Glinkas Romanze: „Das Leben für den Czaren".

II.

Das Jahr 1878 war angebrochen und hatte die kriegerische Lage noch ferner zu Ungunsten der Türkei geändert. Gurkos kühner Balkanübergang, die nach dem Siege von Elena doppelt überraschende Niederlage der Armee Suleiman Paschas, welche dazu bestimmt gewesen war, die letzte Schutzmauer der Hauptstadt, Adrianopel, zu halten, und sich statt dessen in wilder Flucht, von panischem Schrecken getrieben, in die Rhodope-Berge warf, waren als vernichtende Schläge auf die zähen Hoffnungen gefallen, welche man in türkischen Militär- und Regierungskreisen bisher noch gehegt hatte. Es war nun klar, daß keine der Großmächte, selbst England nicht, dem Vordringen des übermüthigen Siegers einen Damm entgegenstellen werde; sogar die Friedensmeditation verweigerten die mit Rußland befreundeten Staaten, und da der Czar andererseits die Einmischung seines verhassten, versteckten Gegners in die zu erwartenden Waffenstillstands-Verhandlungen abgelehnt, hatte der Sultan sich dazu verstehen müssen, nach vorheriger Anfrage in St. Petersburg, Bevollmächtigte an den Großfürsten Nicolaus zu senden, der bereits den Balkan überschritten und im Anmarsch auf Constantinopel war. Am 19. Januar hatten sie ihn in Kezanlik erreicht, der Stadt am südlichen Balkanabhange, deren aus Rosenfeldern bestehende hochkultivirte Umgebung jetzt von dichten Schneemassen bedeckt, von durchziehenden Heereskörpern verwüstet war.

Hier befand sich das Hauptquartier des Feldherrn in einem unscheinbaren Holzhäuschen, dessen Zugänge ein Gewirr ein- und ausgehender Stabschefs, Adjutanten, fremdländischer Militärattachés, bevorzugter Kriegskorrespondenten, Kanzleibeamten und Lakaien verstopfte. Die ankommenden Paschas, welche nach den Strapazen einer achttägigen Reise durch winterliche Gegenden, gegen den Strom der elenden, verzweifelten, sich nach der Hauptstadt wälzenden Flüchtlingsscharen, vor Erschöpfung fast zusammenbrachen, versuchten lange vergebens, sich durch die dichten Gruppen einen Weg zum Ohr des Befehlshabers zu bahnen.

Es eilte dem Großfürsten nicht, Namyk und Sever Pascha zu empfangen, die ihm die Unterwerfung der Pforte unter die Waffenstillstandsbedingungen, die es

ihm zu diktiren belieben werde, anzuzeigen kamen; das Vorrücken seiner Truppen bis zur Hauptstadt, dem sich kaum noch ein Hinderniß in den Weg stellen konnte, war ihm von viel höherer Wichtigkeit, als die politischen Verhandlungen, welche beinahe ganz in seine Hand gelegt waren, da ihm augenblicklich nur ein einziger Diplomat von Fach berathend zur Seite stand. Mit diesem, dem Baron Nelidoff, befand er sich zur Zeit der Annäherungsversuche der türkischen Würdenträger in wichtigem Gespräch, das jedoch fortwährend durch eintreffende militärische Meldungen unterbrochen wurde. Auch Depeschen gingen ein, die der Feldherr zu beantworten hatte.

In einem Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe hatte der Baron eben eine Depesche entziffert, die ihm vorhin der Großfürst übergeben, und sagte jetzt mit ernstem Tone:

„Es ist gekommen, wie ich Ew. kaiserlichen Hoheit voraussagte: der englische Botschafter in Constantinopel hat schon am 15. Dezember um Erlaubniß für die brittische Flotte nachgesucht, die Dardanellen passiren zu dürfen. In Petersburg wurde das erst im Januar bekannt."

„Und die Antwort der Pforte?" fragte Nikolaus mit gereiztem Tone, indem er den scharfen Blick auf Nelidoff richtete.

„Die Türken wollen den Schiffen einer verbündeten Macht gern den Eintritt in's Marmara-Meer gestatten."

„Eine kluge Moslemantwort! Was sagt das Krämervolk dazu? Erklärt es uns endlich offene Fehde?"

„Die Opposition im Parlament, im Ministerium, gestattet keine Kriegserklärung gegen Rußland."

„Schmachvolle Lage der Königin! Souverainin zu heißen und nicht Autokratin zu sein! — Wir müssen alle Kräfte anspannen, vor den Engländern in Constantinopel zu sein, oder wenn das unmöglich, doch in Gallipoli."

Er trat zu einer Stabskarte, die auf seinem Bett lag, und studirte einen Augenblick die Entfernungen, dann schellte er nach einem Adjutanten.

„Welche Nachrichten von Suleimans Armee?"

„Die aufgegriffenen Nachzügler glauben, sie flüchte durch die Rhodope-Pässe zum Golf von Saros."

„Sie darf sich nicht wieder sammeln, ehe wir ihr den Weg zur Hauptstadt abgeschnitten haben. Wo steht unser Vortrab?"

„Vor Adrianopel, Kaiserliche Hoheit!"

„Schicken Sie Estafette an Skobeleff. Er soll Strukoff mit Kavallerie in Eilmärschen vorsenden."

Der Adjutant verließ eilig den Raum.

„Wir müssen die Paschas so lange als möglich hinhalten, um neue Erfolge zu erringen, ehe der Waffenstillstand festgesetzt wird," fuhr der Großfürst dann, zu Nelidoff gewandt, fort. „Erdenken Sie Hindernisse. Der Czar will zwar den Frieden; mir aber liegt es ob, die Bedingungen für uns möglichst vortheilhaft zu gestalten."

„Würden Ew. Kaiserliche Hoheit die schnelle Absendung eines Unterhändlers an Suleiman Pascha nicht gutheißen? Mir scheint, wenn der flüchtige General an der Küste bereits aus russischem Munde die Nachrichten von unsern ununterbrochenen Siegen vernähme, so müsste dies für seine weitere Aktivität eben kein Sporn sein.“

„Wen senden wir?“ fragte der Großfürst kurz.

„Einen diplomatischen Militär,“ entgegnete der Baron. „Es gibt ja im Hauptquartier so manche, die nie auf einem Schlachtfelde gekämpft haben, dafür aber die Feder und die Zunge zu brauchen vermögen. Ew. Kaiserliche Hoheit werden deren bald noch mehr bedürfen, wenn es erst dahin kommt, daß wir Unterhändler in die feindliche Hauptstadt schicken. Dort wird immer der Knotenpunkt für alle Intriguen gegen Rußland zu suchen sein, und je höher hinauf in der Gesellschaft unsre Vertrauensmänner stehen, desto wichtiger werden die Resultate ihrer Forschungen und Anschläge sein. Ich möchte mir als Kenner der constantinopolitanischen Verhältnisse erlauben darauf aufmerksam zu machen, daß wenigstens ein eleganter, sprachgewandter, vornehmer Offizier uns sehr bald in der Hauptstadt als halboffizieller Vertreter unsrer Interessen unentbehrlich sein dürfte; wenn möglich einer, der bei den Damen Glück hat.“

„Wollen Sie ihn in die Harems dringen lassen?“ fragte der Feldherr ziemlich rauh.

„Nicht das, Kaiserliche Hoheit, wohl aber in die Frauenkreise der perotischen Gesellschaft, unter die Schaar unsrer schönen Widersacherinnen, die ziemlich groß ist, und deren Bekehrung zu russischen Interessen niemand wirksamer unternehmen könnte, als ein Macchiavell in Gestalt eines Don Juan.“

Der Großfürst schien an dem Plane kein besonderes Gefallen zu finden.

„Unter meinen Adjutanten befinden sich zwei“, sagte er endlich nachlässig, „die ihrer galanten Abenteuer wegen in Petersburg besonders bekannt sind, der eine, Graf Meritscheff, ist, wie Sie wissen, ein junger Adonis, dem alle Frauenherzen zufliegen; er denkt auch im Felde kaum an etwas andres, als an seine Liebeleien.“

Baron Neliboff schüttelte leise und mißbilligend den Kopf.

„Der andre, Fürst Woronzoff, hat eine Vergangenheit voll beispielloser Erfolge; aber — nun, Sie kennen ihn ja: er beginnt ein wenig zu altern. Von ferne noch sehr schön, sieht er in der Nähe verlebt aus. Der Firniß der Bildung ist bei beiden der gleiche.“

„Würden Kaiserliche Hoheit mir verwehren, auf den Fürsten mein besonderes Augenmerk zu richten?“

„Durchaus nicht, wenn er Ihren Plänen am meisten entspricht. Wie wollen Sie ihm aber seine Bestallung ausfertigen? Es ist ein kitzlicher Punkt, jemand gradeswegs eine Mission als Frauenverführer zu geben.“

Der Baron dachte eine Weile nach. „Wollen Ew. Kaiserliche Hoheit mir Vollmacht geben“, fragte er dann, „von den beiden mir genannten Adjutanten einen für die bezeichnete Rolle vorzubereiten?“

„Ich behalte mir das letzte Wort in der Sache vor", sagte der Großfürst, der eifersüchtig über seine Autorität in allem und jedem wachte. Zugleich erhob er sich ungeduldig, streckte die hohe Gestalt und warf sich dann mit allen Zeichen der Ermüdung auf sein Feldlager, das in demselben Raum stand. Schweigend schrieb und chiffrirte Neliboff weiter, wie er es oft zu thun pflegte, während der kränkliche Feldherr schlief oder ruhte. Nach einer Weile sagte der Großfürst, sich herumwerfend:

„Die Gedanken an die verwünschten Geschäfte lassen mich nicht schlafen Ich muß mich etwas zerstreuen. Lassen Sie doch gleich mal Meritscheff und Woronzoff, einen nach dem andern, hereinkommen, und fühlen Sie ihnen auf dem Zahn, um zu sehen, wer von ihnen brauchbar für den heiklen Posten in der Hauptstadt wäre. Der andre mag dann an Suleiman gesandt werden.

Ueberrascht, die wichtige Sendung an den türkischen General so nebenbei abgefertigt zu sehen, erhob sich der Diplomat, rief einen Diener und schickte ihn nach dem Grafen Meritscheff. Der Großfürst wickelte sich während dessen in einen Pelz und nahm die Miene eines Schlafenden an.

„Wenn ich huste, so schicken Sie den Betreffenden gleich fort", sagte er noch rasch, ehe der gesuchte Adjutant eintrat.

Neliboff empfing ihn mit halbleisem Gruß und lud ihn ein, sich zu setzen, indem er auf den scheinbar schlummernden Großfürsten deutete.

„Graf", sagte er dann, „wie würde es Ihnen gefallen, wenn man Sie jetzt vom Kriegsschauplatz in die Hauptstadt zurückschickte?"

Der junge Mann, dessen regelmäßiges, klassisches Gesicht von dichtem, lockigem, blondem Haar umrahmt war, und dessen feiner, heller Schnurrbart sich glänzend über den frischen Lippen kräuselte, wurde vor Freude roth und schickte einen schimmernden Dankblick aus seinen klaren, blauen Augen zu dem Diplomaten hinüber.

„Was ich sagen würde?" fragte er dann. „Je nun, Ihnen, Neliboff, der Sie nicht Militär sind, darf ich's wohl gestehen, daß ich des Kriegsspiels herzlich müde bin. Der Winter, den ich im Felde zugebracht, ist entschieden einer der langweiligsten meines Lebens."

„So würde ich Ihnen also einen Gefallen thun, wenn ich Ihnen die Möglichkeit verschaffte, Ihre alten Siege in der Frauenwelt von neuem verfolgen zu dürfen?" fragte der Baron mit vielsagendem Lächeln.

„Ich kann Ihnen unmöglich beschreiben, welches Entzücken mir der Gedanke gewährt, mich unter Damen bewegen zu dürfen. Es ist so amüsant, von einer zur andern zu flattern, gehätschelt, verzogen, umworben. Freilich treu kann man keiner sein; aber es ist ja so leicht, sich loszumachen, wenn man erkaltet; oft bleibt man auch gern eine Zeit lang in reizenden Banden, wenn sie nicht drücken."

„Wie machen Sie nur eigentlich alle Ihre Eroberungen?" fragte Neliboff, sich nachlässig in den Sessel zurücklehnend. „Gern anerkenne ich die ausgezeichnete Erscheinung, welche Ihnen von vornherein Beachtung gewinnt, aber mich dünkt, es bedürfe doch daneben einer gewissen Strategie, um so glorreiche Siege zu erfechten."

„Nicht im Geringsten“, entgegnete der schöne Mann im Vollbewusstsein seines formellen Werthes. „Ich schwöre Ihnen, auf Ehre, ich weiß manchmal nicht, wie ich auf Bällen zu zärtlichen Händedrücken, heißen Blicken komme, woher mir die Liebesbriefe zufliegen, mit denen ich bestürmt werde. Die Wahrheit ist in der That, daß ich mich eben nur erobern zu lassen brauche, Baron.“

„So treffen Sie selbst keine Wahl, stecken sich kein Ziel?“

„Im Leben nicht. Dazu habe ich gar keine Zeit. Sie machen sich keinen Begriff davon, wie mein Herz beansprucht wird. Ich bin eben nur Echo im Lieben.“

„Sonderbar“, meinte Neliboff, der zuweilen nach dem Feldbett hinzulauschen schien. „So würden Sie wohl auch schwerlich Berechnung mit Liebe combiniren können?“

„— Sie meinen, bei Gelegenheit einer Heirath? Das will ich nun doch nicht sagen. Sie begreifen, daß ein Leben, wie das meine, Geld kostet. Wer Meritscheff zum Manne verlangt, muß einen entsprechenden Preis für ihn zahlen.“

„Ich meinte nicht grade das, doch — —“

„Ich glaube, Seine Kaiserliche Hoheit erwacht“, flüsterte plötzlich der junge Mann, rasch aufspringend.

„Er hustet zuweilen im Schlaf“, entgegnete gemächlich der Diplomat. „Doch hören Sie, es war leider nur Scherz mit Ihrer Sendung nach Petersburg. Wir haben etwas andres für Sie in Aussicht.“

Hier nahm er den verblüfften Grafen in einen Winkel des Zimmers, gab ihm rasche Instruktionen für die Verhandlungen mit Suleiman Pascha und forderte ihn auf, sich zur beschwerlichen Reise vorzubereiten und in einer Stunde in der Kanzlei seine Papiere in Empfang zu nehmen. Tiefgebeugt verließ der Enttäuschte das kleine Zimmer; kaum aber hatte er die Thür geschlossen, als ein kurzes, leises Lachen vom Feldbett her erschallte, und der Großfürst, sich halb aufrichtend, zu Neliboff sagte:

„Solch einen passiven Don Juan können wir wirklich nicht gebrauchen. Ich will nur wünschen, daß Woronzoff uns nicht ähnliche Theorien auftischt.“

In diesem Augenblick trat schon durch die Thür ein hochgewachsener Mann in reicher Gardeuniform, der sich bücken musste, um unter dem niedrigen Eingangsgebälk durchzukommen. Der dunkle, noch von keinem Silberfaden gebleichte Haarwuchs, der volle Bart hoben markirte, aber wohlgeformte Züge; unter starkgezeichneten Brauen blitzten feurige, grauschwarze Augen; die Stirne war hoch und strenggefurcht, der Mund klein, aber bleich, und er verhüllte unregelmäßige Zähne. Ueber der ganzen distinguirten Erscheinung lag eine leise Welkheit, dabei ein Haschen nach Jugendlichkeit, das sich namentlich in allzu elastischen Bewegungen des kraftvollen Körpers dokumentirte. Der Fürst mochte den Vierzigen nahe sein, sah aber ganz in der Nähe, da seiner Gesichtsfarbe jede Frische fehlte, älter aus.

Mit verbindlichem Neigen des Kopfes nahm er Neliboffs Einladung, sich zu setzen, an, zog die noch immer schöne, weiße Hand durch die Bartspitzen und fragte, was für Befehle seiner warteten, wobei er nach dem wieder in der Haltung

eines Schlafenden ruhenden Großfürsten blickte, damit jede Annahme, daß Nelidoff ihn zu sich habe rufen lassen, von vornherein abweisend.

„Seine Kaiserliche Hoheit", sagte der Baron mit außerordentlicher Höflichkeit, „hat mich beauftragt, Sie, Fürst, bei einer Angelegenheit zu Rathe zu ziehen, welche uns lebhaft beschäftigt. Sie wissen, daß zuweilen die Diplomatie zu eigenthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, um bestimmte Ziele zu erreichen. Nicht immer ist es offizielles Männerwerk, das weitaussehende Pläne am sichersten fördert; es ließe sich historisch belegen, daß manche bedeutende Erfolge auf dem Gebiete der Staatsintriguen durch unbestallte, unbesoldete weibliche Diplomaten" —

„Ohne Zweifel", unterbrach ihn der Fürst mit kühler Ueberlegenheit, „wollen Sie sagen, Baron, daß es auch bei der Diplomatie, wie bei der Polizei, wenn man einer Sache auf den Grund kommen will, heißen sollte: „Cherchez la femme."

„In gewisser Beziehung vielleicht", entgegnete Nelidoff, dem weniger daran lag, Maximen aufzustellen, als Woronzoff in eine Unterhaltung zu verflechten, die ihn veranlasste, seine Fähigkeiten für die ihm zugedachte Mission unabsichtlich darzulegen; „es können aber auch Fälle eintreten, in welchen man noch dringender die Anweisung „Cherchez l'homme" geben sollte, und ein solcher liegt jetzt eben in meinem Ressort vor. Um also vom Allgemeinen auf's Besondre zu kommen, Fürst, möchte ich Sie um Ihre Ansicht darüber ersuchen, welcher Art wohl ein Mann sein müsste, der, dazu erwählt, Feindinnen seiner Nation nicht nur persönlich zu erobern, sondern in Alliirte zu verwandeln, auf sichern Erfolg rechnen dürfte."

„Sie verlangen", entgegnete der Fürst, sich mit Nonchalance im Sessel ausstreckend und den Diplomaten fixirend, „daß ich Ihnen sagen soll, wie ich mich benehmen würde, wenn ich nach Constantinopel gesandt würde, um in der dortigen Gesellschaft für das Slaventhum Propaganda zu machen?"

Dem Baron versagte einen Augenblick die Stimme. Auf dem Feldbett regte es sich, als hätten die ziemlich laut gesprochenen Worte den Schlummernden geweckt.

„Sie gehen rasch vor, Fürst", sagte Nelidoff, noch einigermaßen verlegen.

„Mit einem Woronzoff diplomatisirt man nicht, Baron. Was wünscht Seine Kaiserliche Hoheit von mir?"

„Nun denn", lächelte der Geschäftsträger etwas gezwungen, „da ich einmal mit der Sprache heraus soll: Aufschluß über Ihre Taktik als Frauenbezwinger. Persönlichkeit und Geist, als Voraussetzungen gegeben, genügen doch kaum, die großartigen Erfolge zu erklären, Fürst, die Sie errangen."

„Erringen", verbesserte halb geschmeichelt, halb pikirt, der alternde Sieger. „Wohlan denn, meine Antwort ist einfach genug und lässt sich in zwei Worte zusammenfassen: Die Weiber beten mich an, weil ich sie mißhandle."

Erstaunt blickte der Diplomat dem Fürsten in das unbewegte Gesicht. —

„Wir haben eine Art von Familientradition", fuhr dieser kaltblütig fort, „nach welcher meine Vorfahren lebten. Jeder Woronzoff, der eine Frau nahm, ließ sie die Faust fühlen; dafür warf dann auch nie eine den leisesten Schatten auf die Ehre des vergötterten Gemahls. Bei Leibeigenen, die ihm widerstrebten, brauchte noch mein Vater ungenirt die Knute. Als Seine Majestät der Czar ihnen

die Freiheit gab, musste das freilich ein Ende nehmen, und ich selbst habe von solcher Züchtigung nur noch als halber Knabe Gebrauch gemacht. Dem Familienprinzip aber bin ich treu geblieben, wenn ich mich auch veranlasst fand, es, der Richtung unsrer spiritualisirenden Zeit entsprechend, zu vergeistigen. Man kann ja ein Weib ebensogut seelisch fuchteln als körperlich, und es ist sogar ein recht interessantes Studium, herauszufinden, was Dieser oder Jener die schmerzlichsten Striemen in's Herz schneidet."

Eine Hand legte sich auf Woronzoffs Schulter und eine befehlshaberische Stimme gebot lebhaft: „Weiter, Fürst".

Der Adjutant stand auf und salutirte militärisch. Auf einen Wink des Gebieters, der sich mit angeregter Miene auf den Strohsessel am tragbaren Ofen warf, fuhr er dann in der cynischen Darlegung seiner Theorie fort. „Mir war's von jeher in jedem Liebesverhältniß mehr um den Sieg als um den Genuß zu thun. Und nie ist das Siegesbewusstsein intensiver, als wenn man unterjocht, wenn man martert".

„Sie können aber doch Ihre Liebeswerbung nicht als Tyrann beginnen?" schaltete Nelidoff ein, der an der Befähigung des Fürsten für die ihm zugedachte Stellung zu zweifeln anfing.

Woronzoff warf ihm einen geringschätzigen Blick zu. „Alle meine Abenteuer beginnen mit zur Schau getragener Weiberverachtung", sagte er dann, den Bart durch die weißen Finger ziehend. „Sie dient mir als Defensiv- und Offensiv-Waffe, wehrt ab, was mir lästig, reizt, was mir erwünscht. Es versteht sich, daß mit dieser Blasirtheit des Herzens große geistige Lebendigkeit, makellose Courtoisie und ein leiser Hauch von Schwermuth vereint auftreten müssen, bis die Fascinirung der Beute gelungen. Später gebe ich mich dann, wie ich bin, und nach einer kurzen Uebergangsperiode, in welcher die Betreffende entdeckt, daß sie mir eigentlich ganz gleichgültig, beginne ich, ihr den Herrn zu zeigen. Je nach verschiedenen Charakteren wende ich diese und jene Geißel an: die Stolze wird gedemüthigt, die Eitle beschämt, die auf ihren Ruf Erpichte compromittirt, die Eigenwillige gebändigt. Ein sehr amüsantes Spiel ist das mit Eifersüchtigen, weshalb ich gewöhnlich verschiedene Verhältnisse zu gleicher Zeit fortführe. Enfin, es gibt kein Weib, die man nicht in irgend einer Art martern könnte, und keine, die sich nicht — wenn auch nach mehr oder minder lebhaftem Sträuben — niederzwingen ließe, wenn sie einen eisernen Willen und ein unbarmherziges Herz über sich fühlt."

„Was aber wäre der Vortheil, den Sie sich, Fürst, von der Durchführung Ihrer Ansichten für den speziellen Fall einer Mission versprächen?"

„Daß man befehlen kann, statt zu bitten", entgegnete Woronzoff hochmüthig, „und von einer Leibeigenen erlangen, was eine Maitresse vielleicht verweigern würde."

Der Baron verstummte, der Großfürst aber, von den Ausführungen seines Adjutanten, die in ihrer Brutalität nicht ohne Logik waren, betroffen, zögerte nicht, ihm für seine Prinzipien einen baldigen Wirkungskreis in der türkischen Hauptstadt in Aussicht zu stellen.

„Nelidoff soll Ihnen Anweisungen geben, gegen wen sich Ihre Angriffe hauptsächlich zu richten haben werden“, sagte er dann, den Diplomaten mit einem Blick zum Reden auffordernd; denn das pikante Gesprächsthema interessirte ihn.

Der Baron dachte einen Augenblick nach. „Die Gesellschaft von Pera ist so aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelt, daß es nicht leicht ist, sich in derselben schnell zurecht zu finden. Fast jede europäische Nation hat in den bortigen Frauenkreisen schöne und distinguirte Vertreterinnen; wenige von diesen aber üben einen Einfluß aus, den man direkt für unsre Zwecke zu verwenden vermöchte. Sie müssen vor Allem suchen, Fürst, ein neutrales Terrain zu gewinnen, von dem aus Sie nach allen Richtungen in spezielle Regionen eindringen können. Ich mache Sie daher zuerst auf die Finanzwelt aufmerksam, welche in diesem von Geldnoth gequälten Lande mit der Regierung in den allerengsten Beziehungen steht. Die Frauen der reichen Banquiers fühlen sich stets besonders geehrt, in ihren Salons Diplomaten und durch vornehme Geburt ausgezeichnete Persönlichkeiten zu empfangen. Man hört dort Manches, was sich verwerthen läßt, schürt kleine Rivalitäten, deren Resultat zu unvermutheten Entdeckungen leitet, knüpft Beziehungen, die sich bis in die Gesandtschaften, den Ministerrath und höher hinauf fortsetzen lassen.“

Aufmerksam lauschte der Fürst dem Diplomaten, der mit einiger Selbstgefälligkeit seine Beobachtungen darlegte. Endlich fragte Woronzoff:

„Wollen Sie mir nicht, um Zeit zu ersparen, gleich einen Centralpunkt nennen, von dem aus ich meinen Kriegszug beginnen könnte?“

„Seit Kurzem“, entgegnete nach einigem Besinnen der Baron, „hat sich in Constantinopel ein österreichischer Banquier, mit Namen Glünar, der mit leitenden Staatsmännern in engster Verbindung steht, zu einer glänzenden Stellung aufgeschwungen. Er macht Geschäfte nach allen Seiten hin, wenn auch vorzugsweise mit englischen Firmen, von denen er Vorschüsse für den geldbedürftigen türkischen Schatz erlangt. Dieser Mann, ein ziemlich ungebildeter, derber Geselle, hatte sich vor wenigen Jahren in seiner Heimat mit einem armen, aber vornehmen Fräulein verehelicht, in das er sich verliebt, und sein ganzes Sinnen und Trachten geht dahin, der jungen, schönen Frau ein angenehmes Leben zu bereiten. Obwohl kein Weltmann, erlaubt er ihr doch, ein Haus zu machen, und folgt ihr geduldig in den Strudel von Vergnügungen, die sie aufsucht. Zum Dank dafür zeigt sie ihm ganz offen ihre Geringschätzung, beklagt ihr trauriges Loos, das sie in die Arme des bürgerlichen Tölpels geführt, und spielt die Unverstandene, Unbefriedigte. Sie können denken, daß es da an Tröstern nicht fehlt. Eine Schaar von Anbetern umgibt fortwährend das reizende Weib, das bald mit sanftem Schmachten, bald mit Sultanalaunen den Scepter schwingt.“

„Ah!“ fiel der Fürst mit vollem Interesse ein, „es lohnte schon der Mühe, die zu unterjochen.“

„Das meine ich auch“, entgegnete der Baron. „Aber es ist nicht ganz leicht; denn Sie würden zuerst durch eine Phalanx von Verehrern zu dringen haben, die, wie Fama sagt, nicht alle unglücklich lieben. Dann auch dürfte Ihr Knuten-

system sich schwerlich einer Frau gegenüber bewähren, die durch Huldigungen so verwöhnt ist, wie Frau Glünar."

„Voyons!" rief Woronzoff, mit den schlanken Fingern schnippend, und den Mund zu einem leisen Lächeln verziehend. „Es gilt den Versuch."

„Ich wette auf Sie, Fürst," sagte der Feldherr. „Halten Sie sich bereit, sobald ein Vorwand gefunden, der Ihre Sendung für die Türken motivirt, nach Constantinopel abzugehen. Wenden Sie alle Mittel Ihres erfindungsreichen Kopfes an, um bis ins Herz der Intriguen zu dringen, welche England unter den Mächten gegen uns anzettelt, und sie nach Möglichkeit zu paralysiren. Man wird Ihnen Summen bei dem österreichischen Banquier anweisen, welche Sie nach Belieben verwenden können."

„Ich danke Ew. Kaiserlichen Hoheit," sagte Woronzoff, ruhig ablehnend; ich bin reich genug, die Kosten der Expedition in Feindesland zu tragen, von der ich mir viel Amüsement verspreche."

„Gelingt sie, so erhalten Sie Generalsrang. — Und sie wird gelingen, Woronzoff, so wahr Sie ein echter Slave sind."

(Fortsetzung folgt).

Allvater Wodan's abenteuerliche Reise.

Ein Märchen.

Von Wolfgang Kirchbach.

Vor langen Jahren lebte einst ein uralter Gott, der hieß Wodan. Er war sehr sonderbar.

Er lag gerade im Schatten der Esche Ygdrasil und schlief. Er sah aus wie ein Mann. Sein Bart reichte ihm tief auf die Brust hinab, seine langen Haare lagen wie geringelte erstarrte Schlangen im dunkelgrünen Grase. Man sah nicht, daß er auf dem einen Auge blind war, denn weil er schlief, hatte er sein Auge geschlossen und der breitkrämpige Hut warf einen finsteren Schatten über die verwitterte Stirne des alten Mannes. Er hatte schon tausend Jahre geschlafen und sein stiller Athem wehte durch das Weltall. Im Walde, wenn Alles ruhig war, konnte man auf der ganzen Erde die Athemzüge des Schlafenden vernehmen, denn der Greis war Allvater, der Alles träumte, was in den tausend Jahren geschah. Unter der großen Stirn des alten Mannes, die wie ein mächtiger Felsblock zwischen den Haaren seines Hauptes lag, bildeten sich wundersame Dinge. Er träumte von einem großen feuerflüssigen Gluthball, der der Erde Licht und Wärme gibt, er träumte von unzähligen Sternen, die glänzend umeinander kreisten. Er träumte die Erde und die Meere, die großen Ungeheuer des Wassers und des Landes, die Palmen, die schwarzen Tannen, die Eichen und ihre Wälder. Er träumte die Menschenkinder und alle ihre Thaten und ihre Geschichte, und die Bilder, die sein Geist sah, schlugen wie Blitze in das Mark der Esche Ygdrasil. Die Esche Ygdrasil aber wurzelt mit ihren riesenhaften, knorrigen Wurzeln im Weltall und der großen chaotischen Masse, die sehr schmutzig ist. Und jeder Traum

des alten Mannes schlug wie ein Blitz in's Mark der Esche ein und durch die Wurzeln des Baumes schlug der Blitz in die große chaotische Masse und spiegelte sich darinnen wie in einem Teiche. Das Merkwürdige war aber, daß der Traum, wenn er in die Masse, die sehr schmutzig ist, hineinblitzte, ganz deutlich zu sehen und wirklich da war. Es dauerte stets eine kurze Zeit, daß jeder Mensch gesagt hätte: ja, das ist ja gar kein Traum, das ist wirklich geschehen! Es war, wie gesagt, sehr merkwürdig.

Der Gott Wodan träumte auf diese Weise eine ganze Reihe von Geschichten. Er fing von der Erschaffung der Welt an und war gerade bis zum Jahre 1882 gekommen, als er träumte, daß ich, Ihr lieben Kinder, Euch von ihm eine Geschichte erzählen will. Er wußte schon im Voraus, daß diese Geschichte sehr sonderbar sein würde. Es ärgerte ihn. Ich machte, um ihn zu erwecken, einen Stabreim und sagte so für mich hin: Wanderer, Wodan, erwache! Wir wollen weltweise die Wunder der Welt betrachten! Das ärgerte ihn noch mehr. Er wachte vor Aerger auf und wollte zu mir eben sagen: Wolfgang, wehe Dir, daß Du Wodans spottest. Dein Name beginnt mit Weh!

Er wollte das sagen, aber es ist gut, daß er's nicht gethan hat. Das ging so zu. Als er erwachte, war ich auf einmal gar nicht mehr da, denn er war erwacht im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt und weil ich da noch nicht auf der Welt war, konnte er mich auch nicht anrufen.

Aber wie ist denn das möglich? fragt Ihr! Ich bitte Euch, was wäre in dieser Welt nicht möglich. Die Sache ist ganz natürlich. Als Wodan, der alte Gott, erwachte, war auf einmal all das, was er geträumt hatte, in der großen schmutzigen Masse erstarrt. Hätte er ruhig weiter geschlafen, so wären seine Träume auch unwiederbringlich vergangen gewesen, weil er aber aufwachte, waren sie auf einmal Alle wieder da und jedes Jahrhundert, von dem er geträumt hatte, war ein besonderes Land geworden und lag in seiner ganzen Länge und Breite da, daß man ganz bequem darin spazieren gehen konnte. Ich weiß nicht, was daran wunderbar sein soll, ich habe noch viel sonderbarere Dinge erlebt. —

Der alte Gott aber war ganz verwundert. Er war eben auch so Einer wie Ihr, und darum erlebte er von nun an eine Reihe von seltsamen Abenteuern, die ich Euch erzählen will.

Es war also gerade im ersten Jahrhundert nach Christus, daß der Gott Wodan erwachte. Er gähnte eine Weile, unter der Esche Ygdrasil liegend, die ihm, als er sie mit seinem einen Auge ansah, als ein ganz gewöhnlicher Baum erschien. Sie sah gerade aus wie eine gewöhnliche Esche. Der Gott rieb sich sein eines Auge. Dann richtete er sich auf und stand endlich, indem er sich seinen breitkrämpigen Hut abnahm, seine langen Haare sich mit der Hand strich und sich die Kopfhaut kraute. Man kann in gebildeter Gesellschaft nicht gut sagen, warum er das that. Er selber war sehr ungebildet und weil er so lange geschlafen und alle großen und kleinen Thiere geträumt hatte, hatte er sich auch Etwas auf den Kopf geträumt. Er setzte aber seinen Hut wieder auf und sah sich nun um, wo er sich eigentlich befände.

Er war im Teutoburger Walde. Nun wisst Ihr, daß, wenn man lange geschlafen und Vielerlei geträumt hat, man das Meiste vergisst von Alledem, was man träumte, wenn man erwacht. Manches aber weiß man noch, auf Manches besinnt man sich gelegentlich wieder, oft kommt's Einem auch vor, als müsste man das, was man eben erlebt, schon früher einmal geträumt haben. Gerade so ging es auch dem Gott Wodan. Und das war sein Unglück. Als er eben erwachte, hatte er ganz vergessen, das er ein Gott war und er hielt sich nur für einen Menschen. Er blickte sich um und gewahrte einen heiligen Hain der alten Deutschen, der dem Gotte Wodan geweiht war. Mächtige herrliche Linden und Eichen bildeten den Hain. Ein Opferaltar stand in der Mitte. Die Vögel flatterten darum und ein Auerochse schritt langsam zwischen den Bäumen hin. Auf einmal traten aus dem schwarzen Tannenwalde, der dahinter lag, eine Anzahl von zottigen Menschen in den Hain. Sie waren fast nackt, aber sie trugen Bärenhäute, und die Köpfe von todten Hirschen mit ihren Geweihen lagen über ihren Stirnen. Sie waren Alle gefesselt, hatten mit Baststricken ihre Arme zusammengebunden und krochen fast auf der Erde in Verehrung, indem sie die Kniee senkten. Einige hatten auch eiserne Schellen an ihre Beine gefesselt. Ein Priester schritt voran; einige Männer führten Pferde und Gefangene heran, die an dem Altar geschlachtet werden sollten zur Ehre des Gottes Wodan. Der Priester sagte, als er die Feierlichkeit gehörig eingeleitet hatte, auf althochdeutsch:*)

„Geschlagen werden soll die heilige Schlacht, o Hermann, Held von Cheruskien. Opfern wollen wir dem Sieger der Schlachten, Wodan, dem Ersten der Götter, der da sitzet in Walhall am heiligen Tische. 500 Thore und 50 Pforten hat Walhall, wohin die Helden, die im Kampfe gefallen, mit den Walküren ziehen. Darum ist es gut, den Heldentod zu fallen für Wodan, denn als stummer Schatten muß wandern zur bleichen Hel, wer den Tod der Feigen ruhig stirbt und nicht vom Feind erschlagen ward. In Walhall aber werdet Ihr Schweinebraten essen. Ein Schwein ist in Walhall, das immer wieder nachwächst, wenn auch tausend Helden davon gegessen haben. Gib immer, o Wodan, Allvater, Göttervater, der Du im Sturme kommst, einäugig, im Mantel verhüllt, Lenker der Schlachten, gib immer den Helden Schweinebraten, wenn sie fallen werden zu Deinem Ruhme im Kampf gegen den Römer, den wir hassen. Gib Schweinebraten, so gehen wir tapfer in den Tod!" —

Als der Priester diese Worte sprach, war es dem Gott Wodan, der sich hinter eine Eiche gestellt hatte, um das Opfer zu belauschen, sehr sonderbar vorgekommen, daß diese wilden Männer so sehr für Schweinebraten schwärmten. Wodan hatte bis zum Jahre 1882 geträumt, wo man ebenfalls so Etwas lächerlich gefunden hätte, und so kam es, daß der Gott hinter seiner Eiche laut auflachte, ohne zu ahnen, daß ihm selbst das Opfer galt, da er ja noch nicht wusste, daß er Wodan selbst sei. Der Priester blickte zornig auf, wo der Frevler wäre, der bei der heiligen Handlung lache. Einer von den wilden Männern ging dem Laute

*) Der Leser gestatte, daß wir es der Kürze halber gleich in unsere Sprache übersetzen.

nach und entdeckte hinter der Eiche den Gott. Ein Wuthgeschrei der Opfernden schallte Wodan entgegen, denn man sah, daß er ungefesselt sei und nur in Fesseln durfte ein deutscher Mann den Opferhain Wodans betreten. Wüthend stürzten die gefesselten Männer auf den Gott, konnten ihm aber nichts anhaben, weil sie ihre Hände nicht frei hatten, außer dem Priester. Der große Held Hermann, auch Arminius genannt, stürzte sich zuerst auf den Gott los, der nicht wusste, was all das bedeuten sollte. Der Priester stieß zornige Rachelaute aus, bis Wodan sich ein Herz faßte und rief:

„Eben fällt mir ein, daß Ihr die Schlacht im Teutoburger Walde schlagen wollt, worauf Augustus in Rom rufen wird: Redde legiones und ihm ein Stück Pfau im Halse stecken bleiben wird; Ihr wollt die Schlacht schlagen, die Deutschland von den verhaßten Römern befreien soll und warum thut Ihr's? Um Schweinebraten! Ihr wollt Patrioten sein? Ihr?!"

„Er ist ein Römer! Er ist ein Römer!" schrie der Priester. „Fesselt ihn! Opfert ihn! Ihn wollen wir schlachten, ihn wollen wir zur Ehre Wodans opfern und schlachten!"

Wieder warfen sich einige gefesselte Krieger dem Gotte entgegen, aber sie konnten trotz ihres Zornes nichts ausrichten. Wodan warf sie Alle vor sich zu Boden und das war freilich keine Kunst. Der Priester aber, dem sehr viel daran lag, den Frevler zu opfern und zu schlachten, benutzte, um den Gott zu fangen, eine List. Er sagte zu den Helden, die wie Säcke gefesselt neben einander lagen: „Der Hain ist entweiht, er ist nicht mehr Wodans, Ihr Helden, da dieser Mann frei und ungefesselt des Gottes Heiligthum betrat. Darum kann es für Euch keine Sünde sein, wenn auch Ihr fessellos im entweihten Haine weilt. Ich löse Eure Fesseln! Fangt ihn!"

Auch den Helden leuchtete dieser Gedanke ein. Der Priester beugte sich hernieder und löste den Helden nach einander die Fesseln. Wodan aber stand auf seinen Stab gebogen und war über die Schlauheit des Priesters so verwundert, daß er nur staunend zusah. Da warfen sich die großen Helden plötzlich über ihn und hätten ihn beinahe erwürgt. Sie knebelten ihn, gaben ihm mit ihren nackten Füßen Fußtritte und benahmen sich, als wenn sie Indianer wären und keine alten Deutschen. Der Priester aber, da er Wodan gefesselt an den Stufen des Altars liegen sah, worüber Wodan ohnmächtig geworden, rief plötzlich:

„Ihr Helden, der Hain ist wieder heilig dem Wodan! Da Ihr zu Wodans Ehren den Frevler hier gefesselt, so seht Ihr selbst, daß diese fromme That den Hain heiligen muß. Ich fessele Euch wieder, wodurch der Hain noch mehr geheiligt wird! Heil!"

Der Priester band Hermann, dem Cherusker, und den Andern die Hände und die Füße wieder. Darauf ging er daran, den Gott Wodan für Wodan zu opfern. Dieser war wieder zu Bewusstsein gelangt und als er den Priester eben die Hand heben sah und das Messer in seiner Hand blitzend gewahrte, fiel er auf die Kniee und rief:

„Meine Herren, nur ein armer Reisender! Darf ich um ein paar alte

Schuhe bitten und um einen Pfennig Reisegeld! Das Fechten ist heutzutage so wenig einträglich. Geben Sie mir ein Stückchen Brod und lassen Sie mich leben!"

Wodan, der in seinem langen Schlafe so viel von armen Reisenden und vielen anderen Dingen geträumt hatte, hielt sich wirklich für einen armen Reisenden und es war kein Wunder, denn, wenn er dachte, daß er nur ein Auge hatte, einen Wanderstab hielt, einen Hut trug, der wie ein alter Räuberhut aussah, so hätte ihn mancher Andere auch nur für einen alten Hausirer und armen Reisenden gehalten. Der Priester aber, der weder wusste, was ein Pfennig noch was ein armer Reisender sei, hielt an im Opfer und ließ die Hand sinken. Er hielt den gefesselten Fremden erst für einen alten Römer und dachte, es wäre römisch, was er sagte. Er hob sein Messer daher von Neuem; Wodan aber in seiner Angst nahm seinen Hut ab und hielt bittend den Hut dem Priester entgegen. Der fuhr auf einmal zurück und sah, daß der Fremde nur ein Auge hatte. Ein Gedanke fasste ihn, der ihm sehr geeignet schien, den Helden Muth einzuflößen. Ging nicht die Sage, daß der Gott Wodan auch nur ein Auge hatte? Dachte das Volk nicht, daß er gerade so aussähe wie der Fremde? Hatten sie ihn nicht frei im Haine des Gottes getroffen? Dem Priester schien es auf einmal besser und klüger, statt den Mann zu schlachten, den Helden zu sagen, der Mann wäre der Gott Wodan selbst, der ihnen erscheine. Es schien ihm geeignet, seine Macht zu fördern. Er fiel daher auf einmal vor dem Fremden nieder, verbarg sein Angesicht auf der Erde und rief:

„Wodan, Wodan, Wetterer im Sturm, bist Du gekommen? Heil Wodan!"

Kaum hatte er das gerufen, als auch sofort die gefesselten Helden zur Erde stürzten. Nur wunderten sie sich, daß Wodan sich hatte fesseln lassen und so feig gewesen war. Doch schrieen sie mit dem Priester einstimmig: „Heil unserm Gotte! Heil!"

Wodan war es ganz sonderbar zu Muth, daß er ein Gott sein sollte. Er sah, daß ihm das zwar sehr vortheilhaft sein würde, wenn man ihn göttlich verehrte, aber er war nicht so schlecht wie der Priester und wollte die Menschen nicht belügen. Weil er wirklich ein Gott war, sagte er, was er glaubte, und rief aus:

„Seid Ihr verrückt? Ich bin ja nur ein armer Reisender. Der Schwindler von einem Priester belügt Euch! Ich bin kein Gott! Sehe ich aus wie ein Gott?"

Die Helden stutzten, da sie ihn verstanden, der Priester rief aber:

„O weiser Wodan, Du willst Deine Kinder nur prüfen! Prüfe uns! Wir glauben doch an Dich, wir wissen, daß Du Allvater bist, wenn Du auch in Deiner Allweisheit es leugnest. Muth, Ihr Helden! Jetzt kann die Schlacht beginnen! Ihr werdet siegen, da Wodan Euch im heiligen Haine erschienen ist! Geht, Ihr Helden, verlasst den Hain. Beginnt den Kampf, indessen ich allein mit unserm Allvater reden will. Verlasst uns, Ihr Helden! Verkündet es allen Deutschen, daß Gott Wodan Euch erschienen ist!"

Die Helden schrieen: „Heil! Heil!" und gehorchten dem Worte des Priesters. Sie verließen mit gesenkten Knieen gehend den Hain. Draußen erzählte Hermann

die Geschichte seiner Frau Thusnelda. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde daß Gott Wodan den Häuptlingen erschienen sei, und eine riesenhafte Kampfeslust bemächtigte sich der Männer, Weiber und Kinder. Nach einer Weile hörte man plötzlich ein tausendstimmiges Geschrei ertönen, man hörte Schwerter klingen, hörte Todesschreie, sah römische Soldaten von den zottigen Deutschen umringt, sah die Adler der Cohorten schwanken — kurz, die Schlacht im Teutoburger Walde war im schönsten Gange. —

Unterdessen sagte im Haine der Priester zu Wodan: „Wenn Du nicht willst, Fremdling, daß ich Dich todtschlage und Deinen Leichnam verscharre, so hebe Dich weg von hier. Wenn Du in die Hände jener Helden fielest, die Dich für ihren Gott halten, und sie würden erkennen, daß Du nur ein Mensch bist, so würde es Dir und mir, der ich Dich vom Tode gerettet, schlecht gehen. Das Getümmel dieser Schlacht kommt Dir zu Statten!"

Wodan aber hatte sich, was ganz natürlich war, da ihn die Leute anbeteten, darauf besonnen, daß er wirklich und wahrhaftig ein Gott war, der erwacht sei. Es faßte ihn ein Zorn über den falschen schlauen Priester. Er hob seinen Stab auf und sagte: „Elender Gesell, so betrügst Du Dein Volk? Sieh mich, den Gott Wodan, den Wetterer im Sturm, selber vor Dir! Wahrlich, es ist zum Lohne nicht für Dich und Deine Sippschaft, wenn das Göttliche, das Ihr nicht glaubt und doch fälscht, göttlich ist; wenn das, was Du lügst, eine höhere Wahrheit ist; wenn der, den Du für einen Menschen hältst und zum Gotte stempelst, wirklich ein Gott ist; Wodan selbst! Und diese Schlacht wird nicht gewonnen, weil die ahnungslosen Helden einer Lüge vertrauen, sondern weil es wahr ist, daß Wodan ihnen erschien!"

„Ein durchtriebener Kerl!" dachte der Priester und erwiderte: „Lieber Freund, man prellt wohl Andere so! Das wäre mir ein schöner Wodan! Ein netter Gott! Wo hast Du denn Deine beiden Raben gelassen, he?! Wo wären sie denn? Wenn Du Wodan bist, so donnere und blitze doch einmal! Ja, donnere doch! Wo wären denn Deine Wölfe? Wenn sie kämen, sie würden Dich selber fressen mit Haut und Haar. Du wärest mir ein rechter Gott! Wie gesagt, ich gebe Dir den guten Rath, troll Dich fort, sonst würde Dir Deine Gottheit schlecht bekommen."

Wodan war außer sich vor Zorn über den schamlosen Priester. Er suchte nach seinen beiden Raben und es waren keine da. Er wollte blitzen und donnern, aber — es kam nichts. Wie konnte er dem Priester seine Macht beweisen! Seit er erwacht war, war ihm alle Macht genommen; nur im unbewußten Traume war er der Allmächtige gewesen und jetzt war er so schwach wie Simson, da Delila seine Haare abgeschoren hatte. Er bereute es sehr, daß er erwacht sei, sah ein, daß er dem schamlosen Priester nicht werde beweisen können, wie er wirklich Wodan sei und ging daher traurig fort, indem er dem Priester ohne Weiteres den Rücken kehrte. Der lachte ihm nach, was den Gott so sehr erzürnte, daß er die Deutschen ihre Schlacht ruhig weiter schlagen ließ und spornstreichs aus dem Teutoburger Walde wegging. Das ganze erste Jahrhundert war ihm so verleidet durch sein Erlebniß, daß er den Ausweg aus diesem Lande suchte, um auf der nächsten Straße

in's zweite Jahrhundert zu gehen. Da es damals aber noch keine Wegweiser gab, und der Gott so wie so traurig und zerstreut war, so gerieth er in seiner Verwirrung aus Versehen in's vierte Jahrhundert.

Er hatte eben die Grenze überschritten und befand sich wieder in einem Walde, als ihm einfiel, daß es vortheilhaft sein würde, wenn er ein Paar Raben hätte, die um ihn herum flögen, da sonst doch kein Mensch glauben würde, daß er der alte Gott Wodan sei. Er kletterte also auf einen Baum, auf dem er ein Rabennest entdeckt hatte. Die Alten waren grade nicht zu Hause und ein paar unflügge Junge saßen im Nest. Er rief daher „Rab Rab" in den Wald. Die Raben hörten ihn nicht. Endlich kamen sie aber geflogen. Er bat sie, sie sollten doch so freundlich sein, ihm zu folgen und ein bischen um seinen Kopf herumzufliegen, aber die dummen Raben verstanden kein Deutsch und hatten auch so wie so keine Lust, um ihn herumzufliegen. Er rief mit der größten Schmeichelstimme „Rab Rab", aber sie hörten nicht. Endlich fiel ihm eine List ein. Er fasste die Jungen an, wodurch die beiden alten Raben so sehr in Aufregung geriethen, daß sie auf seine Hand hackten. Da haschte er sie beide, hielt sie fest und kletterte wieder vom Baume herunter. Als er zufällig unterwegs ein Röllchen Bindfaden fand — den gab es damals schon und vielleicht hatte irgend eine alte Deutsche den Bindfaden verloren — setzte er sich hin, band die beiden Raben an den Bindfaden und das Ende des Bindfadens wickelte er um seinen kleinen Finger und als er nun weiter ging, flogen die Raben wirklich um seinen Kopf herum und wenn sie nicht gerade an einem Bindfaden geflattert hätten, so würde ihn wohl Jedermann für den richtigen Wodan gehalten haben.

Nun war Wodan, da er aus Versehen in's vierte Jahrhunderte gerathen war, auch von hinten in dieses Land gerathen und es hatte gerade die Völkerwanderung begonnen. Er war nicht weit gegangen, als er auf einmal von Weitem einen entsetzlichen Geruch, wie von faulem Fleische, bemerkte. Er wusste nicht, wo es herkäme, als er aber ein Stückchen weiter gegangen war, hörte er Pferdegetrappel und sah eine Schaar von Reitern auf ganz kleinen Pferdchen herankommen. Einer bückte sich eben herunter und hob im Reiten eine römische Silbermünze vom Boden auf, die Jemand verloren hatte. Die Reiter waren sehr häßlich, hatten Stumpfnasen, schief stehende Augen und der Geruch wurde so stark, daß Wodan sich die Nase zuhalten musste. Nämlich statt der Sättel hatten sie große Lappen Fleisch auf die Rücken ihrer Pferde gelegt, auf denen sie saßen, wie auf Fellen.

Und weil das Fleisch ganz mürbe war vom vielen Reiten, roch es so, daß Jedermann merkte, daß es die Hunnen wären, die geritten kamen. Er ließ sie ruhig an sich vorüberziehen und schritt in dem Lande weiter. Nach einer Weile kamen blonde Männer geritten, die, wie Wodan bemerkte, schon viel bessere Kleider anhatten, als damals die alten Deutschen im Teutoburger Walde. Lange Wagenreihen kamen hinter ihnen, auf denen die Weiber saßen und aßen, ihre Kinder prügelten oder anzogen. Viele aber beteten auch, indem sie ein Kreuz in der Hand hielten, auf das ein todter Mann genagelt war. Wodan dachte sich, daß das die Westgothen sein müssten; und weil er sah, daß die Weiber ein Kreuz anbeteten,

dachte er: Aha, die glauben nicht mehr an mich! und um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, hielt er es für's Beste, ihnen gar nicht erst zu sagen, daß er Wodan heiße. Da er sehr oft geträumt hatte, daß man beim Grüßen den Hut abnimmt, trat er ihnen auch in den Weg, indem er den Hut abnahm und sagte: „Guten Tag, meine Herren. Es freut mich, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Meines Wissens sind Sie Arianer, nicht wahr? Sie sind die Westgothen, die im Jahre 378 auf das römische Donauufer übergehen wollen? Gestatten Sie mir, da Sie mitten in der Völkerwanderung begriffen sind, Ihnen einen guten Rath zu geben. Sie haben sich zum Christenthum bekehrt, glauben aber nicht, daß jener Heiland Gottes Sohn gewesen sei. Bedenken Sie, daß vor einiger Zeit auf dem Concil zu Nicaea die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit beschlossen ward von den frömmsten Männern, die je gelebt haben. Sie würden mir daher den grössten Gefallen thun, wenn Sie in dieser Hinsicht Ihren Glauben ändern wollten. Ich versichere Ihnen, trotz der vorzüglichen Bibelübersetzung Ihres Ulfilas werden Sie an Ihrem Unglauben zu Grunde gehen. Wenn Sie nicht in Schlachten fallen, so wird man Sie später, vielmehr Ihre Nachkommen, vollends ausrotten, trotz Ihres Alarich, der Rom zerstören wird, trotz all Ihrer Tugenden, meine Herren. Glauben Sie mir, daß ich aus eigener Erfahrung weiß, wie jene Priester gesinnt sind. Glauben Sie einem alten Manne wie mir, der Viel erlebt und erfahren hat!"

Die Westgothen hatten ihn mit Verwunderung angehört. Ein eifriger Bischof unter ihnen, der ein Arianer und ein humaner Mensch war, hob seine Bibel auf und wollte eben auf Grund der Bibel mit Wodan zu disputiren anfangen, als plötzlich ein großes Gedränge entstand. Von der rechten Seite her war ein Trupp Vandalen hereingebrochen, Burgunder, Franken, Markomannen, Alanen, Sueven kamen von verschiedenen Richtungen angeritten und gefahren. Es entstand ein fürchterliches Gedränge. Die Räder der Wagen blieben in einander hängen und konnten nicht auseinander, die Frauen und Kinder schrieen; ein Markomanne kroch unter dem Bauche der Frankenpferde weg, um aus dem Gedränge fortzukommen; ein Vandale warf Wodan über den Haufen, daß die Pferde über den Gott wegsteigen mussten und daß es ein Wunder war, wenn er von keinem Wagen überfahren wurde. Auf einmal waren gerade da, wo er lag, über ihn hinfahrend, zwei Wagen auf einander gerannt. In dem einen schrieen die Sachsenweiber noch: „Wodan! Wodan!" in dem andern aber saßen arianische Christenweiber. Die Kinder fingen an, sich mit Steinen zu werfen, die Weiber verfluchten einander. Als Wodan hörte, daß man ihn anrief, schrie er: „Hier bin ich! hier!" Als die Sachsen das hörten, sprangen mehrere ab und hoben ihn auf und da er die beiden Raben noch am Bindfaden hielt, hielten die Sachsen ihn wirklich für ihren Gott, weil sie dachten, er habe die Raben nur deshalb festgebunden, damit sie in dem großen Gedränge der Völkerwanderung nicht mit anderen Raben verwechselt würden. Wodan war froh, daß er auf diese Weise Aussicht hatte, aus dem Gedränge zu kommen. Er setzte sich ohne Weiteres auf den Kutscherbock des Wagens und schlug mit der Geisel auf die Pferde los. Die fuhren wüthend in das Gedränge hinein, rannten einen Gothen, dann einen Vandalen um und nach

einer Weile war der Sachsenwagen aus dem dichtesten Gedränge heraus. Wodan lenkte ihn durch Dick und Dünn, während hinter ihm im Wagen Männer, Weiber und Kinder auf den Gesichtern lagen, da sie sich vor Wodan fürchteten. Als er endlich mit anderen Sachsen zusammentraf, hielten ihn diese auch für den Schlachtengott, warfen sich in ihrem Wagen hin und fuhren hinter ihm drein. Endlich schien es ihm das Klügste, sich aus dem Staube zu machen, da er so wie so von der Völkerwanderung und dem vielen Schieben und Drängen ganz müde war und sich nach Ruhe sehnte. Da die frommen Sachsen alle auf den Gesichtern lagen, war das Entkommen sehr einfach. Er stieg vom Kutscherbock herunter und ging ruhig seines Weges weiter. Die Sachsen aber, die nicht sahen, wie er fortging, glaubten, er wäre in einer Wolke davongebraust. Sie meinten, Wodan habe sie aus dem Gedränge retten wollen, und seit der Zeit glaubten sie noch mehr an Wodan, so daß im neunten Jahrhundert ein gewisser Karl der Große ihre Nachkommen noch nicht vollständig zum Christenthume bekehren konnte.

Wodan war nicht weit gegangen, als er auf einer Insel in einem Teiche eine Menge Menschen sitzen sah, die gerade fischten. Sie hatten lange Angeln in der Hand und angelten. Er frug sie, wer sie wären, und sie antworteten: „Wir sind die Angelsachsen!" Wodan drückte ihnen die Hand und sagte: „Na, da angelt nur ruhig weiter und fallt mir nicht in's Wasser. Ich heiße Wodan und bin Gott. Auf Wiedersehen!" Darauf ging er fort.

Auf einmal hielt er vor einer Stange, an der eine Hand aus Holz mit ausgestrecktem Finger festgenagelt war. Auf der Stange stand auf althochdeutsch in Runen geritzt: Fußweg in's fünfte Jahrhundert. Weg nach Attila. 44 Jahre Entfernung = 2 Kilometer für den Wanderer. Weg nach dem Untergange des römischen Kaiserthums in Rom = 76 Jahre = $3^{10}/_{22}$ Kilometer. Wodan, den das Letztere mehr interessirte, wollte direct nach Rom gehen, er war aber kaum 2 Kilometer weit gegangen, als es wieder furchtbar zu riechen anfing. Um das, was jetzt kam, zu vermeiden, hätte er einen Umweg machen müssen, um das Jahr 44 überspringen zu können und direct nach Rom zu gehen nach anno 76, aber er verwechselte immer noch Zeit und Raum in seinen Gedanken, zählte die Jahre nicht nach Centimetern und Kilometern, sondern nach Monaten und Tagen, woher es kein Wunder war, daß er ganz direct dem Attila in den Weg lief.

Attila war gerade damit beschäftigt, seinen Bruder Bleda todtzuschlagen, als der alte heidnische Gott bei ihm anlangte. Die Sache war sehr schnell erledigt; als Attila seinem Bruder den Kopf abgeschlagen hatte, lag dieser da, gerade, als ob er todt wäre und weil er nicht wieder aufstand, war er auch todt. Wodan, der in der Gestalt eines armen Reisenden mit seinen Raben dabei stand, schauderte zusammen. Attila hatte ihn noch gar nicht bemerkt, wischte sein Schwert und leckte sich seine Finger ab, die mit Blut bespritzt waren, woraus Wodan sah, daß dieser Hunne furchtbar grausam war. Es faßte ihn göttlicher Zorn und er sagte:

„Scheußlicher Hunne, erkennst Du mich? Erkennst Du den Gott Wodan, der in Donnerwolken herangebraust vor Dir steht? Bist Du nicht wie Kain, da Du Deinen eigenen Bruder erschlägst? Ich träumte in meinem Schlafe, da ich im

Schatten der Esche Ygdrasil lag, daß Du zur Strafe des Brudermordes einst in Deinem eigenen Blute ersticken wirst. Eine Brustader wird Dir platzen und Dein eigenes Blut wird Dich ersäufen! Dies ist die eine Ansicht. Andere behaupten, Du werdest in der Hochzeitsnacht von Deiner eigenen Braut erwürgt werden. Was werden Dir nun alle Deine Siege helfen! Was wird es Dir helfen, daß Du mit Ardarich, mit den Gothen Walamir, Theodomir und Anderen verbündet ganz Deutschland verwüsten wirst, daß der hercynische Wald, wie der Dichter singt, von Dir und Deinen Hunnen in Kähne zerfallen wird! Was hilft es Dir, daß Du Worms, Trier, Mainz, Arras, Toul, Besançon und viele andere Städte zerstören und verbrennen wirst! Was hilft Dir Deine persönliche Mäßigkeit, was hilft's Dir, daß Du ernst und stille bist, wenn Andere scherzen! Ist es nicht scheußlich, daß Du mit der lüderlichen Honoria Dich einlassen wirst, trotzdem Du eine Frau hast? Daß Du Dir von dieser lüderlichen Person das ganze römische Reich als Heiratsgut anbieten lässt und darauf hin nach Italien ziehst? Was wird es Dir helfen, daß Du wie Alexander der Große seiner Zeit, die Welt eroberst und in Sagen sogar in's Nibelungenlied gerathen wirst? All' Deine furchtbaren Thaten, Deine Laster und Deine Tugenden helfen Nichts, auf den catalaunischen Feldern wird das Loos Europas entschieden und Deine Hunnen werden ihre Stumpfnasen in die Erde begraben! Geschlagen wirst Du und wenn auch der arme Westgothe Theoderich fallen wird, Du wirst vernichtet werden und heim nach Asien müssen. In Pannonien wird's zu Ende gehen mit Dir! Denkst Du nicht an Napoleon, der im Jahre 1813 bei Leipzig geschlagen wurde? Nimmst Du Dir ihn nicht zur Lehre? Siehst Du nicht ein, daß Ihr Welteroberer alle nur Phantasten seid und ohne Ausnahme ein trauriges Ende nehmt? Denke an Karl von Schweden, an Cäsar, Alexander, denke an Napoleon den Dritten, an die Hohenstaufen, an Karl den Großen. Was hat es ihm geholfen, daß er die Welt beherrschte? Sein Reich wurde von seinen Nachfolgern getheilt, Dir aber wird man Deinen Sohn Ellak erschlagen und die Hunnen werden gänzlich aus der Geschichte verschwinden. Noch ist es Zeit, gehe in Dich, lerne aus den Lehren der Geschichte und bleibe daheim!"

Attila, der von seinen Wahrsagern umgeben war, hatte den Gott mit sarkastischem Lächeln angehört. Er setzte sich nach seiner Gewohnheit auf sein Stühlchen, das ein Sattel war auf hölzernen Beinen, rittlings hin, ließ den Radstern seines Sporns im Kreise schnurren, indem er mit dem Fuße die Ferse auf dem Fußboden hinschleifte und sagte zu Wodan lachend mit seinem gelben Gesicht und die wulstigen Lippen verziehend:

„Du scheinst mir ein verrückter Wahrsager zu sein. Aber Du machst mir Vergnügen. Ich stelle Dich als meinen Spaßmacher an; Du sollst mir Deine Geschichten erzählen, wenn ich Langeweile habe. Und wenn's recht blutig zugeht, ist's am Schönsten. Da aber Deine Angaben über die Art, wie ich sterben werde, sich widersprechen, so hältst Du mich nicht für so dumm, daß ich Deine Märchen Dir glauben werde. Du bist also mein Spaßmacher und mein Narr. Verstanden?"

Wodan hatte gar keine Neigung, der Spaßmacher Attilas zu werden. Er

erzürnte sich noch mehr über den gelben Hunnen und wenn er nur Blitze bei sich gehabt hätte, er hätte ihn sicher mit dem Blitze erschlagen. Er rief aus:

„Auch Dein Spott wird Dir nichts helfen! Ich bin ein Gott, mit dem man nicht so umspringt! Erzählen aber will ich Dir Geschichten, daß Dir die Haare zu Berge stehen sollen, Geschichten, die ich in meinem Schlafe geträumt und die alle wirklich geschehen sind. Von Anfang des Traumes an bis zum Ende ist's nichts als Blut und Leichen, was ich in meinem Traume sah, und im Jahre 1881 wird sogar der Fürst von Aschanti zweihundert Mädchen schlachten lassen, um mit ihrem Blute den Mörtel anrühren zu lassen, der zum Bau seines Palastes verwendet wird."

Attila wischte sich mit der Zunge seine Mundwinkel, als er das hörte, woraus Ihr, lieben Kinder, seht, daß er fast so bös war, wie der Menschenfresser, zu dem der kleine Däumling gerieth. Wodan aber fuhr fort:

„Es vergeht kein Tag, daß nicht Mord und Todtschlag in all den Zeiten vorkommen wird, die Du nicht erlebst. Millionen Köpfe werden in den Mongolenschlachten fallen, Karl der Große wird auf einmal fünftausend Sachsen köpfen lassen, weil sie an mich glauben; Einige sagen, viertausend fünfhundert, denn hier wie in ähnlichen Fällen schwanken die Angaben; dann werden in Revolutionen und Reactionen von Fürsten und Communisten, von Philipp II. ebenso wie von Danton und Robespierre Tausende hingerichtet; wenn die Inquisitionen in die Mode kommen, wird man die Menschen foltern und bei lebendigem Leibe verbrennen, man wird einander vergiften und erschießen, man wird sich gegenseitig hängen, Attentate werden zu allen Zeiten geschehen wie z. B. an Wilhelm von Oranien, zuletzt wird man aus Bequemlichkeit und Feigheit einander in die Luft sprengen. Diejenigen, welche meinen, man sollte keinen Krieg führen und ewigen Frieden aller Menschen stiften, wird man auslachen —"

„Bravo!" sagte Attila, indem er mit der Zunge schnalzte.

„Nein, gar nicht Bravo!" rief Wodan. „Denn alle diese Geschichten sind furchtbar langweilig, es ist immer nur Mord und Todtschlag, und immer dasselbe. Und Du, Attila, bei Deinen ausgezeichneten körperlichen und geistigen Anlagen, bei Deinem Genie und Deiner guten Begabung, bei Deinen glänzenden Fähigkeiten, solltest doch einsehen, daß Du gar nichts Appartes vor anderen Welteroberern voraus hast, daß es gar keine Kunst ist, an der Spitze großer Armeen die Menschen todt zu schlagen, zu brandschatzen und zu plündern. Die Geschichte lehrt ja auf jeder Seite, daß die äußere Politik nur eine blutige Komödie ist, bei der die großen Fürsten und Diplomaten nur die Marionetten sind, die ich, der allmächtige Gott, am Fädchen halte und regiere, damit sie einsehen, daß Frieden besser ist. Aber sie sehen es nicht ein, darum habe ich sie in meinem Traum unter der Esche alle zu Tode geträumt. Wende Dich der innern Politik zu, Attila; ich versichere Dir, es ist für Dich viel ehrenvoller. Hier sind noch Lorbeeren zu ernten, aber in der äußeren Politik werden Andere Dich übertreffen!"

Attila lachte wieder laut auf, als er das gehört hatte. Endlich sagte er: „Du bist der schaurigste Wahrsager, den ich je gesehen. Wie gesagt, ich stelle Dich

an als meinen Spaßmacher und Du sollst mir Deine wunderlichen Träume alle erzählen. Du bist mein Gefangener. Und daß Deine Geschichten recht schauerlich sind, das rathe ich Dir! Vorläufig muß ich noch Schlachten schlagen. Hätten Deine Angaben über mein einstiges Ende sich nicht widersprochen, so würde ich Dir glauben und mich der inneren Politik zuwenden. So aber helfen Dir Deine Märchen nichts. Fesselt ihn!"

Einige Hunnen machten sich über Wodan her und fesselten den Gott, trotz seiner Drohungen und Bitten, ihn ziehen zu lassen. Er wurde Attilas Gefangener, und wurde auf einem Wagen hinter dem Pferde Attilas hergefahren, als Attila in Deutschland mit seinen Horden einbrach. Viele Jahre wurde Wodan als Gefangener und Spaßmacher umhergefahren. In den Mußestunden, wenn Attila Langeweile hatte, musste der Gott diesem Welteroberer Alles erzählen, was er geträumt hatte und was irgendwie mit Blut, Schlachten und äußerer Politik zu thun hatte. Wodan erzählte Alles, von Kains Brudermord an bis zum französischen Kriege und der orientalischen Frage am Ende seines Traumes, kurz, die ganze Weltgeschichte, so weit der Gott sich darauf besinnen konnte. Attila hielt das Alles für sehr schnurrige Märchen, wurde aber allmälig so grausam von all diesen Geschichten, daß hauptsächlich diese Erzählungen Wodans daran Schuld sind, daß man ihn die Geißel Gottes nannte. Als Wodan einst dem Attila erzählte, man werde ihn die Geißel Gottes nennen, fühlte der Hunnenfürst sich beleidigt. Er sagte: „Was? Eine Geißel Gottes wäre ich? Wart', ich will Dir beweisen, daß ich eine Geißel Gottes bin, Du Narr, der sich für einen Gott hält!" Er nahm seinen Ochsenziemer von der Wand, legte Wodan über seinen Sattelstuhl und prügelte ihn durch und sagte: „Freilich bin ich eine Geißel Gottes, denn ich geißle einen Gott!" Wodan aber stieß keinen Seufzer aus, denn da er wusste, daß das Geschick den bösen Hunnen doch noch erreichen würde und die Rache nicht ausbleiben würde, beschloß er, still zu dulden und zu beweisen, daß er wirklich ein Gott sei.

Erst während der Schlacht auf den catalaunischen Feldern gelang es Wodan, seine Fesseln zu zerreissen und im Getümmel der Schlacht zu entkommen. Als er erschöpft sich von den catalaunischen Feldern in einen Wald geflüchtet hatte und von den Strapazen der Reise ausruhte, dachte er bei sich, daß, so sehr Kriege und Schlachten, aus denen die Weltgeschichte bestehe, zu verabscheuen wären, sie doch auch ihr Gutes hätten, da sie den Göttern Gelegenheit geben, im Getümmel zu entwischen aus den Händen ihrer Peiniger. Das versöhnte ihn einigermaßen mit seinen Träumen, mit der Weltgeschichte und der Wirklichkeit. Nichtsdestoweniger beschloß er, da er mit großen Welteroberern und Kriegern bisher so schlimme Erfahrungen gemacht hatte, auf seiner ferneren Wanderung die Heerstraße zu vermeiden, auf der die großen Völkerschaaren und Armeen herankamen und sich mehr in den Gegenden aufzuhalten, die mehr ein kulturgeschichtliches Interesse hätten. Er meinte bei sich: „Ich will von nun an die Weltgeschichte, die ich geträumt, mehr kulturhistorisch als politisch betrachten. Da ich Attila die meisten politischen Weltereignisse erzählt habe und auf das Meiste mich ganz deutlich besinnen konnte, so hat es wirklich für mich wenig Interesse, mir all das noch einmal anzusehen,

zumal es immer wieder dasselbe ist. Aber von der Kulturgeschichte habe ich viel vergessen, wie ich merke. Und weil es wirklich sehr langweilig ist, so ganz allein durch die Jahrhunderte spazieren zu gehen, will ich sehen, ob ich irgendwo den ewigen Juden Ahasverus treffe, der auch Alles erlebt hat. Mit ihm will ich mich unterhalten über die Länder, die wir bereist haben und über das, was in den neunzehnhundert Jahren geschehen ist, seit ich träumte, daß der Herr Jesus ihn zu einem ewigen Leben verdammte."

So dachte Wodan und machte sich auf, um den ewigen Juden zu suchen, vielleicht, daß er ihn in irgend einem Jahrhundert finden würde. Nun überlegt einmal, Ihr Kinder, wie dumm dieser Wodan war, trotzdem, daß er ein Gott war. Er hatte ganz vergessen, daß er von dem ewigen Juden nur geträumt hatte und daß das einer von den Träumen war, die nicht in Erfüllung gegangen waren, denn daß der ewige Jude je gelebt habe, ist ja nur ein Märchen, das nicht wahr ist. Wodan hatte, weil er Alles träumte, auch dieses Märchen geträumt, hatte aber, wie gesagt, vergessen, daß es ein Märchen war und daß er daher einen ewigen Juden nie finden würde. Es war sehr dumm von ihm, daß er etwas aufsuchen wollte, was nur in seiner Phantasie und nicht in der großen chaotischen Masse, die, wie Ihr wisst, sehr schmutzig ist, erstarrt war.

Wodan war in das sechste Jahrhundert gegangen und hatte vielerlei Merkwürdiges gesehen, wie jeden Augenblick ein Reich entstand und das andere unterging. Da war ein gewisser Chlodwig, der ein Frankenreich gründete, da wurde ein Vandalenreich zerstört, das erst ganz vor Kurzem entstanden war, und es war dem Gott Wodan, wenn er so wanderte, als hätte er in ein Kaleidoskop gesehen, das man drehte, wobei die Perlen immer ein anderes Bild gaben. Die einzelnen Perlen aber waren die Völker, die fortwährend neue Reiche bildeten und dann wieder auseinander fielen. Wodan sah unterdessen, wie die Gegenden, durch die er kam, nicht mehr Holzhütten und Lager, Zelte und Barackengebäude hatten, sondern hie und da steinerne Burgen und um die Burgen steinerne Häuser, die von einer Mauer eingefasst waren. Er sah andere Häuser mit schönen Gärten, in denen Männer wohnten, die lange Kutten trugen und auf dem Kopfe keine Haare hatten. Als er weiter kam, sah er, wie auch hie und da Kirchthürme in der Gegend waren. Immer aber waren diese Dinge verändert, je weiter er kam, und hatten bald diese, bald jene Gestalt. Sehr merkwürdig aber war ihm, daß die Thiere überall sich gleich blieben. Ebenso die Bäume, die Berge, die Ströme, die Felsen, der Mond, die Sterne und vor Allem auch die Sonne. Es gab ihm, da er so viel Unglück auf seiner Reise erlebte, einen großen Trost, daß eine Eiche im ersten Jahrhundert gerade so aussah, wie eine im siebenten Jahrhundert; daß die Sonne gerade so auf allen seinen Wegen schien, wie sie ihm die meiste Zeit während seines Traumes erschienen war. Denn, daß es einst eine Zeit gegeben hatte, wo die Sonne ein großer Dunstball war und noch auf keine Erde scheinen konnte, das war ihm nur noch ein ferner, fast ganz vergessener Traum, den er sich gar nicht einmal deutlich vorstellen konnte. Jetzt aber schien die Sonne und blieb immer so, wie sie am Anfang aussah, da er erwachte.

So kam er in's siebente und achte Jahrhundert, das er schnell durchwanderte, da es immer nur neue Könige und Völkerschaaren, viel Schlechtigkeit und Mord enthielt. In diesen Jahrhunderten aßen die Menschen und tranken; oft sah man eine wilde Horde auf die Jagd gehen, und wenn sie nicht jagten, führten sie einen Krieg, was immer dasselbe war. Die Menschen aber, welche keine Haare auf dem Kopfe hatten, zogen in langen Schaaren umher und beteten und sangen. Einige machten auch lateinische Verse und lasen in gelehrten Büchern. Als Wodan auf diese Weise in's achte Jahrhundert gerathen war, lief ihm ein Mann über den Weg, der sehr kurz war und Wodan rief ihn an: „Guten Tag, Pipin der Kurze, wie geht's?" „Mittelmäßig," antwortete der. „Die Leute schimpfen mich immer noch Hausmeier, trotzdem mein Ahne das Reich neu erschaffen hat. Er wurde seiner Zeit Dux et Princeps omnium Francorum. Was aber ist der Lohn? Undank für unsere Dienste!" „Ja, ja," sagte Wodan, „es wird noch Vielen so gehen. Von Euch denkt eben Jeder, er habe das Reich gegründet, er sei der Schöpfer des neuen Reichs. Ihr lernt eben nichts aus der Geschichte. Karl der Große, der nach Dir kommt, wird sich auch für den Gründer des Reichs halten; dann wird Heinrich der Erste dasselbe thun und sich für den Einiger Deutschlands halten. Dann kommen die Ottonen, die Hohenstaufen, dann Rudolf von Habsburg und so fort und Jeder will das Reich gegründet haben. Später aber wird man die Verfassung umstoßen, die Kaiser, welche vom Volk gewählt werden, werden erblich und absolutistisch und daran werdet nur Ihr Hausmeier Schuld sein. Adieu, Pipin der Kurze!"

Wodan ging weiter und erblickte endlich Karl den Großen, den er in verschiedenen Jahren immer wieder über seinen Weg laufen sah, denn bald zog er nach Spanien, bald nach Italien, bald schlug er sich mit den Baiern, bald mit den Sachsen herum; bald lief er nach Frankreich, oder stand gegen die Böhmen. Dabei wurde Karl immer älter und sein Bart, der um 768 noch sehr kurz war, war um 806 herum, als Wodan ihn wieder traf, entsetzlich lang geworden. Wodan gab sich aber nicht mehr zu erkennen, da er schon bei Attila, weil er sich für Gott hielt, keinen Glauben gefunden hatte. Karl der Große aber hätte ihn sicher köpfen lassen, wenn er geahnt hätte, daß er Wodan sei, denn er ließ Alles taufen. Nun hatte Wodan große Sehnsucht nach dem ewigen Juden, und da Karl der Große in der Welt weit herum gekommen war, beschloß er, als er im Jahre 814 Karl von Neuem in Aachen auf der Straße traf, den Kaiser zu fragen, ob er nicht irgendwo den Ahasverus getroffen hätte. Er trat Karl in den Weg und sagte:

„Allmächtiger Kaiser und Augustus, entschuldigen Sie, wenn ein armer Reisender aus dem neunzehnten Jahrhundert die unterthänigste Frage wagt, ob Eure Majestät auf Ihren weiten Reisen nicht irgendwo den ewigen Juden gesehen haben. Ich suche den Mann schon seit langer Zeit, kann ihn aber nicht finden, obwohl ich bereits mehrere Jahrhunderte durchwandert!"

Karl war verwundert über den Sonderling mit den beiden Raben. Er sah den Gott Wodan von oben bis unten an und, nachdem er alle seine Worte überlegt hatte, sagte er:

„Entweder Du bist verrückt, Bettler, oder Du bist der ewige Jude selbst, da Du sagst, Du habest die Jahrhunderte durchwandert. Folge mir!" Wodan musste dem Kaiser in die Burg folgen. Im Palas, einem großen Gemach, wo Waffen hingen und lange Tische standen, ein steinerner Heerd sich befand und ein Rauchfang darüber — in unsrer Zeit würde man es die „gute Stube" nennen, ihr Kinder — wurde eine Rathsversammlung schleunig zusammengerufen. Männer, die keine Haare auf dem Kopfe hatten und andere Rathgeber erschienen.

Karl hielt ihnen eine Ansprache nnd sagte, er glaube, er habe den ewigen Juden Ahasverus gefunden und stellte ihnen Wodan vor. Der Mann behaupte, viele Jahrhunderte durchwandert zu haben und wenn es wahr sei, so könne er nur Ahasverus sein. Er frage aber vorher, ob die Erzählung vom ewigen Juden wirklich geschehen sei. Die Männer, welche keine Haare auf dem Kopfe hatten, behaupteten einstimmig, die Geschichte sei wahr, weil sie es für gut hielten, daß die Menschen abergläubisch seien. Man stellte mit Wodan ein Kreuzverhör an und da er zwar leugnete, daß er Ahasverus sei, aber von Attila, von Pipin, von Hermann dem Cherusker erzählte, so war man bald überzeugt, er sei der ewige Jude. Karl sagte:

„Gott hat mir viel Gnade erwiesen, daß er mir Sieg gab, daß ich die Völker Alle, die ich unterjocht, zum christlichen Glauben bekehren konnte. Selbst Wittekind hat dem Teufel entsagt und nachdem ich viertausend Sachsen, die noch an Wodan glaubten, geköpft, habe ich auch viele Sachsen bekehrt. Das Größte aber hat mir Gott im Alter geschenkt, daß ich den ewigen Juden gefangen nahm, damit ich ihn taufe. Tauft ihn sofort!"

Die Männer, welche keine Haare auf dem Kopfe hatten, nahmen Wodan und drückten ihn zur Erde, daß er knieen musste. Er versicherte wiederholt, er sei kein ewiger Jude, fürchtete sich aber, seinen wahren Namen zu nennen, da Karl, wenn er gewusst hätte, er sei Wodan, ihn sofort hätte köpfen lassen, um den Menschen zu verkünden Wodan sei todt, weßhalb Niemand mehr an ihn glauben könne. Wodan hatte große Furcht vor der Taufe, ergab sich aber endlich in sein Schicksal und dachte: Sie mögen immerhin taufen. Da sie den ewigen Juden taufen, taufen sie ja mich nicht. Ich will ein Heide bleiben!! Man frug ihn nun: Forsachistu diabolae? und er musste sagen: Ec forsacho diabolae (d. h. ich entsage dem Teufel). Als er aber das Ende des Taufspruchs sagen sollte: End ec forsacho allom diabole wercun end wordum, thuna ere nde Woden end Saxnote (und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, die den Wodan und Saxenobhin ehren) da stockte der Gott, denn sich selbst zu entsagen ging ihm über die Begriffe. Er sagte: „Meine Herren, diesen Eid muß ich verweigern."

„Wir werden Dich zwingen, Ahasver!" versetzte Karl.

„Das wollen wir sehen! erwiderte Wodan. Ich werde blitzen und donnern; ich werde Dich, den Todfeind meines Volkes in Grund und Boden schlagen! Ich verweigere den Eid. Bradlaugh hat es auch gethan, ebenso mehrere Schulmeister in Deutschland, auch verschiedene Rekruten, die Socialisten waren!"

„Prügelt ihn durch!" sagte Karl. Man prügelte ihn durch, er aber blieb

standhaft. Endlich hatte einer von den Männern, die keine Haare auf dem Kopfe hatten, ein Einsehen. Allen lag daran den Triumph zu haben, sie hätten den ewigen Juden bekehrt. Da er aber standhaft den Eid verweigerte, musste man einen Mittelweg einschlagen. Einer sagte: „Großmächtiger Karl, es ist eigentlich überflüssig ihn dem Wodan entsagen zu lassen. Da er ein Jude ist, hat er ja so wie so nie an Wodan geglaubt. Ich denke, wir können diese Formel weglassen." Dieser Grund leuchtete Allen ein; die Formel wurde weggelassen und Wodan wurde in dem Glauben, er sei der ewige Jude, getauft. Als Karl der Große das Wasser über sein Haupt fließen sah, setzte er sich auf seinen Thron, nahm Scepter und Reichsapfel in die Hand, setzte seine Krone auf und sagte: „Nun kann ich in Frieden sterben, da auch Ahasver bekehrt ist." Er machte darauf die Augen zu und starb und blieb todt auf dem Thron sitzen. Wodan aber sagte:

„Das ist das Loos der großen Männer! Er glaubt den Ahasver bekehrt zu haben und Wodan hielt er für besiegt. Und doch lebt Wodan unbesiegt und ungetauft weiter und Ahasver ist nicht getauft. Was ist alle Herrlichkeit und Macht dieser Erde!" Zu den Männern, die keine Haare auf dem Kopfe hatten, aber sagte er:

„Wisst Ihr, wer ich bin? Nicht Ahasver, sondern Wodan selbst, der Gott im Sturme, Allvater, der alle Weisheit dieser Welt gedacht, der Runen ritzen und rathen kann, der da wandert in alle Ewigkeit bis zur großen Götterdämmerung!"

Er hatte sich wegen seiner tiefsinnigen Gedanken dermaßen als Gott gefühlt, daß er beschloß, im Sturme von dannen zu fahren. Er glaubte, es werde sein Ansehen erneuern, wenn er beim Tode Karls des Großen beweise, daß er Gott sei. Er warf seinen Mantel stürmisch um die Schulter, schwang seinen Stab, ließ seine Raben furchtbar flattern, indem er sie freiließ. Sie flogen sofort zum Fensterloch hinaus, Wodan sprang ihnen nach, stand im Fenster, rief den Mönchen zu: Gedenket an Wodan! und warf sich schräg in den Himmel und die Luft hinein, um im Sturme von dannen zu fahren. Weil er aber wach war und nicht allmächtig mehr, fiel er in den Hof hinunter auf einen Misthaufen und er konnte noch von Glück sagen, daß er nicht Arme und Beine brach. Seine Raben aber flogen am Himmel weiter sammt dem Bindfaden. Da sah er wohl, daß es mit seinem Ansehen auf ewig vorbei sei, und daß Niemand mehr an ihn glauben würde. Er ließ die Leute Karl den Großen begraben ohne sich darnach umzusehen und machte, daß er aus Aachen wegkam. Hinkend und mit beschmutztem Mantel ging er weiter und sah nun erst recht aus wie ein armer, alter Bettelmann.

Da er auch bei Karl dem Großen so schlimme Erfahrungen gemacht hatte, beschloß er von nun an alle Potentaten für immer zu vermeiden und Menschen und Länder zu besuchen, die nicht nur Krieg, Schlachten und Ähnliches kennen gelernt. Er ließ daher Ludwig den Frommen und Karl den Dicken vorüberziehen ohne mit ihnen ein Wort zu reden; er kümmerte sich auch nicht mehr um die Streitigkeiten der Männer, welche keine Haare auf dem Kopfe hatten, sondern ging unter das Volk, das er freilich noch sehr dumm fand. Es interessirte ihn sehr Weniges mehr, er war traurig, daß er nicht mehr im Sturme fliegen konnte und

auf einen Misthaufen gefallen war. Weil seine beiden Raben weg waren, hielt ihn vollends niemand mehr für Wodan. Er musste sich von Haus zu Haus, von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhunder weiter betteln, als ein armer Mann, der nur ein Auge hatte. Wenn er einmal seinen Namen hörte, sprach man ihn nur mit Abscheu aus, als wäre er der Teufel, während er doch nur ein armer Reisender war. So war er trübsinnig durch viele, langweilige Länder gekommen, wo Kirchen im romanischen und byzantinischen Stil gebaut standen, als er auf einmal in ein Land kam, wo unter allen Menschen eine entsetzliche Angst herrschte. Die Leute liefen hin und her, Einige beteten, Andere aßen und tranken Alles auf, was sie besaßen, wieder Andere gingen in Klöster und als Wodan einen Mann frug, was das bedeuten sollte, antwortete dieser: „Weißt Du nicht, daß heute die Welt untergeht? daß das jüngste Gericht da ist und wir Alle sterben müssen? hast Du keine Ahnung, daß prophezeit ward, heute gehe die Welt unter?"

Wodan war überaus verwundert und frug: „bin ich denn schon im Jahre 1880? Mein Gott, was die Zeit vergeht!"

Der Mann sah ihn an, als ob er nicht ganz recht bei Sinnen sei und sagte: „Wir zählen anno tausend nach Christus. Weisst Du nicht, daß da die Welt untergeht?"

(Fortsetzung folgt).

Die Alpenvereine Europa's, ein Rückblick auf ihr Entstehen und ihr Wirken.

Von

Prof. Dr. J. Partsch.

Neben der treuen Heimatsliebe, die Jeden an den Boden fesselt, in welchem seine Existenz wurzelt, wohnt in den meisten Seelen als feindlicher Bruder der Trieb, nicht immer unter dem Eindruck derselben Bilder zu stehen, sondern den unter der Last der Gewohnheit ermattenden Sinn zu erfrischen mit dem Athmen einer anderen Luft, die Umrisse und Farben einer anderen Umgebung dem Auge zum Zielpunkt, ein anderes Feld physischer Erscheinungen dem Geist zum Tummelplatz zu geben. Jeder Sommer setzt die gebildete Welt unseres Continents zu einer wahren Völkerwanderung in Bewegung. Zwei Hauptrichtungen kann man in ihren unruhigen Strömungen unterscheiden, eine centrifugale, welche viele Tausende nach dem äußersten Rande des Festlands, nach den Ufern des Weltmeers aus einander treibt, und eine centripetale, welche Söhne aller Kulturländer um den Kern unseres Erdtheils versammelt, im Herzen der Alpenwelt.

An den eisgepanzerten Flanken der Gipfel, welche den größten Theil des Jahres in unnahbarer Majestät, nur von Wolken und Adlern umflattert, zum Aether hinaufstarren, klimmen rüstige Steiger empor, um die ganze Herrlichkeit eines weiten vielgestaltigen Hochgebirgs in einem einzigen Bilde zu erfassen. Die Pässe, auf denen im Schnee des Winters der schwache Verkehr von Thal zu Thal

nur dann und wann eine leise, schnell wieder verwehte Furche zieht, werden zu belebten Verbindungswegen zwischen den verschiedenen großen Excursionsrevieren. Die entlegensten Thäler, in denen sonst nur eine dünngesäte Bevölkerung mit den Elementen um ihre Existenz ringt, füllen sich mit Fremdlingen, die, wenn Natur oder Alter ihnen die Kraft zum Aufschwung in die Hochregionen versagt wenigstens an der von den Bergen niederwehenden Luft, an den zu Thal rauschenden Wasserfällen, an den grünen Seeen sich erfreuen, in deren Spiegel die Bergriesen ihre Felsenhäupter beschauen, bis sie im rosigen Licht der sinkenden Sonne verglühen.

Wer einmal in den Zauberkreis alpiner Reize getreten ist, bleibt an ihn für immer mit einem Stück seines Herzens gekettet. Die Erinnerungen, die aus der Bergwelt ihn heimwärts begleiten, sind kein vergängliches Gut, sie sind ein bleibender Schatz, um Goethe's treffendes Wort zu brauchen, „ein Vorrath von Gewürz womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.“ Die lebendige Empfindung für diesen dauernden Werth alpiner Erinnerungen ist es, die heut in allen Centren der Intelligenz die Alpenfreunde, wie zu einem Born frischer Lebensfreude, zusammenführt zu gemeinsamer Pflege der Eindrücke, die sie aus dem Hochgebirg heimgebracht, und zu gemeinsamer Vorbereitung künftiger Bergfahrten durch thatkräftiges Wirken für die Erschließung der Alpen und für die Vertiefung ihrer Kenntniß.

Dieser nachhaltige Enthusiasmus für die Alpenwelt ist die alle civilisirten Länder mit mehr oder minder Kraft durchwehende Lebensluft, in welcher die vielverzweigten Bäume der Alpenvereine gedeihen. Wenn trotz dieser Gemeinsamkeit der durch den Geist unserer Zeit gebotenen Atmosphäre die Entwickelung dieser Alpenvereine nicht nur quantitativ, an Kraft und Gesundheit, sondern auch der Art nach wesentliche Verschiedenheiten aufweist, so liegt der Grund dafür in der Ungleichheit des nationalen Bodens, in dem sie wurzeln, und in der Verschiedenheit der Keime, welche ihre Schöpfer in diesen Boden gesenkt haben.

Der Gedanke an die Gründung von Vereinigungen der Alpenfreunde ist fast so alt wie die Freude am Hochgebirg. Fürchten Sie nicht, meine Leser, daß ich die Geschichte des Gebirgsenthusiasmus zurückverfolgen will bis auf dessen früheste dunkle Spuren, etwa bis auf Noah und den Ararat. Ich greife nur zurück in das Ende des letzten Jahrhunderts, wo bald nach dem Erwachen des allgemeinen Interesses an der Alpenwelt aus Saussure's Munde zuerst der Vorschlag laut wurde zur Erschließung und Erforschung der Alpen durch die planmäßig geeinte Kraft vieler Gleichgesinnten. Die Verwirklichung dieses Gedankens wäre damals nur in dem engsten Kreise der Alpenbewohner selbst möglich gewesen. Von den ferner Wohnenden war es nur sehr wenigen beschieden aus dem Stadium einer entfernten platonischen Liebe zum Hochgebirg zu dem vollen unmittelbaren Genuß seiner Schönheit vorzudringen. Eine Reise nach der Schweiz oder nach Tirol war damals ein sehr langwieriges und kostspieliges, ja nicht ganz gefahrloses Unternehmen, auf das man sich durch jahrlange Ueberlegung und Erkundigung

vorbereitete und zu dem man schwerlich aufbrach, ohne vorher mit einem Testament für die Ordnung seiner irdischen Angelegenheiten gesorgt zu haben. Erst als die großartige Entwicklung der Verkehrsmittel den Entfernungen ihre trennende Kraft benahm, als bald nach der Mitte unseres Jahrhunderts die ersten Schienenwege den Rand der Alpen erreichten, war dies Hochgebirg allen europäischen Nationen nahe genug gerückt, um dem vielfach längst lebendigen Sinn für das Bergwandern nun auch die praktische Bethätigung zu ermöglichen.

Kaum war diese unerläßlichste Vorbedingung für einen stärkeren Besuch der Alpen gegeben, als die erste alpine Genossenschaft sich bildete — und zwar in einem Lande, das selbst mit den Alpen gar keine Berührung und an ihrer Erforschung kein unmittelbares Interesse hat. Am 22. December 1857 traten in London 32 gewaltige Steiger unter Führung William Kennedy's zusammen zur Gründung des Alpine Club. Ein berühmter englischer Clubist unserer Generation hat sehr richtig bemerkt, daß diese ersten 32 von der großen Bedeutung des Beispiels, das sie gaben, und von der Zukunft, die dem alpinen Genossenschaftswesen blühte, ebensowenig eine Ahnung hatten wie die Fischchen eines Aquariums von dem, was außer den Wänden ihres Glasbeckens in der Welt vorgeht. Daß es ihrem Vereine an Zudrang Gleichstrebender nicht fehlen werde, konnten die Gründer des Alpine Club sich sagen in einem Lande, dessen gebildete Bevölkerung von Jugend auf die Entwicklung der körperlichen Kraft und Gewandtheit hinter der intellektuellen Ausbildung nicht zurückstehen läßt, und mit Freuden jeder neu sich eröffnenden Arena zur Uebung physischer Tüchtigkeit zuströmt. Auch die Gewöhnung des englischen Volks, nicht nur die verschiedensten Ziele ernsten politischen und privaten Strebens, sondern auch nationale Liebhabereien, das Jagen, Reiten, Rudern, Fechten zum Gegenstand besonderer Associationen zu machen, musste dem Aufschwung des Londoner Alpenclubs eine günstige Prognose stellen. Aber diese Perspektive auf den allgemeinen Anklang ihrer Idee war für die Gentlemen, die zur Gründung des Alpine Club zusammentraten, nur ein Grund mehr, ihren von Kennedy vorsichtig erlesenen Kreis möglichst fest nach Außen abzuschließen. Jeder fernerhin Aufnahme begehrende Candidat hatte sich erst einer Prüfung seiner Qualifikation durch den Vorstand zu unterwerfen. Vermochte er darzuthun, daß ihm eine Reihe ausnehmend schwieriger Hochtouren gelungen sei, dann entschied eine Ballotage über seine Aufnahme. Zwei schwarze Kugeln genügten ihn für immer abzuweisen, eine ihn vorläufig fernzuhalten, bis er den Zeitpunkt für eine neue Bewerbung für gekommen erachtete. So ward der aristokratische Charakter des Clubs, für welchen die Eintrittsgebühr von 1 Guinee und ein gleich hoher Jahresbeitrag keine ausreichende Garantie boten, vollkommen gesichert. Diese Maßregeln haben im selben Grade, in welchem sie die Ausbreitung des Vereines behinderten, das Niveau der gesellschaftlichen Stellung, der geistigen Potenz und namentlich das Niveau der touristischen Leistungsfähigkeit der Mitglieder in erstaunlicher Höhe erhalten. Unter seinen Genossen, deren Zahl 450 wohl noch jetzt nicht übersteigt, zählt der englische Alpenclub eine lange Reihe jener verwegenen Sportsmen, die in der ersten Ersteigung hoher und schwer zugänglicher Gipfel

beinahe ihre Lebensaufgabe zu finden scheinen. Selten hat eine Gesellschaft ihre Devise so glänzend zur Wahrheit gemacht wie diese englische ihren stolzen Wahlspruch: „Where is the will, there is the way.“ Jetzt wo das Material für ganz absonderliche unerhörte Bergfahrten in den Alpen allmälig knapper wird und selbst das Uebertrumpfen der Vorgänger durch Ersteigungen ohne Führer sich erschöpft, beginnen diese unermüdlichen Enthusiasten mit ihren Alpenstöcken und Gletscherseilen nach anderen Welttheilen zu pilgern, um auf Islands Schneewüsten, auf Grönlands Riesengletschern, auf den Zinnen des Kaukasus und an den Bergkolossen der Anden ihre Wanderlust zu kühlen. Seit Whymper's Touren in Ecuador, neben denen die meisten Europäischen Steigereien wie ein kindliches ABC der Touristik erscheinen, ist der hochfliegende Sinn der englischen Clubisten vorzugsweise dem Streben zugewendet, die Lebensfähigkeit und Leistungsfähigkeit des Menschen in den höchsten Regionen, zu denen die Erdoberfläche sich aufwölbt, nachzuweisen und den heut noch für unerreichbar geltenden Hochgipfeln des Himalaya triumphirend den Fuß auf den Scheitel zu setzen.

In dem Ringen um die Lösung der stärksten Probleme wird natürlich die Technik des Touristenthums zur höchsten Virtuosität entwickelt. In der zweckmäßigen Ausrüstung des Bergwanderers, in der Wahl der Gletscherseile, die Festigkeit und Leichtigkeit vereinen, in der Construktion der Eispickel, der Anordnung von Beschuhung und Bekleidung haben die Engländer ihren eminent praktischen Sinn so bewährt, daß wir wohl jetzt schon das denkbar vortheilhafteste touristische Rüstzeug für Alpenfahrten besitzen.

Diese Leistungen des englischen Alpenclubs waren Früchte eines gesunden energischen Egoismus. Wie die Clubgenossen daheim bemüht waren, für ihre winterlichen Zusammenkünfte ein behagliches Plätzchen, einen eigenen mit alpinen Zierden geschmückten Heerd sich herzurichten, so wetteiferten sie in dem Gedanken, sich auch das Reisen und Steigen so bequem und angenehm, so gefahrlos und erfolgreich, wie möglich, zu gestalten. Es war nicht ihr Verdienst, wenn auch Andere von ihrem vortrefflichen Beispiel Nutzen zogen.

Aber der englische Alpenclub blieb nicht lange in diese Beschränkung seiner Ziele gebannt. Schon sein erster Präsident, John Ball, wusste die unschätzbaren physischen und intellektuellen Kräfte, die diese Genossenschaft umschloß, in Bahnen zu lenken, in denen sie der Gesammtheit der Alpenfreunde durch Erweiterung und Vertiefung der Alpenkunde unvergeßliche Dienste leisteten. Er gab die Anregung zur Gründung periodischer Publikationen, deren erste Bände 1859 und 1862 unter dem Titel „Peaks, passes and glaciers“ erschienen, während der dritte 1863 bereits die seither ununterbrochene Serie des „Alpine Journal“ eröffnete. Wenn diese geschmackvoll ausgestatteten und gediegenen Publikationen den universellen, kosmopolitischen Charakter der Thätigkeit des Alpine Club verkörpern und für die Gebirge aller Welttheile werthvolle Aufklärungen bringen, hat Ball selbst in seinem dreibändigen „Alpine Guide“ mit Hülfe der reichen Informationen, die er im Kreise seiner Vereinsgenossen sammeln konnte, das werthvollste periegetische Werk geschaffen, das wir für die Gesammtheit der Alpenländer besitzen. Nament-

lich der Band über die West-Alpen, zusammen mit dem zugehörigen Blatt von Nichols' Alpine Club Map of Switzerland with parts of the Neighbouring Countries (1 : 250 000), zeigt, wie vielfach die englischen Alpenclubisten die ersten Grundzüge einer korrekten geographischen Anschauung selbst zu schaffen hatten. Von den 7 höchsten Gipfeln der Graischen Alpen hatte die alte piemontesische Aufnahme nur einen, die Levanna, richtig eingezeichnet. Die übrigen (selbst den Grand Paradis 4178 m) hatte man ignorirt und statt ihrer einen gar nicht existirenden Gipfel, den Mont Iséran, als dominirende Culmination der Westalpen auf den Thron erhoben. Vor den Augen der englischen Clubisten ist dies geographische Phantom, das wunderlicher Weise noch heut in den deutschen Lehrbüchern spukt, schon vor zwanzig Jahren in Nichts zerstoben und mit ihm manch anderer grober Irrthum. So hat die Rührigkeit der englischen Clubisten der Alpenkunde unvergängliche Früchte eingetragen.

Zu dem würdevoll reservirten, selbstgenügsamen Wesen des englischen Alpenclub bildet in vielen Punkten einen frappanten Contrast der erste der Alpenvereine, welche auf dem Boden romanischer Völker erwuchsen, der 1863 zu Turin begründete Club Alpino Italiano. Seine Entstehung entsprang unmittelbar der nationalen Bewegung, die damals gerade in Italiens politischer Einigung ihren Abschluß gefunden hatte. Von dem kräftigen Alpenvolke der Piemontesen und dem Hause Savoyen war die Erlösung aus langer Zersplitterung und Knechtschaft ausgegangen. Nach den Alpen richtete sich auch und richtet sich noch heut der begehrliche Blick der jungen Nationalität, wenn sie der einzigen noch möglichen Erweiterung ihrer Grenzen gedenkt. Die ganze sogenannte „Italia irredenta", der noch unter fremdem Scepter stehenden Theil der Nation, wohnt in den Alpenthälern.[1]) So besitzt das italienische Volk in der Dankbarkeit für die That der nationalen Einigung wie in dem Streben nach künftigem Wachsthum gleich mächtige Antriebe für ein Interesse an der Alpenwelt. Daß sich dieses Interesse sofort in der Gründung eines italienischen Alpenclubs bethätigte, war in erster Linie Männern zu danken, die so klar wie Quintino Sella, wie Bartholomeo Gastaldi im Bergwandern ein Mittel für die sittliche Erziehung der Jugend, in der frischen Luft des Hochgebirgs das kräftigste Stahlbad gegen geistige und physische Entnervung sahen. In dem patriotischen Bewußtsein, in der Alpentouristik einen wirksamen Hebel für das Emporbringen, das beste Taufwasser für die Wiedergeburt ihrer politisch freigewordenen Nation gefunden zu haben, sind die edelsten Männer Italiens wetteifernd bestrebt, das Interesse für die Alpen in ihrem Volke zu wecken und rege zu erhalten. Zur kräftigsten Unterstützung hierin gereicht ihnen die lebendige Theilnahme ihres Herrscherhauses. Victor Emanuel, „il re cacciatore ed alpinista", selbst ein unverwüstlicher Alpenjäger, übernahm das Protektorat über den Club Alpino Italiano und sein Beispiel ist auch für seinen Nachfolger, König Humbert, entscheidend gewesen. Dies offene Eintreten der

[1]) Im italienischen Süd-Tyrol besteht eine ‚Società degli Alpinisti Tridentini', deren Mitglieder (340) mit dem Club Alpino Italiano innigere Beziehungen unterhalten als mit den Alpenvereinen Oesterreichs.

Krone für die Förderung des italienischen Alpenclubs hat diesem aus den vornehmsten Familien des Landes werthvolle Mitglieder zugeführt. Das ist von besonderer Wichtigkeit, weil gerade in Italien die breiteren Schichten der gebildeten Bevölkerung schwer zu thätiger Betheiligung an alpiner Wirksamkeit heranzuziehen sind. Man kann allerdings den Leitern des Clubs die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit scharfsichtiger Beurtheilung des Volkscharakters die rechten Mittel wählen, ihrem Verein immer neuen Zuwachs zu sichern. Fällt den Leitern des Clubs irgend ein Bezirk in die Augen, in welchem für den Alpenverein noch gar kein oder kein ausreichend wirksamer Centralpunkt der Propaganda besteht, so beschließen sie, um in den Bewohnern Lust und Liebe zur Theilnahme an der Institution zu wecken, dort ihre große Jahresversammlung abzuhalten mit all dem äußeren Glanz und der geräuschvollen Feierlichkeit, welche der Italiener liebt. Die Regierungsbehörden, die Spitzen der Communalverwaltung und bisweilen selbst der Clerus bereiten den Ankömmlingen einen festlichen Empfang. Böllerschüsse und Brillantfeuerwerk, Flaggenschmuck und Festgeläute, rauschende Musik und donnernde Reden, denen der unverkürzte Abdruck in den Vereinspublikationen die Unsterblichkeit sichert, gehören zur gewöhnlichen Ornamentik derartiger Feste. Der nie ausbleibende Erfolg ist die noch im frischen Begeisterungsrausche vollzogene Gründung einer neuen Section oder die Kräftigung einer bisher auf schwachen Füßen stehenden. Mit dieser Taktik hat der Club Alpino Italiano fortdauernd Terrain gewonnen. Er zählt jetzt in 33 Sektionen 3600 Mitglieder.

In der Thätigkeit des italienischen Alpenclubs macht sich der Einfluß der hervorragenden Gelehrten und Staatsmänner, welche seine geistigen Führer sind, sehr durchgreifend geltend. Während die praktische Wirksamkeit für Hütten- und Wegebau beinahe ausschließlich den einzelnen Sektionen anheim gegeben wird, verlegt der Gesammtverein den Schwerpunkt seiner Kraft in die Vertiefung und Verbreitung der Kenntniß der Alpen. In der Gründung zahlreicher meteorologischer Beobachtungsstationen in den Alpen und Apenninen, in dem Ausschreiben von Prämien für monographische Darstellung einzelner Gebirgsgruppen, namentlich aber in der Herausgabe eines Bulletins, das Beiträge der bedeutendsten italienischen Geologen und Alpenforscher empfängt, bekundet sich das ernste planvolle Streben des italienischen Alpenclubs für den Fortschritt der Alpenkunde.

So bezeichnet das Erwachen alpiner Thätigkeit einen Zug in einer allgemeinen geistigen und moralischen Erhebung des modernen Italiens, werth der Theilnahme und der Achtung anderer Nationen. Ob aber die Energie der leitenden geistig hervorragenden Männer im Stande sein wird, die rasch, wie in Strohfeuer, begeistert auffllammende, bald wieder schlaff zurücksinkende Natur der Bevölkerung dauernd in Thätigkeit zu erhalten für alpine Bestrebungen, das muß erst die Zukunft lehren. Es fehlt nicht an Anzeichen, die einen leisen Zweifel rechtfertigen. Den romanischen Völkern ist einmal der kräftige selbst sich rührende Sinn für die Natur, speziell für die Alpennatur, nicht in gleichem Grade eigen wie den Germanen.

Dafür liefert auch die Thatsache einen Beleg, daß ganz zuletzt unter allen Nationen, in denen ein alpines Interesse sich geregt hat, die Franzosen 1874 mit der Gründung eines Club Alpin Français auf dem von den anderen civilisirten Nationen längst in Angriff genommenen Arbeitsfelde erschienen, wiewohl sie, um von den Pyrenäen ganz abzusehen, in Nizza, dem Dauphiné und Savoyen einen der großartigsten und bis in die jüngste Zeit am wenigsten bekannten Theile der Alpenwelt besitzen. Auch für die Gründung des Club Alpin Français oder wenigstens für die Formulirung seiner Tendenzen und die Gestaltung einer Wirksamkeit ist ein großer nationaler zeitgeschichtlicher Hintergrund mit Sicherheit zu erkennen. Der große Krieg der Jahre 1870/71 hatte den Franzosen nicht nur die Erkenntniß gebracht, daß ihre militärische Organisation hinter der Deutschlands zurückgeblieben sei, sondern der dauernde Anblick der deutschen Armee im eigenen Lande hatte ihnen unwiderstehlich die Empfindung aufgedrängt, daß die höheren und mittleren Schichten des deutschen Volkes ihnen an physischer und moralischer Tüchtigkeit überlegen seien. Sie erkannten einen der Hauptgründe dafür in den ernsten Mängeln ihres Erziehungssystems und suchten nun namentlich der Pflege der körperlichen Entwickelung in höherem Grade ihr Recht werden zu lassen. Der dabei waltende Gedanke, die heranreifende Generation zu stählen für den Tag der Vergeltung, für die Abrechnung mit den Siegern hat auch unter den Motiven für die Gründung eines Club Alpin Français eine Rolle gespielt und diesem Club eine durchaus eigenthümliche Färbung gegeben. Militärische Elemente, vom Kriegsminister durch eine stattliche Reihe von Generälen herab bis zu einem Schwarm niederer Offiziere, nehmen an der Zusammensetzung des Club Alpin Français einen Antheil wie in keinem anderen Alpenvereine Europa's. Die erste Aktion, durch die der französische Alpenclub, kaum ins Leben getreten, die Richtung seiner Bestrebungen dokumentirte, war die Betheiligung an einem Preisausschreiben für die beste Militärgeographie des Wirkungsbereichs der Festung Grenoble.

Seine Hauptaufgabe sah der Verein darin, die Jugend des ganzen Landes zur Theilnahme am Bergsteigen und am Fußwandern überhaupt heranzuziehen. Das war zunächst ein entscheidender Grund, die Vereinsthätigkeit nicht auf die Alpen zu beschränken, sondern sie auf ganz Frankreich auszudehnen, auf das ganze Gebiet, in welchem bei Gelegenheit des letzten Krieges die „Barbaren des Ostens" sich viel besser bewandert gezeigt hatten als die eigenen Landeskinder. „Der C. A. Fr. — so lautet der erste Statuten-Artikel — hat den Zweck, die genaue Kenntniß Frankreichs und der Nachbarländer zu fördern und zu verbreiten." Diese weite Ausdehnung des Vereinszweckes gibt dem „Annuaire", welches der Verein herausgibt, einen etwas bunten Anstrich. Der neueste mir zugängliche Band enthält außer zahlreichen Abhandlungen über die Alpen, Pyrenäen, das central-französische Bergland und die Vogesen auch Artikel über eine Reise in der Wallachischen Tiefebene, über die politische Symbolik der Blumen, über die Wahl und Behandlung der Brillen. Trotz dieses Mangels an Concentration der Vereinskraft auf ein engeres Arbeitsfeld hat der Club in einzelnen Punkten vortreffliche

wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, namentlich in den Hochpyrenäen, für deren Erforschung Schrader eine bewundernswerthe Thätigkeit entwickelt.

Zu den Männern der Wissenschaft gesellen sich allmälig auch etliche Bergsteiger ersten Ranges, die im Dauphiné und in Savoyen die Concurrenz mit den englischen „first climbers“ erfolgreich aufnehmen. Aber von dem gehofften rapiden Umsichgreifen der gesunden Epidemie der Bergsports ist in Frankreich noch wenig zu spüren. Der Gegenstand steter Sorge und — man darf wohl sagen — das Schmerzenskind des Club Alpin Français sind die Caravanes scolaires, die gemeinsamen Wanderungen, auf denen die französische Jugend Freude an körperlicher Uebung und höhere Rüstigkeit gewinnen sollte. Der Club hat die größten Anstrengungen gemacht, solchen Gesellschaftsreisen der Schüler höherer Lehranstalten weitgehende Erleichterungen zu bieten. Er hat die Eisenbahnen vermocht solche Caravanes scolaires für die Hälfte des normalen Fahrgeldes zu befördern. Dennoch wollen diese Unternehmungen nicht in Fluß kommen. Unter den Lehrern höherer Schulen findet sich höchst selten einer, der geneigt wäre, für die Führung solch einer Schülercaravane einen ansehnlichen Theil seiner Ferien zu opfern. Die Eltern der Knaben hegen Besorgnisse in Betreff der Gefahren, welche anstrengende Fußwanderungen und Bergsteigereien der Gesundheit der Kinder bringen könnten. Die Hauptopponenten sind aber die Schüler der colléges selbst; sie erklären: „Wir haben keine Lust die Ungebundenheit unserer Ferien zu opfern und uns auf ermüdenden Märschen bei schlechter Kost durch eine Serie böser Nachtquartiere hindurchzuschlagen.“ So kann das Annuaire des Club Alpin jährlich immer nur 10—12 derartige Schülerfahrten verzeichnen, von denen die meisten — bei Lichte besehen — nichts weiter sind als Schulspaziergänge, wie sie bei uns an allen Anstalten gewöhnlich sind. Größere Excursionen von mindestens 14tägiger Dauer kommen immer nur 3 oder 4 zu Stande. Der Club Alpin Français, welcher die Hauptursache des geringen Prosperirens dieser Schülerreisen von größerer Ausdehnung in ihrer Kostspieligkeit sucht, will nun einen Versuch machen mit Ferien-Colonien der Schüler, die von einer gut gewählten Sommerfrische aus ihre Wanderungen unternehmen sollen. Wir wollen dem Club Alpin zur Ausführung dieses Planes das beste Glück wünschen!

Mit dieser Wirksamkeit der Centralleitung des Vereins geht Hand in Hand die praktische Thätigkeit seiner Sectionen für Ordnung des vielfach erst neu geschaffenen Führerwesens, für Wege- und Hüttenbau.

Durch so vielseitige Regsamkeit und eine unbestreitbar geschickte Propaganda, welcher werthvolle den Mitgliedern erwirkte Vergünstigungen einen nicht zu unterschätzenden Nachdruck verleihen, hat der Club Alpin Français die Zahl seiner Vereinsgenossen schnell auf 3800 gesteigert.[1]) Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in den letzten Jahren gerade von ihm die Bemühungen ausgingen, alle Alpenvereine zu ersprießlicher Verständigung über ihre gemeinsamen Interessen

[1]) In Grenoble besteht seit 1875 eine besondere Société des Touristes du Dauphiné (600 Mitglieder), die ein eigenes anscheinend recht werthvolles Annuaire herausgibt.

und Aufgaben zu vereinigen. Wenn schon auf praktischem Gebiet bei der Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse das Wirken jedes Alpenvereins von besonderen Gesichtspunkten geleitet werden muß, ist doch in einer Hinsicht einheitliche Arbeit aller vom höchsten Werthe: im Dienste der Wissenschaft.

Die alpine Genossenschaft, der in der wissenschaftlichen Seite der Leistungen unbestritten die Palme unter allen gebührt, ist der 1863 begründete Schweizer Alpenclub. Er befand sich nach mehr als einer Richtung von vornherein in einer beneidenswerth glücklichen Lage. Auf der Grenze dreier Nationalitäten gelegen, umschlingt die Schweiz Theile aller drei mit dem Bande staatlicher Gemeinschaft. Ein Schweizer Alpenclub musste frei bleiben von nationalen Aspirationen, die, wenn sie Kraft zuführen, auch Kraft absorbiren. Seine ungetheilte Aufmerksamkeit konnte sich concentriren auf die Erforschung und Erschließung seiner Alpenwelt. Für beide Zwecke waren in hohem Grade förderlich die relativ enge Begrenzung des Arbeitsfeldes und die ausnahmsweis hohe Stufe, auf welcher der Alpenclub schon beim Beginn seiner Thätigkeit die ganze Cultur des Landes und alle Zweige der Alpenkunde fand. Die mäßige Ausdehnung der Schweiz und das vollkommene Netz ihrer Verkehrswege hat ihrem Alpenverein eine außerordentliche Intensität in der Durchforschung der einzelnen Theile ihrer Alpenwelt gestattet und namentlich eine für andere Alpenvereine unmögliche Institution ins Leben treten lassen: die jährlich erfolgende Proclamation eines bestimmten officiellen Excursionsgebietes, welchem sich die Arbeiten der Mitglieder und die Publikationen des Vereins dann vorzugsweise zuwenden. Wichtiger noch war es, daß der Verein für jede Seite seiner Thätigkeit schon eine vortreffliche Grundlage vorfand, auf der er fortbauen konnte. Der Alpenclub trat ein in den schon in vollem Zuge begriffenen Aufschwung, den alle mit der Alpenkunde in nächster Beziehung stehenden Wissenschaften in diesem Jahrhundert in der Schweiz genommen haben; seine Publicationen sind nicht der Boden gewesen, in welchem die Alpenforschung erst keimen und in Wetters Gunst und Ungunst aufwachsen musste; sie waren vom ersten Augenblick nur ein Spiegel, welcher die Strahlen längst entzündeter Leuchten der Wissenschaft auffing und nach Richtungen reflectirte, in die sie direkt nicht zu gelangen vermochten. Mit unübertrefflichem Takt ist in dem Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs die rechte Art populärer Darstellung getroffen, welche die Resultate der strengen Forschung weiteren Kreisen erschließt, ohne sie zu verwässern. Besonders augenfällig ist aber der Vorzug einer Arbeit auf herrlich vorbereiteter Grundlage in der kartographischen Thätigkeit des Schweizer Alpenclubs, die sich auf das innigste anschließt an die unübertrefflichen Leistungen des eidgenössischen Generalstabes, die glänzendsten Meisterstücke aller Terraindarstellung.

Auch der praktischen Wirksamkeit des Schweizer Alpenclubs hatte die spontane Entwicklung der Landeskultur und des Fremdenverkehrs in ungewöhnlich vollständiger Weise vorgearbeitet. Vor dem circulus vitiosus, in welchem Unkenntniß einer Gruppe, Führermangel, schlechte Wege und schlechte Unterkunft in gleichem Grade eine geringe Frequenz des Gebirges bedingen und von ihr bedingt werden, — vor diesem circulus vitiosus, den anderwärts die angestrengte Thätigkeit

der Alpenvereine erst lösen musste, hat der Schweizer Alpenclub, meines Wissens, nie gestanden. Die günstige Weltlage der Schweiz und die Großartigkeit ihrer Hochgebirge haben früh einen so starken Touristenconflux auf sie concentrirt, daß der industriöse Sinn einer keineswegs armen Bevölkerung sich selbst zu Aufwendungen für Hôtelanlagen und Wegebauten aufraffte und in den entlegensten Thälern Führergilden ohne jede Anregung des Alpenclubs entstanden. Dieser konnte deshalb, ohne seine Kraft in der Erschließung der Thäler und der niederen Gebirgsregionen zu verbrauchen, sich einschränken auf die Sorge für Unterkunft und Wegerleichterung in den einsamen Höhen, zu denen die Privatspeculation nicht mehr mit Vortheil emporsteigen kann. In solchen Lagen aber, wo nur die Bedürfnisse wetterharter Bergsteiger in Frage kommen, genügt auch eine sehr einfache Ausstattung der meist recht kleinen Clubhütten den Anforderungen. Nur bei Erwägung dieser vortheilhaften Bedingungen, unter welchen der Schweizer Alpenclub arbeitet, ist die beträchtliche Anzahl der Unterkunftshütten erklärlich, welche der Schweizer Alpenclub, dessen Mitgliederzahl 2600 nicht übersteigt, bereits zu schaffen vermochte.

Wenden wir uns schließlich zum eigenen Vaterlande, um hier den Fortschritt der alpinen Bestrebungen zu überschauen, so können wir getrost behaupten, daß nirgends der enthusiastische Eifer, die Alpenwelt ganz zu kennen, an ihr sich immer wieder zu erfreuen und fortzubilden, so allgemein, so durch alle Klassen der gebildeten Bevölkerung verbreitet ist wie bei uns in Deutschland und in Deutsch-Oesterreich, soweit die deutsche Zunge klingt. Schon im März 1862 traten in Wien eine Reihe tüchtiger Gelehrter und leidenschaftlicher Alpenfreunde zusammen, um einen österreichischen Alpenverein ins Leben zu rufen. Ich nenne nur das Dreigestirn der gefeiertsten Namen: Fr. Simony, den unermüdlichen Gletscherforscher, E. v. Mojsisovics, einen der hervorragendsten Alpengeologen, P. Grohmann, den ersten Erforscher, fast darf man sagen, den Entdecker des südtiroler Kalk- und Dolomitgebirgs. Die junge Genossenschaft rückte anfangs die Verbreitung der Kenntniß der deutschen Alpen durchaus in den Vordergrund ihres Programms. An das vortrefflich redigirte Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins knüpft sich hauptsächlich der enorme Fortschritt, welcher binnen einem Dezennium sich in der Kenntniß der lange stark vernachlässigten Deutschen Alpen vollzogen hat.

Im Jahre 1869 trat dieser Wiener Schöpfung ein Genoß zur Seite in dem zu München errichteten Deutschen Alpenverein. Ganz unbekannte Namen tauchten unter seinen Leitern auf. Sie hatten ihre Ebenbürtigkeit mit den Alpenveteranen Oesterreichs erst zu beweisen und haben das binnen kurzer Zeit auf das Glänzendste gethan. Die auf verwegenen Touren durch Hermann v. Barth eroberte Kenntniß der nördlichen Kalkalpen, die mit begeisterter Hingabe durchgeführte Erforschung des Glocknergebiets und des Kaisergebirgs durch den talentvollen Jüngling Karl Hofmann, der — erst ein 23jähriger — auf dem Felde zu Sedan die Todeswunde empfing und in den entlegenen Thälern, die er erschloß, heut noch in idealer Verklärung verehrt wird, — solche Leistungen

stellten den Deutschen Alpenverein schon im ersten Jahre seines Bestehens als würdigen Rivalen in die Reihe der älteren alpinen Genossenschaften. Die Einigung Deutschlands hat seinen Bestrebungen einen unverkennbar gewaltigen Impuls gegeben und ihm auch eine patriotische Aufgabe für die Zukunft überwiesen. Wie er sie verstand, bewies er sofort 1871. Ueber die politische Kluft hinweg, welche Deutschland und Oesterreich auseinander riß, reichte er dem Oesterreichischen Alpenvereine die Hand zu engerer Verbrüderung. 1873 ist die von ihm erstrebte Fusion beider Vereine zu einem einzigen „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereine" zur Ausführung gekommen. Auf dem Boden der Alpen finden sich die politisch getrennten Söhne deutschen Stammes jetzt zusammen. In der Liebe zum Hochgebirg, in der Begeisterung für seine Erforschung fühlen sie sich einig und wirken alle nach Kräften darauf hin, daß das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit im ganzen deutschen Volke nicht erlösche. Dieser nationalen Tendenz dankt der D. u. Ö. Alpenverein vielleicht zum großen Theil den in der Geschichte solcher Associationen ganz unerhörten Aufschwung, den er genommen hat. Er zählt in 87 Sectionen gegen 10 000 Mitglieder. Der Widerhall seiner nationalen Gesinnung in Oesterreich hat nun dort auch zur Entstehung einiger besonderen alpinen Genossenschaften geführt, welche mit mehr oder minder scharfer Betonung ihre Beschränkung auf die Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hervorheben. Unter diesen Vereinen, haben zwei, „der Oesterreichische Touristen-Club" und „der Steyerische Gebirgsverein," stets die freundschaftlichsten Beziehungen zum Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein unterhalten; ein dritter, der 1879 begründete „Alpenclub Oesterreich," welcher anfangs den Ruf wahrer Loyalität und Anhänglichkeit an das Haus Habsburg für sich ausschließlich in Pacht nehmen zu wollen schien, hat es in jüngster Zeit auch für angezeigt erachtet, mit dem großen Nachbarvereine in Eintracht und gegenseitigem Wohlwollen zusammenzuwirken.[1])

Unter den Publicationen dieser Vereine machen nur die des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins einen Anspruch darauf, mit denen der Alpenvereine anderer Länder zu rivalisiren, und rechtfertigen immer mehr diesen Anspruch durch die Gediegenheit wissenschaftlicher Arbeiten, welche allmälig gegenüber den früher sehr stark vertretenen touristischen Berichten Raum gewinnen, durch die Zuverlässigkeit specieller Originalkarten einzelner Gebirgsgruppen und durch die vortreffliche Ausstattung mit Abbildungen, auf welche der Kunstsinn einiger Münchener Alpenfreunde in höchst erfreulicher Weise verfeinernd eingewirkt hat. Eine Spezialität desselben Alpenvereins sind die Anleitungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen, für deren Abfassung hervorragende Vertreter der Wissenschaft, wie ein Gümbel, von Sonklar, Hann gewonnen wurden.

Ein Arbeitsfeld, auf welchem der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein allen anderen mit thatkräftigem Beispiel vorangeht, ist die Sorge für die Bergführer, nicht nur für die Organisation ihrer Gilden, für die Ausrüstung und den vorbereitenden Unterricht des Einzelnen, sondern namentlich für ihre Unterstützung

[1]) Die Mitgliederzahl dieser drei Vereine beträgt 3500, 1800, 1500.

auf der Altersstufe der Arbeitsunfähigkeit, für die Erhaltung der Hinterbliebenen von Männern, die in Ausübung ihres Führerberufs vom Tod ereilt werden. Aber nicht nur in dieser Seite seiner praktischen Wirksamkeit kann er getrost den Vergleich mit anderen alpinen Associationen aushalten; auch für die Erschließung der deutschen Alpen durch Wege- und Hüttenbau ist er — und mit ihm wetteifernd die kleineren Alpenvereine Oesterreichs nach Maßgabe ihrer auf diesen Zweck ziemlich vollständig concentrirten Kraft — mit großer Regsamkeit eingetreten. Gipfel, die vor zwei Dezennien nur waghalsigen Kletterern zugänglich waren, sind jetzt in den Tourenbereich jedes halbwegs rüstigen Mannes gerückt. Mit behaglichem Schauder wandern wir durch düstere kühle Felsenklammen, auf deren Grund vor wenig Jahren der Blick keines Irdischen hinabdrang. Sichere Brücken tragen uns über reißende Wildwasser, wohlbereitete Wendelpfade führen über trümmerreiche Lehnen empor. Und wenn irgendwo ein härterer Anstieg zu bewältigen ist, harrt des Alpenfreundes ein sauberes Lager, auf dem er unter sicherem Dach hoch über den Wohnungen der Menschen die müden Glieder zu erquickender Ruhe niederstrecken kann. In dieser Sorge für die Unterkunft der Bergwanderer im wüsten Hochgebirg liegt sicher ein Glanzpunkt der Wirksamkeit der Alpenvereine Oesterreichs und Deutschlands. Die Aufgabe, an deren Lösung sie gingen, war ungewöhnlich umfassend. Nicht auf die Nachbarschaft des ewigen Schnees durfte die Fürsorge sich beschränken, sondern zunächst galt es, an Plätzen, wo der Schweizer längst comfortable Hôtels errichtet hätte — ich nenne nur die Schmittenhöhe und das Ende des Pasterzengletschers — dem noch schlummernden Unternehmungsgeist der deutschen Alpenbewohner ermuthigende Beispiele zu geben. Für die Anlage der Clubhütten in den obersten Regionen fiel förderlich ins Gewicht die geringere absolute Höhe der deutschen Alpengipfel und das Zurückweichen der Schneegrenze in höhere Lagen. Hütten in 3000 m Höhe waren nur am Groß-Glockner und am Ortler durchaus wünschenswerth; in allen anderen Gruppen konnte der Hüttenbau sich in tieferem Niveau halten. Aber in derselben Proportion, in welcher die Schwierigkeiten der Hüttenanlagen im Vergleich mit denen der Schweiz sich minderten, wuchsen die berechtigten Ansprüche an ihre Dimensionen und ihre Ausstattung. Das Bemühen, solchen höheren Anforderungen gerecht zu werden, hat unter den Sectionen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, namentlich im Schoße der Section Prag, die allein bisher 7 Clubhütten errichtet hat, die Praxis des Hüttenbaus und der Hütteneinrichtung zur höchsten Vollkommenheit entwickelt. Wenn auf anderen Gebieten der praktischen Fürsorge für den Touristen den Engländern der Preis gebührt, — hier, wo sie nicht mit concurriren, sind die Deutschen Meister. Mit so ungestümem Wetteifer haben die Alpenvereine Deutschlands und Oesterreichs diese Bauthätigkeit in Angriff genommen, daß schon jetzt etwa 60 von ihnen gegründete Häuser und Hütten über die einzelnen Gruppen der Deutschen Alpen ausgestreut liegen und der Zeitpunkt des Abschlusses dieser Bauperiode in der Entwicklung dieser Vereine nicht mehr allzu fern zu sein scheint.

Solche Anstrengungen, einen lange nicht nach Gebühr beachteten Theil der

Alpen den Freunden einer großen Natur leichter zugänglich zu machen, verdienen den Dank aller Gebildeten und haben diesen Dank auch oft empfangen. Selten mischt sich eine andere Tonart in ihre Beurtheilung. Nur bei englischen Alpenclubisten haben sich mehrfach Anfälle von Hüttenscheu mit Tobsuchtssymptomen gezeigt. Im Alpine Journal (VII. 308 IX 481) kommen ab und zu Stylübungen von Leuten zum Abdruck, die gegen die Popularisirung des Alpenwanderns Protest erheben und mit der Gründung einer „Sekte alpiner Nihilisten" drohen, die bewaffnet mit scharfen Sägen, Feilen und Schießbaumwolle ausziehen sollen, um die Alpen zu befreien von den Ketten und Seilen, mit denen man die Ersteigung einiger Gipfel erleichtert hat, und die Hütten in die Luft zu sprengen, die den Steigern willkommene Rastplätze bieten. Wir können vorläufig lächeln über diese renommistische Drohung und den Ehrenmännern, die sich für den Gedanken an strafbare Handlungen erwärmen, die ruhige Versicherung geben, daß es den continentalen Alpenvereinen nöthigen Falls nicht an Mitteln fehlen wird, ihnen, auch wenn ihre befreienden Thaten sich im bescheidenen Dunkel der Anonymität vollziehen sollten, zu lehren, wie sie als Gäste in unseren Alpenländern sich gegenüber fremdem Eigenthum zu benehmen haben.

Nur ein Wort über die Grundanschauung, welche die Gedanken gebildeter Männer auf solche Irrwege leitet. Für wen sind die Herrlichkeiten der Alpenwelt da? Gewiß nicht ausschließlich für Akrobaten, die in der Entwicklung ihrer Kletterfähigkeit ihre Lebensaufgabe erblicken. Einen höheren Anspruch darauf haben Männer, welche den größten Theil des Jahres in ernster Berufsarbeit im Dienste des praktischen Lebens und der Wissenschaft verbringen und im Durchwandern des Hochgebirgs die Kraft und Elasticität des Körpers, die prompte Entschlossenheit des persönlichen Muths, die frische Empfänglichkeit des Geistes sich erneuern wollen, die hinter dem Arbeitstisch so leicht verdorren. Daß solche Männer auch im Hochgebirg für das bescheidene Maß von Vorkehrungen für Fortkommen und Unterkunft sorgen, das für ihre minder wetterharte Constitution ohne Gefährdung der Gesundheit nicht entbehrlich ist, betrachten sie als ihr gutes Recht. Es bleibt den besser Abgehärteten unbenommen, sich als leuchtende Beispiele der Entsagung neben den Clubhütten unter freiem Himmel auf bloßem Fels zu betten und abseits der gewohnten Touristenwege über jungfräuliche Felswände, die nie ein profaner Touristenfuß entweiht, je nach Belieben emporzuklimmen oder abzufallen.

Wer die Furcht hegt, die Alpen könnten durch menschliche Kunst mit der Zeit ein zu zahmes Gebirge werden, der kennt die gewaltige Alpennatur nicht. Sie ist stark genug selbst die Grenze zu bezeichnen, die gebrechliches Menschenwerk nicht überschreiten darf. Das herrliche Lied des griechischen Dichters „Vieles Gewaltige gibt's, doch Nichts ist gewaltiger als der Mensch" wäre nie erklungen, wenn sein Blick einmal auf den Regionen des ewigen Schnees und Eises geruht, wenn er sie je in ihrer Proteusnatur, in ihren nie still stehenden Wandlungen belauscht hätte. Die immer neu sich verschlingenden Labyrinthe der Gletscherspalten, der unstät von jedem Windhauch bewegte Hoch-

schnee, der bald in erstickendem Wirbelsturm uns umtost, bald in zierlichen Graten und tückisch überhängenden Simsen die Schneiden des Gebirgs verkleidet, bald in Lawinen niederfährt zu Thal, — sie bilden eine Welt, die nie das Joch menschlicher Kunst tragen wird und jedem Wanderer unerschöpfliche Gelegenheit bietet, Kraft und Muth, Ausdauer und Geschicklichkeit zu proben und zu stählen.

Kreuz- und Querzüge eines russischen Reisenden in Innerasien.

Von Friedrich von Hellwald.

Mittelasien, von dem in unseren Tagen so häufig die Rede ist, gehört unstreitig mit zu den unbekanntesten Gegenden unseres Erdballes. Es ist kaum mehr bekannt als Zentralafrika und das Innere von Neuholland. Wohl hat schon im dreizehnten Jahrhundert der Venetianer Marco Polo dieses unbekannte Land bereist und beschrieben, und einzelne Missionäre haben uns Mittheilungen über den Landstrich gemacht, welcher zwischen dem himmelanstrebenden Sajangebirge und dem Himalaya, zwischen dem Caspischen Meere und dem eigentlichen China liegt; aber diese Beschreibungen und Mittheilungen sind so unvollständig, ungenau und veraltet, daß es unmöglich ist, sich mit ihrer Hilfe auch nur einen oberflächlichen Begriff von dem Landstriche zu machen, der Osteuropa an Umfang bedeutend überragt. Heute hat es indeß zu tagen begonnen in unserer Kenntniß Mittelasiens und das verdanken wir zum nicht geringsten Theile den wiederholten Reisen eines russischen Forschers, dessen schwer auszusprechender Name in weiten Kreisen dadurch rasch geläufig und berühmt ward. Es ist dies der jetzige Generalstabsoberst Nicolaus M. von Prschewalski (Przewalski, wie er sich selbst schreibt), den wir kühn als einen der größten Reisenden nicht bloß der Gegenwart sondern aller Zeiten bezeichnen dürfen. Vielleicht interessirt es unsere Leser, wenn wir ihnen im Nachstehenden die merkwürdigen, bis in die jetzigen Tage sich erstreckenden Kreuz- und Querzüge des willenstarken Offiziers, freilich nur in ihren allgemeinsten Umrissen vorführen.

Prschewalski, damals noch Stabs-Capitän, hatte sich bereits durch seine Forschungen im Gebiete des Amur und Ussuri um die Geographie Asiens verdient gemacht, als er mit seiner ersten mittelasiatischen Reise debutirte, die selbst in der Jetztzeit, wo bedeutende Reisen im Innern Asiens durchaus nichts Seltenes mehr sind, ihres Gleichen sucht. Auf dreijährigen Wanderungen legte der an das Reisen durch unkultivirte Länder allerdings schon gewöhnte, mit seiner Beobachtungsgabe für den geographischen Charakter einer Gegend, mit naturhistorischen Kenntnissen und der Befähigung zu topographischen Aufnahmen ausgerüstete Russe gegen 12000 km im nördlichen China, der Mongolei und Tibet zurück, stellte überall wissenschaftliche Beobachtungen an und brachte eine ungemein reiche naturhistorische Sammlung aus Gegenden zurück, die noch nie ein wissenschaftlich gebildeter Mann berührt hatte. Von der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft und dem Kriegsministerium erhielt er nämlich den Auftrag, die Südgrenzen der Mongolei,

den Oberlauf des gelben Flusses oder Hoangho, das Land der Ordos und um den See Kuku-Noor zu bereisen. Prschewalski verließ demnach Petersburg im August 1870, begab sich durch Sibirien nach Kiachta und von da im November und Dezember nach der chinesischen Hauptstadt Peking, wo er überwinterte. Am 25. Februar 1871 verließ er diese Stadt, um einen Ausflug in die südöstliche Mongolei zu unternehmen, der gewissermassen als Vorstudium für die eigentliche Reise dienen sollte. Am 24. April war der Reisende wieder in Kalgan, nicht sehr weit nordwestlich von Peking, um von hier aus seine Forschungstour anzutreten. Am 3. Mai rückte Prschewalski mit seinem Begleiter M. A. Pylzow aus in der Richtung nach der südöstlichen Mongolei, erreichte Mitte Juni die hohe steile Gebirgsmauer der Inschan-Kette am linken Ufer des Hoangho, und zog dann diesem Strome entlang in das Land der Ordos, wo er die zweite Hälfte des Sommers, nämlich die Zeit vom halben Juli bis Anfang September zubrachte. Am 2. September setzten die Reisenden über den Hoangho und befanden sich nunmehr im Lande Aläschan. Nach zwölftägiger Wanderung erreichten sie Dyn-juan-in, die Hauptstadt des Landes, wo ihnen zum ersten male seitens des eingebornen Fürsten ein herzlicher Empfang bereitet wurde. Leider waren nach einem Ausfluge in die Berge des südlichen Aläschan die Geldmittel der Reisenden erschöpft und nur mehr 16—17 Tagereisen vom Kuku-Noor, ihrem Endziele, entfernt, mussten sie den Rückweg nach Peking antreten, welchen sie durch das Gebiet der Uroten nahmen, das sich zwischen Aläschan, dem Lande der Zachar- und Chalchas-Mongolen und dem Ordoslande ausbreitet. Am Vorabende des Jahres 1872 gelangte der kühne Forscher nach zehnmonatlicher beschwerdevoller Reise wieder nach Kalgan. Schon am 3. März 1872 brach er jedoch abermals auf und traf am 26. Mai wieder in Dyn-juan-in ein. Anfangs Juni reiste er in Gesellschaft einer chinesischen Karawane von dieser Stadt ab und war so glücklich am 14. Oktober sein Zelt an den Ufern des Kuku-Noor, des ersehnten Reisezieles, aufschlagen zu können. „Nie in meinem Leben schreibt er, „habe ich einen so schönen See wie den Kuku-Noor, gesehen. Sein Salzwasser schillert in tiefblauer Farbenpracht und die umliegenden schneebedeckten Berge bildeten einen weißen Rahmen um die weit ausgedehnte Wasserfläche, die östlich von unserm Lagerplatz unter den Horizont verschwand. Die Steppen in der Umgebung sind äußerst fruchtbar und von einer großen Menge Antilopen belebt; die Mongolen und Tanguten sind hier sehr zahlreich vertreten und überall weiden ungeheure Herden auf den Grasflächen." Nachdem Prschewalski die hohen Berge überschritten, die sich auf dem südlichen Ufer des Kuku-Noor erhoben, trat er in die Landschaft Tschaïdam ein und erreichte die Grenze des kalten und öden Hochlands des nördlichen Tibet so wie die Ufer des blauen Flusses oder Yang-tsekiang, welche auch die Grenze seiner Reise im mittelsten Hochasien bezeichnen. So leid es ihm that, so musste er doch darauf verzichten, bis Lhassa, die so selten besuchte Residenz des tibetanischen Dalai Lama vorzudringen, von der er nur noch 27 Tagemärsche entfernt war. Mit schwerem Herzen traten er und seine Begleiter den Rückweg nach Aläschan an und trafen endlich am 8. Oktober 1873 in Irkutsk ein, von wo Prschewalski nach Europa reiste, um in Bälde mit

einem umfangreichen, auch in die deutsche Sprache übersetzten Reiseberichte hervorzutreten, welcher überall das gerechteste Aufsehen erregte und dem Verfasser die höchsten Auszeichnungen der berufenen gelehrten Körperschaften eintrug.

Schon wenige Jahre später ward Prschewalski mittlerweile zum Oberstlieutenant befördert, ein neuer, eben so ehrenvoller als schwieriger Auftrag zu Theil, indem er an die Spitze der Expedition gestellt wurde, welche die geographische Gesellschaft zu Petersburg nach dem See Lob-Noor im Becken des Tarymflusses absandte. Obwohl in Ostturkestan, also in verhältnißmäßiger Nähe der russischen Besitzungen in Mittelasien gelegen, war doch niemand noch bis zu diesem bloß aus den Berichten der Eingebornen bekannten Wasserbecken vorgebrungen, in welches sich der Tarym ergießen soll. Prschewalski verließ Petersburg in den ersten Tagen des Mai 1876 und erreichte Kuldscha, die äußerste Provinz der Russen in jenem Theile Asiens, Ende Juli, von wo er am 23. August nach Charaschar aufbrach. Ihn begleiteten ein Topograph, ein naturwissenschaftlicher Sammler und sechs Kosaken. Im Oktober überstieg er mit seinen Reisegenossen die Kette des Himmelsgebirges oder Tian-Schan und erreichte am 11. Februar 1877 als erster Europäer glücklich den Lob-Noor. So ist denn auch dieser mystische See endlich aus seinem Dunkel hervorgezogen worden und das unbekannte Gebiet Innerasiens nun der Wissenschaft wenigstens theilweise erschlossen, und Prschewalskis Name wird der asiatischen Forschungsgeschichte für ewige Zeiten ruhmvoll verknüpft sein. Eine vollkommen überraschende Entdeckung war aber die Entdeckung eines Hochgebirges an seinem südlichen Ufer, des Altyn-Tag, dessen Thäler in den Vorgebirgen bis zu 3350 m ansteigen und wilden Kameelen, von denen man bis dahin gar nichts gewußt, zum Aufenthalte dienen. Prschewalski hat ihrer drei Stück gefangen und dieselben nach Kuldscha gebracht, wohin er in den ersten Tagen des Juli 1877 zurückkehrte, um die Sammlungen und Materialien, die er von seiner Reise zurückgebracht, in Ordnung zu bringen. Wir wollen nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Auffindung des Lob-Noor sich später wenigstens zum Theil als fraglich herausstellte. Der gelehrte deutsche Chinareisende Freiherr Ferdinand von Richthofen hat nämlich in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage, auf Grund von chinesischen Quellen, seine Zweifel darüber ausgesprochen, daß die von Prschewalski entdeckten Seen am Ausflusse des Tarym der wirkliche Lob-Noor sein sollten, welcher nördlicher liegen müsse. Prschewalski ließ es nun an einer erklärenden Entgegnung nicht fehlen, doch scheint dieselbe kaum genügend, um die Bedenken Richthofens zu entkräften, und jedenfalls passen die früheren Nachrichten über den Lob-Noor nicht auf den von Prschewalski besuchten See.

Nachdem sich Prschewalski in Kuldscha ausgeruht, brach er Ende August 1877 nach Tibet auf, eine Reise noch gefahrvoller und schwieriger als alle übrigen. Da sich der unerschrockene Forscher von der Unmöglichkeit überzeugte, über seinen Lob-Noor und die sterile Wüste, die sich jenseits des Altyn-Tag ausbreitet, nach Tibet zu gelangen, beschloß er einer andern Route zu folgen und zwar durch die Städte Gutschen und Hami, von da durch Tschaïdam und nach den Quellen des Yang-tsekiang. Es sollte indeß diesmal anders kommen, denn auf dem Wege

nach Gutschen und an diesem Orte selbst lag er, wenn auch nicht gefährlich, so doch länger als zwei Monate krank darnieder und sah sich deshalb genöthigt, auf russisches Gebiet, nach Saissan, zurückzukehren, um sich ärztlich behandeln zu lassen. Wohl hoffte er nach Herstellung seiner Gesundheit die Reise wieder aufnehmen zu können, allein im Frühjahr 1878 musste er sich zur Rückkehr nach Petersburg entschließen, seine Expedition nach Tibet auf spätere Zeit verschiebend.

Bei einem so unternehmenden Charakter wie jenem Prschewalskis war aufgeschoben natürlich nicht aufgehoben und schon am 1. Februar 1879 trat der mittlerweile zum Oberst beförderte Forscher die große Reise an, begleitet von dem Fähnrich Eclon, dem Fähnrich Roborowsky als Zeichner und zwei ausgezeichneten Schützen von dem in Kronstadt garnisonierenden Kaspischen Regiment. Die Expedition begab sich zunächst auf dem gewöhnlichen Wege über Orenburg, Omsk und Semipolatinsk nach Saissan, um das Gepäck an sich zu nehmen, das der Oberst von seiner vorjährigen zentralasiatischen Reise dort zurückgelassen und sich durch fünf Kosaken und einen aus Kuldscha dahin beorderten Dollmetsch zu vervollständigen; ihre Karawane bestand dann aus dreißig Kameelen und etlichen Pferden. Durch ungeheure Schneemassen wurde Prschewalski zu einem dreiwöchentlichen Aufenthalte an diesem Militärposten gezwungen und konnte erst am 2. April nach Bulun-tochoi und Hami in der Mongolei aufbrechen. Am 13. Mai war er bereits am Flusse Bulun und am 2. Juli in der Oase Scha-tschen östlich vom Lob-Noor eingetroffen, nachdem er die Wüste Hami, die sich in ihrer Mitte 1520 m über den Meeresspiegel erhebt, glücklich passiert hatte. Südlich von der fruchtbaren, 1200 m hoch gelegenen Oase erhebt sich eine Bergkette, die aus der Gegend des Lob-Noor kommt und deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Wanderung bis hierher war schon eine ungemein beschwerdevolle gewesen. Bereits in der absoluten Wüste zwischen Bulun-tochoi und Hami kam es vor, daß die Temperatur des Erdbodens bis auf 60° C. stieg, so daß man nur nachts weiterreisen konnte. In Hami fingen dann die ärgsten Beschwerden an; der Gouverneur dieser chinesischen Stadt schlug es Prschewalski ab, ihm einen Führer nach der Oase Scha-tschen mitzugeben und der russische Oberst musste sich entschließen, den Weg durch die kaum gangbare Wüste ohne einen solchen zu machen. Es war dies eine der mühevollsten Strecken: die Bodentemperatur stieg bis auf 68° C., der ganze Weg war mit scharfen Steinen und Gerippen besäet. In Scha-tschen war die Aufnahme noch ungastlicher als in Hami und unsere Reisenden mussten Gewalt anwenden, um sich einen Führer zu verschaffen, der sie jedoch auf solchen Wegen herumführte, daß sie wohl verloren gewesen wären, hätten sie nicht zwei Mongolen begegnet, die sich für Geld bewegen ließen, die Expedition über den Altynschan nach der von Prschewalski so benannten „Wohlthätigen Quelle“ zu führen. „Nachdem ich“, schreibt der Gelehrte, „den Monat Juli 1879 in dem Gebirge Nanschae zugebracht, wandte ich mich über Tschaidam nach Tibet. Unser Führer geleitete uns mit Willen in unpassirbare Gegenden unfern des Blauen Flusses; wir haben ihn fortgeschickt und dann versucht, uns selbst zurecht zu finden. Beim Uebersteigen des 4900 m hohen Taila-Gebirges wurden wir von einem

nomadischen Volksstamme angegriffen, zogen uns aber dank der Vortrefflichkeit unserer Feuerwaffen aus der Affaire. Vier von den Räubern wurden getödtet und mehrere verwundet, die andern ergriffen die Flucht. Am Südabhange des Taïla wurden wir von tibetanischen Soldaten in unserem Marsche aufgehalten. Man schickte sofort einen Boten nach Lhassa und dieser brachte die Antwort zurück, der Eintritt in Tibet sei den Russen untersagt. Eine allgemeine unter dem Volke verbreitete Meinung ist, daß wir ihr Land zu dem Zweck exploriren, um den Dalai-Lama zu stehlen! Ich hatte gut protestiren, bitten, drohen, nichts fruchtete und ich sah mich genöthigt, umzukehren. Ich befand mich nur 270 km von Lhassa. Unsere Rückreise, im Winter über 4000—4800 m hohe Gebirge war höchst beschwerlich." Von 35 Kameelen fielen 24. Die Kälte und die Schneestürme waren kaum zu ertragen. Zum Glück begegneten die Reisenden zwei Mongolen, welche durch Drohungen so weit gebracht wurden, sie nach Sinin zu führen. Von hier wollte Prschewalski einen Abstecher nach den noch immer nicht erforschten Quellen des Hoangho unternehmen. Nachdem die Reisenden den den Kuku-Noor umgebenden Gebirgszug überschritten hatten, gelangten sie in eine durch ihre reichhaltige Flora und Fauna ausgezeichnete Gegend; doch mussten sie bald umkehren, da der vielen schroffen Abgründe wegen an ein Vordringen nicht zu denken war. Von Sinin nahm Prschewalski seinen Rückweg durch die Wüste nach Urgu und Kiachta, von wo aus er am 31. Dezember 1880 Orenburg erreichte und alsbald wieder der Kulturwelt zurückgegeben ward, welche der Veröffentlichung seiner Reiseberichte mit höchster Spannung entgegensieht. Mit welchen Plänen für die Zukunft der noch im kräftigsten Alter stehende Reisende — Prschewalski ist am 31. März 1839 geboren — sich trägt, wissen wir nicht; was wir von ihm im Vorhergehenden kurz berichtet, genügt aber wohl, um ihn den bedeutendsten Reisenden aller Zeiten würdig anzureihen und in uns die Ueberzeugung zu hinterlassen, daß, sollte er je wieder seinen Flug nach dem ihm jetzt so vertraut gewordenen Innersten von Asien nehmen, dies wiederum zu einer ungeahnten Bereicherung der Wissenschaft ausschlagen werde.

Erinnerungen an Algier.

Von

P. v. Tschihatchef.

I. Vorhistorische Grabdenkmäler Algeriens.

Es ist bekannt, daß, seitdem die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf die mit dem Namen von Dolmen bezeichneten vorhistorischen Grabdenkmäler gerichtet worden ist, diese zwar rohen aber merkwürdigen Zeugen der Vergangenheit in den verschiedensten Ländern beobachtet worden sind, aber was weit weniger bekannt ist, ist, daß Algerien in dieser Hinsicht ein klassischer Boden zu werden verspricht. Ich will vor allem der in der nächsten Umgegend von Algier sich be-

findenden Dolmen erwähnen, und dann einen allgemeinen Blick auf die in den übrigen Theilen Algeriens, besonders in der Provinz Constantine vorhandenen Denkmäler dieser Art werfen.

Etwa 20 km süd-west von Algier erhebt sich ein unebenes, von dem Flüßchen Beni-Messus tief durchfurchtes Plateau, auf welchem zahlreiche Reste von Dolmen zerstreut liegen. Sie bestehen gewöhnlich in zwei großen Steinplatten, senkrecht aufgestellt, auf denen eine dritte Platte als Dach ruht. Ich konnte zwölf wohlerhaltene Denkmäler in einem kleinen Weingarten zählen, aber eine Menge andrer liegen entweder versteckt im Gesträuche oder sind vollkommen mit Pflanzenerde überdeckt, die eine Fülle von Gewächsen ernährt, wie unter anderen: Klee (Trifolium agraria), Schoten-Klee (Lotus creticus), Wolfbohne (Lupinus luteus), Erdepheu (Helianthemum aegyptiacum), Anthericum bicolor, Paronychia argentea ꝛc. Die Araber schreiben dieser letzten Pflanze reinigende Eigenschaften zu, und große Mengen davon werden auf dem Markte von Algier feilgeboten. Man bedient sich der Infusion derselben als Thee, wie ebenfalls jener des Eisenkraut (Verbena triphylla) und einer Cistenart (Cistus albidus); alle diese Aufgüsse werden häufig in den arabischen Kaffeehäusern angeboten und sind den Europäern unter dem Namen von arabischem Thee bekannt.

Die Dolmen sind zahlreich an beiden Seiten der tiefen, vom wagerecht geschichteten Kalkstein umsäumten Rinne des Messus; die Wände derselben sind von Aushöhlungen durchlöchert, die vielleicht als Wohnungen den vorhistorischen Menschen dienten, deren Grabdenkmäler die Dolmen darstellen. Sie sind alle nach Norden gerichtet; die Steinplatten sind gewöhnlich 3 m lang und 1,50 m breit, was allerdings die Anwendung ziemlich kräftiger mechanischer Mittel zu Transport und Aufstellung voraussetzt. Bruchstücke von Töpfergeschirr befinden sich an einer der vorderen Ecken der Dolmen. Diese groben und wenig zahlreichen Töpfergeschirre sind mit keinem Stein oder Geschiebe vermischt; blos eine gut erhaltene Muschel, die eines jetzt noch im Meere lebenden Pectunculus ist dort gefunden worden. Die Knochen liegen 30—36 cm tief unter der Oberfläche des Bodens; die Ueberreste der Gerippe sind bunt untereinander geworfen, die Mehrzahl verwest oder verstümmelt. In jeder dieser Grüfte fand man lange, dünne, sehr zerbrechliche Ringe oder Armbänder, alle aus Kupfer oder stark oxydirt. Die Grabmäler tragen kein mnemonisches Zeichen. Dasselbe Grab oder Dolmen enthält Individuen von jedem Alter, sowohl die bejahrtesten Greise als Neugeborne, woraus folgt, daß jedes Grab mehreren Generationen gedient hat, deren Ueberreste in derselben Gruft aufgehäuft wurden. Alles weist darauf, daß in diesen Oertern die Lebensart noch troglodytisch war, und es ist wahrscheinlich, daß die Erbauer dieser Dolmen dem Alter des geschliffenen Steines angehören.

In mehreren Dolmen des Beni-Messus hat man bronzene Ringe und Armbänder gefunden, deren höchst vollendete Arbeit mit der Rohheit ähnlicher Gegenstände, mit welchen sie vermischt sind, auf das grellste absticht; dasselbe ist der Fall mit keramischen Erzeugnissen, indem neben den gröbsten Gegenständen derselben, Bruchstücke von viel feineren, besser gebrannten Töpfergeschirren auftreten.

Dieser Umstand scheint zu beweisen, daß die troglodytischen Bewohner dieser Epoche Gelegenheit hatten, sei es durch Handel, sei es durch Seeräubereien oder Plünderung gestrandeter Schiffe, die Erzeugnisse einer mehr vollendeten Kunst aus den asiatischen Regionen des Mittelmeeres stammend, zu erwerben.

Die Dolmen des Beni-Messus sind weniger an sich selbst merkwürdig, als weil sie die Vertreter der vorhistorischen Grabdenkmäler sind, deren bis jetzt entdeckte Anzahl in Algerien die Anzahl aller der in irgend einem Lande bekannten Denkmäler dieser Art bei weitem übertrifft. Dies ist eine wichtige Thatsache, hinlänglich begründet durch die zwar noch unvollkommenen, aber dessen ungeachtet sehr ergibigen, diesen Denkmälern gewidmeten Forschungen, deren Ergebnisse Herr Flower in einer interessanten, leider noch zu wenig bekannten Arbeit niedergelegt hat.[1]) Es folgt aus derselben, daß in gewissen Hinsichten die vorhistorischen Grabdenkmäler Algeriens große Aehnlichkeiten mit jenen Englands und Frankreichs darbieten, während in andren Hinsichten sie von denselben vollkommen abweichen: erstens durch ihre unendlich bedeutendere Zahl, und dann, durch größere Mannigfaltigkeit in ihrer Bauart und durch eine anderswo ganz unbekannte Anordnung und Vertheilung. Herr Flower glaubt, daß Dolmen ebenfalls in Tunis und Marocco sehr zahlreich sind, jedoch scheint es nicht, daß Marocco uns Denkmäler dieser Art geliefert hat, jedenfalls erwähnt James Fergusson derselben nicht in seinem großen englischen Werke, von welchem der Abt Hamand eine mit trefflichen Anmerkungen versehene Uebersetzung gemacht hat (Les Monuments mégalithiques de tous les pays, Paris, 1878). Aber dafür werden durch den englischen Gelehrten beschrieben und abgebildet zwei wichtige von Dr. Barth in der Umgegend von Tripoli entdeckte megalithische Denkmäler. J. Fergusson glaubt mit Recht, daß unter allen bis jetzt bekannten megalithischen Denkmälern das merkwürdigste durch seine Größe, das von Teniet-el-Ahd, in Algerien, ist, denn die horizontale Steinplatte dieses Riesen-Dolmen soll 19,50 m lang, 5,80 m breit und 2,85 m dick sein.

Unter den in der Kabylie sich befindenden Denkmälern tragen mehrere Aufschriften in einer unbekannten Sprache. In vielen algerischen Dolmen hat man bald sitzende bald liegende Gerippe gefunden. In einem derselben entdeckte man eine Münze mit dem Bildniß der Kaiserin Faustina, während mehrere andre eine Menge von Landschnecken darboten. In Teniet-el-Ahd enthalten die Dolmen eine ungeheure Anzahl von Austern, Ferussacia, Bulimus 2c., sowohl mit Asche als mit Knochen verschiedener Vögel und Thiere untermengt. Herr Flower glaubt nicht, daß diese, fast alle kleinen Weichthiere zur Nahrung gedient haben; er ist der Ansicht, daß sie eher als Gegenstand religiöser Verehrung galten, wie vormals in Indien mehrere Arten von Achatina, deren Ausfuhr unter Todesstrafe verboten war. Herr Flower hebt eine Stelle Herodots hervor, worin es heißt, daß das lybische mit dem Namen Nasomanen bezeichnete Volk seine Leichen in sitzender Stellung zu beerdigen pflegte, eine Stellung, welche die Gerippe der meisten Dolmen Algeriens darbieten. Der

[1]) On the prehistoric sculptures of Algeria.

englische Alterthumsforscher zieht daraus die Folgerung, daß diese Grabmäler von Völkerschaften stammen, welche die Gegend vor der römischen, 300 Jahre a. J. C. stattgehabten Eroberung bewohnten, und daß sie unter der römischen Herrschaft ihre alten Begräbnißgebräuche beibehalten, wie es die römischen Münzen zu beweisen scheinen.

Herr J. Fergusson (loc. cit.) nimmt nicht an, daß die Nasomanen die ersten Erbauer der algerischen Dolmen seien, indem er meint, daß eine unbedeutende, die entlegenen, östlich der Syrten sich befindenden Länder bewohnende Völkerschaft keinen Einfluß auf die Gebräuche anderer Gegenden haben könnte. Die Aehnlichkeit zwischen den algerischen und keltischen Dolmen berücksichtigend, (eine Aehnlichkeit, die Herrn Flower gar nicht aufgefallen zu sein scheint), schlägt Herr J. Fergusson eine Hypothese vor, in Folge deren die algerischen Dolmen von den Aquitaniern stammen, die zur Zeit des Einbruches der Kelten (600 Jahre a. J. C.) sich nach Nord-Afrika geflüchtet haben sollen.[1])

Aus diesen allgemeinen Betrachtungen über die vorhistorischen Grabmäler Algeriens ergibt sich, daß die Dolmen von Beni-Messus, die für solche Denkmäler charakteristische Züge darbieten, aber auch zugleich mehrere Eigenthümlichkeiten besitzen. So z. B. enthalten die Dolmen andrer Theile Algeriens blos Landmuscheln, während das einzige Weichthier, dessen Gehäuse in den Dolmen von Beni-Messus gefunden worden, eine Seemuschel (Pectunculus) ist, was in dieser Hinsicht die Dolmen von Beni-Messus denen Europa's nähert, wo die marinen Mollusken vorherrschend zu sein scheinen. Dies wäre ein Grund mehr, die mit so günstigem Erfolg auf dem Plateau von Beni-Messus begonnene Studien auch andern Punkten der Umgegend von Algier zuzuwenden, wo man gewiß neue Fundorte entdecken wird, obwohl deren Anzahl und Wichtigkeit wohl schwerlich jene in der Provinz Constantine erreichen möchte, eine Gegend, die Fergusson wahrscheinlich bewog, Afrika überhaupt als ein klassisches Land in dieser Hinsicht zu erklären. „Dort, sagt dieser so kompetente Richter (loc. cit. p. 334), liegt der noch in tiefem Boden versenkte Schlüssel, der uns einst die Geheimnisse der megalithischen Architektur eröffnen wird."

[1]) Das Werk H. Fergusson's ist, von einer Karte begleitet, auf welcher die Vertheilung der Dolmen und die wahrscheinliche Richtung der verschiedenen Wanderungen ihrer Erbauer verzeichnet sind. Die darin angegebene Grenzlinie der Dolmen in Europa geht von ost-nord-ost nach west-süd-west, in geringer Entfernung südlich von den Küsten des Baltischen und Nordmeeres bis zu den östlichen Grenzen von Frankreich, namentlich bis zu den Departements des Ardennes et de la Marne, wo diese Linie nach Süden umbiegt, bis zu den Mündungen der Rhone. Auf diese Art würde ein großer Theil Central- und Süd-Europa's, u. a. Polen, Sachsen, Oesterreich und Italien außerhalb der Grenze des Dolmengebietes sich befinden. Was die von den Erbauern der Dolmen wahrscheinlich eingeschlagene Richtung betrifft, ist sie auf der Karte so angegeben, daß ihre Ausgangspunkte in Schweden, Hannover und Holland liegen, um von dort hauptsächlich England, Schottland und Irland zu erreichen; drei Länder, wo ein Austausch mit der nordwestlichen Endspitze Frankreichs stattgefunden haben soll; dann soll ein ähnlicher Austausch zwischen Irland und Spanien, sowie zwischen dem südlichen Frankreich und Afrika (Provinzen von Algier und Constantine) eingeleitet worden sein, während Oran Emigranten nach Süd-Spanien (Granada) gesandt haben soll.

Unter den am meisten in dieser Hinsicht merkwürdigen Oertern der Provinz Constantine will ich das ausgebreitete, etwa 40 km nord-ost von Constantine gelegene Plateau erwähnen, welches, besonders um das arabische Dorf Roknia buchstäblich mit Dolmen bedeckt ist.

Herr Bourguignat, dem wir ein schätzbares Werk über die Denkmäler von Roknia verdanken,*) hat hier über 1500 gut erhaltene Dolmen gefunden. Er gibt die Beschreibung und Abbildung von 28 megalithischen Gräbern, enthaltend 45 Gefäße von allen Formen, 13 bronzene Juwelen und 2 aus vergoldetem Silber, endlich Knochen von 48 Individuen. Die Juwelen Roknia's sind höchst einfach und primitiv: sie bestehen in Ringen oder Armbändern, in Amuletten, in Fingerringen aus Bronze oder vergoldetem Silber ꝛc. Die Schädel von Roknia durch Dr. Pruner untersucht, zerfallen in zwei verschiedene Kategorien: Schädel von afrikanischer und Schädel von problematischer Abkunft; dem ersten Typus gehören die in Dolmen von Roknia gefundenen Schädel von Kabylen, eine interessante Thatsache, die dem Dr. Pruner zu folgender Bemerkung Anlaß gibt: in Widerspruch mit den meisten Anthropologen, welche die Kabylen oder Berberen in die kaukasische Rasse versetzen, ist der Schädel der Kabylen wesentlich afrikanisch wegen seiner Knochentextur und steht dem Negerschädel sehr nahe.

Eine andere von Herrn Bourguignat in diesen Gräbern gemachte, vielleicht noch wichtigere Entdeckung, ist die der reichen und merkwürdigen, in denselben enthaltenen malakologischen Fauna, einer Fauna, welche die verschwundenen Knochen der Leichen sowohl wie der die Gräber ehemals bedeckenden Erde ersetzt hat. Auf diese Weise haben sich die innern Räume der Dolmen mit Schutt und Gehäusen von Landschnecken gefüllt, indem die Mollusken dort Schutz gegen die Dürre des Landes und die rauhen Jahreszeiten suchten." Die Folge davon war, sagt Herr Bourguignat, daß diese Dolmen die reichste, irgendwo vorhandene Muschelsammlung enthalten, so daß ich hier die gesammten Vertreter der malakolischen Bevölkerung des Landes sammeln konnte. Alle diese Muscheln sind aufeinander wie in regelmäßigen Schichten abgelagert, vortrefflich erhalten und durch das Vorherrschen gewisser Formen ganz deutlich die klimatologischen Wirkungen beurkundend, deren modificirenden Einfluß sie ausgesetzt waren."

Unter den von Herrn Bourguignat in den Dolmen von Roknia gesammelten 42 Molluskenarten sind wenigstens 7 ausgestorben und etwa 10 jetzt sehr selten in einem Theile Algeriens. Alle diese Arten sowohl wie jene, die sich bis auf heute lebend erhalten haben, verrathen, durch die Gesammtheit ihrer charakteristischen Merkmale, ein viel feuchteres Klima und eine kältere mittlere Temperatur, als sie jetzt in diesem Lande sind. Zum Beweise dieser Behauptung entwickelt Herr Bourguignat die verschiedenen von Helix aspersa erlittenen Abänderungen je nach den klimatischen Bedingungen, denen sie unterworfen war, Ab-

*) Histoire des monuments megalithiques de Roknia. Dieses wichtige Werk, wie auch seine Histoire du Djebel-Thaya et des ossements fossiles recueuillis dans la grande caverne de la Mosquée sind sehr selten geworden, sogar in Paris, glücklicherweise war ich schon in Besitz derselben, als ich nach Algier ging.

änderungen vortrefflich hervorgehoben durch die von ihm gegebenen Abbildungen mehrerer in Frankreich, Italien, Syrien ꝛc. gesammelter Individuen dieser Art. Es ergibt sich daraus, daß die in den untern Schichten der Dolmen abgelagerten Helix aspersa solchen am nächsten stehen, die den Norden Frankreichs und folglich ein kälteres und feuchteres Klima als das von Roknia bewohnen, während Individuen derselben Art aus den oberen Schichten sich an Formen anschließen, die trockneren und wärmeren Klimaten eigen sind, etwa dem heutigen Klima der Gegend, wo Roknia in einer Höhe von 480 m liegt.

Die zahlreichen, in dem großen Werke von Herrn Bourguignat angeführten Thatsachen, von denen ich blos die hervorragendsten erwähnt habe, gaben dem gelehrten und geistreichen Forscher Anlaß über das Alter der megalithischen Denkmäler von Roknia allgemeine Betrachtungen anzustellen, die zu dem Schlusse führen, daß die vorhistorischen Erbauer dieser Denkmäler vor etwa 4000 Jahren gelebt haben; daß sie Kabylen (Berberen) waren und zwar von einem arianischen Völkerstamme beherrscht, der von Italien nach Sicilien und von Sicilien nach dem nördlichen Afrika hinübergewandert ist; und endlich, daß die klimatologischen Verhältnisse des Landes, dessen mittlere Temperatur nicht unter 10 Grad (Centigr.) und dessen atmosphärische Feuchtigkeit bedeutend war, dem Boden gestattete, sich mit einer üppigen Vegetation zu bekleiden.

II. Die ältesten Bewohner Algeriens.

Mit Recht galt Afrika bei den Alten für ein geheimnißvolles Land, denn nicht blos war der größte Theil desselben vollkommen unbekannt, sondern auch die meisten seiner Völkerschaften, welche in stetem Verkehr mit den Griechen und Römern standen, hatten wenig Kenntniß von ihrer Abkunft oder von ihrer Geschichte überhaupt. Dies war namentlich der Fall mit dem nördlichen Afrika, wo so viele verschiedene Völker während mehreren Jahrhunderten sich einander abwechselten, bis sie endlich (640 Jahre p. I. C.) von den Arabern unterjocht, sich so mit ihren mohamedanischen Herrschern vermischt haben, daß es heute ziemlich schwer wird, sie von den letzteren zu unterscheiden.

Ein Beispiel davon liefert Algerien, wo sich noch jetzt Spuren eines Volkes, gewöhnlich Kabylen genannt, erhalten haben, über dessen Ursprung viel geschrieben worden ist, ohne daß die verschiedenen Forscher ihre Ansichten allgemein geltend machen konnten, bis es endlich Herrn Ernest Mercier gelang, uns in dieser Hinsicht auf eine genügende Art zu belehren. In seiner wichtigen Geschichte der Ansiedelung der Araber im nördlichen Afrika*) gibt er uns neue und schätzbare Mittheilungen über dieses merkwürdige Volk, geschöpft aus den arabischen Schriftstellern, die er als offizieller, im Dienste der französischen Regierung stehender Dolmetscher besser als ein anderer zu würdigen und zu studiren vermochte.

Herr E. Mercier betrachtet (loc. cit. p. 361) die Kabylen oder Berberen als die ältesten Bewohner von Afrika, wo sie sich heute unter sehr verschiedenen

*) Histoire de l'Etablissement des Arabes dans l'Afrique septentrionale, Constantine, 1879.

Namen verstreut befinden (Berber, Kabyle, Tebu, Immuchar, Tuareg, Cheluh, Chauïa, Mauren rc.); und er entwickelt (p. 375) die Gründe, die ihn berechtigten, sie als Autochtonen zu bezeichnen. Die zwei dem Werke des gelehrten Orientalisten beigefügten Karten stellen graphisch dar die Ausdehnung der Berbern oder Kabylen in diesem Theile von Afrika während den Jahren von 1050 und 1400, und man ist ganz erstaunt zu sehen, daß sogar in der letzten verhältnißmäßig der unserigen ziemlich nahen Epoche, diese lebenszähe und kriegerische Rasse noch den größten Theil Algeriens innehatte, wo sie heute blos zerstreute Brocken bildet. Auch hatte das Studium des inhaltsreichen Werkes von Herrn Mercier mir so viel Interesse für diese merkwürdige Rasse eingeflößt, daß seit meiner Ankunft in Algier ich sehr begierig war, die noch vorhandenen aus dem Schiffbruch geretteten Trümmer näher zu betrachten.

Einer der merkwürdigsten Oerter Algeriens, wo die Kabylen noch eine kleine, aber ziemlich kompakte Gruppe bilden, ist die gebirgige Gegend, in welcher sich die Festung, Fort National genannt, befindet, 120 km östlich von Algier; zugleich ist diese Kabylen-Landschaft sehr interessant ihrer Naturschönheiten wegen, denn sie liegt in dem Gebiete des Djurjura, eines der malerischsten bedeutendsten Gebirgen Algeriens. Ich beeilte mich also, diesen Ausflug auszuführen, noch vor meiner definitiven Abreise aus Algier, das ich nächstens zu verlassen beabsichtigte, um meine Wanderungen im Innern des Landes anzutreten.

Demzufolge brach ich den 11. März 1878 von Algier auf nach dem Fort National. Nachdem wir in die Ebene von Metidja hinuntergestiegen und La Maison Carrée überschritten hatten, fingen wir an, waldige Hügel zu ersteigen. Zwei Stunden von Algier durchfuhren wir das große Dorf Alma. Bis dahin ist die Gegend ziemlich einförmig, aber hier wird sie malerisch, mit mannigfaltiger Vegetation geschmückt: die Zwergpalme ist häufig, die Ulme war mit neuen Blättern bekleidet, aber der weiße Maulbeerbaum war noch ganz entblößt. Obwohl Alma schon im Gebiete des sogenannten Landes der Kabylen (La Kabylie) sich befindet, war in dem Aeußeren der Bevölkerung noch keine besondere Aenderung zu bemerken.

Etwa zehn Stunden von Algier setzten wir über den Fluß Sebau auf einer breiten hölzernen Brücke, und fingen an die Höhe zu ersteigen, auf welcher das Dorf Tizi-Uzun liegt, wo wir übernachteten. Tizi-Uzun hat etwa 500 Einwohner, deren größter Theil Araber sind; diese letzteren, mit Kabylen untermischt, bewohnen hauptsächlich kleine, um das Dorf herum geschaarte Hütten, während die das Dorf selbst bildenden Häuser ganz in europäischer Art eingerichtet, ausschließlich Christen enthalten. Obwohl 650 m hoch gelegen, ist das Klima von Tizi-Uzun ziemlich mild, wie es die meteorologischen Angaben beweisen, die ich dem interessanten Werke der Herrn Haneteau und Letourneux über das Kabylenland*) um so lieber entlehne, als die klimatischen Verhältnisse Algeriens noch sehr wenig bekannt sind, indem zuverlässige Beobachtungen dieser Art blos auf

*) La Kabylie etc., Vol. I, p. 337.

ein paar größere Städte sich beschränken. Folgende sind die Mittelwerthe, die ich aus den in dem erwähnten Werke enthaltenen ausführlichen Tabellen berechnet habe: Jahresmittel: 18,9 (Centigr.); Wintermittel: 9,7; Frühlingsmittel: 17,4; Sommermittel: 28,8; Herbstmittel: 20,2; heißester Monat: Juli (Mittel 30,6); kältester Monat: Februar (Mittel 8,1); größter Unterschied zwischen den thermometrischen Werthen: 41; mittlere jährliche Regenmenge: 985,5 mm; am meisten regnerischer Monat: März (204 mm); trockenster Monat: Juli (0) und August (1,5 mm). Vorherrschende Winde: West, Nord-Ost und Nord.

In der Umgegend von Tizi-Uzun sind die Löwen selten aber der Panther ziemlich häufig. Den Tag vor unsrer Ankunft wurde eines dieser Thiere auf eine ganz unerwartete Art erlegt. Zwei Kabylen-Jäger warfen Steine in das Gebüsch, um die darin sich gern zurückziehenden Eber herauszuscheuchen, als statt eines Ebers ein ungeheurer Panther heraussprang und sich auf einen der Jäger stürzte, den er sogleich niederwarf; glücklicherweise traf die abgefeuerte Kugel eines Gefährten das wüthende Thier am Kopf und rettete den Unglücklichen, der aus tiefen Wunden blutend, mit Mühe nach seine Wohnung getragen wurde. Wir verließen Tizi-Uzun den folgenden Tag (12. März) mit Sonnenaufgang. Der Weg ging ziemlich stark steigend. Die Anhöhen waren mit einem üppigen Pflanzenteppich bekleidet, der von der prächtigen wellig-blättrigen Orchis (Orchis undulatifolia) prangte, deren große runde rosenfarbenen Köpfe sich auf 20 cm hohen Stengeln wiegten.

Das von uns durchwanderte Gebirge ist mannigfaltig gestaltet und reich bewaldet. Mit Ausnahme des Feigenbaumes waren alle Bäume im Begriff, ihre neuen Blätter zu entfalten, besonders die mit Recht benannte frühzeitige Esche (Fraxinus præcox) um deren Stämme kräftige Weinstöcke sich schlängelten, denn die Kabylen bauen fleißig Weinstock und Olivenbäume an, was die sich selbst überlassenen Araber selten thun; auch bildet hier der Olivenbaum dichte Haine, ebenfalls tritt die Opuntia (Opuntia ficus indica) massenhaft auf, besonders in der Nähe der Kabylen-Dörfer, die ziemlich zahlreich sind und in vieler Hinsicht an unsere Dörfer des nördlichen Europas erinnern, indem sie aus Stein erbaut sind mit Ziegeldächern, während bei den Arabern blos Städte Häuser besitzen, denn sonst bewohnen sie Hütten aus Rohr oder Zelte aus Kameelhaar.

Dann und wann erblickten wir zu unserer Rechten den durch grünende Berge verhüllten Djurjura, allein nachdem wir während drei Stunden obwohl ziemlich leicht gestiegen hatten, erhob sich das imposante Gebirge in seiner ganzen Pracht und blieb unseren Blicken offen bis zum Fort National. Wir gingen durch ein großes Kabylen-Dorf, inmitten dessen sich ein in europäischer Art gebautes ansehnliches Haus befand, welches als Schulanstalt für Kabylenkinder diente. Nur erst in einer Entfernung von 10 km, bevor wir dasselbe erreichten, konnten wir das Fort National in der Weite erblicken; zugleich wurde das Gebirge, in dem wir uns schon bis zu einer Höhe von 800 m erhoben hatten, weniger waldig und die weißliche Farbe des von zahlreichen Quarzgängen durchsetzten Gneißes gab der Gegend ein etwas dürres Aussehen. Dessenungeachtet begleiteten uns die

Opuntia und die Olivenbäume, auch traten die Kabylendörfer in großer Anzahl auf, die Gipfel der Berge krönend oder an deren oft abschüssige Abhänge sich klammernd.

Das Fort National (früher Fort Napoléon) ist im Jahre 1857 erbaut, nach einem blutigen Kampf mit dem Kabylenstamme Ait-Iraten, welcher den jetzt von der Feste eingenommenen Raum bewohnte. Die Wichtigkeit derselben hatte sich vollkommen bewährt zur Zeit der allgemeinen im Jahre 1871 ausgebrochenen Empörung, während welcher das Fort Napoléon eine Belagerung von drei und sechszig Tagen von den Kabylen auszustehen hatte, die die ganze Umgegend blockirten und die französischen Dörfer niederbrannten, deren Bewohner theilweise sich in die Festung flüchteten. Die treffliche Wahl dieses strategischen Punktes ist unzweifelhaft, und man könnte mit voller Gerechtigkeit dem Kaiser die Ehre gönnen, einem unter seiner Regierung ausgeführten Werke seinen Namen zu verleihen. Leider ist man in Frankreich nur zu sehr geneigt, den Namen mit der Sache zu verwechseln und man bildet sich ein, einen Beweis von hohem Patriotismus zu geben, wenn man auf den Wänden öffentlicher Denkmäler und Gebäude Namen auslöscht, die historische Thatsachen vorstellen, um sie durch republikanische Prädikate zu ersetzen, die oft ganz und gar nichts vorstellen. Das erinnerte mich an den Tag, wo in einem Augenblick von demokratischer Aufregung ich die in dem Jardin des Plantes versammelte Menge entrüstet sah, auf dem Gitter verschiedene Thiere enthaltender Kammern die Aufschrift Tigre royal statt Tigre national zu lesen.

Das Fort National erscheint in seiner Eigenthümlichkeit nur erst dann, wenn man durch das Thor in dieses so benannte Städtchen hineintritt. Es besteht aus einer schönen Gruppe ansehnlicher weißer Häuser, größtentheils als Kasernen, Militär-Magazine oder Wohnungen für verschiedene Beamte dienend. Allein an die offiziellen Gebäude schließt sich eine Reihe von Häusern, die französische Handelsleute oder Kabylen-Eigenthümer bewohnen, obwohl hier keine wirklichen Kolonisten vorhanden sind. Die Straßen dieses Militär-Städtchens sind regelmäßig und neben den Magazinen und Niederlagen sieht man hier und da Kaffeehäuser, Trinkhäuser und sogar zwei oder drei Wirthshäuser, unter denen das von Bouelli, wo wir abstiegen, nicht schlecht ist.

Die Umgegend des Forts ist ungemein reich an Ebern, von welchen die Offiziere der Besatzung alle Jahre über tausend Stück erlegen. Die Panther sind nicht selten und ihr Fleisch als Leckerbissen geschätzt. Jedoch sind die durch diese Thiere verübten Missethaten so bedeutend, daß die Regierung, um deren Vertilgung zu begünstigen, Prämien ausgesetzt hat, nämlich 80 Franken für jeden getödteten Löwen oder Panther und 5 Franken für einen Eber.

Es war noch ziemlich kalt in dem Fort National, wo der Winter rauh und der Schnee häufig ist. Demungeachtet, ein paar hundert Meter unterhalb des Forts, dessen Höhe 961 m beträgt, gibt es wohlbeschützte Thäler, deren Klima mild genug ist, um den Kabylen zu gestatten, dort Orangebäume zu ziehen und sogar gute Früchte zu gewinnen. Was das Fort National selbst betrifft, so will ich folgende meteorologische Data (in Centigramm) anführen, die ich dem schon

erwähnten Werke der Herrn Haneteau und Letourneux entlehne: Jahresmittel: 15,1; Sommermittel 23,5; Wintermittel 7,9; Frühlingsmittel 12,9; Herbstmittel 16,9); heißester Monat: August (Mittel 25,9); kältester Monat: Januar (Mittel 0,8); mittlerer Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum während vier und zwanzig Stunden 13,3; Maximum im Juli und August 36,8 und 37. Die Minima im Januar, Februar und März fallen selten 3 Grad unter den Gefrierpunkt. Regentage im Jahre 101, Schneetage 17. Jährliche mittlere Menge des gefallenen Regens 1,12 m; regenreichster Monat: Februar (187 mm), trockenster Monat: August (3 mm). Herrschende Winde: West-Nord-West; der seltenste blos im Januar wehende: West-Süd-West.

Zur Zeit meines Besuches zählte die Besatzung nicht über 1500 Mann, was aber in dem Zustande von Machtlosigkeit, in welchen die Kabylen seit ihrer letzten schrecklichen Niederlage sich befinden, allen Erforderniſſen vollkommen entspricht. Das unter der Verwaltung des Festungs-Kommandanten stehende Gebirgsland enthält eine Kabylen-Bevölkerung hinlänglich stark, um in dringenden Umständen 30,000 Mann streitbarer Truppen zu liefern.

In einer gewissen Entfernung gesehen, unterscheidet sich der Kabyle vom Araber gar nicht: derselbe weiße Burnus, dieselben Schuhe (wenn welche vorhanden sind), dieselbe Haltung und Gang. Aber in der Nähe betrachtet, bieten die beiden Völker bedeutende Abweichungen von einander, sogar ohne die Verschiedenheit der Sprachen zu berücksichtigen, indem die der Kabylen mit der arabischen gar nicht übereinstimmt, obwohl sie die letzte gut verstehen und wahrscheinlich als ihre eigene Muttersprache einst annehmen werden. Der Bart und die Haare des Kabylen sind oft blond oder rothgelb, obwohl man die Farbe des letzten blos bei den Frauen und Kindern zu beurtheilen vermag, indem die Männer sich den Kopf scheeren, welchen sie mit einer schwarzen ledernen Kappe, selten mit dem rothen Fez bedecken. Mehrere von ihnen tragen Beinkleider und schützen sich gegen die Sonne durch einen roh gearbeiten Strohhut in Gestalt eines konischen Thurmes mit ungeheuren herabgeschlagenen Rändern, eine Kopfbedeckung, die allen mohamedanischen Völkerschaften ganz fremd ist, und gewiß aus dem grauesten Alterthume stammt. Die Frauen verschleiern nicht ihr Gesicht, was den Anschauern herzlich wenig nutzt, denn es gibt unter ihnen sehr wenig hübsche, obwohl die Augen ausdrucksvoll sind. Der Mangel an äußerer Schönheit mag wohl den harten, erschöpfenden Arbeiten zugeschrieben werden, die man den Kabylenfrauen aufbürdet, und die sehr früh alle Jugendfrische vertilgen, den alten Frauen ein so gräßliches Aussehen gebend, daß man die Abwesenheit des Schleiers nur bedauern kann. Uebrigens sind die Kabylen viel thätiger und arbeitsamer als die Araber, und besitzen wie die letzteren merkwürdige linguistische Fähigkeiten, die man häufig Gelegenheit hat zu bewundern, nicht blos bei den im Dienste der Christen stehenden Individuen, sondern auch bei den zahlreichen Vagabundenkindern, die sich im Fort National herumtummeln und durch die stete Berührung mit den Soldaten der Besatzung zu wirklichen französischen G a m i n s verwandelt werden.

Der ziemlich bedeutende, zu dem Fort National gehörende Bezirk wird ausschließlich von dem Kommandanten der Festung verwaltet, mit Hülfe eines arabischen von dem letzten ernannten Kaïds, der aber keinen Antheil in Gerichtsangelegenheiten hat, sodaß blos französische Beamte die Gerechtigkeit leiten und die legalen Strafen ausführen; ein Zustand der Dinge, der allen Bedürfnissen der Kabylen vollkommen entspricht, und dessen Beibehaltung noch während einer gewissen Zeit im Interesse sowohl von Frankreich als der Kabylen ist.

Die Aussicht, die man von der Plattform des von dem Kommandanten bewohnten Hauses (in der Festung) genießt, ist wirklich bezaubernd. Der noch in seiner silbernen Wintertracht glänzende (12. März) Djurjura ist vom Fort durch einen etwa 15 km betragenden Raum getrennt, den mehrere dem Djurjura größtentheils parallel laufende, von grünenden Rinnen und Thälern ausgefurchte kleine Bergketten ausfüllen, während der Djurjura selbst den Hintergrund des Gemäldes bildend, sich als eine weiße riesenhafte, mannigfaltig ausgezackte und gezahnte Mauer erhebt. Die Gesammtheit des Bildes erinnerte an gewisse grandiose Panoramen der Schweizer Berglandschaften, aber mit dem großem Unterschiede zu Gunsten der algerischen, daß dieselbe durch den Glanz des südlichen Himmels und der ihm gebührenden Vegetation gesteigert ist, indem in den unteren Regionen der Gebirge Opuntia- und Olivenhaine in anmuthigen Umrissen auftauchen.

Ich habe sehr bedauert, daß weder das Wetter noch meine Zeit es mir gestatteten, das Innere des Djurjura zu untersuchen, ein während der Sommer- und Herbstmonate in allen seinen Theilen leicht zugängliches Gebirge, dank den zahlreichen Pässen, die es durchschneiden. Obwohl die Erforschung dieses schönen Gebirgslandes noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, sind doch die dort angestellten Beobachtungen, besonders in botanischer Hinsicht, von großem Interesse, wie es die in dem obenerwähnten Werke der Herrn Haneteau und Letourneux zusammengestellten Hauptresultate beweisen, von denen ich hier blos die folgenden anführen will.

Es lassen sich zwei scharf geschiedene Vegetationszonen in dem eigentlich sogenannten Djurjura unterscheiden, eine Gebirgskette, die in gerader Linie eine Länge von 40 km hat und deren Kulminationspunkt, Lalla Khadidja genannt, sich bis zu 2308 m erhebt, eine Höhe, die indessen nicht viel mehr beträgt, als die des Pic Arzu Guyan (2209 m), des Aïzer (2066 m) und des Pic d'Aiguilles (2066 m); alle übrigen Gipfel schwanken zwischen 1150 und 1200 m.

In der unteren Zone sind 77 charakteristische Arten, und in der oberen 67 nachgewiesen. Unter den Arten der zwei Zonen sind sieben neu und dem Djurjura eigenthümlich, und sieben andere, obwohl außerhalb Algeriens bekannt, sind in diesem letzten Lande blos auf dem Djurjura vorhanden. Endlich sind dem Djurjura 18 Arten gemein mit dem Berg Tabor und 13 Arten mit dem Aurèsgebirge. Uebrigens bilden die auf dem Djurjura nachgewiesenen 144 Arten blos einen kleinen Theil der in der gesammten großen Kabylie (la Grande Kabylie) vorhandenen, eine zwar nicht beträchtliche Gegend, indem deren Ausdehnung so ziemlich der des Distrikts von Dellys entspricht; und doch zählt die Flora der sogenannten großen Kabylie nicht weniger als 1247 Arten, die die Herren Haneteau

und Letourneux angeben; in dieser Enumeration drückt die geringe Anzahl der Farren (blos 18 Arten) einen für die Flora Algeriens überhaupt höchst charakteristischen Zug aus, in welcher diese Familie sehr schwach vertreten ist.

Der Feigenbaum und die Pinus maritima fehlen dem Djurjura, aber man sieht dort Gruppen von Cedern zwischen den Höhen von 1200 und 1300 m. Der Oelbaum erhebt sich bis zur Höhe von 1100 m.

Unter den geologischen von den Herren Haneteau und Letourneux nachgewiesenen Erscheinungen ist die interessanteste: das Vorhandensein der Nummulitenformation auf dem höchsten Punkt der Kette (Lalla Khadidja 2308 m); dies ist eine wichtige Thatsache, denn sie beweist die ziemlich recente Erhebung des Djurjura, die blos während der mittleren Tertiär-Periode (Miocäne) stattfinden konnte, etwa in derselben Epoche, wie die Erhebung der Schweizer Alpen. Unterdessen erscheint es, daß zur Zeit seiner Erhebung aus dem Miocänenmeere der Djurjura nicht seine heutige Höhe besaß, und daß er dieselbe erst in der quartären Periode erreichte, indem mächtige Ablagerungen dieses letzten Zeitalters den südlichen Abhang des Gebirges bekleiden.

Was die die Gegend des Fort National bildenden Granite, Gneiße und Glimmerschiefer betrifft, so wechseln diese gewiß primären Felsarten mit weißen Kalksteinen von muscheligem Bruch, eine Menge Krystalle von Schwefeleisen enthaltend; diese Kalksteine frisch angeschlagen, verbreiten manchmal einen stinkenden Geruch.

Während meines kurzen Aufenthalts im Fort National konnte ich mir schwerlich einen richtigen Begriff von der Flora desselben machen. Sie erinnerte mich an die der höheren Punkte der Umgegend von Algier, wo jedoch die Sträucher von Ulex africanus mir viel seltener zu sein schienen, als auf den Felsen des Fort National; außerdem fand ich auf den letzten eine Menge der schönen und seltnen Saxifraga atlantica.

Während der heißen Sommermonate ist das Fort National ein höchst angenehmer Aufenthaltsort, bei weitem den gepriesenen Schweizer Chalets überlegen, wo man kühle Luft mit Regen und oft Schnee und Hagel zu bezahlen hat. Aber in der Jahreszeit, in der wir uns befanden, hatte der Nordwind die Temperatur so erniedrigt, daß Ausflüge in das Gebirge nicht mehr angenehm waren; deshalb mussten wir die Besuche aufgeben, die wir beabsichtigten, gewissen Kabylen-Dörfern abzustatten, die in dem Lande durch ihre Töpferarbeiten berühmt sind, von welchen wir mehrere höchst zierliche und originelle Proben in dem Fort National erhalten hatten und mit so vielen anderen Gegenständen von Algier aus nach unserer Wohnung in Florenz absandten. Jedenfalls nahmen wir mit Vergnügen den uns vom Kommandanten gemachten Vorschlag an, ein in der Nähe des Forts gelegenes Dorf zu besuchen, um wenigstens einen Begriff von dem Innern der Kabylenhäuser zu erhalten.

Wir bestiegen also unsere Pferde den 13. März an einem schönen, jedoch recht kühlen Morgen, um uns in das Dorf Dedort uffilà zu begeben, auf dem Gipfel eines Hügels, etwa eine Stunde nördlich vom Fort gelegen. Wir durch-

ritten einen sehr guten, von den Franzosen angelegten Weg längs den Abhängen der welligen Anhöhen, die die Vorberge des Djurjura bilden. Die Gegend war mit Kermès-Eichen und Korkeichen, sowie mit Sträuchern von Genista, Spartium etc. bekleidet. Hier und da erschienen einige Weingärten, aber keine Olivenbäume, die die hiesigen Winter nicht vertragen, indem der Schnee manchmal zwei Wochen lang auf dem Boden liegen bleibt.

Das Dorf, zu welchem wir auf einem bequemen Pfad hinaufstiegen, besteht aus etwa sechszig Häusern, ungefähr 200 Einwohner enthaltend. Der Kaïd mit einem blendendweißen Burnus bekleidet, erwartete uns am Eingange des Dorfes. Es war ein sehr schöner Mann, dessen Benehmen und Sprache jene harmonische Vereinigung von Höflichkeit und Würde darbot, die den Orientalen überhaupt in einem den Europäern unerreichbaren Grad eigen ist. Er führte uns sogleich an den höchsten Ort des Dorfes, der eine prachtvolle Aussicht auf den Djurjura gewährt; dann bot er uns in seiner mit orientalischer Einfachheit möblirten Wohnung ein halb arabisches, halb europäisches Frühstück an. Das nationale Element war durch Kußkuß (Maismehl in Butter geröstet), gebratenes Hammelfleisch und Kuchen mit Honig vertreten; Messer und Gabeln repräsentirten Europa, aber nicht Wein, denn kein arabischer Beamter würde denselben in seiner eigenen Wohnung und in Gegenwart seiner Glaubensgenossen dulden, obwohl er es gerne in einem christlichen Hause annimmt. Nach dem Frühstücke begleitete unser liebenswürdiger Amphytrion meine Frau in seinen Harem. Die Vielweiberei, zwar dem Islamismus eigen, dessen Anhänger übrigens die Kabylen nur sehr lau und frei von Fanatismus und Unduldsamkeit sind, findet bei ihnen nur selten statt; auch enthält ihr Harem blos eine Frau, die mit ihr erzeugten Kinder und einige Verwandte der beiden Gemahle. Um uns gleichfalls einen Beweis des zwischen den arabischen und ihren eigenen Sitten und Grundsätzen vorhandenen Unterschiedes zu geben, gestattete mir der Kaïd den Eingang in den Harem eines minder vornehmen und reichen Kabylen, einen allerdings sehr bescheidenen Harem, aus seiner Frau, seinen zwei Schwestern und Mutter bestehend. Diese an der Stirn absonderlich tatuirten und die Arme mit schweren silbernen Ringen beladenen Damen begrüßten mich mit einem ganz korrekt ausgesprochenen französischen bon jour, Monsieur und mit kräftigen shake-hands, die den rüstigsten John Bull Ehre machen könnten. Die kleine Stube enthielt alle Hausgeräthe und stand in Verbindung mit einem den Hausthieren, nämlich: Kuh, Schafen und Geflügel bestimmten Raume; eine an der Decke angebrachte Oeffnung diente zum Hinaustritt des Rauches von dem in der Mitte der Stube sich befindenden Heerde.

Den 14. März verabschiedeten wir uns von dem Kommandanten, Oberst Carry und seiner liebenswürdigen Frau, deren rastlose Gastfreundschaft unseren Aufenhalt im Fort National so belehrend als angenehm gemacht hatte, und kehrten nach Algier zurück, dem schon eingeschlagenen Wege folgend und in Tizi-Uzun ebenfalls übernachtend.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anatomie.

Anatomie der Wirbelthiere.

Mit nicht geringer Aufmerksamkeit richten sich die Blicke unserer heutigen Morphologen auf den Bau der menschenähnlichen (anthropoiden, anthropomorphen) Affen. Ehlers in Göttingen hat Gelegenheit gehabt, die in Salz aufbewahrten Cadaver eines erwachsenen weiblichen und eines ganz jungen männlichen Gorilla, sowie den frischen Cadaver eines fast erwachsenen weiblichen Chimpansen zu zergliedern. Die Resultate dieser Untersuchung sind in dem 28. Bande der Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen veröffentlicht worden. Außer einer Reihe dankenswerther vergleichender Messungen führt uns Ehlers zunächst die Kopf- und Gesichtsmuskulatur des Gorilla vor. Verglichen mit der Muskulatur des menschlichen Gesichtes zeigte sich die gleiche Bildung der Anthropoiden um die Augen her schwach, an Nasenflügeln und Lippen aber stark. Für die mimischen Bewegungen entsteht durch die ungleiche Entwickelung der Muskeln und die dem entsprechend ungleiche Stärke in den Bewegungen der verschiedenen Theile der Gesichtshaut jene Form des Ausdrucks, die man von den Verhältnissen des menschlichen Antlitzes und seiner Bewegungen ausgehend als Grimmasse bezeichnet und die hier in der geringen Bewegung des Augenabschnittes des Gesichts und in den großen, mannigfaltigen Bewegungen des Untergesichts, ganz besonders der Lippen, ihre Entstehung findet. In der Mundhöhle des Gorilla und Chimpanse ließen sich Falten der Schleimhaut von auffallender Bildung erkennen, denen beim Menschen nur winzige Fältchen entsprechen.

Nachdem zuerst Gegenbaur die Gaumenfalten im Jahre 1878 in den Bereich seiner Beobachtung gezogen, haben ihnen bei den großen Affen Bischoff und nun auch Ehlers ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Falten, so unregelmäßig sie auch sein mögen, gewinnen dadurch ein besonderes Interesse, daß sie an die oftmals sehr entwickelten und complicirten Gaumenfalten der Säugethiere (Nager, Fleischfresser, Wiederkäuer u. s. w.) erinnern.

Sehr interessant sind die von den Angaben anderer Autoren abweichenden Darstellungen der Kehlsäcke des Gorilla und Chimpanse, häutiger Gebilde, welche sich von den Morgagniichen Taschen des Kehlkopfes aus fortsetzen. (S. 48—64.) Daß diese Säcke auf die Stimmbildung der großen Affen einwirken, hat Referent selbst an den z. Z. recht tiefen, kollernden Tönen erkannt, welche solche Thiere mit Hülfe der sehr dehnbaren Säcke hervorbringen können und welche immer an ähnliche vom neuholländischen Kasuar hervorgebrachten Töne erinnerten.

Ehlers beschreibt auch die dem Referenten schon früher durch Dr. O. Hermes bekannt gewordenen Menstruationserscheinungen an einem fast erwachsenen weiblichen Chimpanse (des zoologischen Gartens zu Hamburg), welche, verbunden mit Schwellung und Röthung der äußern Geschlechtstheile, den an Pavianen und Schweinsaffen (Macacus) beobachteten periodischen Vorkommnissen analog zu sein schienen.

Die Anatomie der Fische hat uns in letzter Zeit mit mehreren werthvollen Arbeiten bereichert. Obenan stehen hier Dr. C. Sachs Untersuchungen am Zitteraal (Gymnotus electricus) nach seinem Tode bearbeitet von E. du Bois Reymond und mit zwei Abhandlungen von Prof. G. Fritsch versehen.*) Dr. Sachs, ein talentvoller junger Forscher, wurde auf Prof. Du Bois-Reymond's Anregung im Jahre 1876 Seitens der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in die Llanos von Calabozo in Venezuela gesendet, um die hier von Humboldt zuerst betriebenen Untersuchungen des Baues und der Lebenserscheinungen am Zitteraal wieder aufzunehmen und, von allen Hülfsmitteln moderner Wissenschaft unterstützt, weiter fortzuführen. Mit welchen Erfolgen sich Sachs dieser Aufgabe unterzogen hat, bezeugen die von Du Bois-Reymond veröffentlichten Reisebriefe des Forschers**) ferner dessen Reisewerk: Aus den Llanos***), sowie endlich das vorliegende hervorragende Buch. Im Begriff all das reichliche auf der Reise durch Venezuela gesammelte Material zu sichten und einer genauen Ausarbeitung zu unterwerfen, starb Dr. Sachs im August 1878 auf einer Vergnügungsreise in den Tiroler Alpen gelegentlich eines jähen Sturzes vom Berge Cevedale. Mit ihm ging leider die wissenschaftliche Frucht seiner Reise größtentheils verloren. Zu einem beabsichtigten Werk über den Zitteraal fand sich, wie wir aus Du Bois-Reymonds Nekrolog des Verunglückten erfahren, unter den Papieren des letzteren kein Manuskript vor. Aus hinterlassenen Tagebuchnotizen, aus den schon vor Sachs' Tode veröffentlichten Arbeiten desselben, nach dessen meist nur skizzirten Zeichnungen und zur makroskopischen, wie zur mikroskopischen Untersuchung conservirten Präparaten schuf Sachs' Lehrer, E. Du Bois-Reymond, die oben erwähnten Arbeiten, Zeugen treuer Pietät. Bei ihnen hat freilich das eigene Talent des Altmeisters der Nerven- und Muskelphysik, seine glänzendsten Seiten in wissenschaftlicher Methodik, klarer Darstellungsgabe und stylistischer Vollendung entfaltet. Das Sachs'sche Buch macht uns mit der äußern Beschreibung des Zitteraales, mit der Länge, dem Gewicht einiger Exemplare, mit den Wachsthumsgesetzen des Thieres, mit seiner gröbern und feinern Anatomie, mit seinem von Sachs sogenannten neuen elektrischen Organ, mit seinem Rückenmark und mit der Chemie des Zitteraal-Organs bekannt. In einem zweiten Abschnitt schildert uns Verfasser das Vorkommen, den Fang, die Athmung, das Verhalten in der Gefangenschaft, die Bewegungen, die Nahrungsaufnahme, den Transport und die Fortpflanzung des Thieres. In einem dritten elektrophysiologischen Abschnitt lernen wir die Wirkung des Zitteraalschlages, nebst vergleichenden Prüfungsversuchen, Reizversuche am Organ des Thiers unter verschiedenen Bedingungen, die Erscheinungen am ermüdeten und absterbenden Organ, die elektrische Immunität des Zitteraals, sowie theoretische Vermuthungen des Verfassers betreffend den Mechanismus des Zitterfischschlages kennen.

---

*) Leipzig 1881, 446 S., 8.

**) Archiv für Physiologie, Leipzig 1877.

***) Leipzig 1879.

Humboldt hatte in seiner beredten poesievollen Weise den Fang der Zitteraale in den Sümpfen der Llanos beschrieben, wie man Maulthiere und Pferde in das Wasser jagt, die Fische zur Entladung ihrer elektrischen Organe reizt, bis sie matt werden und dann unschwer mittelst der Harpunen gefangen werden können. Sachs hat diesen Kampf der Einhufer mit den elektrischen Fischen nicht wahrnehmen können und hat die von Humboldt beschriebenen Sümpfe, an denen das Schauspiel sich vollzogen haben sollte, bereits trocken gefunden. Du Bois-Reymond ist der Ansicht, daß der Darstellung Humboldt's ein einmaliger, vielleicht von einem erfinderischen Kopf ersonnener Vorgang zu Grunde gelegen haben möge. Es ist nun Sachs unter der thätigen Beihülfe intelligenter und schneidiger Llaneros gelungen, bei Calabozo und später an anderen Stellen eine Anzahl selbst lebender Zitteraale zu erhalten, sie z. B. zu zergliedern und mit andern Exemplaren den freilich mißglückten Versuch zu unternehmen, sie lebend nach Europa überzusiedeln, um sie hier noch weiter untersuchen zu können. An der Hand der Sachs'schen Tagebücher, unter Prüfung der Angaben früherer Forscher und unter selbstständiger Zergliederung conservirter Zitteraale ist es Du Bois-Reymond und Fritsch gelungen, ein größtenteils befriedigendes Bild der Anatomie dieser Geschöpfe zu gewähren. Der Zitteraal, dessen allgemeiner Bau nach Fritsch an denjenigen unseres Welses erinnert, besitzt einen aus dem dreitheiligen und dem herumschweifenden Nerven hervorgehenden Seitennerv von beträchtlicher Dicke und tiefer Lage an der Grenze zwischen den Körpern und Bögen der Wirbel der Wirbelsäule. Wenn man den Nerven frei präparirt und aufhebt, so erkennt man die in den Zwischenräumen der Querfortsätze der Wirbel verlaufenden elektrischen Nerven. Es ist nun unentschieden geblieben, ob der Seitennerv Bewegungsfasern enthalte oder nicht. Die elektrischen Organe des Thiers behaupten nach Fritsch' Untersuchungen in morphologischer Hinsicht einen merkwürdigen Rang. Dem Zitteraal fehlt nämlich der unterste Seitenmuskel. An seine Stelle treten aber die großen elektrischen Organe. Schon seit Hunter hatte man dem Zitteraale ein großes und ein kleines Paar elektrischer Organe zugeschrieben. Beide Organe beginnen jederseits vorn genau oberhalb des Anfangs der Afterflosse, das kleine zugespitzt, das große alsbald in mächtiger Entfaltung. Hinten enden sie an der Schwanzspitze oder in deren Nähe. Zwischen dem großen und kleinen Organ findet sich eine quergestreifte, von Du Bois-Reymond sogenannte Zwischenmuskelschicht*). Die Zitteraalorgane im Allgemeinen enthalten derbere, im Allgemeinen der Axe des Thieres parallel verlaufende nicht miteinander verschmelzende Längsscheidewände, zwischen denen zartere dicht gedrängte Querscheidewände sehr enge Fächer bilden. In diesen sind die elektrischen Platten frei aufgehängt. Diese haben warzenartige Auswüchse, Papillen, unter denen dickere, stumpfere und spitzere, dornige, welche letzteren nach Du Bois-Reymonds Vermuthung vielleicht die Substanz der Platte

*) Auch Jobert de Lamballe (Les appareils des poissons électriques, Paris 1858, p. 66) spricht von einer das große und das kleine Organ trennenden Muskelschicht, welche ihm als Zusammendrücker der elektrischen Organe, als Motor der Haut und der Bauchflosse zu dienen scheint. (Refer.)

mit den Haarblutgefäßen der Fachscheidewand in Verbindung setzen. Die Papillen enthalten an ganz frischen Präparaten sternhaltige, strahlige Zellen, deren Fortsätze die Substanz der Papille durchziehen. Wie die elektrischen Platten an die Längsscheidewände befestigt sind, bleibt unentschieden. Die elektrischen Nerven treten mit hügelartigen Wölbungen an die punktirte oder gestrichelte Platte. „Das Bild", sagt Sachs selbst, „ist ein wechselndes, bald mehr an die Kühne'sche Platte, bald mehr an das M. Schultze'sche Netz erinnernd." Sachs hat ein netzwerkartiges Continuum nicht mit Bestimmtheit zu erkennen vermocht, wiewohl er sich später mehr der Ansicht zuzuneigen schien, als sei ein terminelles (Trug-) Netz aus Endzweigen vorhanden. Sachs hat dann beim Zitteraal noch ein sogenanntes neues Organ beschrieben, welches im Allgemeinen über der hintern Fläche des großen Organs liegt und ganz hinten schließlich das letztere verdrängt. Eine feste anatomische Grenze desselben fehlt jedoch. Nur sieht man, daß das erwähnte Gebilde dunkler, gelbgrau, röthlich, nicht hell, nur milchglasartig wie die andern Organe erscheint. Die Längsscheidewände des „neuen Organs" verschmelzen vielfach mit einander sowohl der Länge wie der Quere nach. Auch sind die Fächer jenes Theils zehn bis zwanzigmal weiter als gewöhnlich. Die elektrischen Platten der weiten Fächer sind vorn mit riesigen, bizarr geformten, sehr spitzen, zottenähnlichen Papillen besetzt, die viel Kerne, d. h. die Reste von Sternzellen enthalten. An den hinteren Flächen sind die Platten reichlich mit Nerven besetzt. Du Bois-Reymond ficht die Selbstständigkeit des neuen Organs (welches auch Referent schon vor 20 Jahren an Weingeistpräparaten gesehen und gezeichnet hat, ohne es als etwas Besonderes deuten zu können an) und bezeichnet dasselbe lieber als Sachs'sches Säulenbündel.

Die von Fritsch bearbeiteten Anhänge behandeln das Gehirn und Rückenmark, sowie die vergleichende Anatomie der elektrischen Organe des Zitteraals. Es ist hier nicht möglich in den reichen Inhalt dieser gediegenen Abhandlungen näher einzugehen. Ich will daraus hier nur einige interessante Punkte hervorheben.

1. Es ist beim Zitteraal noch ein gewisser Rest des untersten Seitenmuskels vorhanden, welchem die Zwischenmuskelschicht der elektrischen Organe entspricht, dieser Rest legt sich aber nicht als trennende Schicht zwischen die elektrischen Organe, sondern schließt sich dem großen Organe eng an. 2. Die eigentlichen Träger der Nervenendigungen an der elektrischen Platte des Zitteraals sind die (oben erwähnten) Dornpapillen, an welche relativ grobe Verlängerungen der Axencylinder herantreten. Das im hintern Fachraum befindliche, kernreiche Gewebe besteht aus den in Netze aufgelösten Scheiden der elektrischen Nerven. Referenten erinnert dies an das von ihm selbst in Afrika beobachtete und schon vor Jahren beschriebene Herantreten der elektrischen Nerven an die elektrischen Platten beim Zitterwels. 3. Glaubt Fritsch, daß die elektrischen Platten des Zitteraales aus embryonalen Anlagen der Muskelfasern (Muskelprimitivbündel) hervorgehen. Zahlreiche Holzschnitte und sehr schöne lithographirte Tafeln begleiten das Werk.

An letzteres schließen sich die von G. Fritsch in Aegypten angestellten

neuen Untersuchungen an elektrischen Fischen, über welche Du Bois-Reymond in dem Monatsbericht der Preuß. Akademie der Wissensch. zu Berlin vom 22. Dec. 1881, S. 1149 ff. sich äußert. Nach Fritsch's Beobachtungen gehört das elektrische Organ des Zitterwelses (Malapterurus electricus) dem Hautsystem des Thiers an. Der elektrische Nerv darf als dem seitlichen Bauchast des dreitheiligen Nerven homolog gedeutet werden. Die elektrischen Platten des Malapterurs sind wahrscheinlich verwandelte Hautschleimzellen. Die von Bilharz am Zitterwels beschriebene Riesenganglienzelle des Halsmarkes sendet von ihrem feingranelirten Körper nicht einen (Deiters'schen) Axencylinderfortsatz aus, wie früher angenommen wurde, sondern mächtige Protoplasmafortsätze, welche meist unter baldiger Verästelung eine Art Mantel oder Geflecht um die Zelle etwa im Abstand ihres mittlern Durchmessers bilden. Aus diesem Geflecht entsteht durch Verschmelzung einer größern Anzahl von Fortsätzen die elektrische Nervenfaser. Das bisher sogenannte pseudoelektrische Organ der Nilhechte (Mormyrus) ist ein wirklich-elektrisches, welches fühlbare Schläge ertheilt.

Vortreffliche Untersuchungen über den Bau der Wirbelsäule der Knorpelfische und einen Versuch, hierauf das natürliche System derselben zu begründen, verdanken wir dem Breslauer Anatomen C. Hasse.*) Nachdem der Verfasser gegenüber der Frage von dem Bau der Bindesubstanzen im Allgemeinen Stellung genommen, spricht er sich über das Wesen des Knorpels insbesondere aus. Er sagt: „Der Knorpel ist eine Bindesubstanz, bestehend aus Bindesubstanzzellen und einer festen Chondrin**) gebenden Grund- oder Zwischenzellsubstanz, welche letztere aus durch eine Kittsubstanz gleichmäßig mit einander verbundenen Fäserchen zusammengesetzt ist. Alsdann erfolgt eine Darstellung des Aufbaues der feinern und gröbern Elemente der Wirbelsäule bei den Chimären, Haien und Rochen.

Hasse zieht auch palaeontologische Befunde in den Bereich seiner fleißigen Untersuchungen. Er gibt in dem vorliegenden Heft eine detaillirte Darstellung des Baues der Wirbelsäule bei den Kleinmäulern (Chimaeren), den Grauhaien, Grönlandshaien und Dornhaien (Scymnus, Echinorhina, Spinax, Acanthias). Wir erwarten mit Spannung die weitere Fortsetzung dieses Werkes, und verschieben unser Urtheil über die Aufstellung eines natürlichen Systems dieser Thiere durch den Autor selbstverständlich bis zur Beendigung des Ganzen.

Gustaf Retzius, dieser fleißige und erfolgreiche Stockholmer Anatom, lieferte ein Prachtwerk über das Gehörorgan der Wirbelthiere***), welches sich würdig seinem großen Buch über die Anthropologie der Finnen†) anreiht, mit welchem letzteren er vor einigen Jahren die Wissenschaft bereichert hatte. Vor uns liegt der erste starke, über das Gehörorgan der Fische und Amphibien handelnde Band. Der erwähnte Sinnesapparat setzt sich bei den Fischen im Allgemeinen

*) Das natürliche System der Elasmobranchier auf Grundlage des Baues und der Entwicklung ihrer Wirbelsäule. Besonderer Theil. I. Lieferung. mit XII Tafeln. Jena 1882.

**) Knorpelleim.

***) Stockholm 1881. Fol.

†) Finska Kranier. Stockholm 1878. (In schwedischer und französischer Sprache).

aus dem den Gehörstein (Otolith) enthaltenden Sack, aus dem Vorhof und aus den halbzirkelförmigen Kanälen mit ihren Erweiterungen (Ampullen) zusammen. Otolithensack und Vorhof sind bald von einander getrennt, bald stehen dieselben mit einander in offener Verbindung. Die Zahl der halbzirkelförmigen Kanäle, die Ausbildung der Ampullen und manche andere anatomische Einzelheiten unterliegen bei diesen Thieren mannigfaltigen Verschiedenheiten. Das ganze Gehörwerkzeug liegt entweder frei in der Fettmasse eines Abschnittes der Schädelhöhle oder es wird wie bei Rund- und Quermäulern von festerer Knorpelsubstanz eingeschlossen.

Retzius beginnt in dem erschienenen Bande mit einer sehr genauen Beschreibung des Gehörapparates der Rundmäuler, d. h. der Blindwühlen und Neunaugen und er endet mit dem Gehörorgan der Anuren, d. h. froschartigen Amphibien. Bei diesen und den schon vor diesen abgehandelten Urodelen oder salamanderähnlichen Amphibien ist das Gehörorgan etwas complicirter als bei den Fischen gebaut. Es liegt bei jenen in einem Felsenbein und schließt sich den bei den Fischen bekannten Elementen unter den Batrachier noch eine Pauken- oder Trommelhöhle an. Diese communicirt durch einen der Ohrtrompete entsprechenden Kanal mit der Maulhöhle. Öfter ist ein Trommelfell vorhanden, welches durch einen säulen- und einen plattenförmigen Knorpel mit dem eirunden Fenster des Vorhofes in Verbindung steht. Auch Rudimente einer Gehörschnecke will man bei den Fischen und Fröschen wahrgenommen haben. Selbst eine Wasserleitung des Vorhofes hat man beschrieben. Der Gehörnerv der Fische erstreckt sich in den Otolithensack und in die Ampullen der halbcirkelförmigen Kanäle hinein. Wie der Nerv hier endet ist noch streitig. Die meisten Forscher neigen sich jedoch der Ansicht zu, daß die sich theilenden und auseinander begebenden Fäserchen des Nerven sich mit gewissen eigenthümlichen Nervenepithelzellen direct verbinden. Zwischen den Nervenepithelzellen finden sich noch isolirte, Stütz- oder Faden-, d. h. eigentliche Epithel- oder Deckzellen. Retzius bemerkt beim Hecht (S. 92): „Trotz aller Bemühungen konnte ich das Ende der feinen varicösen Nervenzweige und den so sehr wahrscheinlichen, ja fast unzweifelhaften Zusammenhang mit dem unteren Ende der Haarzellen (Nervenepithel) nicht finden.“ Referent, welcher sich selbst mit dem feineren Bau der Gehörwerkzeuge der Fische, neuerdings auch der Knorpelfische, beschäftigt hat, hält den behaupteten Zusammenhang aller der stäbchen-, haar- oder zahnförmige Endglieder tragenden Zellen mit dem Gehörnerven nicht für erwiesen.

Retzius' Arbeit ist einestheils durch die klare, lichtvolle Darstellung und durch eine vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache, anderntheils durch die artistische Ausstattung ausgezeichnet.

Ueber die Brustflossenmuskeln einiger Fische sprach Referent unter Vorlegung zahlreicher farbiger Originalzeichnungen in der Novembersitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin*). Die Beschreibungen verschiedener Reisender über das an die froschartigen Amphibien erinnernde Verhalten im

*) No. 9 der Sitzungsberichte pro Jahrgang 1881, S. 150 ff.

Trocknen eines den Meergrundeln verwandten Fischchens der Tropenmeere, des Periophthalmus Koelreuterii, veranlassten mich, einige mir aus Madagascar zugegangene Exemplare des Thiers sowie andere Fische auf die Natur ihrer Brustflossen zu untersuchen. Es wurden an diesen bald einfach, bald complicirt gebauten Bewegungswerkzeugen der *Periophthalmus* und an denjenigen der Armflossen (Pediculati) recht zusammengesetzte, an die Muskulatur der oberen Gliedmaßen höherer Wirbelthiere erinnernde Muskeln aufgefunden. Diese ermöglichen es, einen völlig gliedmaßenartigen Gebrauch von den Brustflossen zu machen, diese Theile abzuziehen, emporzuheben, zu spreizen, zusammenzulegen, auszubreiten, zu strecken und zu beugen, sie vorwärts und auswärts zu drehen. Die Flossen können daher, wie es auch bei Periophthalmus schon so häufig beobachtet worden, beim Kriechen und Emporrichten am Strande, beim Hüpfen u. s. w. gebraucht werden. Bei dieser Fischart und bei dem Froschfisch (*Chironectes*) zeigen selbst die Bauchflossen eine die Aus- und Einwärtsstellung, die Ausspreizung und Zusammenfaltung derselben ermöglichende Muskulatur. Bei den Pediculaten ist übrigens auch das Schultergerüst mit einem die Bewegungen der Brustflossen unterstützenden Muskelapparat versehen, namentlich an den ziemlich eigenthümlich gebaueten Rabenschnabel- und Schulterblattknochen dieser Thierformen. Der Fischteufel (Lophius piscatorius) hat Muskeln, die man ganz gut mit den Aufhebern, den Rauten- und runden Arm-, den langen Rückenmuskeln u. s. w. vergleichen könnte. Außerdem wurden die bereits von Moebius untersuchten [1]) Brustflossenmuskeln der sogenannten fliegenden Fische (Exocoetus, Dactylopterus) untersucht und beschrieben. Man kann hier Vorwärtszieher, Vor- und Abwärtszieher, Stellmuskeln, Zusammenfalten der Flossenstrahlen, Aufhebemuskeln u. s. w. unterscheiden.

In der Decembersitzung desselben Vereins gab E. v. Martens [2]) erläuternde Bemerkungen über das Freileben des *Periophthalmus* nach seinen eigenen in Ostasien veranstalteten Beobachtungen.

Prof. R. Hartmann.

Philosophie.

Das Prinzip der Nützlichkeit und die Wahrheitspflicht.

Bekanntlich hat eine moderne Richtung der Ethik besonders in England das Prinzip der Nützlichkeit zum Grundpfeiler der Sittlichkeit gemacht. Die Gegner dieser Moral behaupten, daß damit der Moral der feste Boden der in der Menschennatur liegenden Grundsätze genommen und statt dessen in die Moral die Relativität zufälliger und wechselnder Abwägungen und Berechnungen eingeführt werde. Dieser Einwand ist gewiß richtig und er weist auch gewiß auf bedenkliche Folgerungen hin, die aus jener Ansicht zu ziehen sind; aber das reicht doch nicht aus, vor dem Richterstuhl philosophischer Wahrheit die Berechtigung jener Ansicht zu erschüttern oder gar zu widerlegen. Dazu gehört noch eine eingehendere Prüfung des sittlichen

[1]) Supplement zu Band XXX der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie.

[2]) No. 10 Jahrgang 1881 des Berichtes.

Thatbestandes in der Menschheit. Der Hinweis darauf, daß das Gute auch nützlich ist, beweist allerdings noch nicht, daß die Bestimmung des Guten, das Gefühl für das Gute aus der Wahrnehmung des Nutzens entsprungen ist. Es kommt vielmehr erst auf eine Untersuchung darüber an, ob und wie weit sich Werthschätzung des Guten unabhängig von der Rücksicht auf den Nutzen in der Menschenwelt zeigt. Natürlich sind auch für eine solche Untersuchung die in ihrer Kultur noch unentwickelteren Völker von besonderer Wichtigkeit.

Beim Verfolgen solcher Betrachtungen stieß ich neuerdings auf eine beachtenswerthe Bemerkung des als Reisenden und Naturforscher berühmten A. Wallace in seinen 1870 deutsch von A. B. Meyer übersetzten „Beiträgen zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl.“ Es wird hier nämlich auf merkwürdige Zeugnisse eines hohen Sinnes für Wahrhaftigkeit bei den Völkern von Central- und Süd-Indien hingewiesen. Als eine Thatsache wird folgendes mitgetheilt.

Einer Anzahl bei dem Santal-Aufstand gemachten Gefangenen ward gestattet, auf ihr Wort innerhalb bestimmter Grenzen eines Platzes frei auszugehen und für Lohn zu arbeiten. Nach einiger Zeit nöthigte die Cholera sie den Platz trotzdem zu verlassen; aber Alle kehrten später zurück in die Gefangenschaft und lieferten den Wärtern ihren Verdienst ab. „Zwei hundert Wilde — fügt Wallace hinzu — mit Geld in ihren Gürteln gingen eher 30 Meilen weit zurück ins Gefängniß, als daß sie ihr Wort brachen. Meine eigene Erfahrung unter Wilden hat mir ähnliche, wenn auch weniger stringente Beispiele gegeben.“ —

Und weiter nun bemerkt Wallace dazu, es sei doch nicht glaublich, daß die Erfahrung von der Nützlichkeit sie zu dieser Tugend geführt habe, denn thatsächlich sei doch in diesem sowohl wie in vielen anderen Fällen das Halten auf Wahrheit in Wort und That nicht gerade nützlich. „Die Sanction der Wahrhaftigkeit aus Nützlichkeitsgründen — bemerkt er — ist keineswegs sehr machtvoll oder universell. Wenige Gesetze erzwingen sie. Eine sehr strenge Strafe erfolgt auf Unwahrhaftigkeit. Zu allen Zeiten und in allen Ländern ist Unwahrheit in der Liebe für erlaubt, und im Kriege fast für lobenswerth gehalten worden, und heutigen Tages ist sie bei der Mehrzahl der Menschen, im Handel, in Geschäften und in der Speculation gestattet. Ein gewisser Betrag an Falschheit ist im Osten und Westen in gleicher Weise ein nothwendiger Theil der Höflichkeit, und selbst strenge Moralisten haben eine Lüge für berechtigt gehalten, um einen Feind zu täuschen oder ein Verbrechen zu verhindern. Das sind die Schwierigkeiten mit denen diese Tugend zu kämpfen hat, und wie können wir bei so vielen thatsächlichen Ausnahmen, bei so vielen Beispielen, in welchen sie ihren zu eifrigen Verehrern Verderben und Tod gebracht hat, glauben, daß jemals Nützlichkeitsrücksichten sie mit der mysteriösen Heiligung der höchsten Tugend bekleiden konnten, — daß diese jemals die Menschen dahin bringen konnten Wahrheit um ihrer selbst willen zu schätzen und sie ohne Rücksicht auf die Folgen zu üben? — Und doch ist es eine Thatsache, daß solch ein mysteriöses Gefühl von Unrecht an der Unwahrheit hängt, nicht allein bei den höheren Klassen civilisirter Völker sondern bei ganzen Stämmen tiefst stehender Wilden.“ —

Diese Betrachtungen von Wallace scheinen mir für die Frage jedenfalls

eachtenswerth, wenn sie dieselbe auch nicht erledigen. Auch mir scheint gerade as Gefühl für Wahrheit besonders geeignet, eine ursprüngliche, nothwendige Beiehung der Menschenseele zum Guten darzuthun, bei der das Prinzip des Nutzens eine Bedeutung hat.

Jürgen Bona Meyer.

Erd- und Völkerkunde.

Die wahrscheinliche Schlußlösung der Nilquellenfrage.

In ungeahnter Weise haben sich im Lauf der letztvergangenen drei Jahrzehnte die Angaben des großen alexandrinischen Geographen Ptolemäos über die Herkunft des Nil bestätigt. Nachfolgende Zeilen sollen darthun, daß sogar in dem letzten der noch einer Lösung bedürftigen Probleme hinsichtlich der Nilquellseen die merkwürdige ptolemäische Nilkarte aus dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung höchst wahrscheinlich uns den einzig richtigen Weg zeigt.

Was unser Alexandriner durch griechische Kauffahrer, welche die östlichste Küste Afrikas befuhren, über die hinter derselben gelegenen Binnenlandgegenden in Erfahrung gebracht hatte, bewährte sich nämlich bisher Schritt für Schritt. Nicht aus gleichwerthigen Quellströmen Abessiniens und Aequatorialafrika's, einem Blauen und einem Weißen Strom, wissen wir nun den heiligen Strom der Aegypter sich bilden; der Blaue Nil, ein zur Trockenzeit sehr wasserarmer Fluß, ist uns nun bloß noch ein östlicher Zufluß, der Weiße Nil gilt uns wieder wie dem Ptolemäos als Hauptstrom. Auch die schneebedeckten Berge, die nach unserem alten Autor Gewässer zur Speisung der Nilquellseen herabsenden sollen, sind seit den rüstigen Forschungswanderungen der deutschen Missionäre Krapf und Rebmann noch kurz vor der Mitte unseres Jahrhunderts im Kilima-Ndscharo und Kenia sicher erkundet worden. Nur über die zwei ptolemäischen Quellseen des Nil selbst waltet noch in so fern ein gewisses Dunkel, als die heute übliche Gleichsetzung des Mwutan-Sees mit dem „westlicheren See" des Ptolemäos wohl verfehlt sein möchte.

Ganz unter gleicher Breite setzt die ptolemäische Karte die beiden Sammelbecken des Hauptstroms an und unterscheidet sie nur in der Länge als ein östlicheres und ein westlicheres. Ersteres ist, wie Niemand mehr bezweifelt, der Victoria-See, par excellence „der See" (Njansa) von den Anwohnern genannt, auf unseren Karten nicht recht passend als Ukerewe-See bezeichnet, während doch dieser Name nur dem Südende eigentlich von Rechtswegen zustände (nach der umgebenden Landschaft Ukerewe). Aus fernem Süden empfängt dieser mächtig große See den südlichsten der Quellflüsse des Nil, den Monangah-Schimiju (fast aus der Breite von Sansibar oder der Congo-Mündung), aus Südwesten aber den Alexandra-Nil, dem er seine dunkel-eisengraue Farbe zu verdanken scheint.

Schneidet nun durch den Norden dieses von seinem Entdecker, dem Capitän Speke, sogenannten Victoria-Sees gerade der Aequator hindurch, so müssen wir Ptolemäos' „Westsee" offenbar gleichfalls unter dem Aequator suchen. Bis in so

fernen Süden dehnte nun allerdings Samuel Baker den von ihm 1864 entdeckten „Luta-Nsige", oder, wie er ihn taufte, den Albert-See aus. Indessen jetzt wissen wir ganz genau, daß dieses schmale Seebecken zugleich ziemlich kurz ist und durchaus nicht die Linie berührt. Oberst Mason-Bey, der im Juni 1877 auf Befehl Gordon-Paschas zum ersten Mal den ganzen Albert-See umfuhr, bestimmte sein Südende zu 1° 11′ 3″ n. Br. und schaute hierselbst jenseit unbefahrbarer mit dichtem Ambatsch-Schilf bestandener Sumpfstriche einen breiten einmündenden Fluß.

Eben diesen Fluß verschweigen seltsamer Weise unsere besten und neuesten Karten. Und es kann kaum in Zweifel gezogen werden, daß dieser Fluß aus dem unmittelbar gen Südwest folgenden großen See hervorströmt, welchen Stanley erreichte. Dieser vom Aequator geschnittene See ist offenbar der andere, der „westlichere" Nilquellsee des Ptolemäos. Er liegt mehrere hundert Meter höher als der Albert-See, ist nicht meergrün wie dieser, sondern tief blau und breitete sich unabsehbar weit vor Stanley's Blicken aus. Unsere Karten benennen ihn nach Stanley Muta-Nsige; nur darf man darin nicht pedantisch einen Unterscheidungsnamen wittern gegenüber Luta-Nsige oder Mwutan-Nsige, wie der Albert-See jetzt gewöhnlich genannt wird. Das sind alles gewiß nur Aussprache-Variirungen eines und desselben (übrigens nur in Unjoro bekannten) Namens.

Alfred Kirchhoff.

Forschungen und Pläne der Franzosen in Afrika.

Anläßlich der vom französischen Ministerium eingesetzten Kommission zur Prüfung des Roudaire'schen Projektes eines „afrikanischen Binnenmeeres" ist diese Frage in der Presse vielfach erörtert worden. Es dürfte in diesem Augenblicke, wo die Franzosen in Aegypten mit ihren Plänen hervorgetreten sind, von besonderem Interesse sein zu zeigen, daß Aegypten, wie Tunesien und das „Binnenmeer" nur Bruchstücke, wenn auch die gewichtigsten, des großen politischen und commerciellen Ausdehnungsplanes der Franzosen sind, welcher ganz Nord- und Nordwest-Afrika bis zum Niger, ja bis zum Congo südwärts umfasst. Die transsaharischen Eisenbahnpläne sind ja bekannt, der unglückliche Ausgang der Expedition des Obersten Flatters hat gezeigt, daß zwischen Algerien und dem Senegal für die Franzosen noch für lange Zeit eine ungeheure Kluft befestigt ist. Um so eifriger und erfolgreicher, wenn auch nicht ohne herbe Verluste, dringen die Franzosen jedoch im Senegal- und Nigergebiet vor. Sie sehen das ungeheure vom Senegal und Niger auf der einen, vom Meere auf der andern Seite abgegrenzte Gebiet des tropischen Afrika als eine reife Frucht an, die ihnen über kurz oder lang zufallen muß, als ein zweites Indien, das wie das Englische mit seinem Reichthum an tropischen Produkten, Palmöl, Erdnüssen, Baumwolle u. s. w., seinem Reichthum an Goldvorkommen, die schon im Mittelalter berühmt waren und den Handel belebten, Frankreichs Wohlstand zu heben bestimmt ist. Langsam aber sicher dringen die Franzosen von ihren alten Besitzungen am untern Senegal stromaufwärts vor, immer weiter schieben sie ihre befestigten Posten ins Innere und bereits haben sie nicht nur einen solchen in Kita, fast in der Mitte zwischen dem Senegal und Niger errichtet, sondern auch mit dem nominellen Beherrscher

des ganzen obern Nigergebiets, dem Sultan Ahmadu von Segu-Sikoro, einen Vertrag abgeschlossen, durch den ihnen das ausschließliche Protektorat und Schifffahrt auf dem Niger eingeräumt wird. Das Verdienst davon kommt dem Capitaine Gallieni zu, der im vorigen Jahre an der Spitze einer zahlreichen Expedition bis Segu vordrang, obwohl er unterwegs von dem Stamm der Bambaras überfallen wurde, alles Gepäck und einen Theil seiner Leute verlor. Die Herrschaft Ahmadus steht allerdings auf schwachen Füßen, das große Reich, welches sein Vater Hadsch Omar, ein erbitterter Feind der Franzosen, an der Spitze eines fanatisch muhamedanischen Negerstammes, den die Franzosen als einen Mischlingsstamm mit dem Namen Toucouleurs belegen, zwischen Senegal und Niger gegründet hatte, ist bereits in Auflösung begriffen und Ahmadu ist selbst nur mehr Herr über seine Hauptstadt und ihre Umgebung. Dennoch wird der Vertrag auf alle Fälle den Franzosen Rechtsansprüche geben, die geltend zu machen sie die Macht haben. Andrerseits stellen sich auch die bisher von den Toucouleurs unterdrückten Stämme zum Theil bereitwillig unter Frankreichs Schutz und baten um Errichtung fester Posten. Ein solcher wurde denn auch, noch ehe Gallieni, der 10 Monate in Segu zurückgehalten wurde, zurückgekehrt war, in dem schon genannten Kita errichtet, das am Knotenpunkt wichtiger Straßen sich einer ausgezeichneten geographischen Lage erfreut. Kita ist in der Luftlinie 820 km von der Oceanküste bei St. Louis entfernt, d. h. 150 km weiter als Paris von Marseille. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in nicht ferner Zeit ein weiterer Posten zum Niger selbst, vielleicht nach Bammaku vorgeschoben werden wird und französische Dampfer den Strom hinabschwimmen werden. Ein ähnlicher Vertrag ist unlängst durch einen Begleiter Gallienis, den Dr. Bayol, mit den Häuptlingen der der Küste nähern Gebirgslandschaft von Futa Djallon geschlossen worden, und bereits reift auch das Projekt einer Eisenbahn von Medine, wo die Schifffahrt auf dem Senegal für größere Schiffe endigt, nach der Station Bufalabe die an der Vereinigung von Bafing und Bakhoy zum Senegal in günstiger Lage errichtet worden ist, der Ausführung entgegen.

Dem ähnlich ist nun auch das Auftreten der Franzosen weiter im Süden, am Ogowe und Congo. In jener Gegend und zwar zunächst am Gabun, fast genau unter dem Aequator, haben sich die Franzosen, in ähnlicher Weise Verträge mit den Häuptlingen abschließend, seit 1843 festgesetzt. Seit 1862 gingen sie an die Erforschung des Ogowe, welche 1878 durch den Italiener Savorgnan de Brazza, Officier in der französischen Marine, abgeschlossen und dabei gleichzeitig ein bequemer Weg zu dem im Jahr vorher von Stanley erschlossenen innern Congobecken aufgefunden wurde. Savorgnan ging Ende 1879 im Auftrage der französischen Sektion der internationalen Afrika-Gesellschaft wieder nach Afrika, um auf diesem Wege nach dem Congo vorzudringen. Dies ist ihm denn auch gelungen, es haben sich die Schwierigkeiten, den Ogowe aufwärts und die Alima, einen großen Zufluß des Congo, bis zu diesem abwärts, einen Weg zu dem innern ungeheuren, an Produkten überreichen, von dem großen schiffbaren Strome durchzogenen Becken zu bahnen weit geringer herausgestellt als entlang den Livingstone

Fällen, wo Stanley sich damit abmüht. Savorgnan ist vor Stanley am sog. Stanley=Pool angelangt, der letzten seeartigen Erweiterung des Stromes vor seinem Eintritt in die Region der Fälle, den künftigen Ausgangspunkt der Schifffahrt auf dem Strome, der von da an, die Nebenflüsse ungerechnet, auf eine Strecke, welche der Entfernung Hamburg=Neapel gleichkommt, für die größten Schiffe fahrbar ist. Nicht nur im Ogowegebiet und in dem der Alima hat er an geeigneten Punkten Stationen errichtet, sondern auch am Stanley=Pool selbst. Aber es ist recht bezeichnend für die Pläne der Franzosen, wenn auch eine grobe Verletzung der internationalen Vereinbarungen, daß Savorgnan am Stanley=Pool durch Verträge mit den Häuptlingen einen Landstrich an Frankreich hat abtreten und diese selbst die Oberhoheit Frankreichs anerkennen machen und daß die 3 Soldaten, die er dort zurückgelassen hat, nach ihren Instruktionen, weit davon entfernt, bald nachher ankommende englische Missionare und Forschungsreisende gastlich aufzunehmen, wie es die internationalen Vereinbarungen fordern, dieselben vielmehr zurückwiesen und die Bevölkerung gegen sie aufregten. Auch hier handelt es sich also für die Franzosen um Ausdehnung ihrer Herrschaft und Ausbeutung des Handels, wenn es möglich wäre mit Ausschluß aller anderen Nationen. Vielleicht schwimmen in diesem Augenblicke schon französische Dampfer auf dem Congo. Für uns Deutsche sollte diese Rührigkeit, die Hilfsquellen des Mutterlandes zu vermehren, wenn auch nicht gerade das dabei beobachtete Vorgehen, umsomehr nachahmenswerth erscheinen, als wir ja über ganz andres Menschenmaterial verfügen.

Kiel, Juni 1882.

Theobald Fischer.

Naturwissenschaft.

Die Abbe'sche Theorie der mikroskopischen Abbildung.

Bis zum Anfange der siebziger Jahre betrachtete man das mikroskopische Bild allgemein als das nach der bekannten Constructionsform des Strahlenganges für Linsen und Linsensysteme in rein geometrischer Weise erzeugte, Punkt für Punkt getreue Abbild des der Beobachtung unterworfenen Objektes. Erst Professor Abbe in Jena hat durch eine Reihe im Laufe des letzten Jahrzehntes erschienener Abhandlungen nachgewiesen, daß dem nicht so ist und hat eine Theorie der mikroskopischen Bilderzeugung geschaffen, deren Grundzüge für weitere Kreise wohl noch neu und nicht ohne hohes Interesse sein dürften. Derselbe zeigte zunächst, daß die durch das Dasein einer kugelförmigen, in ihrer ganzen Ausdehnung übereinstimmende Schwingungszustände darstellenden und von ihren sämmtlichen Punkten interferenzfähige Elementarwellen aussendenden Wellenfläche bedingte geometrische Abbildung, bei der jedem einzelnen Objektpunkte, von dem ein homocentrisches Strahlenbüschel ausgeht, ein zugeordneter Bildpunkt entspricht, welcher den Vereinigungspunkt eines neuen, aus dem ersteren abgeleiteten Strahlenbüschels darstellt, nud solange statthabe, als es sich um die Abbildung von selbstleuchtenden Körpern handle. Dann wies er nach, daß, sobald man es mit der Abbildung von durch-

sichtigen, mittelst einer vor oder unter der Einstellebene befindlichen Lichtquelle (hier mittelst des Spiegels 2c.) durchleuchteten (oder auch von opaken mittelst rein reflektirten Lichtes strahlenden 2c.) Objekten zu thun habe, eine andere optische Erscheinung, nämlich die Beugung des Lichtes (Diffraktion) in Wirksamkeit tritt und das sichtbare mikroskopische Bild durch eine von dem beobachteten Objekte ausgehende, vermöge der Wirkung des optischen Apparates (Objektivsystem oder Mikroskop als Ganzes) in Form eines reellen, etwa in der hinteren Hauptbrennebene auftretenden Spektrums und eine an dieses geknüpfte, der Beugungswirkung nachfolgende Interferenzwirkung in der Bildebene bedingt wird.

Wir können hier natürlich weder den theoretischen Entwickelungen, noch den sinnreichen, die Theorie in umfassender Weise bestätigenden Versuchen Professor Abbe's folgen und beschränken uns auf die Darlegung der wichtigsten aus beiden gewonnenen Resultaten.*)

Diese gipfeln zunächst in dem Satze:

Das sichtbare mikroskopische Bild stellt diejenige Lichtvertheilung in der Bildebene dar, welche durch eine Interferenzwirkung hervorgerufen wird, die ihrerseits an das von dem eingestellten Objekte in einer an bestimmter Stelle der optischen Achse gelegenen Ebene (hintere Brennebene des Objektivsystemes oder des ganzen Mikroskopes) erzeugte, in seiner wirksam werdenden Ausdehnung durch die Oeffnung des Objektivsystemes bestimmte, und der Beobachtung thatsächlich zugängliche Beugungsspektrum geknüpft ist. Es besteht sonach kein unmittelbarer, unabänderlicher und unbedingter Zusammenhang zwischen dem sichtbaren Bild eines Objektes und seiner wirklichen Beschaffenheit, sondern nur zwischen dem ersteren und dem ihm zu Grunde liegenden Beugungsspektrum

An diesen Satz schließen sich dann die weiteren Sätze:

Das mikroskopische Bild ist, da es nicht zwei verschiedene Objektstrukturen geben kann, welche ein und dasselbe vollständige Beugungsspektrum liefern, dem Objekte immer dann — aber auch nur dann — vollkommen ähnlich, d. h. es stellt ein genaues, vergrößertes Abbild desselben vor, wenn das vollständige Beugungsspektrum von dem Objektivsysteme des Mikroskopes aufgenommen wird, oder doch kein abgebeugtes Licht von merklicher Lichtstärke verloren geht. Dasselbe wird dagegen dem Objekte umsoweniger ähnlich, ein je größerer Theil von dem vollständigen Beugungsspektrum der Objektstruktur dem Mikroskope unzugänglich bleibt.

---

*) Von Professor Abbes bezüglichen Abhandlungen seien vornehmlich folgende erwähnt: „Beiträge zur Theorie des Mikroskopes und der mikroskopischen Wahrnehmung" (Max Schultze's Archiv für mikroskopische Anatomie Bd. IX 1872).

„Die optischen Hilfsmittel der Mikroskopie" Braunschweig, Vieweg & Sohn 1878. „Ueber die Grenzen der geometrischen Optik I." (Sitzungsberichte der Jenaischen Gesellschaft für Medicin und Naturwissenschaft 1880), während für eine ausführliche Darstellung der Abbe'schen Theorie des Mikroskopes und der mikroskopischen Wahrnehmung auf das demnächst erscheinende Handbuch der allgemeinen Mikroskopie (das Mikroskop, 2. Aufl. 1. Bd.) des Verfassers, sowie auf eine für den Physiker bestimmte, ausführliche Darstellung der Theorie der Bilderzeugung von Prof. Abbe hingewiesen sein möge.

Namentlich zeigt das Mikroskop in diesem Falle stets das Abbild einer solchen Struktur, deren vollständiges Beugungsspektrum verschieden ist von dem vollständigen Beugungsspektrum des beobachteten Objektes.

Gleiche, innerhalb der freien Oeffnung des Objektivsystemes fallende Beugungsspektren erzeugen stets gleiche, ungleiche Beugungsspektren stets ungleiche Bilder und wenn einmal erschiedene Strukturen — welche natürlich immer verschiedene vollständige Beugungsspektren erzeugen — innerhalb jener Oeffnung übereinstimmende Beugungsspektren ergeben, so werden ihre Bilder gleich erscheinen, während, wenn die wirksam werdenden Theile des Spektrums gleicher Strukturen verschieden gestaltet sind, deren Bilder verschieden ausfallen müssen.

Wir brauchen in dieser Beziehung den mit dem Gebrauche des Mikroskopes und der betreffenden Literatur vertrauten Leser nur an die verschiedenen Ansichten zu erinnern, welche in Bezug auf die Zeichnung der Schalen des weltbekannten, von jedem Optiker seinen bessern Instrumenten beigegebenen Probeobjektes, Pleurosigma angulatum von verschiedenen Autoren aufgestellt und mit mehr oder minder großem Eifer vertheidigt worden sind. Diese soll bestehen aus drei sich schneidenden Liniensystemen, aus sechsseitigen Erhabenheiten oder Vertiefungen, aus vierseitigen, schachbrettartig geordneten hellen und dunklen Feldern, aus halbkugeligen, in Gestalt von hellen Kreisen auftretenden Körpern rc. rc. Und alle diese verschiedenen Bilder sind in gleichem Grade wahr oder unwahr. Sie sind eben nichts anderes, als die Resultate der bei der Beobachtung durch verschiedene Umstände hervorgerufenen Umgestaltungen des unseren Mikroskopen allein zugänglichen, mittelst Objektivsystemen von entsprechender Oeffnung (hinreichendem „Auflösungsvermögen") leicht zu beobachtenden (man nehme nur den Okular hinweg und blicke in das Mikroskoprohr auf das Objektiv hinab!), aus dem absoluten Maximum (direktem Bild des Spiegels) und sechs regelmäßig um dasselbe geordneten farbigen Seitenspektren bestehenden mittleren Theiles des vollständigen Beugungsspektrums der Pleurosigma-Struktur.

Um schließlich darauf hinzuweisen, in welchem Falle denn dem Objekte ähnliche oder nicht ähnliche Bilder zu erwarten sind, sei nur daran erinnert, daß nach den Gesetzen der Beugung die sinus der Ablenkungswinkel der abgebeugten Lichtbüschel in gradem Verhältnisse zu der Wellenlänge und in umgekehrtem Verhältnisse zu den Dimensionen der beugenden Struktur stehen. Demgemäß kam nur bei solchen Ausmaßen, welche große Vielfache der Wellenlänge des Lichtes betragen, das abgebeugte Licht in einem kleinen oder mäßigen Winkelraum enthalten sein und von dem Objektivsystem des Mikroskopes aufgenommen werden, während bei Ausmaßen von nur kleinen Vielfachen oder gar von Bruchtheilen der Wellenlänge schon für die ersten abgebeugten Lichtbüschel der Winkelraum von 180° in Anspruch genommen, also das volle Beugungsspektrum keinem Mikroskope mehr zugänglich wird. Strukturen mit Anmaßen von ersterer Größe werden daher objektähnliche, solche mit Ausmaßen von letzterer Größe dagegen werden nur typische von Ausdehnung und Gliederung eines bestimmten, von dem Mikroskope aufgenommenen Beugungsspektrums abhängige Bilder liefern können. Aus dem

sichtbaren mikroskopischen Bilde wird man also nur im ersten Falle auf die wirkliche Beschaffenheit des beobachteten Objektes, im andern aber — wenn nicht noch andere mitbestimmende, in den Untersuchungsmethoden begründete Daten hinzukommen — nur auf das Vorhandensein von solchen Strukturverhältnissen schließen können, wie sie zur Erzeugung des dem Bilde zu Grunde liegenden Beugungsspektrums nothwendig und ausreichend sind.

Mit der Abbe'schen Theorie fallen nun allerdings manche liebgewonnene Illusionen über die volle Verläßlichkeit auf die mittels des Mikroskopes erzeugten Bilder, auf der andern Seite aber eröffnet sie ein weites und fruchtbares Feld für die richtige und vorurtheilslose Deutung des Gesehenen und beseitigt sie die Anlässe zu unfruchtbarem Streiten über die wirkliche Beschaffenheit solcher feinsten Strukturverhältnisse, für deren volle Erkenntniß uns nun einmal bestimmte Grenzen gesteckt sind.

Darmstadt im März 1882. Prof. Dr. Leopold Dippel.

Ueber die von Darwin behauptete Gehirnfunction der Wurzelspitze.

Das in der „Deutschen Revue" seinerzeit ausführlich besprochene Werk Darwin's über das Bewegunsgvermögen der Pflanzen hat in der wissenschaftlichen Welt nicht geringes Aufsehen erregt. Wurde darin doch eine ganz neue Theorie der Bewegungsweise der Pflanzen niedergelegt und die, wie uns schien, wohlbegründete Erklärung der sogenannten Wachsthumsbewegungen geradezu in Frage gestellt.

Auf Grund sorgfältiger Experimente glaubten die Pflanzenphysiologen den Beweis erbracht zu haben, daß, wenn die Schwerkraft einen wachsenden Pflanzentheil zu einer Beugung zwingt, beispielsweise eine schief gestellte Wurzel nöthigt, durch Krümmung in die vertical nach abwärts gekehrte Lage zurückzukehren, die diese neue Richtung bedingende Krümmung eine locale Wirkung der Schwerkraft sei, also die Schwerkraft dort angreife und wirke, wo wir die Krümmung sich vollziehen sehen. Nach Darwin soll es aber die Wurzelspitze sein, welche durch die Gravitation einen Reiz empfängt, der sich erst nach der Region der Krümmung fortpflanzt und dort die Bewegung hervorruft. Die Wurzelspitze soll es sein, welche eine einseitig stärker befeuchtete Wurzel nöthigt, der Feuchtigkeit sich zuzuwenden. Gegen den leisesten Druck soll die Wurzelspitze empfindlich sein, und das Organ befähigen, sich von der Druckstelle wegzuwenden. Diese und andere Anschauungen führten Darwin zu einer Auffassungsweise des Wurzellebens, welche ihren schärfsten Ausdruck in einem Satze findet, mit dem er sein Werk abschließt, den die Physiologen mit Staunen, aber auch mit Befremden gelesen haben und der wie folgt lautet: „Es ist kaum eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die in dieser Weise ausgerüstete Spitze des Würzelchens, welche das Vermögen, die Bewegungen der benachbarten Theile zu leiten hat, gleich dem Gehirn eines der niederen Thiere wirkt; das Gehirn sitzt innerhalb des vorderen Endes des Kopfes, erhält Eindrücke von den Sinnesorganen und leitet die verschiedenen Bewegungen."

Ich habe auf Grund neuer Experimente und kritischer Untersuchungen der Darwin'schen Beobachtungen in einem eigenen Werke, welches in dem oben be-

rührten Artikel der „Deutschen Revue angezeigt wurde, dargethan, daß Darwin's Theorie des Bewegungsvermögens der Pflanze nicht aufrecht zu erhalten ist und die allseitige Zustimmung, welche mein Werk seitens der Physiologen fand, läßt annehmen, daß die Fachgenossen mit meiner Ablehnung der neuen Theorie des Bewegungsvermögens übereinstimmen.

In einem der angesehensten pflanzenphysiologischen Laboratorien, in dem von J. Sachs geleiteten Würzburger Institute, ist jüngsthin von Emil Detleffsen eine experimentelle Untersuchung ausgeführt worden, welche sich speciell mit der im Titel dieses Artikels präcisirten Frage beschäftigt. Detleffsen lernte mein Werk erst nach Abschluß seiner Untersuchungen kennen, hat also die letzteren völlig unabhängig von mir durchgeführt. Obgleich nun von ihm zur Prüfung der Darwin'schen Ideen ganz andere Experimente ausgeführt wurden als von mir, so gelangte er zu dem gleichen Resultate, zu dem nämlich, daß des berühmten britischen Autors Lehre von der Funktion der Wurzelspitze nicht acceptirt werden könne.

Nach Darwin sollen Wurzelspitzen kaum dem leisesten Drucke widerstehen können; tritt einer vertical nach abwärts wachsenden Wurzel ein fester Körper in den Weg, so biegt sie sich ab, sie weicht dem Hindernisse aus. Stanniolplättchen von außerordentlicher Feinheit werden nach Darwin durch eine wachsende Wurzel nicht durchbohrt. Ich habe aber schon durch directe Versuche mit der Federwage gezeigt, daß die Wurzeln, ohne ihre Richtung zu ändern, einen Druck von 1 grm auszuüben vermögen und Papier durchbohren. Detleffsen beobachtete eine Durchbohrung von Stanniolplättchen, welche beträchtlich dicker waren als die von Darwin benutzten, durch eine wachsende Wurzel der Saubohne. Offenbar hat Darwin Pflänzchen zu seinen Versuchen benutzt, welche nicht normal waren, sondern sich wahrscheinlich in einem welken Zustande befanden. Eine leise gedrückte Wurzelspitze empfängt also nicht, wie Darwin annimmt, einen Reiz, welcher sich fortpflanzt und zu einer Wegkrümmung von der Druckstelle führt, sondern erfährt blos einen von ihr baldigst überwundenen Widerstand.

In Uebereinstimmung mit meinen Versuchen fand Detleffsen, daß auch ihrer Spitze beraubte Wurzeln bei horizontaler Lage sich doch nach abwärts krümmen und sodann vertical nach abwärts wachsen, zum Beweise, daß auch die sogenannte geotropische Krümmung nicht von der Wurzelspitze ausgeht. Desgleichen constatirte dieser Forscher eine Hinkrümmung geköpfter Wurzeln zu feuchten Flächen hin: also auch die sog. hydrotropische Krümmung geht nicht von der Spitze aus, sondern wird hervorgerufen und vollzieht sich in der wachsenden Region des Organs.

Die merkwürdige, von Darwin entdeckte Beugung wachsender Wurzeln von jener Seite weg, von welcher her die Spitze verletzt wurde, der ich den Namen der Darwin'schen Krümmung beilegte, ist durch Detleffsen's Untersuchung nicht widerlegt worden. Es ist dies eine unumstößliche Entdeckung, die wir dem nie rastenden Forschergeiste Darwin's zu danken haben.*)

J. Wiesner (Wien).

---

*) Ich hatte diesen Bericht eben niedergeschrieben, als ich die Trauerbotschaft von dem Tode des großen britischen Forschers erhielt. Wenn ich den Bericht dennoch — entsprechend

Medicin.

Das chlorsaure Kali.

Wir haben in dem Heft 5 der diesjährigen deutschen Revue das Jodoform als ein in letzter Zeit viel angewendetes Heilmittel besprochen. Bei aller Anerkennung seines Werthes besonders zum Verbande von Wunden und Geschwüren unterließen wir nicht auf die Vergiftungsfälle aufmerksam zu machen, die nach dem Gebrauche des Mittels in großen Gaben beobachtet worden sind.

Gleiche Erfahrungen liegen auch von einem andern in den letzten Jahrzehnten viel angewendeten Heilmittel, dem chlorsauren Kali (Kali chlorium) vor, die uns zu einer kurzen Besprechung desselben bestimmen.

Es entsteht, wenn Chlorgas in erwärmte Aetzlauge geleitet wird und bildet weiße tafelförmige glänzende Krystalle. Es löst sich in 16 Theilen kalten und 3 Theilen kochenden Wassers. Es hat einen kühlenden, dem des Salpeter ähnlichen Geschmack. Mit brennbaren Körpern: Kohle, Schwefel u. s. w. gemengt und erhitzt, wirkt es zündend und verursacht wegen plötzlicher Gasentwickelung durch Druck, Reibung oder Schlag eine viel heftigere Explosion als der Salpeter im Schießpulver. Wegen seiner leichten Zersetzung wird das chlorsaure Kali in der chemischen Praxis vielfach angewendet. Wegen seiner reichlichen Abgabe von Sauerstoff beim Erhitzen besonders wenn es mit Braunstein und anderen Oxyden gemengt ist, ist es am geeignetsten zur Entwickelung von Sauerstoffgas. Mit Salzsäure und salzsäurehaltigen Flüssigkeiten erwärmt, liefert es ein chlorreiches Gasgemisch, welches zerstörend auf organische Stoffe wirkt, weßhalb es bei gerichtlich chemischen Untersuchungen angewendet wird, um in Eingeweiden und thierischen Flüssigkeiten die Gegenwart von Arsenik und anderen Metallgiften nachzuweisen, wozu eine vorausgehende Zerstörung der organischen Stoffe unerläßlich ist.

In kleinen Gaben als Medikament dem Organismus einverleibt, wird es rasch resorbirt und bald in allen Secreten: im Harn, Speichel, Milch, Schweiß und der Galle wieder ausgeschieden.

Bei längerer Verabreichung größerer Gaben beobachtet man erhöhtes Hungergefühl, vermehrte Speichelsecretion und gesteigerte Ausscheidung stark sauern Harns unter Nierenschmerzen und Grünfärbung der Darmausleerungen.

Früher, da noch speculative naturphilosophische Anschauungen die therapeutische Anwendung der Mittel bestimmten, erwartete man von dem Chlorkali, daß es dem Organismus Sauerstoff zuführen werde und gab es daher in Krankheiten, welche man in einem Mangel an Sauerstoff begründet annahm: bei Scorbut, bei bösartigen Fiebern, der Cholera. Auch gegen Neuralgien, Blausucht, Leberkrankheiten und Lungenphthisis wurde es versucht.

Nachdem die Erfahrung die mannigfaltigen Empfehlungen einzelner Lob-

---

einem Wunsche der Redaction — dem Drucke übergebe, so geschieht es eben nur mit Rücksicht auf die in Fluß gerathene Discusion über Darwin's Theorie des Bewegungsvermögens der Pflanze, und ich darf hoffen, daß man die Veröffentlichung obiger Zeilen nicht als Mangel an Pietät gegen Darwin auslegen wird. J. W.

redner desselben nicht bestätigt hatte, wurde es in den letzten Jahrzehnten allein als desinficirendes und übeln Geruch zerstörendes Mittel gegen Krankheiten des Mundes und Rachens: Entzündung und Geschwüre in denselben und krankhafte Neubildungen: Soor und Aphthen gebraucht. Sein günstiger Einfluß auf diese Leiden stand fest, als ihm nach dem Vorgange von Blache und Isambert in Frankreich seit der Mitte der Fünfziger Jahre eine hervorragende Bedeutung unter den vielen gegen die um sich greifende Pandemie unsers Jahrhunderts, die Diphtherie versuchten Mittel zuerkannt wurde.

Die genannten französischen Aerzte glaubten, daß dasselbe eine den Krankheitsprozeß beschränkende Veränderung in der Blutbeschaffenheit und der Ausscheidung auf der Rachenschleimhaut hervorbringen könne. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß es so wenig wie andre bisher gegen diese Krankheit in Gebrauch gezogene Mittel, den Fortgang derselben zu oft tödtlichem Ausgang aufhalten kann. Doch darf ihm auch bei dieser wie bei andern sich auf der Mund- und Rachenschleimhaut localisirenden Krankheiten ein günstiger örtlicher Einfluß auf Lösung der Krankheitsprodukte nicht abgesprochen werden. Neuerdings wurden auch Erfolge des Mittels bei innerer Anwendung in frischen wie länger dauernden Blasenkatarrhen mitgetheilt. Da es zum großen Theile mit dem Harne den Körper wieder verläßt, so kann es auf katarrhalische Zustände der Harnwerkzeuge wie auf ähnliche Leiden der Mund- und Rachenhöhle günstig einwirken.

Von mäßigen Gaben dem Alter der Kranken entsprechend, bei Erwachsenen zu 4,0 in Lösung auf 150 destill. Wasser, bei Kindern zu 1,0—2,0 auf 90—100 destill. Wasser, in 24 Stunden haben wir in mehreren hundert Fällen, keinerlei nachtheilige Wirkung von dem Mittel gesehen. In jüngster Zeit aber kamen zahlreiche Berichte zuerst von Dr. Marchand in Halle und Dr. Jakobi in New-York über tödtliche Vergiftungen mit diesem Medicament zunächst im kindlichen Alter zur Veröffentlichung.

Die Vergiftungserscheinungen und der tödtliche Ausgang derselben wurde bei Kindern schon nach der Dosis von 5,0 bei Erwachsenen von 30,0 in 24 Stunden genommen beobachtet. In einem von Billroth veröffentlichten Falle erfolgte der Tod nachdem einem von ihm mittelst der Lithotritie operirten Steinkranken in 3—4 Tagen 45,0 des Mittels in Lösung verabreicht worden waren. Längere Zeit und viel größere Mengen nahm ein an Blasenentzündung leidender, 30 Jahre alter Unteroffizier dahier bis zum tödtlichen Ende. Es waren ihm 50,0 in einer Schachtel, messerspitzenweise in Wasser gelöst am 1. Mai verordnet worden. Bis zum 15. Mai hatte er diese Dosis 5 mal repetiren lassen, als er durch Leibschmerz und Erbrechen veranlasst wurde, das Militairspital an diesem Tage früh aufzusuchen. Fast pulslos, mit gelber Haut und cyanotischer Gesichtsfarbe langte er in demselben an, verfiel dort bald in einen bewusstlosen Zustand, in welchem er andern Tags Nachmittag 4 Uhr starb. Sein Harn war dunkelbraun und enthielt massenhaft zersetzte rothe Blutkörperchen, welche auch die Harnkanälchen bei den mit chlorsaurem Kali Vergifteten verstopfen. Wie der

Harn wird auch das Blut in dem Herzen und den großen Gefäßen der Vergifteten auffallend dunkelbraun gefärbt gefunden. Zerfall der Blutkörperchen und Lähmung des Herzens bedingen den Tod derselben.

Die nicht selten vorkommenden Vergiftungen durch Arzneimittel müssen Aerzte und Laien bei Anwendung derselben zu größter Vorsicht mahnen. Heil und Unheil liegen bei allen intensiver auf den Organismus einwirkenden nahe bei einander, hängen von der Gewichtsmenge derselben ab.

Bei allen nicht indifferenten Stoffen soll man die Bestimmung der Einzelgabe nicht dem Ermessen des Kranken überlassen. Die Abgabe der Injectionsspritze zur subkutanen Anwendung des Morphiums an Laien hat schon viel Unheil angerichtet. Ebenso kann durch Verschreiben stark wirkender Medikamente in der Form von Schachtelpulver, dessen Theilung in Einzelgaben und Lösung man dem Kranken anheimgibt, Schaden gestiftet werden.

München, im Juni. Franz Seitz.

Nationalökonomie.

Der Leipziger Handfertigkeits-Congreß.

Am 3. Juni wurde in Leipzig eine Musterung über den Fortgang der deutschen Handfertigkeits- und Hausfleiß-Bestrebungen gehalten, welche sich durch eingesandte schwedische und schweizerische Arbeiten zu einer internationalen gestaltete, der ersten speciell diesem Zwecke gewidmeten. Das Ergebniß der Schau muß dahin lauten, daß diese Bewegung nun in gutem und geregeltem Gange ist.

Was will sie denn aber eigentlich? Diejenigen täuschen sich selbst, welche wähnen sie verwerfen zu müssen oder noch unbeachtet lassen zu dürfen, weil ihr Sinn und Ziel nicht so durchsichtig abgeschlossen vor Augen liegen wie etwa eine ministerielle Anordnung für den öffentlchen Unterricht oder der Lehrplan einer Schule. Zu der vorjährigen ersten Versammlung in Berlin hatien sich vorzugsweise Männer zusammengefunden, welche in den verschiedensten Theilen Deutschlands die Sache praktisch betrieben; Begründer und Lehrer von Handarbeits-Schulen für Knaben. Sie hatten allesammt einen hohen Begriff von dem Schatze, der in einer rechtzeitigen und planmäßigen Ausbildung der Handgeschicklichkeit bei dem männlichen Geschlecht liegt, — in der Definition dieses latenten Werthes aber, in seiner Verwerthung für Schule und Leben wichen sie noch mannigfach von einander ab und suchten gerade deshalb unteren anderem auch die Vereinigung, um ihre Ansichten gegenseitig zu klären. Dieser innere Prozeß hat seitdem, da man über ein gemeinsames publicistisches Organ verfügt (die in Bremen erscheinende Wochenschrift „Nordwest"), bedeutende Fortschritte gemacht. Ganz jedoch ist er auch jetzt noch nicht vollendet, und wird es überhaupt wohl sobald nicht sein. Die Jahres-Conferenz will ja keine Gesetze für die bestehenden oder noch zu errichtenden Anstalten geben, sondern nur die aus ihnen hervorspringenden nützlichen Erfahrungen in freiem Gedankenaustausch sammeln und sichten. Das Central-Comitee ist keine Schulbehörde; es begnügt sich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf

seine Sache zu lenken, ihren Fortgang durch Herbeiführung fliegender Handarbeits-Seminare (Lehrer-Ausbildungs-Curse) sowie durch Vermittelung von Lehrkräften zu fördern, und alle verwandten Bestrebungen zu wechselweiser Befruchtung in sich repräsentativ zusammenzufassen.

Einem Central-Comitee hat der Leipziger Congreß noch einmal die Weiterführung seiner Agitation anvertrauen wollen, nicht einen förmlichen geschlossenen Verein dafür ins Leben rufen. Theils galt der Vereins-Apparat für unnöthig schwer und kraftverzehrend, theils scheute man sich auch etwas vor der in ihm verborgenen demokratischen Gewalt. Ein Comitee, das von Jahr zu Jahr aus einer freien öffentlichen Versammlung sein Mandat entnimmt, handelt verantwortlichkeitsbewusster als die Mehrheit einer Vereinsversammlung, die der vielleicht sehr zufällig sich entzündende Eifer des Augenblicks vorwärtstreibt. Im Sturm ist hier nichts zu erobern, die Aufgabe vielmehr zunächst, eine Reihe von Versuchen neben der öffentlichen Schule anzustellen, und danach den neuen Bildungszweig einzuführen in geschlossene Anstalten oder Haus-Schulen (Internate) wie Waisenhäuser, Rettungsanstalten, Taubstummen- und Blinden-Institute, zuletzt die Seminare, aus denen die Neuerung dann ganz von selbst in die Volksschule übergehen wird.

Fliegende Handarbeits-Seminare, wenn man die gewöhnlich sechswöchigen Lehrer-Ausbildungs-Curse so nennen darf, werden noch im laufenden Jahre mehrere zu Stande kommen. Für Dresden stand es schon länger fest; Unternehmer sind da der Dresdner Gemeinnützige Verein und die Leipziger Gemeinnützige Gesellschaft, — die Regierung hilft mit Geld, Urlaub und Stellvertretung, — Clauson von Kaas leitet den Unterricht, und zweiundsiebzig Lehrer können an demselben theilnehmen. Auf dem Leipziger Congreß erfuhr man von einem andern solchen Cursus, welchen der Großherzog von Oldenburg in Eutin abhalten lassen will, zu Gunsten des zu seinem Staate gehörigen Fürstenthums Lübeck und seiner eigenen in Holstein belegenen Güter; ein dritter gestaltet sich vielleicht zu Güstrow in Mecklenburg. Während der Dresdner Cursus hauptsächlich dem Handfertigkeits-Unterricht städtischer Knaben in Sachsen und den benachbarten Gebieten unter die Arme greifen mag, wird in Holstein und Mecklenburg der männliche Hausfleiß auf dem Lande vorzugsweise dadurch befruchtet werden. Alle Kundigen sind der Überzeugung, daß mindestens in unserem Norden der Bauernstand die Wiederbelebung der häuslichen Arbeit der Männer in Wintertagen so gut braucht wie in den skandinavischen Ländern. Angefangen ist damit eigentlich nur erst in Nordschleswig und Ostfriesland, — in letzterer Landschaft nach dem Embdener Cursus des vorhin genannten dänischen Hausfleiß- und Handfertigkeits-Agitators, welchem auch einige auserlesene Arbeiter aus den Moorcolonien beiwohnten. Es liegen deshalb hier auch noch viel weniger geklärte Erfahrungen über System und Methode vor als in Bezug auf die städtische Handarbeits-Unterweisung. Das kann indessen Männer von ebensoviel Initiative als Einsicht und praktischem Geschick, wie sie nach dieser Seite hin im Central-Comitee sitzen, nicht abhalten handelnd vorzugehen, und so ihrerseits für Nachfolger die Bahn zu brechen.

Stadt und Land finden also in dieser Bewegung ihre Interessen schön vereinigt. Die Leiter sind sich vollständig klar, daß sie von der Agitation alle Verflechtung mit Partei-Tendenzen ebenso fernhalten müssen wie leidenschaftliche blinde Einseitigkeit; denn sie wollen überzeugen, nicht zwingen und unterwerfen, sie wissen, daß ihre Idee für die ganze Nation, für alle Wohlstands- und Bildungs-Stufen etwas in sich birgt, das denselben immer zugänglicher, einleuchtender und brauchbarer gemacht zu werden verdient.

A. Lammers.

Geschichte.

Aus den Bocche di Cattaro i. d. JJ. 1538—1539.*

Das Interesse der Gegenwart an dem Insurrectionskriege in den felsigen Küstenhöhen der dalmatischen Meeresbuchten der Adria möge es rechtfertigen, wenn hier ein Pröbchen aus dem bewegten Vorleben der Bocche di Cattaro geboten wird, ein Ereigniß zur Sprache kommt, das sich auf dem gleichen Boden, in den gleichen Gewässern zu einer Zeit abspielte, als diese „Sackgasse" der Adria noch von den Tatzen und Fittigen des Markuslöwen gehütet wurde.

1538 waren die Gewässer zwischen Ragusa und Cattaro der Schauplatz ernstlicher Kämpfe zwischen den Türken unter der Führung des gefürchteten Gründers der „Barbaresken", Chaireddin Barbarossa, und der kaiserlichen Flotte, welche Andrea Doria, von den Venetianern unterstützt, befehligte. Der Zwiespalt im Kriegsplane der Kaiserlichen und Venetianer, wonach jene Castelnuovo, diese Ragusa angreifen wollten, kam der Türkenflotte zu Gute. Endlich überwog Doria's Meinung und Castelnuovo wurde den Türken entrissen. Die Venetianer besetzten es nun. 1539 erneuerte sich der Kampf zwischen den Venetianern und Barbarossa. Dieser erobert Castelnuovo und läßt die ganze spanische Besatzung über die Klinge springen, — aber sein Angriff auf Cattaro mißlingt.

Ueber dieses Ereigniß bietet das Schreiben des venetianischen Proveditore G. M. Bembo, v. 16. Aug. 1539, dessen Original im Gemeindearchiv von Perasto hinterliegt, als amtlicher Bericht an den Dogen und die Signoria nachstehende Aufschlüsse: Zunächst knüpft er an seine frühere Meldung an, wonach Chaireddin, um einen Grund für die Feindseligkeiten herbeizuzerren, zunächst die Auslieferung einiger Burschen (garzoni) und Sklaven verlangte, die angeblich von seiner Flotte nach Cattaro entsprungen seien, dann die Uebergabe Risanos ansprach und schließlich mit vielen Drohungen die Räumung Cattaros erzwingen wollte. Den 14. August seien nun 80 Galeeren in den Kanal eingelaufen — und näher gekommen — von dem Proveditore mit einigen Kanonenschüssen so kräftig empfangen worden, daß sie sich schleunigst zurückzogen. Als Bembo dann wahrnahm, daß einige landeten, sandte er Kriegsmannschaft aus, um die Feinde zu beobachten und im gegebenen Falle anzugreifen.

*) Bibliotheca storica della Dalmazia (Bibliotheka za povijest Dalmatinsku) her. v. J. Gelcich k. k. Professor a. d. naut. Akad. und Conservator; 1882, 1—4. H. Ragusa, Druck v. Flori.

Aber, kaum wurden die Türken diese gewahr, so zogen sie sich eiligst auf ihre Schiffe zurück. Den nächsten Morgen ließ Barbarossa blos 6 Galeeren zur Bewachung der Bocca des Golfes Stellung nehmen und schickte 20 Galeeren vorwärts, die aber noch kräftiger mit Schüssen empfangen wurden als Tages zuvor, und sich bald wieder zurückzogen. Er ließ hierauf, ohne eine einzige Salve abgegeben zu haben, 200 Büchsenschützen (archibusieri) ausschiffen, die aber wenig Schaden anrichteten. Da drängte sich ein neues Schiffgeschwader des Feindes ganz nahe an die Küste. Der Proveditore entbot nun den Hauptmann der „Stradioten" (Söldnermiliz, vorzugsweise von den griechischen Inseln der venetianischen Herrschaft) mit einigen Büchsenschützen den gelandeten Türken entgegen. Als diese ihre Gegner bemerkten, zogen sie sich auf ein Haus zurück um sich hier in Vertheidigungszustand zu setzen. Die venetianischen Soldaten, welche übermächtige Verstärkungen des Feindes besorgen mussten, zogen nun ab. Nachträglich hörte Bembo von einem flüchtigen Christensklaven, in jenem Hause habe sich Chaireddin selbst befunden, um die Lage und Widerstandsfähigkeit Cattaros auszuspähen, und im Kriegsrathe dann geäußert, diese Stadt sei der Art befestigt, daß man den Kampf „wie mit einer Mauer und einem feuerspeienden Berge" aufnehmen müßte; überdies scheine ihm der Rettore von Cattaro nicht der Mannn, welcher sich einschüchtern lasse. Es wäre daher räthlicher, mit demselben eine ehrenvolle Abmachung zu treffen, als sich durch einen hoffnungslosen Kampf den Sieg vor Castelnuovo zu verleiden. Das Weitere der Vorfälle bestätige auch die Wahrheit der Mittheilung. Den 24. d. M. habe Barbarossa dem Proveditore ein Rennboot (fusta) mit Briefen zugesandt, deren Copien und die Abschriften der eigenen Antwort Bembo der Signoria überschicke.

Chaireddin schreibe sehr artig und wünsche, daß „wir gute Freunde seien." Er sei dann am Tage der vorliegenden Meldung an die Bocca des Golfes zurückgezogen und Bembo veranlasst worden, ihm den Herrn Girolamo Cocho mit schriftlicher Botschaft zuzusenden. Bembo versichert, daß die Einwohner Cattaros, Jung und Alt von bestem Kriegsmuthe beseelt seien und sich gerne mit dem Feinde messen würden. Auch die Bauernschaft (der Zuppa von Cattaro) hätten sich bis auf wenige Ausnahmen loyal benommen. Um dieselbe Zeit, als die Türkenflotte vor Cattaro erschien, seien auch am Gebirgsrücken hinter Cattaro bewaffnete Banden aus der Nachbarschaft aufgetaucht, welche offenbar auf den Erfolg des türkischen Angriffes lauerten, um daraus Vortheil zu ziehen. Bembo habe an die Podestas zu Antivari, Budua und Dolcigno geschrieben, ja keiner Aufforderung zur Uebergabe Folge zu leisten und etwa dem Beispiele Risanos zu folgen, welches schon beim bloßen Anblick der feindlichen Flotte, ohne einen Schuß abzufeuern sich allsogleich ergab.

So blieb Cattaro verschont bis zum Friedesschlusse der Türken mit der Republik (2. Okt. 1540).

Krones.

Literarisches.

Aesthetika

hat der frankfurter Universitäts-Professor A. Baumgarten, ein Philosoph der Wolff'schen Schule die Lehre vom Schönen genannt, welche er in seinem zweibändigen Werk (1750—58) seit Aristoteles zuerst wieder eingehend behandelte und als selbstständige Wissenschaft constituirte, freilich nur einseitig als die subjective Empfindung und Erkenntniß des Schönen.

Dessenungeachtet hat sich auch in der objectiven Fortbildung dieser Wissenschaft bis Hegel und Vischer diese Bezeichnung erhalten und ist von dort aus in den Sprachgebrauch bis zu den ästhetischen Thee's eingedrungen.

So mag denn auch hier unter diesem Gesammttitel eine Gruppe von Schriften besprochen werden, die auf dem theoretischen und praktischen Gebiet der Aesthetik entstanden sind.

Zuerst also:

Vorlesungen über Aesthetik oder über die Philosophie des Schönen und der schönen Kunst von Karl Christian Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Dr. Paul Cohlfeld und Dr. Aug. Wünsche. Angehängt: drei dresdener Vorlesungen, ein Brieffragment und eine Abhandlung über Schönheit. Leipzig, Otto Schulze 1882.

K. Krause, ein altenburgischer Pfarrerssohn geb. 1781 † 1822, hatte einen lebendigen Sinn für Schönheit, namentlich für Musik, empfangen, welchen er von Jugend an durch anhaltende Studien ausbildete. Seine Stimmung als Jüngling bezeichnete er selbst mit den Worten, er sei ganz Begeisterung für die schöne Kunst und ganz Liebe gewesen.

Seine Druckschriften von 1802 legen davon Zeugniß ab, ebenso die theilweise mitgetheilten Vorlesungen die er in Dresden 1805 hielt. Dort hatte er während der Jahre 1805—13 und 1815—23 die beste Gelegenheit zum Studium der schönen Kunst in der Bildergallerie, in dem Antiken-Kabinet, in den Aufführungen des K. Theaters und der K. Kapelle.

Als er 35 Jahr alt i. J. 1817 sich in Rom befand, trug er in sein Reisetagebuch eine Abhandlung über die Schönheit, die mit folgendem Ausspruch schließt: „Alle Kunst ist ihrer urwesentlichen Wesenheit nach gottinnig und gottvereint; in Ahnung und Schauen. — — Raphael, Mozart, Phidias, Michel Angelo, haben ihre Werke in dieser Ahnung gebildet.“ — —

Von Dresden im Jahre 1829 nach Göttingen übersiedelnd hielt der „panentheistische“ Privatdocent in seinem 48. Jahre daselbst im Winter 1828—29 gleichzeitig mit seinem 10 Jahr älteren berühmten Collegen Hegel in Berlin die oben angeführten ästhetischen Vorlesungen.

In welcher Stimmung dies geschah, darüber liegt ein von ihm selbst verfasstes Zeugniß vor. „Ich weiß, daß und was ich Hohes, Tiefes und Innigeres über das Schöne zu sagen habe, als was bisher gesagt worden ist; aber mein Leben war ernsthaft und um mich ward es finster und kalt. Mich ergriff die Noth .... Und mein Lebensweg wandte sich aufwärts zu Gott und ich erblickte die Schönheit Gottes und alles Schöne in Gott .... Und mein Leben erhob und verklärte sich, aber verschwerte sich; mich umgab Haß und Verfolgung und mit der größten Drangsal kämpfend, lebte ich meinem Beruf.

Da war mein Kunststreben nur ein untergeordnetes, aber nicht weniger lebendiges Streben.

Daher ist auch dies Werk in einer tragischen Stimmung verfasst. Sind diese Bekenntnisse auch den meisten Zeitgenossen gleichgültig, die Nachwelt wird sie nicht ohne Theilnahme lesen.“

Während die ästhetischen Vorlesungen Hegels bereits 1835—38 also 4—7 Jahre nach seinem Tode im Druck erschienen, ist es erst jetzt, 50 Jahre nach Krause's Tode der Pietät seiner Anhänger gelungen, dieselben zu publiciren. Die Ungunst des Schicksals, mit welcher dieser Ritter des Geistes per tot discrimina rerum, während seines ganzen Lebens zu kämpfen hatte, stellte auch nach seinem Tode der Herausgabe der ästhetischen Vorlesungen eine Reihe von Hindernissen entgegen.

Um so dankbarer ist das Verdienst der beiden Editoren anzuerkennen, welche in selbstloser Hingebung und Verehrung für ihren längst heimgegangenen Meister die Erreichung dieses Zieles herbeigeführt haben.

Eine Philosophie der Kunst, welche auf so idealen Grundlagen, wie die Krause'sche, sich aufbaut, ist auch heute nach Hegel und Vischer noch berechtigt, die sympathische Theilnahme aller derjenigen Kreise zu beanspruchen, welche in dem Materialismus und Naturalismus der Gegenwart einen Verfall der Kunst und ein Herabsinken von der Höhe ihrer idealen und ethischen Mission erblicken. —

Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts von Rudolph Genée. Berlin 1882. A. Hofmann & Comp.

Zwei große Reformatoren sind es, welche den Anfangs- und Endpunkt der hier dargebotenen Schilderungen bezeichnen: Luther und Lessing. Den Gegenstand derselben bildet das Schauspiel, wie es sich im 16. und 17. Jahrhundert auf dem praktischen und lebendigen Theater als der lebhafteste und interessanteste Ausdruck nationalen Lebens entwickelt hat. Da die Zusammengehörigkeit von Dichtung und scenischer Darstellung als ein wesentliches Moment stets im Auge behalten, so ist auch die Schauspieldichtung vorzugsweise in ihren durch das scenische Theater bedingten Formen dargestellt worden.

Von den 10 Kapiteln des Buches gibt das erste als Einleitung die Vorgeschichte des deutschen Schauspiels von den Mysterien bis zur Reformation. Die folgenden vier Kapitel führen uns sodann die Wirkungen derselben auf die Gestaltung des Volksschauspiels in der Schweiz, in Elsaß und Nürnberg (Hans Sachs), in Sachsen, sowie in Brandenburg, Preußen, Lübeck und Würtemberg mit den Schulaufführungen und den theologischen Disputationen im Schauspiel vor. Die letzten 4 Kapitel umfassen das Schauspiel im 17. Jahrhundert: Die englischen Komödianten, den Pickelhäring und die ersten deutschen Wandertruppen, die Entstehung der Oper und der höfisch-gelehrten Dichtung. Die Herrschaft der Haupt- und Volksaktionen, wie die Theater-Reform Gottscheds und der Neuberin ziehen in einer Reihe historisch-treuer und zugleich künstlerisch abgerundeter Scenen an uns vorüber bis zu dem neuen freilich unscheinbaren Hofgebäude des Schuch'schen Theaters in der Behrenstraße in Berlin. Aber in diesem Hause erhielt Berlin 1771 — so schließt das Werk — unter Kochs Direction das erste ständige Theater und in den bescheidenen Räumen dieses Hauses sah man in Berlin zum erstenmale den **Götz von Berlichingen** und die Meisterwerke Lessings, während in Hamburg bereits die Glanzepoche der deutschen Schauspielkunst begonnen hatte.

Wenn der Autor in der Vorrede seiner ebenso lehrreichen als interessanten Schrift die Hoffnung ausspricht, daß eine günstige Aufnahme ihm die Fortsetzung der begonnenen Geschichte des deutschen Schauspiels gestatten wird, so sind wir um so mehr überzeugt, daß diese Erwartung sich erfüllen wird als das Schauspiel im Zeitalter der Reformation eine eingehende quellenmäßige Bearbeitung bisher noch nicht gefunden hat.

Aus dem Lande der Kunst von Dr. Jos. Kahler. Würzburg. Stahl'sche Buch- und Kunsthandlung. 1882. Pr. 1,60 Mk.

Musikstudien in Deutschland. Aus Briefen in die Heimat von Amy Fay. Berlin. R. Oppenheim. 1882.

Zwei Kunst-Reisende treten hier vor uns auf; der erste, ein Würzburger Universitätsjurist, lässt die Correcturbogen seines neuesten juristischen Werkes in der Druckerei ihrer Revision harren und dampft in finsterer Mitternacht mit wenig Gepäck und freudigem Schauer sinnend und träumend nach Italien. Erst in Bozen heißt es: Halt! wo die Frische der Tyroler Alp sich mit dem sanften Lauwinde Italiens verbindet und wo leider das Deutschthum orthographisch so herabgekommen ist, daß man eine Flasche „Offenen Weins“ in „Ofener“ verwandelt. Von da geht es in dithyrambischem Fluge über Verona, Venedig, Bologna nach Roveredo und zurück über Mailand, Torbola nach Bozen, endlich wieder in die Druckerei zu Würzburg. Die Poesie der Landschaft und der alten italienischen Maler ist es, welche den gelehrten Juristen begeistert und uns seinen glänzenden und schwungvollen Schilderungen mit angehaltenem Athem folgen lässt. Möge es ihm oft vergönnt sein, Italien „das wonnige“ wiederzusehen „und unter seinem Sonnenhimmel, im Kosen seiner lauen Lüfte, im Rythmus seiner blaugrauen Meerfluthen die Lethe des Würzburger Justinianismus zu trinken“ — ihm zur Freude und uns zum belebenden Mitgenuß.

Der zweite Kunstreisende ist eigentlich kein Er, sondern eine junge schlanke Pianistin mit blonden Haaren und blauen Augen, „deren Wiege in der Lichtung indianischer Wildniß stand.“ Sie ist im Jahre 1869 über den Ocean zu uns geschwommen, um bei Tausig und Kullak, bei Liszt und Deppe ihre „dumme Hand“ in eine Zauberin zu verwandeln, die alle Tasten-Schwierigkeiten mit Leichtigkeit besiegt. Und es gelang ihr auch; nach fünfjähriger Finger-Turnerei gab sie in Frankfurt a/M. ein brillantes Concert.

„Was die Vorträge der Amerikanischen Virtuosin anlangt — verkündete am 11. Mai 1874 die Frankfurter Zeitung der staunenden Musikwelt diesseits und jenseits des Ocean — so waren wir gleich entzückt über ihren klaren und sicheren Anschlag wie über ihre Auffassung.“ — Leider kommt der hinkende Bote in Gestalt des „englischen Herausgebers der Briefe“ nach. Derselbe warnt nämlich in einer Nachschrift die Amerikanerinnen feierlichst „sich in Europa aus einem Amateur zu einem Künstler erziehen zu lassen. — — Amerikanische Lehrer verständen am besten das amerikanische Temperament und wären die besten Lehrer für amerikanische Schüler. — Nicht manuelle Geschicklichkeit sondern musikalische Einsicht sollten die jungen Künstler suchen in dem wunderbaren und einzig wirklichen Heim der Musik — in Deutschland.“ — Diese Schlußschmeichelei wird wohl nur Laien über den indianischen Nativismus täuschen, der die antideutsche Abmahnung diktirt hat. Wie dem auch sei, der bleibende Werth und die internationale Bedeutung dieser „amerikanisch-musikalischen Briefe“ liegt für uns nicht in ihren musikalischen, sondern in ihren socialen Partieen; die Differenzen und Dissonanzen zwischen dem amerikanischen und deutschen Volksthum, zwischen den Sitten, Lebensgewohnheiten und Anschauungen diesseits und jenseits des Ozeans treten in den brieflichen Schilderungen der von dem ganzen Yankee-Stolz erfüllten anspruchsvollen Pfarrerstochter uns unmittelbar und in der vollen Schärfe augenblicklicher weiblicher Verstimmung vor Augen. Sie charakterisiren die Lage in welcher sich unsere deutschen Landsleute unter der Oberherrschaft dieser indianischen Mischrasse befanden, und die Kämpfe, welche sie zu bestehen hatten, um sich die gegenwärtig erreichte selbstständige und geachtete Stellung zu erobern. Zugleich gewähren aber die eingestreuten anerkennenden Aeußerungen der Briefstellerin die Hoffnung, daß bei dem immer mehr ansteigenden

amerikanischen Zustrom eine gegenseitige Verständigung und Ausgleichung der nationalen Unterschiede stattfinden wird.

Dr. Emil Naumann, königl. Professor und Hofkirchen-Musikdirektor: Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Fünfte (Volks-) Ausgabe. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1882. 3 M.

L. Ramann: Aus den Annalen des Fortschritts. Concert u. kammermusikalische Essays von Fr. Liszt. Band IV. 1882. Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Die Vorlesungen über deutsche Tondichter, welche der als Musikschriftsteller und Componist verdiente Autor vor einer Reihe von Jahren am Viktoria-Lyceum gehalten, haben sich durch lebensvolle Charakteristik unserer klassischen Componisten, sowie durch geistvolle, kulturhistorische Behandlung nicht allein in musikalischen Kreisen als ein beliebtes Familienbuch eingebürgert. Bei der Besprechung einer frühern Auflage sind die eigenthümlichen Verdienste des Verfassers um die objective Darstellung der deutschen Musikentwicklung von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart in dieser Zeitschrift anerkannt und gewürdigt. Wir können uns daher darauf beschränken dieser vorliegenden, neuen Volksausgabe eine möglichste Verbreitung zu wünschen, indem wir das Urtheil folgen lassen, welches sich in derselben über den Autor der zweiten obengenannten musikalischen Schrift vorfindet:

„Der eigentliche Begründer der sinfonischen Dichtung (wenn man diese Gattung überhaupt als eine neue Kunstform gelten lassen will) ist Franz Liszt, der eine ganze Reihe derartiger Werke schuf, die man gewissermaßen als mehr oder minder freie Phantasien, bei denen sich der Componist statt des Flügels des Orchesters bedient, bezeichnen könnte. Freie Phantasien jedoch nur in Beziehung auf die musikalische Kunstform, da sie sich ja im übrigen auf die durch Localität und Zeit bestimmtesten Persönlichkeiten, Situationen und Stimmungskreise beziehen, was wir freilich nicht ahnen würden, wenn ihnen nicht besondere erklärende Programme zur Seite ständen. Was man aber auch gegen diese Schöpfungen vorbringen mag, wir haben es darin jedenfalls mit den Experimenten eines genialen Kopfes zu thun, dem wir darum, weil er auf Bahnen wandelt, die leicht aus der Kunst in das Chaos zu führen vermögen, dem ungeachtet unser lebhaftes Interesse und unsere Theilnahme nicht versagen können."

Die Charakteristik, welche die vorstehenden Zeilen in kurzen und prägnanten Zügen von dem Componisten Liszt entwerfen, werden auch auf den musikalischen Kritiker Anwendung finden. Und zwar umsomehr, als Fr. Liszt eben nur Kritiker ist, um das musikalische Bürgerrecht seiner originalen Schöpfungen, als sein eigener Advokat nachzuweisen und an Freund und Gegner zur Anschauung zu bringen. Die geharnischten Expectorationen, welche Liszt in den Essays über die „Harold's Symphonie von Berlioz" und den „Lieder-Componisten Robert Franz" gegen die zeitgenössische Kritik eingeflochten hat, lassen es uns bedenklich erscheinen den Jupiter tonans der sinfonischen Dichtungen durch Dissonanzen zu verletzen und zu reizen. Es mag daher genügen, die übrigen im vorliegenden V. Bande enthaltenen Artikel über Robert u. Clara Schumann — Sobolewski's „Vinkla" — John Field und seine Nocturnes hier namentlich zur Notiz für Freund und Feind anzuführen. —

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig. W. Kadna. 1882. Lieferung 10—11. Pr. f. jede Lf. 1 Mk. —

Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Eine alphabetisch geordnete Darstellung von Dr. G. A. Lindner, Schulrath und Direktor d. k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Wittenberg. Wien. Pichlers Wittwe u. Sohn. 1882. In 20 Lieferungen à 60 Pf.

Seit dem Erscheinen des ersten Heftes vor Jahresfrist hat sich das Reallexikon des Alterthums bis über die erste Hälfte unter der lebhaften Theilnahme der gebildeten Kreise entwickelt. Diese noch zu steigern, werden auch die beiden neuesten Hefte beitragen. Dieselben enthalten von „Kriegswesen" bis „Musik" eine Reihe interessanter Artikel, welche zur Orientirung über die Zustände der deutschen Vergangenheit ein reichhaltiges und wohlgeordnetes Material darbieten. Wir heben aus demselben beispielsweise die folgende Gruppe zusammengehöriger Artikel hervor: Kriegswesen,—Landfrieden — Landsknechte — Lehnswesen — Lanze — Luntenschloß; sowie: Maß- und Münzwesen; Kupferstechkunst, deutsche Malerschulen und Miniaturmalerei. —

Während das Reallexikon die deutsche Vergangenheit uns in Einzelbildern anschaulich vorführt, hat sich das Handbuch der Erziehungskunde die Aufgabe gestellt, zur Heranbildung der deutschen Jugend der Gegenwart eine allgemeine und gründliche Orientierung auf dem pädagogischen Gebiet zu vermitteln. So reichhaltig auch die Spezialliteratur über Erziehungswesen sich ausgebildet hat, so gering ist bis jetzt die Anzahl der Publikationen, welche den encyklopädischen Ausbau der Nationalerziehung auf wissenschaftlicher Grundlage zum Gegenstand haben. Zu diesem Behuf sind die drei Hauptquellen der philosophischen, praktischen und historischen Pädagogik in den Bereich der Darstellung gezogen.

Wenn auf diesem Wege in der alphabetischen Aneinanderreihung einzelner Artikel zugleich eine in sich geschlossene pädagogische Weltanschauung, wie sie dem gegenwärtigen Stande der Erziehungskunst entspricht, geboten werden soll, so wird damit dem Werke eine über die

Fachzwecke hinausgehende Bedeutung gegeben. Zugleich soll für die Veranschaulichung des Inhalts durch Porträts, Karten und Tabellen gesorgt werden.

Der Herausgeber hat sich durch eine dreißigjährige Dienstzeit sowie durch Herausgabe der „pädagogischen Studien und Klassiker" die erforderliche Autorität erworben, um an der Spitze eines derartigen Unternehmens die geeigneten Spezialisten um sich zu sammeln und zu leiten.

Das vorliegende erste Heft beginnt mit dem Artikel „Abhärtung" und schließt mit der Entwickelung des Begriffs der „Arbeit." In diesem Rahmen werden die „Altersstufen, der Anschauungsunterricht, die Anlage" in eingehenden und instruktiven Darstellungen behandelt. Nach dem Ex ungue leonem darf man dem Unternehmer einen günstigen Erfolg und weite Verbreitung mit Recht wünschen. —

Handwörterbuch der Pharmacognosie des Pflanzenreichs von Professor Dr. G. C. Wittstein in München.

Dasselbe bildet einen Theil des großen, im Verlage von Ed. Trewendt in Breslau erscheinenden Werkes der „Encyklopädie der Naturwissenschaften" und liegt hievon die erste Lieferung — vom ganzen Werke II. Abtheilung 2. Lieferung — vor, welche sich bis zu dem Artikel „Chinarinden" erstreckt.

Der Verfasser hat darin nicht nur die gegenwärtig gebräuchlichsten, officinellen Gewächse in den Bereich der Beschreibung gezogen, sondern auch solche, die, obwohl sonst veraltet und vergessen, doch da und dort wieder zu irgend einem Zwecke hervorgeholt werden können. In seinem Vorworte bespricht er die von ihm geplante übersichtliche Anordnung des reichlichen Materials, welche, wie dies aus dem vorliegenden Hefte ersichtlich ist, auch auf das beste durchgeführt zu werden verspricht.

Darnach findet man zunächst die einzelnen Artikel nach ihren bekanntesten deutschen Namen, oder, wo diese fehlen, wohl auch weniger gebräuchlich sind, nach den üblichsten Handelsnamen alphabetisch geordnet. Hieran reihen sich die deutschen oder Handelssynonyme, die officinellen lateinischen Benennungen, die systematischen Namen der Mutterpflanze und deren Stellung im Linnéischen und natürlichen System. Nun folgt eine gedrängte, jedoch die wesentlichsten Punkte berührende Charakteristik der Mutterpflanze, Angabe ihres Vorkommens und Vaterlandes, eine ausführliche Beschreibung der davon gebräuchlichen Theile, deren wesentliche chemische Bestandtheile, Nachweis der Verwechslungen und Verfälschungen, die Anwendungen und zuletzt der geschichtliche Theil nebst etymologischen Aufschlüssen.

Diese einzelnen Theile sind übersichtlich und in die Augen fallend angeordnet, wozu außerdem noch ein deutlicher, guter Druck das Seinige beiträgt. Zu rascherer systematischer Orientirung und erleichtertem Aufsuchen der einzelnen Artikel sind noch 2 Anhänge und 3 Register in Aussicht gestellt.

Bei Bearbeitung des Materials ist älteren und neueren Forschungen gleichzeitig Rechnung getragen, dabei eine breite Darstellung möglichst vermieden. Eine ganz besondere Berücksichtigung hat der Verfasser dem geschichtlichen Theil mit den etymologischen Erklärungen widerfahren lassen, welche beiden Punkte sonst derartige Handbücher vermissen lassen. Hiebei ist dem Autor ohne Zweifel seine in letzter Zeit ausgeführte Uebersetzung des „Plinius" und die darin vorgefundenen Mittheilungen sehr zu Statten gekommen.

In allen denjenigen Kreisen, wo ein derartiges Buch mit besonderem Interesse aufgenommen zu werden verdient, wird man es freudig begrüßen, daß die Bearbeitung dieses Theils des großen Werkes einem Gelehrten anvertraut wurde, dessen Name seit Jahren mit mehreren sehr brauchbaren und praktisch bewährten Schriften verknüpft ist und dafür bürgt, daß auch das in Aussicht stehende Handwörterbuch des Pflanzenreichs seinem Zwecke in jeder Beziehung bestens entsprechen werde.

Dasselbe wird etwa 6 Lieferungen umfassen und werden wir uns erlauben, nach dem Erscheinen einiger derselben ausführlicher auf das Werk zurückzukommen. L.

Aufsätze zur Literatur von Dr. R. Wegener, Prediger an der Hofgerichtskirche und Inspektor des Schindler'schen Waisenhauses zu Berlin. Berlin. Erich Wallroth. 1882.

Ein steifer, altmodischer und schulmeisterlicher Titel, der uns unwillkürlich an unseren Gymnasialprofessor der deutschen Aufsätze erinnert. Aber der Inhalt dieser fünf sogenannten „Abhandlungen" gibt Werthvolleres als der Titel verspricht.

„Die ästhetische Kultur — sagt der Essayist in dem Charakterbilde des Immermanschen „Merlin" — welche die Literatur als ihre ausschließliche Domäne betrachtet, läßt die religiöse Bildung bei Seite und blickt mit souveränem Lächeln auf sie herab; die religiöse Bildung und im besondern die Kirche, welche Förderin und Trägerin derselben zu sein den geschichtlichen Beruf hat, rächt sich damit, daß sie auch ihrerseits die ästhetische Bildung abseits stehen läßt. Statt auf die Literatur und durch sie auf den Volksgeist einzuwirken, steckt sie wie Vogel Strauß ihren Kopf bei Seite und ist vielleicht gar engherzig genug gegen religiöse Dichtungen Front zu machen, wenn in ihnen die orthodoxe Formel nicht zu finden ist." —

Dieser Auffassung wird man um so mehr beitreten müssen, als gerade in unseren Tagen nur eine ecclesia militans die mannigfachen Gegner besiegen kann.

„Die Geschichte selbst muß religiös angeschaut werden," äußert der Kritiker in einer

andern Abhandlung über „die Braut von Messina"; nicht die Fabel, sondern ihre Auffassung muß eine religiöse sein. Dies ist bei Schiller der Fall schon im Wallenstein, in noch höherem Maaße in der Jungfrau v. Orleans und in der Braut v. Messina. —

Dieselbe Frage wird im wesentlichen in dem Dialog über „das symbolische und allegorische Drama" erörtert. In der lebendig und prägnant gehaltenen Wechselrede vertritt der Autor das höhere Recht des Ideendrama's, wie es in „dem wunderthätigen Magus" und „dem Leben ein Traum" von Calderon, dem „Hamlet" und „Nathan", dem „Manfred" Byron's und dem Epos „Merlin" hervorgetreten ist; er hofft, daß auf diesem Wege sich eine Weltliteratur bilden würde, welche die Ideen, die im Bewußtsein aller Völker und Zeiten liegen, zur poetischen Gestaltung bringt. Der Opponent vertheidigt dagegen das geschichtliche und Charakterdrama.

Die beiden Disputanten einigen sich dahin, daß die dramatische Kunst es mit der Darstellung des Idealen im Realen zu thun hat und daß in dem Charakterdrama das Reale, in dem Prinzipien-Problemen- und Ideendrama das symbolische Moment überwiegt. Als außerhalb der Poesie liegend wird die Allegorie zurückgewiesen.

Eine allgemeinere, weil unmittelbarere Theilnahme werden die Charakteristiken der Dichter Georg Neumark und Stägemann finden, mit denen die Reihe der literarischen Aufsätze abschließt. —

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit von Friedrich Hottenroth. Stuttgart G. Weise. Zweite Auflage, Liefg. 1—7.

Für die Kulturgeschichte ist ein Werk, welches die Trachten der Völker schildert und bildlich darstellt von hohem Werth. Mit den Trachten werden oft Sitten und Lebensweise der Nationen charakterisirt, sie zeigen auch die Bildungsstufe, auf denen dieselben in früherer Zeit gestanden haben, sowie die Entwickelung des damaligen Handwerks. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat aber nicht allein die Trachten sondern auch Haus-, Feld- und Kriegsgeräthe der Völker geschildert und damit ein sehr umfassendes Bild der Kultur alter und neuer Zeit gegeben. Das Werk beginnt mit den Völkern am Nilthale. Die Aegypter waren von magerem, schlankem, doch nervigem Wuchs; ihr ältestes Kleidungsstück, ihr Nationalkleid, war ein Schurz aus Leder oder Baumwolle in rechteckiger Form. Außer dem Schurz war in frühester Zeit noch ein über die Achseln gelegter Umwurf im Gebrauch. Das Nationalkleid des weiblichen Geschlechts bildete die Kalosiris, ein langes Gewand, welches den Körper vom Halse bis zu den Füßen bedeckte. Das Geräth der Handwerker beschränkte sich hauptsächlich auf Stich- und Schneidewerkzeuge. Das Ackergeräth bestand in Sichel, Pflug und Erdhacke, letztere hatte eine spitze oder schaufelförmige Klinge.

Die Phönizier, welche die eigentlichen Kulturträger der alten Welt waren, und einen großen Verkehr zu Wasser und Land hatten, ließen die Gegenstände ihres häuslichen und sonstigen Bedarfs nicht nur von einheimischen sondern auch fremden Künstlern anfertigen. Im Schiffsbau, in Weberei, Färberei und Erzguß waren sie selber Meister. Phönizische Arbeit war das sogenannte eherne Meer im Vorhofe des salomonischen Tempels zu Jerusalem.

Wie bei den Aegyptern der Schurz, so war bei den Assyriern das Hemd das eigentliche Nationalkleid, das bis zu den Knieen reichte und vermittelst einer Binde mit untergesteckten Enden gegürtet war. Oberkleider trugen bis zur Auflösung des Reiches nur die Leute von Stand.

Wir könnten noch eine Reihe anderer interessanter Schilderungen aus dem vortrefflichen Werke hier aufnehmen, wenn uns dies nicht der Raum verbieten würde, wir müssen uns deshalb darauf beschränken, den weiteren Inhalt des Werkes, der die arischen Völker des Alterthums (Meder und Perser, Griechen, Etrusker, Römer) behandelt, hier anzuführen. Wir werden aber gern Gelegenheit nehmen das Unternehmen nach Erscheinen neuer Lieferungen wieder zu besprechen, und können dasselbe schon jetzt als ein sehr lehrreiches und vortrefflich ausgestattetes Werk unseren Lesern warm empfehlen.

Fremde Völker von Richard Oberländer. Lief. 1—8. Leipzig, Julius Klinthardt 1882.

Unter den für Gelehrte und Laien nützlichen großen illustrirten populärwissenschaftlichen Werken, die in letzter Zeit in bedeutender Anzahl erschienen sind, nimmt das bis zur 8. Lieferung erschienene Buch über die „fremden Völker" eine hervorragende Stellung ein. Es ist in der That ein Bedürfniß die noch Wenigen näher bekannten Sitten, Gebräuche und Typen der halb oder ganz uncivilisirten Völker dem Publikum vor Augen zu führen. Der Verfasser dieses Werkes hat einen wohlverdienten Ruf und ist für ein solches Unternehmen besonders geeignet. Nachdem dasselbe schon bis zur 8. Lieferung vorgeschritten ist, kann man mit Sicherheit erwarten, daß „dieses Werk die große und schwierige Aufgabe, die es vorhat, in vorzüglicher Weise lösen und unsere ethnographische Literatur um einen sehr werthvollen Beitrag bereichern wird. Eines der barbarischsten Völker, die Menschenfleisch hoch in Ehren halten und dasselbe „Fleisch vom langen Schwein" nennen, sind die Vitier. Der Autor schreibt, daß dieselben oft Kriege anfangen, um die erwachende Gier nach Menschenfleisch zu befriedigen; die Häuptlinge setzen auch oft ganze Ortschaften auf die „schwarze Liste" und der Scharfrichter braucht dann nur die gewünschte Anzahl todt zu schlagen. Kommt ein Häuptling in ein Haus, so schlägt er zu Ehren dieses Ereignisses Jemanden todt. Das Fleisch der Weiber wird dem der Männer vorgezogen und bei besonders großen Festen sind manchmal

hundert Frauen geschlachtet und gebraten worden. Eine Abbildung der Viti- (oder Fidschi-)Insulaner und ihres Königs Thakomban ist den Schilderungen beigefügt, die gewiß viele interessiren werden.

Wir müssen uns für heute darauf beschränken, eine Uebersicht über den Inhalt des interessanten Werkes, so weit es bis jetzt erschienen ist, zu geben. Die ersten vier Lieferungen behandeln Leben, Sitten, Gebräuche der Japaner und Chinesen, die folgenden 4 Lieferungen beschäftigen sich mit den Völkergruppen Uraltaier, Indochinesen und Malayen. Die Schilderungen der einzelnen Stämme derselben (Kirgisen, Kosaken, Kalmücken, Baschkiren, Jakuten, Anamiten, Siamesen, Birmanen, Neuseeländer u. a.) sind vortrefflich und gewinnen durch die ausgezeichneten Illustrationen an Lebendigkeit. Wir können deshalb dem Werke nur eine weitere Verbreitung wünschen.

Griechenland in Wort und Bild von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Leipzig H. Schmidt und C. Günther 1882. Lieferung 1—4.

Eine Reihe von Prachtwerken, die in letzter Zeit erschienen sind haben die Literatur namentlich über die Länder des klassischen Alterthums durch vortreffliche allgemein verständliche neue Schilderungen, denen oft meisterhafte Illustrationen beigegeben wurden, bereichert.

Das oben genannte Werk soll ein Bild der hellenischen Welt, sowie sie sich heute darstellt, bieten. Wir halten diese Idee für eine gute, weil hierdurch nicht nur die alte, sondern auch die neue Welt uns vorgeführt und gezeigt wird, welches neue Leben auf dem klassischen Boden Griechenlands sich entwickelt hat und welche Alterthümer uns noch erhalten sind. Die Gegensätze von einst und jetzt werden durch solche Darstellung oft schroff hervortreten und es wird dieselbe zeigen, wie die hochgebildetste Nation in Kunst und Sitten und im ganzen Kulturleben sinken kann und wie wenig die Söhne desselben Landes jetzt die Höhe erreicht haben auf der vor langer Zeit ihre Vorfahren gestanden hatten, zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes beginnt mit der Schilderung Athens.

„Der Hochaltar des Athene-Kultus ist der Burgberg von Athen. Er ist ein Hochaltar der Kunstfreunde und der Poesie geworden, seitdem zwischen den herrlichen Denkmalresten keine türkischen Militärbaracken mehr stehen, das moderne Athen zu neuem Leben emporblüht und das geistige Erwachen darin seine schönsten Knospen treibt. So grünt dieser neue Frühling, wie jener andere Völker-Frühling grünte, da man auf dem Burgberge der Athene mit wahrhaft homerisch-plastischem Gepränge die hohe Göttin ehrte. Es ist kein enger mauerumgürteter Tempel, es ist kein in Marmorwände gezwängter Raum, keine Spanne Bodens, die des Profanen Fuß nicht betreten darf. Der ganze Bereich mit der Gruppe von urklassischen Stätten, denen wir gegenüber stehen ist es, dem solcher Tempelzauber eigen. Heilig ist dieser Boden und Andacht erhebt unseren Geist".

In ferneren Heften schildert der Autor u. A. das Parthenon, die Attischen Landschaften, den Berg Hymettus, die Tempelbauten in Hellas, die Ebene von Marathon, die Insel Salamis, Nemea und Mykene.

Wir erhalten durch dieses Werk, falls es ferner so vortrefflich wie bis jetzt ausgeführt wird, ein Gesammtbild Griechenlands von einst und jetzt. Die Illustrationen sind sehr lobenswerth.

Englische Verfassungsgeschichte. Von Rudolph Gneist. Berlin 1882. Verlag von Jul. Springer.

Abermals ist ein umfangreiches Werk des auf dem Gebiete des englischen Verfassungs- und Verwaltungswesens unerreichten Verfassers dem größeren Publikum übergeben worden, welches diesmal die englische Verfassungsgeschichte in einem Umfange von tausend Jahren zu einem größeren Ganzen zusammengefaßt, vorführt, wobei jedoch die am meisten für sich abgeschlossene Geschichte des englischen Verwaltungsrechtes als dritte Auflage dieses Gneist'schen Spezialwerkes in der früheren Gliederung in Perioden und Abschnitte hier mit eingeflochten und wiedergegeben worden ist. Das neue, volle 724 große Octavseiten umfassende Werk gibt diese tausendjährige Verfassungsgeschichte des englischen Reiches in sechs Perioden abgetheilt wieder, wovon die erste die älteste angelsächsische Zeit, die zweite den anglogermanischen Lehnstaat, die dritte, daran anknüpfend, die reichsständische Zeit als das Jahrhundert der organisirenden Gesetze vom Könige Eduard I. ab behandelt, worauf in der vierten und fünften Periode das Zeitalter der Tudors und der Stuarts mit ihren Verfassungskämpfen in klar anschaulicher Weise besprochen wird, denen sich als sechste Periode dann endlich das achtzehnte Jahrhundert anreiht mit dem Gliederbau des englischen Staates in seiner modernen Gestalt, dessen einzelne Theile in neun Abschnitten die Herstellung der Erbmonarchie, die gesetzliche Reglung der Staatshoheitsrechte, und ihre Verbindung mit der Kommunalverfassung als selfgovernment, die Ausbildung der Verwaltungsjurisdiktion, sodann den Abschluß der regierenden Klasse und die Formation und Stellung des Unter- und Oberhauses, die Einfügung der Kirche in dieses Parlamentsregierungssystem und endlich den König im obersten Rathe und im Parlamente in besonderen Abschnitten ausführlich behandeln. Wenn schon die ganze Darstellung dieser Verfassungsgeschichte durch die sachgemäße Sichtung und mühevolle Verarbeitung des ihr zu Grunde liegenden, höchst komplizirten Materials als eine Riesenarbeit sich gestaltet, welche den nur einigermaßen damit Vertrauten

mit größter Achtung und Bewunderung erfüllt, so gewinnen die Schlußbetrachtungen, worin der Verfasser den Uebergang in die aktuellen, im neunzehnten Jahrhundert entwickelten Verhältnisse d. englischen Verfassungsstaates bespricht, ein ganz besonderes Interesse. Denn was der Verfasser darin über die Bildung der parlamentarischen Parteien, die Theorie und Praxis des Parlamentarismus, dessen Crescenz und Decrescenz und endlich über den Uebergang in das neuste Jahrhundert der Socialreformen und der Reformbills ausführt, ist überaus klar und in richtigem Verständnisse der zu Grunde liegenden Bedingungen gesagt. Er erklärt den Versuch, das Facit der tausendjährigen Staatsentwicklung der englischen Nation zu ziehen, für eine derartig große Aufgabe, daß die englische Geschichtschreibung selbst davor zurückschrecke, und hält sodann ihre Lösung mit Hilfe einer vollen Darlegung der heutigen gesellschaftlich = staatlichen und kirchlichen Zustände für möglich. Sehr lesenswerth ist Alles das, was er dann weiter an dieser Stelle über die Bildung einer ganz neuen Gesellschaft durch das Eintreten der Kapitalisten in die bisherige gesellschaftliche Gliederung und die neu hervortretenden Aufgaben zur Förderung des Wohls des Proletariats und der arbeitenden Klassen sagt, und seine hierbei ausgesprochene Anschauungen verdienen die vollste Anerkennung und Beherzigung zugleich.

Das Irische Landgesetz vom Jahre 1881. Von Dr. Eduard Wiß. Berlin 1882. Leonhard Simion.

Das so eben erschienene Heft 26 (Jahrg. IV Heft 2) der von der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft herausgegebenen „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen“ bringt unter dem oben aufgeführten Titel eine sehr werthvolle Abhandlung des rühmlich bekannten Redakteurs der volkswirthschaftlichen Vierteljahrsschrift, deren Durchführung dem Verfasser zu umso größerer Ehre gereicht, als er, von Beruf ein Mediziner, sich hier der schweren Aufgabe unterzogen hat, eine schon für die Fachjuristen bekanntlich sehr schwierige Darstellung des höchst verwickelten und uns Deutschen schwer verständlichen englischen Immobilienrechts zu geben und diese Aufgabe doch in durchaus befriedigender Weise gelöst hat. Nach kurzer Erwähnung der Vertheilung des Grundbesitzes in Großbritannien erläutert er die maßgebenden agrarischen Gesetze Englands, das Erstgeburtsrecht beim Mangel eines Testaments und das Entailgesetz oder die Befugniß einen Landbesitz willkürlich auf eine Reihe von Personen zu vererben, sowie die Folgen, welche diese Gesetze für die Entwicklung der englischen ländlichen Verhältnisse gehabt haben, und geht darauf speziell auf die agrarische Gesetzgebung Irlands über, die den irischen Pächter vollkommen rechtlos machte. Nachdem er hierauf das noch fortgeltende, den Pächtern günstige Ulsterpachtrecht eingehend besprochen, geht der Verfasser auf das neuste irische Landgesetz näher ein, dessen schwer verständlicher Inhalt von ihm in klarer und faßlicher Darstellung im Detail vorgeführt wird. Eine vergleichende Schilderung der Lage der deutschen Bauern und Kleinbesitzer seit Tacitus bis auf die Gegenwart veranschaulicht die tiefen Gegensätze zwischen dem deutschen und irländischen Landbesitzer und führt den Verfasser dazu, den Schöpfer dieses Gesetzes Gladstone als einen andren Freiherrn von Stein hinzustellen, der sich um die Entwicklung des menschlichen Fortschritts hoch verdient gemacht hat.

Diese kleine Schrift kann mit voller Berechtigung Allen denen angelegentlich empfohlen werden, die sich für die moderne irische Agrarfrage näher interessiren.

—e.

G. Rothan, ancien ministre plénipotentiaire, ancien membre du conseil général du Bas-Rhin. L'affaire du Luxembourg — le prélude de la guerre de 1870. Paris. Calmann Lévy, éditeur. 1882.

Der Autor war in den fünfziger Jahren Legationssekretair bei der Kais. franz. Gesandtschaft zu Berlin, im J. 1866 und später französischer General-Consul in Frankfurt a. M.

Aus seinen diplomatischen Erinnerungen hat er bereits früher eine Studie über die französische Politik im Jahre 1866 und die Ursprünge des Krieges von 1870 veröffentlicht. Auch der Hauptinhalt der vorliegenden Schrift über die Luxemburger Angelegenheit ist bereits in der Revue de deux Mondes in den letzten Monaten des J. 1881 abschnittweise publicirt und in den betheiligten Kreisen bekannt geworden.

Wie schon die beigegebene Bezeichnung: „Souvenirs diplomatiques“ erwarten läßt, hat sich der Autor nicht die aktenmäßige Darstellung der Luxemburger Angelegenheit zur Aufgabe gestellt; vielmehr gibt er seine persönlichen Eindrücke und Anschauungen über dieselbe und zwar in einer geistreichen und piquanten Form.

Dagegen sind die im Anhange mitgetheilten Auszüge aus den politischen Berichten des franz. Gen. = Consulats zu Frankfurt a. M. bisher noch nicht publicirt. Dieselben behandeln die Zustände in Süd-Deutschland in den Jahren 1866/67 und bilden das Material für die vorausgehenden „Souvenirs diplomatiques.“

Raskolnikow, Roman in 3 Bänden von F. M. Dostojewskij, aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. Leipzig bei Wilh. Friedrick. 1882.

Der Roman spielt in den kleinbürgerlichen Petersburger Kreisen und führt uns die Noth und das Elend, die Rohheit und Sittenlosigkeit dieser Klassen vor Augen, in welchen Trunksucht, Beschimpfungen, Prügeleien und Unzucht zur Tagesordnung gehören. Daneben aber auch rührende Züge von Gutmüthigkeit und Opferfähigkeit. Zwischen solchen Gegensätzen bewegt

sich ein Ringen nach besseren Zuständen, welches sich vorerst noch nicht gegen den Staat und dessen Machthaber, sondern „gegen die gesellschaftliche Lage überhaupt, und die damit zusammenhängenden Gewohnheiten" richtet. Aus solchem Grübeln über Menschenrechte entwickeln sich jene Verirrungen, welche wir mit dem Namen „Nihilismus" bezeichnen, von dessen Vorhandensein die erstaunte Mitwelt noch vor wenigen Jahren keine Ahnung hatte. Raskolnikow, der Held dieses Sittenbildes, ist ein junger Mann, Sohn einer ärmlichen Beamtenwittwe, dessen Mittel zur Fortsetzung seiner juristischen Studien bis zum tiefsten Elend hin erschöpft sind. Er hatte früher einmal einen Aufsehen erregenden wissenschaftlichen Aufsatz über den Todtschlag geschrieben. Darauf kommen jetzt seine verzweiflungsvollen Gedanken immer wieder zurück und bringen ihn zu dem Schlusse: es sei sein Recht eine reiche Pfandleiherin zu tödten, um die Mittel zu seinen höheren Zwecken, nämlich Fortsetzung der Studien und Ausführung von Beglückungstheorien, zu erlegen. Nach der That bemächtigen sich seiner aber doch — nicht etwa Reue und Gewissensbisse, sondern die Furcht entdeckt, die Scheu von Verwandten und Freunden verachtet zu werden, und statt der gehofften Vortheile, die gesetzlichen Folgen (Zwangsarbeit in Sibirien) tragen zu müssen. Die Schilderung, wie er nun die Spuren angstvoll beseitigt, den Raub ungeprüft weitab versteckt, ruhelos umherirrt, sein Gehirn zermartert, Ausreden zu erfinden, bei jeder Anspielung auf den stadtbekannten Mord zusammenschrickt und sich durch wunderliches Betragen bei Freunden und sogar Beamten selbst in Verdacht bringt; dieses fortgesetzte Sich-Drehen und Winden bei schließlich zerrütteter Gesundheit, bis er den Qualen durch ein von der Verzweiflung eingegebenes Geständniß ein Ende macht — dies Alles ist zwar psychologisch recht interessant, würde aber durch drei Bände variirt, auf den Leser dennoch ermüdend wirken, wenn nicht ein anderes Motiv fesseln möchte. Und dies ist eben das oben angedeutete Grübeln über Menschenrechte, wie es aus verschiedenen Wechselgesprächen der handelnden Personen erkennbar wird. Raffinirte Sophistik führt da zu einer so entsetzlichen Folgerung, daß „wenn es Machthabern (z. B. Napoleon I.) gestattet sei, eine halbe Million Menschen zur Schlachtbank zu führen, um das zu erreichen, was sie **„ihre höheren Ziele"** nennen, so müsse es dem Individuum mindestens gestattet sein, einen einzelnen Menschen zu beseitigen, um dadurch den Weg zu seinen **eigenen höheren Zielen** frei zu bekommen;" ferner zu der Theorie, daß „ein einzelnes Verbrechen erlaubt sei, wenn der Hauptzweck desselben berechtigt ist, indem einer einzigen bösen That hundert gute gegenüber stehen werden; daß die Menschen überhaupt einzutheilen seien in bloßes Material einerseits und in besondere auserwählte Naturen andrerseits, für welche keine Gesetze geschrieben sind, welche im Gegentheil selbst die Gesetze für die Anderen, das Material, den Kehricht, schreiben." Zu welcher grauenhaften Verwilderung ein leichtgläubiges Volk gebracht werden kann, wenn ihm solche Theorien von ebenso fanatischen wie geschickten Führern eingeimpft werden, hat die Neuzeit mit Entsetzen wahrgenommen. Um so mehr also muß den denkenden Leser das vorliegende Buch interessiren, weil es ein talentvoller Russe ist, welcher hier in Form eines Romans Zustände seines Vaterlandes schildert, dem die Blicke der ganzen civilisirten Welt zugekehrt sind. Die Uebersetzung liest sich glatt, Papier und Druck sind lobenswerth.

Nicolaus Lenau's sämmtliche Werke mit Biographie, Einleitungen und Bemerkungen. Leipzig. Bibliographisches Institut. 2 Bände. 1882.

Es muß von allen Literaturfreunden dankbar anerkannt werden, daß das bekannte Leipziger Verlagshaus eine Lenau-Ausgabe mit Biographie und Commentaren veranstaltet hat. Den früheren Ausgaben der Werke dieses Dichters fehlte jede Anmerkung über die in den Gedichten enthaltenen Beziehungen, die oft für das Verständniß der Dichtungen von großer Bedeutung sind.

Die innere und äußere Einrichtung dieser Lenau-Ausgabe entspricht ganz den Wünschen, die an dieselbe gestellt werden können. Wo es nöthig ist, orientiren die Anmerkungen unter dem Texte über die Abfassungszeit ꝛc. der einzelnen Dichtungen. Den größeren Werken „Faust", „Savanarola" und „Albigenser" sind ausführliche Einleitungen beigegeben.

Durch diese Ausgabe wird deshalb ein literarisches Bedürfniß erfüllt und dem großen Publikum die Person des Dichters besonders durch Briefe und Gespräche Lenau's, welche beigefügt sind, noch näher geschildert, so daß diese neue Publikation der Werke des unglücklichen Dichters gewiß allgemeine Theilnahme verdient.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 8. August 1882.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 8. August 1882.

Seite

Ein Brief über den Rücktritt des Finanzministers Bitter.

Von sehr zuverlässiger Seite sind dem Chef-Redacteur der Deutschen Revue nachstehende briefliche Mittheilungen über die Ursachen des Rücktrittes des Herrn Ministers Bitter zugegangen, die wir hier veröffentlichen, um den Lesern der Deutschen Revue einige Aufklärungen über die neue preußische Finanzpolitik zu geben.

Die Redaction der Deutschen Revue.

Der in der Mitte des Monats Juni erfolgte Rücktritt des seitherigen preußischen Finanz-Ministers ist den weiteren Kreisen ebenso unerwartet gekommen, als er an höchster Stelle und so weit ich habe in Erfahrung bringen können, auch den Reichskanzler überrascht hat.

Es wird schwerlich gelingen, diejenigen Gründe vollkommen klar zu stellen, welche für das Abschieds-Gesuch des Herrn Bitter maßgebend gewesen sind. Inzwischen läßt sich doch aus mancherlei Anzeichen und Mittheilungen, wie ich glauben darf, mit annähernder Richtigkeit combiniren, welche Ursachen für diese im Augenblick hinreichend wichtige Thatsache vorzugsweise in Betracht gezogen werden dürfen.

Zunächst war es schon längst kein Geheimniß mehr und in eingeweihten Kreisen vielfach besprochen, daß zwischen dem Fürsten Bismarck und dem preußischen Finanz-Minister das frühere Vertrauens-Verhältniß nicht mehr bestand. Wenn es auch dem Reichskanzler sicherlich fern gelegen hat, den Rücktritt des Finanz-Ministers zu wünschen oder gar, wie gewisse Blätter dies oft genug behauptet hatten, seinerseits zu betreiben, so war ihm Herr Bitter mit seinem Festhalten an den Traditionen der altpreußischen Finanzpolitik, mit seiner strengen Ordnung und Gewissenhaftigkeit im Staatshaushalt, vielleicht auch mit einer gewissen Vorliebe für particulare preußische Anschauungen doch offenbar unbequem geworden. Sein zähes Festhalten an dem in Preußen bestehenden System der direkten Steuern, dem er im Abgeordnetenhause sowohl in den Budget-Reden als in der bekannten Erklärung: daß er nicht die Absicht habe die direkten Steuern (Klassen- und Einkommensteuer) anders zu reformiren als in Anlehnung an die jetzt bestehenden Gesetze, mag den viel weiter greifenden Plänen des Reichskanzlers gegenüber unangenehm berührt haben. Es ist ohne Zweifel noch jetzt die leitende Idee des großen Staatsmannes, daß die direkten Steuern in Preußen, vorzugsweise die Klassensteuer, abgeschafft und die hierbei ausfallenden Staats-Einnahmen durch indirekte Steuern aus dem Reiche ersetzt werden sollten. Herr Bitter hat hierin offenbar den „festen Kernpunkt der preußischen Finanzen, um den sich die Staats-Einnahmen dieses Landes gruppiren sollten," nicht finden mögen.

Wenn man ferner in Betracht zieht, daß der ehemalige preußische Finanz-

Minister zwar das sog. Verwendungsgesetz in zwei Kammer-Sessionen dem Abgeordnetenhause vorgelegt und in diesen vertreten hatte, in der Oeffentlichkeit jedoch und in den Abgeordnetenkreisen es eine bekannte Thatsache war, daß neben diesem Gesetze die von dem Minister verlangte Reform der Klassen- und Einkommensteuer hergehen und wo möglich gleichzeitig berathen werden sollte, (man wird sich erinnern, daß ein erster Entwurf hierfür vor zwei Jahren in die Oeffentlichkeit gelangt ist) Fürst Bismarck aber, wie mir glaubhaft versichert wird, dem hierauf gerichteten wiederholten Verlangen des damaligen Finanz-Ministers ebenso bestimmt entgegen getreten ist, so lässt sich schon allein hieraus erkennen, daß Herr Bitter, der über die Nothwendigkeit dieser Reform und über die in dieser Richtung im Abgeordneten- wie im Herren-Hause herrschenden und wohl auch als berechtigt anzuerkennenden Stimmungen in keinem Zweifel sein konnte, das Unfruchtbare eines weiteren Kampfes gegen den Reichskanzler um so mehr erkennen mochte, als sowohl das Verwendungsgesetz im Abgeordnetenhause nahezu alle Parteien gegen sich gehabt, als auch das Tabaks-Monopol-Gesetz im Reichstage keinen Anklang gefunden hatte. Es ist ferner nicht unbemerkt geblieben und in der Presse mehrfach hervorgehoben worden, daß Herr Bitter ein Gegner des in der letzten Abgeordnetenhaus-Session von ihm vertretenen Steuer-Erlasses gewesen sein soll, der ihm durch einen Beschluß des Staats-Ministeriums aufgenöthigt worden wäre. Bekannt ist, daß der im Abgeordnetenhause mehrfach erörterte Gedanke von ihm herrührt, den ersten Steuer-Erlaß von 1881/82 von 14 Mill. M. im Wege der organischen Steuer-Reform auf eine rationelle Basis zu bringen, eine Absicht, die mit der Behinderung der Reform der Klassen- und Einkommensteuer ihre Erledigung fand. Herr Bitter hat auch kein Hehl daraus gemacht, daß er auch dem zweiten Steuer-Erlaß von 6 Mill. M. gern eine mehr berechtigte Grundlage hätte geben mögen, als er sie in dem Etat für 1882/83 schließlich nach harten Kämpfen gefunden hat.

Alles dies ist theils direkt, theils andeutungsweise in den aus Veranlassung der Tabaks-Monopol-Debatten im Reichstage gehaltenen Reden (v. Bennigsen, Richter, Rickert) besprochen worden. Es mag dem Finanz-Minister unbequem genug gewesen sein, daß es die Opposition sein musste, die seine Ideen in das Gefecht führte. —

In wie weit die zweite Auflage des Verwendungs-Gesetzes seinen Anschauungen entsprochen haben mag oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnißnahme, da hierüber niemals etwas in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Daß Herr Bitter für die Aufnahme der Besoldungserhöhungen für die Beamten in dieses Gesetz geschwärmt haben sollte, möchte ich nicht vermuthen. Bekannt ist, daß er sich im früheren Stadium der Etatsberathung lebhaft für die Erhöhung derjenigen Beamten-Besoldungen interessirt hat, welche aus der Erhöhung der Richter-Gehalte für die gleichlaufenden Klassen der Verwaltungs-Beamten in Aussicht gestellt worden waren und daß er wiederholt seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hat, die hierfür erforderlichen Summen in den Etat aufzunehmen.

Wer nach alledem die beiden großen Reden in's Auge fasst, die der

Reichskanzler aus Veranlassung der Debatten über das Tabaks-Monopol im Reichstage gehalten hat, und wer in Betracht zieht, daß darin der Preußischen Klassensteuer unzweifelhaft der Absagebrief gegeben war, der wird wohl zugeben können, daß auf diesem politischen Hintergrunde der Finanz-Minister entweder seine bisherigen Ueberzeugungen aufgeben, oder zurücktreten musste.

Es handelte sich einfach um die Fragen:

Soll die Preußische Klassensteuer im Prinzip aufgegeben werden, oder soll dieselbe in Uebereinstimmung mit den Erfordernissen der Gegenwart reformirt werden?

Es konnte hierbei ebenso die Frage zur Erörterung gelangen:

Soll überhaupt, den schon im Jahre 1879 ausgesprochenen Anschauungen des Fürsten Bismarck gemäß, die Axt an das in Preußen bestehende System der direkten Steuern gelegt und

soll daher der gesammte Staatsbedarf in Preußen, so weit er nicht aus den Betriebs-Verwaltungen des Landes gedeckt werden kann, durch indirekte Steuern aus dem Reiche seine Deckung finden?

Schon jetzt werden in den conservativ-agrarischen Blättern vielfach Stimmen laut, welche die Abschaffung eines Theils der Grund- und Gebäude-Steuern fordern.

Man sieht aus dieser Sachlage, die wohl im Wesentlichen sich als richtig betrachten lassen wird, daß es an inneren wie an äußeren Konflikten mit dem Reichskanzler nicht gefehlt haben wird und daß die Situation für Herrn Bitter, falls er nicht mit ganzer Kraft auf die Ideen des Reichskanzlers einzugehen sich im Stande fühlte, keine sehr erwünschte war. Als Mann von Charakter und Ueberzeugung musste er daher seinen Rücktritt ins Auge fassen. Wenn dieser schneller, als erwartet wurde, erfolgt ist, so glaube ich, denjenigen Stimmen beitreten zu sollen, die der Meinung gewesen sind, daß der ehemalige Finanz-Minister hat vermeiden wollen, es zu einem Konflikt über die oben angedeuteten Prinzipienfragen zu treiben, weil ihm nicht daran gelegen sein konnte, dem Fürsten Bismarck gegenüber öffentlich als Gegner aufzutreten und sich dadurch den entschiedenen Feinden desselben zu nähern. Es ist bekannt, daß Herr Bitter die Wirthschaftspolitik des Fürsten lebhaft und mit Ueberzeugung unterstützt und vertreten hat, so weit diese innerhalb der Grenzen des Programms von 1879 verblieben war.

Die spezielle Ursache, die den Rücktritt des Finanz-Ministers veranlasst haben soll, würde, wie vielfach behauptet wird, nicht ausgereicht haben, ihm die erbetene Entlassung zu gewähren. — Ein vom Fürsten Bismarck contra signirter, ohne Zuziehung des Herrn Bitter extrahirter Kaiserlicher Erlaß in Angelegenheiten der Klassensteuer soll die Veranlassung zu dem Entlassungsgesuche gewesen sein.

Das letztere wäre wohl an sich als berechtigt zu betrachten gewesen, würde aber gewiß ohne die entscheidende Folge geblieben sein, wenn die prinzipiellen Gegensätze in den Anschauungen beider Staatsmänner sich nicht in gewisser Schärfe bemerkbar gemacht hätten.

Dem Kaiser scheint die Entlassung schwer geworden zu sein. Es ist bekannt, und noch in letzter Zeit in der National-Zeitung aus anscheinend sehr guter Quelle betont worden, daß die Art und Weise, wie der Finanz-Minister Bitter dem Monarchen gegenüber seine Pflichten zu erfüllen suchte, an höchster Stelle vielfache Anerkennung gefunden hat. Ob und wie weit der Reichskanzler im Stande sein wird, mit der unzweifelhaften Unterstützung des neuen Finanz-Ministers Scholz seine Pläne durchzuführen, wird vor allem von dem nächsten Preußischen Landtage, d. h. von den bevorstehenden Wahlen zu demselben abhängen.

Die Sahara.

Eine geologisch-topographische Skizze

von

Karl A. Zittel.

In den religiösen Sagen vieler, vielleicht der meisten Völker kehrt die Vorstellung einer ehemaligen Ueberfluthung der Kontinente in verschiedenartiger Einkleidung wieder. Wurde in früheren Jahrhunderten, wo dogmatische Lehrmeinungen das unbefangene Urtheil trübten, das Vorkommen mariner Versteinerungen auf Bergesspitzen und im Innern von Festländern einer universalen Sintfluth zugeschrieben, so wissen wir jetzt mit Sicherheit, daß alle Erdtheile eine wechselvolle geologische Vergangenheit hinter sich haben, daß oftmals und in verschiedenen Perioden der Ocean das feste Land überfluthete und daß wenigstens in unserem Welttheile nur beschränkte Regionen, unberührt vom Wellenschlag urweltlicher Meere, von jeher aus der Wasserfläche hervorragten.

Vielleicht in Ueberschätzung der in Europa gewonnenen Erfahrungen machte sich in geologischen Kreisen die Anschauung mehr und mehr geltend, die gegenwärtige Gestaltung der Erdoberfläche und namentlich die jetzige Vertheilung von Wasser und Land sei lediglich das Ergebniß der jüngsten geologischen Ereignisse; diesen seien Störungen vorhergegangen, wodurch einstige Kontinente im Meere versenkt und ehemalige Oceane zu Festländern erhoben wurden.

Neuere Forschungen über die Beschaffenheit und Tiefe des Meeresgrundes, über Gebirgsbildung, über Hebungen und Senkungen der Erdkruste haben auch diesen Ueberrest der früheren Kataklysmentheorie erschüttert und heute lassen sich zahlreiche Stimmen vernehmen, welche in den tiefen und ausgedehnten Becken des atlantischen, stillen und indischen Oceans und in den beiden großen Festlandsmassen der östlichen und westlichen Halbkugel die uranfänglichen, bei der ersten Abscheidung von Wasser und Land gebildeten Einsenkungen und Erhöhungen der Erdoberfläche erkennen wollen. Der Meeresboden ist leider der Beobachtung entzogen und darum lassen sich nur die Schicksale der Festländer im Verlaufe der geologischen Perioden jetzt noch genauer ermitteln. Sie alle sind umgürtet von einer mehr oder minder

ausgedehnten Zone, um deren Herrschaft Neptun und Pluto in stetem Kampfe lagen; eine Zone, die bald von Wasser bedeckt zahllosen Meeresbewohnern als Tummelplatz diente, bald, trocken gelegt, eine mit Landthieren bevölkerte Vegetation hervorbrachte.

Wenn man die Entstehung von Festländern und Gebirgen auf die Kontraktion der festen Erdkruste in Folge der allmäligen Abkühlung und der damit verbundenen Volumverkleinerung des Erdinnern zurückführt, so beobachten wir in verschiedenen Theilen ein und desselben Kontinentes ein ganz abweichendes Verhalten gegenüber dieser unwiderstehlichen unterirdischen Kraft.

Während unsere langgestreckten Kettengebirge, wie die Alpen, Karpathen und Pyrenäen einem seitlichen Druck ihren Ursprung verdanken und durch diesen in parallele Falten von riesiger Höhe gepresst wurden, stellen sich andere Gebirgsmassive, wie die bömisch-mährische Erhebung als uralte Grundpfeiler des mittleren Europas dar, an welchen sich die Bodenwellen der benachbarten Gebiete stauten und brachen. Die norddeutsche Ebene und in noch höherem Maße das sarmatisch-russische Flachland dagegen blieben von den heftigeren Einwirkungen der gebirgsbildenden Kräfte, von Pressungen und Zertrümmerungen verschont und waren nur mäßigen Oscillationen in senkrechter Richtung ausgesetzt.

Solche Flachländer, namentlich wenn sie unmittelbar an das Meer grenzen, sind in der Regel der Schauplatz der letzten geologischen Veränderungen gewesen. Sie enthalten meist die jüngsten meerischen Sedimente und Versteinerungen als Beweise einer erst seit Kurzem verschwundenen Ueberfluthung durch den Ocean.

Unter allen Flachländern der Erde ist die Sahara das ausgedehnteste. Sie spielt in pflanzen- und thiergeographischer Hinsicht die Rolle eines Oceans, indem sie die Organismen des Mittelmeergebietes scharf von jenen Central-Afrikas trennt. Schon im frühen Alterthum galt die afrikanische Wüste für einen in jüngster Zeit trocken gelegten Meeresboden und auch die moderne Geographie hat diese Ansicht nicht nur angenommen, sondern auch verallgemeinert, indem sie die Wüstenländer überhaupt für ehemalige Seebecken erklärt.

Auch in geologischen Kreisen erwarb sich die Hypothese eines der gegenwärtigen Erdperiode unmittelbar vorausgehenden Sahara-Meeres besondere Popularität, nachdem man dieselbe zur Erklärung eines der merkwürdigsten geologischen Phänomene, nämlich der Eiszeit, verwerthet hatte. Durch eine Hebung der arktischen Gebiete, durch Trockenlegung der Ostsee und eines Theiles der Nordsee, also durch eine ansehnliche Ausdehnung des Festlandes im Norden, durch Ablenkung des Golfstromes und durch eine Senkung im Süden, welche das Mittelmeer und den atlantischen Ocean in die Sahara eindringen ließ, sollte jene Klimaveränderung erklärt werden, in deren Folge sich die Gletscher der Polarländer und der Hochgebirge über einen Theil der nördlichen Hemisphäre ausbreiteten.

In neuester Zeit sind mehrfache Projekte aufgetaucht, die Sahara oder doch Theile derselben wieder in Meer zu verwandeln und je nachdem man der dadurch erhofften Erschließung des schwarzen Kontinentes oder der befürchteten

Schädigung des europäischen Klimas größeres Gewicht beilegte, mit lebhafter Theilnahme oder mit Abneigung aufgenommen worden.

Wenn gleich die Sahara in geologischer Hinsicht zu den wenigst erforschten Theilen der Erdoberfläche gehört, wenn schon über die centralen und südlichen Regionen nur sehr spärliche und meist nicht einmal sonderlich zuverlässige Beobachtungen vorliegen, so lassen sich doch bei der außerordentlichen Einfachheit und Regelmäßigkeit ihres Baues die am Fuße des Atlasgebirges, in Tunesien und Tripolitanien, zwischen Marokko und Timbuktu, am Rande des Ahaggargebirges, in der libyschen Wüste und in Aegypten gesammelten Thatsachen zu einem Gesammtbild verbinden, das sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernen dürfte.

Die geschichteten Sedimentgesteine der eigentlichen Sahara befinden sich, soweit bekannt, in horizontaler und schwach geneigter Lagerung. Ihre Erstreckung ist meist eine sehr beträchtliche, ihre Gesteinsbeschaffenheit wenig veränderlich und auch ihr Inhalt an fossilen Ueberresten ziemlich gleichförmig. Gebirge mit gebogenen, aufgerichteten, oder durch Faltung und Knickung gestörten Schichten, welche schon in ihrer äußeren Erscheinung einen komplizirten geologischen Aufbau verrathen, — Gebirge von der Art, wie sie in Europa vorzugsweise entwickelt sind, scheinen der großen afrikanischen Wüste vollständig zu fehlen. Wohl gibt es auch dort Bodenerhebungen von beträchtlicher Höhe, die man mit vollem Recht als Gebirge bezeichnen darf. So besitzt das ausgedehnte Ahaggar-Gebirge fast im Centrum der Sahara eine mittlere Höhe von circa 1000 m, und wenn die Angaben der Reisenden richtig sind, so ragen dort einzelne Gipfel bis 2000 m über den Meeresspiegel hervor und sind mehrere Monate hindurch mit Schnee bedeckt; ein zweites Gebirge von beschränkterem Umfang, das Land Asben oder Aïr wurde von Barth wegen seiner Großartigkeit mit den Schweizer Alpen verglichen, und seine höchsten Berge dürften nahezu 1500 m erreichen. Ein dritter langgestreckter Gebirgszug in Tibesti und Wanjanga bildet die Südgrenze des libyschen Sandmeers und bleibt, nach den Mittheilungen Nachtigals, an Höhe nicht hinter den beiden ersteren zurück. Noch gibt es in der nordwestlichen Verlängerung des Ahaggar-Gebirges im südlichen Tripolitanien ansehnliche Höhenzüge — aber diese sowohl, wie die zuerst genannten Gebirge sind im Wesentlichen hochgelegene, treppenförmig ansteigende Plateaus, deren oberste Terrasse häufig durch vulkanische Dome von majestätischer Größe oder durch wetterzernagte vielzackige Gipfel gekrönt sind.

So tritt uns die Sahara als geologische Einheit, als ein enormes, in der Mitte erhöhtes, nach allen Seiten hin abfallendes Tafelland von 3—500 m mittlerer Höhe entgegen. Sie ist im Westen vom atlantischen Ocean bespült, im Norden theils vom Südabhang des Atlas, theils vom Mittelmeer, und im Osten von dem Gebirgszug begrenzt, welcher das ägyptische Ufer des rothen Meeres begleitet. Im Süden verläuft die Wüste allmälig in grasreiche Steppen, ohne durch scharfe geologische, geographische oder meteorologische Grenzen vom Sudan geschieden zu sein.

Die geologische Beschaffenheit dieses rund 150,000 □ Meilen umfassenden

Wüstengebietes, welches nur ungefähr 5 Millionen Menschen kümmerlichen Unterhalt gewährt, ist einfach genug.

Der Reisende, welcher sich in Tripolis einer Sudan-Karawane anschließt, um über Rhadames, Rhat und Asben den Tschadsee zu erreichen, durchkreuzt auf seinem Weg verschiedene, nahezu horizontal geschichtete Ablagerungen, die bandförmig in westöstlicher Richtung die ganze Sahara quer durchsetzen. Die jüngsten Sedimente findet er in der Nähe des Mittelmeers — es sind diluviale und jungtertiäre Gebilde von geringer räumlicher Verbreitung. Dann tritt er in das Gebiet der Kreideformation, woselbst kalkige und sandige, stellenweise mit Fossilien erfüllte Gesteine vorherrschen. Südlich von Rhadames beginnt feinkörniger Quarzsandstein von lichter oder röthlichbrauner Färbung und dieser bleibt nun das herrschende Material bis fast zur Südgrenze der Sahara. Alle Wüstenreisenden sprechen von pittoresken Sandsteinfelsen, von tief in Sandstein eingeschnittenen Thälern, von oberflächlich geschwärzten Sandsteinblöcken in der centralen Sahara. Das geologische Alter dieser sandigen Ablagerungen läßt sich nicht immer mit Sicherheit bestimmen, denn es scheint, als ob von der Kreide an bis zum Silursystem sämmtliche Formationen vorzugsweise durch Sandstein vertreten seien. Versteinerungen pflegen in solchen Sedimenten nur spärlich vorzukommen, allein aus fossilen Ueberresten, welche Overweg im Amsakgebirge nordwestlich von Murzuk gesammelt, Duveyrier und Bu-Derba am Nordrand des Ahaggar-Gebirges und neuerlich Dr. Lenz auf dem Wege nach Timbuktu beobachtet haben, rührt ein Theil der Sandformation sicherlich aus der Devonzeit her. In derselben Periode dürften auch die Steinsalzlager entstanden sein, welche in der armseligen Oase Bilma zu Tage treten und dieselbe zu einem Haupthandelsplatz der mittleren Sahara machen, von wo sich die Negerländer rings um den Tschadsee ihren Salzbedarf verschaffen.

Granit, Gneis, und krystallinische Schiefer, diese in Central-Afrika so verbreiteten Gesteine sind auf die südlichsten und westlichsten Theile der Wüste beschränkt. Granit bildet im Lande Asben die Unterlage der dortigen Sandsteinberge und südlich davon ist eine sterile Hochebene von ca. 600 m Höhe bis in die Gegend von Agadem mit zersetztem Granitgrus bedeckt. Auch in der Mitte und am Südrande des Ahaggar-Gebirges soll nach den übereinstimmenden Berichten von de Bary, Duveyrier, Lenz und den Mitgliedern der Flatters'schen Expedition, welche in dieser Felsenburg der räuberischen und fanatischen Tuaregs ihren Untergang fand, Granit viel verbreitet sein.

Daß eruptive Gesteine häufig das Sandsteinplateau durchbrechen und die höchsten Gipfel desselben bilden, wurde schon früher erwähnt. Die Sammlung des leider schon bei Beginn einer glänzenden Laufbahn verunglückten Erwin de Bary enthält aus der Gegend von Rhat eine Anzahl trachytischer, basaltischer und porphyrischer Gesteine und Nachtigal berichtet aus Tibesti von gewaltigen mit Natronkrusten bedeckten Kratern erloschener Vulkane und vom Vorkommen eines weißlichen, zersetzten, vielleicht trachytischen Gesteins. Auch in der nordöstlichen Sahara, namentlich in Tripolis und Fessan sind Basalte von lavaähnlicher Beschaffenheit weit verbreitet.

Etwas abweichend von der übrigen Sahara sind die libysche Wüste und das angrenzende Plateau der sogenannten arabischen Wüste gebaut. Nördlich vom ersten Katarakt breitet sich rechts und links vom Nil eine steinige Fläche von grauer oder braungelber Farbe aus und mitten hindurch hat sich der Fluß eine breite, tief eingeschnittene Furche ausgenagt. Zweifellos haben die beiden jetzt getrennten Hochebenen ehemals ein einziges zusammenhängendes Ganzes gebildet. Nicht am Nil liegt darum die natürliche Ostgrenze der Sahara, sondern an dem Gebirge, welches der Küste des rothen Meeres folgend, jene herrlichen krystallinischen Gesteine, jene Diorite, Granite und Porphyre liefert, aus denen die alten Aegypter ihre Obelisken, Sarkophage und Sphinxe meißelten, mit denen die Römer ihre Tempel und Paläste schmückten.

Der Westabhang dieses Gebirges bildet das Widerlager der eigentlichen Wüstengesteine, die in Aegypten ausschließlich der Kreide- und Tertiärformation angehören.

In tief eingeschnittenen Trockenthälern sieht man in der Nähe der ältesten Klöster der Christenheit, bei St. Paul und St. Anton, sowie weiter südlich gegen Assuan, zu unterst wieder braunrothen Sandstein anstehen, überlagert und wechselnd mit mergeligen und thonigen Schichten, die erfüllt sind mit prächtig erhaltenen Versteinerungen. Sie gehören der mittleren Abtheilung der Kreideformation an. Die obere ist in der arabischen Wüste durch lichten Kalkstein, in der libyschen durch Sandstein, buntgefärbten Mergel und schneeweißen kreideartigen Kalk vertreten. Beide Abtheilungen scheinen sich in ziemlich gleichartiger Ausbildung durch die ganze nördliche Sahara hin an den Fuß des Atlasgebirges zu ziehen.

Doch nicht in der Kreideformation, sondern in der Bedeckung derselben durch ältere Tertiärgebilde von kalkiger Beschaffenheit beruht die geologische Eigenthümlichkeit des nordöstlichen Theiles der Sahara. Aegyten und seine angrenzenden Wüsten sind das klassische Land für die sogenannte Nummulitenformation. Schon Herodot spricht von den linsenförmigen Nummulitenschalen am Fuße der Pyramiden, welche er für die versteinerten Mahlzeit-Ueberreste ägyptischer Arbeiter hält. Zu Millionen erfüllen diese zierlich gebauten Gehäuse in der Größe von einem Senfkorn bis zu einem Theresienthaler wechselnd, die lichtgefärbten festen Kalksteine jenes sterilen Tafellandes, das sich nach Westen bis zu den Oasen Chargeh, Dachel und Farafrah erstreckt und dort mit einem hohen Steilrande endigt. Nach Absatz dieser Kalkablagerung fand auch hier ein Rückzug des Meeres statt. Kein marines Sediment der jüngeren Tertiärzeit ist je im Innern der Sahara aufgefunden worden. Nur in die nördlichsten Depressionen drangen die Fluthen des Miocänmeeres nochmals ein und hinterließen in der Nähe der Ammonsoase, auf dem cyrenäischen Plateau, im Nildelta, in Tunesien und im nördlichen Tripolis marine Ablagerungen, die stellenweise mehr als 100 m Mächtigkeit erreichen.

Lange konnte sich jedoch das Meer hier nicht halten; noch vor Abschluß der Tertiärzeit wich es abermals zurück und verließ, wie es scheint für immer, den größten Theil des früher eroberten Gebietes.

In der dürftigen Entwicklung oder auch in dem vollständigen Mangel der

diluvialen Schwammgebilde beruht eine der auffälligsten geologischen Eigenthümlichkeiten der nordöstlichen Sahara. Während in Europa, Amerika, Asien und Australien alle größeren Ebenen mit einer mehr oder minder mächtigen und vielfach wechselnden Decke von Geröllen, Sand, Lehm oder Löß überschüttet sind, tritt dort das nackte Gestein meist unverhüllt zu Tage. Keine neidische Bedeckung von Schwemmgebilden, Ackerkrume oder Vegetation verbirgt den felsigen Untergrund; wie eine offene geologische Karte liegt das Land ausgebreitet vor dem Beobachter. Wohl ersetzt Sand als spezifische Wüstenerscheinung wenigstens theilweise die Stelle jener diluvialen Gebilde, allein auch er ist auf bestimmte Regionen beschränkt und nur ausnahmsweise so entwickelt, daß er die Erforschung des Bodens ernstlich behinderte.

In der westlichen Sahara erscheint allerdings neben dem Sand noch eine eigenthümliche diluviale Bodenbedeckung in weiter Verbreitung. Es ist dies ein sandiger Lehm, der bald durch Kalk, Gyps oder Steinsalz zu einem festen Gestein verkittet ist, bald durch Regenwasser verbunden und durch die Sonnenwärme erhärtet, einem festen Maccadam oder einem Ueberzug am offenen Feuer getrockneten Ziegellehmes gleicht. Diese ungeschichtete Ablagerung ist, wie aus spärlichen Versteinerungen hervorgeht, in süßem Wasser entstanden; sie nimmt gegen das Atlasgebirge an Mächtigkeit zu, indem sich gleichzeitig Geröllbänke zwischen den Lehm einschalten und denselben hin und wieder sogar völlig ersetzen. Ein großer Theil des Wüstengebietes zwischen Algerien und Timbuktu scheint von diesem diluvialen, offenbar dem Atlas- und Ahaggargebirge entstammenden Sediment bedeckt zu sein.

Obwohl die populäre Vorstellung von der Sahara, als einer unermeßlich großen, mit Sand bedeckten muldenförmigen Ebene in wissenschaftlichen Kreisen längst aufgegeben ist und obwohl vielleicht neun Zehntheile des Wüstengebietes festen Felsengrund zur Schau tragen, so spielt der Sand immerhin eine überaus wichtige Rolle und verleiht der Landschaft da, wo er entwickelt ist, den eigenartigsten Wüstencharakter.

Die Sand- und Dünenregionen, das sogenannte Areg (im Singular Erg) der Araber, sind in ihrer extremen Ausbildung die trostloseste und furchtbarste aller Wüstenformen, „denn hier gesellt sich zur Unfruchtbarkeit des Bodens auch noch die Unstätigkeit desselben.“ Ein reiner Quarzsand von meist lichtgelber Farbe bildet das Material der Dünen. Aus einem ebenen oder schwach wellig gekräuselten Sandteppich erheben sich in weiteren und engeren Abständen Gruppen unregelmäßig geordneter oder häufiger zu parallelen Ketten aneinander gereihter Hügel. Soweit das Auge schaut, sieht es nichts als Sand; ein einziges, unabsehbares Sandmeer, aus welchem die Dünen 50 — 150 m hoch, wie gewaltige, versteinerte Wellen hervorragen. Da wo die Dünen in wirren Haufen beisammen stehen, ist der Reisende nicht selten wie in einem tiefen Kessel von steilen Böschungen umschlossen und es erfordert alle Aufmerksamkeit des kundigen Führers, um den Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden. Im Sandmeer der libyschen Wüste, dem großartigsten Sandgebiete der ganzen Sahara, erscheinen die Dünen meist zu förmlichen Gebirgsketten angeordnet, schon von der Ferne kenntlich an ihrer wein-

gelben Farbe und ihrem vielköpfigen Profil. Zwischen denselben erstrecken sich ebene Thäler von verschiedener Breite, bald mit Sand bedeckt, bald mit hartem, unverhülltem Felsboden.

In Abständen von 1—2 km erheben sich die rundlichen Köpfe mit einem sanft und einem steil abfallenden Gehänge in der Profilansicht. Und auch im Querschnitt steigt die dem Winde zugekehrte Seite langsam und allmälig an; ihre Oberfläche ist am Fuße, namentlich nach einem Sturme wellig bewegt, gegen den Gipfel wird die Neigung steiler und oben der Grat ist haarscharf abgeschnitten. Von da fällt die dem Winde abgekehrte Seite mit so steilem Winkel ab, daß man Stunden, ja halbe Tage lang längs der Dünenkette zu marschiren genöthigt ist, um eine Einsenkung aufzusuchen, welcher der Karawane das Ueberschreiten ermöglicht. Und nichts ist peinlicher als solch ein Uebergang. In langer Reihe an einander gekoppelt, arbeiten sich die Kameele mühsam am Gehänge empor. Glücklich noch, wenn der Sand etwas erhärtet, unter dem Fuße nicht nachgibt und das arme Lastthier festen Grund findet, statt mit jedem Schritt einzusinken! Aber auch dann droht die im Zickzack ansteigenden Karawane, jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren; die hochbeinigen Kameele müssen von der Seite her unterstützt werden, damit sie durch ihre Last nicht umgerissen werden und am Abhang hinabrollen. Nahe am Grat werden die Schwierigkeiten zuweilen fast unüberwindlich; es muß abgeladen und das Gepäck mühsam über den Gipfel hinweggetragen werden. So vergehen Stunden, bis der Uebergang vollendet und eine Strecke von ein oder zwei Kilometern zurückgelegt ist.

Am schauerlichsten erscheint die Dünenwüste bei heftigem Sturm. Dann ist die Luft mit feinem Sande erfüllt, durch förmliche schwarze Sandwolken verdunkelt. Der Umriß der Dünen verschwimmt mit der fahlen Luft; Alles scheint in Bewegung zu sein. Mit entsetzlicher Gewalt werfen die Windstöße scharfe Sandkörner gegen alle erhabenen Gegenstände und der Reisende legt sich mit brennendem Gesicht und Händen, vom Staub und Sand geblendet, zu Boden, um sich durch Tücher gegen die Unbill des Samums zu schützen. Erstaunliche Massen von Sand werden während eines solchen Sturmes von der Stelle bewegt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Dünen ihre Gestalt dem Winde verdanken. Man kann sich leicht überzeugen, wie jede Erhabenheit des Bodens, jeder Felsblock, ja ein moderndes Kameelgeripp, ein einzelner Busch Veranlassung zu einem Sandhügel bieten. Hat sich aber einmal eine Erhöhung gebildet, so treibt der Wind stets neues Material herbei; die Sandkörnchen werden an der Windseite angetrieben, in die Höhe geschoben und zuletzt über den Grat hinabgerollt, auf solche Weise den Querschnitt der beginnenden Düne verbreitend. Nur unter besonders günstigen Bedingungen dürften jedoch noch jetzt neue größere Dünenketten entstehen, denn die bereits vorhandenen bilden natürliche Sammler des treibenden Flugsandes und vergrößern beständig ihren Umfang. Mag sich die äußere Gestalt der Dünen im Verlaufe der Zeit etwas verändern, mögen sich kleinere von ihrer Stelle bewegen — durchgreifende Veränderungen scheinen kaum noch vorzukommen; alle größeren im Reisegebiet der Sahara gelegenen Dünengruppen tragen seit Menschengedenken

Namen und werden vom Araber auch nach Verlauf von Jahren mit Sicherheit wieder erkannt.

Im großen Sandmeer der libyschen Wüste hört das vegetabilische und animalische Leben fast vollständig auf. Wir konnten tagelang wandern, ohne ein dürftiges Wüstengewächs zu erblicken, ohne den Ruf eines Vogels oder das Summen eines Insektes zu vernehmen. Im Allgemeinen pflegt jedoch das Areg keineswegs die unfruchtbarste Wüstenform zu sein. In der westlichen Sahara, wo ausgibige Regenschauer zwei bis dreimal im Jahre den Boden befeuchten, sprießt nach solchen Tagen, wie durch Zauberspruch hervorgelockt, eine grüne, mit bunten Blüthen geschmückte Vegetation hervor, jedoch um schon nach kurzer Dauer unter den sengenden Sonnenstrahlen wieder zu ersterben. Häufig sammelt sich auch Feuchtigkeit in geringer Tiefe und ermöglicht die Existenz einer bleibenden Vegetation, so daß die besten Weideplätze in der nordwestlichen Sahara sich gerade im Areggebiete finden.

Ueberhaupt, nicht einer ungewöhnlich ungünstigen Beschaffenheit des Bodens, nicht besonders vegetationsfeindlichen Gesteinsarten verdankt die Sahara ihre Sterilität, sondern lediglich ihren ungünstigen meteorologischen Verhältnissen, den spärlichen, zuweilen Jahrelang aussetzenden Niederschlägen, mit einem Wort, der Armuth an Wasser. Sterilität und Wassernoth sind die Signatur der Wüstenlandschaft. Sie machen sich am entschiedensten geltend in der Hammada, der verbreitetsten Oberflächenentwicklung der Sahara. Die echte Hammada ist eine ebene, steinige Fläche ohne nennenswerthe Erhebungen oder Einsenkungen, ohne Brunnen oder Wasseradern. Schrankenlos schweift hier der Blick über die ungastliche, todtenstille und vegetationslose Einöde. Festes Gestein oder harter Lehm bildet den Boden; die Oberfläche ist übersäet mit Gesteinssplittern, Brocken und Blöcken von verschiedener Größe. Je nach der Beschaffenheit des Untergrundes herrschen Trümmer von Kalkstein, Feuerstein, Sandstein oder von vulkanischen Gebirgsarten vor. Es sind die ersten Produkte des Verwitterungsprozesses; Gesteinstrümmer, zerborsten unter dem Einfluß von starkem Temperaturwechsel, von Reif, Thau und Sonnengluth.

Am häufigsten, namentlich in der mittleren und südlichen Sahara bildet Sandstein den Boden der Hammada. Dann sind die zahllosen Blöcke auf der Oberfläche oftmals von einer schwarzen eisenhaltigen Kruste überzogen und machen die Landschaft einem schauerlichen Kraterboden ähnlich. Sind Dünen in der Nachbarschaft vorhanden und treibt der Sturm Sand über den Boden hinweg, so ist die felsige Oberfläche der Hammada glatt polirt, im Sonnenlicht spiegelnd.

Sehr oft besitzt dieselbe einen terrassenförmigen Bau. Die horizontalen Gesteinslager steigen treppenartig an, indem mehrere Hochebenen nach und über einander folgen, jede von der anderen durch einen Steilrand geschieden. Manche Enttäuschung wird dem Reisenden durch diesen eigenthümlichen Aufbau bereitet. Man erblickt schon aus weiter Ferne das langgestreckte, fast gradlinige Profil eines Höhenzuges, welcher sich in der klaren Wüstenluft durch eine eigenthümliche Vergrößerung aller vertikalen Dimensionen wie ein ansehnliches Gebirge am Horizont erhebt; man nähert sich begierig dem scheinbar immer niedriger werdenden Steilrand in der Erwartung, dort einen lohnenden Ausblick über Berg und Thal

zu gewinnen — aber nichts von Alledem. Eine einförmige, steinige Fläche, der soeben durchwanderten ähnlich, breitet sich aus; nach einer oder mehreren Tagreisen beginnt ein neuer Steilrand und so geht es weiter, bis das letzte und höchste Plateau erreicht ist.

Mit diesem Terrassenbau steht eine andere landschaftliche Erscheinung im engsten Zusammenhang, welche unabhängig von der geologischen Beschaffenheit des Untergrundes und unabhängig von der geographischen Lage die Hammada charakterisirt. Nur selten erhebt sich nämlich eine Stufe unmittelbar mit einem einfachen Steilrande aus der umgebenden Ebene, sondern in der Regel wird sie schon meilenweit vorher angekündigt durch einen breiten Gürtel von Inselbergen, welche wie eine Vorpostenkette den Rand der kommenden Stufe decken.

Von den Arabern Gor oder Gur, von den Franzosen „temoins“ (Zeugen) genannt, bezeugen sie in der That ihren einstigen Zusammenhang mit der nächsten Terrasse, denn nicht allein haben sie alle die gleiche Höhe, wie jene, sondern ihre Decke besteht auch aus derselben Gesteinsbank, welche die Oberfläche der Terrasse bildet. Selten ragen die Inselberge mehr als 30 — 50 m aus ihrer Umgebung hervor, manchmal sind sie kaum 5 — 10 m hoch und machen den Eindruck von großen Erdhaufen, welche Arbeiter bei Abtragung einer Fläche stehen ließen. Neben den Sanddünen bilden die Gor die auffälligste topische Eigenthümlichkeit der Sahara. Aber wie Alles in diesem sonderbaren Gebiete, so zeigen auch sie eine gewisse Gleichförmigkeit: ihre Basis ist von rundlicher oder eiförmiger Gestalt, ihre Flanken fallen mehr oder weniger jäh ab, wenn sie nicht konkav ausgehöhlt sind, und ihre Decke ist fast unabänderlich flach abgestützt; aber nichtsdestoweniger bieten sie durch verschiedene Ausdehnung, durch den Wechsel ihrer Gehänge, über welche die Decke zuweilen tafelartig übergreift, und endlich durch ihre Gruppirung so viele Mannigfaltigkeit, daß das Auge nicht müde wird, diese seltsamen Gebilde zu bewundern.

Im Centralgebiet der Sahara, wo die Terrassen 800 — 1000 m über den Meeresspiegel ansteigen, geht die Hammada ganz allmälig in das eigentliche G e b i r g s l a n d über. Im Ahaggargebirge und in Tibesti erheben sich die höchsten Plateaus mehrere hundert Meter über ihre Umgebung; ihre meist senkrechten Wände sind durch Verwitterung und Zerklüftung wunderbar gegliedert. Würfelartig thürmen sich Sandsteinblöcke auf einander, bald hohe Obelisken darstellend, die jeden Augenblick zu fallen drohen, bald mächtigen Mauern vergleichbar, welche sich wie Ruinen alter Burgen und verlassener Städte an einander reihen.

Und in diese pittoresken Gebirgsränder sind enge Thäler und Schluchten eingeschnitten, die meist von unzugänglichen Steilgehängen begrenzt bis ins Herz des Gebirges führen. Frische Quellen, zuweilen mit beträchtlichem Wasserreichthum, bezeichnen ihren Anfang. Dieselben speisen Bäche und Flüsse, welche den Thaleinschnitten folgen, hin und wieder Seen ausfüllen, aber schwächer und schwächer werden, je mehr sie sich dem Fuß des Gebirges nähern und ehe sie noch denselben erreicht, versiegt in der Regel das oberflächlich fließende Wasser, bewegt sich aber noch eine ansehnliche Strecke unterirdisch unter Schutt und Gerölle fort. In den wasserdurch-

flossenen, wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit hoch gefeierten Gebirgsthälern konzentrirt sich der ganze Reichthum, die ganze Kultur der Tuareg und Tebu, dieser ärmsten aller Wüstenbewohner. Die Hochländer dieser Gebirge sind trostlose, sterile Einöden von abschreckender Wildheit, ihre hochragenden Berggipfel wasserlos und jeder Vegetation baar.

Nach Eintritt in das Flachland verschwindet in der Regel auch die Bodenfeuchtigkeit der vertrockneten Wasseradern, aber die größeren Thäler hören darum keineswegs auf. Sie setzen vielmehr als trockene Rinnsale oft hunderte von Meilen in die Wüste fort. Reich an Trockenthäler von erstaunlicher Breite sind die dem Ahaggar- und Atlas-Gebirge benachbarten Wüstenstriche. Da finden wir das berühmte Wadi Irharhar, das im Centrum des Tuareglandes unter den schneegekrönten Spitzen bei Ideles beginnt, als klarer Bach das Gebirge durchzieht und schließlich als Trockenthal quer über die ganze nördliche Sahara fortsetzt, um die tunesischen Schotts direkt mit dem Centralgebirge zu verbinden. Da verlaufen vom Ahaggar aus das Wadi Igargharen, das Wadi Mija, das Wadi Ghir, das Wadi Tuffasset und viele andere nach den verschiedensten Richtungen der Windrose. Mehrere der nordsüdlich gerichteten Trockenthäler erhalten vom Atlas theils oberirdischen, theils unterirdischen Wasserzufluß und darum liegen in diesen breiten Thalbetten nicht wenige Oasen des Tuat- und Tuareg-Gebietes.

Unabhängig von diesen trockenen Wasserrinnen enthält die Sahara zahlreiche Einsenkungen von größerem oder kleinerem Umfange. Mitten in der Hammada erscheint plötzlich ein steil abfallender 100 — 500 m hoher Rand, dem felsigen Ufer eines Sees vergleichbar. Kurze aber tief eingeschnittene Schluchten, ansehnliche Schutthalden an seinem Fuße, kühn geformte Felsengruppen verleihen ihm ein wildes, fast alpines Gepräge. Darunter breitet sich in der Regel eine horizontale Ebene aus, worin kultivirte Stellen wie grüne Flecken auf einem gelblichen oder grauen Teppich hervorleuchten. Das ist die eigentliche Wüstenoase, deren viel besungener Reiz mehr im Kontrast zu ihrer öden Umgebung, als in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Vegetation beruht. In der Oase sind höchste Sterilität mit wunderbarer Fruchtbarkeit vereint. Nur da, wo eine Quelle aus dem Boden hervorsprudelt, lockt sie Leben hervor. Soweit die Berieselung reicht, soweit erstreckt sich auch die Vegetation; wo der letzte Wassertropfen in den äußersten Adern des von der Quelle gespeisten Kanalsystems verrinnt, da erstirbt auch die grüne Pflanzendecke und unmittelbar neben Palmengärten und fruchtbaren Saatfeldern beginnt die steinige Hammada oder die fahlgelbe Sandwüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit.

Von der Zahl und Stärke solcher Quellen, die meist als Thermen von 26 — 40 °C aus beträchtlicher Tiefe emporsteigen, ist die Ausdehnung der Oasen abhängig. Das unterirdische Reservoir, welchem die meisten dieser über die ganze Sahara verbreiteten Quellen entstammen, scheint unerschöpflich zu sein. Zu den bekanntesten gehören der Brunnen von Rhadames, welcher ein 25 m langes und 15 m breites Becken füllt und durch 5 Bäche ein Areal von 75 ha bewässert; ferner der Sonnenquell in der Ammonsoase, sowie die schon von den alten Aegyptern

und Römern gefassten Brunnen in den Oasen Chargeh, Dachel und Beharieh. Durch artesische Bohrungen lässt sich bei günstigen geologischen Bedingungen die Zahl solcher Quellen fast unbegrenzt vermehren. Im südlichen Algerien haben die Franzosen auf diese Weise schon manche neue Oase geschaffen und ansehnliche Ländereien der Kultur erschlossen.

Nicht immer lässt sich die Herkunft der unterirdischen in beträchtlicher Tiefe circulirenden Wasserströme sicher ermitteln. In der libyschen Wüste liegt das Wasserreservoir in 30 — 40 m Tiefe und wird höchst wahrscheinlich durch unsichtbare Zuflüsse aus dem fernen Süden gespeist. Aus den regenreichen Aequatorialregionen mögen viele Oasen der centralen Sahara ihr Wasser erhalten, während im Nordwesten ohne Zweifel die versinkenden Niederschläge im Atlasgebirge die benachbarten Wüstenstriche bewässern. Diesen unterirdischen Zuflüssen verdankt die Wüste allein ihre Zugänglichkeit; ohne sie würden die seltenen Niederschläge nicht ausreichen, um die Brunnen dauernd zu speisen und die Oasen zu erhalten; ohne sie wäre Central-Afrika durch eine unüberschreitbare Einöde vom Mittelmeer geschieden.

Zu den begünstigteren Regionen gehören auch jene eigenthümlichen mit dem Namen Schott oder Daya bezeichneten Depressionen der nördlichen Sahara. Ein allseitig abgeschlossenes, von steilen Felsrändern oder geneigten Böschungen begrenztes Becken senkt sich hier in den Wüstenboden ein. Der Untergrund ist völlig eben, mit einer Kruste salz- oder gypsreichen Lehmes bedeckt und häufig durch eine in geringer Tiefe befindliche Grundwasserschicht schwach angefeuchtet. Fällt Regen etwas reichlicher oder verstärken sich die unterirdischen Zuflüsse, so wandeln sich einzelne Theile dieser Becken in Salzsümpfe, sogenannte Sebchas um. Kein Halm sprosst dann auf dem unfruchtbaren, mit braunen Schollen bedeckten Boden hervor. In Gräben und Löchern setzt sich Salz in weißen Krusten ab und schmutzige Salzklumpen liegen auf der Oberfläche umher; die ganze schwankende, mit Wasser durchtränkte Selcha gleicht einem mit Reif überzogenen und mit gefrorenen Lachen bedeckten Morast, der nur mit äußerster Vorsicht betreten werden darf. Wehe dem Wanderer, der hier den sicheren Pfad verliert; er versinkt unrettbar im braunen Schlamm, welcher sich sofort wieder über seiner Leiche schließt.

Nicht selten enthalten solche Einsenkungen neben den Salzsümpfen auch größere und kleinere Seen. Allein das krystallklare Wasser derselben ist fast immer salzig und ungenießbar, und der Aufenthalt in ihrer Nähe durch zahllose Mosquitos kaum erträglich. In manchen Depressionen ist das Uebermaß von Salz dem Pflanzenwuchs schädlich; in anderen dagegen, namentlich dann, wenn sich Flugsand reichlicher mit dem salzigen Boden mischt, entwickelt sich üppige Vegetation und namentlich die Dattelpalme findet da ihre günstigsten Lebensbedingungen, denn ihr Fuß wird von salzigem Wasser gebadet, ihr Haupt vom Sonnenbrand durchglüht.

Dies ist in kurzen Umrissen ein Bild des geologischen Baues und der Oberflächengestaltung der Sahara. Wenn wir jetzt der Frage nach der Vergangen-

heit und nach der Entstehung dieses ungeheuren Wüstengebietes näher treten, so verdient zunächst die Hypothese, welche in demselben den Boden eines ausgetrockneten Meeres erblickt, eine nähere Prüfung. Das Relief der Sahara ist einer solchen Annahme nicht sonderlich günstig, denn statt eines vertieften Beckens mit allseitig ansteigenden Rändern erweist sie sich als eine in der Mitte anschwellende, nach Norden, Süden und Westen abfallende Hochebene von 3 — 500 m mittlerer Höhe. Ansehnliche Gebirge mit reich gegliedertem Bau, mit tiefeingeschnittenen Thälern erheben sich über das Plateau und zahlreiche trockene Flußbette ziehen sich von den Gebirgen herab weit in die Wüste hinein. All dies entspricht nicht der Beschaffenheit eines Meeresbodens, wie ihn die Tiefseeforschungen der Neuzeit uns kennen lehrten. Wohl aber hat man die brackische Beschaffenheit vieler Quellen und Seen und überhaupt den Salz- und Gypsreichthum des Bodens zu Gunsten eines ehemaligen Saharameeres geltend gemacht.

Die geologische Untersuchung der Wüste hat uns jedoch einerseits gezeigt, daß die meisten älteren geologischen Sedimentgebilde Salz- und Gypslager enthalten, und andererseits hat sie uns im Innern derselben mit keinen meerischen Ablagerungen, mit keinen Versteinerungen, mit keinen alten Strandlinien bekannt gemacht, welche sich auf eine Meeresbedeckung während der jüngsten Tertiär- oder Diluvialzeit beziehen ließen. Dieser Umstand hat von jeher alle Wüstenreisenden mit Befremden erfüllt. Weitaus der größere Theil der Sahara ist ohne Zweifel seit der Kreideperiode, die südlichen Striche sogar schon seit noch älterer Zeit trocken gelegt und nie wieder vom Meer überfluthet worden.

Aber die heutigen ungünstigen meteorologischen Bedingungen, diese alleinige Ursache der Sterilität der Sahara, können kaum seit sehr langer Zeit bestehen, denn überall begegnet man auf Schritt und Tritt den Spuren einer energischen, erodirenden Thätigkeit von Wasser. Für sie legen die Steilränder mit ihren Felspartien, die an Kühnheit und Mannichfaltigkeit jene der sächsischen Schweiz übertreffen, Zeugniß ab; für sie sprechen die Thäler in den Gebirgsgegenden, die Schluchten und Höhlen, die zahlreichen trockenen Flußbette und die muldenförmigen Einsenkungen im Gebiete der Schotts. Aber vor Allem tritt uns die zerstörende Kraft, welche in der Sahara gearbeitet hat, in den zahllosen Inselbergen vor Augen. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß diese Hügel nur übrig gebliebene Pfeiler und Trümmer ehemaliger Terrassen sind, welche zum größten Theil zerstört, aufgelöst, weggewaschen und fast spurlos beseitigt wurden.

Möglich, daß der heftige Anprall des Windes, welcher heftige Sandwolken gegen die Flanken der Gors und Steilränder schleudert, an der definitiven Gestaltung derselben Antheil genommen hat, aber kein Geologe wird zugestehen, daß der Wind allein das zertrümmerte Gesteinsmaterial von Terrassen, deren Höhe 50 — 60 m und deren Ausdehnung zuweilen viele hunderte von Meilen beträgt, hinwegzublasen vermag. Dazu ist bewegtes fließendes Wasser unentbehrlich und ebenso gut läßt sich eine so kräftige Verwitterung, welche solcher Erosion theils vorausgegangen sein, theils sie begleitet haben muß, nur durch ein regenreiches Klima erklären. Ohne Feuchtigkeit und starken Temperaturwechsel gibt es keine rasche

Zersetzung der Gesteine; im trockenen Wüstenklima steht die Verwitterung fast still und darum haben sich die vorhistorischen Inschriften an Felswänden im Ahaggar-Gebirge und Tibesti und die Hieroglyphen der ägyptischen Denkmäler seit Jahrtausenden unverändert erhalten.

Auch zur Entstehung von Wüstensand ist Wasser unbedingt erforderlich, wenn man auch seine heutige Verbreitung im Wesentlichen der Thätigkeit des Windes zuschreiben will. Oft mag er hin und her getrieben worden sein, bis er endlich zu einer mit seiner Natur überhaupt vereinbaren Ruhe gelangte und festen Besitz von seinem jetzigen Verbreitungsbezirke nahm. Dies ist jedoch nicht seine eigentliche Heimat, denn aus der Zerstörung von Kalkstein, Mergel und Lehm, welche in der nördlichen Sahara den Boden der Hauptsache nach zusammensetzen, geht kein Quarzsand hervor. Ganz irrig ist darum jene Annahme, welche die Dünen an Ort und Stelle aus der Verwitterung anstehender Gesteine entstehen läßt und ihnen noch einen festen Sandsteinkern zuschreibt. In der libyschen Wüste wenigstens ruhen die mächtigsten Sandmassen auf reinem Kalkboden.

Die Heimat des Wüstensandes liegt in der mittleren und südlichen Sahara, dort wo Sandstein auf viele tausende von Quadratmeilen das herrschende Gestein bildet. Aber auch dort ist eine so großartige Zersetzung des Muttergesteins ohne Mitwirkung von Wasser kaum denkbar. Alle anderen zerstörenden Agentien wirken unendlich viel langsamer und mit geringerer Intensität.

Und noch eine weitere Erscheinung deutet auf die einstige Existenz mächtiger von Süd nach Nord strömender Wasserfluthen hin.

Im nördlichen Winkel der Sahara bis in die nächste Umgebung von Cairo findet man häufig Massen verkieselter Holzstücke, ja ganze verkieselte Baumstämme lose auf dem Boden zerstreut. Bis in die neueste Zeit hat man diese versteinerten Wälder für Ueberreste einer an Ort und Stelle untergegangenen Vegetation gehalten, allein dieselben Holzarten finden sich eingeschlossen im Kreidesandstein der libyschen Wüste, sie gehören somit einem ziemlich alten geologischen Sediment an, aus welchem sie ausgewaschen und durch Fluthen nach Norden transportirt wurden.

Alle diese Erscheinungen sind unvereinbar mit der Annahme eines erst nach oder während der Diluvialzeit abgeflossenen Oceans. Die mechanische Wirkung der Meereswellen richtet sich ausschließlich gegen die Küsten; sie erlahmt in geringer Tiefe und läßt den Meeresboden unversehrt. Dort gibt es darum auch keine Thäler, Schluchten und zackige Felspartien, sondern nur Ebenen, flache Mulden und Erhebungen mit gleichmäßigen Böschungen oder senkrechten Wänden.

Die Sahara dagegen verdankt ihr Relief der combinirten Thätigkeit von süßem fließenden Wasser und Atmosphäre. Wann übrigens diese Arbeit begonnen, wie lange sie gedauert und welchen Antheil beiderlei Kräfte daran genommen, vermag die Geologie nicht mehr mit Sicherheit nachzurechnen.

Möglich daß die Ausnagung der Schluchten, die Bildung der Steilränder und Inselberg schon nach der Kreidezeit, vielleicht sogar schon in einer früheren Periode ihren Anfang genommen haben.

Es fehlt übrigens nicht an Erscheinungen, welche für die Sahara ein feuchteres Klima und eine reichliche Bewässerung noch in später, möglicher Weise sogar noch in historischer Zeit wahrscheinlich machen. In gänzlich wasserlosen Gegenden findet man zuweilen Höhlen mit Tropfsteinstalaktiten oder mächtige Absätze von Kalktuff mit Ueberresten von Steineichen und andern jetzt aus der Wüste verschwundenen aber im Mittelmeergebiet noch existirenden Gewächsen. Auch die geographische Vertheilung der Wüstenthiere und Pflanzen läßt eine ehemalige unbeschränktere Communication vermuthen. Eine nicht geringe Anzahl von Arten aus beiden organischen Reichen gehören der Sahara ausschließlich an und sind fast über ihre ganze Oberfläche verbreitet; mit ihnen finden sich andere theils aus dem Mittelmeergebiet, theils aus dem Sudan eingewanderte Formen. Kann man die libyschen und tripolitanischen Oasen im botanischen Sinne als Enclaven der Mittelmeerprovinz bezeichnen, so sind in Asben und Agades Bruchstücke einer centralafrikanischen Flora und Fauna übrig geblieben, die ehemals vielleicht einen großen Theil der südlichen Sahara bewohnten.

Den schlagendsten Beweis für den einstigen Zusammenhang der Gewässer des tropischen Afrika's mit dem Ahaggar Gebirge liefert unstreitig die von de Bary nachgewiesene Existenz von Krokodilen in den wasserarmen Flüssen und Sümpfen dieses jetzt vollständig isolirten Hochlandes.

Auch das Vorkommen von behauenen, offenbar durch Menschenhand bearbeiteten Feuersteinsplittern in jetzt unbewohnbaren Theilen der Wüste weist auf einstige günstigere Lebensbedingungen hin und selbst an historischen Zeugnissen fehlt es nicht, welche den unwirthlichen Charakter der Wüste als eine Errungenschaft neuester Zeit darstellen. Hierher möchte ich kaum die poetischen Sagen der Schaanba Araber rechnen, die das Versiegen des ehemals mit mächtigen Fluthen dahin rauschenden, von fetten Weiden begrenzten und von dichten Wäldern beschatteten Irharhar Flusses als Strafe für die Freventhat eines gottlosen Häuptlings schildern und auch die historisch beglaubigte Thatsache, daß die Karthager ihre Kriegselephanten in der tunesischen Sahara aufzogen, ließe sich immerhin durch die Annahme einer sorgfältigeren Pflege und besseren Bewässerung der jetzigen Oasen erklären.

Aber schwerer wiegende Belege sind die in Felswänden eingemeißelten Zeichnungen im Lande der Tuareg und Tebu, welche zeigen, daß die Ureinwohner der mittleren Sahara nicht das erst nach Christi Geburt dort eingeführte Kameel, sondern den Zebu-Ochsen als Lastthier benutzten und daß dieselben wohl Elephant und Nashorn, nicht aber Pferd und Esel kannten. Heute sind Zebu, Elephant und Nashorn aus der wasserarmen Wüste verschwunden.

Ohne jegliche Begründung ist übrigens die Hypothese eines ehemaligen Sahara-Meeres nicht. Im Norden der libyschen Wüste zwischen Audjila, Siuah und dem Fayum befindet sich eine Einsenkung, welche bis 70 m unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liegt und westlich von Gabes beginnt die Region der Schotts gleichfalls als eine Depression von 20—25 Meter unter dem Seeniveau. Dort findet man auch in den jüngsten Kalk- und Lehmabsätzen Schalen einer im

Mittelmeer verbreiteten Seemuschel (Cardium edule) und dort zeichnet sich überdies der Boden durch ungewöhnlichen Reichthum an Salz und Gyps aus. Für eine erst in jüngster Zeit erfolgte Ueberfluthung dieser Strecken mag auch die weite Verbreitung eines kleines Mittelmeerfischchens (Cyprinodon Caletanus) in den Salzsümpfen und Quellen Nord-Afrika's, sowie einer Meerschnecke (Cerithium mixtum) in salzigen Gräben von Siuah und Garah Zeugniß ablegen. Eine geringe Niveauveränderung der Küste oder ein Durchstich der sogenannten Schwelle von Gabes würde auch heute noch das Mittelmeer in jene Einsenkungen zurückführen. Allein den Namen „Sahara-Meer" verdiente ein enger, die libysche Wüste durchziehender Golf ebenso wenig, als eine Ausbuchtung des Mittelmeeres über die Region der tunesischen und algerischen Schotts. Eine derartig geringfügige Vergrößerung des Meeres konnte weder während der Eiszeit einen Einfluß auf das Klima Europa's ausüben, noch wären irgend welche meteorologische Veränderungen von dem projektirten Durchstich des Riegels bei Gabes und einer Ueberschwemmung der Schotts zu befürchten.

So schrumpfen bei genauer Prüfung das diluviale Sahara-Meer auf ein Minimum und die darauf gestützten weittragenden Hypothesen auf ein Nichts zusammen.

Hie Inglis, hie Moscow.

Novelle von

O. Ernst.

III.

Ein heftiger Südwind furchte am Abend des 10. Februar 1878 die Oberfläche der Besika-Bai und trieb kurze Stoßwogen gegen die Mündung der Dardanellenstraße, an der die Strömung von Norden sich kämpfend staute. In zwei langen Reihen lagen zehn englische Kriegsschiffe, eines von dem andern durch streng abgemessene Entfernung geschieden, den Befestigungen von Sedel Bahr, auf der europäischen, und von Kum Kaleh auf der asiatischen Küste am Eingang der Meerenge gegenüber, alle vor Anker zwar, aber unter Dampf. Im Augenblick, wo die Sonne rothglühend ins Aegäische Meer tauchte, ertönte von dem Deck eines jeden der gepanzerten Ungeheuer ein Trompetensignal, und die Nationalflaggen flatterten von den Standers hinunter, die funkelnden Leuchten am Vordermast auf. Nicht lange darauf schlugen alle Schiffsglocken eins, also fünf Uhr, und die Wachmannschaften an Deck wurden überall von den wachthabenden Offizieren abgegangen.

Auf der Alexandra, dem Flaggenschiff Admiral Hornby's, deren Konstruktion weder Panzerthürme, Widder noch Torpedovorrichtungen aufwies, sondern nur einen ungeheuren, niedrigen Kanonenraum für die zwölf Achtzehnpfünder, die ihre ganze Bewaffnung ausmachten; welche hingegen eine große Anzahl hochelegant eingerichteter Staatskajüten und ausgedehnte Räumlichkeiten für Hunderte von Matrosen, Marinesoldaten und seefahrtlernende Midshipmen enthielt, und so dem Zweck einer glänzenden und imponirenden Repräsentation für den Kommandanten des Geschwaders ganz besonders entsprach, hielten vier Offiziere zu gleicher Zeit die Deckwache. Einer derselben, ein noch junger, wettergebräunter, blonder Mann.

saß im Ausguck auf dem höchsten Deck und betrachtete durch das an den Tisch geschraubte Teleskop den Horizont, indem er die gemachten Beobachtungen sofort in sein Notizbuch eintrug, als ein älterer Offizier zu ihm in den von Glaswänden abgeschlossenen Raum trat und vor ihm stehen blieb, bis die letzte Bemerkung niedergeschrieben worden.

„Was wollen Sie, Gunner?“ (Artillerist) fragte der Wachthabende, einigermaßen überrascht.

„Ich komme Sie abzulösen, Rowland,“ antwortete der andre halblaut. „Ordre vom Admiral. Er erwartet Sie in der Privatkabine.“

Rowland gestattete sich auf die unerwartete Meldung nur einen erstaunten Blick, griff dann an die Mütze, übergab dem Gunner seine Notizen, stieg eine Leiter vom Deck hinunter und ging den nächsten Weg zur Admiralswohnung durch den Speisesaal der Marinesoldaten, wo diese ihren Nachmittagsthee aus großen Näpfen schlürften, die Waffenkammer und den Mess-room der Midshipmen, bis in den elegant getäfelten Vorsaal, wo der Kammerdiener des Flottenkommandanten Meldungen entgegennahm. Noch ehe Rowland seinen Namen geben konnte, winkte ihm der Bediente schon näher zu treten, öffnete eine schmale Thür in den Spiegelwänden des Wartezimmers und ließ ihn in das Privatkabinet des Admirals treten, der am Schreibtisch saß und mit umdüsterter Miene zu dem militärisch Salutirenden sagte:

„Setzen Sie sich, Mr. Rowland.“

Der Offizier vermochte eine leise Bangigkeit über das Bevorstehende nicht zu unterdrücken. Wohl war sein dienstliches Gewissen rein, denn er gehörte zu den ausgezeichnetsten Seeleuten der Royal Navy; aber der Eingang des Privatgesprächs mit dem Befehlshaber der Flotte schien nichtsdestoweniger unheilweissagend.

„Sie sind mir,“ fuhr dieser mit kühlem Wohlwollen fort, „vom Admiral Seymour ganz besonders empfohlen worden, haben sich bei der Nordpolfahrt auf der Discovery einen guten Namen gemacht: „Always cheerful, keine Anlage zum Scorbut“ sagt die Navigationsliste. Sie sind sonach ein Charakter, und den brauche ich für mein Vorhaben. Hören Sie aufmerksam, was ich Ihnen zu sagen habe: Wir liegen seit dem 24. Januar hier vor Anker, waren den Tag nachher sogar schon in die Dardanellenstraße hineingedampft, mussten aber wieder zurück, weil daheim im Ministerrath Carnarvon und Derby jede energische Politik unmöglich machten. Wie es uns Alle im Herzen wurmt, mit den feinsten Ironclads hier müßig zu zaudern, während drinnen in der Hauptstadt, kaum mehr als 150 Meilen entfernt, die Diplomaten den Ruhm und die Macht Old-Englands bemäkeln, während die Moskowiten von Tag zu Tage näher rücken und uns vielleicht bald den Eingang in die Straits streitig machen werden, darum kümmert sich das Parlament nicht. By Jove, die Blue-Jackets unten toasten jeden Mittag in Extra-gin auf Constantinopel in Sicht, und die Midshipmen sind, wie mir der Chaplain klagt, ganz wild vor Ungeduld und lernen ihre Nautik und Mathematik schlecht; unter den Offizieren und Marines tönt nur ein Schrei der Entrüstung. Doch dieser Eifer führt zu nichts, und Layard telegraphirt mir erst heute wieder, mich in Geduld zu fassen. Die festen Linien von Bulair, nordöstlich von Gallipoli, seien ja in den Händen der Türken, und Suleiman Feldherr genug, sie mit den Resten seiner Armee gegen die von Adrianopel anrückenden Russen zu halten; wir könnten später immer noch durch die Straits, wenn wirklich, trotz des am 31. Januar abgeschlossenen Waffenstillstandes, die Feinde ernstlich Miene machten, in die Hauptstadt einzurücken.

By Jove, ich sage Ihnen, Mr. Rowland, daß sich Sir Henry gewaltig irrt, wenn er auf Suleiman Pascha's Vaterlandsliebe baut. Ich erfuhr vor einer

Stunde aus sichrer Quelle, daß sich bei ihm im Lager von Bulair ein russischer Unterhändler befindet, ein Swell, der allen hübschen Mädchen in Gallipoli nachläuft, daneben aber im Zelt des Feldherrn nach Belieben aus- und eingeht. Was das bedeutet, ist klar. Suleiman soll den Vorrückenden die Befestigungen ausliefern, und ich bin gewiß, er wird es thun. Er hat ihnen bisher zu gut in die Hände gespielt mit seinen Niederlagen und der panischen Flucht ins Rhodope-Gebirge, als daß er jetzt mit Truppen, die ihn hassen und verwünschen, ausharren sollte.

Damn the rascal! Sind die Bulairlinien in russischen Händen, so ist England von den Dardanellen ausgesperrt, nicht für jetzt nur, nein für immer. — Hinein also müssen wir, und das ohne Verzug, ehe der Verrath ausgeführt worden. By Jove, der Botschafter soll erfahren, wie es hier steht; aber nicht durch ein Telegramm, sondern durch einen sichren Boten. Sie werden sogleich nach Constantinopel aufbrechen, Mr. Rowland. Ein Kutter bringt Sie nach Tenedos, wo in der Nacht der französische Postdampfer von Smyrna anlegt, auf dem Sie sich einschiffen. Sie werden Civil tragen, die Depeschen an Layard in Ihren Kleidern verbergen. Der Inhalt ist Ihnen bekannt, Sie werden seine Wichtigkeit mit aller Energie betonen.

Ich vermuthe, daß Russen von Rodosto oder Silivria aus, Versuche machen werden, an Bord des Dampfers zu gelangen. Sie werden vor ihnen auf der Hut sein. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß uns von der türkischen Admiralität gestern Benachrichtigung zugegangen, daß in den Straits bei Abydos und Lampsaki auf 50 Yards Entfernung von der asiatischen Küste Torpedos gelegt sind; es scheint, daß man uns doch nicht auffliegen lassen will! Verwerthen Sie diese Kenntniß, wenn nöthig. Sie müssen morgen Abend in Constantinopel sein. In Ihren Händen liegt die Ehre der Flotte, die Zukunft unsres Landes im Orient. Ich wiederhole Ihnen nur Nelson's Worte: ‚England erwartet, daß Sie Ihre Pflicht thun werden'."

Mr. Rowland war kein Mann von vielen Worten. „All right, Sir", sagte er, stand auf und empfahl sich kurz. Den Kutter beordern, dann in seiner Kabine den Kleiderwechsel vornehmen und endlich die Depeschen in einem seiner hohen Stiefel verbergen, war das Werk einer halben Stunde. Der Kammerdiener des Admirals brachte ihm noch im letzten Augenblick einen eingesiegelten Paß, Mr. Smith, citizen of the United States lautend, sowie einige Wechsel auf Constantinopler Häuser, und Rowland bestieg, als es bereits dämmerig geworden, ohne von seinen Kameraden Abschied zu nehmen, den Kutter, der sofort in der Richtung nach Tenedos von der Alexandra abstieß.

Es war schon dunkle Nacht, als das Ruderbot im kleinen Hafen der Insel anlegte, in welchen die Nähe der englischen Flotte erst einiges Leben gebracht; in der Ferne erblickte man bereits die Lichter des französischen Messageriesdampfers, der seit kurzer Zeit auf der Fahrt von Smyrna nach Constantinopel in Tenedos anlegte; Rowland musste daher eilen, das Fahrzeug, in welchem er gekommen, zurückzubeordern, um durch dessen Verweilen nicht von vornherein seinen neu angenommenen Charakter als amerikanischer Reisender zweifelhaft zu machen. So wenig auffällig als möglich begab er sich nach der Landungsstelle für Dampfer, nahm dort eine Barke und ließ sich, als das Postschiff seinen Lauf hemmte, um einige Deckpassagiere vor der Insel auszusetzen, an die herabgelassne Schiffstreppe rudern, die er möglichst dilettantenhaft erklomm.

An Bord hatte er Mühe, in schlechtem Französisch ein Billet erster Klasse zu fordern, worauf der zweite Kapitän Monsieur Smitte, touriste, Boston vermerkte, und begab sich dann in seine Kajüte, die er, da nicht viele Passagiere auf dem Schiffe waren, allein inne hatte. Er wusste, daß in wenigen Stunden der

Postdampfer zwischen den beiden Linien der brittischen Panzerschiffe durchfahren musste, und konnte sich's nicht versagen, durch das kleine, runde Fenster Ausguck nach den wohlbekannten Leuchten zu halten. Je weiter sie hinter ihm in die Nacht zurücksanken, desto unbehaglicher wurde ihm ums Herz. Er erinnerte sich nicht, bei der ersten Weltfahrt auf dem alten Schiffsjungen-Uebungsschiff Euridice solches Bangen empfunden zu haben, als jetzt als Passagier des ausgezeichneten französischen Dampfers, der eine verhältnißmäßig kurze Strecke zurückzulegen hatte. Jeden Augenblick glaubte er, die Maschine müsse stoppen, die Schraube brechen oder der Kessel platzen: kurz irgend ein Hinderniß sich der Weiterfahrt entgegenstellen, deren Ziel er mit so brennender patriotischer Ungeduld erstrebte.

Kaum brach der Tag an, so ging er auf Deck, um nach Weg und Wetter zu spähen. Der Dampfer hatte den Eingang in die Dardanellenstraße erreicht, der Wind aber war über Nacht nach Nordwesten umgesprungen und trieb ihm dichte, tiefgehende Schneewolken entgegen; Rowland, auf der Hut vor den französischen Seeleuten, denen er sich auch durch keinen Blick als Fachmann zu verrathen gedachte, ging vorsichtig auf dem Verdeck entlang und suchte dabei ein Urtheil über das Schiff zu gewinnen. Seine Schnelligkeit schien ihm nicht ganz die wünschenswerthe, und er rechnete rasch aus, daß, wenn sie sich nicht steigerte, die Ankunft im Hafen von Constantinopel schwerlich vor spätem Abend erfolgen könne. Inzwischen war der erste Kapitän höflich auf den Passagier zugetreten und fragte ihn, ob er nicht sein Frühstück im Speisesaal zu nehmen wünsche.

„Wir haben nicht viel Gesellschaft an Bord“, sagte er, „erster Klasse nur drei Damen, von denen die eine in Neapel, die beiden andern in Smyrna auf den Cambodge kamen. Sie werden jetzt wohl ihren Kaffee nehmen, da ich sie auf ihren Wunsch habe wecken lassen; denn sie sind sehr neugierig, die Dardanellenschlösser mit ihren Kruppbatterien bei der Durchfahrt zu sehen.“

Rowland folgte schweigend der Aufforderung des Kapitäns und begab sich in die große, elegant eingerichtete Kajüte, wo in der That drei Damen am langen Tische saßen, denen der Schiffskommandant den Amerikaner vorstellte.

„Monsieur Smitte — Madame Ranzoff — Madame Andrikos — Mademoiselle Andrikos.“

Der falsche Amerikaner ließ sich mit einer bloßen Verbeugung neben der jüngsten der Mitreisenden nieder und schlürfte bald behaglich, ohne sich durch die Schwankungen des Schiffes im mindesten stören zu lassen, eine Tasse Thee. Seine Nachbarin dagegen hatte einige Mühe, den Inhalt der ihren nicht zu verschütten, und Rowland ertappte sich ein paarmal auf dem Versuch, ihr einige fachmännische Anweisungen über Handhabung derselben zu geben. Die Nachbarin war es in der That wohl werth, daß man sich ihr gefällig zeigte, und hätte der Offizier nicht eine so ernsthafte Mission zu erfüllen gehabt, er würde es sich schwerlich haben versagen können, ihr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Fräulein Andrikos war noch sehr jung und überraschte Rowland durch die eigenthümliche Art ihrer Schönheit. Eine mattweiße Gesichtsfarbe, die auf den Wangen von feinem Roth wie angehaucht war, und welche einer zarten Blondine anzugehören schien, hob sich von tiefschwarzem, glänzendem Haar und ebensolchen feingezeichneten Brauen und dichten Wimpern fremdartig ab. Wo man auf eine dunkle Iris zu treffen erwartete, leuchteten tiefblaue Meeraugen, und das strenggeschnittene, antike Profil milderten ein lieblicher, voller Mund und ein rundes, weiches Kinn.

Das junge Mädchen war in tiefe Trauer gekleidet und sprach sehr wenig. Desto lebhafter unterhielten sich die beiden andern Damen mit einander, und zwar in einer Sprache, die Rowland nur für Russisch halten konnte. Madame Andrikos fiel ihm durch ihr männliches Organ und das beredte Mienenspiel auf; ihre Ge-

fährtin, eine große, etwas korpulente, aber noch schöne blonde, blasse Frau, durch einen resignirten Zug in ihrem Wesen und die mattblauen Augen, die feucht und wehmüthig schimmerten. In Gesellschaft der Nationalfeindinnen fühlte sich Rowland nicht berufen, Annäherungsversuche zu machen; er beantwortete die höflichen Fragen des Kapitäns, der neugierig darauf zu sein schien, zu erfahren, was seinen amerikanischen Passagier zu einer so ungünstigen Jahreszeit und während einer Epoche unruhigster Spannung nach Constantinopel führe, so kurz als möglich.

„Ich komme im Auftrage des amerikanischen Rothen Kreuzes", sagte der Verkappte mit einem gewissen Unbehagen; denn das Lügen war ihm nichts weniger als gewohnt.

Sobald das Frühstück beendet, fragten die Damen den Kapitän, ob es jetzt an der Zeit sei, auf Deck zu gehen. Er führte galant Madame Ranzoff hinauf, und Rowland bot Madame Andrikos den Arm, das junge Mädchen folgte allein. Oben empfing die Reisenden ein gelindes Schneegestöber, das die Aussicht erschwerte, und der Kapitän verabschiedete sich rasch von den Enttäuschten, um selbst die Führung des Schiffes durch die Enge zu übernehmen. Dem Engländer war es jetzt nicht danach zu Muthe, den liebenswürdigen Kavalier zu spielen; er hatte mit Verdruß bemerkt, daß der Gang des Schiffes sich weiter verlangsamte und sah an den Wetterzeichen, daß stürmische Fahrt zu erwarten sei. Zudem war der Morgen neblig und es musste nicht leicht sein, den richtigen Kours durch die Meerenge zu halten. Wie viel aber davon abhing, wusste Rowland nur zu gut. Er fragte sich, ob der französische Kapitän wohl auch von der Lage der Torpedos unterrichtet sei, und folgte den Manoeuvres desselben schon jetzt mit Spannung, obwohl man Kaleh Sultanieh, die Dardanellenstadt, noch nicht erreicht hatte, und die gefährlichen Stellen ja weiter nordwärts lagen.

Unwillkürlich hatte der Verkleidete seine ganze Aufmerksamkeit dem Kours des Dampfers zugewandt, und darüber die Damen schmählich vernachlässigt. Als er sich nach einer Weile gewaltsam aus dem verrätherischen Starren riß, bemerkte er, daß die zwei Frauen das Verdeck schon verlassen hatten, wogegen das junge Mädchen nahe dem Kompaßhäuschen stand und träumerisch in das Schneetreiben hinausblickte. Er näherte sich ihr sofort artig und fragte in fehlerhaftem Französisch, ob er sie die Kajütentreppe hinabführen solle.

„Nein, ich danke", sagte sie in seiner Muttersprache, in der sie sich mit Geläufigkeit ausdrückte, „ich wünschte mich noch etwas beschneien zu lassen. Seit meiner frühesten Kindheit ist mir das nicht begegnet."

„Wohnten Sie zuletzt so weit im Süden?"

„Auf Cypern, wo nur die Bergkuppen im Winter weiß sind."

„Solch ein Klima wäre nicht nach meinem Sinn", meinte er, sich gewaltsam zur Aufmerksamkeit auf das begonnene Gespräch zwingend, da seine Blicke und Gedanken fortwährend abirrten, „ich bin ein Freund des arktischen Winters."

„Wie das!" rief sie erstaunt. „Boston liegt doch nicht in der Polarzone."

„Ja so", rief er, ziemlich überrascht durch die neue Anwandlung von Vergesslichkeit, dem jungen Mädchen gegenüber, und da er nicht gestehen mochte, daß ihn die Erinnerung an die Polarexpedition zu der unvorsichtigen Aeußerung getrieben, rief er nun lebhaft. „Ich bin aber auch höher hinauf, nach New-Foundland und der Baffinsbai gekommen."

Fräulein Andrikos lauschte den zwanglos gesprochnen Worten und bemerkte dann plötzlich unbefangen: „Ich würde Sie nach ihrer Aussprache für einen Engländer gehalten haben. Ihnen fehlt der amerikanische twang."

Rasch zwang er sich zu dem Yankeemäßigen Nasalton, den er als Midshipman so lustig nachzuahmen gewohnt gewesen und nun leider einen Augenblick vernachlässigt hatte, und sagte dann nicht ohne Verlegenheit:

„Auch Ihre Aussprache ist die einer echten Brittin, und doch klingt Ihr Name —"

„Ich bin eine Griechin", sagte das junge Mädchen mit einem gewissen Stolz.

„Aber die andern Damen — Ihre Mutter, wenn sie das ist — scheinen ja russisch zu sprechen."

„Meine — — Mutter", entgegnete Fräulein Andrikos mit flüchtigem Zaudern, „ist in Rußland geboren; ihre Freundin ist Russin, spricht aber ausgezeichnet englisch."

Der Dampfer ging nach kurzer Zeit im Hafen von Kaleh Sultanieh vor Anker. Das Schneegestöber war so dicht geworden, daß man vom Hinterdeck kaum das vordere Ende des Schiffes sehen konnte, und Kapitän Renaud erklärte dem ungeduldigen Rowland, daß er nach Constantinopel telegraphiren werde, die Verspätung des Cambodge in Aussicht zu stellen.

Der Engländer erbleichte, als er das verhängnißvolle Wort vernahm. Mit Mühe brachte er heraus, daß hoffentlich die Verzögerung keine lange sein werde.

„Sind Sie so in Eile?" fragte der Kapitän erstaunt. „Bei Winterreisen, wie die unsre, ist die Ankunft immer ungewiß."

Man begab sich zum Gabelfrühstück in die große Kajüte, und das Gespräch bewegte sich um den unerwünschten Aufenthalt, wobei die älteren Damen versicherten, es sei ihnen viel angenehmer, ruhig besseres Wetter abzuwarten, als bei Schnee und Nebel weiter zu fahren. Rowland verwünschte im Stillen das Phlegma der korpulenten Russin und zollte dem jungen Mädchen Beifall, das aus seiner Ungeduld, bald in Constantinopel zu sein, kein Hehl machte.

„Ich denke an meinen Vater", sagte sie wie entschuldigend zu Frau Andrikos.

„Ob Du ihn heute oder morgen wiedersiehst", antwortete diese ziemlich absprechend, „kann Dir doch im Grunde gleich sein."

Die Tochter erröthete und schlug betroffen die Augen nieder. Da sagte die Russin wohlwollend:

„Fräulein Hermione denkt wohl mehr an die Besorgniß, die Dein Mann, Kathina, empfinden wird, wenn der Dampfer nicht zur rechten Zeit eintrifft, als an das Wiedersehen."

„Beste Vera," entgegnete Frau Andrikos, „wenn Du meinen Mann kennen würdest, müßte Dir eine solche Vermuthung einfach lächerlich erscheinen. Der sitzt jetzt über seinen Büchern, spürt dem Bauplan des Schlosses der Uachernen nach und erinnert sich schwerlich daran, daß seine Frau und Tochter überhaupt existiren."

Obwohl die Bemerkung in scherzhaftem Tone gemacht worden, schien sie Hermione doch peinlich zu berühren. Sie seufzte leise und warf einen Blick auf den Kapitän. Dieser, der nicht unempfindlich für die Schönheit der jungen Reisenden war, beeilte sich, die Hoffnung auszusprechen, daß das Wetter sich bald aufklären könne, worauf dann durch verdoppelte Schnelligkeit die Versäumniß eingeholt werden solle, und verließ alsbald die Kajüte.

Rowland eilte ebenfalls wieder aufs Verdeck. Zu seiner großen Freude bemerkte er hier Anstalten, die Fahrt fortzusetzen. Die Luft war klarer geworden, und die Uferlinien zeigten sich deutlich. Nur der ungünstige Wind und die starke Nordströmung widerstrebten noch dem Vordringen des Cambodge, der sich jetzt mit geräuschvollem Schnauben aufmachte und den gewöhnlichen Cours fast in der Mitte der Enge innezuhalten versuchte, trotzdem ihn die Fluthen fortwährend nach der asiatischen Küste drängten. Vier Mann standen am Steuerrade und setzten ihre angespannte Kraft dem gewaltsamen Druck entgegen, den die mächtige Strömung auf das Ruder ausübte. Rowland verwünschte die Langsamkeit der Franzosen, sich nautische Fortschritte anzueignen, und gedachte seufzend der durch Dampf

geregelten Bewegungen des Steuers an Bord der heimischen Panzerschiffe. Er war in ungeheurer Aufregung; die östlich vorspringende Spitze von Abydos schien sich dem Dampfer fast mitten in den Weg zu schieben, und der Kapitän machte keine Miene, die gefährliche Stelle in weitem Bogen zu umfahren. Sollte er am Ende gar nicht wissen, daß hier das asiatische Ufer mit Torpedos gespickt war; sollten die Türken, in unbegreiflicher Sorglosigkeit, wirklich, wie Hornby angedeutet, versäumt haben, dem Postdampfer einen genauen Cours in der Enge vorzuschreiben?

Es schien, als würde die Spannung, mit der Rowland auf die Manövers des Cambodge blickte, von seinen Mitreisenden getheilt; die Damen waren aus der Kajüte gekommen und blickten neugierig und mit einem Anflug von Besorgniß auf das näher rückende Ufer; die Passagiere zweiter Klasse und die vom Deck sammelten sich zu Gruppen. Ein Mann in buntem, orientalischem Kostüm, wie Rowland es noch nie gesehen, stellte sich, wie zum Schutz, hinter Frau Andrikos. Bald sah man auch den zweiten Kapitän und die Subalternoffiziere des Schiffes, die nicht dienstlich behindert waren, auf Deck erscheinen und mit peinlicher Aufmerksamkeit dem Gebahren des Kapitäns folgen, das an Präzision und Sicherheit zu wünschen lassen mochte. Rowland, der sich erschrocken als alleinigen Herrn der Lage fühlte, überlegte noch einen Augenblick, rief sich seine Instruktionen ins Gedächtniß, und dann, als eine rasche Berechnung der Distanzen ihm die Gewißheit gab, daß der Cambodge kaum noch dreihundert Yard von der gefährlichen Stelle entfernt sei, schwang er sich plötzlich mit seemännischer Gewandtheit die Leiter zum höchsten Deck empor, auf dem Kapitän Renaud auf und abging, und eilte auf ihn zu. Ausrufe des Erstaunens über den unerhörten Bruch der Schiffsdisciplin, welche das Betreten der Dunette keinem Unberufenen erlaubte, tönten hinter ihm; mit gerunzelter Stirn und hochgehobnem Arm wehrte der Kapitän den dreisten Eindringling ab; doch Rowland, ohne sich zu besinnen, faßte ihn mit nerviger Hand und, das durchdringende Auge mit Entschlossenheit auf Renaud's Gesicht hgerichtet, raunte er im mit zwingendem Ton die befehlshaberischen Worte ins Ohr:

„Aendern Sie sofort den Cours, Kapitän. Halten Sie auf Sestos."

„Herr, Sie wagen? —" schrie Renaud mehr als er sprach und versuchte den Frechen abzuschütteln.

„Ich bin ein englischer Marineoffizier. Ich kenne die Lage der türkischen Torpedos bei Abydos und Lampsaki," flüsterte Rowland mit überzeugendem Ausdruck, und schon drängte er den verblüfften, auf's Höchste erschrockenen Kapitän gegen das Schallrohr, durch welches Befehle in den Maschinenraum gelangten. Renaud, dem in einem Moment der furchtbare Ernst der Lage klar geworden, widerstrebte nicht länger. Den Engländer bei der Hand fassend, als hinge an seinem Dableiben das Heil des Schiffes, schrie er in die dunkle Schallöffnung hinunter:

„A toute vapeur! Chargez les soupapes."

Und dann, das Sprachrohr ergreifend, zum Steuer gewandt:

„Pare à viver! — Virez de bâbord."

Mit einem gewaltigen Ruck flog das Steuerrad herum, das Schiff senkte sich nach der linken Seite, und seine Spitze schnitt tief in die entgegenrauschende Strömung ein, die der Cambodge jetzt unter vollem Dampfdruck seitlich durchbrach, seinen Cours auf das jenseitige, europäische Ufer nehmend. Nach einigen Minuten furchtbarer Spannung für die beiden Wissenden und aufgeregter Neugier für die bangenden Passagiere, hatte sich das Schiff, wenn auch in allen Fugen krachend, durch die Mitte der Meerenge durchgekämpft und umfuhr jetzt in weiter Entfernung und sicherm Fahrwasser die Spitze von Abydos.

Kapitän Renaud, einem raschen Impulse seiner lebhaften Natur folgend, drückte dem Passagier, welcher sich so zu rechter Zeit als Seemann entpuppt, die Hand und dankte ihm in warmen Worten.

„Kapitän, Ihre Ehre bürgt mir für mein Incognito," stammelte Rowland, der sich jetzt erst voll bewusst wurde, daß er sich vollständig in die Hände des Franzosen gegeben.

„Ich verstehe, ich verstehe!" sagte dieser, sich den Schweiß von der Stirn wischend, während seine Lippen schon lächelten. „Sie kommen von der Besika-Bai, Kamerad, und haben es eilig, Constantinopel zu erreichen. Das nimmt mich nicht Wunder. Nun, wenn England die Dardanellen offen hält, kann das Frankreich schon recht sein. Sie haben uns eben einen großen Dienst geleistet. Pardieu! Wir wären jetzt in Millionen Atome zersprengt, wenn Sie nicht zur rechten Zeit — —. Ich kann es noch gar nicht fassen, daß die verdammten Türken mich ungewarnt von der Dardanellenstadt abfahren ließen. Sacré tonnerre, es soll ihnen nicht ungestraft durchgehen. Die Agence der Messageries Maritimes wird sich bei der Gesandtschaft beschweren. — Doch ich wollte sagen, mein Offizier, daß ich es mir zur besondern Ehre schätze, Sie kennen gelernt zu haben, und daß es mir Freude machen wird, Ihnen einen Gegendienst zu leisten. Der Cambodge soll seine Knochen regen, Sacrebleu, daß wir daß Versäumte einholen."

„Sie werden über die Entdeckung schweigen, Kapitän," sagte Rowland dringlich.

„Sur l'honneur. Ich habe natürlich den Cours nach eignem Ermessen geändert. Sie erkletterten die Dunette, um sich einen Spaß zu erlauben, den ich nicht gerügt habe. Entfernen Sie sich gefälligst jetzt. Bis Gallipoli helfe ich mir schon ohne Lootsen durch."

Es lag eine eigne Mischung von Erkenntlichkeit und verletzter Eitelkeit in den letzten Worten des Franzosen, und Rowland begriff, daß derselbe nicht ganz zufrieden mit der Rolle sei, zu welcher die freilich nothwendige Einmischung des Engländers in sein Commando ihn für kurze Zeit herabgedrückt. Er empfahl sich also so rasch als möglich, stieg mit dilettantischer Vorsicht die Leiter zum Hinterdeck hinunter und versuchte abermals, in den früher zur Schau getragenen uninteressanten Charakter eines gewöhnlichen Passagiers zurückzufallen, welchem Vorhaben indeß der lebhafte Eindruck, den sein energisches Handeln im Augenblick der Spannung bei allen Anwesenden hervorgebracht, sich hinderlich erwies. Die französischen Seeleute sahen mit geschärften, verdachtvollen Blicken auf Mr. Smitte, den amerikanischen Touristen, der eine kurze Weile den Cambodge commandirt; die älteren Damen betrachteten ihn mit offenbarer Neugier, und in den Augen des schönen Mädchens glaubte Rowland, als er ihr später mit scheinbarer Unbefangenheit nahte, einen leisen Schimmer von Bewunderung zu finden, der, das wusste er recht gut, unmöglich seiner nichts weniger als ausgezeichneten Persönlichkeit gelten konnte.

Kapitän Renaud behielt das Commando des Schiffes, bis es die Rhede von Gallipoli anlief. Er hatte Maßregeln getroffen, so rasch als möglich weiter zu dampfen, da keine Passagiere für diesen Hafen an Bord waren; aber ein Flaggensignal vom Ufer benachrichtigte ihn, daß sich Jemand einschiffen werde. Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als das Boot, welches die Poststücke und den neuen Passagier brachte, am Schiffe anlegte, und ein junger, außerordentlich schöner Mann von vornehmer Haltung die Schiffstreppe erklomm. Die Damen und Rowland standen gerade in der Nähe derselben und hörten den Ankömmling in elegantem Französisch um ein Billet erster Classe nach Rodosto für Monsieur de St. René, touriste français, bitten.

Madame Ranzoff wandte sich sofort ab und begab sich eilig in ihre Privatkabine, wohin ihr die überraschte Kathina nach wenigen Minuten folgte. Sie fand die blonde Dame in gebrochner Haltung auf ihrem Bettrande sitzen und nahm mit Erstaunen wahr, daß die volle Gestalt von nervösem Zittern durchflogen wurde, und die lichten Augen von Thränen überströmten.

„Vera," rief Frau Andrikos mit ihrer gewöhnlichen, raschen Art, „was bedeutet dieser Zustand!? Seit unserm unerwarteten Zusammentreffen in Smyrna schon habe ich bemerkt, wie sehr die Jahre, die zwischen unserm gemeinsamen Aufenthalt im adligen Fräuleinstift in Odessa und dem Jetzt liegen, Dich verändert! Daß aus dem sanften, etwas phlegmatischen jungen Mädchen eine so nervöse, aufgeregte Frau werde würde, hätte ich nie gedacht. Nun aber gar der hysterische Anfall! Ich bitte Dich, nimm Dich zusammen! Man wird sogleich zum Diner läuten. Willst Du bei Tische mit verweinten Augen erscheinen?"

Die rauhen, scheltenden Worte waren von zärtlichen Gesten begleitet. Kathina hatte der Weinenden Wasser eingeflößt und ihre Stirn mit Eau de Cologne angefeuchtet. Jetzt haschte Frau Ranzoff nach ihrer Hand und legte den schönen, bleichen Kopf bebend an die kurze, gedrungne Büste der Helferin. Sie blieben eine Weile stumm und fühlten, daß diesem Schweigen eine intimere Aussprache folgen müßte, als sie bisher zwischen den vom Zufall zusammengeführten Jugendfreundinnen noch stattgefunden.

In diesem Augenblicke klopfte man leise an die Thür, und Hermione's wohlklingende Stimme sagte:

„Man erwartet, wie mir der Aufwärter meldete, die Damen, um sich zu Tische zu setzen."

„Geh allein," rief Frau Andrikos ihr ziemlich laut zu, „wir sind nicht hungrig."

„Kathina," wandte Frau Ranzoff leise ein, „Du kannst das junge Mädchen unmöglich in Gesellschaft der Herren allein speisen lassen."

„Pah," entgegnete die andere, „der Amerikaner ist ein steifer Sonderling, der ihr nicht gefährlich sein wird, der Kapitän repräsentirt die Würde der Messageries Maritimes, und der neue Ankömmling, der Franzose, wird doch nicht gleich an Courmacherei denken. Zudem muß, meiner Meinung nach, ein junges Mädchen sich selbst hüten lernen."

„Hermione ist ein schüchternes Kind," sagte die Russin, „ich glaube, sie steht noch vor der Thür und hofft auf eine Aenderung Deines Beschlusses."

„Ich bleibe bei Dir, wenn Du nicht in den Speisesaal gehst," erwiderte Frau Andrikos. „Entscheide."

„Ich kann nicht," seufzte Frau Ranzoff, „der neue Passagier — erkanntest Du ihn denn nicht am Accent? — ist ein Russe!"

Kathina war durch die Bemerkung nicht wenig betroffen. Doch da sie begriff, daß ihre Freundin Gründe haben müsse, sich dem Landsmann nicht zu zeigen, schritt sie zur Thür, wo in der That Hermione noch unentschlossen stand, und sagte mit freundlich sein sollendem Ton zu der Verlegenen:

„Geh nun und setze Dich zu Tische. Vera ist plötzlich unwohl geworden und bedarf meiner Pflege."

„Ach Mutter," rief das Mädchen, „mir ist bange."

„Thorheit! Denkst Du, daß sich jeder Herr gleich in Dich verlieben wird? — Geh jetzt und benimm Dich mit Sicherheit!"

Hermione gehorchte. Es lag etwas in der rauhen Art ihrer Stiefmutter, das ihr feines Gefühl verletzte; aber sie war mit dem festen Vornehmen in das neue Verhältniß eingetreten, das Ihrige zu thun, um es zu einem harmonischen

zu gestalten und des fernen Vaters Besorgniß vor Störungen seiner häuslichen Ruhe, die er ihr brieflich dargelegt, baldmöglichst zu entkräften. So kämpfte sie denn von vornherein alle Rebellionsgelüste gegen die Autorität Kathinas nieder und fügte sich dem ersten Schweren, das der Wille derselben ihr auferlegte, mit Ergebung. Freilich konnte sie dem Erröthen nicht wehren, das ihr Gesicht überflog, als sie, eine Entschuldigung für die andern Damen an den Kapitän ausrichtend, sich mit niedergeschlagenen Augen zu Tische setzte. Ihre Nachbarn zur Rechten und Linken waren der räthselhafte Amerikaner und der neu angekommene Passagier. Renaud hatte neben sich zwei Plätze für die beiden Frauen freigelassen.

Rowland, welchen die Verlegenheit des jungen Mädchens rührte, benahm sich ihr gegenüber mit der größten Zurückhaltung, um ihr zu beweisen, daß er die Alleinstehende durch keine Vertraulichkeit zu belästigen denke; er sprach nur das Nothwendigste und beobachtete mißfällig den neuen Passagier, welcher, sobald der Kapitän ihn Hermione vorgestellt, mit Eifer eine Unterhaltung begann, an der das junge Mädchen nur durch wenige Worte theilnahm. Herr de St. René sprach mit solcher Volubilität französisch, daß Rowland, dem die Feinheiten und der Fluß der gallischen Weltsprache immer unerreichbar gewesen, gar nicht auf den Gedanken kam, er könne einer andern Nation angehören als derjenigen, deren Idiom er mit solcher Leichtigkeit handhabte; der Kapitän dagegen blickte mit leisem, überlegenen Lächeln auf den Ankömmling und antwortete auf seine Bemerkungen über Pariser Leben und französische Verhältnisse nicht ohne eine gewisse Reserve.

IV.

Während die Tischgesellschaft sich in conventionellen Gesprächen bewegte, waren die beiden Damen in der entlegenen, durch eine schwach brennende Lampe erleuchteten Kajüte der Frau Ranzoff allein geblieben. Kathina hatte die Freundin, ohne Hilfe der an Bord befindlichen Cameriera, entkleidet und saß bei ihr auf dem Rand der Koje, in welcher die noch immer Hocherregte sich ausgestreckt. Vera, von sehnsüchtigem Verlangen sich auszusprechen bewegt, hielt die Hand Kathina's, murmelte leise Worte, rang aber noch mit der angewöhnten Verschlossenheit, die ihr jahrelang als Schild gegen Verletzungen von außen gedient, und unter welcher die innern Wunden comprimirt worden. Kathina, deren trotziger Sinn sich dagegen empörte, daß die alte Freundin sich Illusionen über sie machen und daraufhin ihr ein Vertrauen gewähren könne, das sie ihr, bei genauerer Kenntniß ihres Wesens, vielleicht versagt haben würde, warf sich ihr gleichsam in den Weg und schleuderte ihr den Warnruf entgegen, sich ihres tiefverborgensten Besitzes nicht zu entäußern, ehe sie wisse, an wen.

„Du bist im Begriff," sagte sie zu der in weiche Haltlosigkeit Aufgelösten, „dem Bedürfniß nach Aussprache folgend, Dich in meine Hände zu liefern. Weißt Du, Vera, ob dieser subjektive Drang objektiv berechtigt ist? Nichts Traurigeres, als sein Vertrauen weggeworfen zu haben, von banaler Neugier oder feindseliger Berechnung das zerpflückt oder mißbraucht zu sehen, was so heilig gehegt, so wohl versteckt in unserm Innern lag, ehe unsre juckende Zunge es preisgab."

„Daß Du mir dies zu bedenken gibst," entgegnete die Russin, „beweist mir grade, daß ich Dir gegenüber keine beengende Rücksichten zu nehmen brauche. Ich kenne Dich, obwohl wir lange Jahre für einander verschollen waren. Du bist dasselbe derb ehrliche Geschöpf, das in dem Fräuleinstift seine Gefährtinnen so oft verletzte, nie aber täuschte oder verrieth."

„Dieselbe und doch eine Andre," rief Frau Andrikos entschieden. „Mag sein, daß ich die Keime zu dem, was ich geworden, schon in mir trug, daß mein geistiger Organismus in allem Wesentlichen a priori gegeben war: die Nahrung,

die er sich assimilirte, die Verhältnisse, unter denen er sich entwickelte, haben doch meinen Charakter erst gebildet, werden ihn — so unfassbar es mir jetzt scheint, daß ich mich zu ändern fortfahren könnte — weiter beeinflussen. Unser Wesen und die Motive, die es bestimmen, diese räthselhaften Faktoren unsres Handelns, bringen sie nicht oft ein Facit hervor, daß den Nachrechnenden durch Geringfügigkeit oder Ungeheuerlichkeit in Staunen setzt? —"

„Ich bin mir eines unwiderstehlich waltenden Geschickes bewusst," entgegnete die Russin, „das meine Seele gleichsam fortschwemmt in unberechenbare Weiten. Darum habe ich es auch längst aufgegeben, nach Voraussicht zu handeln. Impulsen folgend gewähre ich mir dagegen zuweilen die trügerische aber süße Illusion, Begegnisse hervorzurufen, welche, ohne mein Zuthun, ich weiß es wohl, ewig vorgeschaffen waren. Ich lebe nicht: — ich werde von geheimnißvollen Kräften gelebt. Darum auch überrascht mich nie das Resultat einer Existenz. Wie auch die Deine geworden sei, ich werde in ihr immer nur das Fatum sehen, das sich Deiner bediente, wunderliche Combinationen des Weltgedankens in Fleisch und Blut umzusetzen."

„Wie weit erstreckt sich Deine Theorie der Unverantwortlichkeit?" fragte Kathina dringlich, „auch auf Sünden, auch auf Verbrechen?"

„Auf Alles!" entgegnete die schöne Frau mit phlegmatischer Toleranz.

„So siehst Du in weiblicher Schwäche, im Verfall an eine herabwürdigende Leidenschaft nichts, was Dir ein Wesen verächtlich machen könnte?"

„Nein, nur erbarmungswürdig."

Frau Andrikos fuhr auf: „Das ist das rechte Wort für büßende Magdalenen. Aber ich bin keine solche. Ich bin ein Weib, das durch eigne Schuld wohl, aber noch unsagbar größere fremde, um sein Alles gekommen und den Ring seiner Existenz nicht in Buße, sondern in Rache abzuschließen brennt. Lass' Dir sagen, was in mein Leben eingegriffen und mich bös und wild gemacht hat; dann sage mir, — wenn Du's noch magst, — was Dich unglücklich und haltlos machte.

„Du weißt, daß meine Aufnahme in das adlige Stift, in welchem Du als Gräfin ein Recht hattest, Deine Erziehung zu vollenden, auf Gunst beruhte. Ein einflußreicher Freund meiner verstorbenen Eltern brachte das verwaiste Griechenmädchen, die Tochter des verarmten Kaufmannes, in dieser Brutstätte vornehmer weiblicher Tugenden unter. Ich lernte nicht viel, Du weißt es; nur für Musik zeigte ich Begabung, und der Rest meines kleinen Vermögens wurde verwandt, mir nach der allgemeinen Erziehung, die kläglich genug ausfiel, noch eine künstlerische zu geben, die besser anschlug. In Moskau genoß ich anregenden Unterricht, und meine Lehrer schätzten das Phantastische, Stürmische in meinem Klavierspiel, mit dem freilich die Zierlichkeit und Anmuth nicht Schritt hielten. Ich bin, meine Vera, eine jener Frauen, denen die Grazien versagt sind. Kannst Du ahnen, welch eine Welt voll Verarmung in diesen Worten liegt, Du, die Schöne, die in weicher Formvollendung den Stempel echter Weiblichkeit trägt?! — Wäre ich häßlich gewesen, aber mit dem Reiz sanften Lächelns, plastischen Bewegens geschmückt, die Hörer meines Spiels würden sich vielleicht für die Frau begeistert haben, selbst wo die Künstlerin ihnen nicht sympathisch war: dem dunkeln, massiven Mannweib mit der bärtigen Lippe und der gefurchten Stirn, deren rasche, eckige Bewegungen aller Plastik spotteten, legte von vorn herein die Kälte des Publikums Hindernisse in den Weg, welche die Virtuosin nur durch das Aufgebot aller ihrer künstlerischen Kraft zu besiegen vermochte. Auf meinen Reisen durch das weite Rußland, die ich allein und furchtlos antrat — was hätte ich auch zu fürchten gehabt? — besuchte ich fast alle unsre Gouvernementstädte und gab Concerte. Bald merkte ich, daß meine Zuhörer classische Ruhe und edle Haltung im Spiel,

das Ideal, welches die Meister mir durch Lehre und Beispiel vorgezeichnet, nicht zu würdigen verstanden. Ich musste auf dem Klavier toben, die Tempi übernehmen, die Effekte forciren, um begeistern zu können. Von Natur geneigt, stark aufzutragen, ließ ich mich bald in dieser musikalischen Coulissenreißerei gehen und opferte mehr und mehr den hohen Maßstab, dessen Berechtigung ich immer noch anerkannte, den Ansprüchen des Unverstandes, der eigenen Schiefe des Talents. Wenn mir dann ein Ekel aufstieg an dem Frevel, den ich an der hohen Reinheit der Kunst beging, so versuchte ich wohl, ihn zu betäuben — im Champagnerschaum. Ich trank, bevor ich öffentlich spielte, von dem prickelnden, nervenerregenden Nektar, und dann, mit blitzendem Auge und kecken Fingern, im Hirn den leichten, oberflächlich begeisternden Rausch, riß ich mein Publikum durch tolle Passagen rasender Technik zu donnerndem Applaus hin.

War das Konzert vorüber, so überfiel mich tödtliche Abspannung, und spät erwachend am nächsten Morgen, ging ich träge durch mein Tagewerk von Ueben, Reisen oder Konzertvorbereitungen. Ich war mein eigener Impressario und erwarb bald Ruf und Geld. Schon waren Jahre in diesem Nomadenleben hingegangen, meine Natur war gereift und eine Sehnsucht nach heißem Lieben ergriff mich oft, daß ich die Hände rang und der Musik fluchte, die mich zum Wandern zwang, wo ich doch so gern in tiefem Glück im eigenen Heim gerastet hätte.

Die Männer, denen ich begegnete, die wüsten, verderbten, denen die anmuthlose Künstlerin nichts Besseres schien, als eine unstäte Vagabondin, verwöhnten mich nicht durch zärtliche Aufmerksamkeit, unverhüllte Sinnlichkeit aber schreckte mich ab. War ich schon nicht gut und schön genug zum Lieben, zur Befriedigung roher Triebe hielt ich mich doch zu schade.

Wie nun einst in Kasan im gefüllten Konzertsaal mein Auge, in dem der halb geistige Rausch funkelte, auf eine ideale Mannesgestalt fiel, die nahe dem Instrument in gehaltnes, verständnißvolles Hören versenkt saß, ungleich der zerstreuten, aufregungdürstenden Menge; wie Phantasie und Technik sich mir plötzlich zu höchster Potenz des Vermögens aufrafften und ich in Tonflammen die Gluth ausstrahlen ließ, die mit unbegreiflicher Gewalt mir im Busen aufbrannte; — wie Abends spät, als ich mein Zimmer im Hotel schwindelnd, athemlos betrat, mir auf der Schwelle jener Mann entgegenkam, eine Göttererscheinung, ein Dämon, dessen hoher Geist und musikalisches Verständniß im entfernten Kontakt die Künstlerin zu überirdischem Aufschwung begeistert, dessen bezaubernde, fascinirende Augen- und Redemacht in vertrauter Nähe das Weib in unwiderstehliche Fesseln zwang — kann ich es Dir beschreiben? — Begreifst Du, daß die starke, erfahrene Kathina, die im tiefsten Innern ein reines Heim träumte, eine heilige Liebe ersehnte und sinnliche Leidenschaft verächtlich von sich stieß, dem Fremden, dessen Namen sie nicht kannte — der aber ihre Seele las, wie ein selbstverfasstes Buch — dem Stolzen, der mit den Ansprüchen eines rückhaltlos Geliebten vor ihr auftrat, und doch jeden Gedanken an Glück und Befriedigung in skeptischem Zweifel hinwegzuweisen schien in jenen Nachtstunden ihr Alles hingab und dabei wähnte, ihre Bestimmung sei nun erfüllt, das Wesen, das ihr im Uranfang der Lebensatome zur Ergänzung ihres Werdens geworden, ruhe ihr nun für alle Ewigkeit sicher am vollerblühten Herzen?!

Unser Begegnen war in magisches Dämmern getaucht. Als Wandervögel waren wir in dieselbe Herberge geschwirrt, hatten uns erblickt, begriffen, vereint.

„Du bist genial, Du bist schön," sagte er mit bestrickendem Lächeln, mit tief vibrirender Stimme, als er mich an sein Herz hob und ich weiß, daß ich es in jenem Augenblick überschwenglicher Seligkeit war. Die Liebe brachte mir diese Transfiguration.

Als ich am nächsten Morgen, vom Wintersonnenschein geweckt, die Augen aufthat, bleichte der Glanz der Erinnerung das Tageslicht. Erst spät entschloß ich mich, aufstehend, den Fuß in die Zukunft zu setzen. Ich war allein in meinem Gemach; er ruhte wohl daneben in dem seinen. Vom Tische leuchtete etwas Weißes mich an. Es war eine Visitenkarte. „Baron Clausel“ stand darauf. — Das war sein Name. Ich lächelte und küsste ihn. Ich zog mich an und wartete, daß der Geliebte an die Thür klopfen werde. Ich harrte geduldig viele Stunden auf ihn.“

Die Erzählerin hielt, nach Athem ringend, inne und ihre Züge, welche eben noch leidenschaftliche Erregung gesprüht hatten, nahmen jetzt einen starren, halb bewusstlosen Ausdruck an. Frau Ranzoff, die mit Spannung gelauscht, fasste sie lebhaft bei der bebenden Hand. Kathina verstand die Frage.

„Er kam nicht,“ sagte sie tonlos. „Er war am frühen Morgen weiter gereist, der Gastwirth wusste nicht, wohin.“

„Und Du sahest ihn nicht wieder, empfingest keinen Brief?“

„Es war Alles vorbei,“ versetzte sie bitter. „Er hatte mir nur eben einen Besuch gemacht und seine Karte dagelassen.“

Ein trockenes Schluchzen, wie ein Röcheln, stieg in ihrer Brust auf. Sie rang es nieder, stieß dann die liebkosende Hand der Freundin fort und stand auf.

„Ich suchte ihn,“ rief sie wild, „ich wollte nicht glauben, daß der Gott ein Affe gewesen, daß mein Geist, mein Herz zu übermenschlichem Affekt gesteigert worden wären von einem Schwindler, der mich um meine Ehre geprellt! — Umsonst! — Der Name auf der Karte führte zu nichts. In vielen Städten, die ich durchflog, den Verlorenen zu entdecken, fand ich Namensverwandte deutschen Ursprunges, ihn nicht. Rußland ist groß genug, den Sucher zu ermüden; auch ich erlag nach Jahren der Erschöpfung, der Verarmung. Ich war kalt und hart geworden, ich trank keinen Champagner mehr und spielte mit unverhohlener Blasirtheit — vor leeren Bänken. Das Weib Kathina sah schwerlich noch Einer an. Da fügte sich's, daß ich in Tiflis, in geschäftlicher Drangsal, mich an den türkischen Konsul, einen Griechen, wenden musste, der sich seltsam an mich anschloß. Sein unsicheres Wesen schien sich an der Sprödigkeit meines Charakters aufzurichten; das Gespräch mit mir regte ihn an und fesselte ihn. Vergebens warnte ich ihn vor der Vagabondin; er nahm sie zum Weibe.“

Frau Ranzoff schwieg eine Weile. Dann sagte sie mit dem Ton einer Sybille:

„Du wirst Clausel finden, nachdem Du aufgegeben, ihn zu suchen.“

Kathina blickte sie überrascht an. „Vor wenigen Wochen glaubte ich das auch,“ murmelte sie und ihre scharfen Zähne knirschten. „In Constantinopel kamen russische Gefangene an. Ich eilte, sie am Bahnhof zu empfangen. Zufällig erfuhr ich dort, daß sich ein Oberst, Baron Clausel unter den Offizieren befände. Ich warf mich in seinen Weg — er war es nicht!“

„Hast Du nie daran gedacht, daß jener Mann Dich vielleicht durch die Karte hat auf eine falsche Spur leiten wollen?“ fragte Vera.

Kathinas Hände gruben sich in ihr dunkles Haar. „Genug!“ sagte sie mit halberstickter Stimme. „Noch immer vermag ich nicht, in die volle Tiefe meiner Erniedrigung zu blicken. Aber wenn je ein gerechtes Geschick mir den Elenden in den Weg führt, der die unsagbare Schmach über mich gebracht, der mir Reinheit und Glauben geraubt — um ein pikantes Abenteuer zu verzeichnen — sei gewiß, daß ich Rache nehmen werde ohne Erbarmen. In Frau Andrikos wird er schwerlich Fräulein Yatridi vermuthen. — Da tritt denn auch ein Name für den andern ein.“ Sie lachte höhnisch auf.

Frau Ranzoff zog die Abgewendete näher zu sich. „Es war Dein Loos,“

sagte sie nachdenklich, „Dich einsam herumzutummeln, alle Schranken der Konvenienz zu überspringen, und Du bist schließlich die Frau eines rechtlichen, guten Mannes geworden, hast ein friedliches Haus, einen behaglichen Wirkungskreis. Du hast ein Kind, denn dieses schöne, sanfte Mädchen schmiegt sich schon in Sehnsucht der Mutter an. Nun blicke auf mich, die ich, gehegt von liebenden Verwandten, getragen von geregelten, tadellosen Verhältnissen, ausgestattet mit Reichthum, Schönheit und vielleicht jenem weiblichen Zauber, den Du Dir aberkennst, beim Eintritt in das Frauenleben schon gescheitert bin in jeder Hoffnung auf Glück, in jedem Anspruch auf mein Recht.

Mein Mädchendasein war ein vorwurfsfreies; kein Schatten der Neigung zu einem Manne trübte mein lichtes Gemüth. Als meine Eltern mir den Gatten erwählten, brachte ich ihm ein unberührtes Herz entgegen. Bald aber ging es in sehnsuchtsvoller Zärtlichkeit zu meinem Verlobten auf, und dies erlaubte gebotene Gefühl war neuer Sonnenschein für mein ebenes, friedliches Seelenleben. Der Mann, dem ich bestimmt, war jung, vornehm und von ausgezeichneter Persönlichkeit; er hatte unter mehreren Erbinnen die Wahl gehabt und mir den Vorzug gegeben, weil er, wie man mir sagte, mich tadellos schön und wohlerzogen fand, und seinen stolzen Namen nur der Würdigsten vertrauen mochte. Ich sah ihn vor unserer Hochzeit zuweilen und fand mich gehoben von seiner ritterlichen Bewunderung, geblendet von der vollendeten Art, wie er sich selbst besaß und taktvoll geltend machte, daß nie ein Wort, eine Bewegung zu viel, zu wenig ausdrückte. Ich ahnte damals nicht, was mir später zur Gewißheit geworden, daß tadellose, gesellschaftliche Haltung nicht mit der Wahrhaftigkeit eines edlen Seins bestehen kann. Ich habe gelernt, die Fehler, die ein Mensch zeigt, als Wegweiser zu verborgenen Tugenden anzusehen, und dargelegte Vollkommenheiten als Warnungstafeln vor versteckten Lastern.

Doch ich will Deinem Urtheil nicht vorgreifen, Kathina. Meine Heirath fand statt und sicherer Glückszuversicht voll, verließ ich mein Elternhaus, um auf dem Schlosse meines Gatten in der herrlichen Krim meinen Sommeraufenthalt zu nehmen. In zauberischer Umgebung, überwältigt von der Fülle des Lebens, die auf mich eindrang, erschloß ich dem geliebten Manne die tiefe, warme Zärtlichkeit meines Herzens. Er schien — ich fasste es nicht — erstaunt über meine Liebe, verstimmt über den hohen Begriff, den ich mir von seinem Charakter machte. „Du weißt doch, Kind, daß wir eine Konvenienzheirath geschlossen," sagte er acht Tage nach unserer Hochzeit. Und als ich ihn bat, nicht so grausam zu scherzen: „Ich bin einmal freimüthig, wo ich es sein darf," entgegnete er. „Meine Maitressen haben sich auch daran gewöhnen müssen." Nun erzählte er mir von den Weibern, die er besiegt, den Erfolgen, die er errungen, dem Abschaum des Lebens, den er berührt, und wenn ich von starrem Entsetzen ergriffen, mein Herz brechen fühlte in untragbarem Weh, dann zwang er mich lächelnd an das seine. Von Tag zu Tag that die Kluft sich weiter auf, in die mein Glück versank. Ich weinte den schönen Illusionen nach und reizte dadurch seinen Zorn. Welche Vorwürfe musste ich hören! Mein Leiden und Dulden war jämmerliche Schwachheit, meine Sanftmuth Mangel an Geist, meine Sehnsucht nach idealer Liebe ein sentimentales Hirngespinnst! — Noch suchte ich in mir den Grund der mangelnden Harmonie unseres Lebens, zwang mich, lebhaft und trotzig zu sein, wie er es zu wünschen schien, empörte mich mit Absicht, da er meine Unterwerfung als langweilig verwünscht. Doch dann kam ich mit mir nicht nur, nein auch mit ihm in neuen Zwiespalt. So grobes Spiel durchschaue er wohl, das Geistreichthun kleide mich schlecht, der Trotz sei Affektation, urtheilte er höhnisch.

Oft floh ich mit gerungenen Händen in die Einsamkeit; ich wusste nicht

mehr aus noch ein, ich schrie zum Himmel um Erleuchtung. — Da kam mir einst im Gebet der Gedanke völliger Ergebung in mein unbegreifliches Los und ich klammerte mich an ihn als meine letzte Rettung. Entschlossen, die Rohheit, die Grausamkeit des noch immer Geliebten als Märtyrerin zu tragen, gehoben von dem Bewusstsein, Unverschuldetes zu leiden, ließ ich nun klaglos alles über mich ergehen. Wenn es ihm beliebte mich zu suchen, hörte er keinen Vorwurf; wenn er mich vernachlässigte — ach, um welche Weiber! — ließ ich ihn sich mir entfremden. In jener Zeit war es, daß eine mystische Frömmigkeit mich wie berauschender Duft umwebte, und die heilige Fata morgana gläubiger Illusion mir als Ziel meiner Leiden den Augenblick zeigte, in welchem der Irrende, bezwungen von der stillen Macht meiner duldenden Liebe, zu mir zurückkehren werde, bekehrt zur Tugend, ein neues Leben beginnend. — Es war wenige Monate nach unserer Hochzeit, die herbstliche Jahreszeit musste unserm Landaufenthalt bald ein Ende machen; im Winter rief sein militärischer Dienst meinen Gatten nach der Hauptstadt. Ich wartete auf die Bestimmungen, die er über unsere Reise treffen werde, da überraschte mich eines Tages in den Morgenstunden sein Besuch. Er trat, nachdem er an die Thür meines Gartenzimmers geklopft, langsam ein; es lag etwas von der alten respektvollen Courtoisie der Bräutigamzeit in seiner Haltung; sein Mund trug das feine Lächeln, das mich einst entzückt, im Auge glänzte ein milder Blick. Er näherte sich dem niedrigen Sessel, auf dem ich ruhte, und beugte sich zu mir. Dann sagte er auf französisch: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Vera."

Ich winkte ihm stumm, sich zu setzen. Ein kleiner Fußstuhl stand neben meinem Sitz; er zog ihn heran und saß zu meinen Füßen. Er nahm leise meine Hand. Das war der Augenblick, der mit Thränen und Gebeten vom Himmel erflehte! Ein Strahl triumphirenden Entzückens offenbarte es meinem liebesgeduldigen Herzen. Der reuige Sünder vor mir, die Fülle vergebender Zärtlichkeit in mir, — nun musste alles, alles gut werden! —

Er hatte sich einen Augenblick gesammelt, ehe er zu reden begann. Dann sagte er überzeugungsvoll:

„Sie sind ein Engel, Vera, ich darf Ihnen dies Zeugniß geben, das schönste, das sanfteste Weib, das ich je gekannt. Fände sich ein Mann auf der Welt, der Ihrer würdig wäre, er müsste in Ihrem Besitz den Himmel finden."

Ich wehrte mit flehendem Blick das Ueberlob ab, das mir bange machte, ohne daß ich verstand, warum. Er sprach ohne Aufenthalt weiter; nur sein Ton war plötzlich ein anderer geworden:

„Ein solcher Mann existirt schwerlich; ein Unwürdiger aber, wie ich, der fürs Sublime ganz ohne Anlagen ist, den im Weibe die Teufelin reizt, kann durch Ihre moralische Ueberlegenheit, Vera, nur gedemüthigt, durch Ihre fromme Resignation nur gelangweilt werden."

Er sah mein Erbleichen und bemerkte mit schneidendem Ton:

„Es scheint, daß sie sich Illusionen über meine Bekehrung machten; ich bedaure, die Rolle des Büßenden abweisen zu müssen. Als ich Sie heirathete, war es mein Vornehmen, wie ich Ihnen bald darauf zu verstehen gegeben, eine Convenienzehe einzugehen. Ich rechnete nicht auf Ihre Liebe. Sie ist mir sehr schmeichelhaft, aber sehr unbequem. Neben einer schmachtenden Märtyrerin zu leben, geht über meine Kräfte. Ich beabsichtige daher, mich von Ihnen zu trennen."

Ein Etwas in mir stemmte sich gegen die ungeheure Schmach, die er mir anthat. Ich saß schweigend, thränenlos vor ihm. Ich muß sehr hässlich gewesen sein in jenem Moment, mit den verzerrten, starren Zügen.

„Ich gehe ins Ausland," fuhr er fort, „und Sie werden zu Ihren Eltern zurückkehren. Sorgen Sie nicht um Ihren Ruf; die Welt kennt mich und weiß, daß ich nicht zum Ehemann tauge. Es war eine Thorheit zu heiraten. Ich habe durch Monate lastender Unbehaglichkeit dafür gebüßt. Nun darf ich mir wohl etwas Freiheit gönnen und in Paris den häuslichen Staub von den Flügeln schütteln. Ich werde an Ihren Vater schreiben, Ihre Lage sichern. Sie würden mich verbinden, Vera, wenn Sie jeden öffentlichen Skandal vermieden. Scheidung wäre wohl überflüssig; da auch Sie schwerlich an Wiederverheirathung denken werden. Die Ehre meines Namens aber brauche ich einer Dame von Ihren Prinzipien und Ihrem Temperamente nicht erst ans Herz zu legen."

Er stand auf und neigte sich grüßend. Als er mich bewegungslos und stumm sah, murmelte er flüchtige Worte:

„Vielleicht sehn wir uns einst wieder, wenn das Alter kommt, die Ermüdung. Ich werde dann besser verstehen, Ihre Liebe zu schätzen. Bis dahin leben Sie wohl."

Ich sah ihn mit ruhiger Haltung das Zimmer verlassen und brach zusammen." — Als Vera tiefaufseufzend schwieg, fand ihre energische Freundin selbst kein aufrüttelndes Wort für die Gebrochne. Sie wog, wie Frau Ranzoff vorhin laut gethan, jetzt schweigend ihrer beider Geschick gegen einander ab und erkannte, daß jedes für den von ihm betroffenen Frauencharakter das härteste war. Zugleich fühlte sie durch die Verschiedenheit der äußeren Umstände die sonderbare Ähnlichkeit der treibenden inneren Kräfte hindurch und nun ballten sich vor ihrem Geist Ahnungswolken auf, die sie umsonst zu verflüchtigen rang.

„Fünfzehn Jahre sind vergangen", fuhr Frau Ranzoff mit bebenden Lippen fort, „meine Eltern sind seit langer Zeit tot, und ich habe, von Glanz und Reichthum umgeben, doch von der Welt abgekehrt, ein vorwurffreies Wittwenleben geführt. Ich liebe noch immer den Mann, den ich verloren, den einzigen, den mir zu lieben erlaubt, obwohl ich seinen Unwerth erkannt und ich warte des Augenblicks, wenn er zu mir zurückkehren wird, ein andrer, ein bessrer. Noch finde ich Trost im frommen Dulden; denn jene Täuschung, die mein verfrühtes Hoffen auf Umkehr des Sünders erfahren, kann keine absolute sein. Mein Glaube ist ein demütiger Fatalismus, eine Unterwerfung unter die höchsten Dekrete der unbegreiflichen Macht, die ich als liebende Nothwendigkeit bezeichne. Oft scheint es mir," fügte sie mit geheimnißvollem Ton hinzu, „als sei mir die Ahnung eines der großen Schicksalsgesetze aufgegangen, welche die moralische Welt bestimmen, wie die Naturgesetze die materielle. Dies ists, was der Mensch als Ziel unablässig verfolgt, — er erreicht es immer! — Es gibt eine Magie der Sehnsucht." — „Ich nenne sie Gravitationskraft des Willens," sagte Kathina. „Aber die Collisionen, die sie zwischen Subjekt und Objekt herbeiführt, bringen nicht immer das begehrte Resultat hervor."

„Gleichviel! Ich verlor die Möglichkeit, die Gewissheit, den Triumph zu erringen, nie aus den Augen. Mein Gatte, — verzeih, daß ich seinen Namen verschweige; doch mein Inkognito darf für niemand gelüftet werden, — blieb nur durch unsern Geschäftsmann in Verbindung mit mir. Ich erfuhr in Sorrent, wo ich meinen Winteraufenthalt genommen, daß er sich mit unsern siegreichen Armeen auf dem Vormarsch nach Constantinopel befände. Da überkam mich unwiderstehliches Verlangen, vor ihm die türkische Hauptstadt zu erreichen, dort in Verborgenheit abzuwarten, ob nicht die Lösung des Konfliktes endlich erfolge. Die Gefälligkeit unsres Consuls in Neapel verschaffte mir den Paß, auf den ich mich, unter verfälschtem Namen, einschiffte. Mein Begegnen mit Dir, das unerwartete

und doch so willkommene, scheint mir das erste Schicksalpfand, daß mein Wagen von Erfolg gekrönt sein wird."

Kathina zuckte die Achseln. „Du bist mir gar zu zahm und korrekt in Deiner ehelichen Liebe," sagte sie dann; „ich wollte, Du hättest den herzlosen Egoisten vergessen und Dir einen andern Lebenszweck erwählt, als die Bekehrung solch hartgesottnen Sünders. Indessen sei meiner Bereitwilligkeit, Dir den Aufenthalt in Constantinopel nach Deinem Wunsche zu gestalten, gewiß. Ich hoffe, Du kehrst in unserm Hause ein."

„Ich würde dort zu leicht bekannt und besprochen werden. Schon daß ich Russin bin."

„Wer wird nach Deinem Paß fragen? In der Türkei denkt man an solche Formalitäten nicht. Willst Du für eine Engländerin, eine Französin gehalten werden, sprich nur die Sprachen, wie Du gewohnt, und laß' mich für das Uebrige sorgen."

„Bedenke," entgegnete Frau Ranzoff ängstlich, „daß bald unsre Truppen in die Hauptstadt einziehen werden; daß viele der Offiziere mich kennen. Du sahst mich ja vor dem Erscheinen des Russen an Bord die Flucht ergreifen. Ich muß ganz in der Verborgenheit leben, ungehindert Erkundigungen nach dem Ergehen meines Gemahls einziehen können; er darf nicht ahnen, daß ich ihm folge." Kathina dachte einen Augenblick nach. „Ich weiß einen Weg," sagte sie dann entschieden, „Dich sicher unterzubringen. Mein Mann hat ein Landhaus auf der Insel Prinkipo, die zu dieser Jahreszeit ganz einsam ist. Du kannst es beziehen und zu Deiner Gesellschaft Hermione mit dorthin nehmen. Ihre Trauer um die Großmutter wird Zurückgezogenheit für sie natürlich und passend erscheinen lassen; Du — ja recht — Du giltst als ihre englische Erzieherin, welche wir von Cypern mitgebracht. Wer kennt in Constantinopel Miß Lee? Du darfst dreist ihre Rolle übernehmen."

„Wie könnte Hermione dazu gebracht werden, zu solcher Täuschung die Hand zu leihen?"

„Bah", lachte Kathina, „junge Mädchen sind romantisch. Wir weihen sie halb in Deine Absichten ein. Eine Frau, die ihrem Mann heimlich nachreist, den Sieger zu krönen oder dergleichen, das paßt der Idealistin wohl in den Kram! Sei sicher, daß sie nicht schlechter Komödie spielen wird als Du selbst. Ich werde natürlich viel bei Euch sein; doch darf ich darüber meine armen Gefangenen, mit denen ich Fühlung genommen, nicht vernachlässigen."

„Die Verwandlung in Hermiones Erzieherin begegnet einer Schwierigkeit, welche Du übersehen," entgegnete die Russin. „Der Kroat, der Dich begleitet, mit Dir und Deiner Tochter in Smyrna an Bord gekommen, mich hier als Reisende vorgefunden, — er wird nicht schweigen, und bald muß Dein Haushalt —"

„Juvan ist mir ergeben."

„Ich mag der Diskretion eines Bedienten nichts zu danken haben," rief mit plötzlich aufflammendem Stolz Frau Ranzoff.

„Beruhige Dich," entgegnete Kathina, die nun einmal von ihrem Plan nicht abgehen zu wollen schien, „für den Kroaten findet sich wohl eine andre Stelle. Im Uebrigen laß' es bei meinem Vorschlage bleiben. Selbst Andrikos soll nicht mit ins Geheimniß gezogen werden, und —"

Sie konnte nicht vollenden. Ein rascher, leichter Tritt näherte sich von außen her der Kabine, von einem festeren gefolgt. Es klang wie ein Flüstern, ein Flattern, dann ein leiser Schrei — und Hermione stand in der aufgerissenen Thür, leichenblaß, mit zitternden Gliedern. Im Hintergrunde verschwand eine Gestalt.

„Der Fremde", stammelte das Mädchen, auf ihre Stiefmutter zueilend und sich an ihre Brust werfend, „er kam mir nach."

Sie konnte nicht weiter sprechen. Heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Er hat sie beleidigt?" fragte die Russin, einen vorwurfsvollen Blick auf Kathina werfend, welche erstaunt das fassungslose Mädchen betrachtete.

„Er wollte Dich küssen?" rief Frau Andrikos heftig.

Hermione nickte nur und verbarg ihren Kopf.

„Da will ich doch gleich —" rief die energische Frau empört, — „ihn aufsuchen und —"

Sie eilte zur Thür der Kabine. Zwei Stimmen riefen ihr Halt zu.

„Zieh' nicht die Aufmerksamkeit auf mich," flehte Vera. „Er ist ein Russe."

„Lass' ihn, Mutter, er verlässt den Dampfer in Rodosto."

Die Zornige ließ sich nur mit Mühe halten.

„Ich bin Schuld daran, Kind," sagte sie freimüthig zu ihrer Stieftochter. „Schilt mich nur aus. Ich verstehe mich schlecht darauf, einem jungen Mädchen Unannehmlichkeiten zu ersparen. Es ist ein Jammer, daß Du mich zur Mutter bekommen."

Sie streckte die Hand, Vergebung erbittend, nach Hermione aus, die sich verlegen und von dem Benehmen der wunderlichen Frau halb peinlich, halb wohlthuend berührt, über dieselbe beugte. — —

Im Speisezimmer waren der Kapitän und Rowland nach dem plötzlichen Ausbruch Hermiones, den die allzulebhaften Galanterien des Herrn de St. René verursacht, und dem darauf folgenden unverweilten des schönen Cavaliers selbst, verblüfft am Tische sitzen geblieben; der Engländer, aus seinem unruhigen Grübeln über die verzögerte Ankunft durch den Zwischenfall geweckt, rückte mißmuthig auf dem Sitz hin und her.

„Sie sollten so etwas nicht dulden, Kapitän," sagte er endlich unverblümt.

„Diable", entgegnete Renaud, „wer konnte vermuthen, daß der Russe auf dem kurzen Wege von Gallipoli nach Rodosto ein Liebesabenteuer suchen würde."

„Der Russe!" schrie Lowland fast auf. „Herr de St. René?"

„Comment donc!" fragte der Kapitän lächelnd. „Monsieur Smitte sollte sich darüber nicht wundern, daß auch andere Leute zuweilen die Nation wechseln."

„Und er fährt nur bis Rodosto", murmelte der Engländer betroffen.

„Précisément! Dort stehen ja schon russische Truppen."

Rowland schlug sich vor die Stirn und sprang auf. Er wusste jetzt, wer der Mitpassagier war. Jener russische Unterhändler bei Suleiman Pascha, von dem ihm Admiral Hornby gesprochen, welcher den Mädchen in Gallipoli nachlief, er war auf dem Rückwege ins Lager seiner Landsleute begriffen, überbrachte den Vertrag, welcher die Linien von Bulair den Russen in die Hände lieferte! — Und während er in Rodosto das Signal zum Vorrücken gab, das vielleicht noch in dieser Nacht stattfand, fuhr Rowland langsam weiter, kam wahrscheinlich erst bei Tagesgrauen in Constantinopel an — musste dort erst Sir Henry Layard umstimmen, — und wenn dieser endlich den telegraphischen Befehl an Hornby sandte, war es zu spät und der Flotte der Eintritt in die Dardanellen verschlossen! —

„Capitän Renaud," sagte Rowland, seine Kaltblütigkeit mühsam behauptend, „der Russe darf nicht in Rodosto landen."

Renaud lachte nur. „Pardon, wenn ich Ihnen darin nicht dienen kann; ich habe Ordre, dort anzulegen."

„Er darf nicht, er darf nicht!" wiederholte der Engländer, mit den Zähnen knirschend.

„So hindern Sie ihn daran", flüsterte, sich vorbeugend der Franzose.

„Ich gehe auf Deck und übernehme die Führung des Dampfers. In einer halben Stunde sind wir in Rodosto. Was hier unten passirt — es sei denn Mord und Todschlag — davon will ich nichts wissen. Das sei mein Dank an den Lotsen.“

Er stand auf und ging. Der Engländer blieb eine Weile regungslos, dann wandte er sich kurz, hob den Thürvorhang, der zu den Herrenkabinen führte, und klopfte an den Eingang derjenigen, welche, wie er wusste, Herrn de St. René gehörte. Man rief: „Entrez.“

Er öffnete und fand den Russen beschäftigt, das Felleisen zu schließen, das vor ihm am Boden lag. Rowland begegnete dem erstaunten Blick des Kajüteninhabers mit einem herausfordernden, stemmte den Arm in die Seite, nahm sein Französisch zusammen und sagte:

„Ich komme, Sie zur Rede zu stellen, Herr!

„Plaît il?“ fragte der Russe hochfahrend.

„Wegen Ihrer Frechheit gegen Fräulein Andrikos,“

„Was geht die Sie an?“ höhnte der Dandy lachend.

„Sie ist — meine Braut“, sagte Rowland mit stockender Stimme und flammendem Rot auf der Stirn.

„En effet? Ich gratulire.“

„Sie werden mir Satisfaktion geben.“

„Parbleu! Ein amerikanisches Duell.“

„Genau so. Morgen nach unsrer Ankunft in Constantinopel.“

„Pardon, ich steige in Rodosto aus.“

„Sie werden weiterfahren, Herr.

„Par exemple!“

„Sie sind denn ein Feigling?“ zischte Rowland ihm ins Gesicht und hob die Hand zum Schlage.

Der Russe bebte vor Wuth. Aber ein Blick auf sein Felleisen machte ihn wieder ruhig. Man hörte das schrille Pfeifen des Dampfers die Station Rodosto grüßen. Herr de St. René ergriff sein Gepäck und wollte, ohne den Angreifer eines weiteren Wortes zu würdigen, an ihm vorüber.

„Damn you!“ fluchte der Engländer wild, und seine Boxerfaust sauste dem Feinde auf die Stirn, daß er, ohne einen Schrei auszustoßen, zurücktaumelte und halb in eine Koje fiel. Rowland besann sich nicht lange, drehte die Lampe aus, zog den Schlüssel aus der Thür der Kabine, schloß den gefällten Gegner ein und begab sich dann ruhig auf Deck.

„Kriegsrecht“, entschuldigte er vor sich selbst die Gewaltthat, „der Faustschlag sichert uns die Einfahrt in die Dardanellen.“

Der französische Kapitän blickte neugierig auf seinen Passagier, als dieser in seine Nähe kam. Zahlreiche Commandorufe hielten die Mannschaft in Athem. Drüben am Ufer brannten Signallichter.

„Es will sich jemand einschiffen“, sagte der zweite Kapitän zu Rowland. „Der Passagier von Gallipoli kann dann gleich im selben Boot fort.“

Der Engländer antwortete nicht; er schien in die Beobachtung des nahenden Fahrzeugs versenkt, er war es wirklich; denn aus dem erhellten blitzte ihm etwas wie eine Uniform entgegen. Bald konnte er nicht länger zweifeln. Ein russischer Offizier in Feldausrüstung stieg die Schiffsleiter empor. Die Lage Rowlands wurde kritisch. Neben dem verkappten zeigte sich hier der offene Russe.

„Fürst Woronzoff, nach Constantinopel“, sagte der Kommende nachlässig und schritt an Kapitän Renaud vorüber, der ihn zu begrüßen geeilt.

„Ich kann unmöglich, mein Fürst“, sagte der Commandant, ihn anhaltend, „die Verantwortlichkeit übernehmen, Sie in die feindliche Stadt zu führen.

„Ich komme unter Parlamentärflagge, mit Erlaubniß Muktar Paschas, wegen Kriegsgefangener zu verhandeln", sagte der Offizier kurz angebunden. „Es ist alles in Richtigkeit, und Sie haben durchaus keine Verantwortlichkeit."

Er wandte sich zur Kajüte. Eben kam von dorther der Aufwärter und sagte zu Renaud:

„Der Herr, der sich in Rodosto ausschiffen wollte, hat sich in die Kajüte eingeschlossen und öffnet auf meinen Ruf nicht."

Renaud warf einen besorgten Blick auf Rowland, der ruhig bemerkte:

„Er hat sich entschlossen, bis Constantinopel mitzufahren."

Der Fürst wandte sich um, und es war, als wollte er eine Frage thun. Aber er besann sich und ging in die untern Räume.

„Meritscheff hat noch nichts Entscheidendes durchgesetzt", murmelte er, „sonst wären wir hier zusammengetroffen."

Oben pfiff und heulte das Dampfrohr. Der Kapitän, obwohl in Sorge um das Vorgegangene, ließ weiterfahren und befahl vollen Kesseldruck, um Constantinopel so rasch als möglich zu erreichen und seine verdächtigen Passagiere los zu werden, ehe es unter ihnen zu offenen Konflikten kam. Rowland zog sich, nachdem er die Kajütenthür des Betäubten leise aufgeschlossen, in sein eigene Gemach zurück, welche an dasjenige de St. René's grenzte; auf der andern Seite hatte der Fürst sein Quartier aufgeschlagen.

So nothwendig der Engländer des Schlafes bedurfte, er wagte dennoch nicht, daran zu denken. Herr de St. René konnte sich ja bald erholen, und dann mußte ihre Gegnerschaft in eine neue Phase treten.

V.

Es dauerte in der That nicht lange, so hörte Rowland im Nebenraum ein Stöhnen und darauf russische Ausrufe, die er nicht ohne Grund für Flüche nahm. Taumelige Bewegungen brachten seinen Nachbar bis zur Thür, die er aufstieß, und der Engländer erwartete in der nächsten Minute, den Nationalfeind bei sich eindringen zu sehen, als er plötzlich eine andere Thür aufgehen hörte, einen Ruf der Ueberraschung in russischer Sprache und dann ein heftig und halblaut geführtes Gespräch auf dem Vorplatz vernahm, dessen Inhalt er freilich nicht verstand, wohl aber errathen konnte. Bald indessen verstummte es, und die beiden Sprechenden zogen sich aus der Gehörweite Rowlands fort. Wie ein Blitz kam ihm die Ahnung, daß beide Russen sich jetzt gegen ihn vereinigen und vielleicht, ihn überfallend, sofort Rache nehmen würden. Das aber durfte nicht sein. Zu Wichtiges stand auf dem Spiel, wenn er verunglückte. Mit raschem Entschluß verließ er die Kabine und fand sich durch das unten im Schiffsraum herrschende nächtliche Halbdunkel auf's Deck, um dort in der schützenden Nähe des Kapitäns den Rest der Nacht zu verbringen.

Woronzoff, der ebensowohl wie der Engländer das geräuschvolle Erwachen seines Landsmannes aus der Betäubung vernommen, war schreckhaft von dem Zweifel betroffen, ob es vielleicht doch Meritscheff sei, der die Station Rodosto verschlafen, und hatte, aus seiner Thür tretend, den Schwankenden gerade abgefangen, als er die Treppe zum Deck hinanstolpern wollte.

„Teufel, Meritscheff," fluchte er leise, als er beim Flackerlicht der Vorplatzlampe die schönen aber verstörten Züge des Kameraden erkannte, „sind Sie berauscht?"

Der Angeredete wandte mühsam den erloschenen Blick auf den ihn unsanft fassenden Fürsten.

„Sie hier, Woronzoff?" lallte er.

„Mit Fug und Recht“, antwortete dieser. „Was aber führt Sie über Rodosto hinaus? Wissen Sie nicht, daß man Sie dort mit Ungeduld erwartet?“

„Sind wir denn — weiter — gefahren?“ sprudelte es von den Lippen des noch halb Betäubten. — — „Mein Felleisen — —“

Mit einem Sprunge riß ihn der Fürst zurück. „Sie haben es verloren?“

Meritscheff hielt sich den schmerzenden Kopf. Der Fürst aber, heimlich den Trinker verwünschend, zog ihn in seine Kabine zurück. Da lag das Felleisen, das Rowland sich zu berühren geschämt, am alten Platze. Ein Seufzer der Erleichterung hob Meritscheffs Brust, als er sich schwer auf einen Schemel warf. Woronzoff schloß die Thür und drang in ihn um Auskunft. Der andere versuchte sich zu sammeln; aber es ging nicht, seine Begriffe waren verwirrt.

„Ein Glas Rum,“ stöhnte er endlich.

Der Fürst klingelte dem Wärter, der lange auf sich warten ließ, und bestellte das Verlangte.

„Seit wann hat der kranke Herr sich niedergelegt?“ fragte er den Garçon, Meritscheffs Zustand vorsichtig umschreibend.

„Ich weiß nicht“, murmelte dieser verschlafen. „Gleich nach dem Diner sah ich ihn dem hübschen Fräulein von drüben nachfolgen und dann in seine Kabine treten. Als ich ihn vor Rodosto wecken wollte, war die Thür verschlossen, und Monsier Smitte sagte dem Kapitän, daß der Herr nach Constantinopel wolle.“

„Wer ist Monsieur Smitte?“

„Der Herr, welcher in den Dardanellen den Dampfer commandirte.“

„Was, Bursche, sagtest Du da? Der Kapitän führt sein Schiff nicht selbst?“

Der Kellner besann sich und meinte dann:

„Ja so, der gnädige Herr war noch nicht an Bord als es geschah.“

Nun erzählte er mit Umschweifen, daß in der Enge, als der Cambodge sich dem asiatischen Ufer genähert, der Amerikaner plötzlich auf die Dunette gesprungen sei und Kapitän Renaud, den Revolver in der Faust, gezwungen habe, den Cours zu wechseln. Der Russe lauschte mit Aufmerksamkeit dem offenbar übertriebenen Bericht, aus dem ihm aber doch ein überraschendes Licht entgegenblickte. Als der Kellner die Kabine verlassen, näherte er sich der Thür und bemerkte, daß der Schlüssel von außen steckte. Er trat nun auf Meritscheff zu, der allmälig zu sich kam.

„Sie haben sich nicht selbst eingeschlossen Kamerad.“

Der Adjutant verschwor sich hoch und theuer, daß er sich in Rodosto habe ausschiffen wollen; er begreife nicht, was ihn daran verhindert. Noch war seine Erinnerung nicht ganz wieder erwacht. Er trank indessen den Cognac, welchen der Aufwärter brachte und schien, bis auf dumpfen Kopfschmerz, sich nun zu erholen.

Der Fürst, welcher, mit geringschätziger Wuth gegen den pflichtvergessenen Unterhändler in der Seele, doch äußerlich ihn mit aller Rücksicht behandelte, begann nun eine Art von höflich scharfem Verhör, zu welchem ihm sein überlegener Rang in der Armee ein Recht gab.

„Erinnern Sie sich an's Diner, Meritscheff?“

„Jawohl, jawohl.“

„An die junge Dame?“

„Den Teufel, woher wissen Sie?“

„Sie sind ihr nicht gefolgt, haben nicht mit ihr die kostbare Zeit versäumt?“

„Parbleu! Sie ließ mich dazu nicht kommen. Das erste Weib, das sich mir nicht unverweilt ergab!“

„Was thaten Sie, nachdem Sie abgeblitzt waren?“ Woronzoff versagte sich die Genugthuung dieser Anspielung gegen den jugendlichen Rivalen nicht.

„Ich ging in meine Kabine — machte mich reisefertig — dann, ja dann — — zum Teufel, dann kam der Amerikaner!“ rief er jetzt rasch.

„Wer?“ fragte der Fürst mit höchster Spannung.

„Er sagte, er sei der Verlobte, ich glaubt's nicht, forderte Rechenschaft — Ja jetzt besinne ich mich ganz genau: er wollte mich zwingen, bis Constantinopel mitzureisen, dort ein amerikanisches Duell —“

„Was thaten Sie?“

Meritscheff erbleichte. „Ich ertrug Fürst, von ihm, was auch Sie unter den obwaltenden Umständen ertragen haben würden. Der brutale Mensch —“ er stampfte mit dem Fuße — „schlug mich dann unvermuthet nieder.“

Wie ihm plötzlich das ganze Erlebniß wieder vor der Seele stand, sprang der Graf auf und stürzte zur Thür.

„Was wollen Sie?“ fragte Woronzoff, ihn haltend.

„Ihm die Schmach heimgeben,“ brüllte fast der leidenschaftliche Slave. „Um diesen Hund versäumte ich den Dienst, kommt Suleimans Botschaft verzögert in Skobeleffs Hände.“

„Das war eben seine Absicht,“ sagte der Fürst mit vollkommener Ruhe; aber dabei mit eiserner Faust den Aufgeregten bändigend. „Der Mensch ist ein englischer Spion und erkannte in Ihnen den russischen Unterhändler.“

Meritscheff stieß eine Reihe furchtbarer Verwünschungen aus. Als er sich satt geflucht, fragte er den Fürsten, dessen Ueberlegenheit ihm klar geworden:

„Was soll ich thun, was soll ich thun?“

„Nichts Gewaltsames,“ entgegnete Woronzoff entschieden. „Sie haben vor der Hand nur an Ihre Mission zu denken, an dem Engländer Rache zu nehmen ist es später noch immer an der Zeit. Sie müssen ruhig bis Constantinopel mitfahren, kein unnützes Aufsehen erregen. Dort nehmen Sie meinen Geleitschein, dringen durch die türkischen Linien und erreichen Tschataldja, wo schon Skobeleffs Avantgarde steht. Einige Stunden Versäumniß werden hoffentlich die rechtzeitige Besetzung Bulairs nicht unmöglich machen. Doch nein —!“ rief er plötzlich. „Die Partie steht schlechter für uns! Ihr Gegner ist ein Seemann. Er kommt von der Flotte in der Besika Bai, ist ohne Zweifel der Träger wichtiger Depeschen. Er kann auf der englischen Botschaft seinen Bericht abgestattet haben, lange ehe Sie in unser Lager gelangt sind. Dann wird die Flotte ins Marmarameer beordert, und wir haben von den Schanzen hinterher das Nachsehen. — Meritscheff, warum haben Sie sich verrathen.“

„Auf Ehre“, sagte der Graf, „ich begreife nicht, wie der Mensch zu der Vermuthung kam, daß ich Russe sei. Bei Tische habe ich den Pariser hervorgekehrt und mit meinem Französisch seine blöden Ohren betäubt. Der Spaß mit dem Griechenmädchen — je nun — diente ihm ja nur zum Vorwand, mit mir anzubinden, wenn er bereits dazu entschlossen war.“

„Wir können vielleicht“, sagte der Fürst sinnend, „dieses vorgebliche Verhältniß benutzen, um dem Gegner einen Stein in den Weg zu werfen und seine Ausschiffung zu verzögern.“

„Ersinnen Sie etwas, Fürst, den Spion auf gute Art unschädlich zu machen.“

Woronzoff dachte abermals nach. Dann fragte er rasch:

„Wo schläft er?“

„Ich glaube, seine Kajüte ist neben der meinen.“

Der Fürst trat auf den Vorsaal und sah, daß die Thür des Amerikaners

nur angelehnt war. Ein rascher Blick in die Kabine zeigte ihm den offenen Reisekoffer des abwesenden Besitzers. Er kehrte kopfschüttelnd zu Meritscheff zurück.

„Der Engländer trägt die Depeschen auf sich. Er ist an Deck, in der Nähe des Kapitäns, den er sich verpflichtet. Ich werde ihn aufsuchen, ihn ausholen. Sie versuchen, sobald Ihre junge Dame sichtbar geworden, diese von der dreisten Behauptung des Menschen zu unterrichten und bringen ihn dadurch in Unlegenheiten."

Die beiden Männer trennten sich. Fürst Woronzoff ging bei grauendem Tageslicht hinauf, sein jüngerer Gefährte kühlte das geschwollene Gesicht in Wasser und fasste dann hinter seiner Thür Posto.

Oben bemerkte der Russe den Engländer, welcher auf das Verdeck gegangen war und nahe dem Bugspriet am Geländer lehnte, mit den Augen die nebelige Weite vor ihm durchdringend. Nachlässig schlendernd erreichte Woronzoff denselben Punkt. Rowland hatte sich halb umgewendet, als er Schritte hinter sich vernahm; da aber der sich nähernde Offizier nur artig grüßend die Mütze berührte, drehte er sich ruhig wieder dem Meere zu, sich dabei vornehmend, gegen den muthmaßlichen Verbündeten des von ihm Gefällten die größte Vorsicht zu beobachten. Bis jetzt war seine Mission, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, im Ganzen doch günstig verlaufen; er traf zwar verspätet in Constantinopel ein, aber dafür mit dem entführten russischen Unterhändler, welcher mehr kostbare Zeit verlieren musste, als Rowland, denn die Rückfahrt nach Rodosto stand ihm nicht in jedem Augenblick offen. Es handelte sich für den Depeschenträger jetzt nur noch darum, die kurze Strecke ungefährdet zurückzulegen, welche ihn noch vom Orte seiner Bestimmung trennte. Was für Hindernisse er freilich auf dieser noch zu überwinden haben werde, lag außer aller Berechnung.

Woronzoff war inzwischen, nachdem er eine Weile auf und ab gegangen, wie zufällig dem Ausblickenden näher getreten.

„Pardon, mein Herr", fragte er Rowland artig auf Französisch, „können Sie mir sagen, ob wir uns dem Hafen von Constantinopel nahe befinden?"

„Ich vermuthe", entgegnete der Gefragte in demselben Idiom.

„Sind Sie in diesem Fahrwasser unbekannt?" fuhr der Fürst fort.

„Ich reise zum ersten Mal nach Constantinopel."

„So geht es mir gerade," sagte der Russe mit gemüthlichem Tone. „Ich wünschte nur, ich könnte die türkische Hauptstadt unter anderen Verhältnissen betreten. Meine Uniform wird jetzt dort nicht gern gesehen sein."

„So ziehen Sie sie doch aus," konnte Rowland sich nicht enthalten, etwas anzüglich zu sagen.

„Das widerstrebt meinem Zartgefühl," entgegnete Woronzoff. „Wir Slaven gehen gern offen und ehrlich zu Werke. Meine Mission vollends ist eine entschieden militärische. Ich komme, wegen der Auswechselung von Kriegsgefangenen zu verhandeln."

Der Engländer schwieg.

„Ich bin der Oberst Woronzoff", fuhr der Fürst entgegenkommend fort, „und obwohl mir sonst mein Name und meine Stellung gewiß überall die Kreise der besten Gesellschaft eröffnen würden, muß ich doch unter den obwaltenden Verhältnissen darauf gefasst sein, in Constantinopel als Bête noire zu gelten. Dazu kommt meine Unbekanntschaft mit dortigen Zuständen, mein Mangel an Lokalkenntnissen. — — Stellen Sie sich vor, daß ich nicht einmal weiß, in welchem Hotel absteigen. Und Sie, Monsieur, — pardon Ihr Name?"

„Smith von Boston."

„Wie!" rief der Russe lebhaft in englischer Sprache. „Sie sind ein Nord-

amerikaner, mein Herr? Ich wünsche mir Glück zu diesem Zusammentreffen. Die Vereinigten Staaten haben während des glorreichen Krieges Rußland die aufrichtigsten Sympathien gezeigt. Ich bin in der That erfreut, einen Reisegefährten gefunden zu haben, dem gegenüber ich mich ungezwungen gehen lassen kann. Ich fürchtete nämlich, jetzt darf ich es ja sagen: Sie seien ein Brite, und so hoch ich die englische Nation schätze, empfinde ich doch mit Bedauern das augenblickliche Fehlen einer Entente cordiale zwischen Großbritannien und meinem Vaterlande."

Der Russe sprach ausgezeichnet englisch, das mußte Rowland sich sagen, und hatte überhaupt etwas entschieden Gewinnendes. Die vornehme Haltung paarte sich bei ihm mit einer soldatischen Gemüthlichkeit; von diplomatischer Zurückhaltung schien er nichts zu wissen. Dennoch beschloß Rowland, seine Annäherung nicht zu ermuthigen.

„In welchem Hotel werden Sie absteigen, Mr. Smith?" fragte der Oberst jetzt, indem er eine Cigarre anzündete und dem Engländer eine anbot, der sie abwies.

„Ich habe in der That keine Ahnung", entgegnete der gleichgültig.

„Aber wir können doch nicht auf der Straße bleiben", sagte Woronzoff mit gelindem Schreck. „Sie sehen ein, Mr. Smith, daß wir uns um ein Hotel erkundigen müssen."

„Fragen Sie nur den Kapitän," meinte Rowland leichthin.

„Ich menge so dreist Ihr und mein Absteigequartier zusammen," entschuldigte sich jetzt der andere, „und weiß nicht einmal, ob es Ihnen wünschenswerth sein wird, ein Zusammensein mit mir zu riskiren. Mein Begleiter dürfte möglicherweise, wie ich, Insulten des Pöbels ausgesetzt sein."

„Das kann schon sein", entgegnete der Seemann kühl, „und ich bin in der That zu sehr Yankee, um meine Haut für Rußland zu Markte zu tragen."

Der herbe Ton der letzten Antwort Rowlands war durch die Bemerkung veranlaßt worden, daß der Oberst ohne Zweifel darauf ausging, ihn an sich zu fesseln. Es wurde ihm nicht leicht, den Appell an seinen persönlichen Muth zurückzuweisen; aber er wollte direkt vom Schiff sich nach der Englischen Botschaft begeben, und es schien ihm daher gerathen, schon jetzt jede Partnerschaft abzuweisen, um nicht später mit Entschuldigungen kostbare Augenblicke zu verlieren.

Woronzoff, der seine Gründe durchschaute, kämpfte mit dem Wunsch, den kaltblütigen Gegner durch einen Fußtritt ins Meer zu schleudern; da das aber nicht anging, sagte er lächelnd:

„Ich würdige Ihre Gründe, Mr. Smith. Sagt ja Ihr Sprichwort, daß Vorsicht der bessere Theil des Muthes sei."

Während oben auf dem Deck der Engländer den Flankenangriff des Russen parirte, war es allmälig auf dem Cambodge lebendig geworden. Die Passagiere, der Aussicht froh, ihr Reiseziel bald erreicht zu haben, schnürten ihre Bündel und vereinigten sich zum letzten Frühmahl. Kathina, welche zwischen der erregten Hermione und der nervösen Freundin eine schlechte Nacht verlebt, war früh aus ihrer Kabine getreten, hatte den Wärter nach Yuvan gesandt und saß jetzt im Speisesaal, während der Kroat vor ihr stand, ihre Befehle zu empfangen.

„Yuvan", sagte sie, nachdem verschiedene Vorbereitungen erledigt, zu dem Diener, „Du wirst meinen Dienst verlassen."

„Madame," schrie der Mensch auf, „hab' ich was gethan?"

„Nicht doch, ich war mit Dir zufrieden."

„Yuvan ist treu wie ein Hund, seit Madame ihm Suppe und Arznei schickte."

„Ich weiß, ich weiß. Aber sieh" — sie sann auf eine Entschuldigung, welche dem kindlichen Gemüth des Naturmenschen seine Verabschiedung leicht machen sollte, — „da meine Tochter tiefe Trauer trägt, würde Deine bunte

Kleidung sich schlecht zum Dienst bei uns eignen, und andere Tracht wirst Du doch nicht anlegen wollen, Juvan."

Der Kroat schaute wohlgefällig auf seine grüne, goldgestickte Jacke, seinen von Waffen strotzenden farbigen Gürtel, die scharlachnen Beinkleider und Gamaschen. Sein Blick zeigte Kathina, daß sie den richtigen Weg eingeschlagen, und sie fuhr freundlich fort:

„Ich habe eine gute Stelle für Dich gefunden. Frau Glünar, Du weißt ja, die schöne, reiche Dame mit dem einzigen Töchterchen, hat Dich mir schon lange abspenstig machen wollen. In ihrem Hause wird es Dir an hohem Lohn und Trinkgeldern nicht fehlen."

Der Kroat schmunzelte und strich sich den Schnurrbart.

„Du kannst gleich nach der Ankunft des Schiffes mit diesem Briefchen zu ihr gehen, und sie wird sich schwerlich weigern, Dich sofort in Dienst zu nehmen."

„Madame ist mir aber doch noch gut," sagte der Mensch plötzlich ganz traurig.

„Närrischer Bursche. Ich werde Dich später immer wieder gern in Dienst nehmen, wenn es Dir anderswo nicht gefällt."

„Juvan liebt Madame und ist dankbar, seine Kugeln sind für jeden bestimmt, der Madame etwas zu Leide thut."

„Schweig' nur," sagte Kathina, „und suche jetzt unser Gepäck zusammen. Dein Pulver brauchst Du für mich nicht zu verknallen. Sage dem Fräulein, ich wartete mit dem Frühstück auf sie."

Hermione kam nach wenigen Augenblicken und setzte sich neben ihre Stiefmutter, indem sie zugleich Frau Ranzoffs Nichterscheinen ankündigte. Das junge Mädchen war über Nacht ruhiger geworden und hatte, irregeleitet von dem Gedanken, daß sich ihr Verfolger von gestern Abend nicht mehr an Bord befinde, beinahe ihre frühere Unbefangenheit wieder gefunden. Um so heftiger war daher ihr Schreck, als plötzlich St. René mit eleganter Sorglosigkeit aus seiner Kajüte tretend, wo er auf ihr Erscheinen gelauert, sich ihr mit artigem Gruß näherte und ihr Guten Morgen wünschte. Sie drängte sich unwillkürlich an die Stiefmutter, welche, mit blitzenden Augen den Frechen messend, von ihrem Platze aufsprang und dicht vor ihn trat.

„Sie wagen, mein Herr, noch das Wort an meine Tochter zu richten, nachdem Sie die Schutzlose gestern beleidigt?"

Er trat unwillkürlich einen Schitt zurück.

„Pardieu, Madame, ich kam, dem Fräulein meine Entschuldigung darzubringen. Hätte ich ahnen können, daß meine allzulebhafte, durch die Schönheit und Liebenswürdigkeit der jungen Dame unschwer begreiflich gemachte Huldigung sich an eine Braut richte, deren Verlobter freilich sein Anrecht auf so köstlichen Vorzug durch nichts bemerkbar gemacht —"

„Was reden Sie da, Herr?" fuhr ihm Kathina in die Phrase. „Meine Tochter hat keinen Verlobten. Ich allein vertrete ihre Rechte gegen jeden Unverschämten."

„So sollten Sie, gnädige Frau, Monsieur Smith es nicht durchgehen lassen, daß er von mir, sich als den Bräutigam Ihrer Tochter bezeichnend, Erklärungen —"

„Unglaublich!" schrie Kathina in bittterer Empörung auf. „Sind wir denn hier an Bord, im Salon erster Classe, von einer Schaar von Buben umgeben, die mit der Ehrerbietung, welche sie einer Dame schulden, Spott treiben?"

„Madame!" fiel der Gekränkte ein.

„Nein, ich nehm' es nicht zurück," rief sie. „Warum bin ich kein Mann, Ihnen beiden den Handschuh ins Gesicht schleudern zu können! Wo ist der Unverschämte, daß ich ihn zur Rede stelle!"

Sie wäre vielleicht rücksichtlos ihrer Erregung gefolgt, wenn nicht ein Blick auf Hermione sie zurückgehalten hätte. Diese war bei der Erwähnung der neuen Beleidigung, die ihr — und diesmal von einem Manne, der in seinem Benehmen zu ihr die zarteste Rücksicht beobachtet, widerfahren, erbleicht und jetzt, einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz zurückgesunken. Kathina warf sich beinahe auf das zitternde junge Mädchen.

„Hinweg", rief sie St. René zu, der Miene machte, sich Hermione zu nähern; „ich will keine Hilfeleistung von Ihnen. Entfernen Sie sich."

Der junge Mann verbeugte sich anscheinend resignirt und zog sich in seine Kajüte zurück. Bald darauf trat Rowland, der es für gut erachtet, sich dem Gespräch mit Woronzoff, welcher ihn mit jovialer Vertraulichkeit mehr und mehr in die Enge trieb, zu entziehen, ahnungslos in den Speisesalon und schritt, sobald er die Stellung der beiden Damen gewahrte, von denen die ältere die jüngere stützte, eilig auf die Gruppe zu, seinen Beistand anzubieten. Er hatte unter den mancherlei Eindrücken, welche ihn in den letzten Stunden bestürmt, beinahe vergessen, welcher Ungebührlichkeit er sich schuldig gemacht, indem er den Namen von Fräulein Andrikos zum Ausgangspunkt seines Anfalles auf den Russen gewählt. Kathinas sprühende Augen und zornige Geberden machten ihm aber im nächsten Augenblick klar, daß sie davon unterrichtet worden.

„Monsieur Smith", fuhr sie mit gedämpfter, aber vor Empörung heiserer Stimme auf ihn ein, „ist es wahr, daß Sie sich unterstanden haben, sich Herrn de St. René als Verlobten meiner Tochter zu bezeichnen?"

Rowland stand sprachlos vor der Heftigen. Sein mangelhaftes Französisch versagte ihm in diesem Augenblicke vollständig.

„Erlauben Sie", redete er endlich in seiner Muttersprache Frau Andrikos an, „Ihnen dies Mißverständniß —"

„Ich verstehe Sie nicht. Sprechen Sie französisch."

„Ich kann nicht, Madame, ich kann wahrhaftig nicht," stammelte er verzweifelt. Doch dann, mit raschem Entschluß zu der bleichen Hermione gewendet, sagte er mit flehender Stimme zu ihr:

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, übersetzen Sie Ihrer Mutter, was ich nur in meiner eigenen Sprache zu sagen vermag. Sie hält mich für einen Frevler, der, alles Zartgefühls bar, die Achtung verletzte, die er Ihnen schuldet. Und doch, bei meiner Ehre, ist es nicht so. Fragen Sie sich, mein Fräulein, ob ich einen Augenblick Ihnen gegenüber aus der Haltung des achtungsvollen Fremden herausgetreten bin? Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen versichere, daß es nicht meine Absicht war, Sie zu beleidigen. Als ich den Elenden zur Rede stellte, der Ihnen seine unverschämte Huldigung aufzudrängen versucht, habe ich mir in der That eine Rolle angemaßt, die mir nicht zukam — aber wenn Sie wüßten, unter welcher Eingebung ich gehandelt, wenn ich Ihnen erklären dürfte, warum ich zu Ausflüchten greifen mußte. — — Ich kann es jetzt nicht. Doch es wird ein Tag kommen, an dem ich mich rechtfertigen darf. Verschieben Sie bis dahin Ihr endgültiges Urtheil. Sie können mein Benehmen nicht entschuldigen; aber ich bitte Sie, es eine Zeit lang als ein Räthsel zu betrachten, das ich lösen werde, so wahr ich Rowland heiße."

Er hielt inne und biß erbleichend sich auf die Lippen.

Das junge Mädchen hatte sich gewaltsam aufgerafft und mit voller Aufmerksamkeit gelauscht. Ihr Ohr fing gleich anfänglich den reinen Accent auf, in welchen der Erregte zurückgefallen, und als er dann seinen wahren Namen verrieth, wurde ihr klar, mit wem sie es zu thun hatte. Aufgezogen in schwärmerischer Zuneigung zu England, wohl unterrichtet über die neuesten Ereignisse

im Orient, zweifelte sie nicht länger daran, daß der in Tenedos an Bord gekommene Tourist, der den Dampfer in der Dardanellenstraße einen Augenblick commandirt, der mit dem verkappten Russen, als welchen Frau Ranzoff St. René bezeichnet, Streit begonnen, ein englischer Marineoffizier von der Besikaflotte sei.

Kathina hatte erstaunt der unverstandenen, beinahe geflüsterten Rede des Amerikaners zugehört; doch da seine Worte Hermione nicht zu beleidigen schienen, im Gegentheil zuletzt ihr Gesicht einen Ausdruck freudiger Ueberraschung annahm, wartete sie geduldig das Ende der Erklärung ab.

„Was sagt der Herr?“ fragte sie dann auf französisch.

Hermione sah mit einem verständnißvollen Blick hinüber, der ihm das Gemüth förmlich aufhellte, wandte sich dann ruhig an Frau Andrikos und sagte in derselben Sprache, jedes ihrer Worte wägend:

„Monsieur Smith hat mir klar gemacht, daß die Sache auf einem bloßen Mißverständniß beruht.“

„In wiefern?“ fragte Kathina, die noch nicht befriedigt war.

„Erlaube mir, Mutter, darüber zu schweigen,“ sagte Hermione sanft aber fest, zur großen Freude Rowlands, der jetzt in dem schönen Mädchen eine Verbündete zu sehen begann. „Es ist von mir seit gestern ohnehin viel zu viel die Rede gewesen, und ich bleibe doch so gern in der Stille.“

„So komm,“ sagte Kathina kurz zu der Zögernden und ging ihr nach der eignen Kajüte voran.

„Pardon, Madame,“ wagte Rowland ihr nachzurufen.

Sie zuckte kühl die Achseln und schritt weiter; denn Hermiones abweisende Antwort hatte sie verstimmt. Als das junge Mädchen an dem Offizier vorüberkam, streckte er ihr zögernd die Hand entgegen und richtete einen bittenden Blick auf ihr reizendes, in diesem Augenblick heiß erröthendes Gesicht. Sie besann sich ein wenig und legte dann ihre weißen Finger in seine wettergebräunten. Er schüttelte die kleine Hand nach englischer Art recht kräftig, trat dann zurück, ließ das junge Mädchen sich entfernen und setzte sich sinnend auf den Divan. Bald erschienen auch der Fürst und Renaud zum Frühstück; nur Meritscheff zeigte sich nicht mehr; er würde in Rowlands Gegenwart die Wuth nicht haben zügeln können.

Es war um die achte Morgenstunde des 12. Februar, als der Cambodge die Serailspitze umfuhr und in den Hafen von Constantinopel dampfte. Auf Deck standen die Passagiere zum Ausschiffen bereit, unter ihnen Rowland als einer der vordersten, hinter ihm in einiger Entfernung die beiden Russen.

„Was haben Sie ausgerichtet?“ fragte Meritscheff leise den Fürsten.

„Wenig,“ entgegnete dieser verstimmt. „Und Sie?“

„Ich brockte ihm bei der wilden Amazone eine Suppe ein,“ entgegnete der Graf; „allein ich glaube, er schwatzte sich aus. Wollen Sie ihn nun wirklich aus dem Schiff entschlüpfen lassen, Fürst?“

„Ich muß wohl,“ grollte Woronzoff.

„Aber ich gedenke nicht,“ zischte der Graf, „den Kerl, der mich überrumpelte, so davonkommen zu lassen. Ich will meine Rache an ihm kühlen.“

„Nicht bevor Suleimans Bedingungen sich in Skobeleffs Händen befinden,“ sagte Woronzoff mit Entschiedenheit. „Ich verbiete jeden Affront.“

Meritscheff sah ihn einen Augenblick mit beinahe feindseligem Blick an. Dann beugte er sich an sein Ohr.

„Sie werden mir doch nicht verwehren, einen Bravo zu dingen?“

Der Fürst blickte überrascht auf. „Hier an Bord?“

„Sehen Sie nur die Galgengesichter vom Zwischendeck an. Sehen Sie vor allem diesen Kroaten! Der reine Bandit! Was gilt's? für einige Goldstücke wirft er sich auf den Engländer und macht ihm den Garaus.“

Woronzoff schien nicht ganz gegen den neuen Plan. „Seien Sie vorsichtig, Meritscheff", warnte er aber doch.

Der junge Mann bewegte sich möglichst unverdächtig zu Yuvan hin, der mit seinem Zettel in der Hand auf Befehl Kathina's den Dampfer verlassen sollte, ehe die Damen sich ausschifften, die von Herrn Andrikos abgeholt zu werden erwarteten. Der Graf hatte vorhin, an seiner Kajütenthür lauschend, einige Worte des lauten Gesprächs gehört, das der Slave mit seiner Gebieterin geführt, und die Bereitwilligkeit Yuvans, die Feinde Kathina's zu verderben, nicht vergessen. Als er ihn jetzt ansprach, geschah es in einem der ruthenischen Dialekte Westrußlands, welcher seiner Sprache ziemlich verwandt war.

„Würdest Du, mein Bursche, wohl ein paar Goldstücke verdienen wollen?" fragte er halblaut den überraschten Yuvan.

„Gern," entgegnete dieser, „wenn's auf gute Art geschehen kann."

„Du siehst den langen, braungebrannten Kerl dort," sagte Meritscheff, unmerklich auf Rowland deutend, der eben ungeduldig mit dem Kapitän sprach, um, womöglich vor den Förmlichkeiten der Sanitätscommission, die das Schiff zu untersuchen hatte, freien Fortgang zu erlangen. „Wenn Du ihm einen Stoß gäbest, daß er ins Wasser plumpte, könntest Du Dich um ein hübsches Sümmchen bereichern. Du brauchst ihn nicht zu ersäufen!"

„Man würde mich aber packen und Madame nähme mich nie wieder in Dienst, wenn ich eingesperrt gewesen."

„Die würde sich im Gegentheil freuen, wenn der Schuft, der sie und das Fräulein beleidigt, ein kaltes Bad nähme."

Auf Yuvans Stirn zogen sich finstere Falten zusammen.

„Ist es so," sagte er, „so können Sie Ihr Geld behalten. Ich thu's umsonst."

„Zum Teufel, nein! Nimm es, Bursche, und schlage mit dem Fuß aus, wenn der Schurke vor Dir die Schiffstreppe heruntergeht."

Verständnisvoll nickend streckte der Kroat die Hand nach der Bestechung aus. Vor seinem inneren Auge thürmten sich die prächtigen Kleider, die er für das Geld erstehen konnte, in buntem Haufen auf.

Die gelbe Quarantäneflagge war aufgehisst worden, die Schiffschraube machte nur hin und wieder noch eine unregelmäßige Drehung. Rings um den Cambodge sammelten sich auf der glatten Fluth des Hafens die Barken und Mahonen, welche zur Ausschiffung der Passagiere und Güter bestimmt waren. In einiger Entfernung von der Boje, an welcher der Dampfer vor Anker ging, zeigten sich die rußigen Quais der französischen Dampfschiff-Agentur, von denen jetzt ein Boot mit gelber Flagge abstieß.

„Alles was ich Ihnen versprechen kann," sagte eben Renaud, der das Commando an den zweiten Kapitän abgetreten, zu Rowland, „ist, daß ich selbst mit dem Arzt nach der Agence hinüber will, um die Formalitäten rasch zu erledigen. Sobald hier Pratique gegeben, springen Sie in die erste Barke und lassen sich, statt nach der Douana, wie dies die andern Passagiere müssen, nach dem Kohlenquai der Agence rudern. Von dort aus gebe ich Ihnen dann gleich den Führer mit, der Sie an Ihren Bestimmungsort bringt."

Rowland dankte dem Franzosen durch einen herzlichen Händedruck.

„Adieu sans adieu," sagte dieser. „Monsieur Smith wird rühmlich in dem Rapport figuriren, welchen ich über unser tolles Abenteuer machen muß. Wir werden einen Tanz mit den fahrlässigen Türken auszufechten bekommen. Doch ich muß Sie verlassen, um die Sanitätscommission zu empfangen."

Nach wenigen Minuten günstiger Schiffsinspektion fuhren die Herren, be-

gleitet von Renaud, nach der Agentur hinüber, um dort Bericht über den Gesundheitszustand des Cambodge zu erstatten.

Ungeduldig warteten die Passagiere oben an der Landungstreppe, vor welcher der zweite Kapitän Posto gefasst, Rowland dicht hinter ihm. Jetzt schon nahete das schmale Ruderboot, das den Beamten mit dem Erlaubnißschein brachte; er stieg die Treppe hinan, gab sein Papier dem Diensthabenden, „Pratique“ rief dieser, ehe er es gelesen, und im Augenblick wurde die gelbe Mastflagge eingezogen; der Sanitätsbeamte schiffte sich wieder ein, und der Schiffsofficier trat zurück, die Scheidenden an sich vorüberpassiren zu lassen. Rowland bemerkte, daß seine Gegner, die Russen, es scheinbar mit der Landung nicht eilig hatten; sie standen weit zurück hinter der Schaar der Deckpassagiere, die herandrängte. Auf seinen Fersen befand sich der buntgekleidete Diener der Familie Andrikos, der wie er, sich der nächsten Barke bedienen zu wollen schien. Der Engländer stieg, sein Köfferchen in einer Hand, gewandt die Treppe hinab, gefolgt von dem Kroaten, der sich schwerfällig bewegte. Unten lag eine Barke dicht am Schiffsrumpf; der Ruderer streckte den Arm aus, das Gepäckstück der Passagiers zu empfangen. In demselben Augenblick machte die Schraube eine unerwartete Drehung; Rowlands Koffer flog in die Barke voran, welche eine Strecke weit abgestoßen wurde; der Engländer holte zum gewandten Sprunge aus.

Da fiel ihm von rückwärts eine schwere Masse gewaltsam auf die Schultern; es war der Kroat, der durch den Ruck aus dem Gleichgewicht gebracht, sich nur noch mit einer Hand an die Rampe klammerte, sonst aber mit voller Schwere auf seinen Vordermann stürzte. Eine Sekunde — — und mit dumpfem Plätschern taumelte der Körper Rowlands die Stufen hinab und in die Fluth, die sich gurgelnd über ihm schloß. — —

Ein vielstimmiger Schrei erhob sich an Bord des Cambodge, die Barken drängten sich ans Schiff, Ruderstangen fuhren sondirend ins Wasser. Noch eine Drehung der Schraube, daß das mächtige Schiff sich zur Seite legte, — dann brüllte der entsetzte zweite Kapitän in den Maschinenraum sein Halt hinunter.

Die Damen in der Kajüte von dem wilden Lärm beängstigt, eilten auf Deck und hörten den Ruf: „Mann über Bord,“ rings erschallen. Matrosen setzten ein Boot aus und warfen Rettungsgürtel; Passagiere drängten sich in regelloser Unordnung überall an die Geländer. Frau Ranzoff, von Schwindel ergriffen, blieb an der Kajütentreppe stehen, Kathina schob sich energisch vor, Hermione überflog mit angstvollem Blick die Zahl der ihr bekannten Passagiere. Sie sah im Nu, daß Rowland und der Kroat fehlten. Nun eilte sie an die Wandung; doch nicht zur Mutter, nein, weitab an einen Platz, wo sie allein stand, und niemand ihr Zittern bemerkte. Das Suchen nach dem ins Meer Gestürzten dauerte noch. Das Boot vom Cambodge umfuhr jetzt den Dampfer; die Barken, außer der, auf welcher sich Yuvan in der Verwirrung fortgemacht, und die jetzt unter Hermiones Platz vorüberglitt, schwärmten nach allen Richtungen aus. Eine bange Muthlosigkeit fing an, sich der Suchenden und Spähenden zu bemächtigen; Da stieß das junge Mädchen plötzlich einen Schrei aus und hob den Arm nach dem Ufer zu, wo man, in einiger Entfernung von den Quais der Agentur, eine fortlaufende Bewegung im Wasser wahrnehmen konnte. Jetzt unterschied sich ein triefender Kopf, ohne Hut, zwei kräftige Arme, und mit Staunen überzeugte man sich, daß der Schwimmer, dem Cambodge den Rücken kehrend, wo so viele Hände sich zu seiner Rettung ausstreckten, mit mächtigen Stößen ans Ufer strebte. Auf dem Quai drüben wurde es lebendig; Arbeiter mit Haken und Stangen eilten zum Wasser, Beamte kamen aus den Gebäuden der Agentur. Man konnte erkennen, daß der das Ufer Erreichende emporgezogen und auf die Quadern gestellt wurde.

Ein Athemzug der Erleichterung ging durch die Schaar der Zuschauer; Hermione blickte mit träumenden Augen und frohem Lächeln vor sich nieder. Kathina selbst, so oft sie Indifferenz an der Menschheit zur Schau trug, empfand ein wohlthuendes Gefühl gelöster Spannung. Sie hatte bisher auf ihre Umgebung nicht geachtet; jetzt hörte sie hinter sich Stimmen, Laute ihrer geliebten, slavischen Sprache.

„Der Engländer ist nicht todt, aber seine Depeschen müssen unleserlich geworden sein", murmelte St. René's bekanntes Organ. „Sie dürfen gestehen, daß ich die Sache geschickt eingefädelt."

„Sie haben Ihren Fehler nach Kräften gut gemacht," entgegnete eine gedämpfte Stimme, deren Klang einen Schauer durch Kathina's Nerven jagte. „Jetzt keinen Augenblick mehr verloren! Eilen Sie nach Tschataldja!"

Einen kurzen Abschied, und Meritscheff ließ den Fürsten stehn. Wie sein Auge noch einmal über das Deck flog, ersah er Hermione auf ihrem einsamen Platze und eilte zu ihr.

„Schönes Mädchen, leben Sie wohl! Sie weigerten mir gestern den Kuß. Ich verzichte noch nicht darauf. Wenn wir uns wiedersehn, sind Sie wohl weniger spröde."

Ein letztes Sprühfeuer lodernder Blicke auf die Sprachlose, und er ging zur Schiffstreppe. Kathina war indessen, ohne ein Glied zu rühren, am Geländer stehen geblieben; ihr Kopf brauste, ihre Zähne klapperten. Plötzlich riß sie sich mit einem Ruck herum und stand nun dem Fürsten gegenüber, der in tadelloser Haltung, mit dem feinen Lächeln des Triumphes auf den etwas welken aber noch schönen Zügen, des Zeitpunktes wartete, wann die Reihe des Einschiffens an ihn kommen werde. Er blickte jetzt rasch auf das kleine gedrungene Weib herab, das ihm in heftiger Bewegung ihr Gesicht zudrehte, und starrte erstaunt in die glühenden Augen, die haßverzerrten, unregelmäßigen Linien der scharfausgeprägten Physiognomie. Ein Blitz des Erkennens durchfuhr sein dunkles, großes Auge und in unwillkürlichem Schreck trat er einen Schritt zurück.

„Baron Clausel," zischte ihm der ohnmächtige Rachelaut des Weibes entgegen, das ihm einen Augenblick die unbewehrte Faust und die spitzen Zähne zeigte, und dann dem dunkeln Kajüteneingange zueilte, wo sie verschwand.

„Welch ein unerwartetes Begegnen; das ist kein gutes Omen!" murmelte der erbleichte Woronzoff zwischen den zusammengekniffenen Lippen, richtete sich dann stramm auf, zündete eine Cigarrette an und stieg die Schiffstreppe zur Barke hinab.

VI.

Frau Glünar saß einige Tage später in ihrem mit üppiger Pracht eingerichteten Boudoir, dessen zwei innere Ecken durch schwere Damastvorhänge in abgeschlossene kosige Nischen verwandelt waren, in welchen selbst bei hellem Tage ein trauliches Halbdunkel herrschte. Sie hatte ihren Platz aber nicht auf einem der weichen Divans gewählt, welche das Innere dieser Schmoll- oder Tändelwinkel einnahmen, sondern lehnte in einem Fauteuil vor ihrem eleganten Schreibtisch, während Martha, mit lebhaft geröthetem Gesicht und geschwollenen Augenlidern, in einer Ecke Arme und Beine von sich streckte, und den Kopf unruhig hin- und herwarf. Die reizende Frau, in ein Morgenkleid von violettem Plüsch gekleidet, das zu ihrem allerdings etwas künstlichen Teint und dem hellen lockigen Haar einen malerischen Farbenkontrast bildete, hielt in ihren Händen einen Fächer von Cabinetportraits, die sie hin- und herschob. Zuweilen ruhte ihr Blick sinnend auf diesem oder jenem Bilde, und ihr Gedächtniß gab dann schnell den Commentar dazu, indem es mehr oder weniger interessante Erinnerungen an das

Original — die Sammlung umschloß nur Herrenphotographien — heraufbeschwor. In einer Falte steckte das große, plumpe Gesicht des Gemahls der Dame, in dessen Arme sie sich als junges, nach Glanz und Genuß lüsternes Mädchen, trotz des Widerspruches ihrer Familie geworfen, weil sein beginnender Wohlstand für die unter den unbehaglichsten Entbehrungen Aufgewachsene relativen Reichthum vorstellte. Mit Glüna war sie in den Orient gekommen und hatte ihm Martha geboren, ehe sie, als seine Verhältnisse sich rasch hoben, in die Gesellschaft des Frankenviertels der türkischen Hauptstadt eingeführt worden war. Unter den Huldigungen, welche ihr von einem internationalen Verehrerkreise gezollt wurden, heimelten sie, so zu sagen, zuerst diejenigen des distinguirten Landsmannes an, dessen kühler, feiner Diplomatenkopf das benachbarte Fächerblatt zierte. Wie hatte er es verstanden, den edlen Stolz der Hochgebornen in ihr aufzurufen, wie haarscharf ihr zu beweisen gewusst, daß der bürgerliche Gatte sich schon mehr als geehrt fühlen müsse, die Hand des vornehmen Fräuleins erlangt zu haben, daß aber sein Anspruch, ihr Herz zu besitzen, einfach lächerlich sein würde. Sie hatte viel von dem Staatsmann gelernt, der alle thörichten Skrupel so geistreich hinwegzureden, all die Hindernisse vertraulicher Annäherung so geschickt fortzuräumen verstand. Bis zu seiner Versetzung in die Ferne und noch in der Zeit, als sie ihm nachträumte, war die verbotene Frucht ihr eine kostbare, mit Opfern zu hohem Preise erschwungene gewesen; der feine, duftige Schleier der Distinction hatte den Fehl verhüllt; aus der niederen Region ihrer bürgerlichen Ehe hatte die sündige Neigung sie in höhere Sphären getragen, wo sie den Reiz eleganter Form, unvergessener pikanter Causerie wiedergefunden. Allmälig aber lernte die in einem kosmopolitischen Kreise flatternde Sehnsucht allerlei Nationalfarben auf den Schmetterlingsflügeln zu tragen, sich hier und dort bei fremden Großmächten naturalisiren zu lassen.

Nicht immer zwar war das Empfinden der schönen Frau dabei gefesselt worden; oft weckte sie auch nur aus Caprice durch die raffinirteste Coquetterie, die ihr zum Lebenselement geworden, in Männerherzen Leidenschaften, deren Studium in den durch Charakter, Stand und Volkseigenthümlichkeit bedingten Modifikationen ihr über die trostlose Langweile ihres ehelichen Verhältnisses hinweghelfen musste. In stillen Stunden gestand sie jetzt schon heimlich sich selbst, daß neben dem Verlangen nach Schmeichelei und Vergötterung die brennende Neugier den individuellen Erscheinungsformen der Liebe nachzuforschen, zum leitenden Motive ihres Wesens geworden. Sie war seit Monaten ins englische Lager übergegangen, bevorzugte die kühlen, korrekten Söhne Albions, welche unter dem Vorwand erlaubter Flirtation so geschickt um höhere Gunst zu werben verstanden, augenfällig und ritt Schnitzeljagden, spielte Croquet und Lawn-Tennis, verkaufte in Wohlthätigkeitsbazaren, gab im Sommer Picknicks und im Winter Raouts, als wäre sie eine geborene Britin gewesen.

Nun aber war es ihr in der allerletzten Zeit unangenehm aufgefallen, daß dies zur Schau tragen englischer Sympathien eigentlich gar zu sehr in Harmonie mit den Finanzoperationen ihres Mannes stand, von denen sie doch eine ungeheure Kluft hätte scheiden sollen, da sie ja nur das Geld verbrauchte, welches er erwarb. Es war ihr daher schon in den Sinn gekommen, den Sport zu wechseln, und sie hätte vielleicht ein besonderes Vergnügen daran gefunden, plötzlich und mit Ostentation der Anglomanie zu entsagen, wenn ihrem suchenden Geiste sich nur ein Äquivalent für die glatte und formelle, aber unermüdliche Anbetung der britischen Vollblutgespanne vor ihren leichten und schweren Triumphcarossen dargeboten hätte.

Sie warf jetzt den Fächer, dessen letzte Blätter wie von blassem Mondschimmer angehaucht glänzten, bei Seite und zog aus einem Fach ihres Schreibtisches eine einzelne Photographie, die sie aufmerksam betrachtete, indem sie sie zugleich mit der Hand überschattete, als wolle sie dieselbe verbergen.

„Sonderbar," flüsterte sie, „daß mich dieses neue Räthsel beschäftigt, daß ich mich immer wieder fragen muß, warum die Mythe Luna sich zum Endymion, Venus zum Adonis neigen ließ — die Göttin zum Sterblichen? — Gab es nicht eine Zeit, wo ich mich emportragen ließ von dem vornehmen Sein des Geliebten wo ich den Aufschwung suchte? — Was drängt mich denn jetzt statt der formellen, selbstischen Convenienzliebe abgeblaßter Salonmenschen die Leidenschaft des Halbwilden anzufachen, die Wollust des Sinkens, des Entartens enträthseln zu wollen? Wenn römische Patrizierinnen teutonische Gladiatoren liebten, und stolze Ladies sich von Grooms entführen lassen, was bedeutet dies, wenn nicht, daß dem Raffinement das Barbarenthum, der Übernatur die Urnatur entspricht!"

Sie hatte die Kette bewegter Analogien so weit verfolgt, als ein Geräusch von Tritten im Vorzimmer sie aus ihrem Sinnen schreckte. Rasch rief sie, in den Falten ihres Kleides Raum für Martha's Lockenköpfchen streichend, dieser zu:

„Was eilst Du nicht zu mir, hörst Du nicht, daß jemand kommt?"

„Nur Papa!" entgegnete lakonisch die Kleine, welche während der langen Zeit, daß ihre schöne Mama sie nicht beachtet, die Franzen von den Vorhängen hinter denen sie lag, zerrissen hatte. Statt der Aufforderung zu malerischer Gruppenbildung zu entsprechen, welche an sie gerichtet worden, hob sie sich nur schwerfällig vom Divan und ging zur Thür, die eben geöffnet wurde. Ein nicht mehr junger, breitschultriger, großer Mann mit glattgescheiteltem, semmelblondem Haar und weitausgezogenem Backenbart, überschritt die Schwelle und hob Martha, die sich zu ihm drängte, hoch empor in seine Arme. Während des hatte die reizende Sophistin das Bild, welches sie zu spekulativen Ideen angeregt, wieder in die Schublade gleiten lassen und neigte sich jetzt über einen Bogen Papier als sei sie im Schreiben begriffen.

„Ida," sagte Herr Glünar, seinem Töchterchen die heißen Wangen streichelnd, „es scheint mir, daß Martha ein wenig Fieber hat. Meinst Du nicht auch?" —

Er hielt ihr das Kind entgegen, das sie flüchtig anblickte und befühlte.

„Ich glaube es ist nichts. Was soll sie denn haben?"

„Eine der Kinderkrankheiten halt, die jetzt in Pera wüthen: Scharlach, Diphteritis?"

Frau Glünar zuckte die Achseln. „Ich selbst habe nie solche Krankheiten gehabt," sagte sie, „und sehe nicht ein, wie Martha dazu kommen sollte. Sie ist seit acht Tagen nicht ausgekommen."

„Ist ihr das zuträglich?" fragte der Vater besorgt. „Mich dünkt sie sollte halt täglich ihren Spaziergang machen."

„Mit wem soll sie ausgehen?" fragte die Dame fast schnippisch.

„Mit Dir, liebes Herz," entgegnete er zaghaft.

„Ich kann sie doch nicht auf Visitenfahrten mitnehmen."

„Martha braucht halt eine Bonne."

„Durchaus nicht, das würde aussehen, als wolle ich mich der Sorge um das Kind entledigen. Sie muß immer nur mit ihrer Mama gesehen werden."

„Wenn Du aber bei ihr nicht sein kannst?"

„So bleibt sie bei den Dienstboten. Haben wir etwa umsonst so viele Leute?"

Herr Glünar räusperte sich. „Hm, hm," sagte er dann, „ich sehe nicht

recht ein, warum Du Dir diesen Kroaten von Frau Andrikos hast aufbürden lassen, und was vollends das mit Gold gestickte neue Kostüm betrifft, worin er photographirt worden —"

„Juvan ist mein Diener," sagte die junge Frau, sich in königlicher Haltung aufrichtend. „Seine stete Begleitung und unbegrenzte Ergebenheit sollen mir dazu dienen, den übrigen Banquierfrauen gegenüber mein aristokratisches Uebergewicht geltend zu machen."

„Aha," lächelte der Geldmann, „Du willst die Châtelaine sein, Ida, welche sich von dem getreuen Knappen auf die Jagd folgen läßt" —

„Ich bitte Dich, schweig!" fuhr sie ihm scharf in die Rede. „Was meinst Du mit der Jagd? Erlaube Dir keine Anzüglichkeiten gegen eine Frau, welche Dir ihre Jugend und ihre Ansprüche an Glück geopfert."

Ein ungnädiges Rauschen der Schleppe verlor sich im Hintergrunde des Zimmers. Rasch rief der Abgekanzelte der Beleidigten nach:

„Sei nur nicht böse! Ich dachte mir nichts dabei, liebste Ida. Ich wollte nur noch bemerken, daß diese Kroaten meines Wissens böse, rachsüchtige Menschen sind. Mir hat halt einmal der Banquier Zofiri erzählt, sein kroatischer Diener habe ihm nach zwanzigjährigem Dienst auf dem Todtenbette bekannt, daß er ihm dreimal wegen empfangener Verweise das Lebenslicht habe ausblasen wollen."

„Schweig mit dem Schnack!" sagte Frau Glünar, „und brauche nicht gemeine Worte, wie Licht ausblasen, die an den Plebs erinnern. Es gibt, sage ich Dir, keine treueren und aufopferungsfähigeren Menschen als die Kroaten; man muß sie nur nicht reizen."

„So vermuthe ich daß dieser — wie heisst er gleich — Juvan eine Ausnahmestellung unter den Dienstboten einnehmen wird?" fragte der Banquier mit leise betonter Opposition

„Er wird immer das thun, was ich ihm gebiete."

„Ganz recht. Willst Du ihm halt jetzt befehlen, zum Hausarzt zu gehen, um ihn zu Martha zu rufen?"

„Mein lieber Albert," sagte die schöne Frau, den plumpen Mann, der das kleine Mädchen in den Armen hin- und herwiegte, und sich von ihm leise zwicken und zwacken ließ, wie sie es so gern mit den ruhelosen Fingern that, geringschätzig anblickend, „Juvan soll zum erstenmale in dem neuen Kostüm ausgehen, wenn er mich und Martha morgen auf unserem Nachmittagsspaziergang begleitet."

„So lass' ihn heute den alten Anzug tragen, lieber Engel."

„Das würde er übel nehmen."

„Mein Gott, wir müssen aber doch jemand um den Arzt schicken; das Kind ist halt so unruhig, so roth im Gesicht."

„So schicke den Koch oder gehe selbst."

„Ich, liebe Ida? Ich kam eigentlich Dich ans Frühstück zu mahnen. Du weißt, mein Schatz, wenn man stundenlang im Comtoir gearbeitet hat, bekommt man Hunger."

„Recht plebejisch."

„Jawohl, leider. Aber es ist nun einmal so, und Du musst Nachsicht haben. Lass den Koch schnell anrichten und dann über die Straße eilen. Ich habe Dir beim Frühstück allerlei zu erzählen, was Dich interessiren wird."

Die letzte schlaue Wendung gewann Herrn Glünars Sache. Bald saß das Ehepaar an der Tafel im Speisesaal und der Banquier sprach dem Frühstück zu. Martha verweigerte zu essen, Frau Glünar kostete von den Speisen und nippte vom Bordeaux.

„Stelle Dir vor", sagte endlich der Gesättigte, „daß heute bei mir ein Offi-

zier der englischen Flotte erschien, welche doch erst vorgestern ins Marmarameer beordert worden und weit ab, im Golf von Mudania, ankert. Er scheint momentan der englischen Botschaft attachirt und muß eine wichtige Mission gehabt haben. Er hatte Wechsel auf unser Haus. Ein Herr Rowland. Ich habe ihn natürlich gebeten, unser Haus zu besuchen, wo er viele von seine Landsleuten finden würde. Ist es Dir recht, so laden wir ihn morgen zum Diner."

Frau Glünar rümpfte etwas die Nase. „Wir haben bereits mehr Engländer in unserem Kreise als ich wünsche," sagte sie dann wegwerfend. „Das wird nachgerade langweilig. Ist denn wenigstens dieser Mr. Rowland von guter Familie, elegant, distinguirt?"

„Von seiner Abstammung weiß ich nichts," entgegnete der Banquier, „sein Aussehen ist zwar männlich, aber keineswegs vornehm, und sein Benehmen schlicht und recht, wie ich es eigentlich liebe."

„Nun, auf diesen Zuwachs an meinem Cercle werde ich schwerlich stolz sein können," sagte Frau Glünar achselzuckend. „Wenn Du mir sonst nichts zu sagen hast." —

„Doch," frohlockte er. „Das Beste kommt zuletzt."

„Zuckerbäckergrundsatz," spöttelte sie.

„Und Kinderwahrheit! Nicht wahr Martha, Herzchen?"

Das Kind antwortete nicht, lugte aber aus den verschwollenen Augen den freundlich winkenden Vater an:

„Nun aber höre," fuhr dieser zu seiner Frau fort. „Es war noch jemand auf meinem Comtoir, ein großes Thier — ein russischer Fürst!"

„Wie!" rief sie erfreut. „Ich hoffe, Du hast ihn gleich eingeladen."

„Der wird Dir gefallen," lächelte er gutmüthig. „Durchweg Aristokrat, vom Scheitel bis zur Sohle, dabei Spuren großer Schönheit, ein wenig geckenhaft und von oben herab im Auftreten."

„Ich bitte Dich, wer verlangt denn Dein Urtheil!" rief sie hochmüthig. „Den Namen und den Zweck seines Hierseins will ich wissen."

„Name: Woronzoff; Stand: Millionär; Wohnort: Kaukasus; Verrichtung: Diplomatie; Augen und Haare dunkel; Größe: sechs Fuß; Sprache: fließendes Deutsch; besondere Kennzeichen: ein Dutzend Orden," scherzte Glünar.

„Ich wünsche zu wissen, was er hier treibt."

„Je nun, Herz, er hat eine Mission bei den Türken. Ich glaube wegen der Gefangenen, für welche Du das Concert arrangirtest und mit dem Walzer von Bach so viel Erfolg errangest, während Frau Andrikos beinahe ausgepfiffen wurde."

„Walzer von Bach!" sprach sie ärgerlich. „Sage so etwas vor den Leuten und Du machst Dich lächerlich. Von Brahms war er."

„Du lieber Himmel, Bach und Brahms klingen so verzweifelt ähnlich."

„Du hast auch nach der Matinee die Andrikos gefragt, ob sie eine Fuge von Chopin gespielt, während sie doch improvisirte, und das jämmerlich genug."

„Ja Kind, ich höre die vertrackten Componistennamen und die Worte Fuge, Mazurka, Walzer und Sonate halt so oft, daß ich ganz konfus werde."

„Lassen wir das jetzt auf sich beruhen, und sprich mir vom Fürsten Woronzoff. Du hast ihn doch zu morgen zum Diner eingeladen?"

„Ich war etwas zweifelhaft, ob ich das thun solle. Der erste Russe, der nach dem Kriege in der türkischen Hauptstadt auftritt. Meine englischen Freunde dürften sich verletzt fühlen."

„Thorheit! Du wirst doch nicht an Geldinteressen denken, wenn es sich darum handelt, einem Fürsten Dein Haus zu erschließen. Seine Intimität mit

uns wird neuen Glanz auf unsere Salons werfen. Ich bitte Dich, ihm sofort zu schreiben. Die Andrikos mit ihrer Slavenschwärmerei soll ihn mir nicht wegangeln."

„Ich muß fort" sagte der Geschäftsmann sich erhebend, „wir haben morgen Posttag."

„Vergiß den Brief an Woronzoff nicht."

„Darf ich denn Herrn Rowland auch einladen?"

„Wenn es dem Fürsten mißfiele, mit Engländern zusammenzutreffen! Wenn er dann wegbliebe! Höre Albert, Du musst die Sache fein einfädeln. Schreib' ihm ein paar artige Zeilen, und frage an, ob er vorzieht, in Gesellschaft eines heiteren Kreises, worunter einige Briten, morgen bei uns zu diniren, oder übermorgen im traulichen Familiencirkel."

„Meine liebe Ida" sagte der Banquier, „ich fürchte, ich kann ein so komplizirtes Billet nicht verfassen. Würdest Du nicht vielleicht?" — —

„Nicht doch," sagte sie ärgerlich, „aber ich kann es diktiren. Schreib' in die Brieftasche."

Er gehorchte bereitwillig und sie begann:

„Mein Fürst! Wenn Ihre diplomatische Sendung Ihnen Muße lässt, sich in geselligem Kreise zu erholen, so beehren Sie uns gnädigst — —"

„Soll ich nicht lieber ‚gütigst' schreiben?"

„Bewahre! Deute vielmehr an, daß Du Dir der Kluft zwischen Dir und ihm bewusst bist."

„Also ‚gnädigst'!"

„— — morgen um 7 Uhr mit Ihrer hocherwünschen Gegenwart. Meine Frau, eine geborene Freiin von Braunitz, versammelt jede Woche einmal abends einen Kreis distinguirter Personen um sich, die an ihrer musikalischen Begabung Antheil nehmen. Ich mache Sie, mein Fürst, darauf aufmerksam, daß einzelne Briten in unserem Salon Zutritt erlangt haben. Sollten Sie vorziehen, statt einer geselligen Vereinigung die Auszeichnung Ihres Erscheinens zu gewähren, im intimsten Familiencirkel ein wenig von jener Gemüthlichkeit zu kosten, die uns Oesterreichern so natürlich ist, so kommen Sie übermorgen um sechs Uhr und verleben sie den Abend mit uns. Niemand kann die Ehre, welche Ihre Zusage für eine dieser Einladungen unserem Hause gewähren würde, höher zu würdigen wissen, mein Fürst, als Ihr ganz ergebener und unterthäniger Diener &c."

„Muß ich den unterthänigen durchaus schreiben?"

„Ohne Frage. Beeile Dich nur, den Brief rasch abzusenden!"

„Auf der Stelle. Ich brauche ihn ja nur zu copiren."

„Schicke Yuvan damit."

„Der soll ja nicht vor morgen ausgehen."

„Mach' mich nicht böse. Wenn der Fürst den stylvollen Boten sieht, bekommt er gleich einen Begriff von der Distinction der Dame des Hauses. Ich erlaube Dir, Yuvan selbst den Auftrag zu geben."

„Danke! — Dann kann er halt auch an Mr. Rowland die Einladung bringen."

„Nicht doch! Wofür wäre die Lokalpost!"

„Ehe ich gehe," sagte Herr Glünar jetzt, mit besorgtem Blick Martha betrachtend, welche ihre Serviette mit dem Messer zerschnitten hatte, um sich eine Binde vor die Augen zu legen, „lass mich Dir halt das Kind noch besonders empfehlen. Ich wollte, der Arzt käme bald."

Kaum war der Banquier fort, so hörte man klingeln. „Das muß er sein," rief die junge Frau, zog Martha vom Stuhl, nahm ihr die Fetzen ab, und schob

das kleine Mädchen ins Nebenzimmer, welches eine Art von offizieller Kinderstube, war. Sich auf einen niedrigen Lehnstuhl kauernd, nahm sie das siebenjährige, ziemlich große Mädchen auf den Schoß, schloß sie zärtlich in die Arme, fasste die kleine Puppe, die sie ihr vor die Augen hielt, und begann ein anmuthiges Wiegenliedchen zu trällern. Der Doctor fand die schöne Frau in dieser für ihre Mutterliebe so charakteristischen Stellung und hatte Mühe, Martha den zärtlichen Armen zu entwinden, die sie nicht lassen wollten. Er untersuchte die kleine Kranke, gab sie dann Frau Glünar zurück und sagte ruhig: „Das Kind hat die Masern."

Mit einem Sprung flog die junge Frau aus ihrer gebückten Stellung auf, und Martha weit von sich schiebend, rief sie erschreckt:

„Himmel, Doctor, und ich habe sie noch nicht gehabt."

„Dann ist dies die rechte Gelegenheit, sie wegzubekommen," sagte der Arzt jovial; „wenn Sie Martha jetzt pflegen, werden Sie in acht Tagen ebenso scheckig aussehen, wie die Kleine heute."

„Aber Doctor — der Carneval! — — Ich meine, ich darf nicht krank werden, damit jemand unausgesetzt über Martha wachen kann. Nicht aus nächster Nähe freilich; sie finden wohl eine Krankenpflegerin."

„Nun, wenn es so steht," sagte der Arzt, der plötzlich einen trockenen Ton annahm, „dann sende ich Ihnen wohl am liebsten eine barmherzige Schwester aus dem österreichischen Hospital."

„Ach ja, bester Doctor!" entgegnete die schöne Frau, ihn freundlich bei der Hand fassend, „schicken Sie sie nur bald, damit sie Martha zu Bette bringen kann!" —

Der Doctor sperrte die Augen auf. „Das Kind muß gleich zu Bett, das Zimmer verdunkelt, die Augen aufs Aeußerste geschont werden. Sie darf nicht lesen, nicht ins Licht sehen, nicht weinen. Sie muß durch ruhiges, einschläferndes Erzählen unterhalten werden. Adieu!"

Sie versprach seinen Anordnungen nachzukommen, fragte thränenden Auges ob die Krankheit auch nicht gefährlich sei, und als sie den Arzt zur Thür begleitet, befahl sie dem Kammermädchen, Martha ins Fremdenzimmer im dritten Geschoß zu bringen, das sie zur Krankenstube bestimmte. Sie kam in großer Aufregung in ihren Salon zurück, denn der Krankheitsfall war ihr sehr unwillkommen. Was drohte ihr, wenn sie trotz zu treffender Vorsichtsmaßregeln doch die Masern bekam! Die Vergnügungen waren in diesem Winter so spärlich gewesen; sollte sie noch die letzten Karnevalreigen versäumen? — Die Ankunft des russischen Fürsten verhieß ihr so große Triumphe; ein neu entdecktes Räthsel, pikante Auflösung; musste sie das alles verlieren, um der dummen Kinderkrankheit willen?

Sie stampfte trotzig mit dem Fuß, badete Gesicht und Hände in Essenzen entzündete Parfüms, um die Ansteckung zu bekämpfen. Dann sank sie in einen Sessel am Kamin und starrte trostlos in die Flamme. Nach einer langen Weile ging die Thür auf und Yuvan, in prachtvoller kroatischer Nationaltracht, trat ein und sagte in gebrochenem Französisch:

„Madame, eine Nonne und ein Herr!"

Er hielt eine Karte in der Hand. Frau Glünar erhob sich, trat dicht an ihn heran, musterte den reichen Putz und nahm Yuvan dann mit sanfter Bewegung die Karte aus den Fingern.

„Fürst Woronzoff," rief sie fast laut, und als der Diener sie fragend anstarrte, sagte sie vertraulich zu ihm:

„Bitte Yuvan, führe die Nonne zu Martha, und lass' den Herrn eintreten." —

„Madame muß nicht bitte sagen. Juwan erwartet Befehle," lächelte er.

„Bitte Juwan," wiederholte sie mehrmals sanft. — Er ging, und nach einem kurzen Dialog mit dem Spiegel und dem unwillkürlichen Griff zur Seite nach Marthas Lockenköpfchen, dessen Draperie ihr heute fehlte, trat sie ans Fenster, daß das Wintersonnenlicht auf ihre blonde Haarpracht fiel und in die gesättigten Tinten des schweren Gewandes Reflexe warf, stützte das runde Kinn auf die weiße Hand und richtete den Blick aufwärts. Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihre anmuthige Träumerei nur wenig. Mit silberner Stimme ‚Herein' rufend, blieb sie in derselben Haltung noch einen Augenblick stehen, als schon die hohe Männergestalt in dunkelgrünem, enganliegendem Uniformrock den Blick aus blitzendem Adlerauge strahlend auf die schöne Lichterscheinung gerichtet, um den geschlossenen Mund ein feines, überlegenes Lächeln, das der Ernst der tiefgefurchten Stirn doch Lügen strafte, sich ihr näherte.

„Ich komme, meine gnädige Frau," sagte der Russe mit klangvoller aber unbewegter Stimme in deutscher Sprache, „persönlich die Antwort auf einige liebenswürdige Zeilen zu bringen, welche ich soeben von Herrn Glünar empfing."

„Fürst Woronzoff," erwiderte die Dame, voll Hoheit und Ruhe ihm entgegentretend, daß die Hoffähigkeit ihrer Persönlichkeit sich über allen Zweifel erhaben zeigte, „wollen Sie meinem Hause den Vorzug gewähren, Sie an einem der nächsten Abende empfangen zu dürfen, und darf ich fragen an welchem?" Sie winkte ihm sich zu setzen.

„Gnädige Frau," sagte der Fürst mit Artigkeit, indem er sich im Schatten der Vorhänge niederließ, „Herrn Glünars Einladungen sind für einen an Heimweh krankenden, einsamen Fremden so verführerisch, daß er nicht zögern würde, sie beide anzunehmen, wenn das die Gesetze der Gastfreundschaft nicht verletzen hieße." —

Ida erglühte vor Stolz und Freude. „Ich darf Sie also morgen und übermorgen erwarten?"

„Morgen als fahrenden Ritter, gnädige Frau, der im zahlreichen Kreise feindlich Gesinnter sich den gebührenden Platz erobert," sagte Woronzoff mit muthigem Ausdruck, „übermorgen als Dilettanten im Familienleben, dessen Annehmlichkeiten er nur auf fremden Grund und Boden genießen darf."

„So sind Sie unverheirathet, mein Fürst?"

Die Frage schien ihn zu verletzen, — als hätte sie seine Jugendlichkeit angetastet. —

„So sind S i e verheirathet?" gegenfragte er dann schnell, und als sie erstaunt blickte, fuhr er fort: „Lassen Sie mich Ihnen bekennen, daß ich in Herrn Glünars Gemahlin eine Dame reifen Alters zu finden erwartete, und eigentlich die g e m ü t h l i c h e Einladung abzulehnen entschlossen war."

Er lächelte kopfschüttelnd, als verspotte er sich selbst über den ungeheuren Irrthum.

„Fürst Woronzoff," entgegnete die Geschmeichelte seufzend. „Sie sehen in mir die Mama eines halberwachsenen Mädchens — Martha ist fünf Jahre alt — und noch dazu die betrübte, sorgenvolle. Mein Herzblatt ist erkrankt, vielleicht gefährlich —"

„Oh," sagte der Fürst mit auffallender Theilnahmlosigkeit, „Kinder scheinen in der That nur dazu auf der Welt zu sein, um ihren Eltern Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich bedaure sagen zu müssen, daß ich mir absolut gar nichts aus ihnen mache. Allerdings möge zu meiner Entschuldigung von Ihrer Mutterzärtlichkeit dienen, gnädige Frau, daß ich überhaupt an einer krankhaften Gleichgültigkeit, einer Art von Idiosynkrasie gegen das, was man Gefühle des Herzens

nennt, leide. Stellen Sie sich vor, daß ich trotz aller gemachten Versuche, noch nie geliebt habe. Was hätte ich in meiner ersten Jugend für ein paar Illusionen gegeben. Was gäbe ich jetzt für eine rücksichtslose Leidenschaft! — Allein ich langweile Sie, gnädige Frau, mit dieser unerquicklichen Beichte, die vielleicht nicht einmal Ihr Mitleid erregt."

Er sprach mit einer gewissen Bitterkeit, welche tiefes Empfinden verrieth. Sehr interessant war dieser einsam welkende Russe jedenfalls; aber ganz neu war das Problem, das er aufgab, der Dame kaum. Blasirtheit war ihr vertrauter als Urwüchsigkeit, daher weniger fesselnd.

„Mein Fürst," entgegnete sie nach einer kleinen Pause, „das Mitleid ist nun gerade diejenige Fraueneigenschaft, die Sie bei mir vergebens suchen würden. Die Brutalität meines Geschickes, welche mich aus heimatlichen, vornehmen Regionen in die trostlose Oede der Finanzwelt verbannte, die Qual des Unverstandenseins haben mein Herz verstimmt.

„Ich begreife das," sagte er verständnißvoll. „Es schadet auch nichts, wenn man an Stelle des Herzens ein Vacuum im Innern entdeckt. Jeder Mensch hat das seine irgendwo, und wehe dem, der es im Kopfe trägt. Uns Herzlosen bleibt eine Fülle der Nervenanregung, die uns zum Genuß befähigt. Ästhetischer Sinn, Lust an Witz und Geist, pikante Abenteuer bieten Stoff genug, die Phantasie zum Aufschwung zu reizen; den Willen aber spornen die mächtigen Hebel des Ehrgeizes und Patriotismus. Doch Verzeihung! Der Slave sollte sich in Ihrer Gegenwart, gnädige Frau, nicht erlauben, seines Vaterlandes zu erwähnen."

„Warum das, Fürst?" fragte sie lebhaft.

„Weil Herrn Glünars englische Verbindungen kein Geheimniß sind."

„Und nun glauben Sie," schmollte sie fast, „daß auch Frau Glünar das geschäftliche Interesse des Banquiers zur Richtschnur nehmend, sich in ihrem Urtheil bestimmen ließe, daß ihre Sympathien seinen Spekulationen folgten!? O mein Fürst, wie Unrecht thun Sie mir! Ich bin eines jener Wesen, denen jede Kleinigkeit, jede Berechnung verhasst ist. Was groß und edel und schön, erkenne ich unparteiisch an, und wärs bei meinen Feinden selbst. So bewundere ich denn auch den Heldenmuth, mit dem Sie sich für Ihr ruhmreiches Vaterland hier in Gefahren stürzen."

„Verzeihung, gnädige Frau, aber es ist eine Eigenthümlichkeit meines Charakters, daß ich vollkommen furchtlos bin. Ich kann in Wahrheit von mir behaupten, daß mich nichts erschreckt, weder physisch noch moralisch. Ich habe diese Unerschrockenheit, diese Kehrmichnichtdran, wenn ich so sagen darf, in vielen Fällen sehr praktisch gefunden. Es kommt im Kriegsspiel der Welt so oft darauf an, wer's am längsten aushält. Je nun, das war bisher immer ich. So gedenke ich es auch diesmal zu halten. Meine Stellung in der hiesigen Gesellschaft wird eine sehr schwierige sein. Mißtrauen und Spionriecherei werden meine harmlose, humane Sendung verdächtigen. Da verlass' ich mich denn nun wieder auf meinen unverrückbaren Gleichmuth an dem, wie ich voraus weiß, alle feindlichen Projektile wie an einem Panzerhemd abprallen werden."

Er lächelte herausfordernd und strich sich behaglich den Bart.

„Ich vermuthe, Ihr Stolz verschmäht Verbündete," rief sie eifrig.

„Das wäre gegen alle Klugheitsregeln. Doch wo sollte ich deren finden?"

„Näher als Sie vielleicht glauben, Fürst."

„Wie, Sie, gnädige Frau? — Ich traue meinen Sinnen nicht."

„Ich will Ihnen treu zur Seite stehen, mit Ihnen der feindlichen Clique trotzen. Nehmen Sie mich zur Alliirten an?"

„Meine Gnädigste, ich darf Sie keinen Unannehmlichkeiten aussetzen —"

„Wenn ich nun aber auch muthig sein will —"

Der Fürst lächelte. „Da haben Sie den Unterschied zwischen Mann und Weib. Er ist muthig aus Naturell; sie will sich Mühe geben, es zu sein! Nein, nein, lassen Sie mich mein Turnier nur allein ausfechten."

„Aber kann ich Ihnen denn gar nicht ein wenig helfen?" schmeichelte sie. „Ich kenne ja soviele Fäden der Intriguen unserer diplomatischen Kreise, würde Ihnen manchen Wink geben können."

Sie wartete lange auf Antwort. Endlich sagte der Fürst zögernd:

„Darf ich ehrlich sein?"

„Gewiß," rief sie, pikirt über seinen Mangel an Bereitwilligkeit auf die vorgeschlagene Allianz einzugehen.

„Nun denn, ich glaube nicht an die Befähigung der Frauen für ernste, politische Aktionen. Werden Sie nicht böse, meine Gnädigste! Wer wüsste nicht besser als ich, daß Intriguiren, Diplomatisiren im engen Kreise Ihrem Geschlecht unentbehrlich ist! Der Freundin den Liebhaber wegeskamotiren, den Gatten an der Nase führen, der Gesellschaft die Binde um die Augen legen: das sind so kleine Frauenmanövers. Wenn es aber darauf ankommt, fürs Allgemeine zu wirken, reicht die natürliche Begabung nicht mehr aus."

„Sie hegen keine schmeichelhafte Meinung vom weiblichen Verstande," schmollte Frau Glünar. „Ich sollte Sie zur Strafe dafür bei Ihrem Glauben lassen. Und es wäre mir doch so leicht, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich irren."

„Wollen Sie mir ein Staatsgeheimniß verrathen?" neckte er.

„Sie verlangen zu viel einmal. Aber ich kann Ihnen etwas erzählen, was Sie schwerlich schon wissen."

„Das wäre?" fragte er ungläubig.

„Es ist ein Offizier der englischen Flotte hier eingetroffen, der eine überaus wichtige Mission hat," sagte sie mit geheimnißvollem Ton.

„Ich kenne ihn," entgegnete der Fürst sehr ruhig.

„Wie?"

„Wir sind zusammen hergereist."

„Oh," sagte Frau Glünar enttäuscht. „Würde es Ihnen unangenehm sein, ihm morgen bei mir zu begegnen?"

„Durchaus nicht, er ist ein charmanter Mensch, mit dem ich gern näher bekannt werden möchte."

Eine Pause trat ein. Die schöne Frau empfand einige Verlegenheit darüber, daß ihr Versuch, Woronzoff durch ihr Wissen zu imponiren, so kläglich gescheitert war, und fühlte sich gereizt, seine Zweifel an ihrer diplomatischen Begabung doch noch zu widerlegen.

Vielleicht mochte er gerade das haben erreichen wollen, für jetzt aber ließ er die bestrittene Frage ruhen und ging auf ein anderes Thema über.

„Ich darf Ihnen, da Sie mir auf Ihr Wohlwollen zu rechnen gestatten, sagen, was meine Sendung veranlasst, gnädige Frau. Es gibt einige russische Kriegsgefangene hier, deren Auswechslung ich beantragen soll. Die Unglücklichen werden vermuthlich sehr schlecht gehalten."

„Ich weiß," rief Frau Glünar. „Und nun sehen Sie, Fürst, wie Unrecht Sie mir thaten, als Sie mich der Parteilichkeit für die Engländer beschuldigten. Ich war die Erste, die Ihren Landsleuten zu Hilfe kam, indem ich eine musikalische Matinee für sie arrangirte."

Er neigte sich vor und küsste schweigend, wie überwältigt, ihre Hand.

„Der Erfolg war ein sehr günstiger. Aber ich zweifle daran, daß die armen Gefangenen von dem eingegangenen Gelde Erleichterungen ihrer Lage empfingen."

„Ich gäbe viel darum, genau zu wissen, wie sie gehalten werden," sagte er sinnend vor sich hin.

„Soll ich versuchen, Ihnen Nachrichten zu verschaffen?"

„Wie wollten Sie das anfangen?"

„Ich kenne eine Frau," entgegnete die Gefragte, — „sie wirkte auch in der Matinee mit — die eine große Russenfreundin ist. Sie hat gleich bei der Ankunft der Gefangenen Schritte gethan, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, die Wärter bestochen —"

„Ihr Name?"

„Madame Andrikos. Sie ist übrigens sehr wenig comme il faut. Eine Emanzipirte, ein Mannweib mit boshafter, scharfer Zunge, von niedrigem Herkommen und zweifelhafter Vergangenheit."

„Der Name klingt griechisch."

„Sie ist auch Griechin, aber in Rußland erzogen und hat dort ein wanderndes Virtuosendasein geführt, bis sie sich einen Schwachkopf von Mann erobert, den sie nun nach Kräften tyrannisirt."

„Ah so —" sagte der Fürst gedehnt. „Dann ist es schwerlich passend, ihr einen Besuch zu machen."

„Auf keinen Fall!" rief die junge Frau eifrig. „Sie würden dadurch aus Ihrer Sphäre herabsteigen. Lassen Sie mich, die ich leider durch die Verbindung mit Glünar schon in Regionen gerathen bin, in die ich nicht gehöre, die Vermittlung übernehmen. Ihr Name braucht nicht einmal genannt zu werden."

„Nennen Sie ihn ihr immerhin," sagte Woronzoff mit beinahe höhnischem Lächeln. Dann erhob er sich und schickte sich an, Abschied zu nehmen.

„Sie gehen schon?" fragte sie bedauernd.

„Ungern genug. Es plaudert sich so reizend mit Ihnen. Doch ich muß zu Onon, unserem Geschäftsträger, der heute mit Extrazug von Adrianopel eingetroffen."

„Natürlich! Er muß Klage führen gegen die Frechheit der Engländer, mit der Flotte zu demonstriren."

„Nicht das. Gegen ein fait accompli hilft kein nachträglicher Protest. Und wir wollen nicht einmal protestiren. Es ist uns angenehm, daß die Engländer Zeugen der Mäßigung unserer siegreichen Truppen sind, daß unter ihren Augen der glorreiche Friede geschlossen wird. Ich darf Ihnen verrathen, gnädige Frau, daß Rußland gern mit England vereint die Verhältnisse im Orient regeln würde."

Sie lauschte aufmerksam. „Sie überraschen mich."

„Ich kann Ihnen noch mehr vertrauen. Es ist Aussicht vorhanden, dies Ziel zu erreichen. Wir haben sichre Anzeichen, daß der englische Antagonismus gegen uns im Schwinden begriffen."

„Wenn Sie sich nur nicht irren Fürst! Trauen Sie den Engländern nicht!"

„Sie haben ihr Schlimmstes gethan, mit dem gewaltsamen Einlaufen der Flotte in die Dardanellen, ihren letzten Trumpf ausgespielt — Was könnten sie jetzt noch gegen uns im Schilde führen?"

— — „Merkwürdig," dachte Frau Glünar, „daß dieser sonst so gescheute Mann sich solchen politischen Illusionen hingeben kann. Was würde er sagen, wenn ich ihm Beweise seines Irrthums lieferte, und mich ihm dadurch überlegen zeigte." —

— — — „Erstaunlich," sagte Woronzoff, „wie leicht dieses vielerfahrene Weib auf den Leim geht. Ich bin gewiß, daß sie mir nächstens allerlei Fäden zu englischen Intriguen in die Hand spielt."

Sie nahmen nun von einander Abschied.

„Ich hoffe, Sie machen mein Haus zu dem Ihrigen," lud sie ihn ein

„Ich fürchte, Sie werden dies Wort bereuen," entgegnete er schlagfertig.

„Wie das?"

„Weil ich oft kommen werde, sehr oft. — Nun, beruhigen Sie sich nur. Mein Aufenthalt kann nicht lange dauern."

„Oh!" rief sie unwillkürlich.

„Ein paar Wochen höchstens. Meine Mission ist ja so überaus einfach."

„Sie kennen die Türken nicht, mein Fürst. Sie werden Ihnen tausend Schwierigkeiten in den Weg legen."

„Desto besser für mich! Desto schlimmer für die armen Gefangenen."

„Wir werden ihre Lage inzwischen lindern."

„Wie hübsch das klingt, wenn Sie sagen wir. Es erinnert so an die Allianz."

„Sie weisen sie also nicht von sich?"

„Gnädige Frau," sagte er mit etwas gepresstem Ton. „Menschen wie wir, deren Abstammung, innere Eigenthümlichkeiten, Geschmackrichtung sie schon einander so nahe bringen, sind bereits natürliche Verbündete. Wozu sich also noch so nennen! Liegt nicht ein eigener Reiz darin, sich willenlos dem Spiel der Beziehungen zu überlassen, welche aus dem Contact zweier Wesen unsrer Art sich entwickeln können? Wir stehn uns beide so ohne Hinterhalt gegenüber. Sie hassen die Berechnung; ich nicht minder. Ich bin gewiß, die Uebereinstimmung unsrer Naturen wird sich ungesucht stärker accentuiren, wenn wir nur den Instinkt, die mächtigste aller Triebfedern, frei walten lassen."

Er war ihr sehr nahe getreten und umfing sie mit einem heißen, tiefen Blick, voll von Bewunderung und Sympathie. Sie beugte den blonden Kopf zurück, daß die Sonnenstrahlen ihn umglänzten.

„Sie sind sehr schön," sagte er wie unabsichtlich, trat aber tiefer in den Schatten zurück, der ihn besser kleidete.

Ihr schmeichelnder Blick gab ihm das Wort zurück.

„Es ist merkwürdig," rief er plötzlich, „wie außerordentlich mein ästhetischer Sinn entwickelt ist. Er stört entschieden das Gleichgewicht meines Charakters. Da stehe ich nun und starre auf ein reizendes Frauenbild, statt meinen Geschäften nachzugehn. Ich muß fort, ich muß fort."

Er schien sich Gewalt anzuthun und ging zur Thür; sie folgte ihm ein paar Schritte. „Auf Wiedersehn!" Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

Er vergrub einen Augenblick sein Gesicht darin, und sie fühlte Küsse auf ihrer zarten Fläche brennen. Dann entfernte er sich rasch.

— „So schnell?" fragte sie sich mit triumphirendem Lächeln, als er fort war.

— „So schnell?" dachte auch er, als er das Vorzimmer durchschritt, und sein Mund verzog sich spöttisch. —

VII.

Ehe Frau Andrikos nach der kurzen, aber packenden Erkennungsscene mit dem Mann, den sie „Baron Clausel" angerufen, in die große Kajütte hinuntergeschwankt war, hatte Frau Ranzoff sich von ihrem kurzen Ausfluge auf's Verdeck schon dorthin zurückgezogen. Der Blick, den sie über die oben versammelten Gruppen gleiten lassen, war auch ihren beiden Landsleuten vorüber gestreift und von einem tiefen Athemzug und heißem Erröthen gefolgt worden, das einen Augenblick die halb verblühte Frau mit wunderbarem Reiz der Jugendlichkeit umkleidete. Mit wallender Brust und leuchtenden Augen stand sie am Fuß der

Treppe, ohne zu bemerken, daß vor ihr eine schmächtige Gestalt auftauchte, welcher sie als Hinderniß den Weg hinauf verlegte. Endlich machte ein leises „Pardon, Madame," sie aufschauen, und sie erkannte nun den französischen Aufwärter, der sie auf der Fahrt bedient. Mechanisch zog sie ihr Portemonnai und reichte ihm als Trinkgeld einige Geldstücke. Antoine starrte sie erstaunt an, „Madame irren sich wohl," sagte er dann. „Ich bin der garçon."

„Behalten Sie nur," sagte die Dame, wie im Traum redend.

„Tausend Dank, Madame, welche Großherzigkeit! O die Russen sind eine freigebige Nation! Schon das douceur des Herrn Fürsten, und nun —"

„Was?" rief Frau Ranzoff plötzlich, „Sie haben den Fürsten bedient?"

„Ohne Zweifel. Seine Hoheit schien sehr zufrieden mit dem, was ich ihr über die Mitreisenden sagte."

„Hat der Fürst — sich nach mir erkundigt?" fragte sie erregt.

„Nein, Madame, nur nach Monsieur Smitt, der eben ins Meer gestürzt sein soll." — Er machte eine neugierige Bewegung hinaufzueilen.

„Hören Sie," sagte die Russin jetzt rasch. „Liegt Ihnen daran, auf dem Cambodge zu bleiben?"

„Pas du tout," entgegnete er. „Sobald ich einen bessern Dienst hätte" —

„Die Hôtels in Constantinopel werden bald von Russen gefüllt sein," bemerkt Frau Ranzoff mit Nachdruck. „Bemühen Sie sich um einen Platz in dem, wo der Fürst absteigt. Berichten Sie mir über sein Ergehen. Ich werde Sie gut bezahlen."

„Wo kann ich Sie finden, Madame," fragte er schlau lächelnd, „wenn ich Ihnen die ersten Nachrichten bringe?"

„Können Sie schreiben?"

„Das will ich meinen."

„So richten Sie zuerst ein paar Zeilen an Madame Andrikos, Rue Touzla, Nr. 12. Eilen Sie jetzt, sich frei zu machen und den Fürsten nicht aus den Augen zu verlieren."

Er küßte seine eigene Hand und rannte die Treppe hinauf, beinahe gegen Kathina an, die leichenblaß, mit verstörtem Gesicht den untern Raum betrat. Frau Ranzoff rannte ihr entgegen, der eignen, zitternden Erregung Luft zu machen; doch die Griechin wehrte sie ab, rief: „Laß' mich, o nur einen Augenblick," und zog sich in ihre Schlafkabine zurück.

Noch stand Vera verblüfft über das sonderbare Benehmen der Freundin als Hermione geflügelten Schrittes hinabeilte und auf sie zuflog.

„Er ist gerettet," jauchzte sie fast, „o liebe Frau Ranzoff, ich sah ihn das Ufer erreichen."

„Mr. Smitt?" fragte sie, Hermiones Erregung mit Erstaunen bemerkend.

Das Mädchen nickte mit strahlenden Augen.

„Hören Sie, liebes Herz," flüsterte die Russin jetzt, vertraulich den Arm Hermiones ergreifend und sie zu sich auf den Divan ziehend. „Ich habe Ihnen etwas zu bekennen, Sie um Ihren Beistand anzugehen. Ich kam hierher, um meinem Manne zu begegnen, der den Krieg mitgemacht und aller Wahrscheinlichkeit nach sich sehr nahe der türkischen Hauptstadt befindet. Eigenthümliche Verhältnisse machen es nothwendig, daß ich, bis ich ihn gefunden, ein Incognito bewahre. Ihre Mutter ist von alledem unterrichtet, was Sie zu jung sind zu verstehen. Auf Kathina's Vorschlag soll ich als Miß Lee, Ihre englische Erzieherin, in der Villa Ihres Vaters mit Ihnen leben. Wir erwarten, daß Sie mich nicht verrathen werden."

„Gewiß nicht, theure Frau Ranzoff! Doch wie traurig ist es für Sie, auf solche versteckte Wege gedrängt zu sein.“

„Die Verstellung soll nicht lange dauern, Kind. Und der Preis derselben wird ein köstlicher, ein heiliger sein! — Nun aber, sobald Ihr Vater Sie abzuholen kommt, vergessen Sie nicht, mich als Ihre Erzieherin zu behandeln.“

„Wie, Madame, Sie wollen meinen Vater nicht mit ins Geheimniß ziehn?“

„Auf keinen Fall. Dies sind Frauenangelegenheiten.“

„Sie können doch aber seine Gastfreundschaft nicht unter falschem Namen er — —“

Sie vollendete nicht. Frau Ranzoff sah sie erstaunt an.

„Wie können Sie nur darum ein solches Wesen machen, liebes Herz! Ihre Mutter übernimmt jede Verantwortlichkeit, so daß der Papa, wenn schließlich das Spiel aufgedeckt wird, sein Töchterchen gewiß nicht schelten wird.“

„Darum ist mir's nicht; aber ich will ihn nicht belügen.“

„Hermione, welches scharfe Wort.“

„Ich habe mich Jahre lang nach dem Vater gesehnt,“ sagte sie mit heißer Wallung, „in Gedanken an seinem lieben Herzen geruht, und soll nun, da er mir endlich gegeben, mit einer Unwahrheit vor ihn treten, den verehrten Mann zum Narren halten!? Nein, nein, Frau Ranzoff, das thue ich nicht.“

„So wollen Sie mein Geheimniß preisgeben, mich bloßstellen?“

„Mein Vater ist ein Ehrenmann. Er wird es sicher bewahren!“

„Ich will aber keinen Mann in so zarte Beziehungen blicken lassen,“ sagte die Russin mit gehobener Stimme. „Und Ihre Mutter steht auf meiner Seite. Sie müssen sich fügen.“

Das Mädchen eilte, ohne ein Wort zu erwidern, an Kathinas Thür. Sie war verschlossen.

„Mutter,“ rief sie, „ich muß Dich sprechen.“

„Nicht jetzt,“ tönte Kathina's Stimme hohl und dumpf.

Eben wollte Frau Ranzoff mit neuen Gründen in die Störrige dringen, als auf der Treppe vom Deck die lange, gebeugte Gestalt eines ältlichen Herrn erschien, der mit schwankenden Schritten niederstieg. Mit einem Freudenruf flog Hermione an seine Brust.

„Vater, Du Einziger, Du Guter!“

„Kind, wie ähnelst Du Deiner Mutter!“

Sie hingen aneinander, sich küssend und umarmend.

„Wo ist Kathina?“ fragte Andrikos plötzlich, sich die Augend wischend. Hermione eilte, ihr das Kommen des Vaters zu melden. Inzwischen trat Frau Ranzoff rasch vor.

„Ich bin Hermiones Erzieherin,“ sagte sie in fließendem Englisch, „und habe sie auf Wunsch Ihrer Frau hierher begleitet.“

„Sein Sie willkommen, Miß Lee,“ radebrechte er, etwas verlegen in derselben Sprache. „Sehr angenehm, in der That. — Kind,“ rief er Hermione entgegen, „so ist Deine vortreffliche Lehrerin doch nicht unerweichbar gewesen. Um so besser! Sie wird Dir's erleichtern, Dich in die neuen Verhältnisse zu gewöhnen.“ Hermione warf einen vorwurfsvollen Blick auf die Intriguantin, die ihr den freien Weg abgeschnitten. Doch die Wiedersehensfreude gestattete ihr kein langes Verweilen bei dem peinlichen Gedanken. Wieder und wieder legte sie sich an Andrikos' Herz und war fast schmerzlich betroffen, als er einmal ums andre nach seiner Frau fragte. Endlich kam Kathina aus dem verschlossenen Raum. Sie war gefasst, hatte aber einen Blick, der von furchtbarer Leidenschaft elektrisch

flammte. Kaum duldete sie ihres Mannes Kuß und Begrüßungsworte, sie schien das Schiff nicht rasch geug verlassen zu können. Als Herr Andrikos den Damen in die Barke half, fragte er: „Wo ist Yuvan?"

Kathina sah auf Frau Ranzoff, die ihr ein Zeichen gab, und antwortete kurz.

„Ich habe ihn fortgeschickt. Miß Lee wünscht einen älteren, erfahrenen Diener für unser Haus."

Andrikos sagte nichts, blickte aber etwas betroffen auf die anspruchsvolle Erzieherin. Hermione fühlte ihr Herz zucken, als sie auch die Mutter den Vater belügen hörte; so war denn, trotz ihres Protestes, der häßliche Betrug ins Werk gesetzt worden. Im Hause des Herrn Andrikos in Pera angekommen, sagte Vera heimlich zu ihrer Freundin:

„Hermione weigert sich, vor ihrem Vater mein Incognito zu wahren."

„Sie hat Recht," entgegnete, zu Frau Ranzoffs Verwunderung, Kathina. „Es ist ein häßliches Ding um's Komödienspielen. Ich wollte, sie lernte es nie."

„Doch wie soll ich es ertragen, durch ihr Benehmen bloßgestellt zu werden!"

„Wir gehn nächster Tage nach Prinkipo, wohin Andrikos uns nicht folgt. Bis dahin merkt er wohl nichts."

„Du mit uns? Ich dachte, Du wolltest den Einzug der Sieger mit" — —

„Nein," unterbrach sie Kathina heftig. „Ich will davon nichts mehr wissen."

„Wie sonderbar Du sprichst! — Und die Kriegsgefangenen?"

„Ich werde ihnen Hülfe senden. Genug davon! Ich muß von hier."

„O Kathina, wüßtest Du, welche Hoffnungen mich erfüllen! Eine leuchtende Vision, ein gutes Omen ist mir erschienen, ehe ich noch landete."

„Was willst Du sagen?" entgegnete die andre wie abwesend, in den Gedanken an die eigne gräßliche Vision verloren.

„Ich habe," sagte Vera geheimnißvoll und mit zärtlich vibrirender Stimme, „nach langen Jahren den Mann wiedergesehen" — —

„Wen meinst Du?" schrie Kathina fast, Vera's zarten Arm packend.

„Am Morgen, ehe wir den Cambodge verließen, während Ihr nach Smitt ausschautet, erblickte ich ihn plötzlich auf dem Verdeck, ohne daß er mich bemerkte."

Kathina antwortete nicht; sie hatte die Hand der Freundin losgelassen, biß sich auf die Lippen und wandte die Augen ab.

„Er wird wieder mein werden," schwärmte die Russin weiter. „Eine untrügliche Ahnung sagt es mir. O Seligkeit des Vergebens, des Vergessens!"

Ihr verklärter Blick streifte kaum das finstre Antlitz der Freundin, und sie vernahm den bittern Seufzer nicht, welcher von der abscheulichen Doppelentdeckung aus Katharina's Brust gepresst wurde, obwohl er klang wie ein unterdrückter Racheschrei. So trug der Mann, den sie als Baron Clausel gekannt, einen andern Namen, — so war er Vera's Gatte! Die Schmach, welche er der Vertrauenstrunknen angethan, war eine tiefere gewesen, als sie zuerst geahnt, und wenn sie sich jetzt zu rächen strebte, musste sie die Freundin, welche an dem Schändlichen noch immer hing, mit ihm treffen. Kathina's eigner russischer Patriotismus schien sich zudem wie eine Schutzwehr vor den Kriegshelden zu legen, und endlich — sie konnte es sich nicht hehlen — lähmten noch andre Rücksichten die Aeußerungen ihrer Hassesbrunst.

Wenn Kathina sich früher ein Begegnen mit dem Manne vorgestellt, der sie moralisch vernichtet, so hatte die Zuversicht, sich ungehemmt ihm gegenüber der vollen Gewalt ihrer Racheleidenschaft überlassen zu dürfen, ihr siedendes Blut freier strömen machen; die Wollust des Vergeltens, von ihr vorweggenommen,

war ihr wie die Oceantiefe erschienen, in der sie die befleckte Erinnerung würde ertränken können: — jetzt sah sie sich mit eins dem Ziele langjähriger, fruchtloser Anstrengungen, dem Gegenstande noch bitterer erschöpfter Entsagung so nahe gebracht, und doch von lastenden Ketten zurückgehalten, sich auf ihn zu stürzen. Wäre sie noch Kathina Yatridi gewesen, sie hätte den Elenden niedergeschossen, der sie entehrt, und den Richtern dann ihr Bekenntniß zugeschleudert, daß es durch die Welt gegellt hätte: „Ein mißhandeltes Weib hat sich zu rächen verstanden!" allüberall ein Echo des Aufruhrs weckend in den Geopferten, einen Schauer der Furcht in den Schuldigen. Kathina Andrikos durfte so nicht handeln; das wurde ihr klarer, verzweifelt klarer mit jedem Augenblick. Da war der hilflose, schwache Mann, der ihr so rührend vertraute; da war das unschuldvolle Mädchen, dem sie Mutter zu sein verpflichtet: durfte sie diese unauflöslich in ihr späteres Leben Verflochtenen mit in den Abgrund ziehen, der aus dem Dunkel ihrer Jugendjahre aufgähnte, und nach dessen Rand die Racheglühende jetzt zurückstrebte?!

Der häusliche Friede, das harmlose Glück des Gatten waren für immer entweiht; die Ansprüche der schönen und edlen Stieftochter an ein würdiges Loos vernichtet, wenn die Dritte im häuslichen Bunde sich als Gefallne, als Mörderin brandmarkte. Und brandmarken würde sie sich, daß wusste Kathina wohl; sie würde es vor jener zahlreichen Klasse von Menschen, die an ihrem Geschick unparteiisch vorübergehen durften, weil sie weder Opfer noch Zerstörer in stürmischen Liebesabenteuern waren, sondern ruhige, solide Leute, welche jede Regellosigkeit anwidert und empört, und die im Grunde doch in der Jury der menschlichen Gesellschaft die Stimmenmehrheit haben, wenn auch zuweilen die Ultraradikalen in der Moral sie überschreien. — Es kam Frau Andrikos jetzt zustatten, daß sie sich gewöhnt, rücksichtslos die Sonde an ihre Empfindungen zu legen; sie entdeckte bei dieser furchtbaren Krisis ihres Innern ganz unerwartete Wandlungen in ihrem geistigen Organismus. War es möglich, daß das häusliche, sturmlose Leben der letzten Jahre sich lastend, niederhaltend auf ihre ursprüngliche kühne Energie gelegt, daß in der Wagschale ihrer Entschlüsse sich jetzt auch eine bequeme Ruhesehnsucht, ein Wohlgefallen an friedfertigem Vegetiren geltend machen konnte, während der Gewalt des Augenblicks eigentlich nur großartige, elementare Motive entsprochen hätten?! — War Kathina der Kleinlichkeit, der Zahmheit zugänglich geworden, seit ihre Existenz in äußerer Begrenztheit hinfloß?! Konnten entnervende Gewohnheiten sich gegen glühende Impulse stemmen?!

Sie brütete über quälenden Zweifeln und Skrupeln und fühlte dabei, wie das Racheprojekt ihr unter den Fingern zerrann. Nicht daß sie dem Gehassten hätte vergeben können oder wollen! Aber sie dachte, daß es außer Dolch und Revolver ja noch andere mörderische Waffen gäbe, deren Wirkung unfehlbar, deren Wirksamkeit aber vor keinem menschlichen Tribunal nachweisbar sei. Wenn der falsche Clausel ihr je in die Hände fiel — und das musste er, wenn es eine vergeltende Gerechtigkeit gab, — konnte sie ihn nicht ihren Haß intensiv fühlen lassen, ohne ungesetzliche Handlungen zu begehen? Den Verwundeten verbluten, den Verdurstenden verschmachten, den Gefährdeten verderben lassen, ohne ihm zu Hilfe zu kommen, das war negative Vergeltung zwar, passiver Mord, aber doch Machtentfaltung! — Sie suchte dann freilich die Rache nicht mehr; sie ließ sie an sich herankommen; sie entsagte der Selbstbestimmung, um sich dem fatalistischen Zufall zu überlassen: aber sie konnte nicht anders; die Lebenspartner Andrikos, Hermione, Vera legten unbewusst Veto gegen jede Gewaltthat ein, und die verengten Gehirnzellen, die stille Herzkammer Kathina's hallten es dumpf und träge wieder.

Frau Andrikos hatte die ersten Tage nach ihrer Ankunft in Constantinopel

in einem Zustande qualvoller Erregung verbracht. Sie musste sich allein durch das Grässliche ringen, denn Vera war für das Neuentdeckte nicht die geeignete Vertraute, Kathina's Mann aber kannte das Ereigniß, welches auf die Vergangenheit seiner Frau einen Schatten geworfen, garnicht. Hatte sie ihm auch vor ihrer Verheirathung offen bekannt, daß ihre Ehre nicht makellos sei; von den näheren Umständen, welche ihren Fehl veranlasst und begleitet, war zwischen dem toleranten Gatten und der verbitterten Frau nie die Rede gewesen. Andrikos genügte es, daß er an Kathina die Stütze gefunden, auf die er sich lehnen konnte, daß ihre derbe Ehrlichkeit sein vollstes Vertrauen für die Gegenwart rechtfertigte. Er baute auch jetzt auf sie in dem beginnenden Verhältniß mit Hermione und bangte keinen Augenblick, die lilienhafte Reinheit des jungen Mädchens in Berührung mit den fragwürdigen Grundsätzen ihrer Stiefmutter zu bringen. Fast schien es, als sei seine Zuversicht nicht unbegründet gewesen; denn Kathina zeigte während der Zeit ihrer heftigen innern Kämpfe einen ganz besondern Hang, in Hermiones Nähe zu weilen, und sprach zu ihr mit einem milden Ton, den Andrikos sonst von der Schroffen, Harten nie gehört.

Er selbst erfreute sich wohl auch an der Gegenwart seiner einzigen Tochter, die in jeder Beziehung geeignet war, sein Vaterherz mit Stolz zu erfüllen; aber von der anfangs unausgesetzten Beschäftigung mit der Neuangekommenen ging er doch bald zu lässigerem Genuß ihrer Nähe über, denn die Gewohnheiten des Forschers machten sich von Tage zu Tage stärker geltend. Sein Arbeitszimmer wagte Hermione nicht zu betreten, und da er nur kurze Zeit, wie es sonst bei ihm üblich gewesen, zu den Mahlzeiten oder Ausgängen aus demselben heraustrat, sah sie den Vater bald viel seltner, als sie sich anfänglich versprochen. Sie hatte vorgeschlagen, ihn auf seinen archäologischen Streifereien zu begleiten, denn ihr Interesse an historischen Monumenten war lebendig; doch die Verhältnisse in der Hauptstadt waren augenblicklich nicht der Art, daß ein junges, schönes Mädchen sich viel in den Straßen hätte zeigen können.

Seit dem am sechsten Februar abgeschlossenen Waffenstillstande waren die siegreichen Russen von den damals occupirten Punkten den Thoren Stambuls noch viel näher gerückt; vor ihnen flüchteten Schaaren von türkischen Deserteuren und Strolchen aller Art in die Hauptstadt und machten deren entlegne Theile unsicher. Als vollends nach dem ungehinderten Eindringen der englischen Flotte ins Marmerameer die Moskowiten von der Pforte Genugthuung dafür und folglich neue Konzessionen verlangten und den endgültigen Frieden nur in San Stefano, fast unter den Mauern der Constantinstadt abschließen zu wollen erklärten, begannen ungezählte russische Soldaten als geduldete zwar, aber verhasste Besucher durch die Straßen derselben zu ziehen. Man musste jeden Augenblick Konflikte erwarten, besonders nachdem die Pforte durch Suleiman Paschas rechtzeitige Abberufung von den Schanzen von Bulair, — welche, wie man vermuthete, auf die Benachrichtigung des englischen Botschafters, daß der abtrünnige Feldherr die Befestigungen an die vorrückenden Sieger zu übergeben gedenke, erfolgt war, — Rußland die Hoffnung, durch Verrath in den Besitz jener wichtigen Position zu gelangen, so energisch abgeschnitten hatte. Unter solchen Umständen ergab es sich von selbst, daß etwa eine Woche nach ihrer Ankunft die drei Damen nach der abgelegnen Prinzeninsel übersiedelten, wo die Villa Andrikos, die eigentlich nur für den Sommeraufenthalt eingerichtet war, lag. Der Besitzer derselben zog es vor, in Pera zu bleiben, um in seinen Studien nicht unterbrochen zu werden, musste aber Hermione feierlich versprechen, daß er seine Forschungsausflüge nach den alterthümlichen Vierteln Stambuls, die ihn besonders interessirten, nur mit der größten Vorsicht und nicht unbewaffnet antreten werde.

Die Einrichtung in dem verrammelten und verfinsterten Landhause gab Veranlassung, den Thätigkeitstrieb zu entfalten. Mit Wohlgefallen bemerkte Kathina, daß ihre Stieftochter gern die ordnende Hand an die häuslichen Verrichtungen legte, und ließ Hermione gewähren, als sie die Wohnräume anmuthiger gestaltete. Wenn Frau Andrikos Tisch, Stuhl und Klavier in einem Zimmer fand, so war ihr das genügend, sich darin behaglich zu fühlen; das junge Mädchen aber, in Ideen von englischem Komfort auferzogen, machte ganz andre Ansprüche an ihren Aufenthaltsort und Vera theilte ihren Geschmack. Sie erhielten drei Zimmer in einer Reihe im oberen Geschoß des Hauses und wussten sie so freundlich und geschmackvoll einzurichten als möglich.

Vera war eine Frau von nicht tiefer aber weitausgedehnter Bildung. Sie hatte Sinn für Poesie und Naturschönheit; bald fand sie Gefallen daran, dem Geiste ihrer Rolle getreu, die vor den Dienstboten festgehalten werden musste, mit Hermione zu lesen und zu skizziren. Oft aber wurden sie in ihren Beschäftigungen unterbrochen, wenn aus den untern Räumen die mächtigen Töne von Kathina's Flügel empordrangen, denn Frau Andrikos war aus dem ersten stummen Gefühl ihres Elendes in das erträglichere Stadium des Schmerzes getreten, worin sich dieser Bahn bricht in verzweifelten Klagen. Wenn stürmische Winde das Haus umtobten und die finstern Winterwogen sich dröhnend an den rothen Felsen brachen, auf denen es stand, mischte sich in die wilden Naturlaute oft dominirend die brausende Springfluth der Accorde. Was Kathina spielte, wusste sie dann nicht; es kam ihr auch darauf nicht an, ihr wurde jede Modulation zum Schluchzen, jedes Motiv zum Schmerzschrei. Das übermächtige Empfinden strömte unvermittelt in die Saiten; der Tonspiegel aber warf die Umrisse der Geistesgestalt in unendlichen Reflexen zurück, daß die Lauschenden vor der Titanenform schaudernd und doch bewundernd erbebten. Oft kniete Hermione, ergriffen von schmerzlichem Ahnen, am Boden und ließ sich von dem Doppelgebrause umrauschen, welches durch das Haus vibrirte. Was konnte die Mutter so spielen machen! War sie denn eine Gefolterte, die ihre Martern hinausstöhnte in die Luft, eine Erinnye, die mit wildem Hohngelächter Flüche heulte, eine Sterbende, welche in erstickten Röcheln den letzten Athem aushauchte? War das M u s i k, was Hermione vernahm; dies wilde, unentwirrbare Tosen ohne Zusammenhang sollte der schönen, milden Kunst verwandt sein, welche dem Mädchen sonst schmelzende Melodien vorgeflüstert und ihre Seele erhoben? — Sie fühlte tiefes Mitleid mit der Zerrissenen, Verzweifelten; so unbegreiflich ihr die Ursache von Kathinas Weh war, die, nach der Tochter Ueberzeugung, als des geliebten Vaters Weib, hätte unaussprechlich glücklich sein müssen, so wohl begriff Hermione doch, d a ß es bestand und sich unbezwinglich Luft machte. Mit zarter, etwas scheuer Liebenswürdigkeit näherte sich das Mädchen nach oft stundenlangen Tongewittern der erschöpften Stiefmutter, ihr allerlei kleine Aufmerksamkeiten erweisend, als wolle sie ihr, ohne die wunde Stelle zu berühren, Trost spenden. Vera begegnete zuweilen den fragenden Blicken Hermiones, die von ihr Aufschluß über die unstäte Art der Mutter zu fordern schienen; doch ihr selbst war in der letzten Zeit Kathina unverständlich geworden, so daß sie, abgesehen von der Unstatthaftigkeit irgend welcher Erklärungen an das junge Mädchen, nicht einmal vermocht hätte zu sagen, warum die Freundin die noch während der Reise gezeigte bittre, starre Fassung mit stürmischer Rastlosigkeit vertauscht. Kathina hatte der Russin nicht Rede stehen wollen, als diese Anspielungen auf den Wechsel in ihrer Stimmung versucht; sie hatte sogar die fernere Beschäftigung mit Vera's Angelegenheit, an welche sie durch den Brief erinnert worden, der unter ihrer eignen Adresse von Antoine eingegangen war, mit einer gewissen Heftigkeit abgelehnt und es der Freundin überlassen, mit Hilfe des bestochenen Hotelwärters sich über die

Erlebnisse ihres Gemahls auf dem Laufenden zu erhalten. Antoine hatte nur wenige Zeilen geschrieben, welche Kathina Vera ungelesen übermittelte. Aus denselben ging hervor, daß der Aufwärter in dem Hotel Byzance, welches „Seine Hoheit“ bewohnte, einen Dienst gefunden und mit der persönlichen Aufwartung beim Fürsten betraut sei. Derselbe befinde sich wohl und sei fast immer aus. „Was ich noch weiß, kann ich nicht schreiben,“ fuhr der Verfasser des Briefes fort, „ich würde es Ihnen, Madame, aber sagen können, wenn Sie mir erlaubten, Sie zu sehen.“

Diese Worte machten einen lebhaften Eindruck auf das erregte Herz der Dame, und nach eingeholter Erlaubniß Kathina's, Antoine auf der Insel empfangen zu dürfen, schrieb sie ihm, er solle seinen ersten freien Tag benutzen, sich nach der Villa Andrikos auf Prinkipo zu begeben und dort die Erzieherin zu sprechen verlangen. Kathina hätte viel darum gegeben, wenn Vera für ihr auf der Lauer liegen sich einen andern Hinterhalt gesucht als ihr Haus; sie konnte aber, nachdem sie die Russin früher so dringend ermuthigt, ihre Gastfreundschaft anzunehmen, ihr jetzt nicht wehren, ihre Projekte ins Werk zu setzen; nur wenn dieselben glückten, wenn der ungetreue Gatte sich bekehren ließ, musste Kathina ein Mittel finden, der Versöhnung unter ihren eignen Augen zu entgehn. In Wahrheit aber glaubte sie nicht an einen solchen Ausgang; der falsche Clausel war sicherlich nicht der Mann, vor dem Eintritt vollständiger Invalidität, welche ihm die Pflege einer liebenden Gattin wünschenswerth machen konnte, die Fesseln der Ehe wieder auf sich zu nehmen.

Eine eigenthümliche Zurückhaltung hatten die drei Damen untereinander, wie in ihren Mittheilungen an Herrn Andrikos, über ihre Reiseerlebnisse beobachtet, obgleich jede in Gedanken oft zu denselben zurückkehrte; Kathina das ganze Entsetzen des unerwarteten Begegnens mit dem Verhassten noch empfindend, Vera bei dem glücklichen Vorzeichen verweilend, das sie in dem flüchtigen Anblick ihres Gatten gefunden, Hermione endlich der dramatischen Vorgänge gedenkend, welche sich ihrer Beobachtung auf dem Cambodge enthüllt.

Sie war durch das, was sie an realistischer Lebensentfaltung unterwegs gesehen und gehört, ein wenig aus den duftigen, goldnen Jugendträumen aufgestört worden, die sie, nach Mädchenart, auf eigne Naturnothwendigkeit und nicht auf Erfahrung gründete. Daß die Welt eine ausgezeichnete sei, die Menschen durchschnittlich von den höchsten Motiven geleitet würden, und ihre eigne Lebensaufgabe darin bestände, sich der Liebe und Achtung ihrer Mitgeschöpfe würdig zu machen, waren ihr bisher Dogmen des Herzens gewesen; von dem Wechselspiel der Interessen, welches in der menschlichen Gesellschaft so allmächtig, und unter dessen atmosphärischem Druck das freie Aufathmen des Individuums erstickt wird, das Sein des Einen in der Beurtheilung des Andern zu dem bloßen Begriff größerer oder minderer Brauchbarkeit für dessen Zwecke zusammenschrumpft, hatte sie nie etwas geahnt.

Nun hatten die politische Gegnerschaft einzelner Mitreisender, welche rücksichtslos alle fördernden oder hindernden Hebel in Bewegung setzte, wie die Frechheit St. Renés, der Zwiespalt im Benehmen Rowlands sowohl als die geheimnißvolle Kabale der Frau Ranzoff ihr neue Gesichtspunkte für die Auffassung der Welt erschlossen, und die tägliche Gemeinschaft mit der Stiefmutter, die beinahe unbewusst, aber um so auffallender die größte Verachtung der Menschheit, den Zweifel an jedem edlen Motiv proclamirte, konnte nur dazu beitragen, dem jungen Mädchen noch klarer zu beweisen, daß sie, wenn sie das Ideal ihrer Lebensanschauung bewahren wolle, darum zu ringen, zu kämpfen haben werde.

Von allen Persönlichkeiten, die Hermione in letzter Zeit kennen gelernt,

erschien ihr der englische Offizier als die einzige, deren Ansichten sich vielleicht mit ihren eignen in Harmonie befinden mochten. Wenn auch Rowland vom geraden Pfade abgewichen war, den innere Wahrhaftigkeit ihm vorgeschrieben haben sollte, so hatte er es offenbar nur im Drange zwingender Umstände gethan, nicht weil er über moralische Schranken sich hinwegzusetzen nicht scheute. Er war ja traurig darüber gewesen, daß er Hermione zu nahe getreten, und hatte versprochen, ihr volle Genugthuung dafür zu geben, indem er ihr zu geeigneter Stunde die Triebfedern seines Handelns darlegte. Der schlimme Zufall, welcher für Rowland beinahe verhängnißvoll geworden wäre, hatte das Mädchen noch versöhnlicher gegen den muthigen Seemann gestimmt, und sie bedauerte aufrichtig, daß gerade der Diener ihrer Mutter, der sonst so gewandte Yuvan, durch seine Plumpheit Veranlassung zu Rowland's Mißgeschick geworden. Seit sie diesen das Ufer von Galata erreichen sahen, hatte Hermione nichts mehr über ihn erfahren; sie wußte indessen, daß die englische Flotte die Dardanellen durchschifft habe und empfand ein leises Behagen bei dem Gedanken, sich jetzt unter dem Schutze der mächtigen Flagge zu befinden, für deren Ruhm sie den Reisegefährten so abenteuerliche Wagnisse bestehen sahen.

(Fortsetzung folgt).

Allvater Wodan's abenteuerliche Reise.

Ein Märchen.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Fortsetzung.)

„Ach, ja richtig!" erwiderte Wodan, indem er sich besann. „Richtig, ich träumte das. Aber ich träumte auch, daß es nicht wahr sei. Ich weiß ganz genau, daß die Welt noch lange bestehen wird. Sie wird erst enden, wenn die Götterdämmerung in Musik gesetzt wird. Glaube nur, mein Freund. Nebenbei eine Frage: hast Du nicht irgend wo den ewigen Juden gesehen?"

Der Mann antwortete ihm nicht, sondern zog plötzlich sein Messer hervor und sagte:

„Fremdling, wer Du auch seiest, ich fühle solche Angst vor dem Ende der Welt, daß ich, um es nicht zu erleben, mir das Leben nehmen will. Ich will dich auch erstechen und dann mich selbst. Bist Du damit einverstanden?"

„Durchaus nicht!" versetzte der Gott. Ich versichere Dir, die Welt wird nicht untergehen. Außerdem bin ich ein Gott, der so wie so unsterblich ist." Er wich dem Manne aus, der ihm eine Weile verwundert nachschaute, dann aber sich erstach und in seinem Blute dalag, da er das Ende der Welt nicht erleben wollte. Als Wodan auf der Landstraße weiterging, sah er viele Erhangene an den Bäumen hängen, die sich Alle aus Furcht vor dem Tode erhängt hatten. Als er an einem Kirchhof vorüber kam, sah er, wie viele Leute beschäftigt waren, die Gräberplatten abzuheben und die Särge aus den Gräbern zu nehmen und er hörte, es geschehe, damit bei der Auferstehung der Todten die armen Leichen eine Er-

leichterung hätten. Als er aber an einer Kirche stand, sah er, wie viele Leute Einem von den Männern, die keine Haare auf dem Kopfe hatten, all ihr Geld und Gut schenkten, da es ihnen doch nichts mehr nützen könne beim Ende der Welt. Der Mann ohne Haare segnete sie und sagte ihnen sie würden alle in den Himmel kommen und was ihn anlange, so wolle er, wenn er das Ende der Welt überlebe, ihr Geld dem heiligen Vater nach Rom schicken, wo es gewiß gut aufgehoben sein werde. Er hatte das kaum gesagt, als einige geharnischte Raubritter herankamen und ihn todtschlugen sammt all den frommen Menschen. Sie raubten das Geld und Gut und sagten: „Wenn doch einmal die Welt untergeht und wir in die Hölle kommen, so wollen wir uns vorher noch ein wenig belustigen!“ Darauf betranken sie sich fürchterlich und fielen über Frauen und junge Mädchen her. Wodan entsetzte sich so, daß er zu den Räubern sagte:

„Lasst die Mädchen los! Seht Ihr nicht, daß die Welt noch gar kein Ende hat? Seht doch einmal da hinüber über den Fluß dort! da liegt ja das ganze elfte Jahrhundert in seiner Länge und Breite da! Seht hin! Und schämt Euch, daß Ihr so dumm seid, solche Märchen zu glauben!“

Die Männer blickten über den Fluß, aber drüben sahen sie gar kein elftes Jahrhundert, sondern nur die gewöhnliche Gegend. Wodan aber sah das ganze Jahrhundert wie eine Fata Morgana drüben sich bewegen und regen, sah eine Menge Könige und Kaiser in der Tracht jenes Jahrhunderts und sagte immer: „Seht nur, seht! das ist ja das ganze Land! Und dahinter wieder eines, wie ein Schattenspiel! Wieder eins! Und noch eins! Es nimmt ja gar kein Ende. Seht nur die vielen verschiedenen Trachten, die hohen gothischen Kirchthürme, die Burgen, die Städte, die Straßen, wo die Handelsleute ziehen, die Schiffe! Ist das ein Durcheinander, ein Gewimmel und Getümmel! Es ist, als sähe ich durch viele lange Säle und Corridore, wo hinten Spiegel sind und immer tiefer und tiefer geht's hinter. Dort kommt Peter von Amiens auf einem Esel geritten! Dort Gottfried von Bouillon und die Kreuzritter! Seht Ihr's nicht? da geht ja die Welt immer weiter und Ihr Dummköpfe glaubt sie sei zu Ende. Habt Ihr das in den tausend Jahren seit Christus gelernt und weiter nichts? Das ist Eure Bildung?“

Die Raubritter aber hielten ihn für einen Verrückten, der Visionen habe. Sie glaubten, er wäre aus Furcht vor dem Ende der Welt wahnsinnig geworden. Dadurch bekamen sie selbst eine solche Angst, daß auf einmal Mehrere von ihnen anfingen irre zu reden. Wodan traf noch viele Wahnsinnige unterwegs und schüttelte den Kopf über die tausendjährige Dummheit der Menschen. Nur die Männer, welche keine Haare auf dem Kopfe hatten, waren lustig und guter Dinge, wahrscheinlich, weil sie wussten, daß sie alle in den Himmel kommen würden. —

Eines Tages war Wodan im elften Jahrhundert auf die Alpen gestiegen, um von da aus eine Fernsicht über die vielen Länder, die er durchwandert hatte, zu genießen und die kommenden Jahrhunderte auf einmal zu erblicken, da ihm das viele Gehen beschwerlich wurde. Er wollte von da oben mit einem Perspektiv die Gegend übersehen, um einige besonders anziehende Punkte zu suchen, die er dann unten näher in Augenschein nehmen wollte. Da kamen eben im Schnee über

den Berg einige Leute, die zwei Menschen, einen Mann und eine Frau, die Höhe heraufschleiften. Als sie näher kamen, sah Wodan, daß der Mann und die Frau sich in Ochsenhäute eingenäht hatten. Er sagte:

„Guten Tag! Wohin, meine Dame, mein Herr! Warum gehen sie in der Haut von Ochsen einher?“

„Ich gehe mit meiner Frau nach Canossa!“ versetzte der Mann. „Wir haben uns in Ochsenhäute einnähen lassen, weil unsre Leute uns sehr oft schleifen müssen auf den Felsen und Schneefeldern. Es ist eine grimmige Kälte hier oben!“

„Ach, sagte Wodan, dann sind Sie jedenfalls Heinrich IV. Trösten Sie sich, mein Herr. Sehen Sie einmal hier rechts über die Bergspitze hinüber! Rechts, Ew. Majestät! Sehen Sie da drüben zieht in weiter, weiter Entfernung eine ganze Schaar hinüber. Sie gehen alle nach Canossa!“

„Ich sehe nichts!“ erwiederte Heinrich.

„Strengen Sie nur Ihre Augen ein wenig an, Majestät! Es ist keine beträchtliche Entfernung! das Jahr zu $^1/_{22}$ Kilometer gerechnet gerade $36^6/_{11}$ (schreibe sechsunddreißig sechs elftel) Kilometer Luftrichtung! Sehen Sie da drüben! Rechts müssen Sie sehen, Rechts, Majestät!“

Heinrich blickte scharf hin, sah aber nichts. Er frug: „Gehen sie denn auch in Ochsenhäuten?“

„Nein“ versetzte Wodan. „Sie haben Fräcke und Cylinder an, aber keine Ochsenhäute. Sehen Sie immer noch nichts? Gerade $36^6/_{11}$ Kilometer, Majestät! Sie haben lange Hosen und schwarze Stiefel an, aber kein Geld in der Tasche, denn sie kriegen keine Diäten. Es ist ihre eigene Schuld; wenn sie an mich glauben wollten, an ihren Wodan, so hätte ich ihnen auch Diäten verschafft!“

Heinrich und seine Frau sahen Wodan von oben bis unten an. Sie glaubten, er wäre der Teufel selbst, da er so sonderbares Zeug redete. Wodan und der Teufel waren ja für sie nur eine Person, ein Glaube, den ihnen die haarlosen Männer eingegeben hatten. Die Kaiserin schrie auf: „Er ist der Teufel, der leibhaftige Teufel! O Heinrich, Heinrich, er will uns in die Hölle werfen! Heinrich, wir wollen nach Canossa gehn und Buße thun, denn zur Strafe unsrer Sünden ist uns der Teufel in Gestalt eines alten Mannes erschienen!“ Sie schrie entsetzlich, Heinrich klapperte vor Furcht mit den Zähnen, seine Begleiter liefen spornstreichs davon, in entsetzlicher Furcht vor dem Teufel. Einer, der haarlos war, wollte den Teufel bannen, schlug ein Kreuz mit der Hand und sagte: "Ὕπαγε, σατανᾶ! Wodan entrüstete sich tief, daß er der Teufel sein sollte und sagte: „Ihr Dummköpfe! Ich soll der Teufel sein! Es gibt ja gar keinen Teufel! Ich bin Wodan, aber kein Teufel! Wo wäre denn der Pferdefuß und die Krallen? Aber es gibt keinen Teufel, es gibt auch keine Heiligen, denn all das sind Legenden, wie jedes Kind weiß. Statt mich alten Wandrer zum Teufel zu machen wäre es klüger, Ihr sagtet mir, ob Ihr irgend wo den ewigen Juden gesehen habt, den ich schon lange suche!“

„Er glaubt nicht an den Teufel!“ schrie der Priester. „Er ist der Teufel! Werft ihn in den Abgrund hinab!“

Wodan verachtete diese dummen Menschen. Weil es ihm aber gar zu sehr eine Schande schien, daß Heinrich nach Canossa ging, war er in tiefer Seele gekränkt. Er beschloß, Heinrich zu bekehren zum Glauben an Wodan, denn er wusste, daß dann Heinrich sicher nicht zum Papste gehen würde. Er meinte:

„Heinrich, ich bitte Dich, gehe nicht nach Canossa! Ich bitte Dich aus tiefster Seele. Rette Dich Dir selbst, widerstehe, Du rettest dadurch Dein deutsches Volk vom Verderben. Glaube an mich, glaube an Wodan! Thue es Deinem Volke zur Ehre und widerstehe, sei stark, sei ein Mann! Heinrich, siehst Du dort den Regenbogen? Er ist eben an den Wolkenwänden erschienen und da drüben auf dem Schneefeld steht er auf der Erde. Auf der andern Seite des Abgrundes aber steht er mit dem andern Fuß. Siehe daraus, daß ich Wodan bin, weil ich auf diesem Regenbogen, welcher die heilige Brücke der Asen ist, über dem Abgrund wandern werde. Und wenn Du mich dann drüben im Regenbogenduft und Sonnenschein langsam wirst verschwinden sehen, verklärt im Duft und Glanz der heiligen Ferne, dann falle zur Erde, glaube an Wodan und kehre um und gehe nicht nach Rom!“

Wodan schlug den Mantel um die Schulter und ging langsam und feierlich über das Schneefeld, wo der Regenbogen auf dem Schnee stand. Heinrich und seine Begleiter standen staunend und mit gespannten Blicken den Gott beobachtend. Wodan ging ruhig bis an den Fuß des Regenbogens. Er drückte den Hut fester auf das Haupt, damit der heftige Wind ihm auf der Höhe des Regenbogens über dem Abgrund nicht den Hut wegwehe. Er hob den rechten Fuß, um wie auf einer Treppe den Regenbogen hinauf zu steigen. Er legte den Oberkörper vor, stemmte seinen Stab in die Luft in der Höhe des Fußes und zog mit Würde den linken Fuß nach. Er fiel der Länge lang hin und lag mit der Nase im Schnee.

Da hörte er den Kaiser und seine Begleiter höhnisch lachen und sah, wie sie in dem Glauben, er sei verrückt, ihn liegen ließen und schleunigst nach Canossa weitergingen. Ein Windhund sprang fröhlich bellend voran. Wodan aber richtete sich auf, setzte sich in den Schnee und der arme, alte Gott fing bitterlich an zu weinen über sein Volk und über sein Mißgeschick. Er weinte aus tiefster Seele und als ich es niederschrieb, habe ich mit ihm vor Wuth geweint.

Als er sich ein wenig getröstet hatte, stand er wieder auf und sah sich die weite Umgegend an. Er konnte ziemlich weit blicken und als er in einiger Entfernung eine Menge geschmückte Menschen in der Tracht sah, wie man zur Zeit Barbarossas ging, als er Ritter turnieren sah und Minnesänger mit ihren Fiedeln gewahrte, beschloß er, sich zunächst dorthin zu wenden. Es wurde dort drüben gerade das Pfingstfest von Mainz gefeiert, zu dem die ganze damalige gebildete Welt zusammengeströmt war. Troubadours aus Frankreich hatten sich eingefunden und viele tausend deutsche Minnesänger. Nun hatte Wodan von jeher ein großes Interesse für Literatur gehabt und weil er mit Potentaten so schlimme Erfahrungen gemacht, weil er auch im Kulturkampfe nur Spott geerntet hatte, hielt er es fürs Beste sich gar nicht mehr mit Politik abzugeben, sondern sich ausschließlich der Literatur und den schönen Künsten zu widmen. Er wollte also direkt nach

Mainz gehen und hören, was die Minnesänger fiebelten und sangen. Er rief, um schneller hinzugelangen, plötzlich über die Berge:

„Heran, Sleipnir mein achtfüssiges Roß! Sleipnir, wo weilst Du?! Hojotoho! Hojotoho! heran, Sleipnir! Heiaha! Heiajahei! Wallalallalala leia jahei! heran, mein Roß, lass' mich auf Deinen geschmeidigen Rücken mich schwingen, lass' uns reiten hinüber durch die Lüfte zu den Minnesängern, den gewaltigen Rittern! Lass' uns tjosten und turnieren, drei Mann auf einmal aus dem Sattel heben, lass' uns singen in Stäben und sagen in Runen. Lass' uns wandern zu Wolfram von Eschenbach, zu Parsifal und zum Zwifel, zur saelde und tumbheit. Hojotoho! Wo bleibst Du, Sleipnir! Lass' mich die Sporen in Deine Weichen jagen, daß Du wiehernd Deine acht Füße rechts und links ausschlagen lässest, lass' uns lautlos durch die Lüfte gleiten und vor Barbarossa knieen! Heran Sleipnir, mein treues Roß!“

Er rief noch mehrmals Hojotoho! aber es war sonderbar, daß kein achtfüßiges Pferd herangeritten kam durch die Lüfte, so sehr der Gott auch schrie und tobte. So beschloß er denn endlich zu Fuße nach Mainz zu gehen. Unterwegs hörte er einen Minnesänger singen und auf der Fiedel spielen. Die Töne beleidigten sein musikalisches Gehör, denn er hatte in seinen Träumen ganz andere Dinge geträumt und gehört. Er hatte Musik geträumt, dagegen die neunte Symphonie eine einfache Naturzweistimmigkeit war und was die Dichtung anlangt, Dinge, dagegen Goethes Faust ein Schulexercitium für Metrik lernende Gymnasiasten erschien. Er beschloß daher, um die geistige Entwickelung des deutschen Volkes, das er so innig liebte, in ihren Erfolgen zu beschleunigen, auf dem Pfingstfest von Mainz vor Barbarossa den Minnesängern einen neuen Ton zu lehren. Er meinte: „es ist gar nicht nöthig, daß ich ihnen verheimliche, daß ich Wodan bin. Ich will's ihnen nur gleich von vornherein sagen, daß ich ein Gott bin und Wodan heiße. Wenn sie mich auch einen Verrückten nennen, das thut nichts. Man hat bisher alle großen Geister für verrückt erklärt z. B. die Mathematiker, welche im vierdimensionalen Raume leben. Deßhalb weiß ich doch, was ich weiß. Kann ich etwas dafür, daß ich überall vier Dimensionen sehe? Alle Länder, die ich bisher bereiste, hatten vier Dimensionen, denn jede Gegend hat eine besondere Perspektive außer den dreien, die Andere sehen. Und in dieser vierten Dimension gehe ich spazieren, denn man sieht ja, daß die Dimension, die Andere Zeit nennen, für mich Raum ist; und zwar Zeitraum. Wenn die Menschen diesen höhern Sinn nicht haben und die Jahre nach Tagen zählen, statt nach Kilometern, wenn sie nicht einsehen, daß ein Jahr = $^1/_{..}$ Kilometer ist, so ist das ihr eigener Schade. Wir Götter aber leben, wie Jedermann sieht, in der vierten Dimension und da mögen sie uns immerhin verrückt nennen, wir bleiben doch Götter. Ich will's den Minnesängern also gleich von vornherein sagen, daß ich Wodan bin!“

So dachte der Gott und um im vollen Ornate seine Musik zu lehren, kaufte er einem Knappen ein Pferd ab. Nun hatte dieses Pferd aber nur vier Füße, während Sleipnir acht Füße haben musste. Der Gott half sich damit, daß

er noch ein Pferd kaufte. Dieses zweite Pferd schlug er in einem einsamen Walde todt und hackte ihm alle vier Beine ab. Darauf band er mit Stricken diese abgehackten Beine seinem Pferd unter dem Bauche fest, daß sie neben den angewachsenen Beinen bis auf die Erde hingen. Darauf fing er sich wieder ein Paar Raben und band sie mit Bindfaden an einander. Da er noch ein Paar Wölfe brauchte, wartete er die Nacht über im Walde. Der Kadaver des getödteten Pferdes lockte in der That eine ganze Schaar heran. Wodan kletterte auf den Baum, nachdem er ein paar Stücke Pferdefleisch an Stricke gebunden hatte. Er ließ die Stricke vom Baume herunter, woran das Fleisch als Köder hing. Als nun die Wölfe kamen, bissen sie auf den Köder los und Wodan zog auf diese Weise die lebendigen Wölfe wie Fische an der Angel in die Höhe. Da die Wölfe nun in der Luft hingen, warf er ihnen Schlingen um den Hals und band sie fest. Als der Morgen herankam, stieg er herab, setzte sich auf sein achtfüßiges Pferd, das er Sleipnir nannte. Die Raben befestigte er am Sattelknopf und nannte sie Hugin und Munin. Eine Lanze nahm er mit aufs Pferd, seinen Stab schnallte er am Sattel fest; die Stricke aber, daran die Wölfe hingen, band er am Schweif seines Rosses fest. Seinen berühmten Ring hatte er noch am Finger. Er drückte den Hut ins Gesicht, gab dem Pferde die Sporen und ritt en pleine carrière gegen Mainz. Die Wölfe bellten und heulten, die Raben krächzten und Wodan schrie: „hojotoho"! Kein Mensch konnte dieses Mal zweifeln, daß er der richtige Wodan sei. — Er war durch den wilden Ritt so sehr in Feuer gekommen, daß er bei Mainz direkt auf den großen Festplatz sprengte, wo tausende von Zelten sich um die Arena der Ritter gruppirten. Die ganze Pracht des Mittelalters war hier entfaltet, Fürsten und Grafen waren zugegen und der Kaiser Barbarossa fehlte nicht. Wodan sprengte laut brüllend ohne Weiteres auf den Turnierplatz; seine Raben kreischten, die Wölfe heulten noch lauter. Der Staub wirbelte um ihn; er legte die Lanze ein und rannte direkt auf Heinrich VI. los, der gerade langsam in der Arena ritt und zur Fiedel den Damen ein Minnelied vortrug. Er hob den Prinzen aus dem Sattel und stach ohne Weiteres mehrere Ritter zu Boden. Dann riß er sein Pferd herum und ließ es in Kapriolen bis vor den Sitz Barbarossas traben. Er zog seinen Hut und sagte:

„Allmächtiger Kaiser, genannt Barbarossa, der Du im Kyffhäuser dereinst schlafen wirst, wenn auch Einige behaupten, der wahre Barbarossa seiest nicht Du, sondern Dein Nachfolger Friedrich der Zweite, den ich hoch schätze, weil er viele Frauen hatte und in Palermo in Sammet und Seide ging, genährt von orientalischer Bildung, glaubend an die indische Weisheit von Buddha und Nirvana, Feind aller Vivisektion und Vegetarianer — allmächtiger Kaiser, sieh mich, den Gott Wodan, der im Sturme herangebraust ist, in Blitz und Donner vor Dir. Hört mich, all Ihr Minnesänger. Einen neuen Ton will ich Euch lehren, dagegen Euer Auf- und Abgesang, Eure Lieder und Leiche Nichts sind als pedantische kindische Meistersängerei. Ein schreckliches Loos steht Euch bevor, wenn Ihr mir nicht glaubt. Verfallen wird Eure Kunst, die deutsche Poesie wird in Meister-

singerei und Gelehrtenpoesie verrotten, wenn Ihr meinen Ton nicht annehmet. Er ist gewaltig wie mein Donner und fürchterlich wie meine Blitze. Er heult wie meine Wölfe und lispelt wie Blätter des Waldes. Er dringt durch Mark und Bein wie Schwerterklang und läutet wie Abendglocken. Er ist Alles, er ist das All. Er ist göttlich, denn ich, der ihn erfunden, bin ein Gott. Hört meinen Ton, wie er tönt!"

So schrie Wodan über die Arena. Darauf fing er an die sonderbarste Komödie aufzuführen von der Welt, die alle Minnensänger, den Kaiser, die Herren und Damen zu unauslöschlichem Gelächter zwang. Er fing an in Stäben zu reden und sagte:

„Wagalaweia! hojotoho! Runen red ich und Stäbe ritz ich. Tiefes wähn ich und Wunder verkünd ich. Eine Botschaft biet ich der bösen Welt zu erlösen von Leiden die lebenden Leichen. Larve und Schein ist alles Leben, Schimmer und Schande das Licht des Tags. Träume und Thränen ist diese Welt. Trümmer die Erde. Hört meinen Ton, er tönt euch zu Tode!"

Darauf ging er in Aktion über. Er erzählte von Walhall, vom Regenbogen, von seinen Raben, hütete sich aber sorgfältig zu verrathen, daß sie an Bindfaden hingen und daß er auf die Nase gefallen war, als er über die Regenbogenbrücke schreiten wollte. Er log fürchterlich, erzählte von einem gewissen Alberich, der auf glitschrigem Glimmer ausglitt, von Siegfried und einer gewissen Brunhilde die abscheulichsten Dinge, von seiner Frau Frigg, von seinem Sohne Thor, vom unflätigen Riesen, endlich von der Götterdämmerung. Dabei ritt er auf der Arena herum, stieß bald seine Lanze in einen Baum, bald hob er sie, als schlüge er Jemand mit der Stange todt. Einmal stieg er vom Pferde herunter und legte sich auf die Erde, breitete seine Arme auf und that, als wäre er ein verheiratheter Mann und als wäre seine Frau bei ihm. Er donnerte und blitzte, er schmiedete pantomimisch ein Schwert, kurz, einen langen wüsten Traum den er einst unter der Esche geträumt, stellte er dar. Die Minnesänger konnten sich nicht lassen vor Lachen. Barbarossa hatte ein stilles Mitleid mit dem armen Manne und als er seinen neuen Ton geendet hatte, schickte er seinen Herold zu Wodan und ließ ihn bitten zu ihm zu kommen. Wodan aber sagte, er habe keine Zeit dazu, worüber der Herold sich entrüstete und sagte: Se. Majestät befiehlt Ihnen zu kommen. Da leistete er endlich Folge und Barbarossa unterhielt sich mit ihm in seiner freundlichen Weise, da ihn der arme, schnurrige Mann herzlich dauerte.

Er wurde aber immer hochmüthiger. Wolfram v. Eschenbach, der besonders laut lachte, erregte seinen Zorn. Er ritt zu ihm hin und sagte: lache nicht, Du läppischer Mensch: Ich rede mit Dir kein Wort mehr. Du bist ein Stümper. Dein Parzival taugt gar nichts! Schon der Titel ist falsch. Es heißt nicht Parzival, sondern Parsifal. Ich sage Dir, ich habe von einem Parsifal geträumt, von wunderschönen Dingen, daß all Eure Minnesängerei eine heidnische Frivolität dagegen ist!"

So rief der Gott und sprengte wieder davon. Er war so in Begeisterung,

daß er im vollen Carriere ein ganzes Jahrhundert durchjagte. Er hielt aber plötzlich an, als er einen wunderlichen Ritter gewahrte, der eben vor einer Burg stand und einen Kübel Wasser in der Hand hielt. Da Wodan von der Anstrengung seines Rittes großen Durst hatte, bat er den Ritter, daß er ihm einmal erlaube zu trinken, der aber sagte:

„Dieses Wasser ist mir nicht feil. Es ist das Waschwasser, darin meine Herrin, die Dame meiner Minne, ihre Füße gewaschen. Ich werde es allein trinken!“

Wodan blickte in den Kübel und sah allerdings, daß es schmutziges Seifenwasser war. Der Ritter setzte es an den Mund und trank den ganzen Kübel leer, während die junge Dame oben zum Burgfenster herausblickte. Wodan besann sich plötzlich, wer der Mann sei und sagte: „Es freut mich sehr, Sie persönlich kennen zu lernen, mein Herr! Irre ich nicht, so habe ich das Vergnügen, mit Herrn Ulrich von Lichtenstein zu reden?“

„Allerdings,“ versetzte der Ritter.

„Sind Sie Wodanianer?“ frug der Gott.

„Ich ersterbe in Ehrfurcht vor dem Meister aller Meister,“ entgegnete Ulrich von Lichtenstein. „— Die Minne und die Musik sind mein einziges Plaisir. Ich hatte leider nicht das Glück, dereinst auf dem Pfingstfest von Mainz unsern Gott noch lebend zu sehen. Ich bin ein Nachgeborener, der nur aus Ueberlieferung von ihm weiß. Aber er ist mein Ideal geworden. Welch ein Gott muß er gewesen sein! Ich bin Mitglied der großen wodanianischen Ritterschaft, die in treuer Verehrung des Meisters lebt. Ich esse nur Pflanzen, lebe von Honig und Zwieback, und gehe nur in Seide einher, wie alle Mitglieder unserer Ritterschaft. Ich habe beschlossen, die große Auswanderung nach Afrika zu veranstalten, die dereinst der Meister in seinem Tiefsinn geahnt. Es gibt noch viele Ritter von meiner Gestalt. Wir dienen nur der Minne und dem wodanianischen Schutzverein.“

„Es freut mich, mein lieber Ulrich von Lichtenstein, daß Du so gerne des Meisters gedenkest! Wisse, daß ich selbst der Meister bin, der Dir erscheint in seiner himmlischen Gestalt!“

Da fiel Ulrich von Lichtenstein zur Erde und pries sein Geschick. Als er sich erhoben hatte, schickte er die Zofe, die ihm den Kübel gebracht hatte, wieder hinauf mit der Bitte um noch einiges Wasser, darin die Herrin der Minne ihre Füßlein gebadet, damit auch der Meister erfrischt werden könne. Wodan aber sagte: „Wisse, daß ich unsterblich bin, nicht irdischen Trank und Erdenspeise bedarf: Preise Dein Loos, daß Dir der Meister erschien und glaube!“

So sagte Wodan feierlich und ritt im vollen Carriere weiter, nachdem er seinem Roß die Sporen gegeben hatte. Er traf noch viele verrückte Ritter, wie Ulrich, denen er sich zu erkennen gab, als er aber bei seinem schnellen Ritte zu den ersten Meistersingern in einer Stadt kam und sich auch zu erkennen geben wollte, hielten die Meistersinger ihn für einen falschen Propheten. Er wurde gefangen genommen und da in dieser Zeit schon Hexenprozesse in Blüthe standen, wurde er als falscher Hexenmeister von den Gerichten verurtheilt zum Scheiterhaufen. Man nahm ihm Raben, Pferd

und Wölfe weg; er wurde auf einen Schinderkarren gesetzt und vor die Stadt nach dem Richtplatz gefahren. Dort stand ein hoher Scheiterhaufen und die Henkersknechte nahmen den Gott und banden ihn auf dem Scheiterhaufen fest. Merkwürdiger Weise hatte Wodan gar keine Furcht vor dem Feuertode; nur eins bedauerte er, daß man sein Pferd ihm nicht auf den Scheiterhaufen mitgeben wollte, damit er reitend verbrannt werde. Wodan sagte zu dem versammelten Volke, als die ersten Flammen aufschlugen:

„Die Götterdämmerung dämmert heran, Ihr Kleingläubigen! Ihr wollt den Wodan verbrennen? Aber wenn Wodan wollte, er würde das Element des Loge bezwingen! Ich brauchte nur meinen Speer auf die Erde zu stoßen, so würde Loge, trotzdem er mich hasset, herankommen. Er würde mit seiner Hand die Flammen nur streicheln und sie würde zusammenfahren und zischend erlöschen. Und wenn ich nur ernst und scharf blicken wollte, alle Götter und alle Riesen würden erzittern, die Erde würde beben, wenn ich mein Haupt neige und wenn all das nichts helfen würde, so würde ich ganz einfach regnen und solchen Regen senden, daß das Wasser alles Feuer löschen würde!“

Während er das sagte, fühlte er schon die Hitze an seinen Füßen und der Rauch drohte ihn zu ersticken. Da merkte er plötzlich, daß er wach sei und daß er so machtlos sei, wie ein Mensch. Er fing an jämmerlich zu schreien, zu bereuen, daß er sich jemals für einen Gott gehalten habe, und sagte schmerzlich:

„Die Cherusker sind Schuld, nur die Cherusker! Ich war ein armer Mann, der sich weder für Gott hielt, noch für Wodan. Sie haben mir vorgelogen, ich sei ein Gott und ich Thor glaubte es. Und das habe ich nun davon! Habt Erbarmen! Erbarmen!“

Aber die Menschen hatten kein Erbarmen und wollten den Gott bei lebendigem Leibe verbrennen. Da trat plötzlich ein unerwartetes Glück ein, das ihn errettete.

Wodan war, da er so rapid zu reiten pflegte und überhaupt schneller lebte, als andere Menschen, in eines von den Jahrhunderten gerathen, wo Deutschland wieder geistig in Blüthe stand. Allerhand Sekten durchzogen das Reich, die sich selber mit Geißeln schlugen und schrecklich zurichteten, und solche Menschen, die Andere zu schlagen und zu prügeln die größte Lust hatten. Eben kamen von der Höhe im schnellsten Laufe eine Schaar Menschen herabgerannt mit den Zeichen des schrecklichsten Entsetzens in ihren Gesichtern. Sie rauften sich im Laufen die Haare, arbeiteten mit den Händen ängstlich in der Luft herum. Wodan konnte bald erkennen, daß es arme Handelsjuden waren, die den Berg herunter kamen. Er dachte sofort daran, sie zu fragen, ob sie irgendwo den ewigen Juden gesehen hätten, denn sie mussten es doch wissen. Aber sie liefen spornstreichs den Berg herab und hinter ihnen sah der Gott eine Rotte Hunde herabkommen und Treiber und Jäger, die laut schrieen: „Hetz! Hetz!“ Die armen verfolgten Juden hatten solche Angst, daß sie direkt auf den Scheiterhaufen losliefen und da er ihnen im Wege lag, den ganzen Scheiterhaufen über den Haufen warfen. Mehrere verbrannten sich dabei, aber der Gott war aus der Todesgefahr errettet, zumal das

Volk, als es die Juden kommen sah, sich wüthend über sie herstürzte. Nun begann ein grauenhaftes Handgemenge, die Juden wurden zu Boden geschlagen, Alles fiel über sie her, beraubte sie ihrer Habe, schlug sie, trat sie mit Füßen. Ein gelehrter Magister aber stand dabei, hatte eine Anzahl mittelalterliche Studenten um sich versammelt, rückte seine Brille zurecht und sagte:

„Meine Herren, beobachten Sie die interessante historische Erscheinung! Man möchte es wissenschaftlich eine hamijaphetitische Bewegung nennen. Der Hamijaphetismus ist eine nothwendige Erscheinung im Gesundungsprocesse der germanischen Rasse. Schon Abraham war, wie Sie wissen, ein Schacherjude. Denken Sie an die Art, wie er um die Gerechten in Sodom und Gomorra mit Gott handelte und immer weiter heruntergehandelt von fünfzig Gerechten bis zu zehn Gerechten. Denken Sie ferner, meine Herren, an Jacob und Esau, denken Sie an den detestablen Hesekiel, um die tiefe Verderbniß dieser Rasse zu verstehen." Er feuerte einen von den Männern an, die stark unter die Juden hineinschlugen mit Mistgabeln und Dreschflegeln: „Brav, mein lieber Antisemirici! Brav!" „Brav, mein verehrter Freund," sagte er zu einem frommen Manne, der betend mitten unter den Zuschlagenden stand und hie und da einmal sanft ausholte, um einem Handelsjuden einen Tritt zu geben. Darauf wendete sich der Magister wieder an seine Schüler und sagte:

„Sie sehen, meine Herren, wie auch die Geschichte nach wunderbaren Naturgesetzen sich abspinnt. Sie würden ohne Frage den historischen Prozeß wesentlich beschleunigen, wenn Sie diese hamijaphetitische Bewegung gefälligst unterstützen wollten. Bedenken Sie, meine Herren, daß in unsrer Zeit jeder Gebildete am historischen Prozesse bewusst mitzuarbeiten hat. Daher ist denn auch die Geschichtschreibung zu so ungeahnter Vollkommenheit in unsrer Zeit gediehen, weil wir, die wir Geschichte doziren, zugleich auch die Geschichte erfinden. Glauben Sie mir, wenn unsere Astrologen sich damit beschäftigen Gold zu machen und sicher zum erwünschten Ziele kommen werden, so wird auch der Geschichtsschreiber von nun die Geschichte selbst erfinden nach den unabweislichen Naturgesetzen der Geschichte. Bedenken Sie, daß wir in diesem Augenblicke die epochemachende hamijaphetitische Bewegung erfanden und die schnellen Resultate, die weite Verbreitung dieser Erfindung deutet ihnen an, welche Fortschritte unsere Wissenschaft noch vor sich hat."

So sagte der gelehrte Magister, worauf die Studenten, um mit Würde an der Weltgeschichte erfinden zu helfen, mitten unter die Juden sprangen und viele Ohrfeigen, Duelle, Fußtritte und Mißhandlungen erfanden, die sie dann auch sofort experimentell erprobten.

Wodan hatte sprachlos dieser Entwickelung der Weltgeschichte zugesehen. Weil der Magister so grundgelehrt schien, beschloß er ihn zu fragen, ob er Nichts vom ewigen Juden gesehen habe. Er that es, aber der gelehrte Magister lächelte nur geringschätzig über die Frage. Er hatte sich nämlich noch gar nicht mit dieser Frage wissenschaftlich beschäftigt und lächelte daher nur geringschätzig, als sei die ganze Frage ein längst überwundener Standpunkt. Dies sah so gelehrt aus, daß

Wodan erröthete über seine Thorheit. Als aber dieser gelehrte Mann nach Hause kam, fing er an, sich mit der Frage nach dem ewigen Juden wissenschaftlich zu beschäftigen. Er fing an, den ewigen Juden zu suchen, fand ihn aber ebenso wenig, wie Wodan, trotzdem er viele Bücher wälzte und große Reisen machte. Zuletzt wurde er verrückt, weil er den Ahasver nirgends fand. —

Unterdessen hatte Wodan, da er noch viele Länder sah, wo man die Juden hetzte, den sonderbaren Einfall, er müsse im neunzehnten Jahrhundert sein, denn es war ihm so, als habe er in diesem Lande ganz dasselbe geträumt. Aber Jedermann versicherte ihn, es sei das vierzehnte Jahrhundert, in dem er verweile. Da glaubte er endlich, daß er sich geirrt habe, und beschloß, nun direkt in's neunzehnte Jahrhundert zu spazieren, das ihm nach all seinen Traumerinnerungen ein vollkommenes Land erschien, ein wahres Paradies, nach dem er sich sehnte, wie nach einem Ideal. Er hatte bisher die Welt so grausam und dumm gefunden, daß ihm alle ferneren Jahrhunderte gänzlich verleidet waren, weshalb er das Land des Ideals zu betreten sich mächtig anstrengte.

Ehe er in dies Land gelangte, erlebte er noch eine Fülle von Abenteuern, die er in späterer Zeit in Asgard seiner Frau Frigg und den Asen erzählte. Diese langen Erzählungen Wodans aus allen fünf Welttheilen und aus allen Jahrhunderten, die existirten, will ich Euch ein andermal mittheilen, Ihr Kinder, wenn Wodan wieder in Asgard ist. Dann hören wir ihn selber reden und hören auch, was die Götter zu seinen Abenteuern sagen, was Thor und Baldur, Frau Frigg und Frau Holle, was Loki und die anderen Götter sich bei den Abenteuern ihres Hauptgottes dachten. In diesen Abenteuern kommen viele berühmte Männer vor, wie Guttenberg, Dr. Martin Luther, Ignatius Loyola, Kopernicus, Lucas Kranach, Galiläi, Shakespeare, Fischart, Grotius, Richelieu, Descartes, Friedrich der Große, Kolumbus, Pizzaro, Goethe, Hemsterhuys, ferner die Grafen Stolberg und Voß, die sich sehr für Wodan interessirten, Klopstock und alle Barden seiner Zeit, ferner Voltaire und Swift, Lessing und Andere. Machiavelli fehlt ebenso wenig, wie Ludwig der Vierzehnte und sämmtliche Czaren; Sandwichinsulaner und Hottentotten, Chinesen, Japanesen, Cromwell und hundert Andere kommen darin vor, die Wodan alle persönlich kennen lernte. Was er auf der Pariser Bluthochzeit und im dreißigjährigen Kriege erlebt, wie er Summa Summarum den größten historischen Roman, den je ein Sterblicher gelesen, buchstäblich durchgemacht, der zugleich die größte Geschichtsphilosophie, ja die Geschichte aller Wissenschaften und Künste, die Entwickelung der Naturwissenschaft und der Natur selbst war, kurz ein Epos, wie es an umfassendem Tiefsinn, an Länge und Breite nicht einmal von dem wunderbaren Musiktraum erreicht wurde, den der Gott unter den Minnesängern vortrug, und wie es bei alldem ein so lustiges Epos war, dagegen sowohl der Musiktraum wie die Abenteuer des Ritters Don Quixote eine humorlose, trockene Chronik waren — das zu erzählen, würde hier zu weit führen. Genug, die Asengötter lachten darüber hunderttausend Jahre lang, die Riesen und die Zwerge lachten und alle Einherier dazu, nicht als ob sie alte germanische Götter, sondern Zeus, Aphrodite, Ares und all die heidnischen lachenden Griechengötter selbst wären.

Selbst die Midgardschlange soll gelächelt haben und der Fenriswolf soll, als er den Mond verschlang, dermaßen gelacht haben, daß ihm der Mond im Halse stecken blieb und er beinahe erstickt wäre. —

Als Wodan in das Land der Vollkommenheit, in das neunzehnte Jahrhundert eintreten wollte, geschah es, daß er wieder von hinten an die Grenze dieses Landes gerieth. Da erlebte er etwas Merkwürdiges. Er bemerkte, wie plötzlich die Erde verschwunden war unter seinen Füßen, wie Nichts mehr zu sehen war und wie er in einem unendlichen leeren Raume schwebte. Er merkte, wie er in einem furchtbaren Falle begriffen war, wie sein Mantel aufwärts wehte, wie sein Hut vom Sturme des Falles weggerissen wurde und bald im unendlichen, leeren Raume verschwand. Wie viele Kilometer der Gott auf diese Weise gefallen, vermochte er selbst nicht zu sagen. Plötzlich krachten ihm alle Glieder und er merkte, daß er festlag. Als er sich umsah, erkannte er, daß er auf der Erde lag im neunzehnten Jahrhundert. Zufällig lag eine Zeitung neben ihm, die wohl einer der Bewohner dieses Landes verloren hatte. Der Gott nahm sie in die Hand und las darauf die Worte „Februar 1882".*) Da sah er wohl, daß er gerade an das Ende dieses Jahrhunderts gerathen war und daß der weite, leere Raum die Zukunft war bis circa anno ∞ (unendlich), durch welche Zukunft der Gott kopfüber heruntergestürzt war.

Er sah nun recht wüst aus, als er im Lande der Vollkommenheit angekommen war. Er machte sich auf ohne Hut weiter zugehen und sich das Land zu betrachten. Er fand es gegen andere Länder sehr verändert und wunderte sich über hundert Dinge, die ihm die Meinung befestigten, er sei in eine Art Paradies, in ein Idealland gekommen. Auffällig war ihm vor allen Dingen, daß in diesem Lande die Erde aussah, wie ein großes Faß, um das man kreuz und quer rings um die Kugel herum eiserne Reifen gelegt hatte, die sehr fest eingerammelt waren mit Holzpflöcken. Der Gott glaubte, die Menschen hätten es gethan, um zu verhüten, daß die Erde, die ja schon seit langer Zeit viele Sprünge hatte und hie und da aufgeplatzt war, wie eine gekochte Kartoffel, in zwei Stücke auseinanderfalle und damit sie ihre schöne Kugelform behalte. Sah doch die Erde gerade aus wie ein Ball, den man eingestrickt hat, so viele eiserne Doppelreifen hatte man um sie herum geschmiedet. Wodan glaubte, da er ein Gott war und einen so furchtbaren Fall gethan hatte, er habe die Erde so sehr erschüttert, daß man diese Reifen brauchte. Er frug daher einen Mann, der über so einen Doppelreifen wegstieg:

„Verzeihen Sie, mein Herr, warum haben Sie in diesem Lande die Erde dermaßen mit Eisen beschlagen und Reifen darum gelegt?" Der Mann sah den Gott verwundert an und sagte: „Meinen Sie etwa die Eisenbahnschienen hier? Sie scheinen vom Monde gefallen zu sein! Nehmen Sie sich in Acht, lassen Sie sich nicht überfahren; eben kommt der Zug!"

Der Gott erschrack über das monströse Ding, das jetzt herangeschnaubt

*) Im Februar 1882, ihr Kinder, erzählte ich nämlich dieses Märchen zur Fastnachtszeit.

kam, Dampf von sich schleuderte, Funken aus der Esse spritzte und viel schneller, als der achtfüßige Sleipnir jagte. Dahinter kamen Wagen, in denen Menschen saßen und zu kleinen Fenstern mit ihren Gesichtern herausblickten. Wodan, der viele Träume gerade von diesem Jahrhundert vergessen hatte, hielt das Ding für eine Parodie auf sich selbst und seine wilde Jagd. Die sechsräderige Maschine hielt er für eine spöttische Darstellung seines achtfüßigen Pferdes, den Dampf für die Wolken, die Funken für die Blitze. Den rußigen Maschinenmeister hielt er für einen Schauspieler, der Wodan selbst darstellen sollte und die Wagen dahinter für die wilde Jagd, zumal sie furchtbar rasselten und einen Höllenlärm machten. Er fühlte sich beleidigt und wollte schon zweifeln, daß dies das Land der Vollkommenheit sei, als plötzlich die Maschine aus der Schiene sprang, in die Erde hineinfuhr und alle Wagen mit sich riß, daß sie hoch übereinandersprangen, in Trümmer zerschlagen auseinanderfielen, die Menschen tödteten und verwundeten. Da zweifelte Wodan nicht mehr, daß er im Lande der Vollkommenheit sei, denn er sah, daß es gerecht regiert wurde, da der Spott über Wodan und sein achtfüßiges Pferd sich sofort gerächt hatte.

Es dauerte lange, ehe Wodan sich in diesem Land einlebte, allmälig aber half ihm wieder die Erinnerung an seine Träume all die vollkommenen, sonderbaren Dinge zu verstehen, die er sah. Wenn er an vergangene Zeiten dachte, so fühlte er, wie vollkommen dieses Land sei allüberall. Weder sah er arme gehetzte Juden den Berg herabkommen, noch Magister, die darüber docirten, weder sah er einen Hunnen wie Attila, der ganz Europa hunnisiren wollte, noch einen Menschen, wie Karl den Großen, der Alles köpfen ließ, was ungetauft war. Leute, die an den Teufel glaubten und nach Kanossa gingen, fand er nirgends, Niemandem wurde ein Eid aufgezwungen, und Minnesänger, die Wodan verspotteten und über seine Stäbe lachten, gab es nicht. Ueberall herrschte Vollkommenheit, denn viele Menschen sprachen in Stäben und alliterirten nur, und was sehr bald Wodan bemerkte: es schien ihm, als glaube man überall wieder an Wodan. Als er in einer Stadt an einem Buchhändlerladen vorüberkam, sah er viele Bücher, die von Wodan handelten. Er ging in den Laden und kaufte sich eine ganze Bibliothek von Schriften, Dichtungen, mythologischen Untersuchungen, in denen er vorkam. Dies interessirte ihn zunächst dermaßen, daß er die erste Zeit seines Aufenthaltes in dem Lande von früh bis Abend las, was man über Wodan behauptet und gesagt hatte. Er wohnte aber in einer städtischen Herberge für arme Reisende und Hausirer, da der Gott von seinen weiten Reisen so verlottert war, daß er sich in gebildete Gesellschaft nicht gut wagen konnte. Hatte man ihn doch bald auf die Polizei geschafft und nach Stand und Herkommen gefragt. Er war klug genug gewesen, sich nur für einen armen Reisenden auszugeben und sich „Gottlieb Püseke“ zu nennen. Er sei ein arbeitsloser Vogelhändler, der auch mit Pferden und Wölfen handle. Raben und Adler seien hauptsächlich seine Branche. So hatte man ihn in die städtische Herberge gebracht.

Nun wundert Ihr Euch, daß er Geld hatte, sich Bücher zu kaufen? Wenn Ihr wüßtet, wie viel Geld mancher Hausirer hat! Wodan aber war reicher als

alle Anderen, denn er hatte auf seiner Wanderung durch alle Jahrhunderte ein Vermögen zusammengebettelt, das er in einem Sacke mit sich herumschleppte, so schwer, daß man ihn steinreich nennen konnte. Einst gab er eine Münze aus, die er zu Attilas Zeiten erhalten hatte. Der Verkäufer wendete sie nach allen Richtungen und sagte, sie wäre falsch und gelte nicht. Zufällig aber stand ein Mann dabei, der die Münze sich ausbat und entzückt war, als er sie sah. Es war ein großer Archäolog, der in Mykene und Olympia Ausgrabungen beigewohnt und den Leichnam Agamemnons sowie ein paar Zähne ausgegraben hatte, die man dem Gott Ares während einer trojanischen Schlacht aus dem Munde geschlagen hatte. Nicht ganz fest stand allerdings die Thatsache, ob das alte Kuhhorn, das er irgendwo in Griechenland gefunden, wirklich von einer Aufführung des aeschyleischen Prometheus oder von Jo selbst herrührte.

Er war entzückt, als er Wodans Münze sah. Er frug, wo er sie gefunden habe, Wodan aber sagte, man habe sie ihm geschenkt. Er habe noch einen ganzen Sack voll solcher alter Münzen aus allen Jahrhunderten, die er so gelegentlich zusammengebettelt habe. Er machte seinen Sack auf und als der Archäolog diese Münzen sah, die von den Römerzeiten alle Jahrhunderte numismatisch vertraten, gerieth er außer sich über diese Entdeckung. Er telegraphirte sofort nach der Hauptstadt des vollkommenen Reiches und bald erfolgte die Antwort, er solle die Sammlung für das Reich erwerben. Man bezahlte Wodan seine numismatische Sammlung mit dem größten Preise, so daß der Gott ein steinreicher Mann ward und Bücher kaufen konnte nach Herzenslust. —

Nun las er von früh bis Abend Bücher, die in Stäben geschrieben waren und von Wodan handelten. Eines gefiel ihm sehr gut, denn es war ernst und tröstlich, obwohl der Verfasser auf die erste Seite geschrieben hatte, es werde nur wenige trösten. Wodan fand viele großartige Schilderungen darin und freute sich von Herzen, wie richtig und schön der Verfasser die Götter geschildert. Dagegen musste er fortwährend über ein anderes Buch lachen, das aus vier Theilen bestand und auch viel von ihm selbst handelte. Denn es fing an mit einer Scene, die unter Wasser gesetzt war. Die Leute darin sagten fortwährend „Hoho!“ und „Hojotoho!“ wie er einst zu seinem Rosse Sleipnir gerufen hatte. Fortwährend schrieen die Leute: „Au!“ oder „Hehe!“ oder machten es wie die kleinen Kinder, wenn sie noch nicht richtig sprechen können. Er sah sich selbst auch darinnen auf eine so klägliche und und schnurrige Weise dargestellt, daß er glaubte, der Verfasser müsse von seinen Abenteuern auf seinen weiten Reisen gehört haben, die dem Gotte, da er im Lande der Vollkommenheit weilte, selber schnurrig genug vorkamen. Er musste laut auflachen, als er eine Scene gelesen hatte, an deren Ende ein Zwerg sitzlings zu Boden fiel, und noch lauter musste er lachen, als er die drei Nornen dargestellt sah, wie sie mit ihren Seilen sich an einander banden, nachdem das Seil dreimal gerissen war. Er sah, daß dieses Buch auch aufgeführt werden könne, so daß er beschloß, sich eine solche Aufführung anzusehen.

Ein anderes Buch brachte ihm endlich Aufklärung über den ewigen Juden, den er so lange gesucht und nirgends gefunden hatte. Dieses Buch war eine wissen-

schaftliche Abhandlung darüber, daß Ahasverus und Wodan nur ein und dieselbe Person seien. Der Verfasser behauptete, die Sage vom ewigen Juden, der da immer wandern müsse, sei nichts anderes als eine Variation der Sage von dem Wanderer Wodan. Da war der Gott freilich beschämt, daß er nur sich selbst gesucht haben sollte durch die Jahrhunderte. Besonders schrecklich aber war ihm, daß er nun auch trotz seiner List von Karl dem Großen wirklich getauft war. Denn da er als Ahasver sich hatte taufen lassen und Wodan und Ahasver nur eine Person sein sollten, so war er ja eben als Wodan getauft. Er las ferner gelehrte Bücher, welche seinen Stammbaum verfolgten und behaupteten, er sei ziemlich nahe verwandt mit dem Gotte Zeus und sie stammten gemeinschaftlich von alten indischen Göttern ab. Es wurde ihm ganz grün und blau vor den Augen, als er hörte, sein eines Auge sei nichts Anderes, als die Sonne, und was man gar von Frigg und Freia, von Thor und seinem Hammer behauptete, machte ihn allmälig ganz melancholisch über seine und der Götter Herkunft. Er merkte, daß er in einem so vollkommenen Lande sich mehr traurig als glücklich fühle und gerieth allmälig in die tiefste Melancholie. —

Um sich aus seiner tiefen Melancholie ein wenig zu erholen, beschloß der Gott, wieder zu wandern und sich das Land der Vollkommenheiten des Weiteren zu betrachten. Man rieth ihm, da er jetzt ein reicher Mann sei, sich anständige Kleider anzuziehen. Er ging zu einem Schneider und zum Schuster, zum Hutmacher und zum Handschuhhändler und kaufte das Nöthige. Bald war er ausstaffirt und da er viele Besuche zu machen hatte, ging er meist im schwarzen Frack und langen Beinkleidern einher. Ein Cylinder nach der neuesten Mode bedeckte von nun an sein Haupt an Stelle des alten Räuberhutes und als er später in Asgard den Göttern diesen neuen Hut zeigte, waren alle Asengötter von der größten Ehrfurcht vor diesem wunderbaren Gegenstande erfüllt. Wodan zog seine Lackstiefeln an und ging nie anders als in Glacéhandschuhen spazieren. Er konnte lange Zeit auch in Asgard sich dieser Dinge nicht entwöhnen, da er in der kurzen Zeit sich den Bräuchen und Gewohnheiten des vollkommenen Landes durchaus assimilirt hatte. Frau Frigg war von den feinen Manieren ihres Gemahls nachmals sehr bezaubert, denn Wodan hielt seit jener Zeit die Gabel nur mit der linken Hand, wenn er in Walhall Schweinebraten aß, und was den Meth anbelangt, den man in einer Provinz des vollkommenen Landes nur aus Hopfen und Malz braute, so führte Wodan diesen Meth des vollkommenen Reiches auch in Walhall ein. Er selbst trank ihn nur aus Gläsern und sehr mäßig, denn er hatte schon im vollkommenen Lande bemerkt, daß dieser braune Meth ihm sehr zu Kopfe stieg; die gefallenen Helden aber und die Walküren glaubten, sie könnten ihn trinken wie ihren früheren Meth. Sie tranken ihn aus großen Stierhornen und wurden regelmäßig dermaßen bezecht, daß die Einherier unter die Göttertische fielen, und daß die Walküren einen Walkürenschrei ausstießen, dagegen das oberbairische Juju! wie Ameisenschrei klang, daß sie laut hojotoho! riefen und einen Walkürenritt einstimmig sangen, der schlimmer als die wilde Jagd war. Den hatte Wodan ihnen eingelernt, denn er hatte ihn im Lande der Volkommenheit gehört

kurz vor dem Ende seiner Wanderschaft, das wir hier in aller Kürze noch mittheilen wollen.

Wodan hatte das vollkommene Reich nach allen Richtungen in Augenschein genommen. Er hatte gefunden, daß in ihm Gütergemeinschaft herrschte und er beschloß diese Neuerung auch in Asgard einzuführen. Im vollkommenen Reiche sah er auch oft Manöver der Helden dieses Landes. Sie hatten eiserne Rohre über die Schulter gelegt und gingen im Gänsemarsch, indem sie die Beine steif und fast wagrecht vorstreckten. Der Gott besichtigte auch die großen Krupp'schen Kanonen bei einer Schießübung und die Blitze und die Kugeln, die Wolken, die sie von sich bliesen, überzeugten ihn von der Vollkommenheit des Reiches, da er selbst, wenn er im Sturme fuhr, nur annähernd Aehnliches wirken konnte. Selbst Thors Hammer, der die Blitze der Gewitter wirkte, schien ihm eine bedenkliche Concurrenz zu erhalten. In dieser Zeit erregte ein neuer Attila, der ebenfalls über derartige Kanonen verfügte, großen Schrecken aller Menschen. Er wollte das ganze vollkommene Reich zerstören und mit seinen Hunnen wieder auf Pferdefleisch reiten. Es war damals schon ein starker brandiger Geruch von ihm verbreitet, da Wodan aber bei Attila seiner Zeit nur Spott geerntet hatte, beschloß er, diesen Mann gar nicht erst zu warnen. Er sah aber ein, daß es nöthig sei, daß er wieder in seinen Traum unter der Esche zurückkehre und einschlafe, um wieder allmächtig zu sein und mit seiner Götterkraft im unbewussten Schlummer mit wirklichem Blitz und Donner sein deutsches Volk beschützen zu können und ihm den Sieg über den neuen Attila und seine stumpfsinnigen Hunnenhorden zu verleihen. Er betete eines Tages ein heißes Gebet für sein Volk und das vollkommene Reich; er betete zu sich selbst und sagte: „Rüstet Euch, Kinder der Germanen, rüstet Euch! Alle Helden werden mit Euch sein, alle Götter werden bang dem Ende der Schlacht entgegenharren. Seid eisern, seid ehrlich, vertraut den Göttern und geht still und bescheiden in den Kampf. Schützet Weib und Kind, schützet das Reich, schützet es mit Strömen heiligen Blutes. Reinigt den Geist, denn ein Geist ist's, der die Schlachten schlägt und jegliche Blüthe der Sitte wahrt. Seid brüderlich und einig, denn der Tag der Schlacht wird kommen, da die heilige Burg hinsinkt, der König auch und das Volk des schlachtenkundigen Königs, wenn nicht alle Götter, wenn nicht alle Geister des finstern Muthes und heller Weisheit mit Euch sind! Der Feind umringt Euch wie ein Wall, und der Helden Viele werden nach Walhall ziehn! Büßet und reinigt Euch! Werdet wahr und wehret Euch! Rettet das Reich und werdet Kinder des Reichs, denn der Weise sagt: „es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und theure Zeit, und Erdbeben hin und wieder. Alsdann werden sie Euch überantworten in Trübsal und werden Euch tödten. Und Ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern." Aber die Kinder des Reichs werden sitzen zur Rechten ihres Gottes und alle Götter werden aufstehen und streiten mit den Kindern des Reichs. Es wird Zeus und Athene mit ihnen sein, es wird Allvater und alle Asen sie schützen und des Menschen Sohn und der heilige Geist, der alle Geister

um sich versammelt, wird die Geschicke lenken. Darum harret und haltet fest. Eure Zähne müssen Euch knirschen und die heil'ge Wuth soll über Euch kommen wie Stürme über die Meere und Muth und Weisheit soll Wodans Volk und alle seine Kinder wappnen."

So betete der Gott unter Thränen des Zornes und tiefer Wuth. Darauf wurde er wieder heiter. —

Er beschloß den großen falschen Propheten zu besuchen, der, wie er glaubte, sein Volk hatte so vervollkommnen helfen, daß die Hunnen wagten, dem Volke zu drohen. Er ließ Visitenkarten drucken und besuchte das Städtchen Baireuth. Er gab in dem Hause des Propheten seine Visitenkarte ab, worauf in schwabacher Lettern stand: „Wodan, Gott."

Der Prophet war sehr erstaunt den Gott in Frack und Cylinder vor sich zu sehen. Er selbst ging in Sammet und Seide, Wodan sagte, er komme, um ihm seine unterthänigste Aufwartung zu machen, er habe seinen großen Musiktraum gelesen und wünsche ihn zu hören. Da Wodan eine distinguirte Person war, ließ der Prophet den ganzen Musiktraum aufführen. Anfangs war er dem Gotte sehr lustig vorgekommen, zuletzt aber war er bei der Götterdämmerung eingeschlafen. Der Prophet glaubte, der Gott sei in Nirwana zurückgekehrt. Er rüttelte Wodan, der wieder erwachte. Sie disputirten darauf lange über Nirwana; der Gott wollte wieder einschlafen, um seinem Volke rettend beistehen zu können, der Prophet aber behauptete, er dürfe nicht einmal das thun, sondern er müsse in vollkommenes Nichts zurück und dürfe in seinem Schlafe nicht einmal mehr träumen, da alle Träume außer dem Musiktraum nur ein Weltelend seien. Sie geriethen dermaßen in Streit, daß der Prophet schon sagte: „ich zweifle, mein Herr, daß Sie der richtige Wodan sind, da Sie derartige Pläne haben. Ihre Visitenkarte kann mich nicht überzeugen. Legen Sie mir gefälligst Ihre übrigen Papiere vor, Geburtsschein und Impfschein, wenn ich glauben soll, daß Sie wirklich Wodan sind!"

Sie disputirten so mit einander, als sie zufällig in die Theatergarderobe des Tempels des Propheten gekommen waren. Dort wurden nämlich die Götter gemacht. Da sah Wodan plötzlich einen riesenhaften Räuberhut liegen, der mindestens zehn Ellen Durchmesser hatte. Er erschrack dermaßen darüber, daß er einen solchen dicken Kopf habe, auf den der Hut passen sollte, daß er zitterte. Er versuchte den Hut aufzusetzen, wobei der Hut ihn zudeckte wie eine Glasglocke, oder wie ein Himmel die Erde. Da erstickte der arme Gott unter dem Hute und schlief wie ein Todter ein. Als aber der Prophet den Hut wieder aufhob, war der Gott verschwunden. —

Er lag wieder im Schatten der Esche Ygdrasil und was er geträumt hat, kann uns Allen nur die ungewisse Zukunft lehren.

Die submarine Telegraphie und ihre Beschwerden.

Von

J. Ludewig.

Wenn das Wasser, die Flüsse und das Meer die Menschen nicht von einander trennen, sondern ihre Verbindung untereinander und den gegenseitigen Verkehr hervorrufen und befördern, und wenn namentlich nicht die Flüsse die natürlichen Grenzen bilden zwischen verschiedenen Völkern, sondern die Gebirge, so trifft dies auch hinsichtlich des schnellsten und neuesten Verkehrsmittels unserer Zeit in vollem Maße zu. Sobald die Telegraphie das erste Stadium ihrer Entwicklung hinter sich hatte und die schleunige Nachrichtenvermittlung zwischen den Hauptorten der einzelnen Länder und Staaten ermöglichte, stellte sich auch das Bedürfniß ein, das neue Verkehrsmittel dem internationalen Handel und Wandel dienstbar zu machen. Die Staaten des europäischen Kontinents setzten sich sehr bald in Verbindung, anfänglich durch benachbarte Auswechselungsstationen an den Grenzen; bald aber wurden diese aufgegeben und die Telegraphenleitungen über die Grenzen direkt hinweggeführt, um die telegraphische Korrespondenz zwischen den Hauptorten der beiderseitigen Gebietstheile direkt abzuwickeln.

England war seiner isolirten, insularen Lage wegen von dem allgemeinen europäischen Verkehre noch ausgeschlossen, und an die Möglichkeit, die andern Welttheile mit Europa in telegraphische Verbindung zu setzen, dachte noch Niemand; auf der einen Seite hinderte das Meer, auf der andern Seite die enorme Ausdehnung der dazwischenliegenden, von unkultivirten Völkern besetzten und zum Theil wüsten Landstrecken. Am dringendsten zeigte sich das Bedürfniß natürlich zuerst hinsichtlich des Anschlusses der englischen Telegraphenlinien an diejenigen des europäischen Kontinents, und es war hier die Straße von Calais mit Dover und Calais zu beiden Seiten, die schmalste Stelle des Meeres, als der natürliche Punkt für die Ausführung des ersten Versuches von selbst gegeben. Die Ehre, diesen ersten Versuch ins Leben gerufen zu haben, gebührt den Engländern, Gebrüder J. und J. W. Brett, welche im August 1851 von dem damaligen Prinz-Präsidenten von Frankreich, Louis Napoleon auf zehn Jahre die Konzession zur Einrichtung einer Telegraphenlinie für eigene Rechnung und Gefahr zwischen Dover und Calais erhielten. Das aus einem nicht weiter mit einer Schutzhülle umgebenen Guttaperchadraht (2 ½ Millimeter Kupferdraht in einer 6 Millimeter dicken Guttaperchahülle) bestehende Kabel wurde schon am 28. August desselben Jahres derart mit Erfolg verlegt, daß es gelang, zwischen England und Frankreich zu telegraphiren. Unglücklicherweise aber zog ein Fischer aus Boulogne das wahrscheinlich nicht auf dem Meeresgrunde lagernde Kabel mit seinen Netzen an Bord und schnitt, da er dasselbe vielleicht für eine neue, noch unbekannte Seepflanze hielt, ein Stück aus demselben heraus, welches er im Triumph mit nach Hause brachte.

Leider brachte die Freude des Fischers der Brett'schen Gesellschaft den Ruin; das Mißlingen des ersten Versuchs schreckte jedoch nicht ab, es bildete sich sogleich eine neue Vereinigung mit einem Kapital von 2,500000 Francs, und schon Anfang

December desselben Jahres konnte das Schiff mit einem neuen, vier Guttapercha-Adern enthaltenden und außerdem nunmehr mit eisernen Schutzdrähten versehenen Kabel aus der Fabrik von M. Newall beladen werden. Die Entfernung zwischen Dover und Calais beträgt 41 km; das Kabel wog, damals eine ungeheure Last für ein einziges Frachtgut, 200 Tonnen und war in einem besonders hergerichteten Schiffe „Blazer" aufgeschossen, welches von zwei Dampfbooten in's Schlepptau genommen werden sollte.

Die Abfahrt erfolgte am 25. December und ging anfänglich mit einer Geschwindigkeit von 3 km die Stunde glücklich von statten. Nach Zurücklegung von 5 Seemeilen wurde zum ungeheuren Jubel der versammelten Menge am Strande von Dover eine Petarde mittels des elektrischen Funkens vom Schiffe aus entzündet, und das Experiment in verschiedenen Zeiten jedesmal mit dem gleich günstigen Erfolge wiederholt. Gegen Abend zwang die Dunkelheit, die Arbeit zu unterbrechen; das Kabelschiff wurde deshalb verankert, allein es erhob sich ein so heftiger Wind, daß die Anker nicht hielten und der Blazer eine Seemeile aus seinem Kurse südwestlich nach Kap Grisnez hingetrieben wurde. Diese Abweichung bewirkte, daß das Kabel zu kurz wurde, um mit dem Ende an Bord des Schiffes die französische Küste zu erreichen. Dieses neue Mißgeschick brachte im Publikum eine große Entmuthigung hervor; nur die Unternehmer ließen sich nicht entmuthigen; es wurde sofort das zur Verlängerung erforderliche Stück angefertigt, auf dem Schiffe mit dem ersten Kabelstück verspleißt, und am 31. December war England mit dem Kontinent telegraphisch verbunden. Die Thatsache wurde dadurch konstatirt, daß ein Geschütz auf den Wällen von Dover von der französischen Küste aus mittels des elektrischen Funkens abgefeuert wurde. Das erste Telegramm aus England war an den Prinz-Präsidenten gerichtet, in dem zweiten übermittelte ein Londoner Banquier seinem Geschäftsfreunde in Paris die Londoner Börsenkurse.

Erwähnenswerth bleibt noch, daß auch das neue Kabel schon nach wenigen Tagen seiner Wirksamkeit Angriffe von Schiffsankern sowohl in der Nähe von Dover, als auch in der Nähe von Calais zu erleiden hatte, glücklicherweise aber nicht zum Zerreißen gebracht wurde. In Folge dessen erließen die Regierungen von England und Frankreich am 7. März 1852 eine Bekanntmachung, in welcher die Schiffer g e b e t e n w u r d e n an genauer bezeichneten Orten in der Nähe des Kabels nicht zu ankern. Ein Verbot zu ankern wurde nicht erlassen, und die submarinen Kabel, welche jetzt eine Länge von über 100000 km erreicht und ein Kapital von mehr als einer Milliarde Francs absorbirt haben, sind noch heute, nahezu ebenso, wie nach dem ersten Versuch vor 30 Jahren der Diskretion der Schiffer und Fischer anheimgegeben. Dies hat schon häufig und namentlich in der letzten Zeit zu mannigfachen Anregungen der Interessenten und Kabelgesellschaften geführt, um dem unerwünschten Zustande Abhülfe zu schaffen; es hat dies bis jetzt jedoch noch nicht gelingen wollen, und die Aussichten auf ein Gelingen in unserer Zeit sind nur gering; auf die Gründe hierfür wird später noch zurückzukommen sein.

Nach dem ersten günstigen Erfolge zwischen Dover und Calais wurde bald auch an die direkte Verbindung von England mit dem nicht französischen Kontinent

gedacht und dieselbe am 1. Mai 1853 zwischen Dover und Ostende, am 1. August desselben Jahres zwischen Lowestoft und Scheveningen in Betrieb genommen. Bei den vielfachen politischen und kommerziellen Interessen, durch welche England mit seinen indischen Besitzungen verknüpft ist, war es natürlich, daß man alsbald auch die Herstellung einer telegraphischen Verbindung mit Indien ins Auge fasste, und zwar, da der Landweg durch Rußland, Persien u. s. w. nicht praktikabel erschien, durch das mittelländische Meer, durch das rothe Meer und den indischen Ocean. Wegen der damals noch obwaltenden territorialen Zerrissenheit Italiens wählte man als Ausgangspunkt auch nicht die Südspitze der italischen Halbinsel, sondern Genua, nur um dort zunächst nach Korsika zu gelangen.

Das Unternehmen war für die Fortschritte der ganzen submarinen Telegraphie von höchster Bedeutung; denn während man im Kanal, sowie zwischen Dover und Ostende nur eine Meerestiefe von kaum über 60 Meter vor sich hatte, bei welcher die Tragfähigkeit der verlegten Kabel keineswegs die Besorgniß erregte, daß sie beim Abrollen vom Schiffe reißen würden, war im Mittelmeer auf der geraden Linie eine Tiefe von etwa 700 Meter zu überwinden. Sollte die erste Linie aber nicht als Selbstzweck, sondern nur als der Anfang des großen indischen Unternehmens angesehen werden, denn musste man sich später schon im Mittelmeer, mehr noch im indischen Ocean auf sehr viel größere Tiefen gefasst machen. Brett, der hier ebenfalls an der Spitze des Unternehmens stand, schlug deshalb auch den von erfahrenen italienischen Marineoffizieren gemachten Vorschlag, durch einen Umweg von 8 englischen Meilen über die Inseln Gorgona und Caprija die Gefahr zu vermeiden, weil es bekannt war, daß hier die Tiefe 200 Meter nirgends überstieg, muthig aus, und er hatte die Genugthuung, daß das Unternehmen gelang und hierdurch die Zuversicht für spätere noch schwierigere Ausführungen wesentlich gehoben wurde. Allerdings dauerte es noch sehr lange, bis der telegraphische Anschluß von Indien wirklich erreicht wurde, und wenn die Unterseekabel sich auch rasch vermehrten, so gab es doch auch sehr viele Mißerfolge, denn während in der Zeit von 1851 bis 1860 etwa 50 Unterseekabel in einer Gesammtlänge von 2500 deutschen Meilen angefertigt und verlegt wurden, waren im Jahre 1860 nur noch 20 derselben mit 5 bis 600 deutschen Meilen betriebsfähig.

Nichts desto weniger tauchte zu jener Zeit, die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich ziehend, das großartigste Telegraphen-Projekt auf, mit dem man sich bisher beschäftigt hatte. Schon im Jahre 1854 hatten die Gebrüder Field in New-York und namentlich Cyrus W. Field die Idee einer telegraphischen Verbindung zwischen Amerika und Europa angeregt, und sie verfolgten diesen Gedanken trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten mit größter Ausdauer und Energie.

Glücklicher Weise wurde hierbei an eine Hauptschwierigkeit kaum gedacht, oder sie wurde wenigstens als nicht vorhanden angesehen, weil sie erst nach Vollendung des Unternehmens erkannt werden konnte; es handelte sich um die Frage, ob es mit den bekannten Apparaten überhaupt möglich sein würde, auf die in Aussicht stehende Entfernung, welche in gerader Linie zwischen den Küsten von Neufundland und Irland 1640 englische Meilen beträgt und wegen der Abweichungen

von der geraden Linie in horizontaler und vertikaler Richtung ein sehr viel längeres Kabel voraussetzt, mittels submariner Kabel zu telegraphiren. Es wurde angenommen und von zu Rathe gezogenen Autoritäten nicht bezweifelt, daß man sich für den Betrieb des Morse-Apparats würde bedienen können. Später zeigte es sich, daß dies wegen der in ihrer Einwirkung auf die Apparate noch nicht genügend bekannten Ladungserscheinungen, welche nicht nur den Durchgang des elektrischen Stromes durch die, wie eine kolossale Leidener Flasche wirkenden Kabel wesentlich verzögern, sondern auch nach dem Aufhören der Stromimpulse das Ueberkommen der Morsepunkte und Striche nahezu verhindernde Entladungs- und Rückströme entstehen lassen, nicht möglich war, und es mussten erst ganz neue Apparate und gewissermaßen neue Telegraphirsysteme, die Spiegelinstrumente, erfunden oder wenigstens den Erfordernissen aptirt werden, ehe es gelang, den Betrieb auf Unterseeleitungen von so großer Länge sicher zu stellen. Dies Bedenken wurde jedoch im Anbeginn nicht als Hinderniß angesehen. Zunächst leiteten sich die Hauptbedenken von den Tiefenverhältnissen des atlantischen Oceans ab, und es schien fraglich, ob es gelingen würde, ein Kabel zu konstruiren, welches in sich genügende Festigkeit besäße, um beim Hinablassen von dem Schiffe in die Tiefe nicht durch sein Eigengewicht zerrissen zu werden, zumal man bei bewegter See und bei der Unebenheit des Meeresbodens auch noch auf unregelmäßige Stöße und Zerrungen rechnen musste, welche die Inanspruchnahme der absoluten Festigkeit ungünstig vermehrten.

Nach früheren Tiefenmessungen sollte der atlantische Ocean an einzelnen Stellen der in Aussicht genommenen Kabellinie 12 bis 17000 Meter Tiefe besitzen, und für solche Tiefen würde sich kaum ein genügend haltbares Kabel haben herstellen lassen. Neue Sondirungen, zu welchen die Vereinigte Staaten-Regierung im Sommer 1857 den Dampfer Arctic entsandte, und welche durch den von der englischen Admiralität beauftragten Cyclops eifrig unterstützt wurden, ergaben glücklicher Weise ein günstigeres Resultat, nach welchem die Tiefen auf der in Frage kommenden Linie 5000 Meter nirgends voll erreichen und namentlich auch von schroffen Abhängen und Abstürzen frei sind. Inzwischen war, allerdings auch erst nachdem im Jahre 1854 ein Kabel beim Legen während eines Sturmes zerrissen war, ein neues Kabel zwischen dem Festland von Nordamerika (Cap Breton) und Neufundland glücklich versenkt worden, und in England war das zur Verlegung zwischen Valentia in Irland und Hearts Content Bay in Neufundland bestimmte Kabel Anfang August fertig und je zur Hälfte in die beiden größten Schiffe Agamemnon und Niagara der englischen und amerikanischen Marine verladen. Am 5. August begann die Verlegung von der irischen Küste aus, allein am 10. August war dieser erste Versuch durch den Bruch des Kabels 274 Seemeilen vom Lande bei einer Meerestiefe von etwa 4000 Metern unter 52 Grad 28 Min. nördl. Breite und 17 Grad 20 Min. westl. Länge von Greenwich beendigt und gescheitert.

Der Versuch wurde im folgenden Jahre 1858 wiederholt; diesmal sollte jedoch die Verlegung von der Mitte des Oceans aus nach beiden Seiten stattfinden. Am 25. Juni fanden sich die Kabelschiffe nebst anderen zur Begleitung beigegebenen Schiffen auf dem Rendezvous inmitten des Oceans zusammen; die Kabelhälften

wurden an einander gespleißt, allein nach kurzer Operation riß das Kabel wieder; man ging zum Rendezvous zurück, vereinigte abermals die Kabelhälften und begann die Verlegung von Neuem. Nachdem etwa 290 engl. Meilen Kabel versenkt waren, hörte die telegraphische Verständigung zwischen den beiden Kabelschiffen wieder auf, und es wurde dadurch ein abermaliger Bruch des Kabels, dessen Eintritt sonst nicht bemerkt worden war, konstatirt. Die Schiffe kehrten nach Irland zurück, aber nur um schon am 29. Juli die Arbeit von der Meeresmitte aus nochmals wieder aufzunehmen.

Endlich schien der Erfolg die Anstrengungen und die Unablässigkeit der Versuche gekrönt zu haben; man glaubte das Ziel erreicht und hielt das große Unternehmen für gelungen; denn am 4. August theilten sich die beiden Kabelschiffe gegenseitig die glückliche Ankunft in Valentia und Hearts Content Bay, und damit die Vollendung des großartigen Werkes mit. War zwar die letzte Verlegung nicht ganz ohne störende Zwischenfälle von statten gegangen (u. A. musste eine schadhafte Stelle des Kabels auf dem Agamemnon herausgeschnitten und deshalb der Ablauf desselben aufgehalten werden; glücklicher Weise hielt das Kabel diese gefährliche Operation aus, und ein mächtiger Walfisch, welcher dasselbe gerade an der Stelle streifte, an welcher es ins Wasser tauchte, fügte ebenfalls keinen Schaden zu), so kann man sich um so eher vorstellen, daß die betheiligten Personen, von den Leitern des Unternehmens bis herab zu dem Letzten der Schiffsmannschaft, nachdem sie bisher in steter Aufregung gewesen waren, denn sie arbeiteten gewissermaßen unter den Augen der ganzen Welt, sich nun als Theilnehmer an dem glücklich erreichten Ziele allseitig beglückwünschten. Leider war der Erfolg jedoch auch diesmal kein dauernder; Glückwunschtelegramme wurden zwischen der Königin Viktoria und dem Präsidenten Buchanan ausgetauscht, außerdem erhielten etwa 400 Privattelegramme Beförderung; vom 3. September an wurde die Verständigung jedoch immer mangelhafter, und sie versagte am 26. Oktober gänzlich. Das Kabel hatte sich in Bezug auf seine absolute Festigkeit hinreichend bewährt; aber die Isolation der Leitungsader war nicht genügend, und dieselbe versagte daher endlich vollständig, wahrscheinlich weil sich die Fehler unter der Einwirkung des galvanischen Stromes und des Meerwassers vergrößerten und endlich völlige Erdschließungen im Gefolge hatten, welche die Ueberkunft des galvanischen Stromes von Küste zu Küste unmöglich machten.

Dieser neue Fehlschlag bewirkte zwar nicht das Aufgeben des ganzen Projektes, aber er veranlasste doch eine längere Pause, ehe man mit neuen Kräften an die Wiederaufnahme des Werkes heranging. Die bisherigen Erfahrungen hatten auf der einen Seite zwar den Glauben an die Möglichkeit des endlichen Gelingens erhöht, man hoffte die bisher zu Tage getretenen Mängel vermeiden und durch Verbesserung der Auslegemaschinen bei erhöhter absoluter Festigkeit der Eisenumhüllung und des ganzen Kabels einem Bruche vorbeugen, sowie durch Verbesserung der isolirenden Hülle die Telegraphirfähigkeit dauernd erhalten zu können; auf der andern Seite aber erhoben sich auch viele Stimmen, welche die telegraphische Verbindung der östliche Hemisphäre mit der westlichen auf dem Wasserwege, auf Grund der bisherigen Ergebnisse für gänzlich unmöglich erklärten. Die kolossalen Tiefen,

in welche ein Kabel versenkt werden musste, und der diesen entsprechende Wasserdruck von nahezu 1000 Atmosphären, in welchen das Kabel zu gelangen hatte, gab sogar Anlaß zu vielfachem Streit über die Frage, ob die Guttapercha unter solchen Umständen ihre Isolirfähigkeit behalten, oder ob sie nicht vielmehr vom Wasser durchdrungen und dadurch für den beabsichtigten Zweck unbrauchbar werden würde. Die Freunde des Unternehmens behaupteten, die Guttapercha würde unter dem allseitigen Drucke dichter werden und darum eine erhöhte Isolirung bewirken. Die späteren Erfahrungen haben die Richtigkeit dieser Ansicht in Bezug auf die Steigerung der Isolation von Kabeln in großen Meerestiefen bestätigt.

Unter den Zweifeln gegen die Möglichkeit der Benutzung des Wasserweges entstand aber unter der Aegide der russischen Regierung, welche die Nothwendigkeit und Einträglichkeit einer telegraphischen Verbindung mit Amerika nicht übersah, im Anfang der sechziger Jahre das Projekt, diese Verbindung auch dem Landwege über Sibirien und unter Durchschreitung der Behringstraße über Alaska nach Kanada hin zu bewerkstelligen, und es wurde die sibirische Landlinie auch in westöstlicher Richtung zwischen dem 52. und 56. Grade N. B. von Jnkaterinburg diesseits des Uralgebirges über Tumen, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Nishne-Udinsk, Werchne-Udinsk und weiter nach Süden bis Wladiwostok an der chinesischen Grenze, mit einer Abzweigung nach Nikolajewsk am Ochotzkischen Meer im Laufe der Jahre zu Stande gebracht. Abgesehen von einer im westlichen Sibirien angelegten Zweiglinie nach Yeniseisk, welche sich bis zum 58. Grad N. Br. erstreckt, ist diese Landlinie jedoch nirgends in höhere Breiten vorgetrieben worden; sie hat bis jetzt nicht nur nicht die Behringstraße, sondern auch noch nicht einmal Kamtschatka erreicht, weil sich die Unwegsamkeit des Landes, die Unmöglichkeit, die Stangen und Drähte der Linie gegen die Eisbelastungen und Stürme der dortigen Winter zu sichern und entstandenen Beschädigungen in angemessener Frist zu repariren, als unübersteigliche Hindernisse für die Einrichtung eines nur einigermassen regelmäßigen Betriebes herausgestellt haben. Hierzu kommt noch, daß die nomadisirenden und der russischen Botmäßigkeit nur sehr lose unterworfenen Tschuktschen im nordöstlichen Sibirien, welche in den Stangen und Drähten der Telegraphenlinie ein werthvolles Material erblicken, das sich für ihre häuslichen Zwecke sehr gut verwenden lässt, an Diebstählen und Zerstörungen absolut nicht zu verhindern sind. Das Projekt, Amerika vom alten Kontinent aus auf dem Landwege zu erreichen, hat sich daher als völlig unausführbar ergeben, so daß auch hier wieder, wie im Eingang schon angedeutet, das Meer den Völkerverkehr weniger hemmt, als ungünstige Lage und Formation des Landes. Uebrigens ist der ebenfalls eifrig ventilirte Vorschlag, die bis zur Küste des stillen Oceans vollendete Landlinie durch kürzere Kabel über die Kurilen und Aleuten bis nach Amerika zu verlängern, wegen der Eisverhältnisse auch noch nicht ausgeführt worden.

Dagegen hat die Sibirische Landlinie zuerst dazu gedient, die Japanischen Inseln und die chinesische Küste dem telegraphischen Weltverkehr anzuschließen, und dieser schon vor längerer Zeit bewirkte Anschluß hat zuerst die Japaner veranlasst ihr Inselreich mit einem heute schon recht ausgedehnten Telegraphennetz zu versehen;

und selbst das Reich der Mitte und der himmlischen Zöpfe hat sich nicht länger gegen die Aufnahme der elektrischen Telegraphen stemmen können, da es in den letzten beiden Jahren nach vielen vergeblichen und regierungsseitig vereitelten Versuchen endlich die Einrichtung einzelner Landtelegraphenlinien zur Ausführung gebracht hat. Es lässt sich erwarten, daß, nachdem der erste Schritt geschehen, die Vermehrung und Erweiterung des Netzes nicht lange mehr auf sich warten lassen werden.

Das wiederholte Mißlingen der transatlantischen Kabelunternehmung blieb auch noch weiter nicht ohne Rückwirkung auf die Ausbildung und Vervollständigung der internationalen Telegraphie, insofern dieselbe auf die Benutzung der Seewege angewiesen war. Von der Mitte der funfziger Jahre an trat, abgesehen von dem europäisch-amerikanischen Projekt, ein völliger Stillstand in allen übrigen Kabelunternehmungen ein; kaum daß hier und da von einzelnen Regierungen die vor ihren Küsten gelegenen Inseln an die Landtelegraphennetze unterseeisch angeschlossen wurden; und dieser Zustand dauerte bis nach dem endlichen Gelingen des transatlantischen Projektes, bis zum Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre. Selbst die von Brett gleich nach dem Gelingen der ersten Versuche angestrebte Verbindung mit Indien auf dem Seewege kam erst 1870 zu Stande, und noch wenige Jahre vorher wurde an ihrer jemaligen Vollendung überhaupt gezweifelt.

Das indische Departement hatte deshalb im Jahre 1864 die indischen Telegraphenlinien durch kürzere Küstenkabel von Kurrachee aus über Gwadur, Jask und Henjaum mit Buschir, sowie mit Fao an den Küsten des persischen Meerbusens und mit den bis dorthin reichenden türkischen u. s. w. Landlinien in Verbindung gebracht; die Verbindung mit Indien blieb hiermit jedoch noch immer von dem wechselnden Zustand der dazwischenliegenden Landlinien abhängig, von welchen namentlich die türkischen Leitungen durch Kleinasien wenig Vertrauen erweckten und auch die russischen durch den Kaukasus wegen ungünstiger lokaler Verhältnisse vielfachen Störungen unterlagen. Um eine nur für den indischen Verkehr bestimmte Verbindung herzustellen, bildete sich deshalb um die Mitte der sechziger Jahre eine englische Gesellschaft, welche unter lebhafter Unterstützung und Theilnahme sowohl ihres heimatlichen Gouvernements, als auch der Regierungen von Preußen, Rußland und Persien die Einrichtung einer besonderen Landlinie von der deutschen Nordseeküste über Berlin, Thorn, Warschau, Odessa, Tiflis und Teheran bis nach Buschir zum Anschluß an das dort gelandete Kabel bezweckte, und die Schwierigkeiten des Kaukasus durch Verlegung eines Kabels im schwarzen Meere zwischen Djuba und Suchumkale vermeiden wollte. Die weitere Verfolgung des Landweges war wegen der bereits vorhandenen Seeleitung unnöthig; zum Theil verbot sie sich auch von selbst wegen der Feindseligkeiten der zu berührenden Völkerschaften und wegen der widerstrebenden orographischen Verhältnisse in Beludschistan und Afghanistan. Die ganze Linie wurde im Jahre 1870 in Betrieb gesetzt. Das Kabel im schwarzen Meer musste jedoch bald wieder aufgegeben werden, weil die Parallelketten des Kaukasus sich bis in das schwarze Meer hinein erstrecken und dort Felsen und Riffe bilden, auf denen das Kabel fortgesetzt durchgescheuert wurde; es wurde deshalb

der Landweg längs der Küste trotz der hier durch Eis, Reif und Schneebelastung drohenden Unbequemlichkeiten doch wieder vorgezogen. Selbstverständlich wird auf die Unterhaltung der indoeuropäischen Landlinie die höchste Sorgfalt verwendet; und es geschieht dies im eigensten Interesse der Betheiligten, weil zur Zeit der Fertigstellung dieses Telegraphenweges nach Indien endlich auch der Seeweg, den, wie erwähnt, schon ganz im Anfange der submarinen Telegraphie Brett in Aussicht genommen hatte, durch Fertigstellung der Kabellinie über Alexandria und Aden nach Bombay, eröffnet und hierdurch eine sehr schwierige Konkurrenz geschaffen worden war.

Der allgemeine Aufschwung in der Ausdehnung der submarinen Telegraphen-Verbindungen, welchem auch die indische Seelinie ihre Vollendung verdankte, war die unmittelbare Folge des nach so vielen vergeblichen Bemühungen und Aufwendungen endlich erzielten dauernden Erfolgs in der Herstellung und Versenkung des transatlantischen Kabels.

Der oben erwähnte Mißerfolg des Jahres 1858 hatte die Leiter der transatlantischen Kabelunternehmnng nicht entmuthigt; aber nachdem die bisher aufgewendeten Kapitalien anscheinend völlig verloren auf den Meeresgrund versenkt waren, fand sich das Publikum zur Aufbringung weiterer Fonds nicht leicht geneigt. Die englische Regierung, damals unter dem Ministerium Derby, wurde deshalb um die Uebernahme einer Zinsgarantie für ein neues Aktienkapital von 600000 Pfd. Sterling gebeten, indem dieses Gesuch durch den Hinweis darauf unterstützt wurde, daß das kurze Zeit in Betrieb gesetzte Kabel der Regierung doch schon durch ein einziges, rechtzeitig befördertes Telegramm sehr erhebliche Dienste geleistet hätte. Während des indischen Aufstandes war nämlich die Abberufung der in Kanada stationirten Truppen verfügt worden, welche sich bald darauf in Folge veränderter Verhältnisse als unnöthig erwies und schleunigst widerrufen werden sollte. Die Kontreordre, welche mittels des damals noch wirksamen Kabels telegraphisch übermittelt werden konnte, kam wirklich noch rechtzeitig vor der Einschiffung der Truppen an, und es erwuchs hierdurch dem Lande eine Ersparniß von 40 bis 50000 Pfd. Anfänglich verhielt sich die englische Regierung dem Antrage gegenüber dennoch ablehnend, schließlich übernahm sie jedoch für die angegebene Summe eine recht beträchtliche Zinsgarantie (8 %) auf die Dauer von 25 Jahren unter der Bedingung, daß das Kabel binnen dieser Frist gelegt sein würde. Nichtsdestoweniger ging die Unterbringung der Aktien nur sehr langsam vor sich, so daß man erst 1864 die Anfertigung des neuen Kabels in Angriff nehmen konnte, bei welchem die kupferne Leitungsader mit einer stärkeren Isolationsschicht umgeben und die eisernen Umhüllungsdrähte dick mit Manillahanf umsponnen wurden, um sie gegen Rost zu schützen, und um das specifische Gewicht des ganzen Kabels zu erniedrigen. Für die Verlegung wurde das größte Schiff, welches jemals vom Stapel gelassen ist, und welches damals seine ersten Fahrten zurückgelegt hatte, der Great Eastern gechartert und eingerichtet. Das Schiff von etwa 225 Meter Länge, 26 Meter Breite und 18 Meter Höhe nahm das ganze Tiefseekabel von 4000 Tons Gewicht in drei cylindrischen Seilbehältern von 6 Meter Höhe und 16 bis 18 Meter Durchmesser

auf. Am 14. Juni 1865 verließ der Great Eastern seinen Ankerplatz, allein auch diesmal noch musste man auf die Vollendung verzichten; das Schiff langte mit seiner niedergeschlagenen Bemannung am 17. August wieder in Crookhaven in Irland an, nachdem das Kabel am 2. August 1062 Meilen von Valentia, 606 Meilen von Neufundland entfernt, gerissen war und die bis zum 11. August fortgesetzten Versuche, dasselbe wieder aufzufischen, weil ein großer Theil der hiezu erforderlichen Seile ebenfalls verloren ging, als vergeblich aufgegeben worden waren.

Die zähe Ausdauer der Unternehmer überwand auch den Verlust dieses dritten Kabels, welcher nach dem abermaligen Scheitern füglich angenommen werden konnte, und es kam eine neue Aktiengesellschaft, die Anglo-American-Telegraph-Company zu Stande, welche ein neues Kabel, fast von derselben Konstruktion, wie dasjenige von 1865 anfertigen ließ und auch sofort die Vollendung des letztern in's Auge fasste. Das neue Kabel war schon am 15. Juni 1866 vollendet und am 13. Juli, abermals vom Great Eastern aus mit dem Küstenkabel an der irischen Küste verspleißt; am 14. Juli trat der Great Eastern seine weitere Fahrt an, und diesmal wurde endlich die Aufgabe glücklich gelöst, indem das Tiefseekabel schon am 27. Juli mit dem neufundländischen Küstenkabel verbunden werden konnte. Die zwischen der Königin von England und dem Präsidenten Andrew Johnson, dem Nachfolger des ermordeten Abraham Lincoln gewechselten Glückwunschtelegramme blieben auch nicht, wie 1858, beinahe die einzigen Kabelnachrichten, sondern die telegraphische Verbindung erwies sich dauernd betriebsfähig.

Nach wenigen Tagen, am 9. August, ging der Great Eastern mit seinem Begleitschiff, dem Medway, welches das neufundländische Küstenkabel verlegt hatte, wieder in See, um das im vergangenen Jahre verlorene Kabel wieder aufzufischen und zu vollenden. Nach mannigfachen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen gelang es auch den vereinigten Bemühungen beider Schiffe, Dank den auf Grund der früheren Erfahrungen ebenfalls wesentlich verbesserten Enterhaken und Aufwindemaschinen, das am 31. August an einer passenden Stelle gefasste Kabel in der Nacht vom 1. zum 2. September an Bord des Great Eastern zu heben und durch sofortige Korrespondenz mit Valentia in Irland die Erhaltung seiner guten Beschaffenheit festzustellen. Das aufgefischte Ende wurde demnächst mit dem auf dem Schiffe vorhandenen Vorrath verspleißt und bei der Ankunft der Schiffe in Hearts-Content war nunmehr gleich ein zweites Kabel zwischen Europa und Amerika betriebsfähig hergestellt. Der diesjährige Erfolg hatte endlich die jahrelangen Mühen und Anstrengungen gekrönt, und nicht mit Unrecht wurde die Rettung des im vorigen Jahre verlorenen Kabels wie ein fast noch größerer Triumph gefeiert, als die Verlegung des letzt gefertigten. Man muß hierbei nur bedenken, daß das Kabel aus einer Tiefe von über 4000 Meter herauszuholen war, daß es in dieser Tiefe nur durch Kreuzen der Kabellinie mit nachschleppendem Enterhaken gefunden werden konnte, und daß nach dem Erfassen noch das Aufwinden erübrigte, wobei man in den früheren Fällen schon viele Seemeilen Drahtseile durch Reißen verloren hatte, obschon diese aus je sieben an sich schon starken Drahtseilen zusammengewunden waren, von denen jedes einzelne wieder aus 7 starken, dick mit Manillahanf um-

wundenen Eisendrähten bestand; es waren mithin in dem Drahtseil zum Aufwinden 49 solcher Drähte zu einem Strange von fast sieben Zoll Umfang vereinigt.

Wie es in der Natur der Sache gelegen hatte, daß das anfängliche Mißlingen der atlantischen Kabellegungen ganz allgemein hemmend auf die Ausbildung und Erweiterung der submarinen Telegraphenunternehmungen einwirkte, daß sich das Kapital spröde von Anlagen so zweifelhafter Sicherheit zurückzog; ebenso natürlich war es auch, daß die Kabelunternehmungen nach dem schließlich dennoch gewissermaßen erzwungenen glücklichen Erfolge rasche Ausdehnung gewannen, und daß nunmehr alle Meere mit den metallischen Verkehrsadern durchzogen wurden, um die fernsten Länder und abgesehen von den 5 Erdtheilen auch die hauptsächlichsten Inselreiche in den Telegraphenverkehr einzubeziehen.

Die submarine Telegraphie hatte hierbei in der Herstellung der sogenannten Guttaperchadrähte d. h. in der Umpressung der leitenden Kupferdrahtadern mit isolirenden Guttaperchaschichten und in der weitern Verarbeitung derselben zu Telegraphenkabeln eine ganz neue Industrie geschaffen, welcher sich verschiedene großartige Etablissements an den Ufern der Themse in der Nähe von London widmeten. Diese Industrie ist bis jetzt beinahe ausschließlich auf den Ort ihrer Entstehung beschränkt geblieben; denn wenn auch in Deutschland schon seit vielen Jahren Telegraphenkabel angefertigt wurden, so beschränkte sich dies doch nur auf kurze Land- und Flußkabel, zu welchen die fertigen Guttaperchadrähte aus London bezogen wurden. Erst in den letzten Jahren hat man auch in Deutschland, anläßlich des großen Verbrauchs von Landkabeln zu dem großen unterirdischen Telegraphennetz des Reiches, angefangen, auch hier dauernde Einrichtungen zur Anfertigung von Guttaperchadrähten zu treffen, obschon die Verwendung der Guttapercha zur telegraphischen Isolation eine ursprünglich deutsche Erfindung ist, welche zuerst, allerdings in Folge mangelhafter Herstellung ohne genügende Erfahrungen mit schlechtem Erfolge, bei den ersten, auch unterirdisch angelegten preußischen Telegraphenlinien, zur Ausführung gebracht worden war. Nichtsdestoweniger kann die deutsche Industrie bis jetzt in diesem Punkte mit der englischen nicht konkurriren, weil die Fabriken nicht so gelegen sind, daß die Fabrikate unmittelbar aus der Werkstatt in das Seeschiff verladen werden können.

Selbstverständlich haben die englischen Seekabelfabriken, noch heute die einzigen ihrer Art, das größte Interesse daran, die submarinen Telegraphenlinien und Leitungen zu vermehren; sie stehen daher in der Regel auch mit an der Spitze der zu solchem Zweck oft von ihnen selbst ins Leben gerufenen Aktiengesellschaften und sind häufig mit erheblichen Beträgen an den letzteren betheiligt. Beispielsweise hatte die mit der Anfertigung der transatlantischen Kabel von 1865 und 1866 betraute Firma Glaß, Elliot u. Co. den Betrag von 50,000 Pf. Sterling in Aktien für die Unternehmung gezeichnet.

Im Allgemeinen treten die Kabelgesellschaften nur bei den transatlantischen Unternehmungen in Konkurrenz, welche ähnlich, wie bei den amerikanischen Eisenbahnen, mit einem Tarifkrieg beginnt und mit einer Fusion endigt, wie es bisher jedesmal geschehen, wenn ein neues atlantisches Kabel, deren zwischen Europa und

Nordamerika heute sechs im Betriebe sind, vier von Irland, zwei von Frankreich ausgehend, verlegt wurde. Gelegentlich des letzten Tarifkrieges und der letzten Fusion sollen die alten Gesellschaften erklärt haben, die damalige Transaktion solle die letzte ihrer Art bleiben, jedes künftige gleichartige Unternehmen solle durch einen Tarifkrieg bis aufs Messer vereitelt werden. Es wird sich bald zeigen, inwieweit der desfallsige Beschluß unwiderruflich ist, oder modifizirt werden wird, da augenblicklich ein neues Kabel schon nahezu vollendet ist.*) — Im Uebrigen haben sich die Kabelgesellschaften ziemlich friedlich in ihre Welt getheilt, indem wenigstens jede größere Unternehmung sich auf einen bestimmten Theil des Globus und auf die Verbindung bestimmter Länder beschränkt. Eine kurze Uebersicht dieser Gesellschaften wird zugleich ein Bild von dem Umfang der bestehenden telegraphischen Unterseeverbindungen gewähren.

Die *submarine Telegraphen-Kompagnie* betreibt die Kabel, welche England mit Frankreich, Belgien und Holland verbinden, sowie *dasjenige*, welches von der ehemals hannoverschen Regierung dem Gründer des bekannten telegraphischen Korrespondenzbureaus in London, Reuter, für die direkte Verbindung von Deutschland mit England konzessionirt worden ist. Letzteres konkurrirt mit einem Kabel der *vereinigten deutschen Telegraphengesellschaft* in Berlin, welche gleichzeitig in enger Verbindung mit der Hamburg-Helgoländer und der deutsch-norwegischen Kabelunternehmung steht und ganz neuerdings auch ein Kabel von der deutschen Küste nach Irland verlegt hat, um Deutschland mit den von dort ausgehenden amerikanischen Kabeln in unmittelbare Verbindung zu setzen. — Die *große nordische Telegraphengesellschaft* mit dem Sitze in Kopenhagen hat sich, zum Theil von den berührten Staaten unterstützt, in Europa die Herstellung unterseeischer Telegraphen zwischen Rußland, Schweden, Dänemark, Norwegen, England und Frankreich angelegen sein lassen, während sie in Asien, ebenfalls von der der russischen Küste ausgehend, die Verbindung mit Japan und der chinesischen Küste vermittelt und sich neuerdings auch um die Herstellung der Landtelegraphenlinien in China bemüht.

---

*) *Anmerkung.* Die Angelegenheit ist inzwischen erledigt und hat, wie vorauszusehen war, in einem Kompromiß zwischen dem amerikanischen Unternehmer Jay Gould und den bestehenden Gesellschaften ihre Lösung gefunden, für welche das telegraphirende Publikum die Kosten zu tragen hat. Die Tarife sind nämlich in Folge der Vermehrung der Leitungen nicht nur nicht erniedrigt, sondern sogar sehr wesentlich in die Höhe geschraubt worden. Man versucht dies in einzelnen Fachjournalen durch die nackte und unverhüllte Erklärung zu vertheidigen, das Publikum habe sich den Schaden selbst beizumessen, weil es Konkurrenzunternehmungen unterstütze und ins Leben rufe, durch welche eine Erhöhung der Anlagekapitalien und somit eine erhöhte Einnahme für deren Verzinsung erforderlich würden. Dem gegenüber hätten die Kabelbesitzer das gute Recht, für die eigene Tasche zu sorgen und die Tarife in der Weise festzusetzen, daß sie den höchstmöglichen Ertrag brächten. Von einem bei Kabelunternehmungen eine große Rolle spielenden Manne wird sogar die drastische Äußerung erzählt, „*er würde, wenn er es könnte, das Publikum mit Fußtritten zum Hause hinausjagen.*“ Die hier dokumentirten Anschauungen der Betheiligten sind der Beachtung werth, wie überhaupt, so auch namentlich bei der Untersuchung und Beurtheilung der von ihnen angeregten Frage über einen weitgehenden, privilegirten Schutz der Telegraphenkabel gegenüber den Interessen der Seefischerei und der Seeschiffahrt.

Die Eastern-Telegraph Company in London geht von der Südküste Englands unter Berührung der Küsten von Spanien und Portugal, sowie des Nordens von Afrika, und unter Einbeziehung der bedeutendsten Mittelmeerinseln, namentlich auch Malta's über Alexandrien, Suez und Aden nach Bombay an der Westküste Vorderindiens. Neuerdings hat sie unter Unterstützung der englischen Regierung durch eine Zweiglinie von Aden aus auch die englischen Kolonieen in Südafrika an das Welttelegraphennetz angeschlossen. — Von der Ostküste Vorderindiens hat die Eastern-Extension-Australasia- und China-Telegraph Company die Arbeit fortgesetzt, indem sie ihre Kabel nach Hinterindien, an die Südspitze der Halbinsel Malakka (Singapore) ausgedehnt und von hier weiter verzweigt hat, einerseits den Anschluß an die große nordische Gesellschaft erreichend über Kochinchina nach China (Hongkong), andererseits über Java nach Port Darwin im Norden von Australien und endlich vom Südosten Australiens nach Tasmanien und nach Neuseeland. Die Telegraphen der australischen Kolonialstaaten, welche vorzugsweise die Süd- und Ostküste einnehmen, sind durch eine den ganzen Kontinent von Norden nach Süden durchschneidende oberirdische Telegraphenlinie mit den nach Indien und von hier aus nach Europa führenden Kabellinien verbunden. Es ist dies um so mehr der Erwähnung werth, als die Durchforschung des Innern von Australien früher vergeblich versucht worden war und mannigfache Opfer an Menschenleben gekostet hatte. Es ist hier eine der schwierigsten geographischen Aufgaben von den Pionieren der Industrie mit glänzendem Erfolge gelöst worden.

Neben den bisher angeführten Kabelgesellschaften, welche die Verbindung der drei alten Kontinente unter sich, und mit Nordamerika, sowie mit Australien bewirkt haben, besteht noch eine Anzahl anderer Unternehmungen, welche ebenfalls zumeist in London ihren Sitz haben und Europa, von Lissabon ausgehend, über Madeira und die Kap Verdi'schen Inseln mit Südamerika (Pernambuco in Brasilien), sowie die Küsten von Nordamerika über die westindischen Inseln mit den Küsten Brasiliens und der Laplatastaaten und ferner die an der Westküste von Südamerika gelegenen Orte mit einander verbinden; von hier aus wird demnächst auch Mexiko an die südamerikanischen Telegraphen angeschlossen werden.

Zwei Aufgaben der unterseeischen Telegraphie, die direkte Verbindung zwischen Amerika und Asien durch den stillen Ocean unter Aufnahme der bedeutenderen Inseln und Inselgruppen daselbst, sowie die Fortsetzung der europäischen Linien nach Island und Grönland bezw. noch weiter nach Kanada sehen ihrer Lösung noch entgegen. Sie sind beide zwar schon häufig und immer wiederkehrend in den politischen Zeitungen nicht weniger, als in Fachschriften auf die Tagesordnung gebracht und ventilirt worden; allein zur Ausführung ist es noch nicht gekommen, was auch kaum zu verwundern ist, weil diese ein ganz enormes Kapital erfordern würde, für welches aus den voraussichtlichen Erträgen nicht nur die Verzinsung nicht gehörig sichergestellt und garantirt erscheint, sondern sogar angesichts der unsichereren Eisverhältnisse in den nordischen Meeren und der unbekannten Tiefen- und Bodenbeschaffenheit des stillen Oceans nicht einmal der völlige Verlust als ausgeschlossen betrachtet werden kann. Wenn das Bedürfniß zu diesen noch fehlenden Verbindungen auftreten wird, dann wird demselben unzweifelhaft auch genügt wer-

den, wie es die endliche Herstellung der telegraphischen Verbindung zwischen Europa und Amerika trotz der wiederholten Mißerfolge und trotz des anfänglichen Verlustes sehr hoher Summen in verunglückten Versuchen deutlich gezeigt hat; allein für den amerikanisch-asiatischen Verkehr ist das Bedürfniß noch nicht bringend genug, weil dieser seinen Weg auch über die europäische Route nehmen kann, und die Handelsbeziehungen von Island, Grönland und von den Inseln Oceaniens sind doch nicht weitgreifend, die dortigen Bevölkerungen nicht zahlreich und nicht kultivirt genug, um hinreichende Bürgschaft für einen gewinnreichen Erfolg des Geschäftes zu bieten. Unter einem anderen Gesichtspunkt aber, als dem rein geschäftlichen, lässt sich die Angelegenheit gar nicht auffassen; für wissenschaftliche, ethische, ethnographische und rein kulturelle Aufgaben ist die Menschheit im Allgemeinen nicht reich genug, um sich solche Aufwendungen gestatten zu können. Für Eisenbahnen, Brücken, Viadukte, Kanäle u. s. w. finden sich leicht Millionen, wenn deren Verzinsung erhofft werden kann; der Kölner Dom ist aus freiwilligen Beiträgen und Zuschüssen nicht zur Vollendung gelangt; und wenn bis dahin die Erlahmung der Thatkraft nicht zu einem Aufgeben der Arbeit geführt hätte, würde er wenigstens sicherlich noch manches Jahrzehnt auf die Krönung der Thurmspitzen mit den Kreuzblumen haben warten müssen, wenn nicht die industrielle Lotterie die Beschaffung der Mittel zur Ausführung der für eine patriotische Ehrenpflicht der deutschen Nation erklärten Aufgabe übernommen hätte.

Als ein sehr lohnender Besitz können übrigens die Aktien der Telegraphen-Kabel-Gesellschaften überhaupt nicht angesehen werden; beispielsweise haben 1870 nur die Submarine Kompagnie und die vereinigte deutsche Telegraphen-Gesellschaft, welche beide mit ihren kurzen, relativ wenig kostspieligen und ohne Schwierigkeit zu betreibenden Kabeln auf die Nordsee und den Kanal beschränkt sind mit 19 und 10 Procent reichliche Dividenden gezahlt; alle anderen Kompagnien sind weit unter diesem Satze geblieben, darunter verschiedene, welche gar keine Erträge abgeworfen haben. Hierbei darf überdies nicht übersehen werden, daß die Kabel doch auch immer nur als eine ziemlich unsichere Kapitalanlage angesehen werden können, über deren natürlichen Verschleiß noch keine Erfahrungen vorliegen, und für welche die Möglichkeit des gänzlichen Verlustes dadurch hinreichend dokumentirt wird, daß die heute im Betriebe befindlichen submarinen Kabel wohl kaum mehr als 50 Procent der überhaupt zur Verlegung gekommenen ausmachen. Heute sind zwar die Mittel zur Bestimmung, Auffindung und Beseitigung zufälliger Beschädigungen wesentlich vervollkommnet, und man wird sich nicht leicht dazu entschließen, ein einmal bewährtes Kabel in Folge einer Beschädigung ganz aufzugeben, allein derartige Vorkommnisse sind immer, abgesehen von den sehr erheblichen Kosten, welche mit jeder durch die Reparatur bedingten Schiffsexpedition verbunden sind, auch mit großen Zeitverlusten verknüpft, in welchen das Kapital nicht werbend verwerthet werden kann. In dieser Beziehung sind die Kabel an den Küsten und in verhältnißmäßig seichten Gewässern noch größeren Gefahren ausgesetzt, als die großen in fast unergründlicher Tiefe, unberührt von den nur die oberen Theile des Meeres bewegenden Stürmen in ungestörter Ruhe lagernden Tiefseekabel. Jene schweben fast täglich und namentlich in den Perioden der Seefischerei in der Gefahr eines ähnlichen

Unfalls, wie er dem ersten Brett'schen Kabel in kürzester Frist nach der Verlegung ein jähes Ende bereitete. — Außerdem befinden sich die Kabelbesitzer auch nicht außer Sorge über das Schicksal ihrer Anlagen im Falle eines Krieges verschiedener Staaten untereinander, indem sie sich nicht verhehlen, daß dieses werthvolle Kommunikationsmittel als ein Theil und als eine Verstärkung der feindlichen Kriegsmacht anzusehen ist, welche unwirksam zu machen durch die in Folge des Krieges veränderte Rechtsordnung dem Gegner nicht verwehrt ist, und was zu thun dieser sich, falls es in seiner Macht steht, auch sicher ebenso wenig versagen wird, als die Besitzergreifung oder Zerstörung der feindlichen Telegraphenanstalten und oberirdischen Telegraphenlinien oder der Eisenbahnen u. s. w., je nachdem es dem Kriegszweck förderlich erscheint.

Es ist ein allgemein anerkannter, völkerrechtlicher Grundsatz, daß das Material der Eisenbahnen, Dampfboote und andere für den Transport von Truppen und von Kriegsbedürfnissen geeignete Schiffe, Telegraphenapparate, Waffen und Munitionsmagazine sogar dann, wenn sie Privatgesellschaften oder Privatpersonen gehören von der okkupirenden Kriegsgewalt mit Beschlag belegt und zu der Kriegführung verwendet werden können, wenn auch freilich, soweit es Privateigenthum betrifft, unter dem Vorbehalt der Rückgabe im Frieden und der Entschädigung der Privaten. — Wenn ferner zwar die muthwillige Zerstörung oder Schädigung der dem Verkehr gewidmeten Anstalten ohne militärische Nothwendigkeit, wie insbesondere der Straßen, Brücken, Eisenbahnen, Seehäfen, Leuchtthürme Telegraphenkabel u. dergl. als widerrechtliche Barbarei angesehen wird, so ist doch deren Zerstörung im militärischen Interesse zu Zwecken des Krieges den Regeln des Völkerrechts keineswegs zuwider.

Bekanntlich war im Jahre 1874 auf Anregung Rußlands in Brüssel eine Staatenkonferenz zusammengetreten zu einem Versuch, die Rechte und Gewohnheiten des Kriegs zu kodificiren, und der aus den damaligen Berathungen hervorgegangene Entwurf spricht sich in Bezug auf die erwähnten beiden Punkte aus, wie folgt:

„Art. 6. . . Le matériel des chemins de fer, les télégraphes de terre, les bateaux à vapeur et autres navires en dehors des cas régis par la loi maritime, de mêmes que les dépots d'armes et en général toute espèce de munitions de guerres, quoique appartenant à des sociétés ou à des personnes privées, sont également des moyens de nature à servir aux opérations de la guerre et qui ne peuvent pas être laissés à la disposition de l'ennemi. Le matériel des chemins de fer, les télégraphes de terre, de même que les bateaux à vapeur et autres navires susmentionnés seront restitués et les indemnités réglées à la paix.

Art 12. Les lois de la guerre ne reconnaissent pas aux belligérants un pouvoir illimité quant aux choix des moyens de nuire à l'ennemi.

Art. 13. D'après ce principe sont notamment interdits: . . . .

9) Toute destruction ou saisie de propriétés ennemies, qui ne serait pas impérieusement commandée par la nécessité de guerre."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche literarische Streitschriften
des 18. u. 19. Jahrhunderts.

Von

Otto von Leixner.

Es gibt innerhalb der Literatur eine Literatur, welche fast niemand kennt; Flugblätter und Flugschriften bilden den Vor- und Nachtrab großer und kleiner Ereignisse, begleiten die Fehden tiefeingreifender Gegensätze, wie die persönlichen Streitigkeiten einzelner Menschen, welche irgendwie in der Öffentlichkeit gewirkt haben und wirken. Diese unübersehbare Literatur wird zum größten Theil vom Tage geboren und verschlungen; erst in neuerer Zeit hat man ihr mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Bleibenden Werth, sei es nun in Folge der Wichtigkeit des vertheidigten oder angegriffenen Gedankens oder wegen der künstlerischen Form der Polemik haben sehr wenige von diesen Schriften, aber dennoch sind sie dem Kulturgeschichtsschreiber oft von hohem Wert, weil er in ihnen den Ausdruck kleiner Strömungen zu finden vermag, über welche ihm kein großes Werk der Zeit Aufschluß gibt oder Bericht erstattet.

Die strengwissenschaftliche Geschichte der Politik wie der Literatur muß sich darauf beschränken, Spreu vom Weizen zu sondern und in den vielen, oft unklaren Strömungen einer Zeit besonders jene im Auge zu behalten, aus welchen sich ein herrschender, vorwärtstreibender Gedanke entwickelt hat. Wo sie von hohen Standpunkten aus die Fluth der Erscheinungen betrachtet, wird sie nur die großen Wellen festhalten, nicht aber die zitternde Bewegung, welche in einzelnen an sich vielleicht unbedeutenden Atomen der Strömung zu Tage tritt.

Alle diese Werke — Ausnahmen bestätigen die Regel — bilden eine Literatur der Meinungen, ähnlich wie die Presse und werden deshalb um so weniger beachtet, je mehr vorübergehend, je flüssiger die Meinungen selbst gewesen sind. Aber der Hauptinhalt einer jeden Zeit und mag sie sich noch so sehr abgeschlossen dünken, wird aus derartigen Meinungen gebildet, denen gegenüber der Schatz der Erkenntnisse sich nur in geringerem Maße mehrt. So ist es auch natürlich, daß die flüchtigen Erzeugnisse für eine psychologische Betrachtung der Zeiträume manchen Fingerzeig geben können, so z. B. jene Flugschriften, welche Deutschland nach dem Siege über Napoleon I. und nach den Märztagen 1848 überschwemmten.

Die folgenden Betrachtungen sollen sich indessen nur auf ein kleineres Gebiet, auf jenes der literarischen Fehden beschränken und auch hier Streitigkeiten außer Acht lassen, welche, wie der Kampf nach Veröffentlichung der Göthe-Schillerschen Xenien, den Gebildeten im Allgemeinen bekannt sind.

Es gibt zwei Fragen, die bei einer solchen Übersicht und einer solchen Auswahl Theilnahme erregen: was hat die Federn in Bewegung gesetzt und in welcher Form wurden die Fehden ausgefochten. Das führt von selbst zu einem Vergleich mit dem gegenwärtig in der Kritik herrschenden Tone.

Die Geistesstimmung, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der deutschen Gesellschaft sich zeigte, war im Allgemeinen nüchtern und seelenlos. Es gab

für das Gewirre von Staaten und Stätchen nicht einen einzigen gemeinsamen Gedanken. Die politische Zersplitterung fand ihr Seitenstück in der geistigen Zerrissenheit; jeder Stamm, selbst jede Stadt, führte eine engumfriedete Sonderexistenz, keine Fäden leiteten vom Norden nach dem Süden und umgekehrt. Eine gewisse Einheit bestand höchstens darin, daß nicht nur an den Höfen und im Adel, sondern auch im bemittelten Bürgerstand französische Sitten und noch mehr Unsitten herrschten, und der Geschmack in Kunst und Dichtung sich, etliche der Hansastädte und Hannover abgerechnet, überall nach Westen hinneigte. Dieser Mangel an nationalem Geistesleben brachte, wie überall, eine innere Öde mit sich; was sich nicht naturgemäß aus dem Boden des nationalen Gemüths entfaltet, oder gar demselben widerspricht, veräußerlicht sich überall und stirbt ab.

Es war schon ein Zeichen von Besserung, daß etwa im dritten Jahrzehnt eine stärkere Theilnahme an geistigen Strebungen sich bemerkbar machte, aber nichts beweist auch so sehr die Leere und Nüchternheit der Zeit, als dasjenige, was man der Theilnahme für werth erachtete. So belangreich für die Förderung der Literatur z. B. die verschiedenen Gesellschaften waren, welche sich in vielen Orten bildeten, dasjenige, was sie beschäftigte, trägt den Stempel der vollen Nüchternheit an sich. Das beweisen sowohl die Sammlungen von Reden und Vorträgen, wie einzelne gelehrte Zeitschriften, welche von derartigen „deutschen Gesellschaften" ausgegangen sind. Man darf ruhig sagen, daß dem Leser in ihnen nichts entgegentritt, als totes Wissen; in diesen mit Citaten geschmückten, unbeholfenen, trockenen Arbeiten lebte nicht ein belebender Gedanke, der im Stande gewesen wäre, in die Herzen hinein Licht zu senden und Begeisterung zu entzünden. Sollten weitere Kreise für die beginnende Geistesbewegung gewonnen werden, so war es nöthig, daß man Stoffe behandelte, welche der Mehrzahl näher lagen, daß es in einer Form geschah, die sich einer größeren Volksthümlichkeit befliß. Das thaten die „moralischen Wochenschriften," deren Eigenart der Verfasser in der „Deutschen Revue" (Maiheft 1881. S. 247—261) bereits gezeichnet hat.

Gegen eine solche Wochenschrift ist die erste der fast unbekannten satirischen Brochüren gerichtet, welche wir kurz kennzeichnen wollen. In dem angezogenen Aufsatz ist erwähnt worden, daß die erste deutsche Wochenschrift von Bedeutung, die „Discourse der Maler", in Zürich von Bodmer und Breitinger herausgegeben worden sei. Sie fand eine elende Nachahmung im „Leipziger Spektateur" (1723). Gegen dieselbe ließen die Schweizer eine Flugschrift erscheinen: „Der gestäupte Leipziger Diogenes oder kritische Urtheile über die erste Spekulation des Leipziger Spectateurs" (Zürich, bei Johannes Lindinner 1723). Nach einer Untersuchung über die Verschiedenheit der Autoren, wie dieselbe aus der Verschiedenheit der Stoffe hervorgeht, wird das erste Heft der Wochenschrift in Bezug auf den Titel und die schlecht gewählten „Devisen" der einzelnen Discourse untersucht, dann wenden sich die Angreifer gegen den Stil. Dort heißt es:

In dem IV. Discourse stehet:

„**Die Pfeifen gieng vor uns vorbey.***) Die Pfeifen gehen nicht, wohl aber die Pfeifer. Purschikos leben ist nicht deutsch, weis nicht, ob es Leipzigisch ist. Das weiß ich, daß kein politer Mann es braucht. Einige Funken wollten ihr Andenken auf meines Freundes Mantel stiften. Man kann den Funken keinen Vorsatz zuschreiben; natürlich heißt es: Einige Funken beschädigten meines Freundes Mantel. Der VI. Discours ist voll unordentlicher Redensarten. Zum Exempel: eine Schaubühne mit einem Excrement seines Ingenii eröffnen. Einen Treffs auf sein Capitolium kriegen. Capitolium heißt ein Schloß zu Rom, auf welches Diogenes nicht hat können geschlagen werden. Ein Treffs ist nicht deutsch, sondern man sagt ein Streich(!) Lateinische Männer; das Loch suchen, das der Zimmermann gelassen hat; er würde schwören, es regnete Brennholz; mit etlichen Dutzend Hundsf.... convoyiren; einen mit dem Obergewehr zur Fricassee machen 2c. — — — — Sind alles Rätzeln, deren Bedeutung man von den Precieuses oder Pedantischen Jungfern des Comedienschreibers lernen muß."

Zuletzt werden noch die Phantasie- und die eingeschalteten Gedichte des Leipziger Diogenes untersucht.

Der Ton der Flugschrift ist noch ein sehr gemäßigter; Schimpfworte kommen nicht zur Anwendung. Bald genug sollte jedoch jener Streit zwischen den Leipzigern und den Schweizern sich entwickeln, welcher sich hauptsächlich als Gegensatz der englischen und französischen Einflüsse darstellt. Gottsched gelangte in der Zwischenzeit zur Bedeutung, aber noch herrschte zwischen den beiden Lagern ein höflicher, wenn auch etwas kühler Ton. Im zweiten Stück der „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" (Leipzig, Breitkopf, 1732 ff.) besprach Gottsched Bodmers Übersetzung des Milton sehr anerkennend und tadelte nur einige Provinzialismen. Dieser Zustand, wo man sich gegenseitig steife Complimente machte, dauerte bis etwa 1740, aber man hielt doch dabei schon die Faust im Sacke geballt und ließ es an kleinen Seitenhieben nicht fehlen. Im genannten Jahre brach endlich die offene Fehde aus, welche bei der Nüchternheit und Langweile des öffentlichen Lebens das Interesse der schriftstellerischen Kreise länger als ein Jahrzehnt lebendig erhielt. Es regnete Streitschriften von beiden Seiten, besonders aber waren die Schweizer von einer uns fast unbegreiflichen Rührigkeit, solche Eintagsfliegen in die Welt zu setzen. Jeder Bundesgenosse in Deutschland selbst war ihnen willkommen und sie ließen jede Schmähschrift auf Gottsched, die außerhalb der Schweiz erschien, nachdrucken, manche in mehreren Auflagen. Zuletzt wurden diese in der Zeit von 1741—44 veröffentlichten ernsten und satirischen Brochüren sogar vereint herausgegeben als „Sammlung der Züricherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule." (Neue Ausgabe noch 1753. Zürich, bei Orell u. Co. 2 Bde.) Der Witz ist darin ziemlich spärlich gesäet und nur

*) Das Fettgedruckte ist Citat aus der Wochenschrift

eine der Streitschriften weist einzelne gelungene Stellen auf: „Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstückes von Cato.“ (8. Stück S. 80—96). Sie ist gegen das bekannte oder doch vielgenannte Trauerspiel Gottscheds gerichtet.

Im Eingang werden die Verdienste des Herrn Professors ironisch gelobt und besonders seine Fertigkeit „in dem Mechanismo der Kunstregeln“ hervorgehoben; er habe es (durch seine „Dichtkunst“) erreicht, daß seine Schüler weder Phantasie und Verstand, sondern nur „Gedächtniß, Wörterbuch und Sprache“ nöthig haben. Dann erst wendet sich die Spottschrift zu dem eigentlichen Gegenstande.

„Sobald der Herr Verfasser bey sich beschlossen, eine deutsche Original-Tragödie von Cato zu verfertigen, hat er sich vor allen Dingen in einen rechtmäßigen Besitz des französischen Cato des Herrn Deschamps gesetzet; wozu er ungefähr drey gute Groschen aufgewendet hat. — — — — — — — — — — Ferner hat Herr Gottsched sich auch ein Recht auf Addisons Cato mit etlichen Groschen erworben. Einige wollen zwar sagen, daß er ihn bloß nach des Herrn Boyers französischen Übersetzung gehabt habe, aber das kömmt nur von seinen Feinden, die ihm wohl eher vorgeworffen, daß er aus Übersetzungen übersetze. Von der ersten Tragödie des Herrn Deschamps hat er uns in einem guten Zeichen mit einem wohlschneidenden Messer folgende Scenen abgelöset (hier kommt die Aufzählung). Mit Addisons Cato hat er eine noch strengere Operation vorgenommen und ihm auf einmahl alle vier ersten Aufzüge abgeschnitten. — — — — — — — — — — Alle diese abgelößten Stücke warff er vor die Hunde; die andern tractirte er mit größter Sorgfalt. Es waren disjecta membra von zween verschiedenen Poeten, Stücke von zween abgesonderten Cörpern, deren einer an seinem Obertheile, der andere an den unteren Theilen gestümmelt war. Er probirte jetzo sie in einen Leib auf ein neues zusammenzusetzen.“

Es wird nun boshaft genug geschildert, wie die überall her entlehnten Theile zusammengeflickt wurden und hier und dort eine deutsche Scene eingeflickt wurde.

„Dennoch konnte sie (d. h. die Tragödie) noch kein deutsches Originalstück genannt werden, weil das Vordere Französisch, das Hintere Englisch, und hier und da etwas deutsches eingestreut war. Der Herr Verfasser übersetzte derowegen mit Beystande eines Französischen und eines Englischen Lexicons alles in das Deutsche und dieses that er mit einer solchen Geschicklichkeit des Gedächtnisses, und wenn ihm dieses fehlte, des Auges und der Hand im Aufschlagen der Wörterbücher, daß er dem Kopf die meiste Arbeit mit Denken ersparte. — — — Er verwandelte das Traurige in Lustiges, das Große in Kleines, das Kleine in Großes, das einfältige in vermischtes, er umtauschete die Vordersätze mit den Hintersätzen, er machte die Folgen zu ihren Ursachen, die Ursachen zu ihren Folgen, er fing mit einem Nachsatz an, ohne daß er solchem einen Vordersatz hätte vorher gehen lassen, auf welchen dieser sich bezogen hätte, er erweiterte, verkürtzete, vermehrete, verschwieg.“ — — — —

Darauf geht der Verfasser erst zu den Einzelnheiten über und fertigt die Tragödie Gottschedsironisch ab.

Das Witzigste, was dieser ganze Streit zwischen Leipzig und Zürich zu Tage gefördert hat, ist auf Seite der Gottschedeaner geschrieben worden „Volleingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit parat seyenden Brieff Secretary gefüllt mit kohlrußrabenpechschwartzer Tinten wider unsre Feind, mit rother gegen unsre Freund u. s. w. von Vito Blauröcklio (Kuffstein 1745). Als Verfasser dieser wahrhaft witzigen Streitschrift wird gewöhnlich J. J. Schwabe, der Schildknappe Gottscheds und Herausgeber der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes," angegeben. Mit welchem Rechte weiß ich nicht; sicher ist nur, daß er sonst sehr wenig Witz bekundet hat, und merkwürdig, wie der geborene Magdeburger, der fast nur in Leipzig gelebt hat, zu einer solchen Kenntniß des bayrisch-österreichischen Dialekts gekommen ist, wie sie in einigen Theilen des Büchleins zu Tage tritt.

Der Verfasser stellt sich scheinbar ganz auf Seite der Schweizer. In der ersten Abtheilung („Portio prima" S. 8 ff.) erzählt er den Anlaß des kritischen Kampfes an eine Anekdote anknüpfend:

„Ein anderer Schweizer ward von einem Franzosen verlacht, daß er eine so langsame und schwere Rede hatte; der antwortete ihm: „Wir Schweizer sein des Schaffens gewohnt, nicht des Schwatzens."

Das ist eine nachdenkliche Red, die dem Herrn Authori manche schlafflose Nacht wird kost haben. Heringegen glaube ich sicherlich und kann mirs kein Christen-Mensch ausredn, daß der Frantzösisch Limmel, der den Herrn Züricher verlacht hat, wird sich gschamt haben — — — daß er so ist ausgezahlt wordn. Das nachdenklich Sprüchl thue ich jtzt auf unser Feynd referirn. Kumets her es (= ihr) Leyptziger, Hallenser, — — — paschts enk (euch) her, ich muß auch ein Wörtl mit enk sprechen. Die Tyroller und Züricher sein des Schaffens gwohnt, nit des Schwätzens, daß es wißt, das ist d' Ursach, warumen wir eine schwere und langsame Sprach habn, es (ihr) naseweissen Herrn Knollfinken — — mirckts enks (merkt es Euch); machts enk ein Knopff ins Hemed (Hemd), so vergesst's fein nit. Das habn die tumen Saltz-Jodl in Leyptzich nit begreiffn können und wan mrs (man es) beym Lichte bsicht, so ist der gantz critisch Lärm drüber anbrunen (entbrannt). Der gstreng Herr Bodemer und sein würdiger Herr Confrater wer (wäre) weiter nit sonderlich bekannt in der teutsch gelahrten Welt. Jedermann saget: Wer sein die zwey Kerl in Zurich, die so hart beruhmt sein wolln und ist dennester manicher Zurichirscher Käskramer berühmter in Teutschland als die zwei Burschl. Das war eine harte Nuss für meine zwei Herrn Zuricher, da wer ninx (nichts) z' thuen, sie musst einmal in ein zagn (sauern) Holtzapfel beyssn und mit den Leiptzichern in ein Kuhhorn blasn. Die Leiptzicher, wie das tume Teufel von Notion (bekanntlich) sein, die gengen (gehn) her und denken: Hän? Bodemer! Breytinger! Die zwei Namen klingen so ominos weiter nit, mögen aber doch zwei gute ehrliche Heut sein; wir wolln die zwei Bürschl ein Bissel berühmt machen. Konnten aber die teutschen Stritzl

(Dummköpfe) sich einbilden, daß die Zuricher nit werden gscheuter sein wolln, als wie sie? Wie aber die 2 Herrn Zuricher anfangen (mit unserm Text z'reden) zu schaffen und zu comediren (kommandiren), da reyssten die Leipzicher Maul und Nasen sperr Angel weit auff. — — — — Nun, das gang aber noch hin — — — aber das bricht enck das Knick (Genick) ein, daß es nit habt parirn (gehorchen) wolln."

In der zweiten und dritten Portion tritt die Satire immer bestimmter auf. S. 31 verspottet der Verfasser die Vorliebe für Fremdworte, welche sich in den „Discoursen der Mahler" gezeigt hatten, in Form von Briefen, welche die Wochenschrift und deren Lob zum Stoffe haben und ganz mit Fremdworten durchsetzt sind. Im Anschluß daran theilt der Verfasser auch einen Brief mit, den er an die Académie française geschrieben habe, um ihr vorzuschlagen, durch wörtliche Uebersetzungen auch ihre Sprache zu bereichern. Der Brief selbst ist in dieser Art abgefasst.

Messieurs!

Depuis que les Critiques Suisses et Saxons se couchent dans les cheveux, il m'est tombé dedans, de n'être pas le seul qui tienne la bouche, parceque je puis aussi bien encochoner le papier, qu'un autre. Par dessus cela mes amis Suisses me couchent dans les oreilles, que je dois montrer les figues à nos ennemis de Leipsic. — — —

Nun folgt der Vorschlag, er wolle nach den Regeln der Herren Schweizer die französische Sprache verschönern, welche ohne diese Erfindung bald auf dem letzten Loche pfeife, „piperoit bientôt sur dernier trou." Die Sachsen mögen sich das Maul zerreißen (déchirer la bouche), es bleibe dennoch das beste Mittel, die Sprachen einander zu nähern: „en übertragant les façons de parler étrangères."

Das sechste und siebente Jahrzehnt hatte verhältnißmäßig nicht viele literarische Flugschriften aufzuweisen, was zum Theile auch wohl damit zusammenhing, daß sich die Zahl der Wochenblätter und der kritischen Zeitungen bedeutend vermehrt hatte und hier mancher satirische Angriff eine Zufluchtsstätte fand. Der Ton der Kritik wurde im Allgemeinen immer roher; jene Steifheit im äußeren Wesen, welche bis etwa zur Mitte des Jahrhunderts unbedingt geherrscht hatte, war selbst auf den Ton der Polemik nicht ganz ohne Einfluß geblieben; sie hielt selbst den Zorn in gewissen Schranken und prägte noch dem Tadel den Stempel einer gewissen Zurückhaltung auf. Je mehr aber diese Steifheit schwand, desto weniger legte man sich Zwang auf, und sogar die gelehrten Herren wurden oft recht grob. Der Witz wird manchmal pöbelhaft und der Tadel zur Knute. Die Zeitschriften lagen sich nebenbei auch noch gegenseitig in den Haaren und verschmähten kein Mittel, den Gegner in der öffentlichen Meinung hinabzusetzen. Diese Erzeugnisse haben uns hier nicht zu beschäftigen.

In die Reihe der satirischen Flugschriften kann auch die „Bibliothek der elenden Skribenten" gerechnet werden. Es erschienen davon in Leipzig seit 1768 sieben Stück; einzelne ohne Verlagsort, eines mit der bekannten pseu-

donymen Firma „Dodsley und Co., London." Der Grundgedanke war unbestreitbar witzig. Die Herausgeber traten als Verfechter aller schlechten und mittelmäßigen Schriftsteller auf und bekämpften ironisch alle bedeutenderen Dichter und Kritiker. Einzelnheiten sind gelungen; besonders in dem Anhang jedes Stücks, wo die „Todesfälle und andere Veränderungen berühmter elender Kunstrichter" und „Vermischte Nachrichten" enthalten sind, aber das Ganze ist doch ebenso plump, wie die meisten satirischen Schriften aus dieser Zeit. Bergehoch werden sie alle überragt von Lessing's „Vademecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen" (1754), von den „Antiquarischen Briefen" und den Streit-Schriften gegen Göze. Nicht ist's nur der Witz, der ihnen eine hohe Stellung erobert, sondern die Ideen, für welche Lessing eingetreten ist. Es gibt kaum etwas Zweischneidigeres, selbst Hohleres, als Witz ohne Charakter. Wo er seinetwegen allein gepflegt wird, der Geist sich an dem Funken freut und sich behaglich an dem Spiele der Gegensätze ergötzt, dort muß der Witz fast immer vergiften. So war es später vielfach bei Heine und Börne, so ist es gegenwärtig bei einer nicht geringen Zahl von Tagesgrößen und Augenblicks-Unsterblichkeiten, welchen die Natur Witz ohne Charakter verliehen hat. Es genügte Lessing nicht mit den „Antiquarischen Briefen" nur seinem Gegner Klotz — diesem galten auch die Spitzen in der „Bibliothek elender Skribenten" — niederzuwerfen, sondern er trat gegen die erbärmliche literarische Cliquenwirthschaft und gegen das Publikum auf, welches sich dieselbe gefallen ließ; er war nicht zufrieden, Göze zurückzuwerfen, sondern bekämpfte auch in ihm als einer symbolischen Person alle Gedanken, welche sich dem ehrlichen Streben nach geistiger Freiheit entgegenstellten. Lessing's Witz war die Blüthe seines männlichen Muthes; der seiner modernen Nachahmer ist die Begleiterscheinung innerer Schamlosigkeit; bei Lessing glich er einer hellleuchtenden Fackel, bei diesen dem Phosphoresciren verfaulenden Holzes.

Häufiger wurden wieder die Satiren in der Sturm- und Drangepoche, und besonders hat, wie bekannt, das Erscheinen der „Leiden des jungen Werther" eine große Zahl von Gelegenheitsschriften dieser Gattung hervorgerufen. Wir dürfen dieselben übergehen, da die wichtigsten in weiteren Kreisen bekannt sind und J. W. Appell's „Werther und seine Zeit" (Leipzig, 1865) über sie Auskunft ertheilt. Die Sturmdichtungen mussten umsomehr Gelegenheit zur Satire bieten, als ein Lenz, Klinger und Wagner in ihrem maßlosen Drang oft genug die Gestalten zur Karrikatur verzerrten.

Unter den Spottschriften gegen das Sturmdrama zeichnet sich eine durch Witz aus: „Marionetten-Theater" (Wien, Berlin und Weimar, 1778). Verfasser war der als Kritiker ungerechter Weise vergessene Schink. Leider paart sich mit dem Witz hier eine so maßlose Obscönität, daß der eigentliche Inhalt nicht angedeutet werden kann. Das Bändchen enthält zwei Satiren in dramatischer Form: „Hanswurst von Salzburg mit dem hölzernen Gat. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen" und „Der Staupbesen. Eine dramatische Fantasie."

Das erste Stück wendet sich nur gegen das Sturmdrama, vor Allem gegen eine „Natur," welche Lenz im „Hofmeister," in den „Soldaten", und Wagner in

der „Kindsmörderin" etwas zu sehr entblößt hatten. Der Zweite hatte in dem genannten Stücke, wenn auch hinter den Coulissen, eine Verführung vor sich gehen lassen; Schink bringt zum Beweise, daß ein Genie noch weiter gehen müsse, eine Entbindung auf die Scene. Hanswurst, der Held, hatte sich in der 5. Scene des 1. Aktes mit einer Frau eingelassen und war sammt ihr von dem Manne verjagt worden. Türken ergriffen das Paar und brachten es auf ein Schiff. Dort kommt nun Frau Knirps in der 12. Scene mit einem Knaben und einem Mädchen nieder, welche sofort in die Handlung eintreten.

„Das Mädel: (wird geboren und küsst dem Hanswurst die Hand).

Ja, Papa, da bin ich —

Der Junge bittet sofort, ihn das Verdeck besehen zu lassen; die Mutter begleitet ihn, und Hanswurst fordert vom Töchterlein, es möge ihm etwas vorplaudern.

Das Mädel:

Ja, lieber Papa, soll ich was erzählen? Aus Werther's Leiden oder sonst was?

Hanswurst:

Was hör' ich, Mädel, kannst Du auch das? Das ist doch schnurrig, bei meiner Seele!

Nach mannigfaltigen Irrfahrten, die überall Gelegenheit zu Seitenhieben auf die Stürmer geben müssen, gelangt Hanswurst wieder nach Berlin und findet dort seinen Sohn, den er ertrunken glaubte, als Recensenten auf der „Stechbahn" (dort befand sich Nicolai's Verlag). Beide treffen bei einer Dirne zusammen, wo der Sohn die alberne Vorrede zu Nicolai's Spottschrift über Volkspoesie vorliest. Er selbst und dann die Anwesenden sterben vor Bauchgrimmen, welches das Werk veranlasst hat; zuletzt kriecht der Souffleur aus dem Kasten und gibt ebenfalls den Geist auf. Der Schatten des Hanswursts spricht den Epilog, in welchem er sich gegen die Meinung verwahrt, als hätte er die echten Genies — Goethe und Lenz werden wie so oft in der Zeit zusammen genannt — damit treffen wollen; er meine:

„Die kleinen nachkläffenden Hunde, die ohne den Kopf und ohne das Genie, tyrannisiren die Fantasie:

Und denken, wenn sie nur hübsch ohne Regel
Und ohne Zucht in's Gelag hinein
Ihrer verbrannten Einbildungskraft Segel
In den Wind spannen, und die Natur
(Die Hunde kennen sie dem Namen nach nur)
Ganz gottesjämmerlich verfumpfein,
So werden sie gleich Goethe und Lenz sein.

„Der Staupbesen" ist gegen die gesammten Uebertreibungen der Zeit gerichtet, gegen das Bardengeheule wie gegen die sogenannten „Volkslieder," welche durch Roheit Poesie zu ersetzen suchen; gegen das platte und zotige Lustspiel, gegen den Mangel an sittlicher Klarheit und gegen die erbärmliche Kritik des

Tages. Leider spielen die Thätigkeiten der Unterleibs-Organe hier eine noch größere Rolle, als im „Hanswurst."

Die Kritik ist im achten und neunten Jahrhundert überhaupt oft Gegenstand des Angriffs gewesen, denn ebenso wie gegenwärtig, in mancher Beziehung mehr, waren bestimmte Kreise eng mit einander verbunden. Besonders um die großen kritischen Zeitschriften sammelte sich eine Schaar von Schriftstellern und Kunstrichtern, welche oft ganz und gar von dem Herausgeber abhängig waren. Bei keinem derselben trat jedoch die Sucht nach Oberherrschaft in der Kritik so sehr hervor, wie bei Friedr. Nicolai, dem Freunde Lessing's, dem Verleger der „Allgem. Deutschen Bibliothek" (1764—1806) dem Haupte der allernüchternsten Aufklärer des ganzen Jahrhunderts. In seiner Jugendzeit hatte er sich manches Verdienst erworben, aber bald war sein Selbstbewusstsein über die Berechtigung hinausgewachsen. Anfänglich errang sich die Zeitschrift durch die Mitarbeiterschaft bedeutender Männer — nur Lessing hielt sich ganz fern — großen Einfluß, aber schon in den Siebziger- noch mehr in den Achtzigerjahren wurde offenbar, daß Nicolai danach strebe, Berlin zum Herrn der geistigen Bewegung, sich selbst zum Herrn Berlins zu machen. Es fehlte bald nicht an Streitigkeiten, die manchmal in sehr persönlicher Weise geführt wurden; es zeigte sich oft, daß Alles, was Nicolai und einige seiner Freunde verlegten, gepriesen wurde, die Arbeiten der Gegner aber hinuntergerissen wurden.

Nach den satirischen Angriffen, welche der Wertherstreit Nicolai eingebracht hatte, kamen die zwei Hefte der „Bockiade" und „Die neue und vermehrte Bockiade in Briefen über den Ton in der Literatur, Kritik, Streitschriften u. s. w." (Berlin, 1781), verfasst von A. F. Cranz. In der zweiten wird hauptsächlich Nicolai als Angriffsgegenstand betrachtet. Der Verfasser bespricht zuerst flüchtig einige Autoren (Wieland, Jacobi, den Lyriker) und die Roheiten der Kraftgenies; letztere in Anknüpfung an die bekannte kräftige Einladung in Goethe's „Götz": „Natur ist das freilich, aber wohlerwogen, doch immer nur Natur, die auf den Nachtstuhl gehört." Ebenso wird der Nachahmer Ossians und des weinerlichen Romans „Siegwart" gedacht. Hier schließt Cranz die Polemik gegen Nicolai an. Der Ton ist scharf, aber nicht unanständig.

Mit mehr Satire wurde Nicolai in einer Streitschrift angegriffen, welche in Form eines kleinen Romans herauskam: „Leben und Tod des Dichters Firlifimini" (Leipzig. Zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1784.) Als Rahmen dient das Leben eines Dichters, welcher zuletzt Hungers stirbt; ein Theil der Geschichte ist in Gesprächsform geschrieben. Die Rückseite des Titelblattes trägt die Bemerkung: „Der Schauplatz ist im Morgenlande in den Städten Gizpiel und Nilreb. Das Kostüm ist nicht beobachtet. Der Autor hat große Autoritäten in diesem Punkt vor (für) sich." Wenn man die zwei Stadtnamen umkehrt, so ergiebt sich: Leipzig und Berlin. In gleicher Weise sind auch die auftretenden Personen maskirt.

Firlifimini lebt in Gizpiel, wo es ihm sehr elend geht. Da er sich vor Schulden nicht retten kann, beschließt er durchzugehen, sendet aber vorher seine

Gedichte nach Nilreb an den Buchhändler Jalocin (Nicolai). Es gelingt ihm, Nilreb zu erreichen, aber Jalocin sendet ihm das Manuscript zurück, eröffnet ihm jedoch die Hoffnung, ihn als Kritiker brauchen zu können, und lädt ihn auch einige Tage später zum Mittagessen ein, an welchem alle Recensenten der „Bibliothek" theilnehmen. Nach der Tafel wird einer derselben, welcher es gewagt hatte, Dnaleiw's (Wielands) neueste Dichtungen in den Gizpiel'schen „Gelehrten-Zeitungen" zu loben, feierlich ausgestoßen*), und Firlifimini ebenso in den Bund aufgenommen. Schon am nächsten Tage erhält er ein Buch von Wieland zur Besprechung, dem eine Art von Anweisung beiliegt, wie er sich gegen Jalocin's Feinde zu verhalten habe:

„1. Der Dichter Kostpolk (Klopstock) — wenn Sie ihm bei Gelegenheit eins anhängen können, so versäumen Sie's nicht. Sein Buch von der Kilbuper (Gelehrten-Republik) — — wird Ihnen Stoff zu bittern Seitenhieben geben.

2. Dnaliew — Sie wissen schon.

3. Remark zu Leik (Kramer in Kiel) ist ein Anbeter Kostpolk's; auch Er empfahe sein Theil bei jeder Gegenheit.

4. Sov, ein Dichter zu Frodnretto (Voß in Otterndorf) ist ein beißiger Mann, der sich durchaus nichts von uns gefallen lassen will. — — Hauen Sie ihn bei jeder Gelegenheit — — —.

5. Ejob (Boie), der Herausgeber eines Journals**), werde auch bei jeder Gelegenheit gestriegelt. Ueberhaupt sein ganzer Anhang, als da sind: Rellim (Miller), Verfasser des Romans Trawgeis (Siegwart), die beiden Brüder Egreblost (Stolberg), welche sich freilich noch nicht wider uns förmlich empört haben, doch da ich aus guter Hand weiß, daß sie mit dem Sov und Kostpolk Freundschaft pflegen, so müssen wir, wenn wir sie auch nicht geradezu tadeln oder lächerlich machen, doch unser Urtheil auf Schrauben stellen."

No. 6 betrifft Bürger und Göckingh, No. 7 Schink, den Verfasser des vorher erwähnten „Marionetten-Theaters," No. 8 den flachen Vielschreiber und Romanverfertiger Meißner in Dresden, welcher in der Vorrede zu seinen „Skizzen" Nicolai und seine Recensenten als eine Räuberbande geschildert hatte. Firlifimini war ein Bewunderer Wieland's, aber — Hunger thut weh; so zwang er sich denn zu einer Kritik, welche ganz im Sinne Jalocins gehalten war. Dafür erhielt er einen Gulden als Honorar. Nun aber dauerte es acht Tage, ehe ihm eine zweite Kritik aufgetragen wurde, und Firlifimini kam zur Einsicht, daß die kritische Thätigkeit doch nicht im Stande sei, einen Menschen zu nähren. Er lief nun wieder mit dem Manuscript seiner Gedichte umher von Verleger zu Verleger und brachte es bei einem wirklich an, welcher ihm sogar 30 blanke Thaler dafür

*) Wieland und Nicolai bekämpften sich einige Zeit sehr heftig. Auch die „Neue Bockiade" bespricht die Fehde.

**) Boie's „Deutsches Museum." (Siehe Deutsche Revue, Aug. 1881, S. 258). Hier war ein Angriff von Voß gegen Nicolai („Verhöre") veröffentlicht worden.

bezahlte. Leider war Jalocin ein Gegner dieses Berufsgenossen und erfuhr, daß sich sein Sölbling mit demselben eingelassen hatte; die Entlassung aus dem Bunde der Kritiker war die Folge. — Der weitere Inhalt des stellenweise nach dem Zeitgeschmack lüsternen Buches hängt zwar zum Theile noch mit Nicolai zusammen, wir dürfen ihn jedoch übergehen.

Eine große Zahl von Angriffsschriften veranlasste Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten" (I. Bd. 1783. XII. 1796). Das Werk hat in mancher Beziehung noch gegenwärtig nicht allen Werth verloren, denn es bietet dem Kulturhistoriker eine Fülle kleiner Thatsachen, aber es ist begreiflich, daß der Ton besonders die Süddeutschen oft verletzen konnte Nicolai vertrat die empfindungslose Aufklärung, welche keine Ahnung davon besaß, daß nicht nur der kühle Verstand, sondern auch das Gemüth Bedürfnisse habe, welche eine echte menschliche Bildung befriedigen müsse; er kam überall als nörgelnder Berliner hin; sah er so auch manchen Uebelstand, so übersah er auch manches Gute, und deshalb war seine Schilderung zumeist Grau in Grau gehalten.

In Nürnberg, München und Wien, wahrscheinlich noch in andern Städten, nahmen sich Verschiedene der angegriffenen Länder an, zumeist in Zeitschriften, einige auch in Broschüren. Ein gewisser Obermayer veröffentlichte (Wien 1783) einen satirischen „Prolog zu Herrn Nicolais neuester Reisebeschreibung." Der Titel trägt das Motto aus der Offenbarung Johannis (2. 6): „Dieses aber hast Du noch Gutes an Dir, daß Du die Werke der Nicolaiten hassest, die auch ich hasse."

Das Ganze ist in ähnlichen Strophen geschrieben, wie sie Blumauer in seinen parodistischen Dichtungen verwendet hat, und behandelt die Herkunft der Kritik.

„Der bösen Kritik Ursprung fällt
Gerade in das Jahr der Welt,
Das man nicht darf bedeuten,
Weil sich zwei große Kritiker,
Petavius und Scaliger,
Im Grabe d'rum noch streiten."

Der erste Kritikus war Cham, der sich über den betrunkenen Vater lustig machte, und durch seine Sprossen wurde die Krankheit verbreitet. Sarah's Runzeln, Abraham's Bart, die Ziegel beim Thurmbau von Babel — alles wurde bekrittelt. Zur Strafe kam die Sprachverwirrung und nun zerstreute sich das Uebel nach allen Windrichtungen.

„Indeß die Kritik auf der Welt
Ihr Amt, bald gratis, bald um's Geld,
So ziemlich leidlich führte,
Geschah selbst in der Himmelsburg
Ein Unglück, das sie durch und durch
Mit Giftschaum imprägnirte."

Momus, der Hanswurst der Olympier, wurde von dem wüthigen Mopse Juno's gebissen. Durch weitere Bisse ging nun die Wuth weiter: Momus biß

Thersites, dieser den Zoilus, und so über Skaliger herüber zu Klotz; dieser aber biß Nicolai.

„Doch um das Gift, das dem fortan
In Strömen aus dem Munde rann,
Durch Deutschland zu verbreiten,
So ließ er für den Giftschaum all
Sich einen eigenen Kanal
Von Löschpapier bereiten.

Die folgenden Verse schildern nun Nicolai's kritische Thaten und seinen Aufenthalt in Wien, wo er viel „Ratzelsdorfer“ Wein getrunken habe. Giftbeladen sei er endlich nach Berlin zurückgekehrt, wo ihm ein Collegium medicum Abführmittel eingegeben habe. Er quälte sich nun schrecklich.

„Nach langem Drucken endlich wich
Das Gift von ihm, er gab von sich
Acht dicke Bände Reisen.
Dazu lud er uns schriftlich ein,
Und wer von der Parthie will sein,
Dem wünsch ich — wohl zu speisen.“

Der Ratzelsdorfer Wein spielt mehrmals eine Rolle in solchen Wiener Flugschriften gegen Nicolai; so auch in einer: „Das Buchhändler-Konzilium zu Ratzelsdorf in Hungarn.“ (In allen Buchhandlungen Deutschlands, 1787). Das Schriftchen ist sicher sehr selten, schon seines Formats wegen (kleinstes Sedez, 16 Seiten).

Nicolai habe in Berlin von dem Ratzelsdorfer Wein geschwärmt, und das sei nun Schütz (Chr. Gottfr., der 1786 die „Jenaer Literaturzeitung“ begründet hatte) zu Ohren gekommen. Da habe er denn Nicolai zu einer Reise nach dem Orte aufgefordert. Dieser, obwohl erzürnt, daß der Professor jetzt auch den „Büchelrichter“ mache, sei darauf eingegangen. Beide kommen nun zusammen und es entspinnt sich ein Gespräch, welches zu einem Bunde gegen Oesterreich führt. Wie vielfach, so tritt auch hier die Eifersucht hervor, welche viele Schriftsteller der Kaiserstadt auf jene des deutschen Reiches in sich trugen. Ich habe in den ersten zwei Jahrgängen der Jenaischen Literatur-Zeitung (1785—86) gegenüber etwa 40 lobenden Besprechungen von Werken österreichischer Verfasser etwa zehn tadelnde gefunden; aber ein falscher Patriotismus wollte das geistige Uebergewicht des Nordens nicht gelten lassen. So stellt denn der Schreiber der Schmähschrift die Sache so dar, als ob die beiden Blätter nur deshalb an den Größen des Wiener Parnasses ihre Zähne wetzten, weil ein Wiener Verleger auf schöneres Papier mit neuen Lettern drucken lasse, und ein anderer (der berüchtigte Nachdrucker Edler von Trattner) die deutschen Dichtungen zu billigeren Preisen verkaufe.

Daß aber verschiedene Wiener Schriftsteller mit ihren heimischen Verlegern auch nicht zufrieden waren, beweist eine ohne Angabe des Verlegers und des Ortes 1785 in Wien veröffentlichte Flugschrift: „Die Wienerautoren contra den edlen von Schoenfeld, Buchdrucker und Buchhändler am Kärnthnerthor“ (16. Seite). Derselbe hatte in der „Wienerzeitung“ vom 12. Februar

1785 die Schriftsteller Wiens beschuldigt, daß sie ihm „aus fremden Büchern von Wort zu Wort abgeschriebene Werke für eigene Arbeit verkauft, oder ihr Manuscript an zween Buchhändlern zugleich verhandelt haben.“ In der Flugschrift wird er nun aufgefordert, die Namen der Schuldigen zu nennen, falls er nicht als Verläumder gelten wolle. Gelegentlich der Anzeige hatte derselbe Schoenfeld erklärt, daß er nur aus Menschenliebe schweige. Das veranlaßte die Verfasser, auf Seite 14—16 die „Menschenfreundlichen Handlungen des Edlen von Schoenfeld“ zusammenzustellen — die Seiten sind unbedruckt; es ist der einzige gute Witz der satirischen Abwehr.

Das Jahr 1790 ist durch das Erscheinen der schmutzigsten Schmähschrift denkwürdig, welche wir in unserer neuesten Literatur besitzen. Dieselbe ist betitelt: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne oder die deutsche Union gegen Zimmermann.“ Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freiherrn von Knigge. Das Titelblatt der ersten selten gewordenen Ausgabe ist mit zwei sich festhaltenden Geierkrallen und dem Motto „Vis unita fortior“ versehen. Joh. Georg von Zimmermann, der berühmte Verfasser der Schrift „Vom Nationalstolze“ (1758) war durch Kränklichkeit sehr verbittert und deshalb mit einer Menge zeitgenössischer Schriftsteller in Fehde gerathen, so mit Nicolai, Boie, mit dem witzigen Lichtenberg, mit Gedike und Biester, den Herausgebern der Berliner Monatsschrift u. s. w.

Einer seiner Gegner, Friedrich Bahrdt, das enfant terrible der äußersten Linken der Aufklärer, hatte gegen ihn eine grobe Streitschrift veröffentlicht „Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des St. Wladimir-Ordens von der dritten Klasse — — — deutsch gesprochen von D. C. Fr. B. etc.“ (1790). Gegen diesen Bahrdt war nun das Pasquill besonders gerichtet, aber zugleich traten darin Biester, Gedike, Lange, Lichtenberg, Kästner u. s. w., die halbe Schriftstellerwelt von Deutschland auf. Das Machwerk ist von empörender Frechheit; Zoten und gemeine witzlose Schweinereien bilden die Würze; eine geradezu verlotterte Einbildungskraft offenbart sich in abstoßender Weise. Wer die Verhältnisse nur im Geringsten kannte, vermochte nicht zu glauben, daß Knigge der Verfasser dieser elenden Schmutzschrift sein sollte. Kurz, die Sache klärte sich auf: der Urheber war der Verfasser zahlreicher Bühnenstücke, darunter „Menschenhaß und Reue,“ dieses Gemisches von falscher Empfindsamkeit, und innerer Frivolität — August von Kotzebue.

Der Ton der Streitschrift verbietet es, den Inhalt anzugeben; es genüge die Bemerkung, daß der Ort der Handlung ein Bordell ist und Bahrdt als Herbergsvater auftritt. Der Lärm über eine derartige Verletzung jedes Anstandsgefühls war begreiflich, noch mehr die Mißachtung, in welche Kotzebue bei allen strenger denkenden Männern kam. Aber zugleich zeigte sich, daß die große Menge sich um derartige Skandale innerhalb der literarischen Welt sehr wenig kümmere, am wenigsten dann, wenn der Schuldige einer ihrer Lieblinge ist. Wie viele und scharfe Angriffe hat Kotzebue von 1790 bis zu seinem Tode erfahren, wie wenig haben sie ihm geschadet! Diejenige Mehrheit der Leser und Zuschauer,

welche den zeitlichen Erfolg macht, entbehrte zu jener Zeit ebenso, wie heute des ästhetischen und sittlichen Feingefühls; sie wollte lachen und weinen, d. h. sich unterhalten, und dazu bot ihr der gewandte Modeschriftsteller genug Gelegenheit. Wie hohl die ganze Weltansicht sei, auf welche er seine Stoffe und Gestalten aufbaute, wie verderblich die glatte Immoralität derselben, das sah man nicht, trotzdem seit 1791 die Kritiker der vornehmeren Blätter mit steigender Schärfe auf die innere Verlotterung der Arbeiten Kotzebue's hinwiesen.

Das Pamphlet gab noch 1798 einem satirischen Roman den Titel: „Neidhardts, Dichters und Ritters mit der eisernen Stirn Reise nach seiner Entlassung aus dem Dienste der Themis in die Dienste der Thalia“ (Wien, im Verlag des Theaters).

Aehnlich wie im „Firlifimini“ dient auch hier der romanhafte Stoff zur Hülle der Tendenz. Die Stücke Kotzebue's (des Ritters Neidhardt) haben die Gattin eines Grafen verrückt gemacht, seine Tochter durch die falsche Schwärmerei in Schande geführt. Alles, was sich auf diesen Stoff unmittelbar bezieht, ist recht ungeschickt gearbeitet. Besser ist der satirische Theil. Zuerst wurden nur Urtheile über Kotzebue in Gesprächen angebracht, dann aber wird der Ritter als handelnde Person in den Roman eingeführt und es kommen in Dialogen mit einem Geist, der ihm erscheint, alle Sünden des Edlen zur Sprache. Leider fehlt es der Satire an Schneidigkeit. Am besten gelungen ist das vierte Kapitel des 4. Abschnitts. „Fragmente aus einem Schauspiele, das einen der beliebtesten Dichter zum Verfasser haben könnte.“ Das Stück selbst heißt „die edle Gefallne“ und ahmt vorzüglich nach die Sucht Kotzebue's, Laster als Tugenden hinzustellen. Der zweite Auftritt des zweiten Aktes ist geradezu eine Parodie von Scenen in „Menschenhaß und Reue“ und in der „Edlen Lüge.“

Mit mehr Witz, als der mir unbekannte Verfasser dieses satirischen Romans hat August Mahlmann († 1827) Kotzebue in drei Spottschriften angegriffen. Die erste war eine Parodie auf das Rührstück „Die Hussiten vor Naumburg“: „Herodes von Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg.“ Cöln, bei Peter Hammer. Pseudonym. Ohne Jahr [1803]. Die Posse wird noch heute gelesen und ist bekanntlich auch in Reclams Bibliothek erschienen. Wenig bekannt sind dagegen die zwei anderen Spottschriften Mahlmanns, „Kotzebue im Schlafrock oder der Redakteur in tausend Aengsten.“ (Berlin, bei Fürchtegott Lebrecht, Sorge u. Comp. Ohne Jahr) und „Die Postscripte oder das epigrammatische Gastmahl des Herrn von Kotzebue.“ (Prag, eigentlich Berlin. 1803). Beide richten sich gegen die kritischen Ausfälle, mit welchen sich der Lustspielschreiber an seinen Gegnern rächen wollte (im „Freimüthigen“).

Das erste Schriftchen ist in dramatischer Form abgefaßt. Die Eröffnungsscene führt Kotzebue vor, welcher „frei von allem Gemüth“ in seinem Arbeitszimmer in Berlin sitzt. Eine ansehnliche Bibliothek ziert die Rückwand; zuerst des Autors eigene Werke in kostbaren Einbänden, dann eine große Menge von Schund.

während die Werke von Goethe, Schiller, Fichte, Schlegel u. s. w. am Boden liegen: „auch sind es nur die Schalen davon, der Inhalt soll für den Besitzer dieser Büchersammlung nie dagewesen sein." Alle freien Theile der Wände sind mit Spiegeln ausgelegt, „damit der Bewohner des Zimmers sich an der „Selbstbeschauung," der einzigen, die er zu kennen die Ehre hat," erfreuen könne.

Ein Selbstgespräch Kotzebue's eröffnet die Farce, welches mit Anspielungen vollgefüllt ist. In kläglichem Tone gibt er seiner unbehaglichen Stimmung Ausdruck. Die vielen Angriffe, besonders von Seite der Romantiker, ärgern ihn; trotzdem das Publikum ihn preist, kommt er sich augenblicklich klein vor und ist nur froh, daß kein fremder Mensch unangemeldet in's Zimmer darf. Sähen ihn seine Feinde in so geknickter Haltung, sie würden jubeln. Aber plötzlich werden Fremde durch einen Diener gemeldet. Einer von ihnen, Hofrath Spazier (Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt")*) erzwingt sich den Eintritt als der Erste der Ankömmlinge und wirft dem erschreckten Dichter seinen Handschuh vor die Füße. Kotzebue's Gattin will statt ihres Mannes die Herausforderung annehmen, aber Spazier verhindert sie, den Handschuh aufzuheben:

„Mit Weibern fecht' ich nicht — ich nehme nur Beiträge von ihnen auf."

Der Hausherr hat sich indessen erholt und schlägt dem Hofrath vor; „Lassen Sie uns Versöhnung spielen!"

Spatzier:

„Das lässt Ihnen Gott rathen! (Sie schütteln einander die Hände und umarmen sich.) Ich traue Ihnen zwar noch nicht recht, denn Ihre „Reue" kommt selten vom Herzen und „edle Lügen" zu sagen, wird Ihnen auch nicht schwer. Aber mag's sein." (Verliert sich durch die Wände).

Nun aber drängt sich eine ganze Schaar ein: die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Schiller u. s. w. Kotzebue will wieder in Ohnmacht sinken, doch da hält ihm seine Gattin ein Exemplar von „Armuth und Edelsinn" unter die Nase und er hält sich aufrecht. Die ersten Sprecher spenden ihm ironische Bewunderung, dann tritt Schiller vor:

. . . . . das ganz
„Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten;
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
(mit einer bedeutenden Handbewegung)
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Zuletzt verschwinden Alle durch den großen Bücherschrank. Aber noch ist das Gericht nicht vollendet; ein Blitzstrahl fährt durch die

*) Das Blatt hatte entgegen dem eigenen Programm schon im ersten Jahre seines Bestehens der Polemik seine Spalten eröffnet. A. W. Schlegel und Bernhardi hatten hier K. mehrmals angegriffen.

Stube und Goethe, Kant, Jacobi (der Philosoph), Fichte und Schelling schreiten schweigend vorüber, dann fahren sie auf einer Wolke durch die Decke.

Frau (nach einer langen Pause):

„Mann, wer waren denn die Leute? Und warum sprachst Du nicht mit Ihnen?"

Kotzebue (mit Rührung):

„Schweig und danke Gott mit mir in Deinem Kämmerlein, daß sie nicht mit mir gesprochen haben."

(Der Vorhang fällt.)

„Die Postscripte" muß ich übergehen, da deren Veranlassung in kleinlichen Fehden mit Feßler, dem Herausgeber der Zeitschrift „Eunomia," liegt und der oft sehr treffende Witz ohne Besprechung des ganzen Streites unverständlich ist — dieser Mühe ist die Fehde nicht werth.

Schon früher hatte Kotzebue seiner Abneigung wider die beiden Schlegel Luft gemacht in: „Der hyperboräische Esel oder die heutige Bildung." Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge, in einem Akt. (Wien, Wallishauser, 1801). Die Titelvignette zeigt die Marmorstatue eines die Lyra spielenden Apolls; vor ihm tanzt ein Esel. Das bezieht sich auf eine Bemerkung im I. Band, 2. Stück des „Athenäums" von Schlegel, wo es heißt, keine Literatur habe so viel Ausgeburten der Originalitätssucht aufzuweisen, wie die deutsche. „Es zeigt sich auch darin, daß wir Hyperboreer sind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Esel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er sich ergötzte."

Die Absicht Kotzebue's war es, sowohl die im Athenäum enthaltenen „Fragmente," welche indessen nur theilweise vom älteren der Brüder herrührten, und Friedrich's „Lucinde" dem Gelächter preiszugeben. Zu dem Zwecke ließ er eine der Gestalten als Vertreter der romantischen Lehrmeinungen auftreten und in Phrasen sprechen, welche aus Citaten, dem „Athenäum" und der „Lucinde" entnommen, zusammengeflickt waren. Sonst ist das Stück sehr albern. Frau von Berg, eine arme Wittwe, wohnt mit dem jüngern Sohne bei ihrem Bruder, dem Baron Kreutz. Der ältere, Karl, verlobt mit seiner reichen Base, Malchen, wird nach Vollendung seiner Studien im Hause erwartet. Er erscheint und macht sich nun mit den Phrasen breit, welche, oft aus ihrem Zusammenhang gerissen, als blanker Unsinn wirken, während manches im Athenäum selbst vollberechtigt war. Nachdem Karl alle Familienmitglieder mit dem Geschwätze traktirt hat, thut er es auch dem Fürsten gegenüber, welchem eben der bescheidene Bruder Hans bei der Jagd das Leben gerettet hat. Der sendet ihn auf drei Jahre in's Narrenhaus, Malchen aber heirathet den andern Vetter.

Berechtigt war die Polemik gegen die geschlechtlichen Ansichten, wie sie besonders Friedrich Schlegel in der „Lucinde" gepredigt hatte; aber Kotzebue, der Verfasser von „Dr. Bahrt mit der eisernen Stirne," war wohl am wenigsten geeignet, sich zum Vertheidiger der Sittlichkeit aufzuwerfen. Zur Charakteristik der Mache diene ein Bruchstück aus der Unterredung zwischen Karl und Malchen.

Malchen: „Gemach, gemach! lieber Vetter, Sie erdrücken mich.“

Karl: „Es liegt in der Natur des Mannes ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der leicht bis zur Grobheit göttlich ist.“ (Siehe Lucinde, 1. Ausgabe, S. 30).

Malchen (verschämt und sich sträubend): „Nicht so ungestüm, lieber Karl.“

Karl (betrachtet sie lächelnd): „Es ist doch wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein.“ (Ebenda 116).

Dann kommt die Schilderung des weiblichen Geschlechts aus der „Lucinde.“ (S. 142).

Malchen: „Eine schmeichelhafte Schilderung!“

Karl: „Dennoch bin ich entschlossen, den Versuch zu wagen.“

Malchen: „Einen Versuch? Allerliebst.“

Karl: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe.“ (Siehe Athenäum, I. Band, 2. St., S. 11).

Malchen: „Herr Vetter, ich hoffe, daß ich Sie nicht verstehe.“

u. s. w.

Es ist begreiflich, daß A. W. Schlegel die Antwort nicht schuldig blieb. So entstand denn die Sammlung von Gedichten, Epigrammen u. s. w., welche unter dem Titel: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr in's Vaterland“ erschienen ist. (Ohne Ort, 1801). Nicht nur der Kreis der eigentlichen Romantiker lobte das Werkchen, sogar Goethe that es. Es ist nicht zu leugnen, daß mancher Hieb die charakterlose Vielschreiberei derb traf, aber mit dem Witze ist jenes oft überspannte Selbstgefühl und jenes coquette Spiel mit der eigenen Verskünstelei verbunden, die beide keinen angenehmen Eindruck machen. Am meisten Frische hat das kleine satirische Drama „Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte.“ Der erste Akt wird durch Auftreten des Weltumseglers Lapeyrouse eingeleitet — auch den hatte Kotzebue einmal dramatisch eingeschlachtet. Er kommt in der Maske des Papageno und spricht die Absicht aus, alle Stücke des Dichters und deren Helden in ihrer Heimat aufzusuchen, damit sie sich aufmachen, ihren in Sibirien schmachtenden*) Erzeuger zu befreien. Der Souffleur kriecht aus dem Kasten und macht ihm klar, daß er dazu keine Reisen nöthig habe, denn alle Helden und Heldinnen seien da; dann ruft er sie herbei. Die Scenen, welche sich nun entwickeln, sind wirklich geistvoll und in der Parodie der Eigenart Kotzebue's vortrefflich. Der zweite Akt dagegen wirkt sehr unerfreulich, denn hier folgte Schlegel dem Gegner auf das Gebiet des Cynismus und übertrieb den Schmutz bis zum Ekelhaften.

*) Kotzebue war wegen der Posse „Sultan Wanpun“ vom Czar Paul verbannt worden; doch dauerte die Ungnade nur vier Monate.

Indessen hatte sich auch eine neue Fehde entwickelt, jene gegen Nicolai, der am Anfang des Jahres 1801 gegen die Romantiker in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" aufgetreten war und dabei auch Fichte in sehr ungeschickter Weise angegriffen hatte. Vorangegangen waren kleine Hiebe im zweiten Stück des zweiten Bandes vom „Athenäum." So folgende „Preis-Aufgabe":

> „Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerley fremde Geister gesehen und wünscht sehnlichst nun auch den eigenen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen."

Andere Bemerkungen waren noch rücksichtsloser. Es gelang Schlegel, Fichte selbst dazu zu bringen, eine Schrift gegen Nicolai abzufassen. Dieselbe war, nach Haym's („Die romantische Schule," S. 764) zutreffender Bemerkung „gröber als witzig, aber doch auch gründlicher als grob."

Ehe ich mich ihr zuwende, sei noch einer anderen älteren Schrift gedacht, welche sich zum Theile gegen die Mißbräuche auf den Hochschulen wandte: „Katheder-Beleuchtung," von Justinus Pfefferkorn, beider Rechte Doktor (Göttingen, Jena, Leipzig, 1794). Die Vorrede schildert in ergötzlicher Weise die verschiedenen Unsitten unter den Professoren, das Handeln um die Vorlesungshonorare, die Gevatterschaften u. s. w. Dann kommen kurze Charakteristiken von Lehrern aus Erlangen, Fulda, Gießen, Jena (hier S. 96—99, Schiller), Frankfurt a. O., Leipzig und Mainz, und zum Schluß ein satirisches Anzeigeblatt, dem ich folgende Proben entnehme:

> „Die theologische Fakultät zu A . . . . wünscht die vor Kurzem daselbst erledigte Professur der Polemik mit einem tüchtigen Subjekte zu besetzen. Die erste Bedingung, unter welcher sich der Kandidat zur Erlangung dieser Stelle Hoffnung machen kann, ist, daß er unverheirathet sein muß, denn der Decan hat eine etwas ältliche Tochter, die er gern vor seinem Ende noch versorgt wissen will. Liebhaber können sie in den Vormittagsstunden unentgeltlich besehn.
>
> ---
>
> Die Juristen-Fakultät zu R . . . .*) macht hierdurch bekannt, daß sie ein sehr gut conditionirtes Lager von allerhand Zeugnissen für junge Kandidaten, so sich examiniren lassen wollen, vorräthig hat, und versichert bei der Ertheilung derselben die billigste Behandlung und die civilsten Preise.

---

*) Wahrscheinlich Rinteln, denn diese Hochschule stand, was Verleihung akademischer Würden betraf, in schlechtem Ruf.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Ueber Heinrich Viehoff's Aufsatz:

„Die Sittenlehre und die öffentlichen Schulen."

Dieser Aufsatz in der Deutschen Revue behandelt die Frage, ob sich eine Sittenlehre auf rein wissenschaftlichen Grundlagen, losgelöst von den thatsächlichen Lehren der Religionen, begründen lasse und findet diese objektive, Allen einleuchtende Grundlage in dem jeder Menschenseele inwohnenden Glückseligkeitstrieb.

Es ist nun unbestreitbar, daß die wahre Freiheit nur dies Wollen des Guten, und der wahre Egoismus lediglich die Uebereinstimmung des Wissens, Wollens und Thuns mit dem absolut Wahren und Guten ist, allein damit ist die Frage nach dem Wesen des Wahren und Guten nicht gelöst. Der Inbegriff unsers Wissens nach dieser Richtung hin ist das Gewissen, solches ist aber verschieden je nach der Entwickelung des Einzelnen und des Durchschnitts der Gesammtheit und daher nicht geeignet, als wissenschaftliche Grundlage einer Sittenlehre zu dienen.

Dagegen dürfte die Entwicklung des Begriffs der Persönlichkeit und zwar des Einzelindividuums und der Gesammtindividuen, als Familie, Gemeinde, Kreis, Provinz, Einzelstaat, Gesammstaat, Fremde Staaten, die Gesammtheit, endlich auch der Wissenschaft im Allgemeinen, sowie der nöthigen Grenzen, welche das Nebeneinanderbestehen dieser Individuen, persönlicher und intellektueller, nothwendig gegenseitig bedingen, sehr wohl im Stande sein, feste und richtige Grundlagen einer Lehre der Rechte und Pflichten jeder Rechtspersönlichkeit zu entwickeln und festzustellen.

Diese Persönlichkeiten und diese Begriffe sind Allen geläufig, mehr oder weniger klar, auch leuchtet Jedem ein, daß deren Bestehen nothwendig ein gewisses Thun und Unterlassen bedingt.

Jedes Individuum hat ein Recht auf seine körperliche Existenz, seine Entwickelung, sein geistiges Bewusstsein und seine Machtsphäre, sei es in Betreff von Rechtsobjekten, sei es in seiner Stellung zu andern Rechtssubjekten, welche theils höher und umfassender, theils niederer und beschränkter sein können.

Da aber Jeder, der sein Recht nicht verfolgt, Unrecht thut, das heißt, eine Pflicht versäumt, so müsste man als Pflicht eines Jeden hinstellen, daß er nach besten Kräften seinen Körper gesund, stark und rein entwickele und erhalte, daß er nach immer weiterem Wissen und klarerem Selbstbewusstsein strebe, daß er endlich auch bemüht sei, seine Machtsphäre immer weiter und weiter auszudehnen.

Soweit Andere für ein noch nicht selbstständiges Individuum einzutreten haben, ergeben sich deren Pflichten von selbst, ebenso umgekehrt.

Diese Rechte und Pflichten gegen sich selbst werden aber nun wesentlich bedingt und beeinflusst durch die gleichen Rechte unserer Nebenmenschen sowie die selbstverständlichen Rechte der Gesammtindividuen, namentlich des Staates.

Letzterer erscheint als die durch bestimmte Gebots- und Verbotsgesetze, sowie bestimmte Einrichtungen in die Erscheinung getretene Einheit der Erkenntniß eines Volkes, einer Nation innerhalb fester Landesgrenzen. Der Staat muß daher alle Religionen dulden, solange sie der Einheit seiner Erkenntniß nicht widersprechen.

Das nöthige Ueberwiegen der Gesammtindividuen, des Objektiven, über das Einzelindividuum, sowie das Verhältniß der Letzteren untereinander, dürfte nicht bloß alle Vorschriften des Strafgesetzbuchs, sowie die Polizeiverordnungen, sondern auch das Verlangen der allgemeinen Sitte und des gesellschaftlichen Lebens hinreichend erklären und begründen, bezüglich zu größerer Vollendung und Reinheit hinzuführen.

Nach solcher Begründung der Sittlichkeitslehre weisen auch Sprichwörter und allgemein bekannte geflügelte Worte hin.

Wenn nun auch eine solche Sittlichkeitslehre vollständig alle Gebiete des praktischen Lebens umfasst, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine solche, nur auf relativem Grunde erbaut, der wirklichen Wissenschaft nicht genügen kann.

Diese verlangt vielmehr die Erklärung der Verhaltungsregeln aus dem Wesen des Ganzen und dem Wesen des Menschen im Besonderen.

In dieser Beziehung haben wir zunächst als thatsächliche Unterlagen die Religionen. Diese sind Weltanschauungen weit zurückliegender Zeiten.

Die meisten derselben geben sich zwar als Offenbarungen aus, dabei wird aber übersehen, daß eine Offenbarung erst ins Leben tritt, wenn sie richtig verstanden wird.

Auf dieses richtige Verständniß kommt es daher einzig und allein an.

Jeder Mensch macht sich nun, bald klarer, bald traumhaft ein solches Verständniß zurecht, und ist also in seiner Weise ein Philosoph, die Aufgabe der Wissenschaft ist aber, eine Grundlage zu finden, die Allen als wahr und genügend erscheint.

Mit der pessimistischen Auffassung, welche das höchste Glück in der gänzlichen Vernichtung findet, und die wechselnden Erscheinungen als Unglücke darstellt, aber nicht erklärt, ist selbstredend nichts anzufangen.

Dasselbe gilt von der jetzt beliebten Darstellung der Religionen, welche einen Wust thatsächlicher und intellektueller Glaubenssätze aufstellen.

Wenn nun der Mensch diese Lehre bestreitet und gegen solche positive Glaubenslehren sich auflehnt, so heißt es, er leugne Gott, oder, wie der oben citirte Aufsatz sich ausdrückt, es sei unbestreitbar, daß der Glaube an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit und an eine ewige Gerechtigkeit fast ganz geschwunden sei.

Ist denn aber die Annahme der Materialisten, daß die Materie ewig sei, und sich nach bestimmten, in ihr liegenden Gesetzen verändere und entwickele, so gar einen unendlichen Kosmos dargestellt habe, etwa begreiflicher, als die Lehre von einer persönlichen Gottheit?

Dürfte nicht viel mehr als Grund der erkannten und noch zu entdeckenden Naturgesetze, der Ewigkeit und Unendlichkeit der materiellen Erscheinungen, sowie

namentlich unsers Bewusstwerdens nothwendig sich ein bewusstes, absolut schaffendes Sein ergeben?

In Betreff der werdenden Erde (zum ewig daseienden All) haben die Materialisten unbedingt Recht. Danach ist Gott das absolute, bewusste, ewig unveränderliche, schöpferische Gesetz, oder anders ausgedrückt, Gott ist die untrennbare Einheit des Schöpfers des Geschaffenen und des Selbstbewusstseins, das heißt eine persönliche Dreieinigkeit.

Wie derselbe aber der Schöpfer des Ganzen ist, so ist er auch die Ursache jedes Einzelnen d. h. also: jedes Einzeln, jedes Atom hat in sich die Nothwendigkeit, aus sich selbst zum Ganzen zu werden, d. h. diejenigen Erscheinungsformen, welche nebeneinander die Welt bilden, nach einander durch sich darzustellen.

Daher die ewige Gleichheit des Ganzen neben der ewigen Veränderung des Einzelnen.

Der menschliche Geist ist nun das Merkmal einer Stufe dieser Entwicklung, er ist nicht bloß als solche ewig vorhanden, sondern auch in allen weiteren Entwicklungsstufen, d. h. er ist ewig.

Der menschliche Geist ist zwar zunächst das Produkt des Körpers, wirkt aber auch auf diesen zurück. Jeder geistige Vorgang entspricht einer körperlichen Veränderung. Jede Ursache wirkt ewig fort, mithin auch diese durch den Geist bewirkten Veränderungen, welche wiederum geistige Vorgänge bedingen. Diese Folgen empfinden wir als Belohnung oder Strafen.

Ist nun auch jedes Geschehene von Ewigkeit an geordnet, bezüglich dasselbe, so ist dies doch dem Menschengeist verborgen. Dieser entscheidet sich vielmehr aus sich heraus, wie seine Weiterentwicklung nur aus sich heraus erfolgen kann.

Daher hat der Mensch nicht bloß das Bewusstsein der Verantwortlichkeit, sondern trägt auch allein die Folgen seines Denkens und Thuns.

Alle Menschen sind nicht bloß Brüder sondern gleichzeitige Erscheinungen der Form, die jeder durchleben muß.

Hölle, Himmel, Auferstehung ist für die Daseinsform des Menschen auf der Erde und zwar in jedem Augenblick.

Ebenso das ewige Gericht. Jeder hat sich sein Schicksal und die Verhältnisse, in denen er sich befindet, selbst zuzuschreiben. Seine Aufgabe ist, alle Hemmnisse zu überwinden und die Verhältnisse nach Wunsch zu gestalten.

Der Mensch hat daher die Pflicht, zunächst nach immer höherer Erkenntniß der Wahrheit zu streben, dann aber auch sein Wissen in schöpferische Thaten umzusetzen. Nur dann, wenn er seine Erkenntniß mit seinem Thun in Uebereinstimmung bringt, wird er die Selbstachtung, die Befriedigung mit sich, d. h. die relative Glückseligkeit erlangen.

Insofern kann man diese zur Grundlage einer Sittenlehre machen, damit ist aber weiter nichts gesagt, als, der Mensch muß die Ideale an Schönheit, Kraft, Stärke, Weisheit, Wahrheit, Maß, Selbstbeherrschung und Ueberwindung, Thatkraft und Unermüdlichkeit zu erreichen suchen.

Es ist damit nichts weiter gesagt, als daß Jeder nach möglichster Vollkommenheit streben muß!

Dieser Entwicklung der Subjektivität muß als Höheres stets das Objektive voranstehen.

Das Objektive an sich ist zwar von keinem Einzelwesen ganz zu erfassen, für das einzelne Individuum ist aber als objektive Erkenntniß diejenige maßgebend, welche von den oben als moralische Personen, bezügl. höhere Einheiten charakterisirten, als wahr erkannt wird.

Was von dem ewig gleichen All gilt, ist nicht auf die Erde, als ein ganz unbedeutendes, verschwindend kleines Einzelwesen mit sammt ihrem Inhalt und Bestandtheilen anzuwenden.

Das Ganze ist wesentlich vollkommen, alle Einzelwesen nothwendig unvollkommen. Dieses Fehlen der Vollkommenheit, diese unendlich vielen Grade der Unvollkommenheit werden zum Verbrechen ꝛc. oder zur Sünde, je nachdem solche gegen die Erkenntniß des Staates ꝛc. oder nur gegen die Erkenntniß des Einzelnen verstoßen.

Objektiv gibt es nichts Böses, nur subjektiv.

Ohne Erkenntniß kein Vergehen ꝛc. und keine Sünde.

Dies wird am Deutlichsten werden, wenn sich Jeder über die sogenannten Pflichten gegen Gott klar zu werden sucht.

Es ist nur der eine bewusste Gott, das Sein an sich, welches für die Daseinswelt als die Dreieinigkeit des Schöpfers, des Geschaffenen, und des Selbstbewusstseins sich darstellt, zu denken.

Religion und religiöse Gefühle hat aber Jeder, welcher sein Geschick von einer Gewalt außer ihm abhängig weiß, fühlt, ahnt.

Jeder, der diese Gewalt ehrt, zur Richtschnur nimmt, sie verehrt, anbetet, ihr zu dienen meint, mag er diese Gewalt in einem Steine ꝛc., einem unterirdischen Geschöpf, einem Himmelskörper, in menschenähnlichem Wesen, in einem den menschlichen Irrthümern und Regungen unterworfenen Separatgott, in priesterlichen Formen, Ceremonien und Befehlen finden, dient diesem wahren Gott, wenn auch in seiner Weise.

Für den Einen ist Sünde, was für den Andern eine ganz gleichgültige, unbedingt erlaubte Handlung ist.

Eine Befreiung von solchen, Denken und Thun belastenden Vorschriften, ist eine wahre Erlösung.

Selbstüberhebung und Eigennutz schaffen aber nebst der Dummheit immer wieder dergleichen Fesseln der freien Forschung und Entwicklung.

Das Wahre an der Sache ist nun, daß wir, unser Denken und Thun, lediglich Werkzeuge in der Hand des höchsten Gesetzes sind, in ihm leben, weben und sind wir.

Unsere Aufgabe ist es, diese Wahrheit und ihre Gesetze zu erkennen, damit wir wollen, was doch geschieht, und auf diesem Wege der ewigen Wahrheit und der Freiheit uns immer mehr nähern.

Die Pflichten gegen Gott sind daher nichts weiter als Pflichten gegen uns selbst, Pflichten, welche unsere Erkenntniß der Wahrheit uns als nothwendig erscheinen läßt.

Dabei ist aber unsere oberste Pflicht, uns, wenigstens äußerlich, im Sprechen, Erscheinen und Thun, der Erkenntniß der oben als relativ objektiv bezeichneten Willen unterzuordnen, auf Jedes Anderen Gotteserkenntniß zu achten und sie zu schonen, soweit solche der öffentlichen Moral des Staates nicht zuwider ist.

Trotzdem bereits vor 1800 Jahren gelehrt ist: wahrlich, es wird kommen die Zeit, wo ihr weder auf dem Berge Garazim, noch in Jerusalem anbeten werdet, denn Gott ist der Geist und wer ihn anbetet, soll ihn im Geist und der Wahrheit anbeten, mehren sich fast alljährlich die einander ausschließenden, ja verdammenden Kultusstätten.

Der Eine hat tausend Pflichten, während der Andere nur die Pflicht anerkennt, sich selbst möglichst zu vervollkommnen und die Gesetze des Staates hoch zu achten, bezüglich zu verbessern.

Während Jene ihre kleinlichen, ja unsinnigen Wünsche, durch Hof- und Liebedienerei, abgeschmackte Gebräuche, durch allerhand Täuschungen, durch widernatürliche Selbstquälerei, ja durch Geschenke und Opfer, durch Bestechung der geträumten Hofämter und Rathgeber im Gebet zu erreichen, selbst zu ertrotzen meinen, sucht sich der Andere durch ernste Selbstprüfung und strenge Beurtheilung zu läutern, zu kräftigen, zu erneuten unabläßigen Anstrengungen zu stählen.

Unterliegt er trotzdem, so weiß er, daß er geirrt hat, sollte es auch nur sein in der Würdigung seiner Zeit und seiner Mitmenschen, er wird dann unter möglichster Schonung fremder Vorurtheile sein Ziel auf andere Weise zu erreichen suchen.

So viel steht aber fest, daß ohne Selbsterziehung eine Erziehung überhaupt unmöglich ist.

Für die Schule aber scheint mir Folgendes als eine durchaus ausreichende Grundlage der Sittenlehre zu sein.

Der Körper ist das nothwendige Organ des Geistes. Beide bedingen und beeinflussen einander.

Stärke und kräftige daher den Körper, halte ihn äußerlich und innerlich rein, bilde ihn möglichst aus, sei unbedingt wahr, thätig, streng und gerecht gegen dich selbst. Suche den Grund alles Unglücks zunächst in dir und deinem Betragen.

Achte den Staat und alle über dir stehenden moralischen und physischen Personen und füge dich deren Ermessen. Glaubst du es besser zu wissen, so prüfe erst unabläßig, indem du zunächst annimmst, dich geirrt zu haben.

Achte jede andere Persönlichkeit in jeder Machtsphäre, und schätze sie mindestens ebenso hoch, als dich selbst.

Wer dergestalt sich selbst zügelt und meistert, wird sich Selbstachtung erringen und damit das höchste Gut, die innere Zufriedenheit und das Bewußtsein der steten Zusammengehörigkeit mit Gott, bezüglich mit seinem Gott.

Theologie.

Zum „Leben Jesu"

von

Prof. Dr. Holtzmann.

Zwei große, ja vielleicht die bedeutendsten, jedenfalls das meiste Interesse in Anspruch nehmenden Leistungen, welche der theologische Büchermarkt des laufenden Jahres zu verzeichnen hat, dürfen an diesem Orte wohl um so eher wenigstens genannt und kurz charakterisirt werden, als sie es beide zugleich auf ein Publikum abgesehen haben, welches nicht blos aus Fachgelehrten und zünftigen Theologen besteht. Wir meinen das „Leben Jesu" des Berliner Oberkonsistorialrathes Weiß*) und die „Genesis des Johannes-Evangeliums" des Professors Thoma in Karlsruhe.**) Kaum wüssten wir aus der neuesten Literatur zwei Werke namhaft zu machen, die auf der einen Seite beide durchaus mit einem wissenschaftlichen Maßstabe messbar erscheinen, auf der anderen doch zugleich die Linie erkennbar werden lassen, welche ein an die kirchlichen Voraussetzungen gebundenes Bewusstsein trotz allseitigen und gründlichen Eingehens auf die geschichtlichen und literar-historischen Schwierigkeiten und trotz aller an die kritische Sichtung der Quellen und ihre methodische Behandlung gewandten Sorgfalt nicht überschreiten wird. Wir erlauben uns damit über das Werk des Erstgenannten keineswegs ein ungerecht absprechendes Urtheil. Sein Verfasser hat seit zwanzig Jahren sich als ein redlicher, gewissenhafter und musterhaft fleißiger Mitarbeiter auf dem Gebiete der Evangelienforschung bewährt; das Detail der Exegese und Textkritik verdankt ihm eine erhebliche Anzahl von wichtigen und rühmenswerthen Bereicherungen. Sein Recht, an eine zusammenfassende Arbeit von der Art der vorliegenden heranzutreten, wird ihm daher Niemand bestreiten. Wir nehmen keinen Anstand zu erklären, daß die ganze lange Reihe von apologetischen Behandlungen des Lebens Jesu, wie sie seit bald einem halben Jahrhundert im Gegensatze zu Strauß von Seiten kirchlich-gläubiger Theologen unternommen worden sind, (seit Neander 1837 bis auf Weitbrecht 1881) hinter diesem neuesten Versuche durchaus zurücktritt. Der Verfasser selbst ist sich bewusst, im Gegensatze zu ihnen nicht blos das religiöse oder dogmatische, sondern in erster Linie das wissenschaftliche Bedürfniß befriedigen zu wollen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwieweit er diesem Vorsatze treu geblieben und nachgekommen ist. Es soll nur auf die Grenzlinie hingewiesen werden, die sich einem Berliner Oberkonsistorialrath und Referenten in den Kultusministerien Puttkamer und Goßler ganz von selbst zieht, ohne daß er sich einer Schranke, ohne welche die Existenz seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit dermalen gar nicht denkbar erschiene, bewusst zu sein brauchte.

Das zweite der genannten Werke dient, indem es eben mit dieser Schranke sich befasst, dazu, eine Forderung zu kennzeichnen und zu rechtfertigen, welche die

---

*) Das Leben Jesu von Dr. Bernhard Weiß, Bd. I., Berlin (W. Hertz), 1882.

**) Die Genesis des Johannes-Evangeliums. Ein Beitrag zu seiner Auslegung, Geschichte und Kritik von Albrecht Thoma, Berlin (G. Reimer), 1882.

einfach aus dem eigenen Gesetze folgende Wissenschaft heutzutage in erster Linie an jede mit den Ansprüchen der Kritik rechnende Bearbeitung des fraglichen Gegenstandes stellen muß. Diese Forderung heißt: man versuche es mit den drei ersten Evangelien, und man lasse, mindestens vorläufig, die Hände von dem vierten. Nur unter dieser Bedingung läßt sich, wenn nicht ein durchaus zusammenhängendes, allseitig verständliches Geschichtsbild, so doch ein vollständiger, nach gewissen Hauptepochen gegliederter und von einer inneren Nothwendigkeit getragener Zusammenhang von Lebens- und Sterbeschicksalen Jesu herstellen. Verfasser dieses darf vielleicht auf sein in Verbindung mit Professor Zöpffel bearbeitetes, soeben erschienenes „Lexikon für Theologie und Kirchenwesen", insonderheit auf die Artikel „Evangelium" und „Jesus Christus" hinweisen, um auch dem Fernerstehenden eine Vorstellung von dem beschränkten Umfange, in welchem bei vorliegendem Quellenbefunde ein „Leben Jesu" herstellbar erscheint, zu ermöglichen. Hier dagegen ist das nicht einmal in der knappen und gedrängten Form möglich, in welcher dort die dermaligen Probleme der theologischen Forschung in Sicht treten konnten.

Im Großen und Ganzen also hat Eduard Reuß, der berühmte Veteran der biblischen Wissenschaften und Vermittler zwischen den deutschen und den französischen Verzweigungen derselben, wohl Recht, wenn er in seinem, eine reiche Lebensarbeit abschließenden, Werke*) die seit fünfzig Jahren gemachten Versuche, ein Leben Jesu zu schreiben, dahin beurtheilt: „Diejenigen, welche sich auf den kirchlich-dogmatischen Standpunkt stellen, haben ja kaum ein Interesse an einer rein historisch sein wollenden Darstellung, und für sie reicht der einfache, ungeschminkte evangelische Bericht vollkommen aus. Die andern aber, für welche jede Biographie wesentlich eine psychologische Studie sein muß, haben die Mittel nicht, eine Persönlichkeit zu begreifen, die mit dem dreißigsten Jahre bereits ganz fertig zuerst ins Licht der Geschichte tritt, und von welcher, man mag sagen was man will, ein Werden im Entwicklungsgang nicht nachgewiesen, geschweige denn analysirt werden kann." — Und doch „ganz fertig" steht eigentlich Jesus nur im Johannes-Evangelium da. Der erste Evangelist dagegen kennt eine Zeit, da Jesus nur da ist für „die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel" und nur zu ihnen seine Jünger sendet, während es am Schlusse heißt: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker." Der zweite Evangelist beschreibt eine lange Periode, da höchstens da und dort einmal ein Dämonischer in Jesus den Messias ehrt, und eine kurz verlaufende Endfrist, da Jesus erst blos im Kreise der Jünger, dann vor allem Volke, endlich sogar mitten im feindlichen Lager das messianische Panier entfaltet. Der dritte stellt sich wenigstens in der Theorie auf den Standpunkt des von ihm formulirten Satzes: Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade. Nur der vierte Evangelist schlägt in diesen und andern Beziehungen einen Weg ein, welcher hoch über allen Bergen und Niederungen ir-

*) Die Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments, Braunschweig (Schwetschke), 1881.

discher Wirklichkeit in die Wolkenhöhe eines ewigen, daher auch stets sich gleich bleibenden Daseins führt, zu dem die geschichtliche Erscheinung sich nur als Transparent himmlischen Daseins verhält. Daß der Logos Fleisch wurde, dieser Grundgedanke des johanneischen Evangeliums will, wie Thoma erschöpfend darthut, nichts weniger als ein Werden oder Wachsen, eine Entwicklung bedeuten, sondern nur den Unterschied einer Epoche, da er für die Menschen sichtbar war, von einer früheren, da solches nicht der Fall war, festsetzen; der johanneische Christus ist die Personifikation des Begriffs der Theophanie, das johanneische Evangelium selbst aber, welches den in Alexandria ausgebildeten Logosbegriff mit dem Christus der frühern (synoptischen) Evangelien zusammenlegt, um dessen religiöse oder vielmehr metaphysische Machtstellung dem Bewusstsein der Gemeinde verständlich zu machen, ist wesentlich Lehrsystem, aber allerdings ein Lehrsystem in biographischer Einkleidung, ein christliches Seitenstück zu dem „Leben des Moses", welches der Altmeister der alexandrinischen Logosweisheit, Philo, hinterlassen hatte. Erschien schon hier in diesem lesbarsten und auch vielgelesensten Buche des alexandrinischen Juden der Stifter des alten Bundes als eine Illustration zu der Lehre vom Logos, dessen Attribute in den Lehren, Thaten und Schicksalen des Moses zur Darstellung kommen, so lag es nahe in demselben Logosnamen, in welchem die Entwicklung des antiken Denkens gipfelt und zugleich die beiden Ströme jüdischer Gottesweisheit und hellenischer Weltweisheit sich vereinigen, auch das Schlagwort zu erkennen, in welchem eine Hoheitsstellung, wie sie dem Stifter des neuen Bundes im gläubigem Bewusstsein der Gemeinde zukam, ihren treffendsten und glücklichsten Ausdruck finden konnte.

Auf die Richtigkeit dieses schon von Baur und Hilgenfeld, von Schwegler und Zeller, von Volkmar und Scholten gefundenen Schlüssels zu der Ideenwelt des vierten Evangeliums bietet das neueste Werk über das Johannes-Evangelium eine Art von Generalprobe. Die Gültigkeit des Grundgedankens kann freilich nicht für abhängig gehalten werden von seiner Durchführbarkeit und Nachweisbarkeit an jeglichem Detail der gewählten Darstellungsform. Es soll vielmehr offen eingestanden sein, daß die Beziehungen, welche zwischen der historischen Tradition über das Leben Jesu und dem vierten Evangelium walten, mit der zu Tage liegenden Thatsache freiester Benutzung und Zurechtlegung des synoptischen Stoffes noch nicht vollkommen erschöpfend erklärt sind. Manches, was mit der Zeit vielleicht doch noch als aus historischem Erdreich herüber geschwemmtes Gestein rekognoscirt werden dürfte, hat auch der neueste Erklärer mit zu kühner Zuversicht für eine lediglich aus dem Dunst der Ideen zusammengeronnene Krystallisation erklärt. In dieser Beziehung, aber auch nur in dieser, hat Weiß eine schwache Seite in den Aufstellungen Thoma's glücklich herausgefunden.*) Deßwegen bleibt es aber doch dabei, daß die größere Schwäche dort liegt, wo man einen Schriftsteller „dessen Bildungsgang sich so genau nachrechnen, dessen Lektüre sich so deutlich übersehen läßt und dessen Buch sich in einen so bestimmt abgeschlossenen Kreis von Schrif-

*) Theologische Literaturzeitung, 1881, S. 218 f.

ten einreiht, wie das bei dem vierten Evangelisten der Fall ist," trotz aller Abzüge am geschichtlichen Werthe seiner Berichterstattung doch immer noch für einen Apostel und Biographen Jesu hält. Die altkirchliche Tradition legt ihm den Namen des „Theologen" bei, und dieser ist ungleich berechtigter als jene Titel. Was Jesus verkündigt, das heißt „Evangelium vom Reich", was Paulus predigt, das heißt schon „Evangelium von Jesus Christus", und was die Theologie lehrt, das ist Christologie. In diesem Sinne beginnt die christliche Theologie mit dem Johannes-Evangelium, d. h. eben da wo die Quellenliteratur zum Leben Jesu aufgehört hat.

Naturwissenschaft.

Wärmeleitung in Gesteinen und deren geologische Bedeutung.

Die Verhältnisse der Wärmeleitung in Krystallen hat zuerst Senarmont genauer erforscht und ihm verdanken wir ein Verfahren, in einfacher Weise den Verlauf der Wärmewellen sichtbar zu machen. Es ist das ein kleines und leicht auszuführendes Experiment, das auch für den Laien durch die überraschende Deutlichkeit des damit erzielten Erfolges in hohem Maße belehrend ist.

Senarmont überzog die zu untersuchende Platte eines Krystalles, z. B. eine Spaltungslamelle von Steinsalz, Glimmer oder Gyps mit einer dünnen Wachshaut, indem er schmelzendes Wachs auf derselben ausgoß und gleichmäßig durch Hin- und Herfließenlassen ausbreitete und erkalten ließ. Wenn er nun das Ende eines erhitzten Stahlstäbchens auf irgend eine Stelle der Wachsschicht aufsetzte, so begann dieselbe dort auf's neue zu schmelzen und in dem Maße, wie sich die Wärme von dem Fußpunkte der Wärmequelle, des Stahlstäbchens, nach allen Seiten in der Krystallplatte ausbreitete, bildeten sich Schmelzcurven, die nach dem Erkalten ein graphisches Bild der Fortpflanzungsverhältnisse der Wärme gaben. War die Elasticität des angewendeten Minerals in allen Richtungen die gleiche, so war auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme auf allen Radien vom Mittelpunkte aus dieselbe. Die erhaltene Wärmecurve stellte dann einen Kreis dar. So verhält es sich z. B. auf einer Steinsalzplatte oder auch einer Glasplatte, einem regulärkrystallisirenden und einem amorphen Medium, da hier in der That die Voraussetzung gleicher Elasticitäten und damit gleicher Geschwindigkeiten der Wärmewellen vom Mittelpunkte nach allen Seiten hin zutrifft.

Auf einem Spaltungsstücke von Gyps ändert sich die Erscheinung. Hier erhält man nicht eine kreisförmige, sondern eine elliptische Schmelzcurve in Wachs. Die Elasticitäten des Gypses sind nicht gleich in den verschiedenen Richtungen auf dieser Platte, daher auch die Axen der Schmelzfigur ungleich.

Eine etwas andere Methode zur Beobachtung dieser Wärmeleitungscurven gab später Röntgen an. Die Krystallplatten werden angehaucht, mit einer Metallspitze von einem Punkte aus erwärmt und dann Bärlappsamen (Semen Lycopodii) aufgestreut. Derselbe haftet nur soweit, als nicht durch die Wärmefortpflanzung die Hauchschicht

zum Verdunsten gebracht ist. Die Curven werden auch so recht deutlich erhalten. Am besten gelingt es die Erscheinung sichtbar zu machen, wenn man Wachs oder Stearin in Aether löst, diese Lösung auf die zu prüfende Platte streicht und verdunsten lässt. Man erhält dann eine sehr dünne und sehr gleichmäßige Wachshaut, welche die größte Schärfe der Schmelzcurven ermöglicht.

Seit einigen Jahren hat Jannetaz in Paris diesen Versuchen erneute Aufmerksamkeit zugewendet, das Verfahren wesentlich vervollkommnet und auch auf Gesteine angewendet. Er verwendet als erwärmende Spitze einen mit kleinem Knöpfchen versehenen Platindraht, den er durch einen galvanischen Strom dauernd erwärmt. Die längere Dauer der Wärmequelle ermöglicht natürlich vor allem auch eine bessere Ausbildung der Schmelzfiguren.

Von den mancherlei interessanten Resultaten, welche die Untersuchung der Wärmeleitung in Gesteinen durch Jannetaz ergab, mag vor allem eines hier besprochen werden, das von außergewöhnlicher geologischer Tragweite zu werden verspricht. Sowie in den Mineralien die verschiedene Elasticität und Dichte in verschiedenen Richtungen die ungleiche Fortpflanzung der Wärmewellen bedingt, so kann man eine solche in einem Körper, der eigentlich die gleiche Dichte in allen Richtungen besitzt, dadurch künstlich hervorrufen, daß man denselben in der einen Richtung zusammenpresst, in einer andern nicht.

In der Richtung, in der er einer Pressung ausgesetzt worden, wird er nun dichter; wir können dieses füglich so ausdrücken, daß wir sagen, seine Moleküle sind hier einander näher gerückt worden. Wenn auf der Platte eines solchen Körpers jetzt die Wärmefortpflanzung geprüft wird, so erhalten wir nicht mehr eine kreisförmige, sondern ebenfalls eine elliptische Schmelzfigur, wie vorhin beim Gyps, dessen Krystallstruktur von Natur die verschiedenen Grade der Dichtigkeit und Elastizität auf seiner Spaltungsplatte bedingte.

Wir können nun auch die Größe der Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der Richtung, in der wir die Pressung ausgeübt und in der dazu senkrechten Richtung vergleichen. Wir finden, daß die kürzere Axe der erhaltenen elliptischen Schmelzfigur der Druckrichtung entspricht, die längere Axe senkrecht dazu gestellt ist. Das ist uns nun verständlich: schneller pflanzt sich die Wärmewelle in der Richtung der geringeren Dichte, langsamer in der Richtung der größeren Dichte fort. Wenn uns der stattgefundene Druck auch seiner Richtung nach nicht bekannt wäre, wir würden ihn aus der Lage der Schmelzellipse zu erkennen vermögen.

Das ist ungefähr der Gedankengang, der den Versuchen von Jannetaz über die Fortpflanzung der Wärme in gewissen Schiefergesteinen und anderen zu Grunde liegt.

Ist die Schieferung die Folge eines auf die Gesteine wirksam gewesenen starken Druckes, wie es gemeiniglich angenommen wird und auch durch viele andere Beobachtungen durchaus wahrscheinlich gemacht ist, so muß die Folge davon sein, daß sie in der Richtung des Druckes größere Dichtigkeit besitzen. Die auf Platten, senkrecht zur Schieferung geschnitten, erhaltenen Wärmekurven werden eine elliptische Gestalt besitzen müssen, die kürzere Axe der Ellipse muß die Druckrichtung angeben.

Jannetaz erhielt in der That dieses Resultat. Die Gestalt der Schmelzcurven war immer eine mehr oder weniger lang elliptische, die längere Axe in der Richtung der Schieferung gelegen, die kürzere quer hierzu. Der Unterschied in der Länge der beiden Axen war mitunter recht bedeutend, so daß sie das Verhältniß 1 : 3 zeigten. Das läßt also auch ein ganz bedeutendes Maß der stattgehabten Zusammenpressung erkennen.

Hätte überhaupt ein Druck auf das Gestein nicht stattgefunden, so wäre ein Grund für die ungleiche Dichte nicht zu finden. Auch erhält man auf Platten parallel der Schieferung, in denen also die Druckrichtung nicht sichtbar ist, da sie senkrecht darauf steht, immer kreisförmige Schmelzcurven. Es ist also die Vereinigung des feinen Trümmermaterials, wie es z. B. unser Dachschiefer bildet, nicht an sich die Ursache der ungleichen Dichte und Wärmefortpflanzung, sondern diese ist in das Sediment erst durch den ausgeübten einseitigen Druck hineingekommen. Ganz besonders wichtig ist die Anwendung dieser äußerst empfindlichen Reaktion auf einen etwa stattgehabten Druck, wo nicht eine sichtbare Schieferung das Gestein auszeichnet, die schon an sich die Richtung der stattgehabten Pressung dokumentirt, sondern wo die Struktur des Gesteines eine vollkommen richtungslose ist. Die Schmelzfigur muß uns auch da die durch kein anderes äußeres Zeichen sich verrathende, in längst vergangenen geologischen Zeiten stattgefundene Druckwirkung und Zusammenpressung der Gesteine widerspiegeln.

Und darin beruht denn auch der verlockende Reiz, so möchte man sagen, dieser Forschungsmethode, daß sie in so überaus einfacher Weise uns wie mit magischer Schrift Züge und Zeichen schreibt, aus denen wir der geheimnißvollen geologischen Vorzeit Ereignisse abzulesen vermögen.

Auch auf die Verhältnisse anderer verwandter geologischer Vorgänge eröffnen sich uns aus diesen Versuchen aufklärende Aussichten.

Bei der Zunahme der Wärme im Innern der Erde kommen ohne Zweifel ähnliche Vorgänge zur Mitwirkung. Schneller pflanzt sich die Wärme fort dort, wo sie in der Richtung der Schichten sich bewegt, langsamer dort, wo sie quer durch die Schichten hindurchgeht. Aus der Stellung der Schichten ergibt sich demnach eine Abhängigkeit der Temperaturzunahme oder der sog. geothermischen Tiefenstufe für einen Ort, d. h. der Höhe in Metern, um welche man tiefer in's Erdinnere hinabgehen muß, um einen Grad Temperaturzunahme zu finden. Die oft auffallenden und schwer zu erklärenden Verschiedenheiten der in einander nahe benachbarten Bergwerken beobachteten Tiefenstufen mögen vielleicht zum Theil hierin ihren Grund haben.

Endlich kennen wir noch eine andere Wellenbewegung, die in der Erdveste sich fortpflanzt, die Erdbebenwelle. Auch für diese vermögen uns die schönen Versuche Jannetaz's gewisse Ungleichheiten in der Propagation zu deuten. Auch diese Wellen pflanzen sich darnach schneller fort im Sinne des Schichtenstreichens, langsamer quer durch dieselben hindurch. Nicht nur ist die Dichtigkeit der senkrecht zum Streichen zusammengepreßten Schichten eine größere und daher hier wie bei den Schmelzfiguren in dieser Richtung die kürzere Axe der Fortpflanzungsellipse

gelegen; es wird dieses Verhältniß noch bedeutend stärker dadurch ausgeprägt, daß quer zu den Schichten die Welle viele Uebergänge aus einer Schicht in eine andere d. i. Wechsel im bewegten Medium zu überwinden und damit Verzögerungen ihrer Geschwindigkeit zu erleiden hat.

Die Gestalt des durch ein Erdbeben bewegten Oberflächengebietes kann also dadurch auch in dem Falle bedeutend einseitig gedehnt erscheinen, daß wir uns den erregenden Heerd selbst als einen kreisförmig begrenzten, wirklich centralen denken.

A. von Lasaulx.

Medizin.

Ueber die Veränderungen der Milchsekretion unter dem Einflusse der Medikamente.

Von Dr. Max Stumpf.*)

Die Bedingung, von welcher Quantität und Qualität der Milch in erster Linie abhängen, ist die Entwicklung des Milch bereitenden Organs. Es ist bekannt, daß Thiere derselben Zucht bei vollkommen gleicher Nahrung und bei Gleichheit aller übrigen äußern Bedingungen dennoch im Milchertrage sich verschieden verhalten können. Die Körpermasse kommt hierbei nicht in Betracht und es ist durchaus nicht der Fall, daß gerade die schwersten und kräftigsten Thiere die meiste und gehaltreichste Milch geben müssen. Mit diesem Einflusse der Individualität hängt auf das Innigste der Einfluß der Thierart und der Rasse zusammen. Die große Produktion an Milch, welche bei den Kühen statthat, nachdem jede gute Milchkuh Milchquantitäten produzirt, welche die zur Ernährung des Kalbes nöthigen Mengen weit übersteigen, ist erst im Laufe der Zeiten durch die Zucht hervorgebracht worden. Daß sich ähnliche Momente auch bei Frauen geltend machen können, ist bekannt. Es gibt Gegenden, in welchen, eingewurzelter Vorurtheile wegen, die Frauen seit Generationen nicht mehr ihre Kinder stillen, und an solchen Orten hat man auch bereits eine immer allgemeiner werdende Verkümmerung der Brustdrüsen beobachtet. Aber nicht nur in quantitativer Hinsicht wurden je nach der Rasse und Entwicklung der Milchdrüsen Verschiedenheiten in der Milchsekretion konstatirt. Fett-, Eiweiß- und Zuckergehalt halten durchaus nicht mit dem Gesammtergebnisse gleichen Schritt, im Gegentheil scheint bei steigendem Gesammtertrage die Summe der festen Bestandtheile relativ abzunehmen. Vernois' und Becquerel's Untersuchungen über das Sekret extrem schwach und maßig entwickelter Drüsen bei Frauen ergaben, daß erstere eine wasserärmere und und fettreichere Milch lieferten. Von geringerem Einflusse auf Quantum und Quale der Milch ist das Alter. Am meisten Milch geben die Kühe im 7.—9. Lebensjahre und nach dem 5. und 6. Kalben. Bei Frauen findet sich bis zu 30 Jahren eine geringere Abnahme des Eiweiß- und Fettgehaltes und eine Zunahme des Zuckers, zugleich sinkt die Gesammtmenge der festen Bestandtheile. Vom 30. Jahre an zeigt sich wieder ein Steigen des prozentischen Gehaltes an

*) „Deutsch. Archiv für klin. Medizin. 30. Bd. 3. u. 4. Hft.

Eiweiß und Fett und eine Abnahme des Zuckers, während die Gesammtmenge der festen Bestandtheile so ziemlich dieselbe bleibt. Von bedeutendem Einflusse auf die Milch und ihre Zusammensetzung sind die verschiedenen Phasen der Fortpflanzung. Bekannt ist die große Verschiedenheit in der Zusammensetzung des Kolostrums (milchähnliche Flüssigkeit, die in den letzten Schwangerschaftswochen und in den ersten Tagen des Wochenbettes von der Brustdrüse abgesondert wird) und der fertigen Milch. Auch physiologische und pathologische Vorgänge im Genitalapparate sind von größtem Einflusse auf Quantität und Qualität der Milch. Bei manchen Frauen tritt bei jeder Menstruation ein Anschwellen der Brustdrüsen ein und bei Neubildungen des Uterus und der Ovarien wird häufig Milchsekretion beobachtet. Akute und chronische fieberhafte Krankheiten haben eine beträchtliche Abnahme der Milchquantität zur Folge, mit besonderer Zunahme des Eiweißgehaltes und Abnahme des Zuckergehaltes. Bei Klauenseuche ist die Milch dem Kolostrum ähnlich, in einem spätern Stadium wird sie übelriechend und enthält kohlensaures Ammonium. Bei fieberloser partieller Abscedirung der Brustdrüse erwies sich die Milch gegenüber der Norm nur wenig zucker- und eiweißärmer und etwas fettreicher. Als mächtiger, die Milchsekretion beeinflussender Faktor wurde stets die Nahrung betrachtet. Die Beobachtung, daß gut genährte Kühe reichlichere und bessere Milch geben, als schlecht oder unzweckmäßig ernährte, führte zur Ansicht, daß man durch die Nahrung direkt die Milch beeinflussen könne. Aber erst die Forschungen der letzten Jahre haben die Art des Einflusses der Nahrung auf die quantitativen Verhältnisse der einzelnen Milchbestandtheile klar gelegt. Nach den Untersuchungen mehrerer Forscher, besonders v. Voit's, geht die Buttermenge der Milch bei der Kuh, ebenso wie der Fettgehalt der Frauenmilch proportional dem Stickstoffgehalte der Nahrung. Die Kohlehydrate haben nur in sofern Einfluß, als sie das aus dem Eiweiß abgespaltene und das mit der Nahrung zugeführte Fett vor Verbrennung schützen. Eine hervorragende Betheiligung an der Milchsekretion kommt auch dem Nervensysteme zu.

Der Einfluß von Arzneimitteln auf die Milchsekretion äußert sich in einer theils quantitativen, theils qualitativen Veränderung derselben. Röhrig sah, daß nach Mitteln, die den Blutdruck vermehren, besonders bei Strychnin und Jaborandin weniger bei Digitalin und Coffein, sich die Milchsekretion vermehrt, und nach Blutdruck vermindernden Mitteln, wie Chloralhydrat, Bromkalium und Atropin sank. Jod und Belladonna stehen in dem Rufe, die Quantität der Milch zu verringern.

Die qualitativen Veränderungen der Milch unter dem Einflusse von Arzneimitteln können die spezifischen Milchbestandtheile, wie Fett, Milchzucker, Casein betreffen, oder auch darin bestehen, daß die eingeführten Arzneistoffe in zersetztem oder unzersetztem Zustande in die Milch übergehen. Ueber die erstgenannten Veränderungen liegen nur spärliche Mittheilungen vor. Dagegen sind die Angaben über den Uebergang von Arzneistoffen in die Milch außerordentlich zahlreich. So wurde schon längst beobachtet, daß organische Farbstoffe wie Safran, Rhabarber, Indigo, der Krappfarbstoff in der Milch erscheinen und daß die riechenden Be-

standtheile mancher Pflanzen, wie Knoblauch, Zwiebeln, Kamillenblüthen, sowie anderweitige riechende organische Verbindungen, Kampfer und Terpentinöl, in die Milch übergehen. Es wurden ferner darin fremde aus der Nahrung herstammende Fette gefunden, sowie zu therapeutischen Zwecken eingenommene Medikamente. Damit ist die Thatsache, daß fremde Stoffe in die Milch übergehen können, wohl bewiesen, allein die Frage, in welcher Quantität dieselben auftreten, in welchen Verbindungen sie in der Milch erscheinen und ob dadurch Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung der Milch hervorgerufen werden, wird durch die bisherigen Beobachtungen kaum berührt. Es schien daher von Interesse, bei einer neuen Versuchsweise alle diese Punkte zu berücksichtigen. Die Thatsache, daß der eine oder andere Arzneikörper wirklich in Spuren in die Milch übergehe, kann bei Weitem nicht das Interesse haben, wie die Frage, ob die Zufuhr desselben die Sekretionsgröße beeinflusst oder die Qualität der Milch verändert. Da es nicht von gleichem Interesse sein kann, die Wirksamkeit aller Arzneimittel einer einzelnen Gruppe zu prüfen, so wurde von Metalloiden das Jod, von schweren Metallen das Blei, von Alkaloiden Morphium und Pilokarpin, von aromatischen Substanzen die Salizylsäure und endlich aus der Gruppe der Alkohole, Aethylalkohol zu den Versuchen gewählt. Zu diesen Versuchen benutzte Verf. eine 3jährige, 52 Kilogramm schwere Ziege, die 10 Wochen vor Anstellung der Experimente gelammt hatte, sowie Ammen

Am Tage der Einführung von Jodkalium (5 grm) erfolgte eine nicht unbeträchtliche Abnahme der Milchmenge, der Fettgehalt stieg und der Zuckergehalt sank nach einer primären Steigerung bedeutend. Andere Schwankungen zeigten diese Bestandtheile während einer 8tägigen Fütterung mit je 5 grm Jodkalium. Die Fettmenge blieb im Durchschnitte unter ihrem Mittel, der Zuckergehalt stieg ohne Unterbrechung und die Eiweißkörper erfuhren eine jähe Steigerung. Der relative Jodgehalt der Frauenmilch ist merklich höher als der der Ziegenmilch. Die therapeutische Verwerthung „jodisirter“ Milch ist zu verwerfen, da die Menge des in die Milch übergehenden Jods großen Schwankungen unterliegt.

Nach Einführung von Alkohol und Bier erleidet die Tagesmenge der Milch keine Aenderung; dagegen tritt nach Alkohol eine sehr beträchtliche, nach Bier etwas geringere Vermehrung des Fettes ein; während Eiweiß und Zucker nach Alkohol eher eine Verminderung als Zunahme erfahren, erscheint nach Bier der Zuckergehalt nicht unerheblich vermehrt. Mit dem Aufhören der Alkoholverabreichung erreichen diese Verschiebungen der Milchbestandtheile ihr Ende. Alkohol konnte Verf. selbst nach Einführung der größten Gaben in der Milch nicht nachweisen, ebenso fehlten etwaige Produkte der unvollständigen Alkohol-Oxydation. Er gibt aber die Möglichkeit zu, daß beim Menschen kleine Alkoholmengen in die Milch übergehen. Das Schläfrigwerden der Säuglinge, welche die Milch branntweintrinkender Ammen genießen, lässt sich vielleicht auf eine Einwirkung der schwerer verbrennlichen Aetherarten oder des Amylalkohols, die sich stets im Branntwein finden, zurückführen.

Unter dem Einflusse des Bleies (Bleizucker) erscheint die Tagesmenge der

Milch so gut wie unverändert, oder zeigt höchstens eine geringe Verminderung, die Summe der festen Bestandtheile eine geringe Vermehrung. Die Menge des in die Milch übergehenden Bleies ist sehr gering, doch konnte dasselbe noch 60 Stunden nach der letzten Bleidosis nachgewiesen werden.

Daher ist die Milch von Frauen, die auf irgend eine Weise Blei zugeführt erhielten, oder einige Zeit vorher an Bleikolik, oder andern Symptomen chronischer Vergiftung gelitten haben, als ungenießbar und gesundheitsgefährlich zu betrachten.

Das salizylsaure Natron bewirkt eine, auch nach dem Aussetzen desselben noch fortbestehende Vermehrung der Milch, während die einzelnen Milchbestandtheile, mit Ausnahme des Zuckers, dessen Menge stieg, keine nennenswerthen quantitativen Aenderungen erlitten. Die spontane Gerinnung der Milch wird durch salizylsaures Natron hinausgeschoben. Diese Hinausschiebung der Gerinnungszeit ist wahrscheinlich auf den Einfluß des Natriums und die dadurch bedingte stärkere Alkalinität der Milch zu beziehen. Die Salizylsäure geht nur in sehr geringen Mengen in die Milch über. Morphium bewirkt weder qualitative noch quantitative Veränderungen der Milch. Nach Einführung von Pilokarpin trat eher eine Verminderung als Vermehrung der Milch ein, die einzelnen Milchbestandtheile wurden in ihrem quantitativen Verhalten kaum geändert. Nur der Milchzucker stieg während des Versuches stetig an. Rokitansky.

Literarisches.

Zur Geographie u. Geschichte. Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne, erscheint in genau 45 Lieferungen, welche in regelmäßigen zehntägigen Zwischenräumen zur Ausgabe gelangen. Preis jeder Lieferung 40 Kr. ö. W. = 75 Pf. = 1 Fr. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Unter den geographischen Werken der Gegenwart nimmt die Balbi'sche Erdbeschreibung seit Jahren eine hervorragende Stelle durch die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit ihres Textes ein. Der Bearbeiter dieser 7. Auflage hat auf die Mittheilungen über den neuesten Stand der Forschungen sowie die jüngsten amtlichen Erhebungen besondere Sorgfalt verwandt. Die Beigabe von 900 Illustrationen sowie 150 Textkarten dient zur Veranschaulichung der beschriebenen Länder, Städte und geographisch-statistischen Zustände.

Die erste vorl. Lieferung gibt eine durch Illustrationen erläuterte Darstellung unseres Sonnensystems. So wird dieses Werk als ein Hausbuch geograpischen Wissens allen gebildeten Kreisen willkommen sein.

Allgemeine Weltgeschichte. Von Georg Weber. Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. 1. Lieferung. Geschichte des Morgenlandes. Leipzig. Verlag von W. Engelmann 1882. Preis 1 Mark.

Becker, Schlosser, Weber, diese drei Namen bezeichnen die Stufenfolge der hervorragendsten Vertreter, welche die Universal-Geschichte seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland gefunden hat. Becker, ein Berliner gab 1801 seine „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" heraus, Schlosser aus Jever in Oldenburg, seit 1817—61 Prof. in Heidelberg, „die Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung" 1817—24; endlich G. Weber aus Berg, geboren in der Pfalz, v. 1848—72 Director der höheren Bürgerschule in Heidelberg publizirte von 1857—81 die erste Auflage der „Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Kulturlebens der Völker".

Die allgemeine und berechtigte Theilnahme, welche dieses universalgeschichtliche Werk in den gebildeten Ständen gefunden, spricht sich in der unmittelbar folgenden Veranstaltung einer zweiten Auflage aus. In einem Geist und

nach einem Plan gearbeitet, führt es uns den mächtigen Stoff in klarer lebendiger Gliederung und präziser Diction vor Augen und Seele. Die richtige Mitte haltend zwischen einem streng fachwissenschaftlichen Werk und einer populären Compilation, entspricht es den Anforderungen des politischen und geistigen Kulturlebens der Gegenwart. Die vorl. 1. Lieferung umfasst nach einer Orientirung über die Aufgabe und den Entwicklungsgang der Weltgeschichte das Reich der Chinesen und Aegypter. — Die neuesten Ergebnisse der Forschungen sind hier überall benutzt und verwerthet.

Mein politisches Glaubensbekenntniß von Dr. Josef Freiherrn v. Kalchberg. Leipzig, Th. Grieben's Verlag.

Ein Stück Geschichte Oesterreichs ist in dem vorliegenden Werke enthalten. Der Verfasser hatte eine lange Reihe von Jahren in verschiedenen Stellungen dem Staate gedient und war kurze Zeit selbst Leiter des Handelsministeriums. Er stand im persönlichen und amtlichen Verkehr mit den bedeutendsten Staatsmännern Oesterreichs und hat Land und Leute genau kennen gelernt. Es ist erfreulich, daß Kalchberg seiner freisinnigen Richtung bis zum heutigen Tage treu geblieben ist und sich nicht scheut, in seinem Werke das auszusprechen, was er für das Wohl des Landes für gut hält. Hierfür befähigen ihn besonders die reichen Erfahrungen, die er als Staatsmann gemacht hat. Von besonderem Interesse für die Gegenwart sind die Schilderungen und Ansichten Kalchbergs über den Panslavismus, über Schutzzöllner und Freihändler, über die Versöhnungs-Aera. Diese Kapitel empfehlen wir denen, welche das Buch sich anschaffen wollen zur aufmerksamen Lektüre. Wir glauben, daß auch Graf Taaffe aus dem Werke manches lernen könnte, der mit seiner sogenannten Versöhnungspolitik in Oesterreich kein Glück hat und sich Deutschland als Alliirten entfremdet, wenn er unsere deutschen Brüder in Oesterreich wie eine Nation zweiten Ranges behandelt oder sie für Reichsfeinde hält. Die Politik der bedeutenden österreichischen Staatsmänner, die Kalchberg in seinem Werke schildert, und ihr Patriotismus geben den Beweis, daß die einzige sichere Stütze für Oesterreich die Deutsch-Oesterreicher sind und daß alle anderen Stämme dieses deutsche Element an Vaterlandsliebe, Ordnungssinn und Opferwilligkeit jedenfalls nicht übertreffen. Wer die heutigen Zustände in Cisleithanien richtig beurtheilen will, wird nicht ohne Nutzen dieses Buch lesen.

1848—1871 Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Leipzig. Greßner u. Schramm. 1—10. Lieferung. Jede Lief. 30 Pfg.

Ein echtes, sich durch frischen freien Ton auszeichnendes Volksbuch — unter dieser Firma apotheosirt die Verlagsbuchhandlung dieses sog. „Geschichtsbuch“ des durch seine wechselvollen Lebensschicksale und seine politischen Tendenz hinreichend bekannten litterarischen Soldaten.

Herr Otto v. Corvin-Wiersbitzki, geb. 1812 Sohn des Postdirectors zu Gumbinnen, von 1830—35 preuß. Lieutenant, 1849 im badischen Aufstand Vertheidiger von Rastatt, sodann im Zellengefängniß von Bruchsal, später in England, Frankreich und Amerika thätig, hat in den „Erinnerungen aus seinem Leben“ einen interessanten und werthvollen Beitrag zur politischen und Kulturgeschichte unserer Zeit geliefert.

Das Unternehmen der Verlagsfirma G. Freytag in Leipzig unter dem Titel: **„Das Wissen der Gegenwart“** eine deutsche Universalbibliothek herauszugeben, welche allgemach alle Gebiete des Wissens umfassen und in jedem einzelnen Theile gründliche und jedem Gebildeten zugängliche Belehrung in anziehender Form bieten soll, ist aus dem Stadium des Entwurfes in das der Ausführung getreten. Die Anlage und die Reihe bewährter Mitarbeiter haben Theilnahme hervorgerufen. Der erste Band der Bibliothek gehört dem Gebiete der Geschichte an und führt den Titel: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen, I. Abtheilung: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung 1618—1621, 282 Seiten in solidem Leinwand-Einband 1 Mark und hat den rühmlich bekannten Prof. Gindely in Prag zum Verfasser. Gindely, der auf Grund tiefgreifender Quellenstudien ein neues Licht über die böhmischen Zustände zur Zeit des 30jährigen Krieges verbreitet hat, verwerthet hier die Früchte seiner historischen Forscherthätigkeit in einer anziehenden, abgerundeten Darstellung des böhmischen Aufstandes zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Geschlechterbuch der wiener Erbbürger, Rathsverwandten und Wappengenossen von Dr. Ernst E. v. Hartmann-Franzenshuld. Wien 1882. G. P. Faesy. 1. Lieferung.

Von allen deutschen Städten hat wohl Wien die wechselvollsten Schicksale erlebt. Es ist deshalb von Interesse, die Geschichte derjenigen Geschlechter näher kennen zu lernen, die zum Ruhme und zur Größe der österreichischen Kaiserstadt beigetragen und für ihre Vaterstadt gelitten und gekämpft haben. Der Verfasser hat nach vieljährigen Studien in den Archiven die Geschichte und Genealogie von etwa 800 wiener Geschlechtern geschrieben, welche in 30 Lieferungen publicirt werden wird.

Die erste Lieferung enthält die Geschichte der „Abermann, Achter, Aff, Ayler, Aichinger, Alantsee, de Ala, Altensteig, Amon, Amphoso, Angerfelden“ u. a. Den Schilderungen sind Wappen-, Stadt-, Kostüm- und Häuser-Bilder beigegeben. Die Ausstattung ist eine vortreffliche. Der Fleiß des Verfassers ist zu bewundern.

..s hat derselbe ein großes, bisher theilweise un-
..dirtes historisches Material durchstudirt, um
..ieses Werk zu schreiben. Wir werden auf das-
..elbe vielleicht nach Erscheinen weiterer Liefe-
rungen zurückkommen und wünschen ihm allge-
meine Beachtung.

Die Nothwendigkeit und die Möglichkeit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Gebiete der Kindererziehung, speziell des Volksschulwesens. Ein Blick in die Volksschulgesetzgebung des 18. Jahrhunderts von Mhou-zu-Joer. Köln und Leipzig E. H. Mayer 1882.

Report of the Commission of Education for the Year 1879. Washington Gouvernement Printing Office 1881.

Le Mhou-su-Joer, der pseudonyme Verfasser der „Kindererziehung" ist nach S. 75 kein Deutscher, sondern er sucht sich der deutschen Sprache, sowie der in diesen Blättern befolgten Schreibweise nur zu bedienen, als eines momentan an manchen Orten (nicht zu sehr miß-)verstandenen Vehikels, dessen Vervollkommnung in Weltsprachrichtung ihm jedoch ebenso möglich und erwünscht scheint als die Vervollkommnung jeder andern Sprache — ein Vehikel, das schon vor Ende dieses Jahrhunderts eine, in Weltsprachrichtung bessere Gestalt annehmen dürfte. — Dieser sonderbare, aber wohlwollende sprach- wie gesangskundige Schwärmer will einen bleibenden internationalen Erziehungsrath einsetzen. Derselbe soll die Verfälschung der Geschichte in der Volksschule, die den Krieg hervorruft, durch eine Friedens-Geschichtsmethode ebenso beseitigen, wie die Dialectsprache durch die Verbesserung der Gesang- und Sprachlehre. Auf diesem Wege würde der Krieg verschwinden und die neueste, die musikalisch-schönste Sprache zur Universal- und Weltsprache werden. Glückliches Bonn, in dem dieser neueste Apostel des Weltfriedens und der musikalischen Weltsprache residirt!

Eine negative Illustration zu dem projektirten internationalen Erziehungsrath bildet der Jahresbericht des nationalen Erziehungsbureaus der Vereinigten Staaten zu Washington. Dasselbe ist nur ein Informationsbureau und seine Hauptbeschäftigung besteht in der Sammlung und Verbreitung von Mittheilungen auf dem Erziehungsgebiet. Es hat die Aufgabe durch die Lehren der Erfahrung auf das Urtheil und den gesunden Verstand des Volkes einzuwirken. Die amerikanischen Schulsysteme, wie sie heute bestehen, sind das Resultat der unabhängigen Handlungen von 38 unabhängigen Staaten und 9 Gebieten. Da hiernach in den Vereinigten Staaten kein gemeinsames System für die öffentlichen Schulen besteht, so bieten die desfallsigen Staatengesetzgebungen die größten Verschiedenheiten dar. Dieselben zum Bewusstsein der betheiligten Regierungen durch Vergleichung der verschiedenartigen Zustände des Schulwesens zu bringen und auf diesem Wege allmälig eine Einigung über die Hauptprinzipien des Schulwesens herbeizuführen — darin besteht die wesentliche Aufgabe dieser mit Sorgfalt und Umsicht zusammengestellten statistischen Jahresberichte.

Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Rob. Dohme, Leipzig, A. Seemann, Lieferung I.

Vor ungefähr 2 Jahren hatte der Herausgeber dieses Werkes ein kunsthistorisch-biographisches Buch: „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" abgeschlossen und faßte den Plan, das Programm fortzuführen und auf das neunzehnte Jahrhundert auszudehnen.

Die uns vorliegende erste Lieferung enthält die Biographie Asmus J. Carstens, welcher der deutschen Kunst eine neue Richtung gegeben hat. Carsten war der Sohn eines Müllers in Schleswig, schon in früher Jugend erwachte in ihm die Neigung zur Kunst; nachdem er längere Zeit in einem Weingeschäft thätig war, ging er nach Kopenhagen und studirte auf der dortigen Akademie. Seine bekanntesten Malereien sind u. A. die Deckenbilder im Berliner Schloß. Carsten legte in seiner Kunst das Hauptgewicht auf das Zeichnerische, auf das plastische Element dem Malerischen gegenüber. Er war einer der Vertreter des Idealismus, auf welchen später eine realistische Reaktion folgte.

Die folgenden Lieferungen dieses Werkes, welches auch vortrefflich ausgestattet ist, werden u. A. die Biographien Schinkels, Canova's, Thorwaldsen's, Rauch's, Schnorr's, Cornelius', H. Vernet u. a. enthalten.

Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatakten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethe's herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig. Verlag von Edwin Schloemp. Preis 3 Mark.

Anknüpfend an eine vertrauliche Mittheilung Goethes an Zelter vom 26. Dec. 1806 hatte sich in der Litterarhistorie die Ansicht gebildet, daß Goethe in jenen verhängnißvollen Tagen nach der Schlacht von Jena für das Gemeinwohl nichts gethan, vielmehr unter dem Donner der Kanonen sich mit seiner „kleinen Freundin" habe trauen lassen. Goethe hat über sein Verhalten in jenen Tagen ein eignes Aktenstück: „die traurigen Folgen des 14. October 1806" betreffend, angelegt. Nachdem dasselbe in den Besitz der Gebrüder Keil gekommen, haben dieselben in der vorliegenden Schrift einen wesentlichen Auszug des Inhaltes jener Privatakten publizirt, um den vorerwähnten Legenden entgegenzutreten. Mag dieser Zweck auch erreicht

erscheinen, so wird sich doch nach den eigenen Mittheilungen Goethes nicht in Abrede stellen lassen, daß die Verheirathung mit Christiane Vulpius, wenn auch nicht unter dem Donner der Kanonen, so doch am 19. Oktober, also 5 Tage nach der Schlacht von Jena zu Stande gekommen ist. Bereits am 17. Oktober sandte er an den Consistorialrath Günther den schon von Küntzel veröffentlichten Brief, um „seine kleine Freundin, die so viel an ihm gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit ihm durchlebt, völlig und bürgerlich als die Seine anzuerkennen“. Ob dies, wie die Gebrüder Keil behaupten „groß und edel“ gehandelt war, lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls war es eine Pflicht, die Goethe der öffentlichen Moral gegenüber zu erfüllen hatte.

Göthe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. Leipzig. Th. Grieben's Verlag. 1882.

Von Bayard Taylor's ausgewählten Schriften bildet das vorliegende Werk den zweiten Band. Es wäre zu wünschen, daß den hinterlassenen Werken des berühmten amerikanischen Schriftstellers und Staatsmannes, der wie wenig andere fremde Literaturhistoriker unsere klassische Literatur studirt und geschildert hat, eine größere Aufmerksamkeit, als es bisher in Deutschland der Fall war, zugewandt werden möchte.

Zwanzig Jahre lang hatte Bayard Taylor den Plan gehegt, seinen Landsleuten den „Faust“ zum Verständniß zu bringen, bevor seine Uebersetzung erschien. Er ist tief in den Geist der Dichtung eingedrungen und sagt in der Einleitung zur Uebersetzung des zweiten Theiles des „Faust“: „Bei Alledem was von den Kritikern geleistet worden ist bleibt immer noch genug des Unberührten übrig, um jeden sympathisch ergriffenen Leser Neues für sich herausfinden zu lassen.“ Wer über dieses große Meisterwerk deutscher Dichtung sich eingehender unterrichten will, dem wird das vorliegende Buch Bayard Taylor's gewiß willkommen sein. Der Verfasser analysirt gewissermaßen alle Einzelheiten des Werkes, gibt ein Bild der Entstehung desselben und weiß für die schwierigsten Fragen eine Lösung zu finden. Wir können mit Stolz auf diese lehrreichen Studien blicken, die einer der hervorragendsten Vertreter der amerikanischen Literatur Jahrzehnte lang gemacht hat, um den „Faust“ in seinem Lande einzuführen und zu erklären. — Wir hoffen aber auch, daß das deutsche Publikum einem so bedeutenden literarhistorischen Werke die allgemeine Theilnahme, die es verdient, zuwenden wird.

Die Dichtung in Bildern. Literarische Studien von Bayard Taylor. Leipzig, Th. Griebens Verlag 1881.

Die Wittwe des berühmten amerikanischen Dichters und früheren Gesandten B. Taylor, eröffnet mit dem vorliegenden Buche eine Sammlung ausgewählter Schriften desselben. Die Vorträge und Abhandlungen, welche in diesem Bande über Lessing, Klopstock, Wieland und Herder, über Schiller, Göthe, Tennyson und Thackeray und über Weimar enthalten sind, werden dem deutschen Publikum nur sehr wenig bekannt und deshalb willkommen sein. Wohl kein Literaturhistoriker hat sich mit größerer Liebe dem Studium unserer Classiker hingegeben als Bayard Taylor; derselbe ist so tief in den Geist unserer classischen Literatur eingedrungen, daß seine „Studies in German Literatur“ zu den besten literarhistorischen Schriften gehören. Es lag in der Absicht des leider zu früh verstorbenen amerikanischen Dichters, eine Doppelbiographie der beiden Dichterheroen Göthe und Schiller zu schreiben. Von dem reichen Material, welches er hierfür gesammelt hatte giebt uns das vorliegende Buch einen Beweis. Das Capitel „Weimar“ in diesem Bande, die Faust-Studien, die Charakteristik Schillers zeigen die Anfänge zur Ausführung des obigen Planes, der leider mit B. Taylor zu Grabe getragen wurde. — Aus dem Lebensbilde Lessing's, welches an der Spitze des vorliegenden Werkes enthalten ist, heben wir eine sehr charakteristische Stelle hervor: „Lessing's Laufbahn ließe sich recht eigentlich mit einem reinen Windstrom vergleichen, welcher scharf vom Gebirg herabfahrend in eine Gesellschaft entnervter Menschen hineinstiebt, die in einer mit schaalen Bestandtheilen und abgestandenen Parfüms erfüllten Atmosphäre halb in Schlummer gesunken sind. Es war ein lebenerweckender Luftzug, allein er rief Schreck und Schauder hervor, da man versuchte das Fenster gegen ihn zu verrammeln, drückte er die Scheiben ein; dann fing er mit ganzer Rückhaltlosigkeit aller freien Naturkräfte an den Puder ihnen von den Perrücken und die Perrücken von den Köpfen wegzublasen.“

Besser kann die Wirkung des Reformators der deutschen Literatur G. E. Lessing auf die damalige durch den französischen Geschmack halb im „Schlummer liegende“ und „entnervte“ Gesellschaft nicht geschildert werden als durch B. Taylor.

Wir haben hier einige Skizzen aus dem interessanten und lehrreichen Buche Taylors gegeben. Noch mehr könnten wir über andere Abschnitte in demselben hinzufügen; wir behalten uns dies für später vor, wenn ein neuer Band der ausgewählten Schriften des berühmten amerikanischen Dichters uns vorliegen wird. Wir glauben daß diese Sammlung der Schriften Taylors die allgemeine Theilnahme des Publikums verdient und neben den Classikern in jeder Privatbibliothek vertreten sein müßte.

Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca. Mit drei Illustrationen und vier Facsimile-Beilagen.

Wien-Pest-Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1882.

Es mag eine Ehre sein, eine italienische Fürstin als Nichte zu besitzen; ob es ein Glück ist, wenn sie deutsche Briefe schreiben kann, erscheint uns zweifelhaft. Jedenfalls ist man nicht sicher, daß die Zwielichts-Erinnerungen bis zur Großmutter hinauf, die noch nicht ausgedachten 1/8, 1/4, 1/2 Gedanken, sowie sämmtliche beschriebene Broullion-Blätter auf dem Leipziger Büchermarkte ausgestellt werden. Gewiß, unter dieser dichterischen Makulatur finden sich einzelne Fruchtkörner, aber was der Poet selbst für den Druck bestimmt hat, enthält diese Embryonen in künstlerisch vollendeter Gestalt.

Indessen die thätige einsichtsvolle und geschäftskundige Firma hat auf feinem Papier und in eleganter Ausstattung diese fürstlichen Crayon-Skizzen publizirt und wir zweifeln nicht, daß sie von den Ufern der blauen Donau bis zu den grünen des Rheins einen glücklichen Cours steuern werden.

Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte gesammelt von Emil Looß. Wien. Hartlebens Verlag. 1882. 1 Mark.

Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Gesammelt und herausgegeben von Gabriele Gillard. Wien. Hartlebens Verlag. 1882. Preis 3 M. 60 Pf.

Dem alten deutschen Gebrauch des Stammbuchs ist das moderne Album gefolgt. Dem Kultus dieses Album-Verses, in dessen Schriftzügen das geistige Antlitz und Abbild das Freundes uns vor Auge und Seele tritt, ist die obige Spruchsammlung gewidmet. „Die Sprüche, die geklungen von allen deutschen Zungen" sind von dem Sammler zunächst zur Benutzung für Album's und weiter zu geistiger und gemüthlicher Anregung vereinigt. Wünschenswerth wäre nur gewesen, daß die Aneinanderreihung nicht alphabetarisch, sondern nach einem bestimmten Plan und in zusammenhängenden Gedankengruppen erfolgt wäre; die einzelnen Sprüche bunt und ohne leitenden Faden nacheinander abgedruckt dienen in dieser kaleidoskopartigen Zusammenwürfelung mehr dazu, den Sinn des Lesers zu verwirren als zu erleuchten und aufzurichten.

Von einem einheitlichen Gesichtspunkt dagegen ist die zweite obenangegebene Gedichtsammlung über „weibliche Handarbeit" zusammengestellt. Prima vista erscheint es allerdings befremdend, das alltägliche Schema des Spinnens, Webens, Strickens, Stickens in den poetischen Stand erheben zu wollen. Aber bei einem spannelangen Nachsinnen — wer erinnert sich nicht an die fleißige und sittsame Tochter des Ikaros und der Periboea, an die „Gewebeaustrennende" Penelopeia, der ein Gott es eingab, ein großes Gewebe aufzustellen und dem Helden Laertes ein Leichengewand zu wirken zart und übermäßig, um den Freiern zu entgehen." Und ferner an die Parzen, die den Lebensfaden spinnen und leider auch abschneiden — an den Goethe'schen Erdgeist, der da schaffet am sausenden Webstuhl der Zeit und wirket der Gottheit allmächtiges Kleid!" — an Schillers züchtige Hausfrau endlich, die reget ohne Ende, die fleißigen Hände und füllet mit Schätzen die duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden!"

Eine Anthologie der Volkslieder und Gedichte, welche von Paul Gerhardt (1606) bis zu Julius Wolf und Rudolf Baumbach hin die weibliche Handarbeit charakteristisch verwerthen und verklären, wird die Theilnahme der gebildeten Frauenwelt um so unmittelbarer anregen, als die vorliegende Sammlung mit stylvollen Stick-, Strick- und Häkelei-Mustern illustrirt ist.

Außer dieser praktischen Verbindung des utile cum dulci bietet jedoch diese Anthologie noch eine andere ideellere Perspektive dar.

Die Kulturgeschichte der Frauen ist in neuerer Zeit mehrfach bearbeitet worden, von Riehl, Scherr, Zopp; für das Mittelalter von Weinhold und Schulze.

Zu diesen kulturhistorischen Darstellungen bringt die vorliegende Zusammenstellung einen werthvollen monographischen Beitrag, indem in ihr die Geschichte der poetischen Auffassung der weiblichen Handarbeit zur unmittelbaren Anschauung gebracht ist. Allerdings liegen in den chronologisch aneinandergereihten Gedichten nur die einzelnen urkundlichen Zeugnisse der zeitgenössischen Dichter vor; die weitere Aufgabe der Herausgeberin würde daher dahin gehen, diese Spiegelbilder mit den faktischen Zuständen zu vergleichen sowie in ihrer Bedeutung und in ihrem Zusammenhange darzustellen. Als ein wesentliches Moment käme bei dieser Untersuchung die Frage in Betracht, wie weit die Bezeichnungen der weiblichen Handarbeit in die Metapherwelt der Sprache und damit in das geistige Leben der Nation übergegangen sind. Gegenüber den modernen Egalitäts-Tendenzen, welche die Frau von der häuslichen Arbeit emanzipiren und ihrer angeborenen Familien-Würde als Herrin des Hauses entkleiden, würde die Bearbeitung des in Rede stehenden Thema's den Beweis liefern, daß gerade die Stimmen unserer hervorragenden Dichter den „gelehrten Frauen" den Krieg erklärt und die Würde und den Werth der ungelehrten in vollem Maße anerkannt und gefeiert haben.

Heliand. Christi Leben und Lehre nach dem Altsächsischen von Karl Simrock. Berlin. G. Grote. 3. Auflage.

Der deutsche Herausgeber dieses Epos, welches vor mehr als tausend Jahren von einem neubekehrten Sachsen abgefasst wurde, ist leider vor einigen Jahren gestorben. Die erste deutsche Ausgabe des Epos erfolgte im Jahre 1856. Seitdem hat das Werk 3 Auflagen erlebt, es

ist dies ein Zeichen, daß ihm die Theilnahme des Publikums dauernd zugewandt ist. Was Klopstock versuchte und nicht vermochte, das christliche Epos zu dichten, das war dem anonymen Verfasser des vorliegenden Buches vor langer Zeit gelungen. Wir sehen den Schauplatz des Epos in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn. Das Versmaß ist die uralte epische Langzeile noch statt des Reims mit Liedstäben geschmückt, die Ueberschriften rühren vom Uebersetzer her.

Wir geben hier eine kleine Probe aus der „Anbetung der Hirten":

„Da ward es Manchem kund
„Ueber die weite Welt. Wächter erst erfuhren,
„Die bei den Pferden im Freien waren,
„Hütende Hirten, die bei den Rossen hielten
„Und dem Vieh auf dem Felde. Die sah'n wie die Finsterniß.
„In der Luft sich zerließ und das Licht Gottes brach
„Wonnig durch die Wolken, die Wärter dort
„Im Felde befragend, da fürchteten sich
„In ihrem Muth die Männer. Sie sahen den mächtigen
„Gottesengel kommen und gegen sie gewandt
„Befahl er den Feldhirten: „Fürchtet nicht für Euch
Ein Leid von dem Lichte: „Liebes," sprach er, „soll ich
Euch in Wahrheit sagen und sehr Erwünschtes
Künden von mächt'ger Kraft; Christ ist geboren
In dieser selben Nacht, der selige Gottessohn
Hier in Davids Burg, der Herr der gute."

Diese Verse werden die Dichtung ihrer Form nach genügend charakterisiren. Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich und empfiehlt dasselbe auch zu Festgeschenken.

Die Tiroler und Voralberger von Joseph Egger. Erste Hälfte. Wien und Teschen, Karl Prochaska 1882.

Die vorliegende Schrift bildet einen Theil des großen ethnographisch-kulturhistorischen Werkes, welches die Völker Oesterreichs-Ungarns in 12 Bänden zu einer Gesammtdarstellung bringen soll. Da der im Sommer v. J. in Venedig versammelte Internationale Geographische Congreß der Verlagsbuchhandlung für die Herausgabe dieses Werkes ein Ehren-Diplom zuerkannt hat, so glauben wir dieser Auszeichnung gegenüber auf eine Anerkennung dieser verdienstvollen Publikation verzichten zu müssen. Von besonderem Interesse für weitere Kreise sind die Darstellungen des Kampfes zwischen dem deutschen und dem romanischen Element in Tirol S. 77 u. folg., der kirchlichen und Volksgebräuche S. 174 sowie des Landesschützenwesens S. 214.

Kleines Lehrbuch der Landkarten-Projektion. Gemeinverständliche Darstellung der Karten-Entwürfe für Alle, die ihren „Atlas rc." wollen verstehen lernen, insbesondere für angehende Lehrer der Geographie von G. Coordes, Reallehrer am Lehrerinnen Seminar zu Cassel. Mit 60 Holzschnitten. Kassel 1882. Ferd. Koestler. 1.50 M.

Die Aufgabe und den Zweck der vorliegenden Schrift zeigt der Titel vollständig und allgemein verständlich an. Leider entnehmen wir daraus, daß alle Landkarten nur annähernd wahr sind und daß selbst die genauesten Karten nie ein ganz treues Bild der Landesgröße geben können; auch die Mappirung, Kartenzeichenkunst steht heute noch vor dem ungelösten Problem, ein Kugeloberstück auf einer Ebene zur Darstellung zu bringen. Trösten wir uns daher mit dem Practor, welcher non curat minima und hoffen wir, daß von den im Seminar zu Kassel gebildeten Lehrerinnen die Lösung dieses Problems nicht verlangt werden wird.

Soeben erschien im Verlage von Eduard Heinrich Mayer in Köln die achte und neunte Lieferung des trefflichen Werkes: **„Das Weltall und seine Entwickelung."** Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von Theodor Moldenhauer. — Das ganze Werk erscheint in 18 Lieferungen.

Aus dem reichen Inhalt der beiden vorliegenden Hefte sei nur hervorgehoben: Die Entfaltung der Planetenwelt, der kritische Punkt in der Weltkörperentwicklung, die Bildung eines Kondensationskernes bei großen Weltkörpern, die Sphärenbildung, der Gestaltungsprozeß des Mondes. Ueber den vermuthlichen Verlauf der Entwicklung des Mondes rc. Der Verfasser behandelt alle diese Themata mit ebensoviel gründlicher Gelehrsamkeit als eleganter Beherrschung des Stils.

Der Beobachter. Die Kunst zu reisen. Allgemeine Anleitungen zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. Nach dem „Manuel du voyageur" von D. Kaltenbrunner, Mitglied der geographischen Gesellschaften von Genf, Bern und St. Gallen, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von E. Kollbrunner, Mitglied der schweizerischen naturforschenden und der ostschweizerischen geographisch-kommerziellen Gesellschaft. Zürich. J. Wurster u. Cie., Geogr. Verlag. 10. und 11. Lieferung. 1881. Preis f. L. 1,20 M.

Lexikon der Reisen und Entdeckungen von Dr. Friedrich Embacher.
In zwei Abtheilungen:
I. Die Forschungsreisenden aller Zeiten und Länder.
II. Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdtheile.
Leipzig. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1882.

Seitdem im Jahre 1553 der italienische Arzt Wilhelm Gratolo die erste Anleitung „de regimine iter agentium" herausgab, ist im Laufe der drei Jahrhunderte eine vollständige Bibliothek apodemischer Schriften entstanden. Gratolo und seine Nachfolger bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein behandeln nur die Reisen zu Pferde oder zu Fuß, zu Schiff oder zu Wagen, während die Neueren von Baedeker und Mayer, in erster Linie den Dampfreisenden zu Wasser und zu Lande ihre Rathschläge zuwenden. Eine chronologisch geordnete vergleichende Zusammenstellung dieser Motoren vor, bei und nach der Reise würde uns in die Sitten und Lebensweise, den Interessen- und Wissenskreis unserer Vorfahren auf eine authentische Weise einführen und daher von kulturhistorischem Werth sein. — Als die neuesten Erscheinungen auf diesem Reisegebiet nehmen die beiden obengezeichneten Werke nicht nur unsere theoretisch-geschichtliche, sondern zugleich unsere unmittelbar praktische Theilnahme in Anspruch. Der „Beobachter" belehrt uns 1. über „die Vorbereitung auf das Reisen" nach den verschiedenen Erfordernissen der persönl. Eigenschaften, Kleidung, Ausrüstung und Sprachkunde, der wissenschaftlichen und praktischen Vorkenntnisse. Wir lernen topographische, artistische wie photographische Aufnahmen anfertigen und die verschiedenen Beobachtungs-Instrumente gebrauchen. Der zweite Theil gibt uns in einer Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute ein vollständiges statistisch-geographisch-geschichtliches Schema für alle verschiedenen Zweige des materiellen, sittlichen und geistigen Kulturlebens.

Die hervorragendsten Autoritäten wie Dr. Schweinfurth, F. v. Hellwald, Dr. Chavanne haben das erwähnte Werk als eine werthvolle Bereicherung der touristischen Literatur anerkannt und dasselbe allen Touristen zu vorbereitenden Reisestudien auf das Wärmste empfohlen.

Nicht dem peregrinator vulgaris sondern den Meistern der Reisekunst, den Forschungs- und Entdeckungsreisenden ist das oben angegebene Reise-Lexikon gewidmet, den Eroberern unbekannter Erdtheile, den Pionieren und nicht selten Märtyrern der Kultur und Civilisation.

Wenn in den Postscenien der Geschichte das prophetische Wort von dem Einen Hirten und der Einen Heerde sich erfüllt und die gesammte Menschheit aller fünf Erdtheile zu einer Familie und zu einem Weltbunde sich vereinigt, dann wird man auch der ersten Pfadfinder und Bahnbrecher dankbar und ehrend gedenken müssen.

Nur mühsam mit Schwierigkeiten war bisher aus den geographischen Lehrbüchern und Annalen eine einheitliche und zusammenhängende Uebersicht darüber zu gewinnen, wann, wie und von wem uns die Kenntniß der fernen Küsten, Meere, Länder und Völker erschlossen wurde. Diese Uranfänge und Ursprünge unserer geographischen Kunde zu ergänzen, hat das einsichtige und thätige bibliographische Institut in dem vorliegenden Lexikon unternommen.

Demgemäß ist der zerstreute Stoff in zwei Hälften gesammelt, in eine größere, welche in alphabetischer Folge die Biographien der Reisenden bringt und eine kleinere, die in topographischer Anordnung eine geschichtliche Uebersicht der Forschungsreisen gibt. — So ist den Freunden der Erdkunde ein vortreffliches Nachschlagebuch, Lehrern ein praktisches Hilfsbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und Schülern ein lehrreiches zum Nachlesen und beim Ausarbeiten ihrer Themata entstanden.

Da zugleich jeder Artikel ein außerordentlich reiches bibliographisches Material giebt, außer den Reisewerken zahlreiche Berichte, Karten rc. aus deutschen, englischen und französischen Fachzeitschriften aufführt, so hat das Buch auch einen praktischen Werth für den Fachmann gewonnen.

Es bietet also für jeden Gebildeten eine nothwendige Ergänzung zu jedem Lehrbuch der Geographie und jedem Atlas.

Großer Handatlas der Naturgeschichte von Professor Gust. von Hayek. Verlag Moritz von Perles in Wien.

Von diesem Prachtwerke wurde soeben die 2. Lieferung ausgegeben, welche 1 Tafel Säugethiere, 3 Tafeln Vögel und 4 Tafeln Pflanzen enthält. Die Ausführung ist brillant und hat alle die kleinen Fehler vermieden, welche sich allenfalls noch bei Lieferung 1 aussetzen ließen. Ein solches Werk vervollkommnet sich im Weitererscheinen immer mehr und läßt sich von vorliegendem Unternehmen schon heute sagen, daß es ein Schatz für Haus und Schule, wie überhaupt für jeden Naturfreund bilden wird.

Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. In 30 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 60 Pf. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Seitdem die Berliner Weltfahrer Stangen und Riesel ihre orientalischen Gesellschaftsreisen eingerichtet, sind die geheimnißvollen Länder gegen Morgen auch für weitere Kreise aus der Zauberregion der Märchen von Tausend und Einer Nacht in das reale Gebiet unmittelbarer Anschauung und persönlicher Bekanntschaft getreten.

Freilich, leichter und bequemer gelangen wir in den Orient, wenn wir uns der Führung des Wiener Touristen A. von Schweiger-Lerchenfeld anvertrauen.

Derselbe hat in dem im Verlag von Hartleben in Wien kürzlich vollendeten großen und prächtigen Illustrationswerk eine Gesammtschilderung der Länder des Morgenlandes unternommen, welche mit 216 Original-Illustrationen,

4 colorirten Karten und 28 Plänen ausgestattet ist zum Preise von 9 fl. = 16 M. 20 Pf.

Wenn bisher in ähnlichen Publikationen Geschichte, Geographie und Kulturzustände von einander getrennt behandelt worden, so hat der Autor in der vorliegenden Orientfahrt den Versuch gemacht, diese Disziplinen zu verbinden und sich gegenseitig dienstbar zu machen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, wurde für den größten Theil der Schilderungen das Genre der historischen Landschaften gewählt. So entstand eine fortlaufende Reihe von Reise-Gemälden, in denen die topographischen Details, zu einem plastischen Ensemble vereinigt, den Boden für die Zustände der Länder und Völker bilden. Die klassische und kulturgeschichtliche Vergangenheit dieser uralten Heimstätten asiatischen Lebens: Assyrien und Babylon, — die Schauplätze merkwürdiger und tiefgreifender Ereignisse: Arabien, Kleinasien, Armenien, Syrien, — der klassische Boden Südost-Europas und des Nilgebiets erscheint vor unsern Augen belebt von dem Geisterzügen eines nach Jahrtausenden zählenden Völkerlebens. Von besonderem und hervorragendem Interesse ist die Schilderung der hellenischen Welt und das historische Kulturgemälde der Weltstadt Stambul sowie der Prophetenstädte Mekka und Medina. — Auf palestinensischem Boden durchwandern wir das obere Jordanthal, Galiläa und Samaria, und halten zuletzt in Jerusalem unseren Einzug. Ein „Ritt nach Bethlehem" entführt uns aus Zions Mauern. Wir steigen zum Todten Meere hinab und besuchen Hebron, Gheza, das Felsenthal von Edom und halten zuletzt, von dem geheiligten Scheitel des Sinai Umschau über ein Stück Land, dessen erhabene Großartigkeit mit den reichhaltigen Erinnerungen wetteifert, die dieser Boden birgt. Hieran schließen sich endlich die Kapitel über den Suez-Kanal, das Nil-Delta und Kairo. Da bei einem so umfangreichen Werke es sich als nothwendig erwies, auch eine Reihe von historischen und statistisch geographischen Kommentaren mitzutheilen, so sind demselben sogenannte „Erläuterungen" in besondern Heften beigegeben, welche zahlreiche instruktive Karten und Pläne in übersichtlicher und anschaulicher Ausführung enthalten.

Griechenland in Wort und Bild von A. v. Schweiger-Lerchenfenfeld. Leipzig, Schmidt und Günther. Lieferung 6—7.

Wir hatten bereits Gelegenheit dieses Werk früher zu besprechen. Unsere Erwartung, daß dasselbe vortrefflich ausgeführt werden wird, wie es nach den ersten Lieferungen vorauszusehen war, hat sich vollkommen bestätigt. Die beiden neuen Lieferungen 6 u. 7 enthalten wiederum eine Reihe interessanter Schilderungen u. A. über Lakonien, Sparta, über den großartigen Gebirgszug Taygetos, über Messenien, wo ein Paradies von Pflanzen zu finden ist. Die Illustrationen sind vortrefflich. Wir wünschen dem Werk eine weite Verbreitung.

Fremde Völker von Richard Oberländer. Leipzig. Julius Klinkhardt. Lieferung 9—16.

Wir hatten bereits auf dieses vortreffliche und lehrreiche Werk früher hingewiesen. Auch die neuen Lieferungen erfüllen alle Anforderungen, die an dieses vorzüglich ausgestattete Unternehmen gestellt werden können.

Der Verfasser schildert in der Fortsetzung seines Werkes u. a. die Sagen und Erzählungen der Polynesier, die Buginesen, Makasseren, die Waffen der Utanaten auf Neu-Guinea, die Sagen der Aschanti, die Lebensweise der Kaffern, die Indianer vom Amazonenstrom u. A. m.

Auch viele andere interessante und lehrreiche Mittheilungen über Leben, Sitten, Sprachen 2c. der einzelnen Völker enthalten die neuesten Lieferungen des Werkes, welches wir wiederholt der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Mathematische Unterrichts-Briefe. Für das Selbst-Studium Erwachsener. Mit besonderer Berücksichtigung der angewandten Mathematik bearbeitet von W. Burckhardt. Leipzig, Verlag von Greßner u. Schramm 1882. Preis pro Brief 1 Mark.

Die Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in der Gegenwart erlangt, hat auch auf die Verbreitung des Studiums der Mathematik einen entsprechenden Einfluß üben müssen. Die Kenntniß der Wärmelehre hat die Dampfmaschine, die Kenntniß des Elektromagnetismus den Telegraphen und das Telephon geschaffen. Zu solcher Einwirkung hätten die Naturwissenschaften nicht gelangen können ohne die wirksame Hilfe der Mathematik. Indem sich daher der Kreis derjenigen Klassen erweitert hat, welche die Mathematik als Hülfswissenschaft ihres praktischen Berufes wegen zu treiben genöthigt sind, war es eine zweckmäßige Idee, die Sprachunterrichts-Methode der Toussaint-Langenscheidt'schen Briefe auf die mathematischen Wissenschaften anzuwenden. In dieser Form der Lektionen werden dieselben dem Lehrer, dem Förster, dem Bergmann, dem Feldmesser, dem Mechaniker und dem Optiker **willkommen** sein.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 9. September 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 9. September 1882.

Die Zukunft der okkupirten Länder Bosnien und Herzegowina.

I.

Es duldet keinen Zweifel mehr, daß man in Wien endlich eingesehen hat, : Okkupation der durch das Berliner Mandat Oesterreich zur Verwaltung über= igenen Länder lasse sich mit den bisher angewendeten Mitteln nicht mehr auf= cht halten. Die Insurrektion des letzten Jahres war eine bittere Lehre, die äuschung, als habe man es mit einer handvoll von „Räubern" zu thun, ist cht mehr möglich sich selbst und Andern vorzuspiegeln. Moralisch mögen die Insurgenten" auf einen anderen Titel nicht Anspruch haben, denn sie folgen ren bestialischen „Gewohnheiten", verstümmeln Verwundete und schneiden den ichen ihrer Gegner Ohren und Nasen ab, aber militärisch sind diese Guerilla= aufen nicht abzuthun mit einer Bezeichnung wie obige, denn gegen eine handvoll Räuber" hat ein Großstaat nicht nöthig, 76,000 Mann ins Feld zu stellen und 35 Mill. ulden zu ihrer Bekämpfung in seinen Etat einzustellen. Gefallen ist die Täuschung, ls könne man Bosnien und Herzegowina durch die Offiziere der Okkupations= rmee verwalten lassen; vernichtet ist die Täuschung, als könne man in einem ande, dessen Bevölkerung theils mohamedanisch, theils griechisch=orthodox ist, e katholische Fahne aufpflanzen, die doch nur dem mindest zahlreichen Bevölke= ungstheile etwas gilt, unmöglich ist fürder die Täuschung, als könne man das rschwindend schwache kroatische Element als Stützpunkt der Politik und der in= ern Verwaltung nehmen. Es ist ferner undenkbar, in Wien, von Staatsmännern, elche die Okkupations=Länder nie betreten haben, auch im Detail diese Länder rwalten zu lassen. Der Reichsfinanz=Minister Hofmann scheiterte an dieser ufgabe, und übernahm die Leitung der Wiener Hoftheater, für welche er mehr eeignet ist, als für die der Bosniaken, sein Nachfolger Szlawy fiel gleichfalls nd nun endlich hat Benjamin von Kallay die Leitung der Reichsfinanzen und uch die der okkupirten Länder übernommen, der dritte Minister in den drei Jah= en seit der Okkupation.

Kallay ist im Gegensatze zu seinen Vorgängern ein gründlicher Kenner der steuropäischen Länder, hat jahrelang als Generalkonsul in Belgrad Erfahrungen esammelt, auf Reisen Personen und Dinge in der europäischen Türkei kennen ge= ernt, und ist selbst in der Vergangenheit der slavischen Völker der Balkan=Halb= nsel wohl erfahren. Er hat als Forscher den Liedern und Sagen der südslavi= chen Welt gelauscht und eine treffliche aus den Quellen geschöpfte Geschichte der Serben geschrieben. Er kennt als Ungar und ehemaliger Pesther Reichstags=De= utirter die Unzufriedenheit seiner magyarischen Landsleute mit dem Fortgange der Dinge in Bosnien, ihre Besorgnisse über das Anwachsen des kroatischen Ele=

mentes; er weiß auch als Reichsfinanzminister, daß man nicht blos auf deutsch-österreichischer Seite, sondern nun auch auf einflußreicher ungarischer Seite keine Opfer mehr bringen will und daß in der ungarischen Delegation sogar das Wort fiel: Hinaus aus Bosnien! — Oesterreich und Ungarn, beide leiden an chronischem Deficit, nehmen alljährlich den europäischen Kredit in Anspruch, haben jährlich einen Okkupations-Kredit im ordentlichen Jahresbudget und nun sollten sie noch etwa alljährlich zur Pacifikation der okkupirten Länder ungezählte Millionen beitragen? Seit Jahren sind die Reservisten ihrem bürgerlichen Berufe entzogen, da man die Ordre de bataille nicht zerstören kann und will um kleine militärische Aktionen; und während der grösste Theil der Berufssoldaten feiert, sind die Reservisten eingezogen, lassen Angehörige in Noth und Elend zurück. Nichts ist also dringender als die Heeres-Organisation zu ändern und aus der präsenten Mannschaft ein mobiles Korps zu bilden.

So greifen die unseligen Wirren in Bosnien der Monarchie ans Herz, sie zerstören die Finanzen beider Staatshälften, sie führen inmitten des europäischen Friedens zu einem permanenten Kriegsaufwande, sie halten tausende rüstiger Arme von der Arbeit ferne. Zugegeben, daß Montenegro, russischer panslavischer Eifer, englische Agenten voll christlicher Liebe für die Befreiung der „Unterdrückten“ gewühlt haben. — Eines läßt sich nicht leugnen: österreichische Militärs bekennen es offen und ehrlich, die Administration hat ungeheure Irrthümer und Fehler begangen, der Beamtenkörper ist aus benachbarten slavischen, österreichischen Elementen mit Rücksicht auf Sprache, ohne Wahl und Qual zusammengesetzt worden. Weiter ist das Wehrgesetz in jenen Ländern, die sich mit Oesterreich gar nicht eins fühlen, ohne Kenntniß der Stimmung der Bevölkerung erlassen worden, endlich hat die Steuerschraube dort, wo so viel Krieg und Bürgerkrieg geherrscht, in allzu harter Art ihre Arbeit begonnen.

Nun all das soll gut gemacht, Ruhe und Ordnung hergestellt, eine gerechte unparteiische Verwaltung und Justizpflege eingeführt werden. Der Antagonismus zwischen den Bekenntnissen, mohamedanisch, griechisch und römisch muß verschwinden, vor Allem müssen erst die Ursachen aufgedeckt werden, welche die Insurrektion hervorgerufen haben. Denn selbst darüber ist man in Wien ganz im Unklaren. — Kallay hat das originellste Mittel gewählt, um sich Klarheit zu verschaffen, er ist selbst nach Bosnien hinabgezogen, nicht um eine Reise durch das Land zu machen, mit Aufwartungen, Audienzen, Diners, nein, um einige Monate im Lande zu weilen, alle Beschwerden an Ort und Stelle zu untersuchen, und ihnen sofort auf kürzestem Wege abzuhelfen. Weiter hat er den Militärs die Verwaltung abgenommen und ganz offen erklärt, den Beamtenkörper von seinen verdächtigen Elementen zu reinigen. Endlich hat er zum Civiladlatus der Landesregierung einen sehr reichen, unabhängigen, mit dem serbischen Königshause verwandten, griechisch-gläubigen, serbisch-redenden, doch ungarischen Cavalier, Baron Nikolics ernannt und damit kühn sich von dem kroatisch-katholischen Elemente losgesagt und das im Lande so mächtige, wenn vernachlässigt, dann nach Rußland und Serbien und Montenegro hinüberschielende, serbisch-orthodoxe Elemen-

in sein Interesse zu ziehen versucht. Eine totale Umkehr der Politik in den okkupirten Ländern steht bevor. Ihre Frucht soll die dauernde Pacifikation dieser Länder sein und es ist dies in der That sehr wünschenswerth. Es bleibt nur die Frage übrig, ob es mit der Wendung in der innern Politik geschehen sein wird und ob nicht auch eine definitive Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses dieser Länder, das derzeit ein monströses ist, nöthig sein wird, um das Herrenverhältniß richtig zu stellen. Im anderen Falle werden Insurrektionen, durch auswärtige Einflüsse unterstützt, sich noch öfter auf diesem Gebiete wiederholen. Im Frühjahre war davon die Rede, daß die österreichische Regierung mit dem Gedanken umgehe, die Frage der Annexion bei den europäischen Kabinetten zu ventiliren, der Sommer war für die Austragung dieser Angelegenheiten bestimmt. Darüber brach die egyptische Frage herein und der diplomatische Feldzug ist offenbar vertagt. Er wird aber, dessen sind wir sicher, sofort nach Beilegung der egyptischen Frage wieder aufgenommen werden. Kallay gilt als Annexionist in dieser Frage, und die Frage: Wer ist Herr des Landes? muß in erster Linie zur Entscheidung kommen.

* * *

II.

Die Aeußerung des Grafen Kalnoky in der letzten Delegation von der Nothwendigkeit „die okkupirten Länder fester an uns zu ziehen," ward allgemein als eine, wenn auch nicht laute, nicht feierliche, nicht unwiderrufliche, immerhin beachtenswerthe Ankündigung im Sinne der Annexion gedeutet. So und nicht anders faßte auch die Presse außerhalb Oesterreichs die vorsichtige und doch durchsichtige Aeußerung auf. Kalnoky wird, ist nur die egyptische Frage beigelegt, oder vielleicht gar noch während derselben, wenn man dem Sultan von Wien aus besonders gefällig oder gefährlich sein kann, kurz, wenn der Zeitpunkt günstig ist, die Frage aufs Tapet bringen, die Kabinette sondiren und danach seinen Plan feststellen. Denn es muß Oesterreich erwünscht sein, Klarheit in die Verhältnisse zu bringen, die durch die Andrassy'sche Politik geradezu künstlich verwirrt wurden. Es duldet ja heute keinen Zweifel mehr, daß eine Hauptursache der trostlosen Verhältnisse in den okkupirten Ländern in dem undefinirten und undefinirbaren Charakter der Beziehungen dieser Länder zu der österreichisch-ungarischen Monarchie gelegen, und daß die primitive Auffassung der dortigen Bevölkerung nicht ausreicht, um solche subtile Unterschiede, wie sie in den Begriffen Souveränetät, Administration und Okkupation, die neben einander gelten sollen, festzuhalten. Mindestens haben die rebellischen Elemente stets die Möglichkeit, in verstellter Naivetät sich für solche staatsrechtliche Monstrositäten unempfänglich zu zeigen, wie sie im Berliner Vertrag geschaffen wurden. Den Agitationen der panslavistischen Politiker ist es ein Leichtes, immer darauf hinzuweisen, daß die österreichische Okkupation nur ein vorübergehendes und kein dauerndes Verhältniß begründet, daß die Souveränetät nicht dem Kaiser von Oesterreich, sondern dem Sultan zustehe, daß also diese christlichen Länder ihre Befreiung vom Joche der Herrschaft der Ungläubigen noch zu erwar-

ten haben, zumal ja der unbegreifliche Vertrag von 1879, den Andrassy abgeschlossen, die Aufrechthaltung der türkischen Souveränetät nachträglich noch anerkenne. In dieser Unnatur der Verhältnisse liegt die Erklärung von dem Mangel an Autorität der kaiserlichen Behörden, von dem Widerstreben eines waffengeübten Volkes die Wehrpflicht zu leisten.

Daß das Recht, Truppen auszuheben, ein eminent landesfürstliches, ein Attribut der Souveränetät ist, kann keinem Zweifel unterliegen, ja es bedarf eben so wenig eines Beweises, daß es ein Ungeheuerliches ist, demjenigen die Souveränetät abzusprechen, der das Land besitzt, regiert, verwaltet, vertheidigt und sie einem anderen Fürsten zuzusprechen, der keinen dieser Titel aufweist. Ein Herrscher kann depossedirt, verjagt werden, sein Land freiwillig oder gezwungen verlassen, auf die Regierung verzichten, oder zum Verzicht gezwungen werden, der mag dann den „Fürsten-Titel" behalten, — wie so mancher Fürst der Gegenwart, aber die Souveränetät kommt ihm nie und nimmer zu. Die umgekehrte Schlußfolgerung ergibt sich von selbst. Soll der Bosniake einem Fürsten den Fahnen-Eid schwören, der nicht sein Souverän ist? Und hat ein solcher Fahnen-Eid die Bedeutung, welche sonst diesem Schwure zukommt? Die Herzegowinen müßten ein so feines Rechtsgefühl haben, als sie es nicht haben, sie müßten die Empfindung haben für die Schonung der Gefühle des Sultans, die man in der Wiener Hofburg glaubte an den Tag legen zu müssen, sie müßten eine aufrichtige Sehnsucht nach der österreichischen Herrschaft hegen, um sich in die unnatürliche Situation zu finden, welche die Andrassy'sche Politik der Superklugheit geschaffen. Geht es ja den leitenden Kreisen, den gesetzgebenden, verwaltenden Kräften auf österreichischer Seite nicht viel besser. Ueberall stoßen wir auf das nicht zu beseitigende Hinderniß des undefinirten Charakters der okkupirten Länder, die zu verwalten mit der Autorität einer Regierung nicht möglich ist, wenn dieser nicht der Charakter der Souveränetät innewohnt. Die Oesterreicher investiren fortgesetzt Millionen in ein Land, das ihnen nicht gehört, wie sie Gehorsam für Gesetze des Kaisers fordern, der nicht der Landesherr ist. Die Oesterreicher und Ungarn sagen sich alle Tage: Wir stürzen uns für die Länder des Sultans in Schulden. Wir können selbst nicht sagen, wie man die Länder verwalten soll, weil wir nicht wissen, ob sie österreichisch oder ungarisch, oder österreichisch-ungarisch, d. h. gemeinsam oder österreichisch und ungarisch, ob sie als Militärkolonien oder als Reichsland civil verwaltet werden sollen, einfach weil diese Länder keinen der Reichstheile bilden und auch nicht dem Reiche, sondern dem Sultan gehören.

Wenn man sich erinnert, wie der Berliner Kongreß verlief, wie ungenirt Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland, die nicht einmal auf dem Kongresse offiziell vertreten waren, mit den Beutestücken betheilt wurden, welche traurige und hilflose Rolle die Türkei bei diesen Verhandlungen spielte, in welcher Sprache der Präsident dieser erlauchten Versammlung, Bismarck, den schüchternen Widerstand der Pforte beantwortete, und daß für die Türkei, um ihrer selbst willen nicht eine einzige Macht eintrat — dann fürwahr begreift man es kaum, weshalb Andrassy, wenn er nun schon einmal den verhängnißvollen

Weg betrat, nicht sofort die Einverleibung dieser Länder von Europa verlangte, den geraden Weg, den die anderen Erben der Türkei einschlugen, vermied und den krummen des europäischen Mandats der Okkupation wählte. Andrassy schlug ganz undiplomatisch den entgegengesetzten Weg ein. In der Sitzung vom 29. Juni verlas Andrassy sein Memorandum und betonte darin mit Nachdruck jene Stelle, in welcher gesagt wurde, Oesterreich verlange nicht, daß Bosnien und die Herzegowina ihm einverleibt würden, worauf erst Salisbury mit dem allerdings längst vorbereiteten Antrag auf Ertheilung des europäischen Mandats der Okkupation hervortrat. — Nun, nach vier Jahren der bittersten Enttäuschungen, ist es klar, daß man in diesem Zeitraume die Bevölkerung nicht gewonnen, sondern erst jetzt fest an Oesterreich heranziehen müsse, jetzt wo die „Befreiten" über ihre „Befreier" mordend herfallen, jetzt erst erkennt man, daß man zur Regierung und Verwaltung das Recht der Souveränetät gewinnen müsse, daß die Insurrektion erst dann mit Erfolg bekämpft, die Kultivirung des Landes erst dann mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden könne. So stehen wir denn wieder am Ausgangspunkte, Kalnoky muß erst die Fehler und Versäumnisse Andrassy's gut machen, erst Europa dafür gewinnen, der Annexion zuzustimmen.

Das Berliner Mandat wurde Oesterreich in folgendem Ausdruck ertheilt: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Oesterreich in Besitz und Verwaltung genommen." Nun scheint es, soll der „Besitz" in „Eigenthum" verwandelt werden und man muß nicht gerade ein Pandektist sein, um den schwer wiegenden Unterschied der beiden Rechtsbegriffe zu unterscheiden. Die Sache wird nicht so leicht sein, die Großmächte werden nicht leichterdings in eine Abänderung des Berliner Vertrags willigen. Der Schritt des Grafen Kalnoky wird in Petersburg und London, auch noch vielleicht an manch anderem Orte Schwierigkeiten begegnen, die um so mehr ins Gewicht fallen, als nach der authentischen Interpretation Haymerle's, die Berliner Beschlüsse als einstimmig gefasst, nur einstimmig gelöset, beziehentlich einstimmig abgeändert werden können, und keine Macht das Recht hat, eine Vertragsbestimmung zu kündigen. Die Sache wird dann auch an die beiden Reichsvertretungen in Wien und Budapest gelangen, aber gewiß erst, nachdem Kalnoky sich der europäischen Zustimmung vergewissert haben wird. Alles ist dann wieder auf den Urheber — Europa — zurückgelangt, er soll die neue rechtliche Voraussetzung schaffen.

Ein ungedruckter Brief Cavour's über den Prinzen Napoleon und über Eugène Sue.

Von der Verfasserin des Werkes „Rattazzi und seine Zeit", dessen zweiter Band demnächst in Paris erscheinen und wichtige Dokumente enthalten

wird, geht uns nachstehender Brief Cavour's, welcher namentlich in seinem ersten Theil von Interesse ist, zur Veröffentlichung zu.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Ich übersende Ihnen beifolgend einen Brief, welchen Villamarina*) mir per Courier zuschickte. Der einzig interessante Theil desselben ist der, welcher die Heirathsabsichten des Prinzen Napoleon betrifft. Gäbe man ihnen Folge, so könnten ernste Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Ich habe ein Mittel erdacht, dieser Gefahr vorzubeugen. Es besteht darin, Bixio zu veranlassen, seinem Freunde die Werbung um die Hand unserer Prinzessin ernstlich zu widerrathen. Man müsste ihm begreiflich machen, daß die älteste Tochter aus dem Hause Savoyen nur einem Thronerben ihre Hand reichen kann. Das kann natürlich nur mündlich geschehen. Fände mein Ausweg Billigung, so müsste man Bastelli de Bixio nach Paris senden. Ich denke, daß ihm diese Sendung besser glücken wird, als die vor Kurzem nach Sardinien.

Ich sende Ihnen ferner zwei Briefe von Salino**) über das Monument Eugène Sues; Salino besaß nicht nur die Schwäche, die öffentliche Subskription für das Denkmal des sozialistischen Romanschreibers nicht zu hindern, sondern beging sogar die Thorheit, selbst die erhebliche Summe von zwei Lire zu zeichnen! Wenn man die Sympathien Salino's für die Doktrinen Sue's nach der zu seinen Ehren gestifteten Summe bemisst, so kann man ihm gewiß nicht allzugroße sozialistische Tendenzen vorwerfen; da aber die schwarze Partei großen Lärm wegen der Subskription gemacht hat, ohne ihre geringe Größe anzugeben, so ist die Folge davon, daß Salino in Frankreich als Gönner des rothen Hitzkopfes geschildert wird. Ich machte ihm darüber gelegentlich meiner Reise nach Savoyen einige Bemerkungen und rieth ihm, darauf zu achten, daß möglichst wenig von der Subskription gesprochen würde. Darauf schrieb mir Salino die beiden beifolgenden Briefe. Auf den ersten antwortete ich ihm: das beste wäre gewesen, die ganze Subskription vor der Eröffnung zu unterdrücken, jetzt sie zu verbieten oder ihr Hindernisse in den Weg zu legen, würde die Sache nur verschlimmern. Deshalb riethe ich ihm, sich von der Angelegenheit fern zu halten und nur die Beamten an der Betheiligung möglichst zu hindern. Weiter wüsste ich nichts hinzuzufügen; nur müsste, falls die Denkmalerrichtung wirklich stattfände, darauf gesehen werden, unsere mißtrauischen Nachbarn weder durch die Form, noch durch den Ort des Monuments irgendwie zu beleidigen. . . . . .

*) 1852—1859 sardinischer Gesandter in Paris.

**) Damaliger General-Intendant in Annecy, wo Eugène Sue 3. August 1857 starb.

Geschichtliche Entwickelung der Idee einer allgemeinen Reichssteuer in Deutschlands Vergangenheit.*)

Von
Julius Weizsäcker.

Man hat den altdeutschen Staat in unsern Tagen als den reinen Rechtsstaat bezeichnet. Er enthält allerdings nur wenige sonstige Kulturelemente. So wurde es ihm leicht, die Forderungen befriedigt zu sehen, die er an seine Mitglieder stellte. Die Leistung des Einzelnen ist in der Friedenszeit die Wirksamkeit auf der Völkerschaftsversammlung und an der Gerichtsstätte, im Kriege der Kampf für Volk und Heimat. Es sind persönliche Leistungen. Andere Beiträge zum gemeinsamen Wohl kennt man nicht. Es gibt keine Steuern, und es gibt keine Finanz des Staats, weil es weiter keine öffentlichen Bedürfnisse gibt. Der Schatz des Fürsten ist sein Privateigenthum, von dem er lebt, aus dem er Andere beschenkt, an deren Gesinnung und Thun ihm gerade gelegen ist, und der sich immer wieder ergänzt durch freiwillige Ehrengaben der Volksgenossen, durch gerichtliche Strafgelder, und im günstigsten Fall durch einen Antheil an der Kriegsbeute; das alles also von unsicherer Größe und ungeregeltem Betrag.

Noch zur Zeit des fränkischen Reichs ist es nicht viel anders gewesen. Unter den deutschen Völkern ist das fränkische das politisch begabteste. Es hat die Eroberung Galliens nicht vorgenommen, um die Einwohner ihres Eigenthums und ihrer persönlichen und politischen Freiheit zu berauben, sondern es hat dieselben als Vollbürger in den Großstaat eingereiht, der aus der Eroberung hervorging. Das fränkische Reich ist die einzige unter den aus der Völkerwanderung erwachsenen Herrschaften der Deutschen, der das moderne Eroberungsprincip zu Grunde lag. Das Gebiet wird gewonnen, nicht das Volk geknechtet. Es fragte sich ob es den fränkischen Staatsmännern auch gelingen würde, dem beschränkten, altdeutschen Staatsbegriff eine weitere Ausdehnung zu geben. Man war dazu in den Stand gesetzt; denn man nahm ein Land in Besitz, wo römische Staatseinrichtungen feste Wurzel getrieben hatten, wo man umfassende Staatszwecke und stehende Staatsabgaben sehr wohl kannte. Aber hier haben sich selbst die Franken weniger gelehrig gezeigt, als man erwarten könnte. Es gibt auch jetzt fast keine Ausgaben für öffentliche Zwecke, aber es gibt auch kein Vermögen und keine Einkünfte des Staats, sondern nur des Königs. Er hat einen großen Grundbesitz gewonnen, im übrigen ergänzt sich sein Schatz ähnlich wie in älterer Zeit. Denselben Weg gehen die zahlreichen Konfiskationen, wie der Tribut unterworfener Völker, bestehe er nun in Kühen, Pferden oder andern nutzbaren Thieren. Es kam darauf an, wie man sich zu der hochentwickelten Steuerverfassung des gewonnenen römischen Territoriums stellen würde, ob man erkannte, wie wichtig diese, wenn allgemein

*) Festrede am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers und Königs gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 22. März 1882.

durchgeführt, für die Befestigung der Monarchie werden musste. In der That findet sich nun im fränkischen Reich eine wirkliche Steuer, mehr oder weniger im Anschluß an das vorgefundene. Aber sie erhielt sich nur eine Zeit lang als öffentliche Abgabe, und von Anfang an wird sie nicht als Staatssteuer betrachtet, sondern als Königssteuer. Und sie auf die deutschen Theile des Reichs auszudehnen, wäre gerade deshalb unmöglich gewesen; denn sie erschien, namentlich in der Form der Kopfsteuer, als Zins des Knechts an den Herrn, als Einbuße an der persönlichen Freiheit. In den vielen Zöllen und Wegegeldern lag diese Gefahr nicht, sie finden sich wohl deshalb so zahlreich, aber auch sie fallen nicht dem Staat sondern dem Könige zu. Desgleichen der große Grundbesitz des Fürsten erscheint nicht als Staatsdomäne, von der er die bloße Nutznießung hätte, sondern als sein Privatbesitz. Dem entspricht auch die Verwendung dieser Mittel für seine Person und seinen Hof, für Geschenke und Almosen die er gibt; er tritt davon ab was ihm beliebt, er befreit von Lasten und Leistungen wie es ihm gefällt. Die öffentlichen Zwecke werden in anderer Weise erfüllt: der Krieg ist eine Bürde der Einzelnen, die nöthigsten Werke des Friedens wie Brückenbau und Wegebau mögen mäßig besorgt worden sein, aber jedenfalls auch nicht auf Staatskosten, sondern als Last von Einzelnen oder Gemeinden oder Klassen, je nachdem es der Fall ergab. Die Unfruchtbarkeit des Staats für die allgemeinen Interessen, der Mangel einer eigentlichen Verwaltung, die Verschwendung der vorhandenen Mittel an bevorzugte Persönlichkeiten, eignete sich am wenigsten für ein großes Reich wie das fränkische und für die Befestigung der Monarchie und der Einheit ihrer Gewalt. Je mehr man den Einzelnen gab, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern, um so abhängiger wurde man von ihnen. Der Verfall des Reichs war unausbleiblich. Und so sehr auch Karl der Große als Reformator und Restaurator in die verschiedensten Gebiete des Lebens eingriff, den Staat auf seine nothwendige Basis, die Zusammenfassung der wirthschaftlichen Kräfte des Volks, zu gründen, hat doch auch er nicht verstanden. Er konnte den Verfall aufhalten, aber nicht ihn verhindern.

Einige Veränderung zeigt wohl die Zeit des deutschen Kaiserthums, wenn gleich auch jetzt die Hauptsache auf unmittelbaren Leistungen beruht, die öffentlichen Einnahmen, wie sie sich auf das Reichsgut und allerlei sonstige Rechtstitel gründeten, und die öffentlichen Ausgaben von mancherlei Art ungeschieden blieben von denen des Königs, eine geordnete Finanzwirthschaft und etwa dazu eingesetzte Behörden nicht zu erkennen sind, namentlich eine allgemeine und regelmäßige Besteuerung für König und Reich nicht aufkommt. Doch treffen wir bei Friedrich I. auf das Wagniß, den geistlichen Fürsten in ganz Deutschland eine einmalige Steuer von tausend Mark aufzuerlegen, es ist das aber ausdrücklich als ein nur zu kirchlichen Zwecken bestimmtes Unternehmen bezeichnet. Und ebenso betrifft ein auf das ganze Reich und auf mehrere Jahre ausgedehntes Projekt König Philipps nicht die Bedürfnisse des Reichs selbst, sondern die des heiligen Landes, und erscheint zudem bloß unter der Form eines Almosens. Dagegen suchte schon Heinrich IV. für einen politischen Zweck Geld einzubringen von fast allen seinen Bischöfen und

Äbten und andern Fürsten, und bei den Bürgerschaften gelang es ihm in bedeutendem Betrag, das nähere sieht man nicht, aber eine weitverbreitete und tiefgehende Verstimmung war die Folge davon. Dann soll Heinrich V. nach Englischem Rath, wo man es auch unter dem Lehenssystem frühe verstand dem öffentlichen Wesen die nöthigen Geldmittel zuzuführen, sogar eine ständige allgemeine Steuer im Reich beabsichtigt haben, die Großen aber seien damit sehr unzufrieden gewesen, und der Versuch mißlang. Und dieselbe Idee einer stehenden allgemeinen Geldsteuer durch das ganze Reich tritt auch bei Otto IV. wieder hervor, wahrscheinlich gleichfalls ohne Erfolg. Besonders der erste Habsburger hat dann eine lebhafte Thätigkeit entwickelt für die Ausbildung der Reichsfinanzen, neue Erfindungen im Steuerwesen werden ihm zugeschrieben, bald gründet sich seine Forderung auf das Vermögen bald auf den ländlichen Pflug bald auf das Handelskapital, nicht allzuviel hat er durchgesetzt, und es sind doch nur einmalige Forderungen. Aber die Form der direkten Besteuerung der Einzelnen wird damals dieselben Schwierigkeiten gezeigt haben wie später, auch Unzufriedenheit der Zahler gab sich kund wie immer wenn es ans Zahlen geht. Überdies erkennt man deutlich genug die Ungeschicklichkeit und Ungeübtheit in diesen Dingen, wie das bei den ersten Versuchen natürlich ist. Auch auf einem Städtekonvent zu Nürnberg erhält er sein Geld nicht von den Einzelnen sondern von den Gemeinden, aber er hat es verstanden sowohl ältere Verpflichtungen der Städte zu konserviren als neue zu fixiren. Und das war nöthig, denn jetzt kommen besonders die Ausgaben für das Heer in Betracht, da das Söldnerwesen wuchs und auch die dienstthuenden Ritter das Geld nicht verschmähten. Trotz alledem, und obwohl sich mehr und mehr die Geldwirthschaft entwickelte, kam es zu keiner centralisirten Finanzverwaltung, sondern gerade wie zu Anfang der Kaiserzeit die naturalen und persönlichen Leistungen, so werden jetzt diese städtischen Reichssteuern zum unmittelbaren Bedürfniß angewiesen, namentlich zum Schuldenzahlen. Denn das Schuldenmachen unter verschiedenen Formen war eine fast unvermeidliche Auskunft, da man bei dieser Art von Verwaltung, wo Tag aus Tag ein von der Hand in den Mund gelebt wurde, stets an den nothwendigen Mitteln, vorzüglich für Extrabedürfnisse, Mangel litt. Beides wirkt in einander: man macht Schulden, weil man kein Geld hat, und weil man immer Schulden heimzahlen muß, hat man immer kein Geld.

Die verschiedenen Versuche, welche in Deutschland gemacht wurden, um über die Lehensgewalten hinüber die Brücke zu spannen zwischen der Hand des Königs und dem Geldbeutel der Unterthanen, zeigen zur Genüge, daß man oben wohl erkannte, wie ungenügend das herrschende System war. Aber nicht in Deutschland, sondern in Sicilien ist es unter einem deutschen Fürsten, unter Friedrich II., gelungen, diese Erkenntniß auch praktisch zu verwerthen, und es schadete dabei keineswegs, daß hier ebenfalls die Einkünfte des Staats in die Privatkasse des Fürsten flossen. Ein ausgedehntes System von Monopolen und Accisen brachte ungeheueren Gewinn, und die allmälige Einführung einer allgemeinen jährlichen Grundsteuer, deren Höhe von der Regierung bestimmt wurde, that das Uebrige. Diese Dinge

waren aber nur möglich durch ein sehr stark ausgebildetes Beamtenthum, neben welchem die Lehnsverhältnisse ungemein an Bedeutung verloren. Von Einfluß ist dabei ohne Zweifel gewesen, daß sich vielfach in der Person derselben Beamten richterliche und finanzielle Befugnisse vereinigten. Die Folgen von alle dem sind natürlich genug: das Militärwesen war glänzend bestellt, die Marine suchte ihres Gleichen, zu Lande gewann es der Soldbienst über den Lehensdienst, man hatte das Geld dazu, und das Königthum wuchs ungemein an Stärke nach innen und außen. In Deutschland freilich stand es anders, die Sicilische Ernte, die sehr an moderne Verwaltungsweise erinnert, war hier unerreichbar, da die feudalen Gewalten das Wort hatten.

Es blieb in Deutschland dabei, daß der König sich um Geld und Hilfe nicht an die Einzelnen, sondern an die Gesammtheiten, an die Stände selbst, besonders an die städtischen Gemeinschaften, zu halten hatte. Man war also dabei immer abhängig von diesen Mittelgewalten, abhängig von ihrem guten Willen, der sich keineswegs immer ergibig zeigte.

Man hat dann im fünfzehnten Jahrhunderte den ernstlichen Versuch gemacht dieses System zu durchbrechen und die Steuerkraft des Volks unmittelbar zu fassen.

Es ist behauptet worden, daß das schon unter K. Ruprecht geschehen sei. Aber mit Sicherheit kann man doch nur von seinen Hausgebieten sagen, daß da die Forderung in solcher Art gestellt wurde, ausdrücklich wegen der großen Ausgaben für das Reich, dessen König der Pfalzgraf zugleich war, aber doch eine partikulare Maßregel.

Es mussten schon die allerdringendsten Motive zusammenkommen, politische und religiöse Interessen sich verknüpfen, um das Reich selbst zu einem solchen Schritt in Bewegung zu bringen. Das geschah in den Hussitenkriegen, wo es sich für die katholische Christenheit um die Glaubenseinheit, für den deutschen König um die böhmische Krone handelte.

Schon 1422 machten die Fürsten auf dem Reichstag zu Nürnberg den Vorschlag, den hundertsten Pfennig zu erheben und davon ein Soldheer aufzustellen aber die Städte erklärten, daß ihre Unabhängigkeit dadurch gefährdet werde.

Auf dem Frankfurter Reichstag von 1427 wurde dann doch die Erhebung einer allgemeinen und direkten Reichskriegssteuer, des sogenannten „gemeinen Pfennigs", wirklich beschlossen, und die Art des Vollzugs möglichst genau festgestellt. Also endlich ein großer Entschluß von kaum berechenbarer Tragweite. Wenn sich daraus eine bleibende Einrichtung entwickelte, ein stehendes geworbenes Heer möglich wurde, es war eine Epoche ohne Gleichen für die Verfassung Deutschlands und den weiteren Verlauf seiner Geschichte. Der Gang der Dinge konnte ein ähnlicher werden wie in Frankreich, wo bald darnach auf der permanenten Steuer und der stehenden Armee das Königthum sich hoch erhob.

Freilich ist schon das ausführliche Reichsgesetz, das unsere Alten damals machten, nicht gerade sehr klar und geordnet. Es wird darin zwar an alles mögliche gedacht, der Klerus wie die Laien und nicht minder die Juden werden

beigezogen. Aber für eine offizielle Taxirung des Vermögens oder Einkommens ist nicht gesorgt, und die Gewissenhaftigkeit der Steuerzahler bleibt immer eine unzuverlässige Grundlage. Wenn man schließlich jedem anheimstellte, aus freien Stücken mehr zu geben als gefordert wurde, so war dabei auf die Wirkung des versprochenen Ablasses gerechnet, welcher damit verbunden sein sollte; aber selbst das konnte keine ausreichende Sicherheit bieten. Der Art nach ist es eine höchst sonderbare Mischung von Kopfsteuer, Standessteuer, Einkommensteuer, Vermögenssteuer und Almosen, eine Kinderarbeit, an der man alle gerechte Vertheilung vermißt, wohl aber erkennt, wie schwer es den Staatsmännern in diesem Fach noch wurde.

Falls das Geld einkam, war wenigstens die Vorsorge besser getroffen wie es zu verwalten sei. Ortskommissionen für die Erhebung der Steuer sind vorgesehen, dann Sammelkasten an bedeutenderen Punkten des Reichs mit eingehenden Vorschriften über die Geldkisten und die Schlüssel zu den Geldkisten, endlich an der Spitze ein Zentralausschuß, der die oberste Verwaltung und unbeschränkte Verfügung über den Ertrag hatte und in Nürnberg saß, sechs kurfürstliche und drei städtische Verordnete; diese beschließen mit absoluter Mehrheit, wie das Geld verwendet werden soll, sie bestellen die Truppen, und sind überhaupt bevollmächtigt nach Zweckmäßigkeit zu handeln. Also eine oberste Finanzbehörde von ungemeiner Kompetenz, und in ihr auch die Städte von angemessener Vertretung, weil man auf ihre Sachkenntniß und auf ihren Reichthum rechnete. Es war fast eine Art ständischen Reichsregiments, der Brandenburger Friedrich I. wurde der oberste Hauptmann für den Krieg und zugleich Mitglied des Ausschusses.

Wunderlich mag es uns erscheinen, daß unter den deutschen Gebieten miteingetheilt sind die drei skandinavischen Königreiche, Polen, Litthauen, Nord- und Mittelitalien; es ist wohl eine verspätete Erinnerung an die alte Idee des Reichs, zugleich mit Anknüpfung an das gemeinsame Interesse der ganzen Christenheit, wie es der Kampf gegen die Ketzer bot. Natürlich war dieser unzeitige Ausdehnungstrieb ohne Erfolg. Aber auch in Deutschland selbst zeigte sich unter den Ständen des Reichs Widerwille aller Art gegen die neue Belastung. Wir haben noch aus dem alten Plassenburger Archiv die zahlreichen Schreiben, die darauf bei dem Zentralausschuß eingingen. Man verschiebt die Sache, man entschuldigt sich unter nichtigen Vorwänden und mit leeren Versprechungen, oder schreitet auch zu Grobheiten fort. Viele behaupteten, sie seien zu arm geworden durch eigene Kriegsnoth und sonstige Umstände. Die Geistlichkeit that noch am meisten; manche weltlichen Obrigkeiten sammelten zwar, behielten aber das Geld für sich. Den Herren lag nichts am Reich, die Unterthanen fanden eine Reichssteuer zu den übrigen Steuern höchst unangenehm. Viele Bürgerschaften fürchteten, daß ihr Reichthum dabei zu Tag kommen möchte. Man schrieb endlos hin und her, man hielt neue Versammlungen und Besprechungen, auch in Berlin eine, aber in der Mark war gleichfalls wenig Lust zum Zahlen. Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern wollte kein Geld aus seinem Lande lassen, da dasselbe dann vielleicht an Andere gewendet werden könnte, während es Baiern nicht zu Statten käme, das doch eben

so schutzbedürftig sei. Die Görlitzer meinen, sie hätten bereits genug gegen die Ketzer gethan und brauchten daher bei dieser neuen Gelegenheit nichts zu zahlen. Straßburg will das Geld erst liefern, wenn die andern Reichsstände das auch thun; und ähnlich äußern sich Spremberg, Greifswald, Stralsund, Halberstadt, Konstanz, es ist überhaupt das häufigste: was andere thun, oder wenn es alle thun, das heißt natürlich nichts zu thun. Eine Anzahl Städte will das eingegangene Geld nicht abliefern, sondern selbst damit Truppen werben, und ebenso wollen die Bergischen Ritter erst abwarten, ob der Anschlag ausgeführt wird, dann aber persönlich nach Böhmen ziehen „und solch Geld selber verzehren“. In Niederbaiern hat man es nach der Einsammlung gleich zu unmittelbarer Bekämpfung der Hussiten an der Grenze verwendet, und kann es deßhalb natürlich jetzt nicht mehr abliefern. Die Stadt Trient meint, sie gehöre gar nicht zu Deutschland sondern zu Italien, und wenn sie auch deutsch wäre, so gehe es ihr doch viel zu schlecht als daß sie zahlen könnte. Herzog Karl von Lothringen ist unglücklicherweise selbst schon in Krieg verwickelt, will daher nichts beitragen. Die Edelleute des Bisthums Passau sind kurz, sie wollen die Ihren einfach nichts steuern lassen. Im Bisthum Augsburg haben die weltlichen Stände „gar nichts gegeben, weder klein noch viel“. Die Bürger der Stadt Rheinfelden sagen, sie könnten über sich keine Auskunft ertheilen, es sei ihnen überhaupt nichts von der ganzen Sache publizirt worden. Graf Heinrich von Görz erwidert rund und plump, er gebe keine Antwort und lasse die Kurfürsten schön grüßen.

So kam denn wenig ein, und auch das in elenden Münzsorten wie noch vor wenigen Jahren in den Opferstöcken und Klingelbeuteln üblich war. Der Gedanke des böhmischen Kreuzzuges musste aufgegeben werden, dem Zentralausschuß fehlte die Macht der Exekution, der Reichsgedanke war unterlegen. Von vornherein schon war übrigens die ganze Steuer nicht als eine bleibende gefasst worden sondern nur als eine einmalige und außerordentliche. Wir können uns denken, daß der Widerwille noch viel heftiger gewesen wäre, wenn man die Forderung auf eine wiederkehrende jährliche Steuer gestellt hätte. Aber daran dachte man gar nicht. Dann hatte sich in der Ausführung gleich wieder der Partikularismus hervorgedrängt, denn es gab doch keine verantwortlichen Organe für die Ausführung als die Stände, und nicht mit den Einzelnen oder mit den Lokalkommissionen, sondern mit den Ständen korrespondirt daher der Zentralausschuß, so daß wie von selbst die Unmittelbarkeit des Verhältnisses der Reichsgewalt zu den Steuerzahlern wegfiel. Dieses unmittelbare Verhältniß aber wäre gerade die Hauptsache gewesen für eine weitere Entwickelung zu Gunsten der Reichseinheit und für die Durchbrechung der Selbständigkeit der Landeshoheiten. Nur eine zahlreiche und zuverlässige Reichsbeamtenschaft freilich hätte dies Verhältniß herstellen können, und auch dann hätte der König erst Krieg führen müssen gegen die Stände, die ihm seinen Krieg nicht bezahlen wollten. Er hatte sich doch ohne Zweifel die Einbringung viel leichter vorgestellt, weil es damals etwas neues war womit hier die Probe gemacht wurde.

Es ist deshalb ganz natürlich, daß man unter dem nämlichen König Sig-

mund stehen blieb bei den Matrikeln, die uns seit 1422 erhalten sind, und die eben die Leistungen für den Krieg nicht auf die einzelnen Reichsangehörigen vertheilen, sondern auf die Stände, zunächst auch nur ein Mannschaftskontingent und erst später ein Geldkontingent festsetzen.

Freilich ist man in der Folge mehrfach wieder auf den „gemeinen Pfennig" zurückgekommen, aber nicht mit günstigem Erfolg. Im Jahre 1495 war die Meinung recht gut, als an eine Ausdehnung der Steuer auf vier Jahre gedacht wurde, das konnte ja zu weiterem und bleibendem führen, wenn es überhaupt zu etwas führte. Aber es kam statt des „gemeinen Pfennigs" einfach wieder zu einer Matrikel. Es hatte nicht einmal etwas geholfen, daß Maximilian I. sich in einer besonderen Urkunde verpflichtete, er wolle ja gewiß nicht länger als die vier Jahre die Steuer fordern.

Man kann wohl sagen: die Zukunft des Reiches beruhte auf der Frage um den „gemeinen Pfennig", d. h. auf der Frage, ob es möglich sei eine allgemeine Reichssteuer auf die einzelnen Reichsunterthanen zu legen. Der „gemeine Pfennig" musste ein Element der Verfassung werden, er musste aus einer außerordentlichen Forderung sich in eine stehende Einrichtung verwandeln. Durch ihn erwuchs der Reichsregierung die Möglichkeit, sich von dem guten oder üblen Willen der Partikular-Staaten zu emanzipiren. Zu seiner Erhebung gehörte eine stehende Reichsbeamtenschaft, in alle Theile des Reichs vertheilt, eine lebendige Repräsentation des großen Gesammtstaats, den sie durch ihr bloßes Verhandensein und mehr noch durch ihre amtliche Wirksamkeit fortwährend zum Bewusstsein der Reichsunterthanen brachte. Und wenn man auch bezweifeln muß, daß der gemeine Mann sich aus der Reichssteuer sofort ein wahres Vergnügen gemacht hätte, so konnte doch das Gefühl der erhöhten Sicherheit der Zustände mit seiner Wirkung nicht ausbleiben, wenn eine einheitliche und stehende Armee des Reichs sich auf die Beiträge der Einzelnen gründete, aus diesen Beiträgen bezahlt vom Reich, unabhängig von den Partikularstaaten, eine wirkliche Reichsarmee. Auf diesem Weg konnte sie das werden. Denn auch den moralischen Halt gewinnt eine Armee doch nur an dem Punkte, von dem aus sie schließlich bezahlt wird, und es ist ein absolutes Erforderniß in jedem Staat, auch im Bundesstaate, daß dieser Punkt in der Person des obersten Kriegsherrn liege, und daß man weiß daß das so ist und nicht anders.

Statt dessen blieben in Deutschland die Reichssteuern, so oft sich das Bedürfniß wiederholte, auf dem Fuß der Matrikel, und als die Form der sogenannten Römermonate aufkam, war das doch wieder nur eine bestimmte Berechnungsart der Matrikel. Es blieb somit auch die Trennung zwischen dem Unterthan des Reichs und dem Oberhaupte des Reichs durch die Mittelstufe der Partikulargewalten. Es blieb auch dabei, daß jede Reichsbesteuerung von außerordentlichem Charakter und daher von jedesmaliger Bewilligung des Reichstages abhängig war. Eine Ausnahme machte nur das Reichskammergericht, dessen Unterhaltung allein durch eine ordentliche Reichssteuer bestritten wurde, alljährlich wiederkehrend und durch einen besonderen Vertheilungsanschlag geregelt, doch ebenfalls auf Grundlage

der Matrikularberechnung. Man weiß, welch bedenkliche Folgen dieses Steuerwesen hatte für die militärische Kraft der Nation, und selbst für das wichtigste gemeinsame Amtsinstitut, das Reichskammergericht selbst. Der Geldmangel im Gericht ist die Untergrabung des Rechts im Staate, der Geldmangel in der Armee ist die Bedrohung der Existenz des Staates. Und beides hat Deutschland erleben müssen.

Doch ist dies nur die Eine Seite der Entwickelung. Man hat freilich oft genug gesagt, der Deutsche eigne sich besonders für föderative Verhältnisse. Das ist ganz falsch. Vor zwei historische Preisaufgaben zugleich gestellt, hat er die föderative meist schlecht, die einzelstaatliche zum Theil vortrefflich gelöst. Daß er im Stande sei, bei sich militärische Macht und Verwaltung des Rechts und dazu alle andern Seiten des Staatslebens in reicher Weise auszubilden, das hat die Entwicklung einer ganzen Anzahl seiner ständischen Territorien gezeigt, allen voran der Brandenburgisch-Preußische Staat. Und eben der Staat, der das beste darin leistete, war es werth und hatte die Schuldigkeit auf sich, an die Spitze des neuen Reiches zu treten. Solang die Armee Preußens und solang seine Finanzen gut sind, darf uns für seine Zukunft nicht bange sein, und auch nicht für die des neuen Reichs. Aber mit der Neugründung des Reichs sind dem Preußischen Staat auch neue und größere Lasten erwachsen, für die er zwar nicht allein aufzukommen hat, aber doch er in erster Linie.

Die Vergangenheit des alten Reichs hat uns manche Lehre gegeben, wie man es nicht machen muß. Die Regierung unseres neuen Reichs hat daraus begriffen, wie man es anders machen muß. Das Reich in seinen Finanzen auf eigene Füße zu stellen, hat sie als ihre klarste und nächste Pflicht für die Zeit des Friedens erkannt. Es muß geschehen um jeden Preis. Man darf dabei von keinen sogenannten allgemeinen Prinzipien ausgehen, wenn es sich um die Art und Weise der Aufbringung der Mittel handelt, sondern jede Art ist recht wenn sie es leistet. Wir dürfen nicht wählerisch sein, wir sind im Nothstand. Man muß es machen wie man kann und vielleicht nicht wie man möchte. Viele scheinen es bereits vergessen zu haben, daß wir immer noch erst in der Periode des Anfangs leben, von Gefahren umringt. Eine verfrühte Blüthe des Parteilebens ist in der Nation erwacht. Ein Tag wie der heutige eignet sich, sie wieder an ihre großen gemeinsamen Ziele zu erinnern. Nicht bloß daß uns da die höheren und allgemeinen Gedanken wieder einmal näher treten. Es ist ebensoviel persönliches dabei. Fühlt unsere Nation im Herzen den Dank, den sie einem edlen Fürsten schuldet, so soll sie ihn auch abtragen, indem sie ihm die Vollendung seines weltgeschichtlichen Werkes möglich macht. Kein schöneres Geburtstagsgeschenk, das sie ihm darbieten könnte, als dies. Möge es unserm Herrn und Kaiser vergönnt sein, auch diese große Angelegenheit fix und fertig zu bringen! Möge er uns auch in seinem neuen Lebensjahre mit voller Kraft und frischem Muth erhalten bleiben! Das ist unser Herzenswunsch am heutigen Tage.

Die Arbeiterunfallversicherung in ihrer Berührung mit der socialen Frage.

Von
Dr. Ernst Hirschberg.

Es wird nicht bestritten, daß die Arbeiterunfallversicherung zur Lösung der socialen Arbeiterfrage beitragen soll. Ein Jeder kennt ihren Zusammenhang mit der Arbeiterfrage und weiß, daß man auch die Versicherung gegen Unfälle in Ausübung des Berufs der „arbeitenden Klasse" überlassen könnte, wenn dieselbe die Mittel zur Herbeiführung dieser einmal als für das staatliche Wohl nothwendig anerkannten Versicherung besäße. Nicht der gute Wille hindert die Versorgung, sondern die ungenügende Kraft, der geringe Lohn.

Selbst diejenigen Arbeiter, die angeblich versichert sind, sind keine wahre Versicherung eingegangen; denn sie sind theils versichert, theils unterstützt, da nicht sie allein, sondern zugleich andere die Prämien tragen, eine wahre Versicherung aber — was prinzipiell festzuhalten ist — nur von den Versicherten selbst ausgehen kann. Trägt ein anderer als der Versicherte zu den Prämien bei, so macht er durch dieses Geschenk oder Almosen die Versicherungsleistung ebenfalls zu einem, wenigstens theilweisen Geschenk oder Almosen. Das also, was durch die Versicherung verhindert werden soll, die Armenunterstützung, wird, allerdings in etwas anderer Form, gerade erreicht. Eine zwangsweise Arbeiterversicherung, die von anderen getragen wird, als den Arbeitern, ist eine Armenunterstützung, und zwar eine ungerechte Armenunterstützung, ungerecht gegenüber denen, von welchen sie ausgeht, wie gegenüber denen, welchen sie zu Theil wird.

Bevor wir dies beweisen, noch ein Wort über die Natur der Beiträge anderer, als der Versicherten, zu den Versicherungskassen im Allgemeinen. Nicht jeder solcher Beitrag nämlich braucht eine Unterstützung zu sein. Er kann auch, und Baare, Brentano wiesen darauf hin, selbst als Prämie zu eigner Versicherung erscheinen. Dann haben nämlich alle beitragenden Personen an ein und derselben Versicherung ein gleiches oder verschiedenes Interesse. Doch das wird man doch unmöglich behaupten können, daß die meist recht hoch bemessenen Beiträge der Arbeitgeber Prämien für ihre Selbstversicherung sind. Sie sind eben Geschenke und die Ungerechtigkeit derselben ist zu beweisen. Zunächst dem Arbeitgeber gegenüber. Warum ist gegen ihn ein Zwang zur „Armen- d. h. Arbeiterunterstützung" verwerflich, während er doch sonst in unserem Staatsleben gegenüber Gemeinden 2c. anerkannt ist? Einfach darum, weil der Arbeiter der Armenunterstützung, der er von Rechts wegen, seinem Unterstützungswohnsitz nach, angehört, entzogen und der Versorgung durch denjenigen überwiesen wird, der durch Zahlung des Lohnes alle seine Verpflichtungen nach freier Verabredung erfüllt hat. Nun wird eingewendet: „Wenn der Lohn zu gering ist, den der Arbeitgeber zahlt, so ist ja doch dies eine Ergänzung des geringen Lohnes; man zwingt eben den Unternehmer, den Lohn in dieser Form zu erhöhen."

Wenn wir jedoch ganz davon absehen, daß dieses Surrogat einer Lohnerhöhung, eine wahre Lohnerhöhung nur hindern kann, so liegt gerade darin die Ungerechtigkeit gegenüber dem Arbeiter. Statt daß dieser nämlich höheren Lohn empfängt und dadurch in die Lage versetzt wird, selbst für sich zu sorgen, gibt man ihm diesen Lohn, den man eben für sein Leben nöthig erachtet hat, als Lohn überhaupt nicht, sondern zahlt ihn in einer Form, die man nur noch als Almosen betrachten kann, ja man zwingt ihn sogar, ihn in dieser Form anzunehmen. Nicht mehr sich selbst verdankt der Arbeiter seine Versorgung, sondern anderen. Das aber kränkt das vorhandene Ehrgefühl, läßt nicht vorhandenes auch nicht aufkommen. Kellner, Diener, deren ganzes Einkommen oft in „Trinkgeldern" besteht, fangen an, gegen diese Form ihres Lohnes zu opponiren und ziehen lieber einen kleineren wahren Lohn (wie Zeitungen melden) einem reichlichen Geschenk vor; und wenn sie dies nicht thun, so wünschen wir, daß der von unserm berühmten Juristen Ihering gegründete „Anti-Trinkgelder-Verein" bald jenes Ehrgefühl in gewissen Bevölkerungsklassen erwecken möge. Wie anders steht es mit dem Arbeiter! Er kann das Almosen, das ihm gereicht wird, gar nicht zurückweisen, denn entweder beruht es auf Gesetz, oder der überlegenen Kapitalmacht seines Brotherrn. Dieser gegenüber ist der Arbeiter ohnmächtig.

Die Handarbeit nämlich, der Verkauf der eigenen körperlichen Tüchtigkeit ist die ultima ratio im Kampfe um's Dasein. Und dies ist auch ganz kulturgemäß. Denn wie der Verstand den Menschen vom Thiere trennt, so muß auch die Arbeit der thierischen oder der Arbeit einer Maschine am Nächsten stehen, welche keinen oder wenig Verstand erfordert. Der Maschine, dem Thier wendet man nur soviel Kosten zu, als nöthig ist, ihre Leistungskraft zu erhalten. Darf man nun sagen, daß auch der „Leibesarbeiter" — um mit Engel zu reden — im Allgemeinen nicht mehr Lohn beanspruchen darf, als nöthig ist, seine Arbeitskraft zu bewahren? Ist es nur die größere oder geringere geistige Thätigkeit, die das Vorrecht eines menschenwürdigen Daseins schafft? Vom Standpunkte des laisser-faire ausgehend, wäre dies zu bejahen. Aber selbst die Theorie des laisser-faire hätte ihrer Devise gemäß auch nichts dagegen, wenn sich die rein körperliche Leibesarbeit in ihrem Preise über Geistesarbeit erhebt. Sie würde eben mit Recht jene geistige Thätigkeit der „Leibesarbeiter," welche im Stande war, den höheren Lohn zu erwerben, auch deshalb jenes höheren Lohnes für werth erachten müssen.

Hat nun die handarbeitende Klasse diese Lohnerhöhung in ihrer Hand? Im Allgemeinen gewiß nicht, denn sonst würde sie nicht über geringe Löhne zu klagen haben. Dennoch aber haben wir unlängst erst wiederholt gelesen, daß bald diese, bald jene Klasse von Handarbeitern höheren Lohn durchgesetzt. Wodurch ist dies erreicht? Durch Strike, durch Arbeitseinstellung. Wodurch diese? Durch eine Organisation der Arbeiter zur gegenseitigen Unterstützung während der Zeit der Arbeitslosigkeit. Denken wir uns diese Organisation über den ganzen Arbeiterstand ausgebreitet, mit Schiedsgerichten für Lohnstreitigkeiten und der genügenden Uebersicht über den ganzen Arbeitsmarkt ausgerüstet, so wäre die soziale Frage beseitigt. Was eben dem einzelnen Arbeiter abgeht, die Uebersicht über den

Markt, die Möglichkeit, ohne zu verhungern, bessere Löhne abzuwarten, das bietet ihm die Organisation. Brentano hat dies überzeugend genug nachgewiesen, als daß es nöthig wäre, nach weiteren Beweisen zu suchen. Bestände eine solche Arbeiterorganisation, so wäre die Frage der Unfallversicherung heute nicht brennend: die Arbeiter hätten längst den zur Zahlung der Prämien nöthigen Lohn selbst erwirkt und könnten zu Versicherungsprämien, wenn sie diese noch nicht freiwillig geleistet, und die Nothwendigkeit einer Versicherung vorliegt, ohne Beiträge des Reichs, der Armenverbände oder Arbeitgeber dazu gezwungen werden. Wir sehen: logisch müsste dem Versuch eines Unfallversicherungszwanges der Versuch, jene Arbeiterkoalitionen zu schaffen, vorangehen. Wenn Schäffle neuerdings in seinem „korporativen Hülfskassenzwang" die Priorität der Kranken- vor der Unfallversicherung nachzuweisen sucht, so halten wir die Priorität der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in Folge berechtigter Arbeitseinstellung vor jenen beiden Versicherungen theoretisch für nothwendig. Mag man uns nicht einwenden, daß dies theoretisch vielleicht ganz schön, praktisch aber unausführbar sei. Denn, wenn wir auch in diesen wenigen Bemerkungen, auf die wir uns vorläufig hier beschränken — eine wissenschaftlich genaue Vertheidigung behalten wir uns vor — praktische Vorschläge zunächst berufenerer Seite überlassen, so müssen wir doch darauf hinweisen, daß die ganze jetzt geplante Unfallversicherung eigentlich nichts weiter ist, als Theorie, als ein Versuch, und zwar, nachdem der erste Unfall-Versicherungs-Entwurf zurückgezogen ist, schon ein zweiter Versuch. Drängt sich einem da nicht die Frage auf, ob es nicht besser sei, mit einer fundamentalen Organisation der Arbeiterklasse zu gegenseitiger Hülfe in Bezug auf die Löhne statt mit einer Kranken- und Unfallversicherung zu beginnen, den Organismus zu heilen, statt die überall aufbrechenden Wunden zu verbinden? Vielleicht bilden die bereits bestehenden Gewerkvereine einen Anknüpfungspunkt, vielleicht die sich selbst verwaltenden Arbeiterkorporationen? Vielleicht ist der Zwang zu solchen Korporationen zu entbehren; ist er aber nicht zu entbehren, so ist er theoretisch nicht nur zu rechtfertigen, sondern geradezu zu verlangen. Sehr bemerkenswerth ist es, daß Schäffle — obwohl gegen einen „Gewerkvereinszwang" polemisirend — als Aufgabe der korporativen Hülfskassen u. a. auch „obligate Mindestversorgung" zur „Strikeshülfe" bezeichnet.

Wir müssen uns die ganze wirthschaftliche Lage des Arbeiters noch kurz vor Augen führen, besonders die Stellung, die der Staat ihm gegenüber einnimmt. Daß die Arbeiter, wenn sie sich organisirt, wenn sie als Korporation gleichsam im Großbetrieb die „Leibesarbeit" verdingen, wegen dieser höheren Geistesthätigkeit kulturgemäß Anspruch auf höheren Lohn haben (etwa wie dies bei Großbetrieb überhaupt im Vergleich zum Kleinbetrieb der Fall ist) ist bereits erwähnt. Es fragt sich nun, ob die Arbeiter diesen Anspruch, wenn sie sich noch nicht organisirt haben, dem Staate gegenüber geltend machen können, d. h. natürlich nicht den Anspruch auf Lohnerhöhung, sondern den auf Ermöglichung der zur Lohnerhöhung erforderlichen Organisation. Ein solcher Anspruch könnte nur in der Gesellschaftsordnung des Staates selbst enthalten sein, wegen Ungerechtigkeiten und Unvollständigkeiten in derselben.

Die jetzt so oft gehörte Anschauung, es gäbe ein Recht des Bedürftigen auf öffentliche Unterstützung in unserm heutigen Staate vermögen wir nicht zu theilen, da wir diese Unterstützung nicht als ein „Recht" anerkennen. Man spricht dabei nun auch von der Wohlthätigkeit des Staates, der gegenüber man jenes Recht geltend macht, und beruft sich, um die Existenz dieser Wohlthätigkeit zu beweisen, auf die öffentliche Armenpflege. Existirte aber jenes „Recht" auf „Wohlthätigkeit" überhaupt, so würde heute doch jeder Bedürftige dieses Recht bald geltend zu machen streben. Daß dies nicht geschieht, daß bisher ein Jeder die öffentliche Unterstützung flieht, das ist ein Zeichen, daß wir ein „Recht" auf Unterstützung nicht kennen, wenigstens kein solches, das aus der Wohlthätigkeit des Staates entspringt. Wohlthätigkeit ist überhaupt nur eine Eigenschaft lebender Wesen, nicht juristischer Personen wie des Staates. Wenn der Staat die Armen unterstützt, so thut er dies um seiner selbst, nicht um der Armen Willen. Wohlthätigkeit zu üben bleibt dem Einzelnen überlassen und die vom Staat beaufsichtigte Schule und Kirche erziehen dazu. Der Staat thut in der Armenpflege nur das Allernothwendigste, er sorgt, daß den Armen das Existenzminimum nothdürftig gewährt wird, und daß ja Niemand verlockt werde, es aufzusuchen. Es ist eben und soll sein: zugleich ein Abschreckungsmittel.

Nun gibt es aber eine Bevölkerungsklasse, für die es kaum noch ein Abschreckungsmittel ist, weil sie ebenfalls meist auf das Existenzminimum angewiesen, dasselbe lieber in der Armenpflege aufsucht, statt es sich erst in harter Arbeit zu verdienen. Es ist dies die „arbeitende Klasse." Vorausgesetzt, daß auch sie wie die Armen nur das Existenzminimum erwirbt, unterscheidet sich ihr Verdienst von dem der Armen nur noch sittlich, wie sich ein Almosen von dem selbst Verdienten unterscheidet. Statt aber auf diesen Unterschied hinzuweisen, das Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen zu erhöhen, weist man jetzt allgemein die Arbeiter auf Unterstützung hin, auf eine Arbeiterversicherung, zu der sie selbst wenig oder gar nichts an Prämie beitragen, deren einstige Leistung aber, wie Schäffle in seinem neuesten Werke sagt, „aus Gründen der Oekonomie" „niemals die ganze Höhe des Erwerbs bei voller Arbeitsfähigkeit" erreichen soll. Vorschläge dieser Art sind wohl nicht geeignet, selbstbewusste und ehrliebende Arbeiter zu befriedigen, wohl aber sie zum Faullenzer- und „Simulantenthum," zur öffentlichen Unterstützung hinzudrängen, wenn ihre Arbeit ihnen nicht mehr einbringt als diese. Daß aber der Preis der Leibesarbeit sehr gering ist, daß das eherne Lohngesetz, soweit es behauptet, daß der Lohn stets dem Existenzminimum zustrebe, richtig ist, weil der Arbeiter mit jedem gebotenen Lohne, wenn er ihm nur ein erträglicheres Leben als das der öffentlichen Unterstützung oder der Arbeitshäuser sichert, zufrieden sein muß, ist bereits angedeutet. Doch könnte man hier einwenden: Mag die Armenunterstützung ein Abschreckungsmittel sein, so könnte der Arbeiter sie doch dazu benutzen, günstigere Konjunkturen abzuwarten. Wozu noch Koalition der Arbeiter, da ihnen der Staat hier bereits Mittel gegeben hat, die Macht des Kapitals zu brechen? Doch daß dies nicht der Wille des Staates ist, beweist uns § 361 des Strafgesetzbuches: „Mit Haft wird bestraft .... wer sich dem Spiel, Trunk oder Müßiggang der-

gestalt hingibt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß .... oder wenn er aus öffentlichen Armenmitteln eine Unterstützung empfängt, sich aus Arbeitsscheu weigert, die ihm von der Behörde angewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu verrichten." Weigert sich also Jemand dauernd, für zu geringen Lohn zu arbeiten, gibt er sich dann lieber dem Müßiggang hin, so erwartet ihn nicht mehr öffentliche Unterstützung, sondern Strafe, ebenso wenn er sich scheut, während einer öffentlichen Unterstützung Arbeit zu verrichten, die seinen Kräften zwar angemessen, ihm aber von den Behörden zu geringem Entgelt angewiesen wird. Wir sprachen vorher von der Macht des Kapitals, von der Konkurrenz, die den Arbeiter zwingt für jeden Lohn zu arbeiten, hier aber ist es der Staat selbst, der das verlangt. Und er muß es auch thun. Er darf es um seiner eignen Sicherheit willen nicht dulden, daß die öffentliche Unterstützung zu einer allgemeinen Versorgungsanstalt im Falle der Arbeitslosigkeit gemacht wird. Welche Lasten, welches Proletariat würden ihm und den Armenverbänden erwachsen!

Nun darf aber auch nicht übersehen werden, daß der Staat mit jenen Gesetzen der Armenpflege und der Bestrafung des Müßiggangs das ohnehin schon mächtige Großkapital begünstigt; verlangt nämlich das Großkapital eine Arbeit um jeden von ihm für gut befundenen Preis, so setzt der Staat gleichsam eine Strafe darauf, wenn man diese Arbeit verweigert, zwar nur dann, wenn der Arbeiter ihm zur Last fällt, aber dieser fällt ihm eben seiner sozialen Stellung wegen unbedingt zur Last. Und dies ist der Punkt, von dem aus ein Rechtsgrund für ein Eingreifen des Staates in diesen Theil der sozialen Verhältnisse gerechtfertigt erscheint. Bestraft der Staat das Delikt des Müßiggangs überall? Diese Frage ist zu verneinen. Der Rentner mag ungestört faullenzen, der Staat bestraft den Müßiggang nur dann, wann er ihm lästig wird. Er wird ihm nicht lästig, wenn der Müßiggänger die Mittel hat, sich selbst zu versorgen. Ist es nun eine Pflicht des Staates, nicht nur ein Delikt zu bestrafen, sondern auch die Veranlassung zu diesem Delikt thunlichst zu beseitigen, so muß der Staat danach streben, jene im Falle der freiwilligen Arbeitslosigkeit nothwendige Versorgung der arbeitenden Klasse zu ermöglichen. Da aber der Staat diese Versorgung weder selbst vornehmen, noch sie anderen auferlegen darf, so muß er eben den Arbeitern die Wege zur Selbstversorgung ebnen. Diese Wege sind in ständigen Korporationen zur gegenseitigen Unterstützung während freiwilliger Arbeitslosigkeit (Strikes), verbunden mit Lohn-Schiedsgerichten, vorgezeichnet. Möglich, daß mancher Industriezweig nach Bildung solcher Korporationen zum Falle kommt, weil er die hohen Löhne nicht zahlen kann, möglich daß die Konkurrenz der Staaten, die eine solche Organisation der Arbeit noch nicht besitzen eine internationale Regelung der Arbeiterverhältnisse nothwendig macht, die Schwierigkeit dieser Schritte darf nicht erschrecken. „Sicher und unaufhaltsam," sagt Engel, „geht ein Volk zu Grunde, das fortgesetzt seine Arbeit unter dem Selbstkostenpreise hergibt." Die Versicherungskosten gehören aber zu den Selbstkosten der Waare Arbeit eben so gut,

wie zu denen einer anderen Waare. Indem jedoch diese Selbstkosten durch Prämienzahlungen seitens des Staats oder der Arbeitgeber ersetzt werden, zahlt man das, was Verdienst sein sollte, als Geschenk, welches naturgemäß einer wahren Lohnerhöhung, dem Ersatz der Selbstkosten der Arbeit nunmehr hinderlich werden muß. Diese Ausstellung trifft auch das neue Unfallversicherungsgesetz. Darauf die Aufmerksamkeit zu lenken, war der Zweck vorstehender Bemerkungen.

Hie Inglis, hie Moscow.

Novelle von

O. Ernst.

(Schluß.)

Wie Hermiones Gedächtniß das Zusammentreffen mit Rowland festhielt, so war auch er, trotz aller nach seiner Ankunft in Constantinopel auf ihn eindringenden Erlebnisse, weit entfernt, sein Versprechen an das liebenswürdige Mädchen zu vergessen; nur sah er vor der Hand keine Möglichkeit, es erfüllen zu können; denn seine Stellung war noch keine so klare und offne geworden, daß er vor die Griechin hätte hintreten und ihr die Gründe seines Handelns auseinandersetzen können. Gleich nachdem er in der Agentur der Messageries Maritimes zu sich gekommen war und sich mit einem heißen Trunk gestärkt, sowie trockne Kleider angelegt, wobei er nur die Stiefel zu wechseln weigerte, war er, von einem französischen Arbeiter begleitet, nach Pera hinaufgestiegen, hatte sich die englische Botschaft zeigen lassen und den Portier aufgefordert, ihn sofort zu Sir Henry Layard zu führen. Das Resultat der Zusammenkunft, bei welcher Rowlands mündlicher Bericht von größter Wichtigkeit war, da die Depesche vom Seewasser fast unleserlich geworden, zeigte sich sofort in der Absendung chiffrirter Depeschen an das Auswärtige Amt in London und an Admiral Hornby, der am Tage darauf, am dreizehnten Februar morgens, seine Schiffe in Schlachtordnung durch die Dardanellen führte, ehe noch die Russen Zeit gefunden, die Schanzen von Bulair zu besetzen.

So war denn der Erfolg von Rowlands Sendung ein vollständiger gewesen, und die Thatkraft und Besonnenheit, welche er während derselben entfaltet, ließen ihn geeignet erscheinen, in weiteren, halbdiplomatischen Diensten Verwendung zu finden. Der Botschafter erlangte von dem Admiral, dessen Geschwader zuerst im Golf von Mudania, wenige Tage später in dem von Ismidt vor Anker ging, daß der Offizier für einige Zeit der Vertretung Großbritanniens beigeordnet wurde, und betrachtete ihn als eine Art von Marine-Attaché, dessen Ansichten und Rath in einer Zeit, während welcher die Flottenbewegungen ohne Aufhören in diplomatische Combinationen hineinspielten, ein unzweifelhaftes Gewicht erlangten. Die Anklage gegen Suleiman Pascha, welche Layard vor die Hohe Pforte brachte, und die nach kurzer Zeit die Verhaftung des verdächtigen Feldherrn zur Folge hatte, fußte hauptsächlich auf Rowlands Mittheilungen.

Bald aber wurde seine Thätigkeit noch nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen; als nämlich nach Abschluß des Friedenstractats von San Stefano, die Russen, dessen Bestimmungen entgegen, ihre Truppen nicht nur nicht

einzuschiffen begannen, sondern, beunruhigt durch die Nähe der englischen Flotte, den Belagerungsring um die Hauptstadt enger und undurchdringlicher gestalteten. Da begann das von den türkischen Befehlshabern Muktar Pascha und Mehmet Ali Pascha so still und wirksam vorbereitete Vertheidigungssystem Constantinopels von Stunde zu Stunde eine höhere Wichtigkeit anzunehmen; die leichten Erdwerke, als deren Bestimmung zuerst offiziell der Witterungsschutz für die türkischen Vorposten bezeichnet worden, verwandelten sich im Laufe weniger Wochen in mächtige Befestigungen, deren Bewältigung von den Russen nicht ohne beträchtliche Opfer hätte erreicht werden können. Da viele der tüchtigsten türkischen Artillerie- und Genieoffiziere im Kriege gefallen, verwundet oder gefangen genommen waren, mussten natürlich für die Aufstellung und das Richten der die Vertheidigungslinien krönenden schweren Marinegeschütze der ottomanischen Flotte die Dienste englischer Fachmänner hochwillkommen sein. Mit Freuden ergriff Rowland die Gelegenheit, auch seine artilleristischen Kenntnisse für die schwergeprüften Schützlinge Albions zu verwerthen; eine militärische Thätigkeit erschien ihm erfrischend nach der trocknen Unbehaglichkeit der gesellschaftlichen Campagne, welche er in den Wochen vorher im Frankenviertel durchzumachen gehabt.

Nachdem der Engländer sich nämlich ein wenig von dem Unfall erholt, der ihn im Augenblick seiner Ausschiffung betroffen, und an dessen Zufälligkeit er nicht recht zu glauben vermochte, — obwohl er freilich nicht annehmen konnte, daß Madame Andrikos oder gar ihre Tochter ihren Diener beauftragt, den reuigen Missethäter ins Meer zu schleudern, und die Verbindung der Russen mit dem Croaten durch nichts erwiesen war, — hatte er, der Aufforderung seines Botschafters entsprechend, gleich dem übrigen Personal des englischen Palais, Fühlung mit den kosmopolitischen Kreisen Peras gewinnen müssen; welche Aufgabe ihm im Anfange durch die Erwartung interessant gemacht wurde, daß er seine Reisegefährtinnen vielleicht in diesem oder jenem Salon wieder treffen werde. Einer seiner ersten Besuche war bei dem österreichischen Banquier gewesen, an den Hornby ihn mit Wechseln versehen; der Einladung Glünars folgend, hatte er dann in dem mehr durch pikanten als feinen Ton ausgezeichneten Salon seiner Frau das etwas peinliche Begegnen mit dem Fürsten Woronzoff zu bestehen gehabt, welcher mit taktvollster Zurückhaltung in Mr. Rowland Mr. Smitts vom Cambodge durchaus nicht wiederzuerkennen schien, und endlich in dem malerisch drapirten, parfümirten und ein wenig scheuen Leibdiener der schönen, koquetten Dame den Croaten entdeckt, der ihm das unfreiwillige Bad verschafft, welche überraschende Enthüllung der Engländer, dem Beispiel des Russen folgend, ebenfalls diplomatisch ignorirte. Da er sich einerseits in der galanten Umgebung der aristokratischen Banquiersfrau, in welcher der Fürst bald eine nicht mißzuverstehende Bedeutung erlangte, nicht eben behaglich fühlte, andrerseits aber der Dame des Hauses viel zu unbedeutend erschien, um ihn durch auszeichnende Beachtung zu fesseln, so blieben seine Beziehungen zu Glünars sehr entfernte; wie denn auch das liebenswürdige Entgegenkommen des hochelleganten Russen, der sich mit ungezwungenster Cordialität allen Briten näherte, an Rowlands Antipathie gegen den welkenden Don Juan abprallte.

Der Seemann war, seit man ihn mit Diplomaten-Aufgaben betraut, ein scharfer Beobachter geworden, die Verhältnisse im Banquierhause lagen ziemlich klar vor ihm. Er sah, daß die schöne Frau mit einer Art von Ostentation ihre Intimität mit dem Fürsten zur Schau trug und konnte sich zuweilen des Verdachtes nicht erwehren, daß außer der Eitelkeit, die sie dazu veranlasste, noch ein andrer, verborgner Grund sich dabei geltend machen möge. Woronzoff selbst schien in stolzer Siegeszuversicht nie einen Augenblick daran zu zweifeln, daß er Frau

Glünars ganzes Sein unterjocht. Der Ehrgeiz des alternden Eroberers begnügte sich nicht mit dem Bewusstsein, den andern Verehrern der vielumworbenen Frau den Rang abgelaufen zu haben; er legte einen gewissen Nachdruck auf seinen Erfolg, den er der Gesellschaft beweisen zu wollen schien, indem er die Dame durch sein anspruchsvolles Benehmen compromittirte. In dem angeregten, freien Kreise, der Frau Glünar sonst dicht umdrängte, isolirte der neue Ankömmling sie bald, trennte sie, mit mehr Hochmuth als Eifersucht, von den Huldigungen andrer Sterblicher, die er dadurch, den Prinzipien seiner politischen Aufgabe entgegen, sogar verletzte, und brachte mit Entschiedenheit seinen maßgebenden Willen in allem und jedem zur Geltung. Der Engländer glaubte zu entdecken, daß die Dame sich den immer deutlicher hervortretenden Tyrannenlaunen des Fürsten oft nur widerstrebend fügte, daß aber eine Berechnung, deren Faktoren in Dunkel gehüllt blieben, sie zu bestimmen schien, den indiskreten Triumph Woronzoffs zu dulden, ja sogar gewissermaßen zu begünstigen.

Herr Glünar that Rowland leid und erregte zugleich sein Achselzucken. Von dem kranken Kinde war zwar viel in der Gesellschaft die Rede, wenn die zärtliche Mama von der Opferfreudigkeit der Mutterliebe schwärmte, doch der Offizier bemerkte nicht, daß die Pflege Marthas Frau Glünar abgehalten hätte, bei Tage den Fürsten im tête-à-tête durch die Merkwürdigkeiten der Stadt zu führen und des Abends in ihrem Salon eine Koquetterie zu entfalten, der nur Woronzoffs dominirender Blick Schranken anzuweisen vermochte.

Wenn der Engländer zuweilen auf seinen einsamen Gängen nach den vor den Thoren Stambuls liegenden Befestigungswerken der Türken, zu welchen ein Passierschein ihm Eingang verschaffte, an nichts Besseres zu denken hatte, entwarf er in aller Stille Skizzen von dem häuslichen Glück, das ihn befriedigt haben würde, und dessen Bestandtheile, wie sie sich seiner Phantasie darstellten, denjenigen ganz heterogen waren, welche sich, nach seinen Beobachtungen, im Glünarschen Hause amalgamirten, um ein schimmerndes Zerrbild des Familienlebens zu formen. Eine sanfte, keusche Mädchennatur schwebte ihm als Ideal des Weiblichen vor, und er ertappte sich wohl gar darauf, den abstrakten Begriff mit einer schönen, harmonischen Form zu umkleiden, die in seinem Gedächtniß lebte. Der prickelnde Reiz, den der jeweilige Kontakt mit Frau Glünar auf Sinn und Gemüth Rowlands ausübte, und der sich darin äußerte, daß er viel, wenn auch nicht gern, ihrer gedenken musste, fand sein Gegengewicht in dem reinen Zauber, den die Erinnerung an Hermione für ihn hatte. Er bedauerte wahrhaft, daß ihn bisher das Glück so wenig begünstigt, und er der griechischen Reisegefährtin nicht wieder ansichtig geworden, obwohl doch Pera durch seine verhältnißmäßige Kleinheit zur Erwartung auf ein Zusammentreffen berechtigte, und behielt seine einstige Entschuldigung vor der Gekränkten ohne Wanken im Auge.

Es war an einem Aprilabend, als der Engländer von dem Inspektionsritt durch die türkischen Linien vor dem Thor von Adrianopel zurückkehrte, welcher ihn den ganzen Tag beansprucht. Er hatte das Soldatenpferd, welches ihm gestellt worden, in einem Stall nahe der alten Pforte des Polyandrion untergebracht und begab sich, zuerst den Stadtmauern folgend, durch das hochgelegne Thor von Egri Kapu in das Straßengewirr des Theils von Stambul, der auf dem alten Palastviertel der Blachernen steht und von Bewohnern verschiedensten Stammes, meist Leuten aus niedriger Klasse, bewohnt wird.

Den Abhang von der innern Seite der Mauer hinuntersteigend, welche hier von stattlichen Bauten aus der Byzantiner Zeit, dem Thurm Isaac Angelos, dem Gefängniß des Anema und seinen Nebenthürmen gekrönt wird, wollte er in Aïvan Serai am Goldnen Horn, wohin sein abschüssiger Weg ihn führte, einen

Kaik nehmen und sich nach Galata zurückrudern lassen, von wo er dann Pera vor Einbruch der Nacht erreichen konnte. Die Straße, der er folgte, war einsam; an der linken Seite hoben sich die zerklüfteten Befestigungen aus längstvergangnen Jahrhunderten in wunderlich malerischem Durcheinander gegen den dämmernden Himmel; an der andern zogen sich unregelmäßige Reihen stummer, beinah hermetisch verschlossener Wohnungen hin. Der Kontrast zwischen den hochmodernen, niedrigen Erdwerken, den unterirdischen Maulwurfsarbeiten zeitgemäßer Kriegführung, deren Labyrinth er noch vor wenigen Stunden durchwandert, und den hochragenden Trümmern der alten Stadtwehr, gegen welche ungezählte feindliche Völkerwogen gebrandet, ehe sie überwältigt worden, um nun, ein ausgedienter Veteran, kopfschüttelnd auf das Vertheidigungssystem späterer Epochen niederzublicken, faßte Rowland in diesen Momenten mit überraschender Schärfe; er hemmte unwillkürlich den Schritt, blickte interessevoll an Thürmen und Mauern empor und fragte sich wohl gar, ob, wenn die neugeschaffnen Verschanzungen fielen, dieser innere Gürtel noch zur Abwehr benutzt werden könne.

Aus seinen kriegerischen Erwägungen riß ihn plötzlich beim Umbiegen um eine Ecke ein zu ihm dringender Angstlaut, und als er aufblickte, hob sich in einiger Entfernung vor ihm von den düstern Steinwerken eine bewegte, dunkle Gruppe ab, die in verdächtiger Weise hin- und herzuwogen schien. Er packte den mit Blei ausgegossenen Stock, den er in der Hand trug, fester, fühlte mit der andern nach dem Revolver in der Brusttasche und eilte dann auf den sich enger zusammenziehenden Knäuel zu, aus dessen Mitte noch erstickstes Geschrei ertönte. Im Nahekommen sah er, daß ein anständig gekleideter Mann von drei Kerlen in tscherkessischer Tracht niedergehalten und wahrscheinlich beraubt oder gar erwürgt wurde, sprang auf den nächsten zu, dem er einen Hieb über den Kopf versetzte, ehe der Räuber sein Herankommen nur bemerkt, und schwang die massive Waffe nun schon gegen den andern, welcher erschrocken auffuhr, als sein getroffener Kamerad lautlos zu Boden stürzte. Im Nu standen die beiden unverletzten Kerle in drohender Haltung vor Rowland, der, rasch den Stock in die linke Hand nehmend, mit der rechten den Revolver zog und den Hahn knacken ließ. Der Laut genügte, um die Tscherkessenfeigheit aufzurufen; die wildblickenden Gesellen, denen die Flinte über den Rücken hing und Patronen den Brustlatz spickten, streiften blitzschnell mit scheuem Blick den dreisten Angreifer, mit mißvergnügtem die niedergeworfne Beute, mit gleichgültigem den gefällten Raubgesellen, und setzten dann in großen Sprüngen den Abhang hinunter, sich hinter vorspringendes Mauerwerk drückend, bis Rowland sie aus den Augen verlor.

Erfreut über den raschen Erfolg bückte er sich zu dem am Boden liegenden Herrn hinab, um zu sehen, ob er noch am Leben sei, denn er lag ganz still, mit geschlossnen Augen. Ein paar französische Worte der Theilnahme, die der Engländer an den Regungslosen richtete, hatten sogleich den überraschenden Erfolg, daß dieser sich, anscheinend ohne alle Beschwerde, aufrichtete, wobei er die Augen weit aufriß.

„Sie sind von Tscherkessen angefallen worden, mein Herr," antwortete Rowland dem fragenden Blick.

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete eine zitternde Stimme. „Wo sind sie geblieben?"

„Nr. 1," lachte Rowland und stieß mit dem Fuß nach dem Betäubten, „liegt hier, Nr. 2 und 3 sind heldenmüthig ausgerissen, als sie meinen Revolver knacken hörten."

„Wie soll ich Ihnen danken!" rief der Befreite mit warmem Ton, „ohne Ihr Dazwischenkommen hätte man mich vielleicht doch gemordet, obwohl ich mich todt stellte, als ich bemerkte, daß meine Hilfschreie umsonst seien. Was hat man mir wohl in den Taschen gelassen?"

Er untersuchte seine Kleidung und fand allerdings nicht viel.

„Mein Portemonnaie ist fort, mein Revolver —“

„Wie, Sie führten einen Revolver, mein Herr, und wurden doch überwältigt?“

„Ja, sehen Sie,“ sagte der Beraubte verlegen, „ich verstehe nicht damit umzugehen. Ich trug ihn nur bei mir, um durch seinen Anblick etwaige Vagabunden, denen ich an diesem abgelegnen Orte begegnen könnte, zu erschrecken. Aber ich kam garnicht dazu, ihn zu gebrauchen. Die Kerle packten mich von hinten, als ich grade mit dem Messer an einer Inschrift schabte, die ich soeben am Fuße jenes Thurmes unter Schutthaufen entdeckt —“

„Ein Messer hatten Sie auch?“ fragte Rowland erstaunt.

„Ja, aber ein sehr stumpfes, ungefährliches,“ gab der Herr etwas beschämt zu. „Ich bin ein durchaus friedfertiger Mann; die Wegelagerer müssen das geahnt haben, denn sie fassten mich ziemlich sanft an, während sie mich plünderten.“

„Wie kamen Sie nur in diese abgelegne Gegend?“ fragte Rowland, der jetzt neben dem Befreiten herschritt.

„Ja, sehen Sie,“ sagte der, „ich bin eine Art von Archäologe. Wichtige Untersuchungen über byzantinische Lokalverhältnisse beschäftigen mich in diesem Augenblick. Ich stöbere grade hier oft herum; die umwohnenden Leute kennen mich und halten mich für einen Schatzgräber. Bisher war mir noch nie etwas begegnet, aber wenn ich morgen wiederkomme, um die Inschrift vollends zu entziffern, wozu es heute wohl schon zu dunkel geworden, will ich mich doch von einem handfesten Hamâl begleiten lassen, der Wache steht, während ich mich mit dem interessanten Funde beschäftige.“

Es lag eine gewisse zähe Entschlossenheit in den letzten Worten des Forschers, welche Rowland angenehm überraschte. Er sah, daß der Geist des Mannes mit der leisen Stimme entschieden mehr mit der kostbaren Inschrift als mit der bestandnen Gefahr beschäftigt war, und das gefiel ihm.

„Ist es Ihnen recht, so gehen wir zusammen bis Aïvan Serai,“ sagte er zu seinem Begleiter, der sich nur schwer von dem Orte loszureißen schien; denn er machte kleine Schritte und sah sich oft nach dem dämmerigen Thurm um, wo er die Entdeckung gemacht.

„Gewiß,“ entgegnete der Herr rasch. „Es soll mich überhaupt freuen, näher mit meinem Retter bekannt zu werden. An mir wäre schließlich freilich nicht viel verloren gewesen, obwohl meine Tochter mich glauben machen möchte, daß ich zu ihrem Glück nothwendig bin, und selbst meine Frau — ja, ich glaube wahrhaftig, es hätte sie betrübt,“ — murmelte er fast, „doch sehen Sie, ich meine behaupten zu dürfen, daß mein gewaltsam beschleunigtes Ende vielleicht ein Verlust für die Wissenschaft gewesen wäre. Man hat in der Archäologie bisher die byzantinische Periode arg vernachlässigt, mein Herr; ich gehöre zu den Männern — obwohl ich eigentlich nur Dilettant bin — welche diese Lücke auszufüllen streben. Ich wünsche den Beweis zu liefern, daß, als die Sarazenen im Jahr 717 Constantinopel belagerten, Leo der Isaurier bereits den Schwerpunkt der Vertheidigung in das befestigte Schloß der Nachernen legte, und nicht erst hundert Jahre später Leo der Armenier, welcher dasselbe allerdings mit großem Geschick 813 gegen die Bulgaren unter Khrum hielt und die Widerstandskraft der Mauern verstärkte. Sie begreifen, daß die Gleichheit der Taufnamen beider Imperatoren, die Aehnlichkeit der historischen Begebenheiten eine Verwechslung begünstigen, daß daher eine außerordentlich genaue Untersuchung aller etwa vorhandnen Dokumente, ein eingehendes Studium der lokalen Kennzeichen erforderlich ist, um diese bedeutsame Frage zu lösen. Seit zwei Jahren habe ich mich mit ihr beschäftigt, und wie ich morgens alte Manuskripte

durchforsche, deren Data bis in jene Zeiten hinaufreichen, so findet mich der Nachmittag bei einigermaßen gutem Wetter — bei schlechtem behält mich meine Frau, des Rheumatismus wegen, zu Hause — gewöhnlich im Bereiche der Ruinen des alten Palastes."

Rowland hörte mit gutgelauntem Staunen die Auseinandersetzung an, welche für ihn, als praktischen Mann der Gegenwart, nicht das geringste Interesse hatte, und suchte dann den gelehrten Herrn von seinem archäologischen Thema abzulenken. Aber das war nicht leicht. Der Gerettete schien ihm den Beweis liefern zu wollen, daß die Sache, um derentwillen er sich in Gefahr gestürzt, jedes Opfers werth gewesen, und hörte nicht auf, selbst als sie schon im Kaik saßen und im Abenddunkel den Hafen überschifften, die Stammbäume und Thaten der byzantinischen Caesaren und Auguste weitschweifig vorzutragen, daß es Rowland bald von langsylbigen griechischen Vor- und Beinamen im Kopfe schwirrte.

Als beide in Galata das Fahrzeug verließen, erinnerte sich der Alterthümler, daß er um sein Geld gekommen sei, und bat Rowland, den Fährmann auch für ihn zu bezahlen.

„Ich bin nun doppelt in Ihrer Schuld", sagte der Herr heiter, „und da ich keine Aussicht dazu sehe, die gewichtigere abzutragen, möchte ich wenigstens den Obolus zurückerstatten, welchen Sie dem Charon, dessen Barke mich, aller mythologischen Ordnung entgegen, aus dem Todtenreich zurück in die Welt der Lebendigen führte, in den Rachen werfen. Erweisen Sie mir die Freundlichkeit, mich in meine Wohnung zu begleiten, und verleben Sie den Abend bei mir einsamem Manne. Ich will Ihnen Pläne und Grundrisse des Uachernenschlosses zeigen, welche meine bisherigen Bemerkungen deutlich veranschaulichen."

„Wunderlicher Mensch!" dachte Rowland. „Erst spricht er von seiner Familie, dann nennt er sich einsam. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt, und es ist eigentlich unpassend, die Einladung anzunehmen; — indessen das kleine Abenteuer muthet mich so menschlich an, daß ich den Verstoß gegen den Chick wagen will."

So folgte er denn dem erfreuten Gastgeber in eine der besseren Straßen Peras bis an eine wuchtige Hausthür, an welcher der Führer schellte.

Ein alter Diener öffnete, nahm den Eintretenden Ueberröcke und Hüte ab und empfing einige geflüsterte Anordnungen des Hausherrn. Dieser ging seinem Gast nun in ein großes, gemüthlich ausgestattets Gemach voran, das allem Anschein nach ein Arbeitszimmer war. Sobald Rowland eingetreten war, sagte er, um der namenlosen Bekanntschaft ein Ende zu machen:

„Mein Name ist Rowland, und ich bin Offizier der englischen Marine."

„Wie?" rief der andre erstaunt. „Haben wir uns einander noch nicht vorgestellt? Sie wissen nicht, daß ich der Konsul Andrikos bin?"

Freudig überrascht blickte der Engländer ihn an. Dem Vater der schönen Reisegefährtin einen großen Dienst erwiesen zu haben, war ihm ganz recht. Aber nun kam ihm der Gedanke an die böse Sieben von Mama, die ihn als Mr. Smith so ungnädig entlassen. Er sagte daher rasch:

„Ihr Name ist mir bereits bekannt, Herr Konsul, da ich das Vergnügen hatte, mit Ihrer Frau und Tochter vor einigen Wochen auf demselben Dampfer in Constantinopel einzutreffen; ja, ich muß sogar fürchten, daß auch ich Ihnen, wenn auch unter anderm Namen und nicht zu meinem Vortheil bekannt geworden. Haben die Damen Ihnen nicht von einem Mr. Smith erzählt, der auf dem Cambodge das Unglück hatte, sich ihr gerechtfertigtes Mißfallen zuzuziehen?"

„Warten Sie einmal," sagte Andrikos nachsinnend. „Nein, nein, ich versichre Sie. Sie waren alle drei stumm wie die Fische über die Reise hierher."

„Alle drei?“ fragte Rowland harmlos. „So ist Frau Ranzoff noch bei Ihren Damen?“

„Wer?“ fragte der Grieche mit einiger Verwunderung.

„Die große, blonde Dame, welche einmal sehr schön gewesen sein muß, — die Russin —“ setzte er hinzu, da er die Verblüfftheit seines Wirthes bemerkte.

„Sie meinen wohl Miß Lee?“ entgegnete endlich der Gelehrte, „auf die Ihre Beschreibung ganz paßt. Nur daß Sie eine Landsmännin von Ihnen ist und Hermiones Erzieherin.“

Rowland war nicht wenig überrascht, zu entdecken, daß auch hier ein Namenswechsel stattgefunden. Er hielt sich indessen nicht für berufen, Andrikos aufzuklären, sondern sagte rasch:

„Wo befinden sich die Damen augenblicklich?“

„Hm, Sie merken wohl an der Stille im Hause, daß sie nicht daheim sind, Herr — Smith sagten Sie?“

„Nein, Rowland, Herr Konsul. Smith war nur ein angenommener Name, der einer dienstlichen Sendung sein Entstehen verdankte.“

„Ach so. Nun, ich muß mir das Vergnügen gewähren, Sie eines Tages nach Prinkipo zu führen, wo meine Frau und Tochter mit Miß Lee ihren Aufenthalt genommen haben. Sie kommen doch mit mir?“

„Ich fürchte, ich würde den Damen ein unwillkommener Gast sein, da ich bei ihnen nicht in gutem Andenken stehen kann.“

„Sie scherzen, Herr Rowland. Man hat Ihrer mit keinem Worte erwähnt, und ich bin so ganz im Vertrauen meiner Frau und Tochter, daß man mir jedes einigermaßen auffallende Reiseabenteuer, ob nun ein erfreuliches oder ein unangenehmes, sofort berichtet haben würde. Sie werden also nicht mit Vorurtheil empfangen werden und sofort in die vollen Rechte treten, die Sie von der Familie des Mannes, den Sie aus großer Gefahr gerettet, beanspruchen dürfen.“

Der Engländer verbeugte sich schweigend und Herr Andrikos fuhr fort:

„Ein Glück, daß ich meiner Hermione immer den Wunsch abgeschlagen, mich auf meinen Streifzügen nach Stambul zu begleiten; dem Mädchen habe ich dadurch wahrscheinlich einen großen Schrecken erspart. Sie interessirt sich so lebhaft für meine Forschungen, weniger aus Theilnahme an Alterthümern, glaube ich, als aus Nationalstolz, denn sie ist Griechin mit voller Seele und sieht in ihrer Abstammung von Helden, Weisen und Dichtern einen Sporn zu idealer Entwicklung.“

„Darf ich Sie bitten, mir die hochinteressanten Pläne des Uachernenschlosses zu zeigen, von denen Sie vorhin sprachen?“ fragte Rowland plötzlich, der jetzt begann, die archäologischen Untersuchungen in anderm Lichte zu sehen.

„Geduld, Geduld,“ entgegnete lächelnd der erfreute Forscher. „Wir wollen doch zuerst uns an einfachem Mahl stärken; dann aber, wenn die Begier des Tranks und der Speise gestillt ist, stehe ich mit Vergnügen zu Ihren Diensten, denn ich sehe, daß der Gegenstand Sie bereits lebhaft anzieht, und es sollte mich nicht wundern, wenn Sie nach kurzer Zeit vollständig befähigt wären, darüber mitzusprechen, ob die fraglichen Befestigungen von Leo dem Isaurier oder von Leo dem Armenier herrühren.“

„Wird man so nach aber tausend Jahren,“ dachte Rowland, „darüber streiten, ob Mehemet Ali oder Muktar die Erdwerke gegen die Moskowiten aufgeworfen?“ —

VIII.

An einem Sonntag Morgen zu Ende April, als die Natur bereits in reichster Frühlingspracht glänzte, hatte der Lokaldampfer zahlreiche Vergnügungsreisende nach der Prinzeninsel geführt, von denen die Mehrzahl allerdings die Hotels oder Schenken

aufsuchten, einzelne sich aber auch den allmälig aus ihrem Winterschlaf erwachenden Villen zuwandten. Die Sommer-Saison von 1878 schien sich für das anmuthige Eiland besonders glanzvoll gestalten zu wollen, da die russischen Offiziere von San Stefano scharenweise Ausflüge dorthin unternahmen und zudem das Gerücht ging, die englische Flotte werde den Ankergrund im Golf von Ismidt, wo Erdbeben und isolirte Lage ihr Verweilen unangenehm machten, binnen Kurzem mit dem bequemeren Hafen zwischen Halki und Prinkipo vertauschen. Die Aussicht auf solche außergewöhnliche Vortheile lockte viele Händler und Spekulanten nach der sonst so einsamen Prinzeninsel, die Wohnungen, die Kaiks stiegen im Preise, Hotels und Kafés wurden überall eröffnet, und die ständigen, angesessenen Sommergäste trafen Vorbereitungen, je nachdem sie russen- oder brittenfreundlich gesinnt waren, ihre Gastfreundschaft im weitesten Maßstabe gegen die Repräsentanten der einen oder der andern Nation ausüben zu können. Im Gegensatz zu den allerseits hochgespannten Erwartungen auf eine belebte, fröhliche Saison war man in der Villa Andrikos nicht eben darüber erfreut, den Insel-Wohnsitz so plötzlich in einen Centralpunkt mannigfacher Interessen und Genüsse umgewandelt zu sehen, da man ihn mit Rücksicht auf seine Stille und Abgeschlossenheit erwählt hatte.

Kathina graute davor, durch ein erneutes Zusammentreffen mit dem Manne, den sie jetzt als Veras Gatten kannte, einen Konflikt heraufzubeschwören, dessen Ausgang sie nicht vorauszusehen vermochte; die Russin hätte vielleicht vor der beängstigenden Nähe ihrer Landsleute, welche sie der Schmach einer Entdeckung aussetzte, bereits die Flucht ergriffen, um eine strengere Zurückgezogenheit weitab vom Gesellschaftstreiben zu erwählen, wenn nicht der Wunsch, zuerst den mündlichen Bericht Antoine's zu vernehmen, der sich bisher immer noch verzögert hatte, sie vorläufig an das Haus ihrer Freundin gefesselt hätte. Hermione endlich sah der Ankunft der englischen Flotte zwar mit Antheil entgegen, hätte aber gern auf die slavische Invasion verzichtet; denn Meritscheffs häßliche Drohung klang ihr noch immer im Ohr.

Ziemlich früh an diesem Aprilsonntag trat das junge Mädchen in das Zimmer Veras, welche noch zu Bette lag.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte sie zu der Ruhenden, „aber man sagte mir soeben, es wäre ein junger Mensch unten, der meine Erzieherin sprechen wolle, und da musste ich Sie doch fragen, ob diese Anfrage Ihnen gelten konnte."

„In der That, ich glaube ja!" rief rasch Frau Ranzoff, mit ungewöhnlicher Lebendigkeit sich auf ihrem Lager aufrichtend, „bitte, sagen Sie, man möge ihn in den kleinen Salon nebenan führen; ich würde gleich bei ihm sein."

Sie hob schon den sonst so lässigen Fuß, um aufzustehen, und wenige Minuten später trat die rasch Angekleidete, mit Mühe ihre erregte Erwartung niederkämpfend, in das freundliche in der Seitenfront der Villa gelegne Gemach, das sie mit Hermione gemeinsam als Salon benutzte, und worin schon Antoine, dicht neben der Thür stehend, sie erwartete. Nach höflichem Gruß entschuldigte er sich, ihr nicht früher aufgewartet zu haben, da ihm die Arbeit im Hotel von Pera über den Kopf wüchse, und deutete an, daß er heute nur auf wenige Stunden habe abkommen können, daher die Dame seine Eilfertigkeit nicht übel nehmen dürfe; seine Zeit sei eben kostbar.

Nachdem Vera den Wink beherzigt und durch eine reiche Gabe die Zeiger seiner Taschenuhr, auf die er zuerst unablässig geblickt, im Vorschreiten gehemmt, so daß er den Zeitmesser nun ruhig in die Tasche steckte, sagte der Kellner, der während der letzten Monate an Sicherheit und Selbstgefühl bedeutend gewonnen hatte, indem er dicht vor die Russin trat, welche sich in einen Fauteuil am Fenster gesetzt:

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben, Madame, stehe ich in täglichen

Beziehungen mit dem Herrn Fürsten, der zwar ein freigebiger, aber sehr hochmüthiger Herr ist. Er selbst lässt sich nicht zu vertraulichen Mittheilungen herbei; so kann ich Ihnen denn nur berichten, was ich von dem Portier und den Kommissionären des Hotels herausbekommen habe. Der erstere, durch dessen Hände alle Briefe an Seine Hoheit gehen, behauptet, es verginge kaum ein Tag, ohne daß ein reichgeputzter Kroat zierliche Billets mit dem Monogramm J. G. unter einer siebenzackigen Krone für den Fürsten brächte; die andern klagen, daß ihnen ein guter Verdienst entgeht, weil der vornehme Fremde alle Merkwürdigkeiten der Stadt in Begleitung einer hübschen Dame abmache."

Vera war während der Mittheilungen Antoines sehr bleich geworden; sie bezwang sich aber und sagte: „Weiter."

„Ich dachte nun, Ihnen einen Gefallen zu thun," fuhr der Kellner mit dreister Vertraulichkeit fort, „wenn ich mich danach umthäte, wer die Damen wären Da bekam ich denn heraus, daß die Briefschreiberin wie die Führerin eine und dieselbe Person sind, eine reiche Banquierfrau, Madame Glünar, die ja wohl ganz vernarrt in den Herrn Fürsten sein soll, und er in sie. Sie ist freilich eine schöne, junge Dame, aber sonst nicht eben solide. Das habe ich herausgebracht, Madame, und es sollte mir leid thun, wenn mein Bericht peinliche Gefühle —"

Sie stand erglühend auf und streckte die Hand gebieterisch aus, Schweigen befehlend. — Er wusste nicht recht, was sie ankam, schluckte aber doch die letzten Trostworte, welche er auf der Zunge hatte, — denn es stand bei ihm fest, daß diese Frau Ranzoff eine verlassne Maitresse des Fürsten sei, die ihm nachlaufe — herunter und trat einen Schritt zurück. Doch plötzlich rief er erstaunt: „Belieben Madame nur aus dem Fenster zu sehen; da geht eben die bewusste Dame mit ihrem Kroaten ins nächste Haus."

Unwillkürlich fuhr Veras Blick suchend durch die Scheiben. Der gegebnen Richtung folgend, entdeckte sie in der That auf der Schwelle des nächsten Hauses, welche man von diesem Seitenfenster der Villa Andrilos erblickte, eine auffallende Gruppe, von einer hochgewachsenen, blonden Dame in buntem, hypermodernem Frühlingsanzug, mit großem, von Aehren und riesigen Klatschrosen garnirtem Hut, und einem in Hellblau und Gold phantastisch gekleideten Diener, der ihr den rothen Kachemireshawl nachtrug, gebildet. Einen Augenblick später war die Bezeichnete in der Thür verschwunden und Vera wandte das wachsbleiche Gesicht mechanisch zurück.

„Bedaure sehr," sagte der allzu mitleidige Antoine, „aber jetzt kennen Madame doch wenigstens die Riva —"

„Sie können gehen," rief Frau Ranzoff, sich erhebend.

„Sehr gut. Sobald ich mehr weiß, werde ich nicht verfehlen —"

„Lassen Sie nur," sagte sie tonlos, „ich verlange Ihre Dienste nicht weiter."

Sie schob ihm noch ein paar Napoleons zu, die er dankend einsteckte.

„Wie gesagt, ich hätte Ihnen gern erfreulichere Nachrichten —" entschuldigte er noch im Hinausgehen.

Sie zerriß ihr Taschentuch und biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Das Kellnermitleid war ihr die grässlichste Marter, die sie je erlitten. O warum, warum war sie gekommen, so Scheußliches zu erleben!

Sie fiel in den Stuhl zurück, verbarg ihr Gesicht und schluchzte. Es war, als wäre ihr der Gatte eben erst entrissen worden. Sie hatte ihn nie so geliebt. Und er hing sich an dies rothaufgezäumte, auffallende Weib, dessen bloße Erscheinung das Zartgefühl Veras verletzte! Er suchte in offenkundigem Bruch des göttlichen Gebotes Raffinement des Genusses! Wo zeigte sich da eine Spur von Bekehrungsmöglichkeit, ein Ermatten in sündhafter Frivolität, ein Schimmer jener Erleuchtung, die, so hatte sie gehofft, den Gatten einst zurück in ihre Arme führen sollte!? —

Nein, sie hatte sich abermals geirrt, ihr Hoffen war ein voreiliges gewesen, das Ende ihrer Prüfung noch nicht gekommen. Es war an der Zeit, den fruchtlosen Versuch aufzugeben, von hier zu enteilen, damit nicht noch eine Schwätzerei dieses Antoine, dessen Schweigen sie wohl bezahlen, aber nicht erbitten können, sie der Verachtung des Ungetreuen, vielleicht dem Spott seiner Maitresse aussetze. Sie musste, sie wollte fort.

Mit dem Entschluß kam ihr eine gewisse Festigkeit der Haltung wieder, sodaß sie, als nach einiger Zeit zu Tische gerufen wurde, ins Speisezimmer hinabging, dort mit Kathina und Hermione sich zum Mahl niederzusetzen.

Dies war indessen kaum geschehen, als ein Geräusch an der Hausthür vernehmbar wurde, und Hermione aufsprang, zu sehen, wer da sei. Man hörte ihre frohe Stimme im Vorzimmer den Vater begrüßen, sich dann aber in einem ziemlich verlegnen Murmeln verlieren, und gleich darauf trat Herr Andrikos mit heiterm Gesicht an ihrer Hand zu den Damen ein, begrüßte seine Frau herzlich, reichte Miß Lee die Rechte und wandte sich dann zurück, um einem andern Besucher durch die offengebliebene Thür heranzuwinken, der draußen zu zögern schien.

„Kommen Sie nur, kommen Sie nur, Monsieur Rowland," rief er mehrmals, „es ist Platz genug am Tische auch für Sie," und als nun die zwei sitzenden Damen, erstaunt darüber, einen Unbekannten in so vertraulicher Art zu ihnen hereingenöthigt zu sehen, mit einer gewissen Spannung nach dem Thürvorhange blickten, und Hermione, welche die Ueberraschung, deren Spuren noch auf ihren Wangen flammten, bereits hinter sich hatte, den Blick abwendete, zeigte sich auf der Schwelle in etwas gedrückter Haltung der amerikanische Tourist, Mr. Smith, der, ohne ein Wort zu sagen, der Frau vom Hause und dann Madame Ranzoff eine Verbeugung machte.

Der Konsul weidete sich einen Augenblick mit harmloser Schadenfreude an der Verlegenheit aller Anwesenden und sagte dann mit großer Lebendigkeit zu seiner Frau:

„Wenn Dir an meiner Existenz nur das mindeste gelegen ist, Kathina, so bist Du, so zu sagen, verpflichtet, Herrn Rowland ganz besonders herzlich willkommen zu heißen; denn er hat mir vor wenigen Tagen aus einer sehr bänglichen Lage geholfen."

Den verwunderten Blicken und Worten entsprechend, begann nun Andrikos, nachdem er Rowland zu einem Platze verholfen, und sich selbst zwischen Kathina und Hermione gesetzt, die Erzählung seines Abenteuers, nach deren Ende seine Frau und Tochter natürlich nicht umhin konnten, dem Retter ihren wärmsten Dank auszusprechen.

„Es versteht sich," fuhr Herr Andrikos dann fort, der mit einer erstaunlichen Selbstständigkeit auftrat, als hätte Rowlands Gegenwart ihm Sicherheit gegeben, „daß von der kleinen Differenz, welche zwischen Euch und Mr. Smith an Bord des Cambodge vorgefallen, und deren mein junger Freund zuerst gegen mich erwähnt, nie mehr die Rede sein darf. In Zeiten, wie die unsrigen, wo alles drunter und drüber geht, muß man sich wenigstens im Familien- und Freundeskreise die Harmonie zu erhalten suchen. Meinen Sie nicht auch, Miß Lee?"

Vera hatte bisher wie auf Kohlen gesessen. Als sie, Kathina's Drängen folgend, die Rolle der englischen Erzieherin übernahm, war es ihr nie in den Sinn gekommen, daß außer Yuvan einer der andern Passagiere in das Haus ihrer Freundin kommen, und sie dort unter fremdem Namen wiederfinden könne. Nun musste dieser Smith-Rowland plötzlich auftauchen, der vielleicht nichts Besseres verlangte, als seine Nationalfeindin vor Andrikos, in dessen Haus sie sich eingeschlichen, bloßzustellen! Angstvoll flog ihr blasses Auge zu dem Engländer an ihrer Seite,

um zu entdecken, welchen Eindruck die Anrede des Konsuls auf ihn machen werde. Auch Kathina und selbst Hermione richteten in dem nämlichen Moment lange Blicke auf Rowland, der sofort begriff, was von ihm gefürchtet werde, und sich beeilte, die Besorgniß der Damen zu zerstreuen und dabei zugleich Frau Ranzoff der Antwort zu entheben, die ihr sichtlich schwer wurde.

„Wenn die Damen,“ sagte er mit bittender Stimme, „geneigt sein sollten, zu vergessen, womit Smith sich versündigt, wird Rowland gewiß keinen Anstoß zur Klage mehr geben. Daß Sie jenen unliebenswürdigen Yankee überhaupt kennen lernten, hängt mit den verwickelten Zeitumständen zusammen, deren Herr Andrikos eben erwähnte. Der Offizier von Ihrer Majestät Schiff Alexandra hat ungern genug jene Maske getragen. Aber Sie werden mir zugestehen, meine Damen, daß es Verhältnisse gibt, welche die Annahme eines falschen Namens rechtfertigen.“

Er machte seine Anspielung mit so humoristischem, doppelsinnigem Pathos, daß die Beunruhigung Veras und ihrer Mitwisserinnen sofort ein Ende nahm. Kathina erinnerte sich, daß sie, während Rowland den Hafen durchschwamm, Ohrenzeugin eines kurzen Gespräches St. Renés und jenes Mannes, den sie unter dem Namen Clausel kannte, gewesen und verstand, daß der Engländer nicht ohne Grund Vorsichtsmaßregeln gegen seine Antagonisten ergriffen hatte. So peinlich sie es empfand, einen Mann als Gast bei sich zu sehen, der, woran kein Zweifel, an den letzten, erfolgreichen Schachzügen brittischer Politik gegen ihr geliebtes Czarenreich thatsächlich betheiligt gewesen, so milderte doch der Gedanke seiner persönlichen Gegnerschaft zu dem Verhaßten ihre Verstimmung, und wenn sie vollends sich nun gar vergegenwärtigte, daß Rowland ihr das Leben ihres Mannes erhalten, so überkam sie eine freudige Rührung, eine dankbare Wallung, deren sie sich fast schämte; denn sie wollte sich nicht eingestehen, daß Andrikos ihr etwas sei und sein Dasein in dem ihren mitzähle. Hermione, durch keine angekünstelte Herzenshärte behindert, überließ sich mit voller Freudigkeit der wohlthuenden Empfindung, welche die erneute Annäherung des Engländers, unter dem bedeutsamen Titel des Retters ihres geliebten Vaters, in ihr erregte. Daß ihre Vermuthungen in Bezug auf seine politische Mission richtig gewesen, wie indirekt aus seinen Worten hervorging, machte sie ganz stolz auf ihren Scharfsinn, und die Genugthuung, welche sie schon damals, als er ihr seinen wahren Namen verrieth, darüber empfunden, daß sie Mitwisserin eines wichtigen Geheimnisses sei, steigerte sich noch durch das Bewußtsein, es treu bewahrt zu haben und offenbarte sich, ihr unbewußt, in der Lebhaftigkeit, mit welcher sie, während des Mahles, an den Gesprächen theilnahm.

Man war im Begriff sich zu erheben, als ein abermaliges Klopfen an der äußern Thür vermuthen ließ, daß noch verspätete Mittagsgäste eintreffen würden. Die Dame des Hauses sah sich etwas erstaunt um, denn sie hatte in den letzten Monaten so absichtlich alle Beziehungen zu ihren perotischen Bekannten vernachlässigt, daß ein unangemeldeter, zwangloser Besuch von einem derselben gar nicht zu ihren Berechnungen stimmte; ihr blieb aber wenig Zeit, Vermuthungen anzustellen, denn schon blickte durch die halbgeöffnete Thür das lächelnde, blühende Gesicht ihrer liebenswürdigen Antagonistin, Frau Glünar, und als sich alle Anwesenden von ihren Sitzen erhoben, stand sie bereits vor ihnen, theilte Händedrücke und Begrüßungen an die Wirthe aus und nahm ohne Umstände Platz, mit der Bitte um einen Bissen Brot, da sie vor Hunger sterbe.

Andrikos beeilte sich, seine Tochter und ihre Erzieherin, Miß Lee, vorzustellen, obwohl die letztere nicht eben geneigt schien, sich dieser Formalität zu unterziehen. Frau Glünar streifte die bleiche, aber distinguirte Erscheinung nur mit geringschätzigem Hochmuth, war aber sichtlich betroffen von dem Jugendreiz der schönen Hermione. Vielsagend flog ihr Blick von dem Mädchen sofort auf den

Engländer, den sie so unerwartet in diesem Kreise heimisch fand. So bedeutsam war der Gedankenstrich, den ihr scharfes Auge von einem zum andern zog, daß sowohl Rowland als Fräulein Andrikos verlegen wurden, während Kathina, dem stummen Spiel zu steuern, eilig ein Gespräch vom Zaun brach, das die Pause vor dem Erscheinen eines neuen, improvisirten Frühstücks ausfüllen sollte.

„Mein Mann sagte mir, daß Sie zweimal in unserm Stadthause gewesen, seit ich auf die Insel gezogen bin."

„Ja, ich wollte Sie durchaus sprechen. Auch heute gilt mein Besuch Ihnen, Ihnen allein," entgegnete die schöne Frau mit herausforderndem Blick auf die Herren.

„Wenn es so ist, wollen wir uns doch die unberufenen Zeugen schnell vom Halse schaffen," sagte Frau Andrikos. „Willst Du nicht, Andrikos, Herrn Rowland den Garten zeigen? Miß Lee macht gewiß statt meiner gern die Honneurs."

Die Fortgeschickten ließen sich den Dispens nicht zweimal geben und zogen sich rasch zurück; Kathina nahm gegenüber Frau Glünar Platz, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, wie es ihre Art war, wenn sie aufmerksam zuhören wollte, und fragte:

„Was haben Sie mir denn zu sagen?"

„O vielerlei. Erst meinen Dank für den mir überlassnen Kroaten."

„Sind Sie mit Yuvan zufrieden?"

„Er nimmt sich in seinem neuen Kostüm ausgezeichnet aus."

„Arbeitet er denn ordentlich? Mir schien der Bursche immer etwas träge."

„Ach, bei uns hat er eigentlich nichts zu thun. Wir haben so viele Leute. Er begleitet mich auf Ausgängen, wie heute, und spielt mit Martha. Sie wissen, mein armer Engel hat an den Masern, ach so sehr gelitten. Das liebe Gesichtchen ist noch viel blässer geworden, soll ganz geisterhaft —"

„Soll?" fragte Frau Andrikos scharf.

„Ich meine, es sieht ganz geisterhaft aus. Ich habe mein Boudoir nach oben, in die Nähe des Krankenzimmers verlegt, um jeden Augenblick bei meinem Kindchen sein zu können. Ach, die süßen Augen dürfen das Licht noch nicht sehen! Der Arzt ist so streng. Nun langweilt sie sich und weint so viel."

„Das wird heute ein schlimmer Tag für Martha sein," bemerkte trocken Kathina.

„Sie haben ganz Recht. Nur die äußerste Nothwendigkeit trieb mich von ihrem Krankenlager. Sie soll, sobald sie genesen, aufs Land. Das milde Klima der Prinzeninsel wird ihr zusagen. Ich kam, eine bescheidene Wohnung zu suchen, um da ganz still meinem Herzblatt leben zu können."

Frau Andrikos sah nicht grade erfreut aus über die Aussicht, die zärtliche Mutter auf Prinkipo angesiedelt zu wissen. Sie sagte jedoch:

„Oben im Hügeldorf sind, glaube ich, noch ein paar kleine Häuser mit Gärten frei."

„Ach nein, ich finde es hübscher am Meer. Das arme Kind muß doch etwas zu sehen bekommen von dem Leben und Treiben auf der Insel, das dieses Jahr so glänzend zu werden verspricht. Ich habe soeben die Villa nebenan gemiethet."

„Wie, die geräumigste der Insel, deren Besitzer auf Reisen?"

„Dieselbe. Der Mann verlangt einen unverschämten Preis. Aber Glünar wird die Hand öffnen müssen. Es ist ja für sein einziges Kind."

Kathina schwieg. Vom Nachbarhause schied das ihrige nur eine niedrige Gartenhecke; sie musste also darauf gefasst sein, Monate lang in förmlicher Intimität mit der ihr so Unsympathischen zu leben! Dazu rückte dann auch Yuvan, der um Veras willen entfernt worden, dieser wieder ganz nahe und konnte Verrath an

ihr begehen. Frau Andrikos verbarg nur mühsam den unbehaglichen Eindruck, den sie empfing; die Besucherin aber schien wenig daran zu denken, ob ihre Mittheilungen angenehm oder unangenehm berührten, sie fuhr nach kurzer Pause fort:

„Was werden Sie sagen, beste Frau Andrikos, wenn ich Ihnen jetzt ein Geständniß mache, das mich Ihnen geistig eben so sehr nähern muß, als die Nachbarschaft unsrer Sommerwohnungen körperlich!“

„Ich werde sagen, die Gegensätze berühren sich,“ lachte Kathina herb.

„Um zu verschmelzen,“ beschönigte die Banquiersfrau. „Wo soll ich beginnen, Ihnen die Wandlung zu schildern, welche meine politischen Sympathien in letzter Zeit erfahren! Wenn ich zurückdenke, wird es mir klar, daß Ihre Begeisterung auf jener Matinée mir zuerst die Ahnung aufgehen ließ, welch ein unendlicher Reichthum an Leidenschaft und Poesie in der slavischen Nation verborgen! Ich fühlte mich damals beschämt, auf Seite der kalten, geldstolzen Britten zu stehen, während Sie mit so köstlichem Freimuth für die unglücklichen Russen eintraten. Seitdem hat mich das Slaventhum in seinen Bannkreis gezogen. Ich habe meinen Salon den russischen Helden geöffnet. Sie theilen den Eingekerkerten Liebesgaben aus, ich zeige den Freien ein gastliches Asyl.“

„Erlauben Sie,“ unterbrach Kathina ziemlich scharf, „wer sagt Ihnen, daß ich Verbindungen mit den Gefangnen unterhalte? Ich muß das in Abrede stellen.“

„Aber, liebste Frau Andrikos, Sie werden mir doch kein Hehl daraus machen. Ich theile ja vollständig Ihre Ansichten. Zudem kann ich Ihnen vielleicht helfen, den Unglücklichen Beistand zu spenden.“

„Wie meinen Sie das?“

„Im Vertrauen gesagt, es befindet sich ein russischer Unterhändler hier, der wegen Auswechslung der Gefangnen mit der Pforte verkehrt. Man legt ihm so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er noch nicht einmal seine Landsleute hat sehen können. Und doch besitzt er reiche Mittel, ihnen Erleichterungen zukommen zu lassen. Was könnte Ihnen nun erwünschter sein, als ihm die Wege dazu zu ebnen!“

„Sie meinen, was könnte ihm — wie heißt der Herr? — erwünschter sein, als sie sich ebnen zu lassen!“

„Sie scherzen. Es handelt sich nur um das Wohl der armen Gefangnen. Fürst Woronzoff, ein echter Kavalier, verfolgt die humansten, unpolitischsten Zwecke.“

„Hat der Fürst Sie beauftragt, mich um meine Vermittlung anzugehen?“

Frau Glünar zuckte zurück. „Er kommt zuweilen zu mir,“ sagte sie dann, „ein wenig öfter als er sollte; aber diese Slaven fangen leider so leicht Feuer. Ich sprach ihm einst von meiner Verbindung mit Ihnen, erzählte von Ihrer kühnen musikalischen Propaganda für das Slaventhum. Er war entzückt. ‚Diese edle Frau wird nicht anstehen, für unsre unglücklichen Brüder etwas zu wagen, sagte er mir. Eilen Sie zu ihr, bitten Sie sie in meinem Namen, in des Fürsten Woronzoff Namen, um ihren Beistand!‘ Wie finden Sie dieses übersprudelnde Vertrauen? Echt slavisch, nicht wahr?“

„Ich würde vorziehen,“ bemerkte Kathina, „seinen Ausdruck direkt zu vernehmen.“

„Sie meinen?“ Frau Glünar schlug unwillkürlich die Hände zusammen, daß die silberne Gabel, mit der sie aß, auf den Teller fiel.

„Ich meine, daß der Fürst Woronzoff, wenn er meiner Hilfe bedarf, sich persönlich an mich wenden soll,“ entgegnete Kathina sehr ruhig.

„Der Fürst Woronzoff — — —?“

„Derselbe, der bei Ihnen aus- und eingeht.“

Die schöne Frau warf ihrem Gegenüber einen unbeschreiblichen Blick zu.

O Verblendung der Plebejerin, sich mit ihr auf eine Stufe stellen zu wollen! Und das Schlimmste war, daß Ida gar nicht einmal wagte, Woronzoff die kecke Antwort mitzutheilen, die zu erlangen sie sich nicht eben beeilt; denn nichts wäre ihr ungelegener gewesen, als eine schnelle Beendigung seiner Mission. Sie wollte den vornehmen Verehrer noch festhalten, obwohl er ihr das Leben nicht eben angenehm machte, denn sie bedurfte seines Namens mehr als je. Zudem verlangte es sie, ihm einmal wenigstens ihre diplomatische Begabung darzuthun, den Spott und Hohn, mit dem er ihre jeweiligen politischen Zuflüsterungen empfing, zu Schanden zu machen. Ein Scheitern der Unterhandlungen, zu denen sie sich erboten, durfte sie keinesfalls eingestehen.

„Ich fürchte, der übergroße Stolz des Fürsten wird einem solchen Arrangement widerstreben," entgegnete sie mit leisem Seufzer. „Seine Intimität mit unserm Hause gründet sich auf unsern gemeinsamen aristokratischen Ursprung."

„Mir liegt nichts ferner," sagte Kathina, „als nach ähnlichen Beziehungen zu streben, wie die, welche Sie mit dem vornehmen Fremden unterhalten. Nicht der gesellschaftliche Rapport mit dem Fürsten, der persönliche mit dem Unterhändler schien mir nothwendig. Indessen verzichte ich mit Leichtigkeit darauf. — Ist es Ihnen gefällig, jetzt mit mir den Andern in den Garten zu folgen?"

Frau Glünar wusste, daß es vergebliche Mühe gewesen wäre, das von Kathina abgebrochne Gesprächsthema heute wieder aufzunehmen. Sie erhob sich daher und begab sich mit der Wirthin in den Garten, wo man die Gesellschaft fand. Miß Lee stand etwas abseits und trat, sobald sie die Kommenden gewahrte, noch mehr in den Hintergrund. Kathina bemerkte es und ging ihr nach, während Frau Glünar auf französisch mit Rowland, der darin große Fortschritte gemacht, ein Gespräch begann.

„Was fehlt Dir, Vera," fragte Frau Andrikos die niedergeschlagne Freundin. „Seit diesem Morgen bist Du ganz verändert."

„Ich habe mich entschlossen," entgegnete die Russin mit zitternder Stimme, „Constantinopel zu verlassen."

„Wie?" rief Kathina mit gemischtem Gefühl. „So ganz entmuthigt?"

„Insofern wenigstens," antwortete gepresst die andre, „als ich eingesehen, daß jedes Eingreifen in mein Geschick verfrüht wäre."

„Vera," rief Kathina. „Brich mit dem unseligen Hoffen!"

„Ich kann nicht," entgegnete resignirt die Russin. „Gegen eine Naturnothwendigkeit ringt man nicht. Und eine solche elementare Kraft ist das übermächtige Gefühl in mir, das alle Vernunft- und Willensschranken fortschwemmt."

Kathina schwieg einen Augenblick. „Ich lasse Dich ungern," sagte sie dann, „und doch wird mein Haus bald nicht mehr geeignet sein, Dich sicher zu verbergen. Frau Glünar sagte mir eben, daß sie die Villa nebenan, die fast unter Deinen Fenstern liegt, gemiethet und nächstens dorthin übersiedelt. Der Troß ihrer neuen russischen Verehrer wird nicht verfehlen, ihr zu folgen; sie selbst sprach mir von ihrer Intimität mit einem Fürsten Woronzoff."

Vera stand eine Zeit lang mit angehaltnem Athem. Dann sagte sie: „Gedenkst Du, meine Landsleute auch bei Dir gastlich aufzunehmen?"

„Nein," entgegnete Kathina entschieden. „Ich möchte Hermione nicht ihren Galanterien aussetzen, das Kind vielmehr noch ein wenig länger die kühle Morgendämmerung im eignen Gemüth genießen lassen, welche dem Erscheinen der Sonnengluth voraufgeht."

Vera blickte erstaunt. „Hast Du denn nicht bemerkt, daß sie diesen Rowland schon liebt?"

Kathina fuhr zurück. „Unmöglich! Ein Mensch ohne alle äußern Vorzüge,

von keinen hervorragenden Geistesgaben! Womit könnte er ihr junges Herz bestochen haben?"

„Er hat es nicht bestochen, er hat es gewonnen," entgegnete Vera zuversichtlich. „Hermione ist keine leidenschaftliche Natur, wie Du, die ein Sturmwind fortwirbelte; keine hinschmelzende wie ich, welche sich von unaufhaltsamer Strömung in die Weite tragen ließe. Sie steht fest auf der Basis ihrer Grundsätze, den Maßstab in der Hand, den sie an den moralischen Werth eines Mannes legt, bevor sie ihn zum Freunde nimmt. Des Engländers trockne, kühle Bravheit berührt sie sympathischer, als es die hinreißendste Vereinigung von Schönheit und Geist bei einem fragwürdigen Charakter könnten."

„Wenn es so ist, würde ich sie beklagen," entgegnete Kathina, „denn weder ihr Vater noch die Verwandten ihrer Mutter werden gestatten, daß sie sich mit einem Manne verbindet, der nicht ihres Glaubens ist."

„Du überraschest mich," rief Vera. „Wie, Dein Mann, der unentschlossne schwanke de Gelehrte, könnte den Wünschen der Tochter ernstlich widerstreben?"

„Jawohl und zwar, weil er es viel schwerer finden würde, der öffentlichen Meinung, den Ansprüchen seiner Kirche entgegenzutreten, als den Bitten des Mädchens."

Vera wollte etwas erwidern; doch die beiden Damen, welche sich dem Hause genähert, sahen eben Yuvan ihnen entgegenkommen. Die Russin wandte sich daher in einen bedeckten Seitengang und ließ Kathina dem Begegnen allein standhalten.

„Madame," sagte der Kroat, sich vor der früheren Gebieterin verneigend. „Yuvan ist sehr glücklich, seine rechte Herrin wiederzusehn."

„Ich hoffe, es geht Dir gut bei Glünars," meinte sie zerstreut.

„Die neue Madame ist sehr gut — zu gut," sagte Yuvan kopfschüttelnd. „Yuvan ist faul wie ein Hund. Und sie ist immer zufrieden. Aber er vergißt seine Wohlthäterin nicht und möchte ihre Güte vergelten. Wenn Madame wünscht, daß der Inglis, der sie gekränkt, noch einmal ins Wasser fallen soll und ganz tief, so sage sie es nur."

„Was meinst Du, Mensch!" fragte Kathina plötzlich scharf. „Hast Du etwa Herrn Rowland mit Absicht ins Meer gestürzt?"

„Der schöne junge Herr, der slavisch sprach, versicherte mir doch, daß Madame den Inglis hasse," sagte der Kroat betroffen.

„Was sagst Du!" rief Kathina empört, der es nun zur Gewißheit wurde, daß St. René der Urheber des Unfalls gewesen, welcher Rowland betroffen, und die mit Erstaunen erkannte, daß der Listige die Ungebührlichkeit, welche sich der vermeintliche Amerikaner gegen den Namen ihrer Tochter erlaubt, dazu benutzt, ihn in eine gefährliche Lage zu bringen, mit unverhehlter Entrüstung.

„Yuvan hat wohl eine Dummheit gemacht?" sagte der Kroat mit kläglicher Stimme.

„Eine Schlechtigkeit hast Du begangen," zürnte sie. „Wie, wenn der erste Beste Dir Mordbefehle giebt, führst Du sie aus, Mensch?! Geh, ich mag von Dir nichts mehr wissen."

„Madame," winselte er, „Yuvan will nur noch seine eignen Feinde tödten, er schwört es bei allen Heiligen. Verzeihe ihm nur!"

„Du bist ein Thier," gab sie ihm zur Antwort, „und man kann mit Dir nicht rechten. Damit Du aber siehst, wie thöricht Du gethan, als Du jenem Herrn folgtest, wisse, daß der Inglis, den Du für meinen Feind hältst, ein Freund unsres Hauses geworden, daß er Herrn Andrikos aus großer Gefahr gerettet, daß wir alle ihm Dankbarkeit schulden."

„Madame," schrie Juvan, „ich will vor ihm auf Knien rutschen, daß er mir verzeihen soll."

„Alberner Bursche, er ahnt wohl gar nicht, daß Du absichtlich auf ihn gefallen bist. Lass' ihn in Ruhe, das wird das Beste sein."

Der Kroat wischte sich die großen Tropfen aus den heißen, dunkeln Augen. Er schluchzte wie ein Kind und haschte nach Kathinas Kleidsaum, ihn an die Lippen zu drücken. Sie wandte sich eben ab, um zu der Gesellschaft zurückzukehren, als ihr die Banquiersfrau, die leise herangekommen war, plötzlich gegenübertrat.

Frau Andrikos, durchaus unbefangen, vermochte den stechenden Blick nicht zu deuten, mit dem ihre schöne Feindin sie maß; sie sagte daher sehr ruhig:

„Brechen Sie schon auf, Frau Glünar?"

„Ja," entgegnete diese, „ich muß rasch nach der Stadt zurückkehren, um meine Martha bald zu umarmen. Auf Wiedersehn also, und gute Nachbarschaft!"

„Leben Sie wohl," sagte Frau Andrikos kurz und gab ihr das Geleit bis zur Gartenthür. Die schöne Besucherin entfernte sich etwas erregt, von ihrem Leibdiener gefolgt, der bald, in der eitlen Befriedigung über die ihm nachgaffenden Leute, seinen vorherigen Kummer vergaß und nur noch an seine schmucke Tracht und seinen schönen Schnurrbart dachte. Frau Glünar war sehr unangenehm von der leidenschaftlichen Ergebenheit betroffen gewesen, welche der Kroat für seine frühere Herrin vor ihren Augen an den Tag gelegt. Der Halbwilde sollte ihr alleiniges Geschöpf sein, ihr blind und sklavisch gehorchen, mit hündischer Treue an ihr hängen. Sie hatte Mühe, bis zur Rückkehr nach Hause zu warten, um den Leibdiener wegen jener Scene zur Rede zu stellen.

Als sie aber nur das Vestibül ihrer Stadtwohnung betrat, wurde sie auch schon gewahr, daß in ihrem Hause ungewöhnliche Aufregung herrsche. Die Dienstboten rannten mit geschäftigen Mienen umher und ein paar Commis warteten in der Nähe des Arbeitskabinettes ihres Mannes. Ohne Weiteres eilte Frau Glünar zu ihm, nach dem Grunde der auffallenden Unruhe zu fragen.

„Was giebt es?" war ihr erstes Wort an den Banquier, der vor seinem Schreibtische saß und Papiere sichtete.

„Meine liebe Ida," sagte er, rasch aufstehend und sie bei der Hand ergreifend, „ich bin gezwungen, sehr plötzlich zu verreisen."

„Wohin?" rief sie erschrocken.

Er besann sich einen Augenblick, ob er antworten solle.

„Mußt Du fliehen?" rief sie, dicht an ihn herantretend. „Bist Du bankrott?"

Er lachte herzlich und zog sie seine Arme.

„Liebstes Herz," sagte er mit zärtlichem Ton und küßte beruhigend ihre Stirn. „Darüber sei halt ganz ruhig. Meine Lage ist brillant und wird durch diese Reise nur vortheilhafter werden. Ich darf Dir nicht mehr darüber sagen."

„Wie?" rief sie, sich seinen Armen entwindend, mit Empfindlichkeit. „So willst Du mich abspeisen? Soll ich mit dem kranken Kinde hier in Angst und Noth zurückbleiben, Deinen Namen verdächtigen hören und nicht im Stande sein, meine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft zu behaupten?"

„Beste Ida," rief er, „was für Gespenster siehst Du! Kein Mensch wird daran denken, mich für einen Ausreißer zu halten; eine Geschäftsreise nach Paris wird halt als Grund meiner Abwesenheit für die Leute genügen."

„Sie ist es aber nicht," sagte Frau Glünar mit Bestimmtheit. „Du hast etwas andres vor und willst es mir verschweigen."

„Ich muß, mein Herz, es ist nichts für Frauen."

„Wie sprichst Du nur! Bin ich ein gewöhnliches Weib, dem man Geheimnisse vorzuenthalten braucht? — Und wäre es die gewagteste Spekulation, der ungeheuerste Schwindel — — —"

„Es ist nichts der Art," sagte er etwas kleinlaut. „Vielmehr, — doch Ida, was ich Dir andeuten will, ist von einer Wichtigkeit, die Du vielleicht nicht einmal begreifen kannst."

Sie zuckte die Achseln und wandte sich stumm zur Thür.

„Nein bleibe," bat er, zog sie in die Sophaecke, neigte sich über ihre Schulter und flüsterte ihr ins Ohr: „Du sollst die geheime Mission kennen, welche die Pforte mir an des Foreign Office —". Seine Stimme verlor sich in undeutlichem Wispern. Die schöne Frau lauschte gespannt, athemlos. Die Röthe der Erregung kam und ging auf ihren Wangen. Er küßte Ida, als er geendet, auf den vollen Mund, als wolle er ihn versiegeln, und sagte dann lauter:

„Du weißt nun alles und kannst halt ruhig sein. Widme Dich Martha, während ich fort bin. Die Zeit der Ansteckungsgefahr ist vorüber. Eben hat die barmherzige Schwester unser Haus verlassen. Martha braucht nur noch Schonung für ihre Augen und stete Aufsicht. Versprich mir halt, liebstes Herz, daß es ihr an nichts fehlen soll."

„Ich habe heute das Haus auf Prinkipo gemiethet, wo sie sich erholen soll. Es ist zwar etwas theuer —."

„Was macht das, ich bitte Dich! Wie gut von Dir, an das Kind zu denken! Doch, beste Ida, sollte nicht der Aufenthalt dort in diesem Sommer zu geräuschvoll sein?"

„Nicht doch, Martha braucht Zerstreuung."

„Ganz recht, wie Du meinst. Ich muß gleich fort und die Nacht in Therapia auf der Botschaft zu bringen. Morgen gehe ich dann von dort aufs Odessaschiff. Es ist ein Spaß, daß ich durch Rußland reise. Ja, wenn die Herren Moskowiten ahnten!" — Er lachte heiter. — „Du empfiehlst mich wohl dem Fürsten. Ein charmanter Mann! Da fällt mir ein, daß Mr. Rowland Deine Briefe an mich abholen kann und Dir meine bringen, die im Felleisen des englischen Couriers am sichersten reisen. Mit der gewöhnlichen Post kannst Du inhaltlose Zeilen nach Paris, poste restante, an mich adressiren. Doch nun leb wohl, mein Engel. Bei Martha war ich schon. Willst Du meinen Koffer packen lassen, während ich noch Einiges ordne, bis der Wagen kommt?"

Er begleitete sie zärtlich bis zur Thür und hörte, daß sie draußen Yuvan zu Martha sandte und das Kammermädchen herunterrufen ließ, das Gepäck des Herrn zu ordnen. Nach einer halben Stunde konnte Glünar den geschlossnen Wagen besteigen, welcher bei völliger Dunkelheit erst in Therapia anlangen sollte.

Die ganze Angelegenheit, obwohl seit einigen Wochen vorbereitet und in den leitenden englischen und türkischen Kreisen mit Eifer betrieben, war doch in den allerletzten Tagen erst so weit gereift, daß Glünars ge'eime Sendung nach London beschlossen worden, um in unverdächtiger Weise den finanziellen Theil einer Abmachung zwischen beiden Regierungen zu fördern, deren Entdeckung durch russische Spione man um jeden Preis vermeiden wollte. Der Banquier hatte die Mission um so lieber übernommen, als seine Mitwissenschaft eines so wichtigen, politischen Geheimnisses ihm die Vorderhand in einer großartigen Spekulation sicherte, die ihm, nach bescheidner Schätzung, etwa 100% Gewinn bringen sollte.

Die junge Frau war gescheut genug einzusehen, welch ungeheure Vortheile für ihre pekuniäre Lage aus dem Erfolge von Glünars Unternehmen erwachsen mussten, und sie empfand sich in den Minuten ruhiger Ueberlegung, welche ihres Mannes Abreise folgten, in der That vollständig als seine Bundesgenossin. Dies Geheimniß, das wusste sie recht wohl, würde sie Woronzoff nicht verrathen; mochte er immerhin ihre diplomatische Harmlosigkeit fortan belächeln; der politische Trumpf, von England ausgespielt, der Frau Glünar zur Millionärin machen sollte, würde

ihr die ersehnte Revanche an seiner sardonischen Laune bringen. Sie dachte heute nicht eben zärtlich an den fürstlichen Verehrer. Er war doch schließlich gar zu unliebenswürdig mit seinen Tyrannenlaunen. Ein reifer Mann, wie er, hätte entschieden noch ein gut Theil Anbetung und Ergebenheit draufgeben müssen, um den Vorzug, der ihn über jugendlichere Rivalen erhob, zu rechtfertigen; statt dessen geberdete er sich als Autokrat im Liebesreiche, da es doch an Prätendenten nicht fehlte, um derentwillen man ihn leicht hätte depossediren können. Ja wäre der Titel nicht gewesen, hätte Frau Glünar nicht grade jetzt Reklame mit ihrem aristokratischen Geschmack machen wollen! — — —

Sie dachte es im Vollgefühl ihrer durch des Banquiers Abreise noch erhöhten häuslichen Unabhängigkeit, indem sie die Treppen zu dem lauschigen Boudoir hinaufstieg, daß sie sich im dritten Stock hatte einrichten lassen. Sie hatte die bunte Jacke und den rothbekränzten Hut nach der Rückkehr ins Haus noch nicht abgelegt und begab sich in voller Toilette in das reizende Gemach, auf dessen Fenstern, als sie eintrat, die Strahlen der untergehenden Sonne goldglühend blitzten. Sie wandte die Augen geblendet ab, trat an eine Nebenthür und drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel, die in Marthas Zimmer führte.

Die Thür ging auf und Juvan trat ein.

„Madame, das kleine Fräulein ist allein."

„Lasst sie ein wenig schlafen, Juvan, und hilf mir, bitte, den Paletot ausziehen, Jeanne ist noch unten."

Er fasste mit ungeschickten Fingern das Gewebe, daß sie ihm, sich windend und schmiegend, in die Hände glitt. Plötzlich fragte sie ihn, Aug in Auge:

„Was hast Du mit Frau Andrikos, Juvan. Warst Du ihr Liebster?"

„Madame," schrie der Mensch wild erglühend. „Beschimpfe die Heilige nicht, die mein Leben rettete!"

„Beschimpfen! — Denkst Du so gering von Dir?"

Er taumelte zurück. Sie setzte sich lächelnd in einen Fauteuil und streckte den zierlichen Fuß vor.

„Zieh mir den Schuh aus, Juvan, er drückt mich."

Er lag vor ihr auf den Knien, fast blödsinnig vor Schreck und Scham. Da lachte sie und neigte sich tiefer zu ihm. Die goldnen Sonnenstrahlen umwoben das zarte Gesicht so glühend, daß man hätte glauben sollen, die Wangen errötheten. Das war eben nur Schein. — — — —

Die Nebenthür öffnete sich leise, und wie aus schwarzem Verließ trat eine winzige Gestalt in weißem Nachtkleidchen in das Strahlenmeer und starrte mit weit aufgerissnen Augen auf die unverstandne Gruppe. Dann fuhren die blassen Händchen über die Stirn, es zuckte in dem schmalen, blassen Gesicht, und eine feine Stimme klagte:

„Mama, warum küssest Du Martha nicht auch zur Gutenacht? — Das Feuer ist ja ausgegangen — — es ist ganz finster!" — — — —

IX.

Im großen Hotel in Prinkipo hatten im Monat Juni an einem Sonntage die russischen Offiziere, welche in mehreren Dampfern von San Stefano hinüber gekommen waren, ein geräuschvolles Fest gegeben. Das Diner im reichbeflaggten, von subtropischer Pflanzenpracht erfüllten Garten war unter Gläserklang, Pfropfenknallen und rauschender Musik lustig vorübergegangen; am Abend hatten Illumination und Feuerwerke, lebhafte Unterhaltung der militärischen Festgeber mit eingeladnen Gästen und ausgelassner, auf einem Rasenplatz improvisirter Tanz die Zeit vorüberfliegen lassen; lange nach Mitternacht erst beförderten zahlreiche Schiffe und Barken die aufs Höchste angeregten, berauschten Slaven nach San Stefano

zurück. Einzelne, mit längerem Urlaub versehen, blieben im Hotel über Nacht, wo für Quartier gesorgt worden. Unter diesem befand sich Meritscheff, der, nachdem der Großfürst ihn nach seiner Sendung an Suleiman Pascha, — welche insofern erfolglos gewesen, als die Abmachung, die den russischen Truppen die Linien von Bulair überlieferte, erst im Lager eingetroffen war, nachdem die englische Flotte bereits die Dardanellen durchschifft, — sehr ungnädig empfangen, seiner Adjutantenstellung im Hauptquartier enthoben und in ein hinter San Stefano in der Nähe von Kutschuck Tschekmedje am Ufer des Marmarameers lagerndes Regiment versetzt worden war. Unter Totlebens späterem Commando war es dem jungen Grafen gelungen, den Bann der Ungnade von sich abzuschütteln, und ein erster achttägiger Urlaub wurde von ihm dazu bestimmt, nach den Strapazen des Kriegslebens in der türkischen Hauptstadt und ihren zauberhaften Umgebungen sich alle langentbehrten Genüsse zu gestatten.

Als er nach tiefem Schlaf am Morgen nach dem Festgelage erwachte und nach dem Wärter klingelte, war Meritscheff nicht wenig erstaunt, sich von diesem Herr de St. René angeredet zu hören. Die Episode seiner Fahrt auf dem Cambodge war von ihm in letzter Zeit gewaltsam in den Hintergrund seiner Gedanken gedrängt worden, hatte aber doch Spuren in seinem Gedächtniß zurückgelassen. Haß gegen den Engländer, der ihn vergewaltigt, und dessen Sturz ins Meer die Erreichung des Zieles seiner Sendung nicht beeinträchtigt hatte, war freilich das vorherrschende Gefühl, das der Graf bei jeder Rückerinnerung empfand; allein der Widerwille, der sich in ihm gegen Woronzoff, den Zeugen und Kritiker seines Fehlschlages regte, der Wunsch, dessen hochmüthige Ueberlegenheit vernichten zu können, beschäftigten ihn kaum weniger. Endlich machte sich auch die vorletzte, maßlose Eitelkeit in dem Stachel geltend, welchen der verwöhnte Frauenbesieger von seinem demüthigenden Abenteuer mit der kaltherzigen Reisegefährtin davongetragen.

Antoine ließ sich durch den Ausdruck vom Mißfallen, den sein Gruß hervorrief, übrigens nicht einschüchtern, ging vielmehr sofort in den Mittheilungston über, der ihm am geeignetsten schien, das Eis zu brechen.

„Der gnädige Herr wird entschuldigen," sagte er, „daß ich ihm meine Wenigkeit ins Gedächtniß zurückrufe; doch meine Freude und Ueberraschung, auch ihn auf dieser kleinen Insel wiederzufinden, wo die ganze Schiffsgesellschaft vom Cambodge sich zu treffen scheint, ist zu groß. Vielleicht wird es auch dem gnädigen Herrn nicht unlieb sein, von diesem oder jenem seiner einstigen Mitreisenden etwas zu vernehmen." —

„Was meint der Bursche?" fragte der Graf gähnend, aber doch schon mit einem leisen Anfluge von Interesse.

„Oh!" entgegnete dieser, „ich dachte nur daran, daß das reizende Fräulein, das so verliebt in den gnädigen Herrn war, und von der Frau Mutter so streng bewacht wurde, nicht weit von hier in einer Villa wohnt, an der die Herren Russen gern vorübergehn, in der Hoffnung, die Schönheit am Fenster zu erblicken. Der Herr Fürst Woronzoff aber hat seine gefeierte Dame im Nebenhause, wohin auch Monsieur Smitte, der aber kein Amerikaner, sondern ein Engländer ist und Rowland heißt, mehrmals in der Woche geht, freilich nur Morgens!"

„Wie?" rief der Graf. „Woronzoff ist hier?"

„Nicht immer, gnädiger Herr. Seine Hoheit hat in der Stadt ihr Absteigequartier, kommt aber zum öfteren auf ein paar Tage nach der Insel und wohnt dann hier."

„Und der Engländer?"

„O der wohnt seit einigen Wochen auf Prinkipo und zwar in einem ziem-

lich armseligen Hause am Strande; er verbringt seine Zeit hier mit Fischen und Rudern. Ich sehe ihn auch manchmal in die Villa Andrikos gehen, aber ich bin noch nicht klug daraus geworden, ob er es dort auf das schöne Fräulein abgesehen hat, oder auf die Russin."

„Was für eine Russin?" fragte Meritscheff ziemlich gleichgültig.

„Dieselbe, die wir auch an Bord hatten," entgegnete Antoine mit geheimnißvollem Ton. „Doch ich erinnere mich, sie zeigte sich nach Gallipoli gar nicht mehr außerhalb ihrer Kabine, bis wir ankamen. Der gnädige Herr kennt sie also schwerlich. Sie lebt jetzt unter falschen Namen bei den Andrikos."

„Unsinn," sagte der Offizier, dem jeder Namenswechsel bedeutsam vorkam, seitdem er mit dem Engländer kreuzweise Versteck gespielt. „Was braucht denn eine Dame? —"

„Gnädiger Herr," entgegnete der Aufwärter mit Entschiedenheit, „ich kenne Frau Ranzoff ganz genau und weiß auch, weßhalb sie sich hier verbirgt. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, will ich es Ihnen gestehen. Sie ist dem Herrn Fürsten nachgereist und passt ihm hier auf die Sprünge."

„Was Teufel!" rief Meritscheff aufspringend. „Dem Fürsten Woronzoff? Ist sie jung und schön?"

„Nicht grade jung," sagte Antoine, „aber noch recht ansehnlich. Sie ist ein wenig korpulent und hat keine frischen Farben, aber reiches blondes Haar, — ihr eignes, denn ich sah sie im Negligee, — sehr schöne Hände, ein sehr feines Benehmen." —

„Sie sahen sie im Negligee?" fragte Meritscheff neugierig. „Wie kamen Sie dazu?"

Antoine berichtete nun umständlich über seine Beziehungen zu Frau Ranzoff.

„Sie muß wohl eine verlassne Geliebte des Fürsten sein, denn ihr brach fast das Herz, als ich ihr von seinem Verhältniß mit Frau Glünar erzählte."

„Frau Glünar?" fragte der Graf. „Die hübsche Dame, die gestern so flott tanzte?"

„Jawohl, gnädiger Herr. Das wäre so eine Eroberung!"

„Lassen Sie mich lieber noch etwas von dieser seltsamen Russin hören. Wie kommt sie zu Andrikos?"

„Je nun," entgegnete Antoine, „sie muß die Dame kennen, denn als sie einander auf dem Schiff in Smyrna trafen, — Frau Ranzoff kam von Neapel, — begrüßten sie sich wie Freundinnen."

Meritscheff dachte eine Weile nach; Antoine warf hin und wieder einen Blick auf den Schweigenden, und sagte endlich, fast an der Thür:

„Der Croat, welcher damals Monsieur Rowland ins Meer fallen ließ, ist auch hier, im Dienst der Frau Glünar."

Der Graf achtete kaum auf die Worte. Die ersten Mittheilungen des Kellners hatten ihm übergenug zu denken gegeben. Als er Antoine im Begriff sah zu gehen, rief er ihn zurück.

„Ihr Geschwätz amüsirt mich. Da haben Sie ein pour boire. Wenn Sie etwas Neues erfahren" —

„Seien der gnädige Herr ganz unbesorgt, mir entgeht nicht so leicht etwas. Keine besondern Aufträge?"

„Könnten Sie herausbringen, ob und wohin Fräulein Andrikos zuweilen ausgeht?"

„Mit Leichtigkeit. Der gnädige Herr braucht nur zu befehlen."

„So gehn Sie. Ich habe später vielleicht noch andre Commissionen."

Antoine ging, mit seinen Rubeln klimpernd, vergnügt hinaus; der Graf aber maß langsam das Zimmer, allerlei Pläne in seinem Adoniskopf herumwälzend. — Zu Mittag traf er an der Table d'hote des Hôtels den Fürsten Woronzoff, der dem gestrigen Fest nicht beigewohnt hatte. Er schien dem Grafen ziemlich übler Laune und behauptete, seine Verhandlungen mit den türkischen Militärbehörden kämen nur sehr langsam zum Ziel.

„Und Ihre Nebenmission, das Eindringen in englische Kreise?“ fragte Meritscheff.

„O, die glückt besser. Ich bin auf vorzüglichem Fuße mit der halben britischen Colonie von Pera. Man muß sich ja gemein machen auf höheren Befehl.“

„Könnten Sie mir nicht, Fürst, dieses oder jenes angenehme Haus eröffnen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Begleiten Sie mich nur einmal nach der Stadt oder an den Bosporus, wo die Diplomaten ihre Sommerresidenzen haben.“

„Hier auf der Insel könnten Sie mich niemand vorstellen?“

„Ich wüßte nicht. Es leben wenige Leute hier, bei denen es Ihnen gefallen könnte. Da soll freilich eine Familie Andrikos sein, mit einer reizenden Tochter.“ —

„Ich kenne sie. Als ihr Bräutigam forderte jener Unverschämte Rechenschaft.“ —

„Ah, in der That! War sie die spröde Schöne? Nun dann wetzen Sie nur die Scharte von damals aus, und machen Sie ihre Eroberung.“

Er lachte, und Meritscheff stimmte gezwungen ein. Dann sagte dieser plötzlich:

„Sie haben doch gute Nachrichten von Ihrer Familie, Fürst?“

Woronzoff gähnte. „Danke, ausgezeichnete.“

„Die Fürstin befindet sich wohl?“ Meritscheff konnte es sich nicht versagen, die wunde Stelle seines Nebenbuhlers, der, wie seine Kameraden längst herausgebracht, nicht gern von seiner verlassnen Frau sprechen hörte, zu berühren.

Woronzoff warf ihm einen schneidigen Blick zu, der dem unbequemen Frager andeuten sollte, daß er die Grenzen ungestrafter Neugier bereits erreicht, und entgegnete nachlässig:

„Der Winteraufenthalt in Sorrent hat, wie ich höre, ihre Gesundheit gefestigt.“

Was war es, das den Grafen plötzlich zusammenfahren machte, als sei ihm ein überraschender Aufschluß gegeben worden? — Er machte keine weitere Bemerkung, sah Woronzoff nach dem gemeinsamen Mahle das Hôtel verlassen und erblickte ihn erst am späten Abend wieder im Speisesalon. Als Meritscheff sich in sein Zimmer zurückzog, und Antoine ihm die letzen Handreichungen that, fragte er diesen aber sogleich:

„Sagten Sie mir nicht, daß Madame Ranzoff in Neapel an Bord des Cambodge gekommen sei?“

„So ist es, gnädiger Herr. Sie kam in Begleitung einer Kammerfrau und eines alten Dieners, die sich aber beide dann von ihr verabschiedeten und ans Ufer zurückkehrten.“

„Könnten Sie mir,“ fragte Meritscheff eifrig, „wohl ein Taschentuch oder ein anderes Stück Leibwäsche verschaffen, welches der Russin gehört?“

„Sehr leicht,“ entgegnete Antoine. „Die griechischen Mädchen bei Andrikos sind nicht unempfindlich gegen meine kleinen Galanterien. Schon hat mir eine heut erzählt, daß ihr Fräulein jetzt jeden Morgen in aller Frühe mit ihrer Lehrerin einen Spaziergang an die entlegne Bucht macht, wo das Badehaus der

Familie steht. Bald nach Sonnenaufgang kehren sie schon wieder nach Hause zurück, und Frau Ranzoff verlässt dann kaum mehr ihre Räume. Stellen sich der gnädige Herr vor, daß sie die Fenster ihres Schlafzimmers, welche seitwärts auf die Villa der Frau Glünar hinausgehn, ganz hat verdunkeln lassen; ich wette, sie sitzt dahinter und beobachtet den Herrn Fürsten, welcher sich wohl drüben oft genug zeigen mag. Sie soll so viel weinen und schon ein paarmal haben abreisen wollen; dann bleibt sie aber doch wieder."

Meritscheff war nachdenklich geworden. Alles, was Antoine ihm sagte, stimmte zu dem Verdacht, den er seit kurzem hegte. Die Nachrichten über Hermiones Ausgänge schienen ihm auch günstig für seine Pläne, die nach und nach festere Gestalt annahmen.

„Kennen Sie hier auf der Insel einige unternehmungslustige Bootsleute?" fragte er den Aufwärter, „mit denen ich weitere Wasserfahrten machen könnte?"

„Es sind jetzt, gnädiger Herr, ein paar Kosakenbote hier, wie sie alljährlich im Mai über's Schwarze Meer nach Constantinopel kommen."

„Senden Sie nach einem von der Mannschaft; es wäre mir besonders lieb, mich dieser zu bedienen." — — —

An dem, was Antoine dem Grafen über Veras Benehmen erzählt, war in der That viel Wahres. Die Russin hatte, sobald Kathina sie davon unterrichtet, daß Frau Glünar ihre Nachbarin werden würde, ihren Entschluß, abzureisen, wanken gefühlt; die Versuchung, ihren Gatten, ohne daß er es ahne, selbst zu beobachten, lockte sie und zwar mit so intensiver Gewalt, daß sie sich bald geneigt fühlte, sich wieder eine jener Illusionen freier Selbstbestimmung zu gestatten, welche die Fatalistin mit ihrem Dogma nicht für unvereinbar hielt. So erklärte sie denn der Freundin an demselben Tage, an welchem Frau Glünar, begleitet von ihrem Töchterchen, das eine Binde um die Augen trug, die nachbarliche Villa bezog, daß sie nun dennoch zu bleiben willens sei, und als Kathina den raschen Wechsel in ihren Entschlüssen nicht begreifen konnte, räumte die Russin endlich die letzte Schranke hinweg, welche ihr Vertrauen noch eingedämmt, und gestand, daß ihr Gemahl jener Fürst Woronzoff sei, dessen Frau Glünar zu Kathina erwähnt, und daß der Wunsch, den so offenbar durch das allwaltende Geschick selbst unter die Augen seiner verlassnen Gattin geführten Treulosen aus sicherm Versteck zu erblicken, sie noch an das Haus der Freundin fessle.

Es war für Kathina eine schwere Prüfung, dies Geständniß anzuhören und nicht zu verrathen, was in ihrem chaotisch erregten Gemüth vorging. Sie hatte vorher nicht daran gedacht, daß jener Fürst, in dessen Auftrage Frau Glünar sie aufgesucht, der Mann Veras und ihr eigner Verführer sein könne. Der absichtliche Abbruch aller Beziehungen mit Bekannten, das zurückgezogne Leben auf Prinkipo hatten das Resultat gehabt, ihr nicht nur jedes weitere persönliche Begegnen mit dem falschen Clausel zu ersparen, sondern auch die Möglichkeit von ihm zu hören abzuschneiden. Sie hatte Veras wahrem Namen nicht nachgespürt und jeder Einmischung in deren Angelegenheit entsagt. Bei diesem passiven Verhalten war sie sich immer nur der geheimnißvollen Bande der Vergangenheit bewusst gewesen, welche ihr Los so unheilvoll mit dem der Jugendgefährtin verstrickten, jetzt aber gewannen Vorgänge der Gegenwart, an welchen jener gewissenlose Mann betheiligt, plötzlich Beziehung auf ihr Dasein, und jene schöne, frivole Frau, gegen welche Kathina stets einen instinktiven Widerwillen empfunden, trat ihr beängstigend nahe. Als sie den Versuch der Gegnerin, ihre patriotischen Gefühle für politische Intriguen eines hochmüthigen Unbekannten auszunutzen, mit dem unüberlegten Anspruch beantwortet, daß der Fürst ihr selbst sein Begehren vortragen solle, wie hätte sie da ahnen können, daß unter den Schaaren von Russen,

welche jetzt die Hauptstadt durchschwärmten, der Eine, dessen Anblick sie floh, jener Woronzoff sei! Jetz zitterte sie davor, daß er sie, ebenso ahnungslos, doch aufsuchen könne. Was Vera an die Villa Andrikos fesselte, — die Lage derselben, — flößte ihrer Freundin eine glühende Abneigung gegen den anmuthigen Wohnsitz ein. Welche Zimmer ihres Hauses, welche Veranda oder Terrasse sie immer betreten mochte, vor ihr lag entweder der Vorplatz des geräumigen Nebengebäudes mit seiner Façade, oder der lauschige Garten desselben, in dem die reizende Nachbarin oft Hof hielt; zu ihr drangen die Töne des Instrumentes der Sirene und oft die heitern Stimmen ihrer angeregten Gäste. Kathina mied die luftigen Fenster, durch welche ihr Blick schon mehr als einmal in der Dämmerung auf die hohe Männergestalt mit den überelastischen Bewegungen gefallen war, die im Nachbarhause aus- und einging; sie berührte die Tasten ihres Flügels nicht mehr, damit ihre wilden Rhapsodien, die einst seine dämonische Natur aufgestachelt, nicht an Woronzoffs Ohr drängen. Ruhelos, fassungslos durchwanderte sie die Räume des eignen Heims, eine unstäte Ahasvera. —

Wäre die Russin nicht so ausschließlich mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, sie hätte Kathinas verstörtes Wesen bemerken müssen; so aber war sie blind und taub für alles, was in der Villa Andrikos vorging, während ihr überreizter Gesichts- und Gehörsinn auf das Nachbarhaus concentrirt war. Von ihrem Schlafzimmer konnte Vera durch allerlei künstliche Vorrichtungen das wahrnehmen, was in Frau Glünars nach dem Garten gelegnen Boudoir, dessen eines Seitenfenster, nur wenige Schritte von denen der Russin entfernt, sich gegenüber öffnete, vorging; die Quintessenz des häuslichen Lebens der Rivalin entwickelte sich so vor ihr. Es war ein wüster, krankhafter Reiz, der die vornehme Frau übermächtig in die ihrer unwürdige Spioninrolle hineinzwang, in der sie jetzt ganz aufging. Jahrelang von dem Manne getrennt, den ihre zähe Neigung nie aufgegeben, genoß sie nun mit bittrer Wollust den fragwürdigen Vorzug, ihm ungehindert nahe zu sein. Es war ihr eine schmerzliche Genugthuung, zu erlauschen, zu erspähen, mit welch verächtlicher Rohheit der Fürst die schöne Frau behandelte, die sich in seine erbarmungslosen Hände gegeben, wie er sie demüthigte, erniedrigte, verhöhnte. Sein Herz, Vera gestand es sich mit tiefinnerstem Jubel, wusste nichts von dem Zauber der Persönlichkeit dieser Vielgefeierten; ja bald wurde es der Fürstin beinahe zur Gewissheit, daß Woronzoff überhaupt in den Beziehungen zu Frau Glünar noch ein anderes Ziel verfolgte, als das galante, das er vor der Welt zur Schau trug. Sie hatte Worte von ihm erhorcht, die unverblümt das Begehren aussprachen, von seiner Maitresse über ein Geheimniß unterrichtet zu werden, das sie ängstlich vor ihm zu hüten schien, und dem er doch auf der Spur war. Der Name des Banquiers hatte sich oft in das scharfe Verhör gemischt, mit dem der Fürst die Widerstrebende marterte, und solche Scenen endeten wohl mit Zornausbrüchen seinerseits und Thränen der erregten Frau. Wenn die Lauscherin zitternd derartigen Auftritten beiwohnte, die sich gegen Abend, im schwach erleuchteten Boudoir abspielten, sagte sie sich oft, daß Frau Glünar doch den Mann lieben müsse, von dem sie solche Mißhandlungen ertrug, und über die weichherzige Russin kam es denn wie ein sympathisches Mitleid mit ihr. —

Doch diese Illusion dauerte nicht lange. Durch Zufall einst länger als gewöhnlich nach dem Weggange des Fürsten am Fenster verweilend, machte Vera die empörende Entdeckung, daß es nicht Woronzoff sei, den Frau Glünar liebe, daß das Verhältniß mit ihm nur der Deckmantel für ein anderes, entwürdigenderes sei — und die verlassene Frau weinte nur um die Schmach, welche ihrem Gatten seine Maitresse anthat. — — —

Während Kathina und die Fürstin unter qualvollem Alpdruck hinlebten,

war Hermione zuerst ganz unberührt von den Vorgängen im Nebenhause geblieben; sie hatte nur mit Interesse auf das kranke Kind geblickt, welches im Nachbargarten so unsicher hin- und hertrippelte, und sich zuweilen gefragt, was es doch mit diesem Augenleiden der kleinen Martha auf sich haben könne. Sie bemerkte die prickelnde Rastlosigkeit der Finger des Mädchens, welche immer etwas zerzupften oder zerstörten, und freute sich für die Unbeschäftigte, wenn Yuvan sich ihrer gutmüthig als Spielgefährte annahm.

Der Croat hatte, seit er mit seiner neuen Herrin nach Prinkipo übergesiedelt, mit einer Art von Scheu vermieden, das Haus der ehemaligen wieder zu betreten, Vera war also keiner Entdeckung von ihm ausgesetzt; dagegen musste ihr Inkognito Herrn Andrikos gegenüber gewahrt werden, den ein Machtwort seiner Frau für den Augenblick und bis zu dem Zeitpunkt, wo Stambul von verdächtigen Gästen gesäubert sein würde, aus dem alten Nachernenpalaste verbannt, und der jetzt in der Villa lebte. Der Wunsch, ihn für die Einschränkungen zu entschädigen, welche seinem Forschergeist auferlegt worden, veranlasste Hermione, an seinen häuslichen Studien Theil zu nehmen. Ihre Kenntniß des Altgriechischen war hinreichend, ihr das Verständniß der vergilbten Bücher zu ermöglichen, welche der Consul durchging, und mehr als einmal schon war es ihr geglückt, ihn auf Stellen aufmerksam zu machen, welche auf Leo den Isaurier und Leo den Armenier Bezug haben konnten. Zuweilen nahm an diesen Untersuchungen Rowland theil, der ebenfalls nach Prinkipo übersiedelt war und dort ein wunderliches Leben führte. Mit einem Diener, der wie ein englischer Seebär aussah, bewohnte er ein kleines Haus am entferntesten Ende des Ortes, das an das flache Meeresufer gränzte. Dicht dabei ankerte ein Boot, auf dem Herr und Diener fast allnächtlich auf den Fischfang fuhren, dabei Theile der Insel langsam umschiffend. Morgens begab sich Rowland zuweilen zur Stadt, obwohl die Verschanzungen von Stambul seiner längst nicht mehr bedurften, und kam dann erst am nächsten Vormittage wieder nach Prinkipo zurück. Hermione hatte mit Erstaunen bemerkt, daß nach solchen Ausflügen sein erster Gang ihn nicht nach der Villa Andrikos führte, wo er sich doch so heimisch zu fühlen schien, sondern daß er vielmehr immer zunächst in das Nachbarhaus zu der schönen Dame ging, deren Mann verreist war, und die doch so viele Herrenbesuche empfing. Das junge Mädchen wusste selbst nicht, weshalb ihr ein unbehagliches Gefühl das Herz zusammenpresste, wenn sie den Marineoffizier nach derartigem Morgenbesuch dann in ihr eignes Haus kommen sah; es lag für ihr Ahnen wieder etwas Geheimnißvolles in dem ganzen Gebahren Rowlands, dem sie freilich Berechtigung zugestand, soweit es sich auf englische Politik bezog, das ihr aber in Verbindung mit der schönen Frau ungebührlich erschien.

Hermione war sich bewusst, wie nahe ihrem Empfinden der Mann getreten war, der ihren Vater gerettet; sie hatte mit Befriedigung den harmlosen, ungezwungnen Umgang mit dem Freunde genossen, dessen Grundcharakter ihr bisher als ein so rechtlicher, vertrauenswürdiger erschienen. Sie fand in ihm dieselbe religiöse Basis des Gemüthslebens, welche ihr von der englischen Lehrerin gegeben worden, die gediegne Lebensauffassung, das strenge Pflichtbewusstsein, die sie so hoch schätzte, und selbst ihr poetischer Sinn wurde durch die knappen, schmucklosen Berichte angeregt, welche der weitgereiste Seefahrer gelegentlich gab, und die ihre rege Phantasie dann mit glänzendem Schimmer umwob.

Wenn des Vaters innere Haltlosigkeit Hermione betrübte, die schroffe Weltverachtung der Stiefmutter sie empörte, das indolente Lebensdämmern der Russin sie anwiderte, war sie in Gedanken immer zu Rowland geflüchtet, der so sicher und ruhig, menschlich wohlwollend und thatmuthig durchs Dasein schritt, eine gesunde, frohe Natur, ein praktischer Philosoph, ein einfacher Held. Jetzt begann das anders zu

werden. Das junge Kind, von Skeptikern umgeben, welche das Gute und Edle in der Welt nur als seltne Ausnahme anerkannten, wenn sie es nicht überhaupt ganz leugneten, fühlte das Gift des zersetzenden Zweifels auch in ihre Adern tröpfeln. Wenn Rowlands brüderliche Zuneigung zu ihr, wenn seine vertrauliche Annäherung an ihr Vaterhaus der Ausdruck seines innersten Wesens waren, was trieb ihn denn zu jener Frau, die gewiß nicht gut sein konnte, denn Kathina hatte Hermione sogar abgeschlagen, sich mit ihrem Töchterchen befreunden zu dürfen und allen Verkehr mit dem Nebenhause verboten.

Als das Mädchen nur einmal angefangen, über die nächsten Schranken ihres eignen Lebens hinauszusehn, fiel ihr erschrecktes Auge auf so manches Unverstandne, Räthselhafte in ihrer Umgebung, daß ihre Bangigkeit von Tage zu Tage wuchs Das unheimliche Treiben Veras in ihrem verdunkelten Zimmer, die Ruhelosigkeit Kathinas, welche wie ein finstrer Spuk das weite Haus durchwanderte, das Verstummen ihrer musikalischen Ergüsse, die vollständige Abgeschlossenheit der Familie begannen auf dem Gemüth der bisher so Harmlosen zu lasten, und sie wunderte sich nun oft, daß der Vater von dem um ihn Vorgehenden nichts merkte und so ruhig für sich hinlebte, als sei Alles im richtigsten Geleise.

Es war von Kathina nicht unbemerkt geblieben, daß Hermione in der letzten Zeit Anwandlungen schwermüthiger Stimmung gezeigt, und einmal durch Vera darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Stieftochter eine Neigung zu dem Engländer gefasst haben könne, war sie nicht lange darüber in Zweifel geblieben, daß jene Veränderungen in Hermiones Wesen zu ihrem muthmaßlichen Gefühl für Rowland in Beziehung ständen. War es der Gedanke an die Verschiedenheit der Religion, welche als Hinderniß gegen eine Verbindung zwischen dem Griechenmädchen und dem Engländer gelten dürfte, der Hermione unglücklich machte? Zweifelte sie an der Liebe des gleichmüthig heitern Mannes, der so brüderlich ruhig mit ihr verkehrte? Wie dem auch sein mochte, Frau Andrikos vermochte nicht lange, die Dinge in dieser Weise gehen zu lassen, ohne Klarheit in die Herzensangelegenheit ihrer Stieftochter zu bringen. Hermione war ihr in ihrer stillen Liebenswürdigkeit werth geworden, Kathina glaubte an ihre Reinheit und Wahrhaftigkeit, und oft faßte es sie wie mütterliches Sehnen, von dem Haupte dieses idealen Wesens die Rabenfittiche des Unheils, der Enttäuschung abwehren zu können, welche für das Geistesauge der Pessimistin verfinsternd alle Lebenslust durchschwirrten. In ihrem trocknen, harten Herzen, das Jahrelang nur brennende Hassesgluthen ausgedörrt hatten, regte es sich, wie wenn ein tiefverborgner Born erfrischenden Wassers durch Schlacken und Geröll brechen wolle, ringsumher neues, reiches Werden zu zeugen. Es ließ ihr keine Ruhe, bis sie mit Andrikos gesprochen, ihn um Entscheidung gefragt.

Der Forscher war sehr in Verlegenheit, als seine Frau so unumwunden seine Meinung über eine Möglichkeit verlangte, die er noch gar nicht in Betracht gezogen. Als aber Kathina ihm dringender zusetzte, gestand er allerdings, daß daran nicht zu denken sei, daß aus den beiden ein Paar werde.

„Ich mag ja den Rowland von Herzen gern," sagte er kleinlaut, „und bin kein Fanatiker, daß ich ihm, weil er nicht zur orthodoxen Kirche gehört, die Hand Hermiones weigern könnte; doch die Verwandten ihrer Mutter werden ohne Zweifel ihre künftige Wahl beeinflussen wollen, und da die Besitzverhältnisse meiner Tochter, ihre Ansprüche auf Liegenschaften in Cypern, gesetzlich nicht so genau geregelt sind, daß sie nicht von dem guten Willen der Familie abhingen, würde ich es mir nicht verzeihen, wenn ich sie in eine schiefe Lage jenen Leuten gegenüber brächte. — Zudem versetzen meine Forschungen mich in besondere Abhängigkeit von unserem höheren Clerus, der in seinen Bibliotheken die meisten

der wissenschaftlichen Werke aufspeichert, deren ich bedarf. Der freundliche Wille der Priester würde mit dem Augenblick ein Ende nehmen, in dem ich Hermione gestattete, sich unserer Kirche durch die Heirath zu entfremden."

„Es sind also eigentlich die Herren Leo der Isaurier und der Armenier, denen Du Dein Kind opfern willst," sagte Kathina mit höhnischer Schärfe.

„Wie magst Du so reden, beste Frau! Was kann denn Dir daran liegen, wenn Hermione den Engländer heirathet. Ja, wäre er noch ein Russe!" suchte Andrikos zu scherzen.

Kathina schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie halblaut und ernst:

„Ich würde mir nie eine Beeinflussung der Wahl Deiner Tochter gestatten, weil ich kein Recht dazu habe. Aber auch Dir kann ich nur rathen, nicht auf Deinen väterlichen Privilegien zu bestehen; denn das Mädchen hat einen andern Maßstab für das Glück als den Deinen. Du hast Deine Hand einer Frau gereicht, die kein Anrecht auf Hochachtung besitzt, die Dir kein liebevolles Herz entgegenbrachte; Deine Tochter wird schwerlich von den höchsten Forderungen an den Charakter ihres Erwählten abgehen."

„Ist es erhört," entgegnete Andrikos mit leisem Sarkasmus, „daß Du es mir zum Vorwurf machen kannst, Dich gewählt zu haben?! Soll ich Dich gegen Deine eigenen Anschuldigungen vertheidigen, mich darum rechtfertigen, daß Du mir zu meinem Glücke genügst?"

„Du lenkst ab," sagte Kathina unmuthig. „Aber merkst Du denn nicht, daß mir Hermiones Wohl am Herzen liegt, und ich darüber beruhigt sein will, daß Du es nicht untergeordneten Berechnungen nachstellst!"

Andrikos war ergriffen und wollte es nicht zeigen. Er erhob sich und fing an, schweigend auf und ab zu gehen. Dabei näherte er sich dem Fenster, das auf die Hauptstraße ging.

„Da kommt Rowland grade auf unser Haus zu," sagte er plötzlich. „Doch nein, er geht erst zu Frau Glünar."

„Zu wem?" fragte Kathina gedehnt.

„Zu unsrer schönen Nachbarin," entgegnete unbefangen der Consul.

„Ich wusste nicht, daß er die Beziehungen zum Glünarschen Hause auch in Abwesenheit des Mannes aufrecht hält," sagte Frau Andrikos schneidig.

„Er spricht allerdings nie davon," meinte der Alterthümler, „allein ich sah' ihn doch zuweilen dort vorsprechen, ehe er zu uns kam."

„So, so," sagte Kathina, in deren mißtrauischem Gemüth augenblicklich ein Verdacht gegen den Mann aufstieg, dessen Partei sie eben noch so lebhaft ergriffen. Sie wandte sich zu gehen, als der Diener eintrat und ihrem Mann ein Telegramm überreichte.

„Von Cypern," sagte er mit bedeutsamem Blick auf die Gehende.

Kathina entfernte sich langsam aus dem Zimmer, im Gemüth erwägend, was sie soeben zufällig von Rowland gehört. Sie war dem Engländer, dem sie Juvans Brutalität abzubitten hatte, halb widerstrebend gut geworden; es schmerzte sie nun, ihn werthlos denken zu sollen. Im Treppenhause sah sie Hermione bleich und niedergeschlagen an einem Fenster lehnen, das auf die Straße blickte. Kathina trat zu ihr und merkte, daß das junge Mädchen leicht zusammenschrak.

„Wo bleibt nur Euer Mitstudent heute?" fragte sie mit scherzhaftem Ton. „Was ist aus ihm geworden?"

Hermione kämpfte einen Augenblick mit sich und dann sagte sie leise:

„Ich sah Herrn Rowland soeben ins Nachbarhaus treten."

„Thut er das öfter?" fragte Kathina mit anscheinender Ruhe.

„O ja, Mutter," entgegnete sie gepresst und drückte den Kopf gegen die

Scheiben. Plötzlich aber wandte sie sich nach Kathina um, welche ein paar Stufen hinangestiegen war, und fragte:

„Mutter, warum soll ich das kleine blinde Mädchen nicht an mich ziehen?“

„Was sagst Du da?“ rief Kathina rauh. „Blind, ist Martha blind?“

„Ich glaube es,“ sagte Hermione mit bewegter Stimme. „Ein paar mal sah ich sie im Garten die Binde abnehmen, wenn sie allein war, und immer tappte sie sich gleich mühsam den Weg entlang.“

Kathina stampfte mit dem Fuß und murmelte zwischen den Zähnen:

„Dies Weib verdient —! Ich bin gewiß, daß ihre Vernachlässigung —“

„O Mutter, der Arzt kommt täglich, und sie trägt ihm dann zärtlich die Kleine entgegen.“

Kathina lachte bitter. „Und wenn er den Rücken dreht, läßt sie sie umhertappen.“

Sie wandte sich abermals zum Gehen, doch Hermione hielt sie fest.

„Ich bitte Dich, gute Mutter, lass' mich Martha zuweilen unterhalten.“

„Du sollst nicht in jenes Haus,“ entgegnete Kathina rauh. „Doch mag Yuvan die Kleine in unsern Garten bringen, wenn Frau Glünar es erlaubt. In der Hecke ist eine Thür, zu der wir den Schlüssel haben. Du kannst sie ihm öffnen.“

Sie ließ die Tochter stehen und schritt die Treppe vollends hinauf. Oben klopfte sie an Veras Salon und trat bald darauf ein. Die Russin lag auf dem Sopha und ruhte von dem Morgenbade, das sie mit Hermione früh zu nehmen pflegte.

„Ich komme, Dich um einen Platz in Deiner Loge zu ersuchen,“ sagte Frau Andrikos gezwungen lächelnd.

„Was meinst Du damit?“

„Ich wünsche zu erfahren, was in diesem Augenblick im Boudoir der Frau Glünar vorgeht,“ sagte Kathina halblaut, und auf Veras staunenden Ausruf, setzte sie hinzu: „Rowland ist bei ihr.“

Die Fürstin war aufgesprungen. „Auch er?“

„Er geht zuweilen hin, wie ich höre. Ich möchte wissen warum. Ist er Hermiones unwürdig, so darf ich keine Zeit verlieren, sie von ihm zu lösen. Und ich fürchte —“

Sie ging in Veras Schlafzimmer. Die Russin war in ihre vorige Lage zurückgesunken. Sie grübelte jetzt über einer fixen Idee. Sie wollte Woronzoff von Frau Glünar lösen, um welchen Preis es immer sei, aber sie hatte das Mittel noch nicht gefunden.

Kathina setzte sich in dem verdunkelten, drückenden Raum an den Platz der fürstlichen Horcherin und rundete die Hand um das lauschende Ohr. Von drüben schlugen französische Laute heran, erst undeutlich, dann klarer und klarer.

„Wollen Sie noch einmal an Herrn Glünar schreiben?“ fragte Rowland geschäftsmäßig, „ehe er von London abreist, so senden Sie den Brief wie gewöhnlich an mich.“

„Es lohnt kaum der Mühe,“ entgegnete die helle Stimme der Nachbarin. „Sobald die Convention geschlossen ist, geht er doch ohne Zweifel nach Cypern.“

„Dann werden seine Briefe an Sie, gnädige Frau, nicht mehr unsrer Vermittlung bedürfen.“

„Das ist Ihnen wohl angenehm, Herr Rowland, wie? War es denn eine so harte Aufgabe, mir zweimal wöchentlich die Briefe Ihres politischen Agenten zu überbringen?“

„Eine verantwortliche, gnädige Frau. Meine Besuche konnten zu Vermuthungen Anlaß geben, die im Interesse der Geheimhaltung der ganzen Angelegenheit vielleicht besser vermieden wurden.“

„Sie scherzen, Herr Rowland. Allenfalls hätten böse Zungen Sie doch nur beschuldigen können, mir den Hof zu machen. Wäre Ihnen das gar so unangenehm gewesen?“ Man hörte ein silbernes Lachen.

„Aufrichtig, ja, gnädige Frau. Ich gelte nicht gern für den Verehrer einer verheiratheten Dame.“

„Sie sind köstlich naiv, bester Rowland. Sollten nicht besondere Gründe Sie zur Entfaltung so tugendsamer Prinzipien bestimmen?“

„Keine andern, als die der Ehrenhaftigkeit.“

„Herrlich! Das schöne Fräulein von drüben also hat keinen Einfluß auf Ihre Grundsätze?“

Eine Pause trat ein; ein Stuhl wurde gerückt.

„Ich empfehle mich,“ sagte Rowlands hartklingende Stimme.

„Sie sind mir böse wegen meiner Anspielung?“ fragte sie schmeichlerisch. „Ich wollte Sie nicht kränken, Rowland, nur ein wenig necken. Sie können es ja doch nicht leugnen, daß Sie für Fräulein Andrikos Feuer gefangen.“

„Ich bitte,“ sagte er kalt, „mich zu entlassen.“

„Sie spielen den Geheimnißkrämer. Ganz recht. Es ist noch immer Zeit genug, Gefühle einzugestehen, wenn die Verlobung gefeiert worden. Die Partie ist nicht schlecht. Das Fräulein hat auf Cypern Grundbesitz, dessen Werth außerordentlich steigen muß, wenn die Insel jetzt an England übergeht.“

„Gnädige Frau,“ sagte Rowland, „solche Spekulationen sind Sache eines Geschäftsmannes, nicht eines Liebenden.“

„Pah, Sie glauben an Liebe?“ fragte sie bitter lachend. „Ich sage Ihnen, täuschen Sie sich nicht. Es giebt keine andre, als die zum Selbst.“

„Das sollte keine Frau und Mutter sagen,“ entgegnete er ruhig, aber bestimmt, und Kathina hörte die Thür hinter ihm ins Schloß fallen.

Sie drückte die Hand auf ihr klopfendes Herz und fuhr sich über die feuchten Augen. Es war ihr so ungewohnt, einen schlimmen Verdacht nicht bestätigt zu finden; es dünkte sie traumhaft, einem Manne Hochachtung zollen zu dürfen. Als sie aufstand und gehen wollte, erblickte sie Vera, die leise in's Schlafzimmer getreten war und am andern Fenster lehnte.

„Freue Dich um des Mädchens willen,“ sagte Kathina, die nur an dies Eine dachte. „Rowlands Beziehungen zu der gefährlichen Frau sind keine galanten.“

„So höre ich,“ entgegnete die Russin mit eigenthümlichem Ausdruck und senkte den Blick, in dem ein seltsames Feuer flammte. — —

Als Kathina später das Arbeitszimmer ihres Mannes betrat, fand sie Rowland bereits dort, den sie freundlich begrüßte.

„Wo bleibt Hermione?“ fragte Frau Andrikos.

„Soll ich das Fräulein rufen?“ fragte Rowland sich erhebend.

„Sie wird vielleicht im Garten sein,“ bedeutete ihn Kathina, welche den Gegenwink ihres Mannes nicht zu beachten schien.

Sobald der Engländer das Zimmer verlassen, sagte Andrikos:

„Findest Du es denn für gut, liebe Frau, die Beiden allein zu lassen, nachdem wir doch ausgemacht —“

„Ich wüßte nicht,“ versetzte sie sehr bestimmt, daß bereits etwas festgesetzt worden. Du hast Dein letztes Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen.“

Er sah sie erstaunt an, senkte aber bald das Auge vor ihrem festen Blick und begann nun zaghaft:

„Da telegraphirt man mir eben aus Cypern, daß seit acht Tagen sich in Limasol, Famagosta und Nicosia Agenten des Banquier Glünar eingefunden haben,

welche Grundbesitz ankaufen. Die Familie gedenkt, die ganze unbewegliche Erbschaft der Großmutter Hermione's los zu schlagen und die Summe zu theilen. Von mir als Vormund verlangt man telegraphische Vollmacht, auch für Hermione den Verkauf abzuschließen, der nicht 'gerade sehr vortheilhaft ist, aber doch bei dem geringen Werth der Grundstücke auf Cypern annehmbar scheint. Was meinst Du dazu?"

Kathina hatte sehr aufmerksam zugehört. Auf dem Hintergrunde ihres soeben erweiterten politischen Wissens erschien ihr der Vorschlag nur für Herrn Glünar vortheilbringend. Dennoch widerstrebte es ihr, das Erhorchte ihrem Manne mitzutheilen. Es fand sich wohl ein andrer Weg, ihn nach Wunsch zu lenken. Sie sagte daher sehr ruhig:

„Diese Sache geht mich nichts an, Andrikos, frage nur Hermione, was sie dazu denkt."

„Niemand will mir rathen," klagte er, „auch Rowland, dem ich die Sache erzählte, lehnte ab, seine Meinung zu geben."

„That er das?" fragte sie beifällig und ließ ihren verblüfften Gatten allein. — — —

Nachdem Hermione von Kathina Erlaubniß empfangen, sich die kleine Martha von Yuvan zu erbitten, hatte sie die kleine Heckenthür mit dem vorhandenen Schlüssel geöffnet und den Croaten gerufen, der im Nachbargarten mit dem Kinde auf- und abging und mit gesenkten Augen herangekommen war. Nach wenigen einleitenden Worten war Martha der Einladung der freundlichen Stimme gern auf das fremde Gebiet gefolgt und hatte sich von Hermione in die große, dichtbewachsene Laube führen lassen. Bald horchte sie aufmerksam einer Geschichte, welche die neue Freundin ihr erzählte, und auch für Beschäftigung der rastlosen Hände sorgte Hermione, indem sie sie Blumenstiele zu Ketten verschlingen lehrte.

Der Engländer war indessen ziemlich leise herangekommen und sah mit frohem, gelassenem Gesicht auf das liebliche Bild vor seinen Augen. Endlich fragte er die zusammenschreckende Hermione:

„Nun wird wohl heute nichts aus unserm Studium der Vergangenheit? Ich sehe, die Gegenwart beschäftigt Sie zu lebhaft."

Sie blickte zögernd, fast fragend zu ihm auf. Der Zweifel an seinem Werth war ihr heute peinigender als je aufgestiegen; sich gewaltsam von ihm abzuwenden, hatte sie die Beschäftigung mit dem kranken Kinde gesucht. Als sie nun aber in das wetterbraune, ehrliche Gesicht Rowlands sah, konnte der Argwohn nicht länger haften. „Schickt Sie der Vater?" fragte sie lächelnd.

„Nein, eigentlich die Mutter," entgegnete er unceremoniös. „Es eilt aber nicht. Wenn Sie's erlauben, setze ich mich her und helfe Ihnen, die Kleine unterhalten."

Im Nu saß er auf der andern Seite neben Martha, und bald flochten ihr seine derben Finger künstliche Seemannsknoten vor, die das Kind mit großer Geschicklichkeit nachmachte, und seine Meerlegenden lösten Hermiones Feenmärchen ab. Marthas bleicher Mund lächelte froh. Als Rowland eine Pause machte, sagte sie, eine Hand nach links, die andre nach rechts ausstreckend:

„Ihr seid mein Papa und meine Mama. Ich will bei Euch bleiben."

Hermione war roth geworden, sagte aber nichts.

„Du hast ja Eltern," meinte Roland. „Wir sind nur Deine Freunde."

„Mein alter Papa ist wohl gut," sagte sie, „aber die Mama liebt mich nur vor den Leuten. Was der Papa mir wohl mitbringen wird! Ich wollte, es wären ein Paar neue Augen. Meine sind weg."

„Kind, was redest Du?" rief Rowland schaudernd.

„Ja, sieh nur!“ rief sie und hob die Binde, daß unter röthlich verschwollenen Lidern ein Paar glanzlose, tiefblaue Augensterne sichtbar wurden, die sich starr auf die Sonne richteten. „Sind die alten noch da?“ fragte sie dann, „oder sind sie herausgefallen, wie die meiner Wachspuppe?“

Hermione verhüllte sich weinend das Gesicht, Rowland legte der Kleinen sanft wieder die Binde vor.

„Du bist gut,“ sagte sie, sich an ihn schmiegend, „aber die Mama sagt, Du seist ein Narr, weil Du Dich nicht um sie kümmerst.“

Dem bedeutsamen Schweigen, welches auf diese Mittheilung folgte, machte Kathinas Näherkommen ein Ende. „Monsieur Rowland,“ sagte sie freundlich, „wollen Sie nicht zu meinem Manne zurückkehren? Er erwartet Sie.“

Er folgte dem Wink und ging. Sie setzte sich neben Hermione und sah ihrer Stieftochter ruhig zu, die fortfuhr, sich mit Martha zu beschäftigen, bis Yuvan diese abholte. Kathina war eigentlich mit bestimmten Absichten gekommen; sie wollte Hermione ausforschen, vielleicht beeinflussen; aber es ging ihr, wie oft in Gegenwart ihrer Stieftochter; sie fühlte sich von dieser sanft überwältigt und hingerissen. „Du würdest eine gute Mutter sein, Hermione,“ rief sie unwillkürlich, „eine bessere, als ich bin.“

Das junge Mädchen fuhr auf. „Wie kannst Du so sprechen, Mutter! Ich bin Dir herzlich dankbar für Deine Güte und Freundlichkeit.“

Kathina sah sie fest an. „Und doch bist Du in meiner Nähe nicht glücklich.“

Hermione wollte erwidern, ihre Stiefmutter aber fuhr fort:

„Ich kann Dir nicht sympathisch sein, Kind, ich weiß es wohl. Dein harmonisches, stilles Gemüth muß sich von meinem Skeptizismus verletzt fühlen.“

„Nein, o nein!“ rief die Tochter. „Du thust mir nur so unsäglich leid.“

„Warum?“ fuhr Kathina auf.

„Weil Du unglücklich bist, arme Mutter,“ sagte das junge Mädchen mit herzlichem Ton. „Was Dich bekümmert, kann ich mir nicht denken; aber mir ist es oft, als sei Dir das Leben verhasst.“

„Das Leben, ja.“

„Und es ist doch so schön hier,“ fuhr Hermione fort, „das lichte Haus, der duftige Garten über dem krystallklaren Meer, welch eine Heimstätte. Dazu der liebe Vater, der Dich hochhält, die Jugendfreundin in Deiner Nähe, die Tochter nicht einmal zu rechnen, der Dich so gern froh machte.“

„Dennoch sehne ich mich fort von hier,“ sagte Kathina ohne aufzublicken, „in der Einsamkeit würde ich gesunden.“

„Möchtest Du,“ fragte rasch das junge Mädchen, „wohl mit mir in das stille Landhaus auf Cypern, das ich jahrelang mit der Großmutter bewohnte, und das nun mir gehört?“

Kathina sah sie groß an. Die Frage war ihr gerade jetzt hochwillkommen. „Mit Dir“ — sagte sie langsam. „Würdest Du Dich denn hier losreißen können?“

Hermione zögerte mit der Antwort. „Der Vater dürfte uns ja wohl begleiten?“ fragte sie dann, Kathina zweifelhaft ansehend; denn es lag ihr vor allem daran, gewiß darüber zu sein, daß keine Abneigung die Stiefmutter von ihrem Manne treibe. Die Gefragte nickte und sagte dann:

„Würde es Dir nicht leid thun, Dich von Rowland zu trennen?“

„O ja,“ sagte Hermione offenherzig. „Er ist mir ein lieber Freund.“

Kathina empfand einen Augenblick etwas wie Schreck und Bedauern, daß doch wohl ihrer Tochter Herz sich diesem Manne nicht völlig hingegeben, der durch die Macht seiner einfachen Rechtschaffenheit die Vorurtheile der Slavophilin,

die Skeptikerin so ganz überwunden, daß sie jetzt sehnsüchtig danach verlangte, ihm Hermione zu geben, damit er sie hinausrette aus der dunkeln, verdorbenen Atmosphäre, die ihr Vaterhaus umgab, in reinere Regionen.

Mit einem leisen Seufzer sagte Kathina:

„So lange Vera unser Gast ist, dürfen wir aber an kein Fortgehn denken, Kind.“

„Hat sie denn ihren Mann noch immer nicht gefunden?“ fragte Hermione harmlos.

„Ich wollte, sie gäbe den Versuch auf, ihn neu zu gewinnen,“ entgegnete Kathina ernst. „Er ist ihrer nicht würdig.“

„Und sie weiß das,“ fragte Hermione mißbilligend, „Und verlangt doch nach ihm? — Wie kann man nur Jemand lieben, den man nicht für gut hält?“ fuhr das junge Mädchen fort. „Solche Neigung muß uns ja selbst schlecht machen.“

„Oder tief unglücklich,“ entgegnete ihre Stiefmutter. „Derartige Conflicte zwischen Erkenntniß und Leidenschaft sind die großen Lebensräthsel, von denen Du nichts ahnst, Mädchen!“

„Mir scheint, die Liebe müsse voller Harmonie sein,“ sagte Hermione, „Wohlgefallen, Wohlwollen und Wohlthun in unzerstörbarer, wechselwirkender Dreieinigkeit.“ Sie blickte mit so klarem Auge zu Kathina auf, daß diese nicht den Muth fand, noch ein Wort zu sagen. So standen sie denn auf und gingen Arm in Arm dem Hause zu. Als später Andrikos seine Tochter fragte, ob sie darein willige, ihren Antheil an der Erbschaft der Großmutter zu veräußern, lehnte sie ab. Sie wollte nicht nur sich selbst die Heimat der Kinderjahre, sie wollte auch der Stiefmutter das Asyl erhalten, das sie ihr angeboten. Dem Consul war es peinlich durch Veto die Familienspekulation hemmen zu müssen, Kathina aber frohlockte in Voraussicht der endlichen Lösung.

Die Fürstin war, nachdem Kathina sie verlassen, von großer Unruhe befallen worden. Was sie im Antrieb plötzlicher Neugier, auch über Rowlands Beziehungen zu Frau Glünar klar zu sehen, erhorcht, war ihr wie der Schlußstein zu dem phantastischen Gebäude ihrer herrschenden Ideen erschienen. Seitdem die Russin entdeckt, daß Woronzoff von der Banquiersfrau in so schmachvoller Weise hintergangen wurde, war ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet gewesen, ihn aus der erniedrigenden Lage zu befreien, die er ahnungslos ertrug. Nur davor scheute sie, seinen Stolz durch Mittheilung der kränkenden Wahrheit aufs Tiefste zu verletzen, sich ihm als Mitwisserin seiner Schmach verhasst zu machen.

Das politische Geheimniß, welches sie heute entdeckt, würde zu jeder anderen Zeit besonders die Patriotin in ihr erregt haben. Ein großer, ungeahnter Erfolg Englands in der orientalischen Frage, eine ungehinderte, friedliche Eroberung, welche in grellstem Contrast zu den vielfach bestrittenen Ansprüchen Rußlands auf Kriegsbeute stand, bereitete sich in strengster Heimlichkeit vor. Das war genug, um slavisches Blut in Wallung zu bringen. Dennoch dachte Vera in diesem Augenblick viel lebhafter daran, daß sie ohne Frage hinter das Geheimniß gekommen, welches Frau Glünar Woronzoff vorenthielt, und von dem für seine persönliche Laufbahn gewiß unendlich viel abhing. Wenn es ihr gelang, ihn rechtzeitig von dem in Kenntniß zu setzen, was er bisher vergebens zu entdecken versucht, und ihm dadurch eine wichtige politische Rolle zu eröffnen, ermöglichte sie dem noch immer Geliebten dadurch zugleich den Uebergang aus der frivolen Welt der Liebesabenteuer, für die er nachgerade zu alt geworden, und die ihm nach dem ersten ungeahnten Mißerfolg vielleicht noch manche offenbare Demüthigung bringen konnten, zu den weiteren, höheren Regionen, in welchen der Ehrgeiz seine Flügel entfaltet. Jedenfalls aber musste der Beweis von Frau Glünars Unaufrichtigkeit genügend sein, Woronzoff der Gefährlichen zu entfernen.

Aber die Fürstin musste eilen, wenn sie mit ihren Enthüllungen nicht zu spät kommen wollte. Einen Moment noch rang der weibliche Stolz in ihr mit der glühenden Sehnsucht, sich den Verlornen wiederzugewinnen; dann griff sie zur Feder und schrieb die flüchtigen Zeilen, welche das Kammermädchen ins Inselhôtel tragen sollte, wo, wie sie wusste, Woronzoff abstieg. Sie lauteten:

„Mein Fürst! Ein eigenthümliches Geschick hat mich hierhergeführt, um zu entdecken, daß der österreichische Banquier, in dessen Hause Sie Gastfreundschaft genossen, sich als politischer Agent in England befindet, um dort den Abschluß einer Convention zwischen der Türkei und jenem Lande zu betreiben, welche in der Abtretung Cyperns gipfelt. Der Wunsch, meinem Vaterlande und Ihnen zu nützen, veranlasst mich zu dieser Mittheilung, für welche Sie die Beweise leicht erlangen können."

Vera.

X.

Während die Familie Andrikos mit Rowland beim Frühstück saß, zu dem sich auch die Fürstin, um nicht aufzufallen, begeben, trug ihre Botin mit dem in unscheinbarer Hülle steckenden Billet auch ein Taschentuch der Fürstin zu Antoine, dessen freigebige Aufmerksamkeiten seit Kurzem das Herz der Zofe gewonnen und der Kellner beförderte sogleich beide Gegenstände in Meritscheffs Zimmer, der zufällig zu Hause war. Sobald dieser einen Blick auf das in das Tuch gestickte Wappen geworfen, sagte er mit zufriedner Miene zu Antoine:

„Es ist gut. — Was haben Sie noch?"

„Einen Brief von der Dame, der das Taschentuch gehört, an den Fürsten."

„Zeigen Sie her." Der Graf wog unschlüssig das leichte Billet in der Hand und schien es mit Blicken durchbohren zu wollen. Dann fragte er:

„Ist der Fürst im Hôtel?"

„Er ist heute Morgen zur Stadt gefahren und kommt schwerlich vor morgen Abend wieder. Ich sehe ihn vielleicht früher, kann ihm dann das Briefchen zustellen."

„Wie der gnädige Herr wollen." Meritscheff steckte das Billet ein.

„Sie werden, Antoine, heute Gelegenheit nehmen, dem Kammermädchen zu sagen, daß sie Morgen im Badehause zögern solle, wenn die Damen fortgehn. Versprechen Sie ihr meinetwegen, Sie zu einem Morgenspaziergang abzuholen."

Der Kellner verbeugte sich nur.

„Sagten Sie mir nicht, daß der Croat, welcher Herrn Rowlands Fall ins Wasser verursachte, jetzt im Dienst der Dame sei, der Fürst Woronzoff den Hof macht."

„Ganz recht, gnädiger Herr."

Besorgen Sie mir diesen Menschen so bald als möglich her. Ich reise noch heute Abend ab. Sie werden meine Sachen nach der Skala schicken, die Rechnung ausfertigen." Antoine war nicht wenig erstaunt darüber, daß der junge Graf die Insel verlassen wollte. Nach all den Nachforschungen, die er betrieben, — hatte er doch oft in dem gemietheten Kosackenboot am Tage weite Strecken der Insel umschifft, wie Rowland es nachts zu thun pflegte, — nach den geheimnißvollen Aufträgen, welche er Antoine gegeben, konnte dieser nur erwarten, daß sich der lukrative Aufenthalt seines Gönners noch einige Zeit verlängern werde, bis er den Zweck erreicht, dem er zuzustreben schien. Allein an Widerspruch war nicht zu denken, und der Aufwärter zögerte nicht, Juvan aufzusuchen, den er vor der Hausthür der Villa Glünar sitzen fand. Er sagte ihm bald darauf:

„Erinnerst Du Dich noch des schönen Herrn, der auf dem Cambodge mit

Eurem Fürsten so intim war? Es scheint, er hat jetzt ein Auge auf Deine Dame geworfen und will sie dem andern streitig machen."

„Was sagst Du?" fragte Juvan und wurde glutroth.

„Nun, mir brauchst Du es doch nicht zu verbergen, daß der Fürst Woronzoff bei Frau Glünar in Gunst steht. Das weiß ja die ganze Welt."

Der Croat richtete sich hoch auf und nahm eine martialische Miene an: „Es soll Niemand was gegen meine Madame sagen."

„Schon recht, Du Dummkopf! Lass' Dich für sie todtschlagen. Komm nur jetzt zu dem Herren Grafen, der Dich sprechen will."

Der andere folgte offenbar widerstrebend. Meritscheff empfing ihn allein.

„Du hast Deine Sache mit dem Tölpel, den Du ins Meer stießest, damals gut gemacht," sagte der Graf herablassend. „Aber ein neuer Denkzettel könnte ihm nichts schaden. Ich zahle gern dafür —"

„Ich will ihm nichts mehr thun. Die Madame hat es verboten," sagte Juvan störrisch.

„Wie," rief Meritscheff unwillkürlich erstaunt, „liegt ihr an dem Engländer etwas? Ich denke, Woronzoff ist ihr Liebhaber?"

Der Croat athmete so schwer, daß es klang, als knirsche er mit den Zähnen.

„Ich meine die alte Madame" sagte er. „Sie sagt, Alle liebten den Inglis, der Herrn Andrikos einmal das Leben gerettet."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Was geht Dich Deine alte Herrschaft an! — Höre meinen Vorschlag: Ich weiß, daß croatisches Diebesgesindel hier fast allnächtlich Villen und Gärten plündert. Ihr steht alle in Verbindung. Sorge dafür, daß ein paar von Deinen tapfern Landsleuten den Engländer heute Nacht in seinem abgelegenen Hause überfallen, ihm ein wenig zusetzen. Ich lohne Dir Deine Vermittlung reichlich."

„Nein," sagte der Croat, „Juvan hat Madame versprochen, daß er nur noch seinen eignen Feinden etwas anthun will."

„Du brauchst ja nicht dabei zu sein."

„Juvan will dem Herrn auch nichts anthun lassen," widersprach er starrköpfig."

„Esel," sagte der Graf geärgert. „So nimm dies, halte das Maul und geh!" Er reichte ihm ein Goldstück.

„Ich brach' nichts. Madame zahlt hohen Lohn," sagte er und ging. — Draußen wartete Antoine, der die Zofe indeß benachrichtigt.

„Nun, hat der schöne Herr Dir eine Botschaft an Deine Dame gegeben?"

Der Bursche warf ihm einen schiefen Blick zu.

„Ich rathe Dir, sei ihm ergeben. Er zahlt besser, als der Fürst, den Du doch fast alle Abend aus dem Hause lassen musst."

„Verfluchter Hund!" schrie Juvan, „er geht bei guter Zeit. Madame empfängt keine späten Besuche."

„Nun ja, sie muß doch etwas auf ihren Namen Rücksicht nehmen," spöttelte der Kellner.

Der Croat warf sich wüthend auf den Wärter, den seine Faust bedrohte. Antoine wich ihm lachend aus und sprang ins Hotel zurück:

„Das nenn' ich Treue!" höhnte er Juvan nach, der mit verstörtem Gesicht nach Hause ging.

Meritscheff reiste mit einer gewissen Ostentation Nachmittags von der Insel ab. Mehrere seiner gerade dort anwesenden Kameraden begleiteten ihn zum Dampfschiff; ihnen erklärte er, daß er die letzten Tage seines Urlaubs in

Bujukdere am obern Bosporus zuzubringen gedenke. Seine Absicht war aber in Wirklichkeit eine ganz andere. Er glaubte, ein Mittel gefunden zu haben, den Haß gegen Rowland, der sich in keinem directen Angriffe Luft machen durfte, — denn den russischen Truppen war die größte Zurückhaltung in ihrem Benehmen gegen jeden englischen Unterthan vorgeschrieben worden, — zu fühlen, indem er zugleich seinen verwegenen Anspruch auf die Huld des schönen Mädchens, das ihn durch kränkende Abweisung einst verletzt, zur Geltung brachte; die Beobachtungen, welche er von seinem Boot, wenn es an dem Garten der Villa Andrikos vorüberglitt, gemacht, hatten ihm ja gezeigt, daß Rowland mit Hermione in ungezwungener Weise verkehrte; es war kein Zweifel, daß der Verhaßte jetzt Anwartschaft auf den Titel eines Verlobten hatte, den er sich einst angemaßt.

Yuvans Weigerung, einen nächtlichen, auf Rowlands Haus gerichteten Anfall seiner durch ihre Raubthaten berüchtigten Landsleute zu veranlassen, kam Meritscheff zwar ungelegen, weil er den Engländer gern lahm gelegt hätte, ehe er sich an Hermione wagte; im Ganzen glaubte er aber doch, seine Maßregeln so ergriffen zu haben, daß er keiner Entdeckung ausgesetzt sei. Die Aufschlüsse, welche er in letzter Zeit über die vermeintliche Erzieherin Hermiones erlangt, gaben ihm ja auch dieser gegenüber Vortheile in die Hand und überlieferten zugleich den hochmüthigen Woronzoff seiner Diskretion.

Nachdem der Graf in einem Hotel in der Stadt abgestiegen und einen Theil der Nacht in einem Café chantant von Pera zugebracht, begab er sich, als es noch dunkelte, an die Landungsbrücke im Hafen von Galata, wo auf Verabredung ein mit Kosaken bemanntes Boot seiner wartete. Es waren dieselben Fährleute, welche ihn, während seines Aufenthalts auf der Insel, so oft an deren unregelmäßiger Küste umhergerudert, und sie brachten ihn auch heute mit gewohnter Schnelligkeit nach dem Eilande zurück, das in der Morgendämmerung vor ihm auftauchte. Unweit der einsamen Uferstelle, wo das Badehaus der Familie Andrikos stand, ging ein stiller Pfad von den überhängenden Klippen zu einer kleinen Bucht hinab, in welche die Kosakenpirogue hineinglitt; Meritscheff stieg aus, klimmte das Ufer hinan und ging dann oben zwischen Fichtengebüsch und Cissussträuchern entlang, langsam dem Villendorfe zu. Als die Sonne jenseits der Insel emporstieg, sah er von ferne drei weibliche Gestalten sich der Stelle nähern, wo er sich befand, zog sich von dem schmalen Fußwege hinter einen Felsen zurück und ließ das mit Leintüchern und Bademänteln bepackte Kammermädchen den Damen voran zum Strande hinabsteigen, wo im flachen Wasser die hölzerne Baracke lag, in welche sie eilfertig eintrat.

Wenige Augenblicke nach der Zofe kamen Frau Nauzoff und Hermione in leichten Morgenkleidern an dem Versteck des Russen vorbei, und kaum war dies geschehen, so folgte er ihnen mit geräuschvollen Schritten den Abhang hinunter. Ueberrascht blieben sie stehen, wandten sich um und entdeckten einen Mann, der ihnen den Rückweg vertrat. Für Vera war er ein Unbekannter, über Hermiones Gesicht aber fuhr sogleich der Schreck des Erkennens. Mit höflicher Verbeugung trat der Graf den Damen näher und sagte:

„Wie ich sehe, erkennt Fräulein Andrikos ihren ehemaligen Reisegefährten wieder, der sich erlaubt, sie um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten."

Hermione richtete sich hoch auf. „Was Sie mir zu sagen haben, soll diese Dame hören, mein Herr."

Der Russe lächelte. „Ich bedaure darauf nicht eingehen zu können. Im Gegentheil ersuche ich die Fürstin Woronzoff," fügte er, sich halb zu Vera umwendend, hinzu, die bei Nennung ihres Namens fast in die Knie sank, „mein Gespräch mit Fräulein Andrikos in keiner Weise zu stören. Jeder Versuch, den

sie machen könnte, unberufene Zeugen herbeizuziehen, würde nur ihr eignes Incognito gefährden."

Hermione starrte auf die entgeisterte Vera, der Meritscheff eben mit höflicher Ueberlegenheit das Taschentuch überreichte, dessen Wappenstickerei die Fürstenkrone zeigte. Zitternd nahm es die Verrathene und wandte sich, von einer bedeutungsvollen Verneigung des Grafen verabschiedet, auf den Weg zurück, den sie gekommen war. Das junge Mädchen, empört über diese Fahnenflucht, eilte ihr nach, ergriff sie bei der Hand und hielt sie fest.

„Wer Sie auch sein mögen," rief sie mit beinahe befehlshaberischer Stimme, „überlassen Sie, Madame, mich nicht schutzlos den Dreistigkeiten dieses Menschen."

Die Fürstin wandte sich unschlüssig. Der dringende Hilferuf der Erschreckten schnitt ihr ins Herz. Sie legte den Arm um Hermiones Nacken und sagte zu Meritscheff, der mit wenigen Schritten die Flüchtende eingeholt:

„Verletzen Sie nicht die Ritterpflicht gegen die Dame, mein Herr! Das Fräulein will nur in meiner Gegenwart —"

„Fürstin," sagte der Graf mit zorniger Stimme, „treiben Sie mich nicht aufs Aeußerste! Sehen Sie diesen Brief, den Sie an Ihren Gemahl schrieben, und der ihm durch meine Hände zugehen wird. Es steht in meinem Belieben, ihn ihm vor einer Schaar spottsüchtiger Kameraden zu übergeben, indem ich die Absenderin nenne."

Vera ließ mit einem leisen Wehlaut Hermiones Schulter los. Sie sah, daß ihr Geschick in der Hand des Frechen war. Nie würde Woronzoff zu einer Gattin zurückgekehrt sein, deren überflüssige Treue mit dem Stempel der Lächerlichkeit gebrandmarkt worden. Sie mußte den Brief wiederhaben, den ein unseliger Zufall, oder vielmehr der Verrath einem Fremden in die Hände gespielt.

Hermione wusste, daß ihre Begleiterin sie aufgab, als sie diese mit flehender Geberde die Hand nach dem Couvert ausstrecken sah, das Meritscheff ihr zeigte.

„Sie werden sich dann entfernen, Fürstin?" fragte er.

„Ja," stöhnte sie leise.

„Sie schwören es?"

„Bei allen Heiligen."

Er gab ihr den Brief, den sie in ihrem Kleide barg, und dann, mit niedergeschlagenen Augen, das Schamroth auf der Stirn, schlich sie den Hügel hinauf, Hermione, die Meritscheff mit eiserner Faust hielt, ihrem Geschick überlassend.

Das junge Mädchen stand todtenbleich aber stumm neben dem Russen und schickte die suchenden Augen nach Hilfe aus. Die Zofe war im Badehause, die Gestalt Veras entfernte sich mehr und mehr; der schmale Pfad, auf dem Hermione und Meritscheff standen, verzweigte sich durch Gebüsch und Felsengeröll zum Strande hinab, zu den Klippen hinauf.

„Nehmen Sie meinen Arm und kommen Sie mit mir," sagte der Graf befehlshaberisch.

Sie stand regungslos. Er fesselte gewaltsam ihre starre Hand an sich und schritt, das Mädchen nach sich ziehend, dem steilen Theil des Ufers zu, hinter welchem, in der versteckten Bucht, das Boot wartete.

Hermione kämpfte um jeden Schritt. Mit flammenden Augen und wogender Brust suchte sie sich von ihrem Begleiter loszuringen, der mit unverhehlter Bewunderung auf das schöne Geschöpf, dessen classische Züge eine edle Empörung durchglühte, sah.

„Sie ermüden sich unnütz," sagte er fast mitleidig lächelnd, „ich bin der Stärkere."

„Und Sie mißbrauchen Ihre Kraft gegen ein Weib,“ schleuderte sie ihm ins Gesicht.

„Weil es meiner Zärtlichkeit widerstrebt,“ sagte er mit Feuer. „Hätten Sie damals nicht so spröde meinem Werben getrotzt, es wäre nie so weit gekommen. Jetzt aber entführe ich Sie mit Gewalt.“

Sie stand wie angewurzelt. „Entführen!“ rief sie dann, die entsetzten Augen voll auf den Russen geheftet.

„Unten wartet das Bot, das uns über's Meer trägt. Kein Mensch wird ahnen, mit wem Sie entkommen; man wird annehmen, daß Sie mit Ihrem Geliebten geflohen.“

„Nein, nein!“ rief sie in höchster Erregung. „Die Meinen, Rowland glauben an mich.“

„Hören Sie mich an,“ rief Meritscheff, der Hermione fast bis auf den höchsten Punkt des Felsens gezerrt, von wo der Pfad hinaus zur Bucht führte, mit gepresstem heißem Ton, indem er stehen blieb. Ihm graute vor ihrer Entrüstung, vor ihrem Abscheu; denn im Kampf mit dem hochgearteten Wesen hatte ein Blitzstrahl sein Herz versengt, er wusste, daß er dies stolze, starke Mädchen glühend liebe. „Hören Sie mich an, Hermione: Ich bat Sie einst um einen Kuß. Erfüllen Sie meine Bitte jetzt, hier zwischen Himmel und Meer — und bei meiner Ehre, ich lege Ihnen Hand und Herz zu Füßen; Sie kehren in Ihr Vaterhaus zurück als die Braut des Grafen Meritscheff.“

Sie maß ihn mit einem verächtlichen Blick. „Die Schmach wäre mir größer,“ rief sie dann, „als wenn Sie mich gewaltsam fortschleppten.“

Er biß sich wüthend auf die Lippen; sein flammender Blick traf ihr kaltes, stahlhartes Auge, das Schande auf ihn sprühte. Er hob den Arm, sie zu schlagen oder zu umschlingen; da riß sie sich unversehens los und flog an den Rand der Klippe.

Die Hand abwehrend gegen ihn gestreckt, bog sie den Oberkörper über den jähen Abhang, an dessen Fuß die Wellen über Riffen plätscherten; ihr Blick irrte über das Meer hinaus nach Rettung vor dem Todessturz, der selbst Rettung war vor der Entehrung; ihre Züge, ihre Glieder schienen versteinert; wie eine weiße, schlanke Statue schwebte sie im funkelnden Sonnenlicht auf der Felsenzacke.

Dem Grafen schwindelte, er wagte keinen Schritt. Mit so sterbensmuthiger Entschlossenheit war der fernere Kampf unmöglich. Die zerschellte schöne Gestalt allein durfte er im Abgrund zu umfangen hoffen. Er wandte sich ab und fühlte seine Augen feucht werden. Meritscheff, der Eroberer, der Unwiderstehliche, weinte darum, daß dieses unschuldige Mädchen, seine erste Liebe, ihn verwarf.

Als er wieder zu ihr hinsah, bemerkte er, daß sie ihr Tuch schwenkte, sie gab ein Signal.

„Wenn ruft sie herbei?“ fragte er sich erschreckt. Er wagte nicht, an den Felsenrand zu treten; denn Hermione war noch immer nicht aus ihrer gefährlichen Lage gewichen, und doch drängte es ihn, nach dem Vorgehenden Umschau zu halten.

„Ich gehe,“ rief er ihr zu. „Mit dem Tode mag ich nicht um Sie ringen. Treten Sie zurück! Sie sind frei.“

Sie machte eine wegwerfende Bewegung nach ihm hin und hob von neuem das Tuch. Ihr eben noch verzweiflungsstarres Gesicht war ganz verändert. Ein Glücksschimmer verklärte es glühender als das Sonnengold, das wie eine Krone ihr dunkles glänzendes Haar überflimmerte.

Der Russe war aufs Aeußerste bestürzt. Wer konnte ihr zu Hilfe kommen? Wer musste ihn überraschen? Er wartete noch eine Minute und wandte sich dann der Bucht zu. Sie streckte gebieterisch die Hand aus:

„Bleiben Sie!“

Angewurzelt stand er, das glühende Auge auf die Verwandelte geheftet. Jetzt sah er vom Strande her, denselben Weg, den er Hermione herangeschleift, einen Mann heraneilen, dessen kräftige Gestalt und rasche Bewegungen ihm nicht fremd waren. Es war Rowland, der, ohne den Grafen zu beachten, auf Hermione zustürzte.

Sie neigte sich ihm entgegen und ließ sich von ihm von dem Felsen heben, auf den sie sich geschwungen. Mit der ausgestreckten Hand deutete sie verächtlich auf Meritscheff. Rowland folgte dem Blick. Er legte den Arm um Hermione und drückte die zum Tode Erschöpfte leise an sein Herz. Zum Grafen sagte er:

„Hinweg mit Ihnen, Schurke.“

Der Russe knirschte mit den Zähnen. Er würde sich auf Rowland gestürzt haben, wenn das Mädchen nicht an seiner Brust gelegen hätte. Aber er wollte der Geliebten nichts mehr zu Leide thun.

„Das ist also der Mann, dem Sie Ihr Herz gegeben, Hermione?“ fragte er halb spöttisch, halb traurig, auf den schlichten, alltäglichen Menschen blickend, der Hermione in den Armen hielt.

Sie sah mit zärtlichem Blick zu Rowland auf und sagte nur „Er ist gut.“

Meritscheff erkannte nichts mehr. Wie von dunkeln Nebeln umballt, schwankte er zur Bucht hinunter, wo seine Kosaken auf ihn warteten, ihn über's Meer nach dem abgelegenen Lagerdorf zu führen, in dem er Hermione zu verbergen gedacht.

Der Engländer führte die Zitternde langsam an den Strand hinab, zu seinem Seegelboot, in welchem er den Matrosen zurückgelassen.

„Gott fügte es,“ sagte Rowland ernst, „daß ich diese Nacht länger als gewöhnlich auf dem Meer war, um rings die Wasser der Insel danach zu durchspähen, ob nicht unsre Feinde, in Voraussicht der baldigen Ankunft der britischen Flotte, Zerstörungsmaschinen gelegt. Als ich um den Felsen segelnd Dich sah, Hermione, mit gerungenen Händen, verzweifelnd den Tod suchend; ich kann Dir nicht beschreiben, was ich da empfand! Hättest Du Dich hinabgestürzt, mein froher Lebensmuth wäre für immer dahin gewesen. Ich habe Dich ja so lieb, Mädchen, und will, daß Du für mich leben sollst.“

Sie machte auch nicht viele Worte um ihre Liebe; aber als beide Hand in Hand im Boot saßen und sich vom frischen Morgenwinde zur Villa Andrikos hinsegeln ließen über das leuchtende Meer, wussten sie recht gut, daß nichts auf der Welt ihre Herzen mehr scheiden konnte.

Vera war eine Stunde vorher im Hause angekommen und hatte der Freundin knieend gebeichtet, was geschehen. Kathina, von rasendem Schmerz ergriffen, hatte das feige Weib fast mit Füßen getreten und ihr die Thür gewiesen. Verzweifelnd zwar, doch mit raschem Entschluß, ließ sie dann den Kaik bereiten und setzte ihren Mann im Fluge von der Hermione drohenden Gefahr in Kenntniß. Im Augenblick, als die von Todesangst gefolterten Eltern sich vom Garten aus einschiffen wollten, um nach dem Strande zu eilen, wo ihre Tochter schutzlos mit dem Elenden zurückgeblieben, der Vera verscheucht, traf Rowland mit der Geretteten ein, die von stürmischen Liebkosungen der Ihren fast erstickt wurde. Er selbst entging seinem Antheil an dem freudigen Jubel durch die trockne Bemerkung, daß er sogleich zur Stadt müsse, da heute Posttag sei, und ehe noch Hermione ihr Erlebniß hatte berichten können, hatte er ihr die Hand gedrückt und war gegangen.

Das Mädchen schien gewachsen und erstarkt in ihrem siegreichen Kampf mit dem Verderben. Als sie, im Arbeitszimmer des Vaters an seiner Seite sitzend, Kathina vor sich knieend, die Scene schilderte, die sie durchlebt, fühlten

die Eltern beide sich ihr gegenüber klein und schwach. Frau Andrikos hatte ihrem Manne in den vorhergehenden Momenten furchtbarer Angst gestanden, was es um Vera für eine Bewandtniß habe; ihr Zeugniß rechtfertigte jetzt die Tochter, welche von jeher dem Maskenspiel gegen Andrikos widerstrebt. Als aber die Frage erörtert wurde, was nun aus der Fürstin werden solle, war es Hermione, die dringend verlangte, daß sie nicht fortgestoßen werde, ohne Frist, ihre Zukunft vorzubereiten.

„Sie war erbärmlich feige," sagte das junge Mädchen geringschätzig, „aber nicht absichtlich schlecht. Laßt mich ihr selbst sagen, daß wir ihr vergeben haben, sie nicht aus dem Asyl hinausweisen, das unser Haus ihr ist."

Die Eltern widersprachen nicht. Sobald Hermione sich von der Aufregung und Erschöpfung erholt, die in ihr nachbebten, suchte sie die Fürstin auf, der schon durch die Dienstboten das Gerücht zugegangen, daß das Fräulein, auf welches, wie die im Badehause verborgene Zofe bei ihrer Rückkehr erzählt, eine Räuberschaar einen Anfall gemacht, von Herrn Rowland, nach furchtbarem Blutvergießen, gerettet worden. In völliger Haltlosigkeit saß Vera zusammengebrochen in ihrem dunkeln Schlafzimmer, als Hermione eintrat und mit gelassenem Blick ihrem flehenden, thränenschweren Auge begegnete.

„Ich komme," sagte sie ernst, „Ihnen auszudrücken Fürstin, wie sehr ich Sie beklage. Ihre Liebe muß auf keinen würdigen Mann gerichtet sein; sonst würde sie Ihr besseres Selbst nicht herabziehen. Könnte ich Ihnen eine Ahnung von dem Glück erschließen, das es gewährt, in dem Freunde alles zu lieben, was gut und groß und edel ist, ich bin gewiß, Sie würden sich aufraffen aus Trug und Erniedrigung und auf deren Preis verzichten! Ich bitte Sie im Namen meiner Eltern, bei uns zu bleiben, bis Sie ein passendes Unterkommen gefunden oder Ihre Abreise vorbereitet. Ich weiß, Sie sind froh, mich ungefährdet wieder im Elternhause zu sehen. Lassen Sie uns das Vergangene zu vergessen suchen."

Die Fürstin haschte nach Hermiones Hand, als wolle sie sie an die Lippen ziehn.

„Um so lieben zu können, wie Sie es thun," sagte Vera dann, „bedarf es eines unentweihten, reinen Seins. Mein Herz ist besudelt worden durch die Berührung mit jenem Dämon, der darin Wohnung nahm. Ich kann nicht mehr empor, Hermione, oder doch nur mit ihm."

Das junge Mädchen wandte sich seufzend. In Ihrem Zimmer wartete schon Kathina auf sie, die eben mit Andrikos über ernste Dinge verhandelt. Von tiefster Bewegung übermannt, zog sie die Stieftochter in ihre Arme und rief schluchzend immer wieder:

„Ich liebe Dich, Kind! Ich bin Deine Mutter!"

Ein mildes, schönes Empfinden durchströmte das langvereiste Herz der sonst so herben Frau. Der heilende, reinigende Born in ihm war aufgebrochen, in die bodenlose Fluth der Mutterliebe konnte sie jetzt alles Elend der Vergangenheit, der Gegenwart versenken.

Ihr zuerst sprach Hermione von der Liebe zu Rowland, welcher das Ereigniß dieses Morgens das Siegel des Vollbewusstseins aufgedrückt, und wie eine köstliche Gabe empfand Kathina das Vertrauen des Mädchens, das ihr Mutterrechte gewährte.

„Sorge um nichts," sagte sie ihr, „ich bürge Dir für die Einwilligung des Vaters. Du wirst Rowlands Weib."

„Und wenn ich es nicht würde," entgegnete Hermione „würde mich das nicht unselig machen. Der Glaube an das edle Wesen der Geliebten, die Gewißheit seiner Neigung sind ja schon Glück. Wenn ich selbst einsam emporstreben müßte zum Ideal, geistig würde ich mich immer Hand in Hand mit Rowland schreiten fühlen."

Kathina lächelte über die Träumereien und beneidete sie doch um ihre Träume. Sie pflegte die Angegriffene so sorgsam, daß schon in den Nachmittagsstunden Hermione in den Garten gehen konnte, wo bald Martha zu ihr gebracht zu werden verlangte. In wehmüthig heiterm Spiel mit dem blinden Kinde verlebten Mutter und Tochter die Zeit bis zur voraussichtlichen Rückkehr Rowlands, welcher der Consul allein mit Beunruhigung entgegensah, denn die Entscheidung über das künftige Verhältniß des Engländers zu einem Hause, um das er sich so verdient gemacht, rückte damit in bedenklicher Weise näher.

Die Fürstin war noch nicht wieder sichtbar geworden. Ihre Verwirrung grenzte an Verzweiflung; sie wusste ihr Geheimniß im Besitz eines Ehrlosen, sie war bei dem Versuch, Woronzoff eine Benachrichtigung über die gemachte Entdeckung zukommen zu lassen, schmählich gescheitert. Mechanisch drehte sie den Brief in ihrer Hand, fragte sich, wie sie ihn ihrem Gemahl zustellen und sich so den letzten Anspruch an den Mann retten könne, den sie auch jetzt noch nicht aufgeben wollte. Sie hatte den alten Platz am Fensterversteck eingenommen, sah aber das gegenüberliegende Boudoir leer; denn Frau Glünar hatte die zeitweilige Abwesenheit ihres offiziellen Tyrannen schon am Morgen benutzt, um mit einer lustigen Schaar von Bekannten einen Ausflug zu machen, von dem sie erst Abends zurückkehren wollte.

Vera hörte Marthas frohes Lachen zuweilen zu sich hinaufdringen, dann Yuvans gedämpfte Stimme, der das Kind bei Dunkelwerden abzuholen kam. Wie eine plötzliche Eingebung kam es über sie, daß sie die Treppe hinabflog und an der Hecke stehend, athemlos, mit klopfendem Herzen, auf den Croaten, der die Kleine forttrug, wartete. Sie legte die Hand leise auf seinen Arm und machte ihn aufblicken. Kaum erkannte er in der Gestalt der Erzieherin Frau Ranzoff wieder.

„Was wollen Sie?“ fragte er die Sprachlose erstaunt.

„Wenn der Fürst Woronzoff kommt“, sagte sie abgebrochen, „so geben Sie ihm diesen Brief, ohne zu sagen von wem.“

Sie legte das Billet mit der Belohnung zugleich in die widerwillig zuckende Hand des Croaten und entfloh rasch. Er musste die lästige Bestellung wohl oder übel ausführen.

Bald nachdem er Martha zu Bett gebracht, die den ganzen Abend von Räubern und Strolchen gesprochen, da die Gerüchte über vorgegangne Gewaltthaten aus dem Nebenhause zu ihr gedrungen, und als der Croat an der Thür der Villa lehnte, sah er den Fürsten kommen, der mit gesenktem Haupt und langsamem Schritt den Vorgarten durchging. Als er Yuvan erblickte, fragte er:

„Frau Glünar zu Hause?“

„Madame ist aus,“ entgegnete abweisend der Croat.

„Ich werde im Boudoir auf sie warten. Bringen Sie Licht.“

Yuvan wagte nicht zu widersprechen, wenn er Befehle empfing. Er zog den Brief aus dem Gürtel und sagte:

„Dies soll ich dem Herrn Fürsten geben.“

Woronzoff nahm das wie er glaubte von Ida hinterlassne Billet und ging ins Boudoir, wo er sich auf einen Sessel warf. Er war sehr unbehaglicher Stimmung. Seine offizielle Mission in Constantinopel hatte ihr Ziel erreicht, indem die russischen Gefangenen eben aus ihrer Haft im Serasferiat entlassen worden waren; aber in der geheimen hatte Woronzoff, das musste er sich selbst gestehen, keine bedeutenden Fortschritte gemacht. Wohl war ihm in der perotischen Gesellschaft die Aufmerksamkeit gezeigt, welche sein Rang beanspruchen durfte, wohl hatten selbst exclusivere englische Kreise sein Entgegenkommen mit Artigkeit erwidert; wohl hatte sein Verhältniß mit der Banquiersfrau seiner Eitelkeit die

begehrten Triumphe gewährt; die gefeiertste Dame der hauptstädtischen Salonwelt war offenbar von ihm nicht nur besiegt, sondern unterjocht worden, und ertrug in der für ihn schmeichelhaftesten Weise die entwürdigende Behandlung, die es ihm beliebte, ihr aufzuerlegen; allein trotz dieser individuellen Erfolge hatte Woronzoff doch keine eigentlichen politischen Errungenschaften aufzuweisen. Daß England bei der türkischen Regierung fortwährend intriguirte, war für ihn zweifellos; aber er hatte noch nicht vermocht auszukundschaften, welche greifbaren Ziele die britischen Machinationen verfolgten. Die plötzliche Abreise Glünars, der dafür bekannt war, Verbindungen mit englischen Finanzgrößen zu unterhalten, hatte Woronzoff auf eine Fährte gebracht, die er eifrig verfolgte; doch leider ohne Ergebniß, und er war nun eigentlich ohne weitern Vorwand für fortgesetztes Verweilen in Constantinopel.

Von den gelegentlichen Morgenbesuchen Rowlands bei Frau Glünar war ihm wenig bekannt geworden, obgleich dessen Anwesenheit auf Prinkipo dem Fürsten allerdings auffallend erschien. Die schöne Frau, von Kathinas Anspruch auf persönliche Verhandlungen mit Woronzoff verletzt, hatte Sorge getragen, den Fürsten ganz außer Beziehung mit der Villa Andrikos zu halten; wogegen Woronzoff im Grunde nichts einzuwenden gehabt, denn der Anblick des haßverzerrten Gesichtes, das sich ihm auf dem Cambodge so unerwartet geboten, hatte in keiner Weise den Wunsch in ihm erregt, die Frau, welche er einst in frevlem Uebermuth um ihr Alles betrogen, wiederzusehen. Er war sogar der Versuchung, über die von seinen Kameraden hochgepriesene Schönheit der von dem mütterlichen Drachen bewachten Hermione ein Urtheil zu gewinnen, ausgewichen, und das um so leichter, da junge Mädchen nicht sein Geschmack waren; denn er hatte die Erfahrungen noch nicht vergessen, welche ihm der Idealismus Veras, der in ihrer Reinheit wurzelte, ehemals bereitet.

Mechanisch drehte er jetzt das Billet, das Yuvan ihm gegeben, und dessen Aufschrift das Abenddunkel nicht zu lesen erlaubte, in der Hand. Als der Croat die Lampe gebracht, öffnete er es, ohne zu ahnen, daß die Schreiberin, deren Namen er zuerst fast schreckhaft realisirte, ihn, nur wenige Schritte entfernt, mit grenzenloser Spannung betrachtete. Sie sah die Adern auf seiner Stirn anschwellen, die dunkeln Zähne an den feinen Lippen nagen, die harten Augen Blitze sprühen — und ein Schauer überlief die Bangende.

Woronzoff überließ sich nicht lange den stürmischen Gefühlen, welche die Entdeckung, daß seine Frau in Constantinopel sei, in ihm erregte; bald heftete er den stechenden Blick auf den Inhalt ihrer Zeilen, und nun schien er im Gedanken an die Wichtigkeit der Benachrichtigung, welche ihm geworden, den Zorn über den gewagten Schritt der Fürstin zu vergessen, oder doch als unzeitig bei Seite zu legen. Er stützte den Kopf in die Hände und sann; als er ihn nach wenigen Minuten hob, erblickte die Beobachterin in seinen energischen Zügen schon den scharf ausgeprägten Entschluß. Sie war nicht in Zweifel, daß ihrer Nebenbuhlerin eine schwere Stunde bevorstand.

Frau Glünar war, während der Fürst sich in ihrem Boudoir heimisch gemacht, von ihrem Ausfluge nach Hause zurückgekehrt und von ihren Dienstboten gleich mit der Mittheilung empfangen worden, daß das Räubergesindel auf der Insel am hellen Tage den Versuch gemacht, Fräulein Andrikos mit ihrem Kammermädchen in die Brussa-Berge zu schleppen, ihr Lösegeld auf mehrere Tausend Pfund festgesetzt worden, und der Vater ohne Zweifel seine Villa hätte verkaufen müssen, um es aufzubringen, wenn nicht Herr Rowland, von Miß Lee gerufen, mit dem Kellner Antoine nach dem Badehause geeilt wäre und beide Gefangene befreit hätte. So wenig auch die Banquiersfrau geneigt war, diesen übertriebenen Bericht

für unbedingte Wahrheit zu nehmen, so sah sie sich doch veranlasst, als sie die Treppe hinaufstieg, Juvan zu rufen und ihm in traulichem Geflüster die Bitte nahe zu legen, heute Nacht ein wachsames Auge auf Haus und Garten zu haben.

Er nickte finster und schweigend.

„Ist der Fürst gekommen?" fragte sie lässig.

Er antwortete nicht.

Sie schlug ihm leicht mit dem Fächer auf die Schulter und flog die letzten Stufen hinauf. Ihr Auftrag mochte den Leibdiener wohl verstimmt haben.

Im Boudoir traf sie unvorbereitet auf den Fürsten, der bei ihrem Eintreten im Lehnstuhl sitzen blieb und sie mit durchbohrendem Blick ansah.

„Sie hier, Woronzoff?" fragte sie überrascht.

„Ja," entgegnete er kurz, „und zwar wahrscheinlich zum letzten Male."

„Warum?" fragte sie halb erfreut, halb enttäuscht.

„Meine Mission hat ihr Ende erreicht. Ich werde ins Hauptquartier zurückkehren."

„Wie schade!"

„Sie wissen, daß Sie mir noch immer den Beweis Ihrer diplomatischen Begabung schulden."

„Inwiefern?"

„Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mir, bei unserm ersten Begegnen, eine Allianz anboten? Ich war gutmüthig genug darauf einzugehen, widmete Ihnen eine Menge Zeit, lieh Ihrem Salon den Glanz meiner Gegenwart. Dafür habe ich bisher nichts empfangen."

„Wie!" rief sie, und ihr weiblicher Stolz flammte auf, „rechnen Sie für nichts, daß — —"

„Daß Sie mich durch Ihre Gunst bevorzugten, meinen Sie? Je nun, ich war der erste nicht und werde — —"

„Sie beleidigen mich!" rief sie empört.

„Ich wünsche Ihnen nur begreiflich zu machen, daß Sie noch in meiner Schuld sind. Es ist an der Zeit, mir das Staatsgeheimniß mitzutheilen, das Sie sich erlangen zu können brüsteten."

„Ich kenne keins," sagte sie und wendete den Kopf.

„Doch, das von Cypern."

Sie schrak zusammen.

„Glauben Sie, daß ich jemals umsonst einer Fährte nachspüre? — Die Abreise Ihres Mannes war mir genug, daraus zu schließen —"

„Er ist in Geschäften nach Paris."

„Das ist nicht wahr. Er ist in London."

„Davon weiß ich nichts."

„Sie werden die Güte haben, mir seine Briefe vorzulegen," sagte der Fürst, sich ruhig im Lehnsessel streckend.

„Dazu fühle ich keine Veranlassung."

„Dann wünsche ich Ihnen gute Nacht."

„Was meinen Sie damit?" fragte sie überrascht.

„Daß ich nicht von hier weichen werde, bis Glünars Briefe in meinen Händen sind."

„Wie, Sie würden wagen, mich so zu compromittiren?"

„Ohne Zögern, ich verliere nichts dabei."

„Die Rücksicht gegen eine Dame, die Diskretion — —"

„Halte ich aufrecht, so lange nichts mich veranlasst, sie bei Seite zu setzen. In diesem Falle ist es an Ihnen, auf Ihren Ruf bedacht zu sein. Sobald Sie mir die Briefe Glünars gegeben, gehe ich, nicht eher."

Vera bemerkte, wie die Banquiersfrau, die Hände ringend, durchs Zimmer schritt, wie der Fürst gähnend den Kopf in eine Sophaecke drückte und bereit schien, der Ermüdung oder Langeweile nachzugeben. Es fasste sie ein Grauen vor seiner rücksichtslosen Schneidigkeit, ein Bewundern seiner dreisten Taktik. Sie wusste recht gut vorher, daß die Nebenbuhlerin zu Thränen, Bitten und Künsten der Koketterie vergebens ihre Zuflucht nehmen werde, daß ihre Ausflüchte abgeschlagen, ihre Drohungen verlacht werden würden, und doch wohnte sie aus ihrem Versteck dem Kampfspiel da drüben, das stundenlang fortdauerte, ohne des Fürsten Energie zu erschüttern, während es Frau Glünar aus der wildesten Verzweiflung in die ohnmächtigste Erschöpfung hetzte, mit klopfenden Pulsen bei.

Als beim ersten Morgengrauen die Besiegte dem lächelnden Bezwinger todtenbleich und bebend die Briefe hinhielt, welche Glünars Mittleramt zwischen der türkischen und englischen Regierung außer Zweifel stellten, und Woronzoff sie oberflächlich geprüft, erhob er sich langsam, nahm seine Mütze, sagte der Zusammenbrechenden ein kühles Lebewohl auf Nimmerwiedersehen und setzte hinzu:

„Ich hoffe, der Inhalt dieser Papiere wird mich einigermaßen für die Opfer entschädigen, die ich im Interesse meine diplomatischen Mission gebracht."

Frau Glünar antwortete nichts. Sie war geknickt in den Hoffnungen auf Glanz und Reichthum, welche die ohne Zweifel nun durch russisches Eingreifen in die geplante Convention vereitelte Spekulation ihres Mannes in ihr genährt; zerschmettert in ihrer weiblichen Eitelkeit. Sie wusste, daß es Wahnsinn sei, dem Ansinnen Woronzoffs nachzugeben, um ihren Ruf zu retten, an dem eigentlich nichts mehr zu retten war — doch die drohende öffentliche Schmach, das Zittern davor, daß dieser unbeugsame Frevler ihr Haus in auffallender Weise verlassen könne, überwältigten sie so vollständig, daß sie sich machtlos seinem ehernen Willen beugte.

Der Fürst empfand einen großen Triumph, als er das schweigende Haus durchschritt und durch die Hinterthür in den halbdunkeln Garten trat, sich dort an der Hecke, welche denselben vom Nachbargrundstück trennte, bis zum Vorplatz hinzutasten. Auch Vera, unter deren Fenster der enge Pfad hinlief, jubelte, daß der große Wurf gelungen, ihr Gatte von jenem Weibe getrennt und im Besitz des unschätzbaren Staatsgemeimnisses sei. Sie lehnte sich, die Laden leise zurückstoßend, deren Hülle sie nun nicht mehr bedurfte, hinaus in die Nachtluft, mit heißen Blicken den leise Schleichenden verfolgend, der jetzt aus dem tiefen Schatten zwischen den beiden Villen in den helleren Vorgarten treten musste.

Doch ehe er noch dahin gelangte, rauschte es heftig im Gebüsch, wie wenn ein Raubthier sich auf nahe Beute stürzt, eine weiße Metallschneide funkelte auf — ein Anprall — ein dumpfer Schrei — — —

Der Fürst trat nicht in die Lichtung hinaus. Unter dem Fenster aber, aus dem Vera und ihr gegenüber Frau Glünar sich jetzt hinausbeugten, rangen dunkle Phantome mit einander, wälzten sich, bäumten sich, daß den Starrenden grausiges Entsetzen die Knie lähmte.

Zuerst war die Fürstin mit wildem Geschrei vom Fenster geflogen, das Haus durchgellend rannte sie zur Hinterthür der Villa, stürzte über den thauglatten Rasenplatz an die Heckenpforte, die ihrem Drängen wich, und dann den Pfad entlang, auf welchem der grässliche Spuk getobt. Noch einen Augenblick — und sie kniete am Boden, drückte eine blutende Gestalt in ihre Arme, rief den ermordeten Gatten mit tausend zärtlichen Namen. Ihr Kommen hatte den Angreifer verscheucht, der zurück in den Hintergarten flüchtete. Doch ihm verlegte Kathina den Weg, welche zuerst von den Schreien der Fürstin erweckt, ihr, Unheil ahnend, nachgeeilt war.

„Steh Räuber!“ zischte sie den Kerl an, der, die Waffe schwingend, zur Seite sprang, und hielt ihm einen Revolver entgegen, den sie ergriffen.

„Madame,“ flüsterte eine bekannte Stimme sie abgebrochen an, daß sie entsetzt zurückfuhr, „kein Räuber — Rache an meinem Feinde —“

An ihr vorüber zum Meeresufer hin floh die Gestalt — sie stand erstarrt, den Abgrund messend, der sich vor ihrem Erkennen aufthat.

Andrikos, Hermione, die Dienerschaft eilten herbei. Die anbrechende Dämmerung erlaubte, in dem Schwerverwundeten, um den die Fürstin sich schluchzend bemühte, Woronzoff zu erkennen.

„Wohin mit ihm?“ fragte Andrikos rathlos.

Kathina sah den Verhassten wehrlos, ehrlos vor sich hingestreckt, wie ihre Racheträume ihn ihr oft gezeigt, sah sein angstvolles Auge weit aufgerissen an ihren Zügen hängen. „Bringt ihn zu ihr dort drüben,“ schwebte es höhnisch auf ihren zuckenden Lippen, der Triumph des Hasses glühte in ihr — —. Aber sie hielt den Athem zurück, denn neben ihr stand jetzt mit weinenden Augen Hermione und sah sie verständnißlos an.

„Er ist Veras Mann,“ sagte sie leise zu dem Mädchen.

„Wie kommt er her? — Bei Nacht? — Wer überfiel ihn?“

„Frage nicht,“ sagte Kathina tonlos. „Geh — — und bereite ein Zimmer für den Verwundeten — — bei uns.“

Die Diener hoben den Röchelnden auf und trugen ihn in die Villa. Drüben regte sich nichts. Als Vera, die Faust geballt, nach dem Fenster blickte, an dem das Weib vorher gestanden, um das ihr Gatte gefällt worden, sah sie ein bleiches Köpfchen mit leblosen Augen herausfahren — das blinde Kind, das der Lärm aus dem Schlaf geschreckt.

Bald war Woronzoff auf ein Lager gebracht; Aerzte wurden geholt, seine Wunden untersucht. Ein Messer war ihm in die Brust gestoßen worden, und die Stirn klaffte von einem furchtbaren Hieb. Mit gerungenen Händen horchte Vera auf den Ausspruch der Aerzte — er schloß für sie nicht jede Hoffnung aus.

Als der Morgen weiter vorrückte, stellte sich Rowland ein, der eben erst von der Stadt zurückgekehrt war. Bevor der Consul noch ihm hatte berichten können, was geschehen, sagte er:

„Ich bin mit Glünar von der Botschaft gekommen; er hatte sich vorgenommen, seine Frau zu überraschen und nicht telegraphirt. Ich habe ihn darauf vorbereiten müssen, daß er Martha sehr augenleidend finden würde; er wusste nur von einer leichten Entzündung. Der arme Millionär!“

Andrikos sah Rowland erstaunt an.

„Ich darf es jetzt sagen,“ entgegnete dieser stolz und froh, „die Convention ist geschlossen, England wird Cypern verwalten. Der Banquier hat in Voraussicht des Kommenden viel Grundeigenthum dort erworben, das er jetzt vortheilhaft losschlagen wird.“

Herr Andrikos rieb sich vergnügt die Hände. „Wir haben nicht verkauft.“

Er rief Kathina herbei, die Rowland zu Hermione brachte. Sie blieb eine Weile mit ihnen, dann, während die Liebenden sich aussprachen, und der Engländer endlich den Augenblick gekommen sah, dem Mädchen seiner Wahl, wie er es ihr einst versprochen, alles aufzuklären, was ihr in seinem Benehmen noch dunkel sein konnte, suchte sie ihren Mann im Garten auf. Sie war sehr ruhig und gefasst.

„Ich komme, Dich um Deine Einwilligung zu Hermiones Heirath mit Rowland zu bitten.“

„Aber liebe Frau — —“

„Glaubst Du, daß die Verwandten Deiner ersten Frau so thöricht sein werden, sich jetzt der Heirath des Mädchens mit diesem Engländer zu widersetzen, da ihre Insel unter englische Oberhoheit kommt; zudem die Weigerung Hermiones, ihren Grundbesitz zu verkaufen, wohl ihnen allen einen Verlust erspart hat, einen großen Vortheil einbringt?!“

„Freilich, Du hast Recht. — Doch die Priester, die Manuskripte, meine Untersuchungen —?“

„Höre,“ sagte sie, die Zähne zusammenbeißend, „ich will Dir etwas vertrauen. Fürst Woronzoff ist der Mann, der mein Leben vernichtete. Ich kann nicht länger bleiben, wo er ist. Gehe ich allein von hier, so kehre ich nie wieder. Ich bin noch Virtuosin genug, mir das Bischen Leben zu erspielen, wo es immer sei.“

„Du willst fort von mir?“ schrie Andrikos fast auf. Ihn erregte von den Mittheilungen Kathinas nur die eine.

„Auf jeden Fall von hier. Du hast nur die Wahl, ob Du mir mit Hermione und Rowland folgen willst — oder — — im Uachernenpalast bleiben.“

Sie hatte den Humor schon wieder gefunden; das tröstete ihn etwas.

„Wo sollen wir denn hin?“ fragte Andrikos.

„Nach Cypern. — Rowland, der dem Botschafter von seinem Zusammentreffen mit Meritscheff berichtet, hat Befehl bekommen, um allen Verwicklungen vorzubeugen, in wenigen Tagen nach der neuerworbenen Insel abzugehen, und die Truppenausschiffungen zu organisiren. Eine spätere Anstellung auf Cypern ist ihm in Aussicht gestellt. Ist es Dir recht, so gehen wir mit ihm.“

„Ich könnte,“ meinte Andrikos nachdenklich, „allerdings auch dort vielleicht für meine wissenschaftliche Aufgabe wirken. Die Sarazenen, welche Constantinopel 717 belagerten, waren nämlich schon 688 im Besitz der Insel Cypern, und ein Zusammenhang —“

„So ist es abgemacht? Wir reisen?“

„Wenn Du durchaus einen Engländer zum Schwiegersohn haben willst, liebe Slavin! —“

„Ich bin keine,“ rief sie lebhaft. Ich bin, wie Hermione, eine Griechin!“

„Ach so! — — Aber was wird dann aus Vera?“

„Sie wird ihr Ziel erreichen. Wie ich höre, hat Woronzoff, als er zum Bewusstsein kam, gleich nach einem Spiegel verlangt.“

„Nun und — —?“

„Daß das Kennzeichen auf seiner Stirn je verlöscht werde, darauf hofft er wohl selbst nicht, denn er hat seiner Frau zärtlich die Hand geküsst.“

Der Consul lächelte und sagte dann:

„Glünar, der die Spuren des Kampfes eben vertilgen ließ, sagte mir, ehe Du herabkamst, über die Hecke her, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Yuvan, der Auftrag hatte, auf Strolche zu fahnden, den Fürsten für einen Räuber gehalten und unschädlich zu machen gesucht. Seinen Irrthum zu spät erkennend, sei er dann wohl geflohen. Wie Woronzoff freilich zu nächtlicher Stunde in seinen Garten gelangt, schien Glünar nicht begreifen zu können oder zu wollen. Erst als ich ihm sagte, daß der Verwundete von seiner eignen Gemahlin gepflegt werde, rief er froh: „Nun wird ja alles klar. Zu i h r hatte er sich heimlich begeben, als der Tölpel ihn anfiel.“ Ueber Marthas Vernachlässigung schien er sich übrigens nicht trösten zu können. Sie soll in eine Blindenanstalt nach der Schweiz, und die Mama muß sie dorthin begleiten. Der arme Mann dauert mich. Ja, es besitzt eben nicht jeder Gatte eine Kathina zur Frau, nicht jede Tochter eine Kathina zur Mutter.“

Sie sah den gutmüthigen Mann fast liebreich an.

„An Hermione hab' ich mich zu neuem, edlerem Sein aufgerichtet, von ihr die große Wahrheit — ach spät genug — gelernt, daß Liebe an sich nicht das Wesentliche ist, sondern die Richtung unserer Neigung:

Abwärts lieben ist Verderben: — aufwärts, Heil."

Die submarine Telegraphie und ihre Beschwerden.

Von

J. Ludewig.

(Schluß).

Wenn in diesen Festsetzungen mit Vorbedacht nur von Landtelegraphen die Rede ist, so kann hieraus durchaus nicht auf die Absicht, eine Ausnahme zu Gunsten der submarinen Telegraphenkabel zu statuiren, geschlossen werden. Denn es handelte sich bei den Konferenzen ausdrücklich nur um den Landkrieg, weil England seine Theilnahme von vornherein an die Bedingung geknüpft hatte, daß das Seerecht oder das Seekriegswesen von den Berathungen ausgeschlossen würde. In Folge dessen genießen diese Seekabel nicht nur keinen höheren Schutz, sondern es fehlt bezüglich derselben sogar jeder Ausspruch, wonach ihre Zerstörung, außer im Falle der Kriegsnothwendigkeit, als verboten zu betrachten ist.

Seit dem Jahre 1874 haben sich deshalb auch die betreffenden Gesellschaften vielfach bemüht, durch zahlreiche Reklamationen, Abhandlungen und Auseinandersetzungen in öffentlichen Blättern wenigstens die öffentliche Meinung für die Neutralitätserklärung der Seekabel zu gewinnen. In diesem Sinne ist jedoch absolut keine Aussicht auf Verwirklichung der Wünsche der Betheiligten. Während eines Krieges zwischen Staaten, welche Kriegsmarinen besitzen, wird die Zerstörung der von dem feindlichen Lande ausgehenden Seekabel und selbst derjenigen zwischen neutralen Staaten, deren sich der Feind bedienen könnte, immer nur eine Macht- und Opportunitätsfrage sein. Wären zur Zeit des Krimkrieges die von Rußland ausgehenden Kabel in der Ostsee schon versenkt gewesen, dann würde die vor Kronstadt sonst ziemlich unbeschäftigt gebliebene englische Flotte deren Zerstörung sich nicht versagt haben, wenn diese irgend einen Vortheil versprochen hätte, und unter ähnlichen Verhältnissen werden lediglich ähnliche Erwägungen, nicht aber die Wünsche der Kabelbesitzer das Verfahren der Flotten im Seekriege bestimmen.

Nach den bisherigen Vorgängen war es eigentlich selbstverständlich, daß auch der gelegentlich der vorjährigen internationalen Elektricitätsausstellung in Paris tagende internationale Kongreß von Elektrikern sich mit den Kabeln der submarinen Telegraphie beschäftigt hat. Die französische Kommission, welche mit der Vorbereitung der auf dem Kongreß zu behandelnden Fragen betraut war, hatte für die Gesammtsitzungen zu berathen in Vorschlag gebracht:

1) ein Uebereinkommen zur Regelung der Bedingungen für die Verlegung submariner Telegraphenkabel, im Falle sie neben bereits vorhandene Kabel zu liegen kommen oder solche kreuzen und 2) ein Uebereinkommen hinsichtlich der Unterscheidungssignale sowie der Schifffahrtsregeln gegenüber den mit der Verlegung und der Wiederaufnahme von Unterseekabeln beschäftigten Schiffen.

Die Vorlage ist zwar nicht in den Sektionssitzungen berathen worden, hat aber in der Plenarsitzung vom 28. September eine ausgedehnte Diskussion hervorgerufen, welche sich nicht allein auf die Fragen des Programms beschränkte, sondern auch auf die Besprechung des Schutzes der Kabel im Frieden gegen böswillige und fahrlässige Beschädigung, sowie im Kriege durch deren Neutralitätserklärung ausgedehnt wurde.

Der Kongreß hielt sich jedoch in richtiger Erkenntniß der Sachlage nicht für autorisirt bezüglich der letzten Fragen, welche wesentlich dem Gebiete des internationalen und privaten Rechtes angehören, eine Entscheidung auszusprechen und er begnügte sich deshalb mit einer dem französischen Ministerium vorzulegenden Resolution, in welcher er den Wunsch aussprach, daß die Regierungen der verschiedenen Länder sich mit der Nothwendigkeit beschäftigen möchten, internationale Abmachungen über das Eigenthum der submarinen Kabel herbeizuführen.

Die zweite Resolution dahin lautend, daß das in England für die Telegraphenschiffe, welche bei der Annäherung eines andern Schiffes nicht ausweichen und ihren Kurs nicht ändern können, thatsächlich gebräuchliche Signalsystem, für die Schiffe aller Länder vorgeschrieben werden möchte, fand eine wenigstens theilweise Erledigung durch die Mittheilung des Präsidenten, daß ein solches internationales Reglement seit dem 1. September 1880 bereits in Wirksamkeit stehe. Dieses schreibe die Signale für die auf See beschäftigten Kabelschiffe vor und lege den ihnen auf dem Meere begegnenden Schiffen die Verpflichtung auf, ihren Kurs nach diesen Signalen einzurichten; es sei von Belgien, Chili, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritanien, Italien, den Niederlanden, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden, Spanien und den vereinigten Staaten von Nordamerika angenommen.

Es ist einigermaßen auffallend, daß die bei der Sache zumeist Interessirten bei dem Kongreß hatten übersehen können, daß einer ihrer Hauptbeschwerdepunkte bereits über ein Jahr vor seiner Diskussion seine Erledigung gefunden hatte. Nach der kaiserlichen Verordnung vom 7. Januar 1880 ist mit Feststellung des Inkrafttretens am 1. September 1880 in Uebereinstimmung mit den vorgenannten Staaten in Artikel 5 bestimmt worden, „daß ein Dampfschiff, welches ein Telegraphenkabel legt, aufnimmt oder auffischt, (es sind nur Dampfschiffe hierzu im Gebrauch) bei Nacht an derselben Stelle, an welcher es das weiße Licht zu führen hat, statt des weißen Lichtes drei rothe Lichter in kugelförmigen Laternen, jede von mindestens 25 Centimeter Durchmesser, senkrecht über einander und nicht weniger als ein Meter von einander entfernt, führen muß. Bei Tage muß es vor dem Top des Fockmastes, aber nicht niedriger als dieser, drei schwarze Bälle oder Körper, jeden von fünf und sechzig Centimeter Durchmesser, senkrecht über einander und nicht

weniger, als ein Meter von einander entfernt, führen. Diese Lichter und Körper sollen andern Schiffen als Signale dafür gelten, daß das Schiff, welches sie zeigt, nicht manövrirfähig ist und daher nicht aus dem Wege gehen kann."

Zuwiderhandlungen gegen diese Bestimmungen sind nach den im § 145 des Reichsstrafgesetzbuches enthaltenen Festsetzungen unter Strafe gestellt.

Obschon hiernach ein Wunsch der Kabelbesitzer schon seine Erfüllung gefunden hatte, ehe er überhaupt auf dem Kongresse zur Diskussion gebracht worden war, so haben damit deren Beängstigungen und Beschwerden doch nur zum geringsten Theile Erleichterung gefunden; ja es wird sogar schon jetzt wieder über das Ungenügende dieser Vorschriften geklagt, weil das Signal für die Nichtmanövrirfähigkeit der Kabelschiffe ganz allgemein auch bei andern Schiffen in den Fällen zur Anwendung kommt, wenn die Nichtmanövrirfähigkeit durch einen Unglücksfall herbeigeführt worden ist. In Folge dessen werden mit der Reparatur von Kabeln beschäftigte Schiffe von andern Dampfschiffen, welche Hülfe zu bringen beabsichtigen, öfter in der Arbeit gestört und gefährdet, während im andern Falle wirklich gefährdete Schiffe, namentlich wenn ihnen die Signalraketen ausgegangen sind, auch wieder von vorbeipassirenden Dampfern in der Annahme, es nur mit Kabelschiffen zu thun zu haben, unbeachtet und ohne Hülfe gelassen werden.

Diesen Punkt und die übrigen Klagepunkte haben die Kabelkompagnieen in London vor kurzer Zeit in einer gemeinsamen Eingabe dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten daselbst mit der Bitte um die Einleitung der erforderlichen Schritte zur Abhülfe vorgetragen. Jedenfalls sind die Vertreter der betreffenden Gesellschaften die kompetentesten Organe, um vom Standpunkt der Kabelinteressenten aus die Klagen und Wünsche zu formuliren, welche ihnen am Herzen liegen; die Beurtheilung, in wie weit die Kabelinteressen gegen andere Berechtigte und ältere Interessen zurückzustehen haben, ist dagegen glücklicher Weise andern Kreisen und Instanzen vorbehalten. Es ist jedoch ganz interessant in dieser Londoner Eingabe einmal einem Schriftstücke zu begegnen, welches die Beschwerdepunkte sachlich und objektiv zusammen zu fassen sich bemüht. Die Hauptklagen beziehen sich auf seichte Gewässer, wie den Kanal, die Irische See, die Nordsee, die Ostsee, die Neufundlandbänke, die Küste von Neuschottland, die Bay von Massachusetts, wo überall Kabelunterbrechungen stattgefunden haben, hervorgerufen durch Schiffe, welche auf der Kabellinie oder in gefährlicher Nähe derselben sorglos Anker werfen, oder den Anker quer über die Kabellinie schleppen lassen, sowie durch Schifferboote, welche sich mit ausgeworfenem Anker über Kabel treiben lassen und Grundnetze über die Kabel fortziehen. Hierbei werden die Kabel leicht von den an der untern Kante der Netze befestigten scharfkantigen Eisenstücken gefasst und mit Gewalt fortgeschleppt oder zerrissen. Zu diesen mehr der Fahrlässigkeit entspringenden Schäden kommen noch die absichtlichen Angriffe des Schiffsvolks auf die Kabel, indem letztere von dem Schiffsgeräth erfasst und an die Oberfläche gebracht, nicht sorgfältig und vorsichtig losgemacht und wieder versenkt, sondern nur um das Geräth schnell wieder klar zu machen, durchhauen werden. Endlich wird es noch als ein erheblicher Uebelstand erwähnt, daß die Kabelschiffe durch massenhaft auf der Kabel-

linie beschäftigte Fischerboote im Falle einer vorgekommenen Beschädigung an der Aufsuchung und Reparatur des Kabel gehindert, und daß sogar die von den Kabelschiffen zur Festlegung und Bezeichnung eines aufgefundenen Kabelendes ausgelegten Bojen von den Fischern abgeschnitten und selbst durch Anbohren versenkt werden, weil die Bojen den Fischern unbequem und ihren Netzen gefährlich werden können.

Die Kabelgesellschaften sind nun der Meinung, daß für die Schiffe und Fischer gar keine Nothwendigkeit vorliege, in gefährlicher Nähe der Telegraphenkabel Anker auszuwerfen oder mit Grundnetzen zu fischen und den auf einen bestimmten Kurs angewiesenen Kabelschiffen in den Weg zu kommen. Die Lage der Kabel sei aus den Seekarten bekannt und im Falle einer Kollision des Schiffsgeräthes mit den Kabeln sollten die Betheiligten verpflichtet sein, den für sorgfältige Freilegung der Kabel nothwendigen, selbstverschuldeten Aufenthalt zu ertragen oder auch den widerrechtlich mit den Kabeln verwickelten Anker u. s. w. preiszugeben. Hierzu sei ein internationales Abkommen nothwendig, welches den wirklichen Interessen der Handelsmarine, der Fischerei und denjenigen der Telegraphen Kompagnien mit ihrem Kabelmaterial im Werthe von 25 000 000 Pfund Sterling Rechnung tragen könne, und dessen Mangel sich schon jetzt in dem ungünstigen Stande der Kabelaktien und der zunehmenden Abneigung gegen ähnliche Kapitalanlagen fühlbar mache. Um die Gelegenheit voll wahrzunehmen, weisen die Kabelgesellschaften in ihrer Eingabe ferner darauf hin, daß ihre Schiffe häufig durch Quarantainemaßregeln in der für ihre Operationen in der Nähe einer Küste so wünschenswerthen freien Kommunikation mit dem Lande gehindert und durch die gewöhnlichen Zollvorschriften, Leuchtfeuer und Hafenabgaben u n b i l l i g beschwert werden, weil sie keinen Handelsvortheil erzielen, sondern nur für Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs sorgen. Sehr häufig, wird zur Erläuterung hinzugefügt, müßten die Kabelschiffe in Häfen einlaufen, um Schutz zu suchen, sowie um ihre Vorräthe und Kabel zu retabliren und zu ergänzen, und bei einer solchen Gelegenheit sei es in einem spanischen Hafen vorgekommen, daß einem einlaufenden Dampfer die Ueberladung eines Kabels aus einem andern Schiffe zur Ergänzung des erschöpften Vorrathes absolut versagt worden sei; das Schiff hätte entweder zur Beschaffung neuer Papiere zu seinem letzten Verzollungsorte Lissabon zurückkehren müssen, oder es wären beide Schiffe gezwungen gewesen, bis in die freie See hinauszugehen, um dort die Ueberladung zu bewirken.

Eines Antrages, die Kabel für den Kriegsfall zu neutralisiren, haben sich die Vertreter der Gesellschaften ausdrücklich enthalten, wohl weil sie voraussahen, daß die Hineinziehung dieses Punktes die Verwirklichung ihrer sonstigen Wünsche unendlich erschweren würde. Auch das Verlangen der Entschädigung älterer Gesellschaften, deren Kabel durch neue Unternehmungen gekreuzt werden, weil hierdurch die Reparaturen u. s. w. erschwert werden könnten, ist nicht zum Ausdruck gebracht worden; vielleicht, weil es doch zu schwer sein würde, hierfür stichhaltige Gründe und irgend einen plausibeln Abschätzungsmaßstab anzugeben. Indessen auch ohne dies gehen die Ansprüche und Anforderungen

offenbar zu weit; sie sind von dem eigenen Interesse diktirt und nehmen in einem gewissen Berufsfanatismus zu wenig Rücksicht auf andre, mindestens nicht zu vernachlässigende, häufig aber auch gleich und höher berechtigte Interessen. Allerdings ist in der an die Behörde gerichteten Eingabe die Uebertreibung der Sprache vermieden, welcher sich seit längerer Zeit die meisten Interessenjournale schuldig machen, in dem sie die Schiffer u. s. w., welche in völlig strafloser Weise ihrem Gewerbe nachgehend mit einem Kabel kollidiren, als Kabelmörder und Kabelpiraten bezeichnen und als Mörder und Piraten behandelt sehen möchten. Vielleicht ist dies indessen nicht so schlimm gemeint, wie es aussieht, und die übertreibende Entrüstung schreibt sich nur aus einer falsch verstandenen Analogie her. Unter der Voraussetzung nämlich, daß eins der beklagten Kabelverbrechen straffällig sei oder gemacht werde, hat sich auch gleich die Frage aufgedrängt, wie nun die Strafe verfügt und zur Ausführung gebracht werden sollte. Wird das Vergehen auf offener See verübt, wie in den meisten Fällen nicht anders möglich, dann gehen die Kabelwünsche dahin, daß das strafbare Schiff von jedem Staatsschiff irgend einer einer Nation angehalten und aufgebracht werden sollte. Hiernach aber entsteht sogleich die Frage, welchem Staate dann die Jurisdiktion über den Inkulpaten zusteht, und man ist bei der Untersuchung dieser Frage auf die bezüglich der Sklaven- und der Seeräuberschiffe im Allgemeinen in Geltung stehenden völkerrechtlichen Grundsätze zurückgegangen.

Die Abschaffung des Negerhandels ist schon lange im Prinzip auf verschiedenen Kongressen ausgesprochen worden, und seine Unterdrückung durch eine Reihe von Verträgen zwischen England und Frankreich, sowie mit Portugal, Oesterreich, Preußen, Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika angestrebt. In vielen Verträgen und Gesetzen wird dieser verbotene Handel der Seeräuberei gleichgestellt und werden die Sklavenschiffe wie Seeräuberschiffe bedroht. Letzteren wird ein Anspruch auf den Schutz der Flagge nicht zugestanden, und sie können jederzeit auf offener See angegriffen und weggenommen werden. Schon bei bloßem Verdacht kann das Schiff angehalten, und falls derselbe begründet erscheint, als Prise genommen und in jeden Hafen eines civilisirten Staates, nicht nothwendig des Nehmestaates gebracht und die Mannschaft daselbst vor Gericht gestellt und bestraft werden, wobei das betreffende Prisengericht auch über Schiff und Gut entscheidet. — Da nun aber die Piraterie die Sicherheit des gesammten Seeverkehrs gefährdet, der Sklavenhandel den Seeverkehr aber gar nicht, sondern nur das Menschenrecht in seiner eigenen Ladung bedroht, und die Sklavenschiffe unter nationaler Flagge fahren, während die Piraterie keine geordnete Staatsgewalt über sich anerkennt, so ist die Gleichstellung der Sklavenschiffe mit Räuberschiffen durchaus nicht selbstverständlich, sondern es wird anerkannt, daß Schiffe, welche gegen das völkerrechtliche Verbot Sklaven führen, zunächst der Gerichtsbarkeit des Staates unterliegen, welchem sie angehören, und daß sie deshalb von dem aufbringenden Schiffe in einem Hafen ihrer Nationalität dem Gerichte abgeliefert werden müssen.

In diesem Sinne hat man die Schiffe, welche sich einer Kabelbeschädigung auf offener See schuldig machen, den Sklavenschiffen gleichzustellen gesucht und sie

zur Bestrafung in ihrem Heimatsstaate bringen wollen. Selbstverständliche Voraussetzung hierbei ist es, daß über die Straffälligkeit einer auf offener See verübten Kabelbeschädigung ebenso allgemeine, internationale Uebereinstimmung vorhergeht, wie sie hinsichtlich der Sklavenschiffe und der Unterdrückung des Sklavenhandels zwar nicht völkerrechtlich herrscht, aber durch eine Menge von Einzelverträgen unter den maßgebenden, Seeschifffahrt treibenden Nationen hergestellt worden ist. Der Entscheidung der Kompetenzfrage geht unbedingt die Regelung und allgemeine Anerkennung der gesetzlichen Bestimmungen voraus; dies ist aber bis jetzt noch keineswegs erzielt worden, und es werden die Wünsche der Kabelgesellschaften wohl auch kaum jemals vollständig erfüllt werden können.

Denn selbst in der Nähe der Küsten und in demjenigen Bereich auf Kanonenschußweite von derselben entfernt, auf welchen sich anerkanntermaßen die Wirksamkeit der Landgesetzgebungen erstreckt, fallen die gerichtlichen Entscheidungen sowohl über die Strafbarkeit, als auch über die Entschädigungspflicht der einer Kabelbeschädigung geständigen oder überführten Schiffe keineswegs immer in dem Sinne der Kabeleigenthümer aus, obschon heute die bösliche und die fahrlässige Beschädigung der dem öffentlichen Verkehr dienenden Telegraphenanlagen in den Gesetzen aller civilisirten Staaten unter Strafe gestellt ist, und obgleich diese Bestimmungen auch in dem erwähnten Bereich einer Kanonenschußweite an der Küste zur Anwendung gebracht werden können.

Dies bestätigt auch die auf Ersuchen des Staatssekretairs des Auswärtigen von dem englischen Handelsamte auf die oben erwähnte Eingabe der Kabelgesellschaften ertheilte Antwort, nach welcher dessen Aufmerksamkeit auf den in der überreichten Denkschrift behandelten Gegenstand schon während der internationalen Fischerei-Konferenz im Oktober 1881, wo die Sache von den dänischen und deutschen Bevollmächtigten angeregt war, durch die Postverwaltung hingelenkt worden ist; ebenso sind dem Handelsamte schon Anträge zugegangen, die Fischerböte durch ein Zollschiff zu veranlassen, einem Schiffe der Submarine-Kompagnie Raum zu geben, zur Reparatur eines gestörten Kabels; dies musste aber als unthunlich abgelehnt werden. Das Handelsamt führt den Klagen gegenüber aus, daß die See für alle Schiffe frei sei, und daß zu dem Versuch, das Recht der freien Schifffahrt zu beschränken, nicht nur ein triftiger Grund vorliegen, sondern auch die Möglichkeit der Ausführung in Aussicht stehen müsse. Hinsichtlich des Ankerwerfens der Schiffe komme dabei auch deren Sicherheit in Betracht, und von diesem Gesichtspunkte aus sei es unmöglich, ihnen das Recht des freien Ankerwerfens zu beschränken, zumal es unmöglich sei, die Lage der vielen und in allen möglichen Richtungen ausgelegten Kabel genügend zu markiren.

Auch die Beschädigung der Kabel durch Netze, welche nur dann wahrscheinlich sei, wenn die Netze sich nicht in gehörigem Stande befunden, lasse sich nicht leicht vorbeugen, weil die Netze vor der Benutzung einer amtlichen Prüfung nicht unterworfen werden könnten, und weil überdies kein Grund einzusehen sei, weshalb die Fischer ihre altgewohnten Fischereigründe aufzugeben gezwungen werden sollten, während man die Kabel auch ganz gut an solchen Orten versenken könne, wo nicht

gefischt zu werden pflegte. Die Schiffe und Fischerböte hätten auch gar kein Interesse daran, auf eine Beschädigung der Kabel auszugehen, weil sie selbst bei jeder Kollision mit denselben Aufenthalt zu erleiden hätten und der Gefahr der Beschädigung der eigenen Schiffsausrüstung ausgesetzt wären; die Schiffer hätten aus solchen Kollisionsfällen sogar schon Entschädigungsansprüche an die Kabelbesitzer hergeleitet. Darum sei es auch unthunlich für das Durchschneiden der Kabel Strafbestimmungen festzusetzen; die absichtliche oder fahrlässige Beschädigung eines Kabels, wenn der Anker ohne Gefahr u. s. w. von demselben freigemacht werden könne, erscheine zweifelsohne strafbar; wenn es sich dabei aber um den Verlust der Anker, um die Möglichkeit einer Gefahr und erhebliche Unzuträglichkeiten handle, dann dürfte die gerichtliche Entscheidung über die Strafbarkeit der Kabelbeschädigung und den zu leistenden Ersatz jedenfalls zu Gunsten des Fischerbootes ausfallen, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges solcher Einreden, sowie die Schwierigkeit, eine absichtliche Schadenszufügung nachzuweisen, seien ernstliche Hindernisse gegen eine wirksame Gesetzgebung.

In Bezug auf den für die Bojen erbetenen Schutz zeigt sich das Handelsamt geneigter, entgegenzukommen, obschon auch hier die Schwierigkeit obwaltet, einen Beweis zu führen, zumal in der Regel Fischerböte verschiedener Nationalitäten auf einem Raume vereinigt sind; auch sei nicht zu übersehen, daß die Fischerböte selbst auch hier schon darüber Klage geführt haben, daß ihre Netze durch Kabelschiffbojen, welche auf den Fischergründen ohne Bekanntmachung ausgelegt werden, beschädigt wurden, und daß in einem Falle gegen eine Telegraphen-Kompagnie ein Ersatzanspruch ohne Erfolg erhoben worden sei. Wegen der Quarantaine-Maßregeln verweist das Handelsamt auf das auswärtige Amt, ebenso auch wegen der Wünsche hinsichtlich der Exemtion von den Zollmaßregeln in fremden Ländern, während es durchaus zutreffend jeden erkennbaren Grund verneint, weshalb die Kabelschiffe von den Erleuchtungs- und Hafenabgaben befreit werden sollten, da sie nicht Regierungsschiffe seien, sondern Privatgesellschaften gehören, welche die Erzielung von Gewinn bezwecken, und weil sie alle Vortheile derjenigen Einrichtungen genießen, für welche die Abgaben erhoben werden.

Die aus der vereinbarten Signalordnung für die Kabelschiffe entstammenden Beschwerden wegen der Möglichkeit, daß unter Umständen die Signalisirung der Nichtmanövrirfähigkeit eines Kabelschiffes mit einem Nothsignal verwechselt werden kann und umgekehrt, verspricht das Handelsamt in Erwägung zu ziehen und in diesem Punkte wird es wohl nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, besondere Kabelschiffsignale, welche die Wahrscheinlichkeit jeder Verwechslung ausschließen, allgemein zur Annahme zu bringen. Ob aber selbst hierdurch viel geholfen werden wird, bleibt doch immerhin fraglich. Schon jetzt genügen die den Kabelschiffen zugestandenen Signale, um andern Schiffen zu zeigen, daß jene nicht aus dem Wege gehen können; auf der andern Seite aber haben auch die Fischerboote ihre Signale, welche sie ebenfalls der Nothwendigkeit, bei der Arbeit andern Schiffen aus dem Wege zu gehen, überheben; und endlich ist es allgemein Vorschrift, daß jedes Dampfschiff, um die Gefahr eines Zusammenstoßes zu vermeiden

jedem Segelschiff aus dem Wege zu gehen und bei gefährlicher Annäherung seine Fahrt zu mindern, oder, wenn nöthig, zu stoppen und rückwärts zu gehen hat. Die abgeänderten Signale werden demnach den Kabelschiffen, welche immer Dampfschiffe sind, nützlich werden, insofern sie bei dem wirklichen Verspleißen gerissener Kabel vor Anker liegen; die den Schiffen beim Aufsuchen der gerissenen Kabelenden durch Fischerböte bereiteten Beschwerden werden durch abgeänderte Signale schwerlich Abhülfe finden, weil man sie im Interesse der Sicherheit des Seeverkehrs unmöglich mit der Verpflichtung verbinden kann, daß ein vor Anker liegendes Schiff jeglicher Art oder ein in der Fahrt begriffenes Segelschiff einem in der Fahrt begriffenen, wenn auch langsamer fahrenden Dampfschiff aus dem Wege zu gehen habe.

Wenn das Handelsamt in seiner Erwiderung zugibt, daß die absichtliche oder fahrlässige Beschädigung eines Kabels zweifelsohne strafbar erscheine, so wird hierbei wohl von dem völkerrechtlichen Satze ausgegangen, daß Schiffe als schwimmende Gebietstheile des Landes betrachtet werden, welchem sie nach ihrer Nationalität angehören, und dessen Flagge sie zu führen berechtigt sind; daß demnach auch die Gebietshoheit ihres Staates sich ungehemmt auf das Schiff erstreckt, wenn es sich auf offener See befindet. Als eine Folge dieser Gebietshoheit ergibt sich auch die Wirksamkeit der staatlichen Gerichtsbarkeit in allen während der Seefahrt auf dem Schiffe vorkommenden Vergehensfällen. Gebietshoheit und Gerichtsbarkeit sollen sich sogar noch auf den Bereich der Schiffe und den Theil des Meeres erstrecken, auf welchem das Schiff sich gerade befindet; indessen sind hier, wenn auch allgemein zugegeben wird, daß die Vergehen, welche etwa um das Schiff herumschwimmende Schiffsgenossen verüben, der heimatlichen Gerichtsbarkeit unterliegen, die Grenzen doch nicht genau anzugeben. Nichtsdestoweniger wird die Beschädigung eines etwa durch einen Anker gehobenen Kabels an Bord eines Schiffes nach den bezüglich ähnlicher Vorkommnisse bestehenden gesetzlichen Bestimmungen des Heimatsstaates des Schiffes verfolgt oder verfolgbar gemacht werden können, und wenn man einen Schritt weitergeht, dann wird man auch unschwer einen schleppenden Anker zu dem Bereiche des Schiffe rechnen können, welcher ebenfalls der heimischen Rechtsprechung unterliegt. Man kommt von diesen aus dem Völkerrecht abgeleiteten Annahmen jedenfalls eher zu konkreten, faßbaren und der Wirklichkeit entsprechenden Verhältnissen, als nach einem in neuerer Zeit ebenfalls aufgetauchten Vorschlage, nach welchem die Kabel als eine Verlängerung derjenigen Länder angesehen werden sollen, welche sie mit einander verbinden, um sie dadurch des Schutzes theilhaftig zu machen, welchen die Landtelegraphen allgemein durch besondere Strafgesetze in den verschiedenen Ländern genießen. Mit viel größerem Rechte und in größerer Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge könnte man den Meeresboden selbst und damit das Meer als eine Fortsetzung der Länder ansehen, deren Küsten von dem Meere bespült werden. Wie aber eine solche Supposition mit dem allgemeinen Grundsatz von der Freiheit des Meeres völlig unvereinbar ist, so würde es auch eine durchaus unhaltbare Fiktion sein, die auf dem Grunde des Meeres ruhenden Kabel als eine Zubehörung der viele, oft Tausende von Seemeilen davon entfernten Küste eines Landes zu betrachten; es erscheint ganz unmöglich, daß sich eine Einigung darüber erzielen läßt,

bis zu welchem Punkte sich in solchem Falle die Jurisdiktion jedes der beiden telegraphisch mit einander verbundenen Länder erstrecken soll. Die Schwierigkeit, auf diesem Wege zu einem Resultat zu gelangen, leuchtet sofort ein, wenn man die Punkte bedenkt, an welchen sich in der Nordsee etwa das deutsch-norwegische und das dänisch-französische, in der Ostsee das deutsch-schwedische und das russisch-dänische Kabel kreuzen.

Würde nur je eins der beiden Kabel Anlaß zu gerichtlicher Verfolgung, so könnte für denselben Punkt einmal die deutsche und norwegische oder die dänische und französische, zum andernmal die deutsche und schwedische oder die russische und dänische Gerichtsbarkeit in Frage kommen, während bei der Mitleidenschaft beider Kabel in jedem Falle vier verschiedene Jurisdiktionen in Konkurrenz treten würden. Noch komplicirter können sich die Verhältnisse im mittelländischen Meere gestalten bei den Kreuzungen der in westöstlicher Richtung versenkten Kabel mit denjenigen, welche die Südküste Europas mit der Nordküste von Afrika direkt von Nord nach Süd verbinden. Daß man auf diesem Wege nicht zu einer genügenden Grundlage für die allgemeine Regelung der Angelegenheit kommen kann, bedarf hiernach keiner weiteren Ausführung; aber auch die Ausdehnung der Landgesetzgebung auf das Schiff nebst dem Schiffsbereich in offenem Meere bringt die Frage der von den Kabelinteressenten gewünschten Lösung nur wenig näher. Es bleibt auch hier schon die eine Schwierigkeit bestehen, ob es zulässig ist und allgemein anerkannt werden würde, daß die betr. Landgesetzgebung nicht blos auf die Kabel des eigenen Landes, sondern auch auf die in fernen Meeren versenkten Kabel, welche im Eigenthum fremder Nationen sich befinden, Anwendung finden kann und muß. Beispielsweise wird ein deutsches Schiff, welches das deutsch-schwedische Kabel in der Ostsee zwischen Arkona und Trelleborg beschädigt, unfraglich dieserhalb vor deutschen Gerichtshöfen zur Verantwortung gezogen werden können, aber es ist mindestens strittig, ob dies auch geschehen könnte, wenn sich die Beschädigung auf die im Eigenthum der in Dänemark domicilirenden großen nordischen Telegraphengesellschaft befindlichen Kabel zwischen Libau, Bornholm und Moen bezöge oder gar auf die Beschädigung der englischen Kabel zwischen Australien und Tasmanien oder Neuseeland. In diesen Zweifeln wird indessen noch nicht die Hauptschwierigkeit zu erblicken sein, es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich hier eine internationale Vereinbarung erzielen lassen wird, nach welcher die in den einzelnen Landesgesetzen etwa noch vorhandenen Lücken ausgefüllt werden, um den Schutz der einheimischen Telegraphenanlagen auch auf die fremden Kabelunternehmungen zu erweitern; aber die Schwierigkeit der Feststellung, ob in etwaigen Kollisionsfällen muthwillige oder fahrlässige Beschädigungen vorgenommen worden sind, oder ob blos berechtigte Selbsthülfe zur Abwendung einer Leib- und Lebensgefahr oder auch nur eines muthmaßlichen Verlustes an dem Inhalt des eigenen Vermögens stattgefunden hat, diese Schwierigkeit wird sich nicht beseitigen lassen. Das englische Handelsamt führt ganz richtig aus, daß die Gerichte wohl stets zu milder Beurtheilung der Einzelfälle geneigt sein werden, und die Engländer werden gewiß niemals zu einer Verschärfung der Gesetzgebung in dem entgegengesetzten Sinne oder

zu einer Beschränkung der Befugniß des Ankerwerfens und Fischens auf offenem Meere die Hand bieten, da sie von je an in allen auf die Freiheit des Meeres und der Seeschifffahrt, sowie auf das Kriegsrecht zur See bezüglichen Fragen jedes Zugeständniß schon in der Zeit hartnäckig verweigerten, als sie noch wenn nicht die Alleinherrschaft, so doch ziemlich unbestritten die Vorherrschaft zur See hatten. Sie werden heute, da ihnen schon einzelne Kriegsmarinen anderer Völker nicht unebenbürtig entgegenstehen und eine Koalition mehrer feindlicher Marinen sehr wahrscheinlich überlegen sein würde, den diesbezüglichen Fragen schwerlich geneigter sein, und ohne Großbritanien lassen sich auch heute noch nicht neue Abmachungen für den Seegebrauch zu allgemeiner Geltung bringen. Allerdings hat Großbritanien sowohl mit Rücksicht auf seine Staatsangehörigen, als seine politischen und merkantilen Beziehungen zu transmarinen Ländern überhaupt, sowie zu den abhängigen Kolonieen und Kolonialstaaten im Besonderen eigentlich das Hauptinteresse an der Herbeiführung eines genügenden Schutzes für die Unterseekabel; denn wie die meisten betheiligten Aktiengesellschaften in England und spieziell in London ihren Sitz haben, so ist auch zu dem weitaus überwiegenden Theile englisches Kapital in den Aktienunternehmungen engagirt. Trotzdem zeigt die Haltung des Handelsamtes gegenüber der Eingabe der Kabelgesellschaften, daß selbst diese nicht zu unterschätzenden Interessen keineswegs als ausschlaggebend angesehen werden.

Und es muß anerkannt werden, daß wirklich kein Grund vorliegt, die allgemeinen Interessen der Seeschifffahrt und der Seefischerei den Kabelinteressen nachzusetzen. Freilich dienen die Kabel dem allgemeinen Weltverkehr und dem Nachrichtenwesen, und sie bilden einen ganz wesentlichen Faktor in den Kulturzuständen der Neuzeit. Aber aus kulturellen und philanthropischen Rücksichten sind sie weder ins Leben gerufen, noch werden sie, wie in der Anmerkung oben deutlich illustrirt, lediglich nach solchen ausgebeutet und verwaltet. Bei der Gründung der Aktiengesellschaften war die Absicht auf Gewinn, sei es durch Spekulation, sei es durch Beschäftigung der Kabelfabriken das leitende Motiv, und bei dem Betriebe liegt die Erzielung hoher Dividenden für die Aktienbesitzer, sowie reicher Antheile für die Aufsichts- und Verwaltungsräthe in der Absicht. Demgegenüber werden aber auch Seeschifffahrt und Fischerei nicht als Selbstzweck betrieben, sondern ebenfalls als Theile des Weltverkehrs, und sie gereichen dem Volkswohle durch die unmittelbare Betheiligung an der Ernährung der ganzen Menschheit und die ausschließliche Versorgung eines großen Bruchtheils der Bevölkerungen recht augenscheinlich zu größerem Nutzen, sie bilden einen gleichbedeutenden, wenn nicht noch wichtigeren Faktor im Haushalte der Völker, als die Kabeltelegraphie. Wenn die Kabelgesellschaften es verstanden haben, die ihnen hier und da entstandenen Unbequemlichkeiten, und die, wie anzuerkennen, zum Theil recht erheblichen Schwierigkeiten des internationalen Telegraphenverkehrs durch von ihnen abhängige, und in einen gewissen Berufsfanatismus versetzte Blätter als einen Zustand der Barbarei zu denunciren, so ist dies doch eine Uebertreibung und ist mit dem Wunsche gepaart, sich auf Kosten Andrer zu bereichern, andre berechtigte Interessen ohne Aequivalent zu beeinträchtigen, um in ungestörtem und gesteigertem Dividendengenuß zu bleiben.

Wie das englische Handelsamt zutreffend bemerkt, liegt die absichtliche Beschädigung der Kabel durch Schiffer u. s. w. außer dem Bereich aller Wahrscheinlichkeit; weil sich kein Schiff selbst einen unnöthigen Aufenthalt bereiten wird. Wenn aber ein Schiff *genöthigt* ist, den Anker zu werfen, und es geräth mit einem Kabel in Kollision, dann wäre es eine ganz frivole Zumuthung, daß es seinen Anker dem Kabel zu Liebe kappen und im Stiche lassen müsste. Die Nichtberechtigung einer solchen Forderung ist übrigens auch schon in verschiedenen Fällen von den Gerichten selbst dann ausgesprochen worden, wenn es sich nicht um Vorkommnisse auf offenem Meere, sondern in demjenigen Küstenwasser handelte, auf welches das auf der betreffenden Küste geltende Landesrecht unbedenklich erstreckt werden kann. Würde es möglich sein, den mit dem Kabel verschlungenen Anker ohne Beschädigung frei zu machen, dann würde das Zerschneiden des Kabels zu diesem Zwecke zweifelsohne straffällig und zur Konstituirung eines Ersatzanspruches geeignet sein; in zweifelhaften Fällen hat der Schiffer, der sich durch den drohenden Verlust seines Ankers und selbst dann, wenn er noch im Besitz eines Reserve-Ankers ist, in einem Nothstand befindet, weil er nicht voraussehen kann, ob er den Reserveanker nicht demnächst auch verlieren wird, unzweifelhaft das Recht, die Rettung seines Eigenthums selbst auf Kosten des fremden Besitzers zu bewerkstelligen, und wie es geschehen ist, wird er im Falle einer Klage von Strafe, Ersatz und Kosten freigesprochen werden müssen.

Offenbar liegt in den thatsächlichen Umständen ein Widerstreit der verschiedenen Interessen vor, welchen mit Rücksicht auf die berechtigten Anforderungen des öffentlichen Verkehrs zu beseitigen und zu einem befriedigenden Ausgleich zu bringen, dringend gewünscht werden muß; und wenn auf der einen Seite die Anforderungen der Kabelgesellschaften übertrieben erscheinen, so kann doch auch halsstarrige Verfolgung ihres bisherigen Rechtes auf Seiten der Fischer und Schiffer unmöglich als ein unüberwindliches Hinderniß gegen die Sicherstellung des den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Telegraphenverkehrs anerkannt werden. Einzelrechte werden im Bedarfsfalle immer zu Gunsten allgemeiner Bedürfnisse beschränkt werden, erforderlichen Falls im Wege der Expropriation, welchem die angemessene Entschädigung des in seinen Rechten beschränkten Besitzers zu Grunde liegt. —

In diesem Sinne hat die dänische Regierung, wie es scheint, einen sehr praktischen Ausweg für den Sund gefunden, indem sie die Anordnung getroffen hat, daß daselbst Schiffer, wenn deren Anker mit dem schwedischen Kabel in Kollision kommen, diese im Stich zu lassen und dafür seitens der Verwaltung Entschädigung zu erhalten haben. In der Verallgemeinerung dieses Vorganges liegt die Möglichkeit einer allgemeinen und den entgegenstehenden Interessen Rechnung tragenden Lösung der Frage, welche vielleicht überhaupt nicht zu ihrer jetzigen Schärfe sich herausentwickelt hätte, wenn die Kabelgesellschaften sich nicht durch die schroffe und bedingungslose Ablehnung der an sie herangetretenen Ersatzansprüche, in der Behauptung ihrer Rechte ebenso schroff bewiesen hätten, wie die Schiffer und Fischer, welche in ihren Fischereigründen den Kabelschiffen nicht Platz machen wollen.

Das Ankern in der Nähe von Telegraphenkabeln auf offnem Meere zu verbieten, ist nicht durchführbar, weil die unabweisliche Nothwendigkeit, den Anker zu gebrauchen, überall eintreten, und weil die Lage der Kabel daselbst durch unverrückbare Signale und Zeichen dauernd nicht kenntlich erhalten werden kann, während es auch weit über das zulässige Maß der Beschränkung der freien Schifffahrt hinausgehen würde, wollte man jedem Fischerboot die Verpflichtung auferlegen, sich an der Hand von Karten und Schiffsbeobachtungen von den Kabelstellen fern zu halten.

Weiß aber der Schiffer, daß er auf Ersatz zu rechnen hat, wenn er seinen Anker dem von demselben erfassten Telegraphenkabel zu Liebe im Stiche lässt, dann wird er dies, um nicht unnöthigen Aufenthalt zu erleiden, gewiß in den meisten Fällen auf sich nehmen und nur im Falle unmittelbarer Leib- und Lebensgefahr die Rücksicht auf das Kabel außer Acht lassen. Ebenso wird er dem beim Aufsuchen und der Reparatur eines Kabels beschäftigten Kabelschiffe bereitwillig aus dem Wege gehen und selbst seine Netze zu diesem Zwecke einziehen, wenn er für seine Mühewaltung und Versäumniß auf Entschädigung zu rechnen hat. Unter Umständen können solche Entschädigungsforderungen, selbst wenn sie amtlicher Abschätzung, nicht blos dem Gutdünken des Berechtigten unterliegen, allerdings recht hoch ausfallen; allein dies ist umsomehr ein Beweis dafür, daß beachtenswerthe und berechtigte Interessen zur Berücksichtigung vorliegen, und daß es unbillig und ungerecht sein würde, die Erwerbsgenossenschaften, welche ihren Verdienst aus dem Betriebe der Kabel ziehen, auf Kosten und zu Ungunsten Derjenigen, welche ihren Unterhalt aus dem Fischfang gewinnen, zu bevorrechten.

Auch nach Anerkennung des Grundsatzes der Entschädigungspflicht werden noch manche Schwierigkeiten zu beseitigen sein; aber im Allgemeinen wird man von diesem Ausgang doch leichter zu internationalen Abmachungen gelangen können, welche übrigens aus Anlaß der von dem elektrischen Kongreß dem französischen Ministerium unterbreiteten Resolutionen von diesem für die zur Regelung verschiedener auf die Telegraphie bezüglicher internationaler Fragen schon in Vorschlag gebrachten Konferenzen angeregt worden sind. Hoffentlich wird hierbei die Versöhnung der Ansprüche der Kabelgesellschaften und mittelbar des öffentlichen Verkehrs mit den Ansprüchen und von Alters her behaupteten Rechten der Seefischerei sich erzielen lassen; und wenn, was sich übrigens erst aus der Erfahrung ergeben kann, die Entschädigungen, welche die Kabelbesitzer sollten zu zahlen haben, eine so beträchtliche Höhe erreichen werden, daß die Telegraphenunternehmungen ohne Erhöhung der Telegrammgebühren nicht mehr zu einer Rente gelangen können, dann mag eine solche immerhin Platz greifen, um die Lasten, mit welchen der öffentliche Verkehr behaftet wird, ganz direkt auf diejenigen abzuwälzen, welche aus der Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel in ihren Negociationen allein direkten Gewinn erzielen. Eine solche Tariferhöhung wird minder gehässig sein, als die soeben erfolgte brutale Hinaufschraubung des europäisch-amerikanischen Telegraphentarifs.

Ueber gefährliche Fliegenstiche.

Von
Forstrath Dr. Nördlinger, Prof. zu Tübingen.

Kaum vergingen im Sommer 1881 etliche Tage, ohne daß in öffentlichen Blättern über Fälle von Blutvergiftung durch Insektenstiche berichtet wurde. Man fragt sich angesichts dieser Thatsachen woher diese Häufigkeit einer sonst so seltenen Erscheinung rühre.

Sie läßt sich nun zunächst mit der außergewöhnlichen Wärme des Sommers 1881 in Verbindung bringen. Denn es ist bekannt, daß Bisse giftiger Thiere, wie z. B. der Kreuzotter, in warmen Gegenden gefährlicher sind als in kühlern. Die Kreuzotter des heißtrocknen Poitou gilt in Frankreich als die schlimmste. Indessen kann man gegen diese Auffassung manches geltend machen. Vor allem, daß das aktive Leben der in Frage kommenden stechenden Kerfe sich auf die Monate Juli und August konzentrirt, welche auch in gewöhnlichen Jahren trockenheiß oder sehr trockenheiß zu sein pflegen, ohne daß der ganze Jahrgang den Charakter des heurigen an sich trüge. Selbst wenn angenommen wird, in diesem sei die Fäulniß des Aases auf dem die Fliege das Gift einsaugt, besonders lebhaft, auch das Individuum, Mensch oder Thier, empfänglicher für Aufnahme und Entwicklung eines Giftes, bleibt der Gegenstand immerhin räthselhaft.

Oder, sagt man, die Häufigkeit der Blutvergiftung durch Insektenstich ist Folge ungewöhnlicher Vermehrung des inokulirenden Kerfes. Solche ließ sich aber im Sommer 1881 nicht wohl nachweisen. Bremsen, Simulien, Stechfliegen, Schnaken fanden sich nicht häufiger als in sonstigen Jahren. Dem Einsender, wie ohne Zweifel andern Kerfekennern und Landwirthen, sind feuchtwarme, nicht trockenheiße Jahre erinnerlich, in denen Menschen und Vieh von den namhaft gemachten Zweiflüglern weit aus mehr geplagt waren als in dem genannten.

Vielleicht könnten wir einer Erklärung des Gegenstandes näher kommen, wäre uns bekannt, welchem Kerfe man überhaupt die vergiftenden Insektenstiche zuschreiben darf. Man spricht gewöhnlich von Fliegen. Allein eigentliche Fliegen (Musca), wie z. B. beide Schmeißfliegenarten, dürften so wenig in Verdacht zu ziehen sein als unsre Stubenfliege. Sie haben alle nur einen Schöpfrüssel und können diesen nicht in die Haut von Menschen oder Thieren einbohren. Sie wurden deßhalb gar nicht aufgezählt unter den im Eingange genannten stechenden Zweiflüglern. Von denselben hat Einsender neben Hirschläusen, Hippobosca, zwar nur Schnaken und diese massenhaft an verendendem Rothwilde gesehen. Indessen hat ja eine derartige Angabe nur dann Werth, wenn sie auf Grund besonderer Aufmerksamkeit auf die zu entscheidende Frage gemacht werden kann. Es wäre also sehr am Platze zu erheben, welche Zweiflügler vorzugsweise an verendeten Thieren saugend gefunden werden. Ob, was unwahrscheinlich, Bremsen, Tabanus-Arten, welche vorzugsweise stark athmenden und schwitzenden Menschen nachgehen. Oder Simulia Kriechschnakenarten, d. h. kurze Fliegchen, welche den Menschen in dumpfigem

Walde zuweilen auch auf freie Hand stechen, gewöhnlich jedoch sich an Thiere halten, denen sie hauptsächlich in die Ohren, aber auch in andre Oeffnungen kriechen und dort Blut saugend höchst lästig werden. Ihretwegen schütteln Pferde und andre Hausthiere Tage lang die Ohren und man setzt deßhalb ersteren die bekannten Ohrenkappen auf. Gewöhnlich freilich thun dies unsre Kutscher gedankenlos im Sommer, wenn sie Bremsen fliegen sehen, statt im Frühling und Herbst. Oft schon Anfangs März, wie andrerseits in den letzten warmen Novembertagen belästigen sie, in der Nähe von Bächen, Wassergräben, aus denen sie sich entwickeln, Pferde und andre Hausthiere. Eben wegen ihres vorwiegend frühen und späten Vorkommens im Jahre scheinen auch die Kriechschnaken minder verdächtig in Bezug auf den Besuch von Aas im heißen Sommer. Selbst die bekannten dünnleibigen Schnaken, Culex, deren es außer der gemeinen Art im Walde verschiedene Arten gibt, und deren Stiche an Personen mit empfindlicher Haut kleine oder größere Anschwellungen erzeugen, dürften nicht leicht auf eigentlichem Aase sich einstellen. Indessen freilich das leichte Anschwellen der von ihnen beigebrachten Stiche und das Vorkommen von Schnaken, wenn auch vielleicht nicht der gewöhnlichen Art, an verendeten Jagdthieren Verdachtsmomente bilden.

Besondere Aufmerksamkeit scheinen die Stechfliegen, Stomoxys, zu verdienen, jene unsrer gemeinen Stubenfliege ähnlichen, aber mit einem großen dünnen geknickten Rüssel versehenen empfindlich stechenden Arten, deren wegen Pferde und Hornvieh, besonders in den Ställen, im August und September beständig stampfen. Daß sie zuweilen, und selbst bei niedriger Temperatur, auch Blumensäfte zu sich nehmen, läßt eine gewisse Sorglosigkeit in der Auswahl ihrer Nahrung vermuthen, und dies spräche für die Möglichkeit daß die Stechfliege Hauptursache der gefürchteten Stiche wäre. Wie ich aus Bollingers unten genannter Arbeit über giftige Arthropoden ersehe, betrachtet auch Herr Dr. August Forel aus Lausanne die Stechfliege als Hauptübertragerin des Milzbrandes. Die Pferde- und Hirschlausfliegen, Hippobosca, dürfen wir vielleicht ganz unbeachtet lassen. Sie kommen an den Menschen nicht leicht, setzen sich an die Haare unsres Kopfes und krabbeln daran so unruhig herum, daß wir ihnen die Zeit nicht lassen sich irgendwo zum Saugen festzusetzen. Als der Betheiligung an gefährlichen Fliegenstichen verdächtigste Arten erscheinen mir daher Schnaken und Stechfliegen.

Die einzige mir bekannt gewordene, aber um so interessantere Arbeit über den in Rede stehenden Gegenstand ist diejenige Professor Dr. Bollinger's zu München in v. Ziemssens spezieller Pathologie und Therapie, III. Bd., 2. Aufl. 1876. S. 500, 529 und 648.

Dort finden sich Versuche von Davaine und Raimbert angeführt, wonach Hausfliege und Schmeißfliege das Gift milzbrandkranker Thiere mit Füßen, Flügeln und Auswürfen verschleppten und damit durch Deposition auf die unverletzte Haut, gesunde Thiere ansteckten. Als besonders gewichtige Thatsache aber wird angeführt, daß Davaine und Bollinger im Rüssel-, Magen- und Darminhalt von Fliegen (Davaine) oder Bremsen (Bollinger), die am frischen Kadaver durch Milzbrand getödteter Thiere gesammelt worden, die bekannten Bacterien fanden, und letzterer durch

Impfung damit auf 2 Kaninchen Milzbrand erzeugte. Sodann wird von Bollinger an einer anderen Stelle dem Rüssel der Fliegen, besonders der Schmeißfliegen, die wahrscheinliche Hauptrolle zugeschrieben. Solches Angaben, welche uns dem Gegenstande bedeutend näher führen. Es wäre also eine Bremse, Tabanus (bovinus? autumnalis? pluvialis?) welche das Gift der kranken Thiere einsog. Immerhin sprechen diese Angaben mehr für die Gefährlichkeit eines mit dem Rüssel stechenden als nur schöpfenden Zweiflüglers. Daß Arten letzterer Kategorie den im Blut enthaltenen virus aufnehmen und eingeimpft so gut als gifterfüllte Stechrüssel von Bremsen die Krankheit fortpflanzen können, ist ganz natürlich. Diese Thatsache jedoch zu der Annahme zu verwerthen, daß der an sich so inoffensive Schöpfrüssel von Schmeißfliegen bei der Uebertragung des Milzbrandes eine hervorragende Rolle spiele, scheint doch gewagt.

Die Feststellung, der der Giftübertragung verdächtigen Zweiflügler-Arten, denn Hymenopteren (S. 501) werden wir wohl ganz bei Seite lassen dürfen, ließe sich übrigens unschwer erreichen.

Einmal Seitens entomologisch hinreichend gebildeter Jäger durch Beobachtung an Wildstücken, die schon verendet im Walde liegen. Im verflossenen Sommer lief eine kurze Notiz aus dem bairischen Gebirge durch die Blätter, wonach dort eine besondere Sterblichkeit unter dem Wilde die Gefahr bedenklicher Fliegenstiche gesteigert hätte. Nach dem Berichte Bollingers in der Deutschen Zeitschrift für Thiermedizin und vergleichende Pathologie, Bd. V. 1879, handelt es sich dabei zwar um eine vom eingegangenen Roth- und Schwarzwild auf die Hausthiere übergegangene, vom Milzbrand verschiedene Infektionskrankheit, deren Uebertragung man sich durch Fliegen oder Bremsen bewirkt dachte; aber nur von e i n e m ärztlich konstatirten damit etwa in Zusammenhang zu bringenden Falle von bland verlaufendem Insektenstich ist dabei die Rede.

Außerdem sollten Thiere, die auf Fallhütten liegen, eine vortreffliche Gelegenheit bieten die Fliegenarten zu bezeichnen, welche an faulem Fleische sich aufhalten. Daß Schnaken sich des Fleischgeruches wegen namentlich in Metzgerhäusern lästig machen, wird am Rheine behauptet. Ist es richtig, so beweist es aber nicht, daß Schnaken sich an Aas setzen.

Auffallend ist ferner, daß, wenn ein vorhandenes Aas, eine Fallhütte u. drgl. eine Quelle von Vergiftungen durch Fliegenstiche bilden kann, der wirkliche Effekt sich in so bescheidenen Grenzen bewegt. Alle Erscheinungen, die mit Kerfen zusammenhängen, pflegen umfänglich zu sein. Die meisten Insekten treten in Massen auf. Geht eine Fliegenart ihrer Nahrung wegen an Aas, so sollten sich hunderte derselben darauf niederlassen und Vergiftungsfälle statt im Lande vereinzelt in der Nachbarschaft des Giftherdes zahlreich und nicht blos beim Menschen, sondern auch häufiger bei Hausthieren herbeiführen. Letzteres mag in der That der Fall sein. Allgemeiner bekannt scheint es jedoch nicht.

Endlich fragt es sich, ob überhaupt an erlegtes Wild oder gefallene Thiere, welche schon in ein vorgerücktes Stadium der Fäulniß getreten sind, sich Fliegen noch niederlassen, und wenn sie es thun, ob alsdann ihr Stich gefährlich ist wie

zur Zeit der ersten Phase der Blutentmischung. Manchmal findet man, dem pestilenzialischen Geruche folgend, ein eingegangenes Wildstück, das von Hunderten von Todtengräbern, Necrophorus, oder Aaskäfern, Silpha, wimmelt, manchmal unbegreiflicher Weise von einer und derselben Art, sonst aber zeigen sich daran weder Fliegen noch andre Kerfe. Ist überhaupt, um freilich weit zu gehen, nicht denkbar, daß, wenn es vergiftende Aasfliegenstiche giebt, wie man annimmt, auch der Schnabel einer Fliege vergiften kann, die ein andres Ferment, etwa einen giftigen Pflanzensaft in sich aufgenommen hat? Ueber das Leichengift besteht wohl kein Zweifel. Daß, wie Aerzte sagen, selbst die kleinste Schnittwunde, der unscheinbarste Stich so große Gefahren bringt, läßt freilich die Fliegenstiche von der Art der diesjährigen als analoge Erscheinung ansehen. Ehe aber z. B. gesagt werden kann: zu der und der Stunde ist der und der in seinem Zimmer gefährlich gestochen und zwar von der und der noch im Zimmer aufgefundenen Fliegenart, dürfen wir wohl behaupten, daß uns eine der unheimlichsten Todesarten nach Ursache und begleitenden Umständen noch sehr unvollständig bekannt sei.

Zur Genesis des modernen Romanes in Frankreich.

Von

Friedrich von Gernitz.

Von jeher findet der französische Roman trotz aller gegen denselben erhobenen Bedenken zahlreiche und eifrige Leser. Der darin herrschende Geist ist freilich nicht immer sittlich nach unseren deutschen Begriffen. Es gibt darunter in der That nur wenige Erzeugnisse, die eine deutsche Mutter ihrer Tochter unbedenklich als Lektüre in die Hände geben könnte. Die Auffassung des Lebens und die Ansichten darüber, was nach gesellschaftlichen Begriffen als sittlich oder unsittlich zu betrachten, sind eben in Frankreich andere als bei uns zu Lande. Realistische Lebenslust bildet eine Nationaleigenschaft der Franzosen. Dieser Thatsache müssen wir uns fügen.

Es schließt sich aber hieran ein zweiter Übelstand: es wird planlos gelesen. Das größere Publikum befindet sich in Unkenntniß über die Erscheinungen der französischen Romanliteratur, es weiß nicht, welche Bücher sind gut und lesenswerth, welche gefährlich oder schlecht, und so liegt die Entscheidung nicht selten lediglich in der Hand des Sortimentsbuchhändlers und der Inhaber von Leihbibliotheken. Was diese auf Lager haben und anpreisen, wird gelesen; alles Andere bleibt unbekannt.

Dagegen hilft nur Orientirung auf dem Gebiete des modernen Romanes, und auch diese wird ohne Erfolg sein, wenn man unbekannt bleibt mit dessen Entstehungsgeschichte. Denn dieser moderne Roman ist keineswegs etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes, sondern im Gegentheile ein Produkt der historischen Entwickelung. Die in früheren Zeiten geschriebenen Romane

ähneln den modernen in vielen Beziehungen gar sehr. Sie haben auf die Productionen der Neuzeit nicht nur den Einfluß ausgeübt, den jedes hervorragende Werk mittelbar auf die Schöpfungen späterer Perioden überall und zu allen Zeiten gewinnen muß, sondern einen ganz unmittelbaren und direkten, den Einfluß eines in Bezug auf Form und Inhalt nachgeahmten und ausgebeuteten Vorbildes. Wer die stattliche Reihe der im Laufe der verschiedenen Zeiten erschienenen Romane durchliest, wird mit Staunen wahrnehmen, wie oft er dasselbe, oder wenigstens Gleichgedachtes, Aehnliches findet.

Rabelais mit Grandgousier, Gargantua und Pantagruel ist der erste, bei welchem sich dieser Einfluß deutlich nachweisen lässt. Er wird in der Neuzeit eifrig studirt und eben so häufig ausgebeutet und nachgeahmt.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann sodann in Verbindung mit dem Streben nach Veredelung der Schriftsprache die Nachahmung der Italiener, vorzugsweise aber der Römer und die Einführung antikisirender Formen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts trat noch der spanische Einfluß hinzu. Die Prosadichtung und daher auch der Roman traten freilich in dieser Periode überhaupt mehr in den Hintergrund. Erst den Kreisen des Hôtel Rambouillet blieb es vorbehalten, diese Dichtungsform wieder zu Ehren zu bringen. Daß im Hôtel Rambouillet Geschmacklosigkeiten und Geschmacksverirrungen, namentlich in materieller Beziehung, zur Herrschaft gelangten, ist richtig. Aber niemals darf vergessen werden, daß dort erst das Französische zu einer wirklichen Literatursprache gemacht, und zuerst die Gleichberechtigung der literarischen Bildung mit dem Geburtsadel gelehrt, und auch praktisch zur Durchführung gebracht wurde.

Damals entstand eine neue Gattung Roman: „Der Heldenroman," in welchem unter türkischen, griechischen und römischen Namen ein getreues Spiegelbild der Galanterie, Ziererei, Gespreiztheit und lächerlichen Sentimentalität der damaligen Gesellschaft entrollt wurde. Der Heldenroman des 17. Jahrhunderts kann mit vollem Rechte als die Grundlage und das Urbild des modernen Sittenromanes bezeichnet werden. Gomberville, La Calprenède und Fräulein von Scudery mit ihren bändereichen Romanen sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung.

Als Haupt der nicht ausbleibenden Gegenströmung eröffnete Scarron in seinen komischen Romanen einen unerbittlichen, aber zugleich siegreichen Krieg gegen den übersinnlichen und überspannten Liebesroman und den aufgeblasenen Heroismus. Seine witzig originelle Darstellung, in welcher sich ein scharf satirischer Geist allerdings oft auf Kosten der Schicklichkeit in nicht ganz maßvoller Weise geltend machte, belud den bisher unumschränkt herrschenden Heldenroman mit dem Fluche der Lächerlichkeit.

Hieran schloß sich das Zeitalter Ludwigs des XIV., jene Zeit, wo das stolze Wort: „L'état c'est moi" zugleich die Bedeutung gewann: „auch die Kunst bin ich". Die Literatur war an den Hof gekettet und durchaus von höfischen Einflüssen abhängig. Der Stil gewann wesentlich an Feinheit und Gleichartigkeit. Es sind hier vor allen Dingen von eingreifender Bedeutung die Briefe der Marquise von Sevigné und die Romane der Frau von La Fayette.

Mit dem Ende der Regierung des großen Königs begann ein erbitterter und ein erfolgreicher Kampf gegen den Klassicismus und das fremde Kunstideal. Die Kunst sollte fortan nach Form und Inhalt dem Volkscharakter besser entsprechen, national werden. An der Spitze dieser Kämpfer focht Boileau, der zwar selbst keine Romane geschrieben, aber durch seine kritischen und satirischen Schriften und namentlich durch sein 1674 erschienenes Werk: „l'art poetiquè" einen gewaltigen Einfluß auf das gesammte Gebiet der Literatur gewonnen hat. Er ist als der Schöpfer des nationalen Geschmackes, als der Wiederbeleber des ächt französischen Sinnes nicht nur bei den schaffenden Dichtern, sondern namentlich auch bei dem lesenden Publikum zu betrachten.

Und er ist der erste, welcher das Streben nach Wahrheit als die oberste Regel der Kunst hinstellte in dem bekannten Ausspruche: „Rien n'est beau, que le vrai, le vrai seul est aimable", aber allerdings mit dem von den neueren Anhängern dieser Lehre so oft vergessenen Zusatze: „D'un pinceau delicat l'artifice agréable du plus hideux objet fait un objet aimable". Ihm zur Seite stehen La Fontaine, dessen Erzählungen und Novellen gewisse Seiten der damaligen Gesellschaft in einer hier und da an Rabelais und Marot erinnernden gewürzten Darstellungsweise schildern und, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, der Vertreter der christlichen Moral, Fénélon, der in zartester Form, in der Sache aber doch entschieden ebenfalls Front macht gegen den Despotismus des alternden Königs.

Vorbereitet durch St. Evremont, La Rochefoucauld, La Bruyère, Bayle und Fontenelle erschien der satirische Charakterroman auf dem Schlachtfelde. Sein geistvoller Schöpfer Lesage gab in seinen Meisterwerken (Le diable boiteux und Gil Blas) tiefe Einblicke in den menschlichen Character, schlug der menschlichen Eitelkeit unheilbare Wunden, und zerriß durch ergreifende Darstellung der menschlichen Schwächen mit unbarmherziger Hand den Schleier, welchen die Menschen über ihre Handlungen zu breiten lieben. In Verbindung damit gaben die Sittenromane Marivaux's, Destouche's und Nivellés de la Chassée eingehende Darstellungen der Entwickelung, Kämpfe, Leiden, Freuden und Thorheiten des emporstrebenden Bürgerthums, und durchbrachen so zuerst die starren Schranken der vornehmen Ausschließlichkeit der Hofkreise und der Aristokratie.

Unter der Regentschaft traten unter dem Einflusse einer allgemeinen Sittenverderbniß die trotz geistvoller Mache mehr als bedenklichen Romane des Abbé Prevost, Crebillon Sohn und Gresset mit ihren Schilderungen blasirter Leichtfertigkeit und raffinirter Genußsucht auf. Sehr eng an diese schließt sich die Gruppe der sogenannten „Petits Conteurs" an (Voisenon, Boufflers, Caylus, Moncrif ꝛc.), stark realistische Vielschreiber, deren Romane aber doch trotz ihres excentrischen und zum Theil sehr bedenklichen Inhalts den größten Einfluß auf die Gestaltung des modernen Romanes gewonnen haben. Denn den hervorragendsten Vertreter dieser Gruppe, Restif de la Brettone, muß man als den eigentlichen Stammvater des modernen vorgeschrittenen Realismus bezeichnen. Seine Romane sind von Verfassern zahlreicher Feuilleton- und Sensationsromane neuesten

Datums nicht nur nachgeahmt, sondern auf das Unbefangenste ausgebeutet und mehr oder weniger abgeschrieben worden.

Nun begann jene Zeit, wo die Literatur, bisher in der Hauptsache lediglich eine Zierde und ein Schmuck der Gesellschaft, als Dolmetscher, als Führerin der öffentlichen Meinung und Angelegenheiten an die Spitze der nationalen Entwickelung trat. Kritik, Satire, Skepsis, der methodische Zweifel, ein allgemeiner Geist der Verneinung in Verbindung mit einer tiefen Unzufriedenheit mit allen bestehenden Verhältnissen in Staat, Gesellschaft und Familie begannen einen erbitterten Kampf gegen den Absolutismus auch in der Literatur. Und in dieser Periode der sogenannten Aufklärungsliteratur, wo nicht selten an Stelle des sittlichen Ernstes und der wissenschaftlichen Gründlichkeit geistreiche Hypothesen, gewagte Behauptungen, blinde Gehässigkeit und beißender Witz traten, wollte auch der Romanschreiber durch Bekämpfung sogenannter Vorurtheile vor allen Dingen Einfluß gewinnen auf die öffentliche Meinung. Die Romane Voltaire's und Diderots geben hiervon klaren Beweis, nicht minder der tiefleidenschaftliche J. J. Rousseau, der mit seinen beiden Aufsehen erregenden Schöpfungen „Emil" und „Die neue Heloise" den Roman der sogenannten schönen Seelen schuf. Der unüberwindliche Groll gegen alles Bestehende tritt endlich sowohl in den Idyllen Bernardin's de St. Pierre, als in den beißenden Ausfällen des geistvollen Beaumarchais an den Tag.

Als Verfasser eines Romanes, der ebenfalls die Theorie der schönen Seele verficht, schließt sich ein Dichter des 19. Jahrhunderts ganz unmittelbar an Rousseau und Bernardin de St. Pierre an. Der Dichter ist Lamartine, der Roman „Raphael," in welchem Lamartine seine Liebesgeschichte zu jener schönen Creolin „Julie" schildert, die er dann in der „Miditations" als Elvira besingt. Der Versuch, eine über alles Irdische erhabene, rein geistige (platonische) Liebe darzustellen, scheitert an einer zum Theil sehr materialistischen Motivirung dieser Enthaltsamkeit, und wirkt so als platonische Liebe wider Willen unnatürlich und abstoßend. Diese Heuchelei Lamartines, diese Verstümmlung und Wegleugnung der Natur, verbunden mit der phrasenreichen Rhetorik des Dichters macht die moderne Schule zum Gegenstande ihrer heftigen Angriffe. Lamartines Einfluß auf den modernen Roman ist daher ein lediglich negativer; Schilderung platonischer Liebe ist für den modernen französischen Romanschriftsteller ein völlig überwundener Standpunkt.

Im Allgemeinen war das dem Ausbruche der Revolution vorhergehende Jahrzehnt für die literarische Produktion Frankreichs schier das ärmste im 18. Jahrhunderte; aber die Literatur half die Revolution vorbereiten, um freilich dann während ihrer Dauer ganz in den Hintergrund zu treten. Denn die meist vorher entstandenen schlüpferigen Romane Mirabeaus und Louvets de Couvray scheinen überhaupt kaum der Erwähnung werth. Jedenfalls sind sie auf die Entwickelung des Romanes ohne jeden Einfluß geblieben. Nur ein Dichter von Bedeutung war ein Kind der Revolution: André Chenier, und er fiel als ihr Opfer. —

Auch die Periode unmittelbar nach der Revolution, die Zeit der thatenreichen Herrschaft des gewaltigen Napoleon, war der Literatur wenig günstig. Die didaktische, beschreibende Schreibweise, welche sich ja wiederum in einem erheblichen Theile der zeitgenössischen Romane so bedenklich breit macht, beherrschte auch damals den Roman. Vergeblich suchen wir nach einer irgend hervorragenden Erscheinung; man schrieb handwerkmäßig für den Tagesbedarf der Lesenden. Wer spricht heute noch von Frau von Genlis mit ihren platten Moralpredigten, von Pigault-Lebrun mit seinen groben, oft recht zweideutigen Späßen, wer von Fiévé, Viedé und Monjoie, wer von den Dichterinnen Cottin, Flahaut-Souza, Montolieu, Frau von Krüdener?

Zwei hervorragende Erscheinungen indeß treten uns in dieser Zeit entgegen; es sind dies Frau von Staël-Necker und Chateaubriand. Beide beginnen ihre schriftstellerische Laufbahn vor und unter der Herrschaft der Revolution, Beide vermögen sich ihrem Einflusse und ihren Lehren nicht zu entziehen, Beide fußen auf J. J. Rousseau und betrachten ihn als Lehrer und Meister. Beide stehen aber doch trotz vielfacher Aehnlichkeit zugleich in wunderbarem Gegensatze zu einander: Chateaubriand, der Mann, der kein Mann war, und unter weiblicher Zerflossenheit litt, und Frau von Staël, das Weib, ausgezeichnet durch männliche Festigkeit und Geschlossenheit.

Die eminente Begabung der letzteren kann nicht bestritten werden. Namentlich wird das Studium jener wunderbaren Mischung von Eigenschaften weiblichen Gemüthes und männlichen Geistes, durchsetzt von mächtiger, unbezwinglicher Leidenschaftlichkeit, fort und fort einen fesselnden Reiz ausüben. Wenn trotzdem in den Werken dieser Frau kein vollendetes, ungetrübtes Bild zur Erscheinung kommt, so liegt der Grund davon theils in ihren Lebensschicksalen, theils gerade in dieser Vermischung an sich unvereinbarer Gegensätze. Immer aber schreibt diese Frau mit ganzer Seele und aus vollem Herzen, wenn auch freilich aus einem unglücklichen, zum Theil erbitterten Herzen, immer gibt sie ohne schwächliche Schonung sich selbst.

Als Verfasserin der Romane Delphine und Corinna erscheint die Staël als die bahnbrechende Vorläuferin von George Sand.

Frau von Staël stellt bekanntlich den heute noch wichtigen und einflußreichen Satz auf: „Suchet die Gottheit in der Natur und das Unendliche in der Liebe“, und sie hat wohl zuerst mit klaren Worten die Ansicht verfochten, daß im Romane nicht vollkommene Menschen dargestellt werden sollen, sondern Charaktere, welche deutlich zeigen, was in den Handlungen löblich, was tadelnswerth ist, und welches die natürlichen Folgen dieser Handlungen sind. Im Uebrigen ist Frau von Staël die erste, welche das Wort „romantisch“ gebraucht. In diesen Punkten wurzeln vorzugsweise ihre Beziehungen zur Gegenwart. —

Chateaubriand war eine fortgesetzte Opposition, ein Resultat ungelöster Zweifel und hochherziger, begeisterungsvoller Wallungen, ein ewiger Kampf zwischen unvermittelten Gegensätzen: zwischen kritisch scharfem Verstande und einem gläubigen Gemüthe, zwischen der Sehnsucht nach der reinen, wahren Natur und

den unentbehrlichen Ansprüchen der modernsten Civilisation, zwischen der besseren Einsicht und unüberwindlichen vorgefaßten Meinungen, zwischen dem aus Pflichtgefühl reaktionären Bourbonisten und dem aus Ueberzeugung freisinnigen Manne. Hierzu trat hochgradige Eitelkeit, die ungenügend beherrschte Anlage zu träumerischem Tiefsinne, eine an Melancholie streifende Zerrissenheit des Herzens: und als Resultat ergab sich trotz aller hervorragenden Eigenschaften eine oft peinlich berührende, tastende, vielfach schillernde Unsicherheit, welche auch in seinen Romanen (Atala, Réné, les Natchez und les Martyrs) hervortritt.

Chateaubriand erscheint als der letzte Classiker und als der erste Romantiker. Denn er hängt auf der einen Seite noch an der Regelrichtigkeit und Regelmäßigkeit des Classicismus, gibt sich aber doch wieder mit voller Seele der traumvollen Begeisterung der modernen Zeit hin, und wird so der zum Theil in classischer Reinheit, zum Theil in gesuchter, bizarrer und üppiger Prosa schreibende Dichter der überspannten Phantasie, dessen Werke mehr auf Ahnungen als auf Ideen beruhen, der weit weniger auf Verstand und Ueberzeugung, als auf Sinn und Gemüth wirkt, und daher häufig hinreißt, seltener überzeugt. Diese Zweiseitigkeit bedingt auch einen doppelten, mit sich in Widerspruch stehenden Einfluß auf die Neuzeit. Réné bleibt auch heute noch eine der Typen für jene überspannten Träumer, welche daran scheitern, daß sie von Niemandem verstanden werden, und daß sie die Liebe zum Leben verquicken mit einem unüberwindlichen Ekel am Dasein. Das ist der Grund, aus dem die Vorkämpfer des sogenannten classischen Idealismus gegen den modernen Realismus und Naturalismus Chateaubriand neben Lamartine immer noch als ihren Propheten betrachten. Und demnach war Chateaubriand, wenn auch vielleicht ohne Wissen und Willen, gleichzeitig der Begründer jener Romantik, die, so unglaublich dies klingen mag, als die eigentliche Stammmutter der modernen realistisch-naturalistischen Schule anzusehen ist.

Den Schwerpunkt aber des Einflusses, den Chateaubriand auf die Gegenwart ausübt, dürfen wir nicht in dem Inhalte seiner Schriften suchen, sondern in der Form. Der Stilist hat sich die Unsterblichkeit gesichert. Wohllaut, Reinheit und Eleganz der Sprache, Klarheit, Glanz, prunkvolle Erhabenheit und oft geradezu verblüffende Neuheit des Ausdruckes, wunderbare Färbung verbunden mit lebendigster Treue in den einen sicheren und nie fehlenden Blick bekundenden Naturschilderungen: das sind die Eigenschaften, welche selbst einen so eingefleischten Gegner, wie E. Zola, geradezu wider Willen zu dem Anerkenntnisse zwingen: Chateaubriand, jener „puissant arrangeur des mots“, ist ein machtvoller Arbeiter (ouvrier puissant), ein Meister des Stiles, der durch seine Form, seine Sprache einflußreich bleiben wird für alle Zeiten.

In der beschreibenden Literatur gibt es auch in der That Nichts besser Geschriebenes als Atala und Réné. Die Behauptung geht daher nicht zu weit, daß Chateaubriand in der ersten Periode seines Schaffens, als der Politiker seinen verderblichen Einfluß auf den Schriftsteller noch nicht geltend gemacht hatte, mehr als irgend ein Anderer zur Weiterentwickelung und Fortbildung der franzö-

sischen Sprache beigetragen hat, namentlich dadurch, daß sein Stil sich vom 18. Jahrhunderte wieder zurückwendete zum 17. Er bleibt der große Vermittler zwischen der damals in Vergessenheit gerathenen altfranzösischen Prosa und der modernen Sprache. Und aus diesen Gründen müssen diejenigen Prosaisten der Gegenwart, welche einen guten Stil nicht überhaupt als einen überwundenen Standpunkt auffassen, ja zum Theil sogar diese, in Chateaubriand ihr Vorbild und ihren Lehrer erblicken, dessen Einfluß auf die Gestaltung des modernen Romanes bei weitem größer ist, als man in Verkennung des wahren Sachverhalts gemeinlich anzunehmen pflegt.

Zunächst bildete aber der große Stilist den unmittelbaren Uebergang zur romantischen Schule, jenem literarischen Produkte einer politischen Umwälzung· der Restauration. Sie hielt als gemeinsame Ziele fest: Die Reaktion gegen die Revolution und die von ihr gezeitigten Ideen, überhaupt gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, gegen die encyclopädistische Aufklärung und die Regeln und Formeln des akademischen Classicismus, namentlich gegen die Gesetzgebung Boileaus und die drei Einheiten. In Uebereinstimmung mit der deutschen Romantik streitet sie für Thron und Altar, für christlich-mittelalterliche Zustände, für eine Verehrung ritterlicher Ahnen, für das Phantastische, Wunderbare, Ueberschwängliche und Uebersinnliche, zugleich aber auch Gespensterhaft-Humoristische. Neu für Frankreich ist die humoristisch-germanisirende Richtung, und der Einfluß, den die Schöpfungen der auswärtigen, namentlich der englischen und deutschen Literatur auf die einheimische Produktion gewinnen.

Im weiteren Verlauf der Dinge traten jedoch ganz erhebliche Unterscheidungsmerkmale den deutschen Romantikern gegenüber hervor, die wesentlich ihren Grund in der Thatsache hatten, daß bei den französischen Romantikern nicht Ideen und Ueberzeugungen, sondern vielmehr die Tendenz das bindende Glied bildete. Die Polemik nahm daher nicht sowohl eine ästhetisch-literarische als vielmehr eine politisch-religiöse Richtung, die Führer mussten sich mit einem geringeren Einflusse begnügen, die einzelnen Persönlichkeiten gelangten zur selbstständigeren, produktiven Entfaltung ihrer Anlagen und Eigenschaften, die Gegenwart mit ihren Zielen und Kämpfen, ja selbst die Tagesereignisse gewannen maßgebenden Einfluß, und die Romantiker selbst stellten sich dem wirklichen Leben der politischen und socialen Entwickelung ihrer Zeit nicht fremd gegenüber: sie blieben vor allen Dingen Franzosen.

In der zweiten Periode (seit 1830) richtete sich die Opposition hauptsächlich gegen die Classiker und den Einfluß der Rhetorik. Dabei zeigten sich allerlei krankhafte Symptome: träumerische Zerfahrenheit, Ueberschwänglichkeit und Uebertreibung in der Darstellung der Leidenschaften, Erhebung der Ausnahmen zur Regel, Vorliebe zum Bizarren, Seltenen, Außerordentlichen Verirrungen, welche an Stelle des Schmerzes Melancholie und Lebensüberdruß an Stelle gesunder Zärtlichkeit krankhafte Empfindsamkeit, an Stelle fruchtbaren Nachdenkens, zerflossene, unproductive Träumerei setzten; alles Eigenschaften, die sich zum Theil auch im zeitgenössischen Romane geltend machen. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der moderne Roman

nicht sowohl einen Ausgangspunkt, nicht den Anfang einer neuen Schule, sondern einen Endpunkt, das Resultat einer langjährigen Entwickelung bildet. Der zeitgenössische und vor allen Dingen auch der naturalistische Roman knüpft unmittelbar an die Romane der Romantiker an. Dies gestehen auch die Naturalisten (Zola) ein, indem sie sagen: „Die romantische Schule hat das Kommen der realistischen Schule beschleunigt, und ihr die Arbeit insofern erleichtert, als sie den Bauplatz reinigte und zum Bebauen geeignet machte (en lui livrant le champ déblayé, bon à bâtir). Schon damals wurde der Lehrsatz proklamirt: daß das Ideal nur durch die Wahrheit gefunden werden könne; daß an Stelle des Schönen das Charakteristische zu treten habe. Bereits damals erhielt das Häßliche Bürgerrecht in der Literatur, und ein oft recht derber und drastischer Realismus verdrängte mehr und mehr alle classische Abstraktion. Man begann der Detailmalerei, sowie der sogenannten lokalen Farbe eine überaus weit gehende Bedeutung beizulegen. Das Kampfgeschrei, welches die Romantiker in dem Kampfe gegen das traditionelle Ideal und die antikisirende Richtung des Pseudo-Classicismus erhoben, gleicht dem Schlachtrufe der Modernen gegen die Romantiker wie ein Ei dem anderen. Man klagte darüber, daß die Censur für die konventionelle Schule, welche das, was sie sagen wolle, klüglich unter und hinter der Phrase verstecke, Alles vertusche und bemäntele, voller Nachsicht verfahre, während sie gegen die Neuerer, gegen die Förderer einer gewissenhaften, wahren, und vor allen Dingen aufrichtigen Kunstrichtung mit unerbittlicher Strenge vorgehe. Der Romanticismus spricht ebenso wie gegenwärtig die Naturalisten sagen: „Wir sind die Wahrheit", von der ihm übertragenen hohen Mission bestehend in dem Kampfe für die Wahrheit. Wie heutzutage eiferte man schon damals gegen die Herrschaft von Theorieen und Systemen gegen die Regeln und die Poetik; schon damals hört man den Satz: „Die einzig gültigen Regeln sind die allgemein gültigen Gesetze der Natur", und schon damals ruft Victor Hugo in der Vorrede zu Cromwell emphatisch aus: „Herunter mit den elenden Gebilden aus Gyps, welche den Anblick der reinen Façade des erhabenen Kunsttempels verbergen und verunzieren." Aber auch damals vergaß man wie heute im blinden Eifer nicht selten die naheliegende Gefahr, anstatt der Ueberlieferung, der Etiquette, des Mißbrauches der Gesetze das Gesetz selbst zu bekämpfen, und so in die Gefahr, der Gesetzlosigkeit, der literarischen Anarchie anheim zu fallen. —

Von den Romantikern selbst erregen zunächst Xavier de Maistre, Paul Lacroix (Jakob der Bibliophile) Jules Janin, Saintine und namentlich Charles Nodier unsere Aufmerksamkeit. Letzterer, von Manchen sogar zu den Classikern gerechnet, entwickelte im Vereine mit Courier eine wahrhaft reformatorische Thätigkeit für die Verbesserung der französischen Prosa, während der Inhalt seiner Schriften oft bizarr, unklar, widerspruchsvoll, sentimental-reflectirend und darum schwer verständlich erscheint. Eine verwandte Erscheinung bietet A. de Vigny: mustergiltige Sprache, lebhafte Phantasie, tiefe poetische und geistvolle Auffassung beeinträchtigt durch grübelnden, verbitterten Tiefsinn. Allein der Roman Cinq-

Mars bleibt als dichterische Schöpfung ein nachahmungswürdiges Muster für alle Zeiten.

Die Gruppe Theophil Gautier, Delatouche, Alfred de Musset, Charles Bernard, Beyle, (Stendhal) Prosper Merimée und der geistvolle Kritiker Sainte Beuve bilden das Centrum der Romantiker. Gautier vertritt den poetischen Materialismus, Delatouche den revolutionären Roman. Ein wunderbares Gemisch von poetischem Können, ganz eigenartiger Schreibweise mit seltsamen Uebertreibungen, Wunderlichkeiten und Ungezogenheiten wirkt Alfred de Musset verführerisch und abstoßend zugleich, während Stendhal, ein Liebling und Vorbild Zola's, von seinem mit grübelnder Sophisterei verquickten radikalen Standpunkte aus die ersten Anfänge des medicinisch-materialistischen Romanes bringt. Merimée endlich, obgleich Vollblutromantiker und im Stile von classischer Reinheit, entwickelt einen gewaltigen Realismus, eine packende Naturtreue und eine stupende, an Schroffheit grenzende Kühnheit.

Alle diese Schriftsteller werden durch gemeinsame Vorzüge und gleichartige Fehler zusammengehalten. Blühendes Colorit, lebendigste Darstellung, überraschende Bewältigung der schärfsten Contraste, tiefe Menschenkenntniß und Wahrhaftigkeit, unerschöpfliche Erfindung, Combination und lebenswarme Gestaltung vermischen sich in seltsamster Weise mit widernatürlichen Zerrbildern, geradezu abscheulichen Darstellungen, krankhafter Leidenschaft für das Widerspruchsvolle, Disharmonische und Häßliche, pessimistischer Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Sucht, das Verbrechen als die Norm der modernen Gesellschaft darzustellen. Alle diese Fehler erklären sich aus dem Bestreben, um jeden Preis einen tiefen nachhaltigen Eindruck zu machen, und in diesem Bestreben treten die modernen Realisten und Naturalisten ganz in die Fußtapfen der Romantiker.

Unter den tendenzlosen Darstellern der Wirklichkeit aus den Kreisen der Bürgerschaft, der Studenten- und Grisettenwelt, die sich unmittelbar an die Romantiker anschließen, treten Michel Raymond (ein Firmaname für die Schriftsteller M. Masson, G. Brücker, A. Buchet und L. Gozlan), der Genfer Novellist Töpfer und namentlich Paul de Kock mit seinem Sohne Henri in den Vordergrund. Paul de Kock, von der Kritik verurtheilt, hat eine Zeit lang die gesammte Lesewelt unumschränkt beherrscht. Auch diese Gruppe kommt im modernen Roman noch zur Geltung. Als Vermittelungsglied mit der Neuzeit fügt sich A. Dumas der Vater ein. Auf der einen Seite könnte man ihn wegen der rohsinnlichen und realistischen Naturnachahmung und der beinah ausschließlichen Herrschaft, welche er den physischen Kräften und Begierden als Triebfedern der menschlichen Handlungen beilegt, als den eigentlichen Begründer der naturalistischen Richtung bezeichnen. Allein es überwiegt doch so sehr der leichtgeschürzte, dem gewöhnlichsten Unterhaltungstriebe der großen Menge dienende literarische Industrialismus, daß in Dumas nichts weiter erblickt werden kann, als der Vater des modernen, auf die augenblickliche Wirkung und den augenblicklichen Genuß berechneten Feuilletonromanes. Der Feuilletonroman, und

zwar leider der schlechtesten, gewöhnlichsten Sorte, wird auch in der Gegenwart allzu eifrig cultivirt von der Gattung Schriftsteller, welche den materiellen Verdienst literarischen Verdiensten vorziehen.

Etwas anders liegt die Sache bei E. Sue, dessen Auffassung von dem Berufe eines Romandichters in dem Bestreben gipfelt, die niederen Schichten des Volkes (das Proletariat) nicht nur zu schildern, sondern darzuthun, daß nur wenige Menschen absolut bös seien, daß selbst im Verbrecher noch ein guter Kern vorhanden sei, daß die Sünde unter dem Drucke gewisser unglücklicher und unerträglicher Verhältnisse nicht mehr als Sünde angerechnet werden dürfe, und auf diese Weise einestheils die Nothwendigkeit einer socialen Reform nachzuweisen, anderntheils an ihrer Durchführung mitzuarbeiten. Hiermit wurde der socialistische Sittenroman, der noch heute üppige und nicht ungefährliche Blüthen treibt, geschaffen.

Auf gleichem Felde bewegte sich George Sand, sowohl in ihren polemischen Schöpfungen für die Berechtigung des Individuums innerhalb der Gesellschaft, für die Emancipation des Weibes, der Liebe, und der arbeitenden Classen, als in ihren idyllischen Darstellungen der ländlichen Verhältnisse. Aber trotz ihres großen Talentes, oder vielmehr weil dieses Talent ein ausgeprägt persönliches war, hat die Sand keine Nachahmer gefunden, und ihr Einfluß auf die Gestaltung des modernen Romanes ist ein minimaler geblieben.

Gerade das Gegentheil erkennen wir bei Balsac, dem Schöpfer des psychologisch-physiologisch zersetzenden Sittenromanes, dessen Einfluß sich sogar bis zum Bedenklichem steigert, weil dieser geistvolle Sittenschilderer selbst oft bereits bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten vorgeht, und seine Schüler und Nachahmer da anfangen, wo der Meister aufgehört hat. Bei Balsac tritt der realistische Naturalismus zuerst in den Vordergrund durch die Einführung der Physiologie als leitendes Motiv. Er beginnt der Medizin ins Handwerk zu pfuschen, die Gemüthsbewegungen lediglich aus unregelmäßiger Blutcirculation und einer gesteigerten Elektricität der Nerven herzuleiten, den menschlichen Willen als ein elektrisches Fluidum zu erklären. Und wie sich Zola auf die Forschungen der positivistischen Physiologen (Claude Bernard) stützt, so Balsac auf die Lehre vom thierischen Magnetismus (Geoffroy St. Hilaire). Und in diesem Sinne ist Balsac ganz eigentlich der Stammvater des heutigen Naturalismus. Zola bezeichnet ihn ausdrücklich als sein Ideal, weil er eine wirkliche Welt geschaffen und alle seine Zeitgenossen durchschaut habe, weil er Alles beobachte, und auch Alles darstelle, was er beobachtet habe, ohne auf das Objekt seiner Beobachtung einen besonderen Werth zu legen.

Auch der Einfluß Victor Hugo's, soweit er als Romandichter in Betracht kommt, ist kein geringer. Er blieb zwar immer Lyriker und insofern eine Art von Idealist, als er selbst die abscheulichsten Objekte zu veredeln versuchte, theils durch eine gewisse Großartigkeit der Anschauung, theils durch das unermüdliche Bestreben, die vornehme Gleichgültigkeit, mit welcher damals die höheren Kreise und die sogenannten Gebildeten den niederen Schichten der Be-

völkerung gegenüberstanden, zu beseitigen und in werkthätige Theilnahme zu verwandeln. Allein sein Idealismus war doch ein eigenthümlich gearteter, denn er negirte unbedingt die Existenz eines reinen unvermischten Schönheitsideals. Mit dem Schönen muß sich nothwendig das Häßliche, mit dem Anmuthvollen das Mißgestaltete, mit dem Erhabenen das Groteske, wie mit dem Guten das Böse und mit dem Lichte der Schatten verbinden. Neben dieser Vorliebe für die Antithese läuft das Bestreben, die Leidenschaften zu materialisiren, und sie mehr und mehr als physische Begierden aufzufassen. Auch er verwechselt Brutalität mit Energie, auch er setzt an die Stelle der freien Selbstbestimmung eine Art von Instinkt, und nicht selten stellt er die Regungen des Gemüthes und der Seele als Zuckungen des Körpers dar. Materialistisch, ja sogar brutal wird oft die Sprache namentlich durch die Einführung des Argots, jener eigenthümlichen Sprache besonderer Berufs- und Bevölkerungsklassen; die Dinge werden so dargestellt, wie das Auge sie sieht, das Ohr sie hört, die Nerven sie fühlen, ohne sie vorher künstlerisch und geistig zu verarbeiten. Und gerade auf diese Irrthümer und Fehler des großen Dichters hat sich die Nachahmungssucht der Epigonen gestürzt. Die anfängliche Nachahmung der Form führte nothwendig nach und nach auch materiell zum Realismus und weiter zum Naturalismus und Impressionismus: zum Sensationsromane, dem Romane des Hautgôuts.

So vollzog sich der Uebergang von der romantischen Schule zum modernen Roman ganz allmälig und mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit durch den Einfluß einzelner hervorragender Persönlichkeiten, namentlich aber auch durch den immer klarer an den Tag tretenden Wunsch des Publikums, befreit zu werden von den Excentricitäten der Romantiker, von den Gebilden der Phantasie und von allem Erkünstelten. So stellt sich die literarische Neugestaltung zum größten Theile als eine Folge der im Laufe der Zeit eingetretenen socialen Neugestaltung dar. Namentlich hat das zweite Kaiserreich eine ganz besondere Literatur hervorgebracht, welche Sedan und den 4. September leider überlebt hat. Diese Literatur ist heute bei ihren letzten Consequenzen angelangt, sie kann kaum noch weitergehen, und der Eintritt einer Reaction ist sicher zu erwarten.

Deutsche literarische Streitschriften

des 18. u. 19. Jahrhunderts.

Von

Otto von Leixner.

(Schluß).

Da bei den bisherigen Besetzungen der durch Todesfälle erledigten Professuren von den Kandidaten immer die schändlichsten Kunstgriffe gebraucht und die niedrigsten Kabalen gespielt worden sind, wir aber solche elende Hilfsmitttel ganz verbannt wissen wollen, so machen wir

hierdurch bekannt, daß von nun an auf unserer Universität die Katheder-Succession auf die männliche Descendenz eingeführt werden soll, dergestalt, daß, wenn ein Professor mit Tode abgeht, sein ältester Sohn, jure hereditario, den Lehrstuhl besteigen und den Nießbrauch desselben ungestört beziehen kann. Im Fall aber, daß der Professor ohne männliche Leibeserben verstirbt, hingegen Töchter hinterläßt, so können deren Ehemänner, per rescriptum Principis, die Successionsfähigkeit erlangen; und versehen Wir Uns daher zur Liebe unserer Professoren, daß sie in splendorem familiae sich je eher je lieber verehelichen mögen, um unserer Universität desto früher tüchtige Lehrer schenken zu können.

Die Curatores der Universität zu S . . . .

Fichtes Streitschrift erschien unter dem Titel: „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen." Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts. Von Johann Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel (Tübingen, Cotta, 1801).

Schlegel's kurze Vorrede ist voll von Sarkasmen; er wisse, daß dem Nicolai nichts Glorreicheres begegnen könne, als daß Fichte ihn sozusagen als ein wirklich existirendes Wesen behandle. „Der Tag, wo diese Schrift erscheint, ist unstreitig der ruhmgekrönteste seines langen Lebens, und man könnte besorgen, er werde bei seinem ohnehin schon schwachen Alter ein solches Uebermaß von Freude und Herrlichkeit nicht überleben."

Die Schrift selbst gehört zu den besten polemischen Arbeiten unserer Literatur, weil sie geradeswegs auf den Mittelpunkt der Persönlichkeit losgeht und witzig in der Auffassung ist, aber die kleinen Witzeleien verachtet. Sie betrachtet nicht nur den einen Menschen, sondern den Typus der Zeit und stellt sich, indem sie diesen bekämpft, jener flachen Aufklärung gegenüber, die eine Parodie zur wirklichen Erleuchtung der Seelen und Geister gebildet hat — und noch bildet; jener Aufklärung, welche ihr eigenes Lämpchen für die einzige Quelle des Lichtes hält.

Die Einleitung führt zuerst aus, inwieweit man überhaupt Nicolai zum Gegenstande einer Untersuchung machen könne, und gipfelt in dem Ausspruch, er stelle sich als Vertreter absoluter Geistesverkehrtheit dar und sei als solcher interessant. Es sei nöthig, ein Grundprinzip dieses Charakters nachzuweisen, aus welchem alle Phänomene seines Lebens sich hinreichend erklären lassen.

„Wir werden in dieser ganzen Schilderung unsern Helden betrachten als einen todten Mann und von ihm reden wie von einer Person aus der vergangenen Zeit."

Sonst könne man das nicht, weil stets noch neue Phänomene auftreten können und das Individuum aus freiem Entschluß seine Grundanschauungen ändern könne. Das sei bei Nicolai nicht der Fall, denn das Prinzip seiner Denkweise trage die Unabänderlichkeit in sich. Das „Erste Kapitel" sucht nun nach diesem höchsten Grundsatz. Seit seinen reiferen Jahren sei Nicolai von der Ansicht ausgegangen, „daß er alles, was in irgend einem Fache richtig und nützlich sei, gedacht

habe, und alles Dasjenige unrichtig und unnütz sei, was er nicht gedacht hätte oder nicht denken würde." Als Beweis von der Unwahrheit jeder fremden Ansicht habe ihm gegolten, daß er anderer Meinung sei, und das habe sich so zur fixen Idee bei ihm entwickelt, daß er alt und lebenssatt gestorben sei, ohne je mit seinem Denken auch nur in sich selbst zu Ende gekommen zu sein. In witziger Weise untersucht Fichte nun, wie sich diese Auffassung entwickelt habe. Nicolai's selbstverfasste Lebensgeschichte schildere in den ersten drei Bänden, wie schon der erste Schrei des Neugeborenen die Schriftstellerwelt erschütterte; wie schon seine Windeln von jenem attischen Salze dufteten, das er seitdem in unsterblichen Worten ausgehaucht hat, daß alle Umstehenden sich wunderten und sprachen: „was will aus diesem Kindlein werden?" Vortrefflich ist die allgemeine Schilderung der Zeit, in welcher das erste Wirken des Helden sich abspielte. Die deutsche Prosa war kaum wieder geschaffen, und Alle bemühten sich, recht gemeinverständlich zu schreiben, so daß selbst „die halbschlummernde Schöne am Putztisch" es fassen konnte. Kurz, es entstand das elende Popularisiren. Der Zufall führte nun den Anfänger mit zwei Männern zusammen; der erste ernster in seinem Streben, aber doch beschränkt in Einsicht und Zweck (Mendelssohn), der zweite ein allumfassender Geist und Charakter, aber noch im Werden begriffen (Lessing). Nicolai beugte sich diesen, aber kaum hatte er sich mit Mühe einiges Wissen erworben, als er sich für fertig hielt und selbst den großen Zeitgenossen für ein überspanntes Genie ausgab. Dieser zog sich allmälig von ihm zurück und man beschloß Nicolai mit der Gründung der „Allgem. D. Bibl." sich zum Mittelpunkte der deutschen Geistesbewegung zu machen. Die größten Kenner sollten mitarbeiten — d. h. diejenigen, welche er aussuche, müssen die größten sein. Nicolai selbst war ohne eine Spur von der „Ahnung eines Höheren," und den Stempel der platten Verständlichkeit erhielt auch die Zeitschrift: der Geringste unter den Lesern glaubte sich zu lesen, „die Unmündigen erhielten die Sprache und das gefiel ihnen." Der Erfolg war daher groß, und so verschmolzen in Nicolai's Seele die Begriffe „Deutsche Literatur" und „Bibliothek" in Eins; diese erschien ihm als Mittelpunkt des deutschen Geistes und er selbst galt sich als „Seele dieses Mittelpunkts."

„In dieser beruhigenden Stimmung lebte er und starb, in frohem Glauben an die Unsterblichkeit seines Werkes."

Sein Wahn musste ihn dazu verführen, daß er glaubte, jeden Stoff mustergültig behandeln zu können; er beklagte nur, daß ihm seine Geschäfte nicht Zeit dazu ließen. Wozu er nicht Zeit fand, das mochten die Zeitgenossen bearbeiten, er stand ihnen ja gern mit seinem Rath, seinem Geist zur Seite. Hatte *er* doch eigentlich die großen Schriftsteller gebildet: einen Lessing, Justus Möser u. s. w.

Leider traten nun excentrische Köpfe auf, welche den durch Nicolai klar bestimmten Entwickelungsgang störten: Goethe und Schiller in der Kunst, Jacobi, Kant und die transcendentalen Idealisten in der Philosophie. Weder hatten sie sich in der „Allg. d. Bibl." im Schreiben geübt, noch ihm ihre Pläne vorgelegt, ja:

> „sie hatten ein so böses Gewissen gehabt, daß sie ihm ihre Arbeiten nicht einmal zum Verlage angeboten; *die letzte Gelegenheit, bei der*

sie hätten erfahren können, wie sie mit denselben daran wären und was sie darüber zu urtheilen hätten."

Daß alle Arbeiten dieser Leute nicht viel werth sein konnten, ging für Nicolai aus seinem Selbstbewusstsein, aus der Einbildung, daß über ihn hinaus kein Fortschritt möglich sei, von selbst hervor, und er hielt es für seine Pflicht, die neuen Erscheinungen alle lächerlich zu machen. (So den Werther, die Volkslyrik, die Xenien u. s. w.) Hätten diese jungen Leute, welche nicht so ganz ohne Begabung waren, sich um seinen Rath bemüht, was hätten sie nicht leisten können! Meisterhaft zeichnet Fichte im 6. Kapitel das Verhältniß der durch Nicolai vertretenen Aufklärung zur Philosophie. Sie habe sich niemals über die „Erfahrung im allerniedrigsten Sinne des Wortes" zu dem Begriff allgemeiner Gesetze aufschwingen gekonnt und deshalb den Zusammenhang eines Systems nicht begriffen. Aber der Irrwahn musste sie hindern, diese Schwäche an sich selbst zu erkennen, ja nur zu ahnen. Die „Bibl." brachte ja doch Kritiken über Philosophie, wie wäre es dann möglich, daß der Redakteur derselben, also die Seele des Mittelpunktes, nicht der erste aller Philosophen hätte sein müssen? So konnte er auch ganz ruhig sagen, daß die neuen Systeme werthlos seien, daß ein gewisser Fichte 1804 vollkommen verschollen sein werde. — Im neunten Kapitel werden einige der eigenen Arbeiten Nicolai's besprochen, unter anderen auch die „Reisen," mit ihrer zum Theil wahrhaft kleinlichen Furcht vor allem Katholischen. Auf seinen Fahrten habe er Ceremonien gesehen, die in Berlin und Leipzig nicht üblich waren.

„Wie in aller Welt könnte man doch ein katholischer Katholik sein? Jetzt sah er es mit eigenen Augen und ruft athemlos durch das heilige römische Reich: hört's, Deutsche, hört's, das Unglück — die Entdeckung meines Scharfsinns: es giebt, es giebt Katholiken, die da katholisch sind!"

Nicolai's beständige Stichworte waren: „Protestantismus, Denkfreiheit, Freiheit des Urtheils."

„Sein Protestantismus nämlich war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte, gegen alles Uebersinnliche und alle Religion, die durch Glauben dem Dispute ein Ende macht. Nach ihm war das eben der Zweck der Kirchenverbesserung, jeden Laien in den Stand zu setzen, über religiöse Gegenstände in's unbedingte hin und her zu disputiren, wie ein allgemeiner Bibliothekar, keineswegs aber irgend etwas gläubig zu ergreifen und in diesem Glauben zu handeln. Ihm war alle Religion nur Bildungsmittel des Kopfes zum unversiegbaren Geschwätz; keineswegs aber Sache des Herzens und des Wandels. Seine Denkfreiheit war die Befreiung von allem Gedachten, die Ungezähmtheit des leeren Denkens, ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urtheils war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und Ignoranten über alles sein Urtheil abzugeben, er mochte etwas davon verstehen oder nicht."

Diese Charakteristik enthält nicht nur Fichte's Verdammungsurtheil über die flache Aufklärung des 18. Jahrhunderts, über die Sucht nach unbedingter Herrschaft; sie verurtheilt zugleich eine breite Strömung, welche sich durch das ganze 19. Jahrhundert, bis in unsre Tage her ergießt; sie verdammt Diejenigen, denen nichts feststeht, als das Dogma des Rechts, Alles zu verneinen; Diejenigen, welche aus der Religion nichts Besseres zu machen wissen, als einen seichten Moral-Katechismus; sie verurtheilt zugleich jene Freidenker, Freien vom Denken, welche für ihre bloßen Negationen denselben Köhlerglauben verlangen, dem sie überall entgegentreten. Der von Fichte gezeichnete Nicolai ist nicht todt, er läuft in tausend, tausend Exemplaren unter uns herum, sitzt in Redaktionen, in Parlamenten, predigt in Volksversammlungen mit jener vollsten „Freiheit des Urtheils," wie sie Fichte begrifflich erläutert hat.

Den Schluß der Streitschrift bilden Beilagen, von welchen eine sich mit dem Werth der Kritik befasst — das Ergebniß ist ein sehr negatives — und die letzte „Von den letzten Thaten, dem Tode und der Widerbelebung unsres Helden" Bericht gibt.

Die Menge der satirischen und polemischen Aufsätze nahm in den ersten zehn Jahren der Entwicklung der romantischen Doktrin immer mehr zu; man katzbalgte sich in allen vorhandenen Blättern, deren einige vom Schlegel'schen Kreise nur zum Zwecke des Kampfes begründet wurden, aber bald eingingen. Die Angriffe beschränkten sich nicht nur auf das Literarische, auf beiden Seiten wurde der Klatsch mit hineingezogen, wozu vornehmlich die Privatverhältnisse der Romantiker, besonders in Hinsicht auf das andere Geschlecht, genügenden Stoff boten. Daß dadurch die Würde der Kritik leiden musste, ist natürlich; die vielen persönlichen Sticheleien machen auch einen Theil dieser Aufsätze ungenießbar, Manches selbst unverständlich. Auch in Sammlungen verschiedener Art findet sich das Spiegelbild der kleinlichen literarischen Kämpfe des Tages. So in den drei Bänden der „Bambocciaden," (Berlin, Maurer, 1797, 1799, 1800), von A. F. Bernhardi, so in J. D. Falk's „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" (Weimar, Industrie-Comptoir). Im letzteren ist nicht übel gerathen eine kleine Literatur-Komödie: „Der Jahrmarkt zu Plundersweiler," Parodie des Goethe'schen, welche sich hauptsächlich gegen die „Lucinde" richtet. Bemerkenswerth ist das dazu gehörige Spottbild, das ganz die Manier Gillray's copirt.

Viel seltener sind die eigentlichen selbstständig erschienenen Streitschriften. Eine derselben, die „Gigantomachie, das ist heilloser Krieg einer gewaltigen Riesenkorporation gegen den Olympus" (ohne Ort, 1880), wird dem oben genannten Falk zugeschrieben, was mir nicht ganz sicher scheint, da sich im Prolog ein Ausfall gegen das erwähnte Taschenbuch findet; doch vielleicht ist das mit Absicht geschehen. Auch die „Gigantomachie" ist eine Literatur-Komödie. Ihre Spitze richtet sich gegen die beiden Schlegel, besonders gegen Friedrich; sie sind als Zwillinge Alcyoneus und Pelorus eingeführt. Damit verknüpft sind Beider Bemühungen um die Gunst Goethe's (Encelada's) und

dessen Hinneigung zu der jungen Schule. Schiller wird als Ephialtes etwas zweideutig gezeichnet. Durch besonderen Geist zeichnet sich die Arbeit eben nicht aus; die Satire ist unklar, die Beziehungen oft verschwommen, das Ganze ein rasch hingeworfenes Tageserzeugniß ohne Schwung und Kraft.

Von Seite der Romantiker ist ausgegangen: „Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (Kölln, Peter Hammer, 1806).*) Merkel, ein Lette von Geburt, war Herausgeber des „Freimüthigen." Nicht verdienstlos als politischer Schriftsteller, hatte er das Unglück, durchaus als Aesthetiker gelten zu wollen. Dazu fehlte ihm nicht nur philosophische Bildung, sondern auch Geschmack. Seine „Briefe an ein Frauenzimmer," in welchen er sich über Verskunst und Dichtungen aussprach, waren so voll von schiefen Ansichten, ungerechten Urtheilen und Beweisen mangelnder Bildung, daß sie mit Recht Spott und Gegenwehr hervorrufen mussten. Merkel hatte seine Kritik übrigens nicht nur an Tieck und den Brüdern Schlegel, sondern selbst an Goethe und Schiller geübt. Daß er in Bezug auf die Gedichte der Schlegel nicht ganz im Unrecht war, daß er wenigstens erkannte, wie deren poetischer Inhalt meistens gleich Null war; daß er gegen die künstliche Nachahmung fremder Versformen zu Felde zog, war immerhin ein Verdienst, wenn es auch als solches von den Angegriffenen nicht anerkannt werden konnte. Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen war er gelegentlich mit einem Hiebe bedacht worden. Alle diese vereinzelten Schläge wurden nun im „Paradiesgärtlein" zu einer bildlichen Tracht kritischer Prügel vereinigt. Nach dem Stil der Vorrede zu schließen, scheint nur Wilhelm Schlegel die Herausgabe der Sammlung besorgt zu haben. Es ist eine stattliche Reihe von Namen: Jean Paul, Fichte, Klingemann, Goethe, Klopstock, Bernhardi u. A. Schlegel hat ein mit Tieck gemeinsam verfasstes Sonett beigesteuert, das kaum ein anderes Verdienst hat, als gut gebaut und grob zu sein, außerdem noch einige Kleinigkeiten, welche er pseudonym in der „Zeitung für die elegante Welt" veröffentlicht hatte. Am meisten Witz zeigt eine „Romanze" ohne Angabe des Autors („Noah der Deutsche" S. 77). Meister „Unfried Schnörkel" wird vorgeführt, wie er eben wieder kritisirt.

„Jean Paul ist toll und butterweich,
Arm an Verstand, an Thränen reich,
Sein Affe Lafontaine;
Die Clique fletscht die Zähne,
Auch Schillern fehlt es hier und da,
Selbst Goethe klimpert nur la — la.
Der Rest, ich kann's betheuern,
Heizt mit gemalten Feuern!

Und aus des Mannes Tintenfaß
Rann's unaufhörlich schwarz und naß.
Trotz Gottes Regenbogen
Erstickt in Well'n und Wogen
Durch allgemeine Sündenfluth
Er, Mann für Mann, die böse Brut,
Der Deutschen schöne Geister,
Gleich einem Hexenmeister.

Bei dem Schreiben aber enthüllt er wie Noah alle seine Blößen —

Doch ach, kein frommer Sohn erschien,
Von hinten her zu decken ihn.
Denn Alle, Alle machten
Es so wie Ham — sie lachten."

---

*) Von Haym übersehen.

Sinnig ist Klopstock's Epigramm „Das feine Ohr":

„Gleich dem thatenlosen Schüler der Ethik
Hörst Du in der Poetik
Gras wachsen; aber hörest nie
Den Lorbeer rauschen im Hain der Poesie."

Die beginnende Bewegung gegen Frankreich trug viel bei, die Aufmerksamkeit von dem Gezänke der Schriftsteller abzulenken und es allmälig verstummen zu machen. Die Nation hatte Besseres zu thun — es ist immer ein Zeichen von Erschlaffung, wenn das Publikum an literarischem Skandal Freude findet — und es waren andere Flugschriften, welche die Gemüther bewegten. Aber diese Erhebung hat nicht lange gedauert; unter dem Druck der Restauration und mehr noch seit 1820 wurde das geistige Leben zurückgedrängt; wohl pulste es innerlich zu Zeiten leidenschaftlich genug, aber die breiten Massen des Mittelstandes gaben sich der intellektuellen Trägheit hin oder beteten, falls sie sich zu den Freisinnigen bekannten, die Phrasen nach, welche von jenseits des Rheins herüberkamen. Was an bedeutsamen Broschüren und Streitschriften von 1813—1830 erschienen ist, gehört zum größten Theile dem politischen Gebiete an und verlangt eine selstständige Betrachtung.

Die matte Stimmung des 3. Jahrzehntes wird durch nichts treffender gekennzeichnet, als durch einen Theil — einen nicht kleinen — der Presse. Was sich etwa an freieren Gedanken regte, war rasch beseitigt, so konnte um so besser der Klatsch gedeihen. Die kleinen Beziehungen der Schauspielerinnen, Skandale auf den Brettern und in Ankleidezimmern und all der Kleinkram des „Künstlerlebens" spielte besonders in den großen Städten eine wichtige Rolle, und verschiedene Zeitungen lebten thatsächlich nur von diesem Abhub der Tagesneuigkeiten. Wenn man erfahren will, welch schaler Witz genügte, um seinem Verfasser Ruf zu verschaffen, so mag man die „Schnellpost" und den „Berliner Courier," das Morgenblatt für „Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Lokalität(!)" lesen, welche beide von M. G. Saphir herausgegeben worden sind. Das flache Wortspiel, dieser Schatten des wirklichen Witzes, schlich sich hauptsächlich durch ihn in die Berliner Journalistik ein. Anfangs hatten sich mehrere bedeutende Autoren für Saphir interessirt und an der „Schnellpost" (Jahrgang 1826) mitgearbeitet; je mehr aber die Charakterlosigkeit des Mannes offenbar wurde, desto mehr zogen sich die anständigen Menschen von ihm zurück. Nur der Lesepöbel blieb dem Harlekin getreu, der zuletzt jede Rücksicht aufgab und Alles mit seinem Witz beschmutzte. Erst 1828 trat man im „Berliner Conversationsblatte" (No. 78 und 79) gegen ihn von Seite der achtungswerthen Schriftsteller auf; die zwei Aufsätze, in würdigem Tone abgefasst, kamen dann als Flugschrift „M. G. Saphir und Berlin" (bei Cosmar und Krause) heraus. Sie waren, wenn ich nicht irre, von der Mittwochs-Gesellschaft, einem Schriftstellerverein, ausgegangen; im Namen „vieler Literaturfreunde" hatten sich Fouqué, Gubitz und Häring (Alexis) unterzeichnet, um der Abwehr „das Gehässige eines namenlosen Pamphlets" zu nehmen. Die Flugschrift enthält Wahrheiten, welche immer zur

Geltung gelangen, wo sich ähnliche Individuen, gestützt auf die Naturgabe des Witzes, eine Stellung in der Kritik anmaßen, wo sie das ehrlichste Streben dem Gelächter des Pöbels in Glacéhandschuhen preisgeben. An einer Stelle (S. 10) heißt es: „Die Tageskritik ist in die Hände Solcher gefallen, die nichts zu verlieren haben. Es giebt keine Waffen für diesen Streit, es giebt keine Kampfbahn, es giebt keine Gegner, die man treffen kann.

Wie dulden Berlins Literaten Jemand unter sich, dessen Kritik nur zu deutlich eine Tendenz verräth, welcher persönliche Ehre und Achtung unterliegen müssen; wie Jemanden, dessen Existenz darauf begründet ist, daß er immer neue Opfer finden muß — —?" Eine solche Kritik müsse dem Berliner Journalismus einen „unauslöschlichen Flecken" aufdrücken. — — Es giebt nichts Neues unter der Sonne; auch unsere Zeit kennt ähnliche Literaten, welche sich ehrlich bemühten, den schon etwas verblassten Flecken für die nächsten Jahrzehnte unauslöschlich zu machen. Es ist ihnen in unübertrefflicher Weise gelungen.

Mit der Verachtung aller vornehmeren Naturen beladen, verließ Saphir Berlin, veröffentlichte aber von Hamburg aus (Hoffmann u. Campe) in demselben Jahre eine Art von Vertheidigungsschrift: „Der eiserne Abschiedsbrief oder Abdications-Acte eines gepeinigten und gequälten Recensenten und Märtyrers der Wahrheit." Die Flugschrift entbehrte sogar des Wortwitzes. Jedenfalls versuchte der Verfasser sich als Opfer kleinlicher Ränke hinzustellen, wenn er auch dafür den Beweis schuldig geblieben ist. — Welche Nichtigkeiten damals die Berliner interessirten, kann der Streit beweisen, welcher sich zwischen verschiedenen Journalisten und dem „Professor der Magie" Habitt entspann; der Letztere griff schließlich auch zur Feder und ließ eine Streitschrift los „Habitt's aus Moskau Erklärung gegen sechs Journalisten." (Braunschweig, 1829).

Von literarischer Bedeutung sind von allen Schriften dieser Gattung nur vier: Platens aristophanische Lustspiele, gegen die Schicksalstragödie und gegen Immermann*); Hauff's parodistischer Roman: „Der Mann im Monde" (gegen Clauren) und Immermann's Streitschrift gegen Platen: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier." Eine literarische Tragödie. (Hamburg, bei Hoffmann u. Campe, 1829). Während Platen's und Hauff's Arbeiten noch gegenwärtig allgemein bekannt sind, ist die Broschüre Immermann's fast verschollen — nur der Titel schleppt sich durch die Literaturgeschichtswerke weiter. Ich darf deshalb die drei andern übergehen und wende mich ihr zu.

Eingeleitet wird die Schrift durch ein prosaisches Vorwort. Goethe habe zuerst die Nachbildung orientalischer Formen eingeführt. Nachahmer seien aufgestanden; manches ihrer Gedichte war werthvoll, aber in Vielen hat sich nur ein trivialer Gedanke hinter der „erotischen Behandlung" versteckt. Gegen die

---

*) Der Wiener Castelli hat gemeinsam mit A. Jeitteles auch eine Parodie gegen die Schicksalsdramen verfasst: „Der Schicksalsstrumpf." Sie ist witzlos.

Letzteren habe der Verfasser jene Epigramme veröffentlicht, die im zweiten Theile der „Reisebilder" von Heine abgedruckt worden seien.

Daran schließt Immermann eine Charakteristik Platens. Es kann zugegeben werden, daß er des Gegners Bedeutung zu sehr als nur formale hinstellt, aber viele Einwände sind unbestreitbar berechtigt. So besonders diejenigen, welche aus der vortrefflichen Kennzeichnung des Aristophanes hervorgehen. Der Grieche stand ganz und gar auf dem Boden von Hellas. Nicht nur hat sich seine Form aus dem hellenischen Geiste entfaltet, sondern auch der Inhalt. Dieser sei aber das treibende „Agens" der Komödie. Nicht die Nuditäten, nicht der Wechsel des Burlesken mit dem Erhabenen, nicht die schwierigen Versformen sind die Hauptsache, sondern der Patriotismus, die Begeisterung für das einstige große Athen gibt der Form ihre innere Einheit, der Frechheit ihr ideales Gegengewicht. Im Vergleich dazu erscheine nun „Die verhängnißvolle Gabel" als äußerliche Nachahmung, als das Ergebniß der nur „ästhetischen Stimmung." Die Formen seien schön, die Form aber fehle gänzlich „als consequenteste Darstellung harmonischer Einheit und eines inneren Lebensgesetzes." Die Epigramme in den „Reisebildern" hätten den Grafen in Harnisch gebracht und der „Romantische Oedipus" sei die Antwort gewesen. Für diesen biete er (Immermann) das Büchlein als Gegengeschenk.

Der eigentlich satirische Theil besteht aus 20 Sonetten und 2 Parabasen. Daß mancher Vorwurf ungerecht ist, begreift sich ebenso, wie dieselbe Erscheinung bei Platen selbst. Diese Naturen konnten sich nicht verstehen, und Heine's wahrhaft gemeine Angriffe auf Platen waren ganz dazu geschaffen, diesen noch mehr gegen Immermann aufzureizen. Ebenso konnte dieser, angegriffen in seinem Bewusstsein dem Zeitgenossen nicht gerecht werden. Den Beweis liefern diese Gedichte, von welchen zuerst zwei Sonetten hier Platz finden mögen.

Nutzen des Aergers. (III.)

„In der Begeisterung ist er zwar ein Gimpel,
Allein der Zorn macht ihn bisweilen witzig,
Dann kommt ihm was mitunter, scharf und spitzig.
Sein Nachen fährt dann mit dem buntern Wimpel.
Recht den Amphibien gleicht er, matt und simpel
Ruhn, falb und grau, sie unter Klippen ritzig,
Doch reizet man den Wurm und wird er hitzig,
Sträubt er sich farbenschillernd aus dem Tümpel.

Drum ist es Pflicht für jeden Patrioten,
Daß man, zu mehren der belles lettres Reich,
Hat man nichts Wicht'gres, das Amphibium necke;

Dann kriegt er was auf die sublimen Pfoten,
So treiben böse Säfte ihm allsogleich
Aufs matte Fell originelle Flecke.

Glänzendes Elend. (VIII.)

So glatt, so glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant;

Als Jüngling schon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geschnürt-antikisirlich!

So von Familie stets und reputirlich!
Mit der Begeist'rung wagestarkem Brand
So rythmischangst in ⏑ und — gebannt,
In Zoten selbst so erudirt und zierlich!

Doch in den Versen, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greise Weise,
Und die Doublett-Gedanken, ach! die matten!

Ich denk': Der Bettler bleibt der Don vom Heller,
Wenn er auch ißt die magre Bettelspeise
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Am stärksten tritt die Ungerechtigkeit in der ersten Parabase (XXI) hervor, obwohl auch hier ein Atom von Wahrheit dem Grolle beigemischt erscheint. Der „Schlüssel der Größe" der Griechen sei das gewesen, daß sie „Griechen waren griechischer Zeit."

Willst du deutscher Dichter heißen, hauche deutsche Kunst und Luft!
Oder lockt dich das Verweste, pack' zum Aas dich in die Gruft!
Sich dem Werdenden verbinden, der Bewegung sich vermählen,
Das, Du Petrefact des Pfauen, können nur die frischen Seelen.
Du mit Don Ranudos Titeln, aus der Zeit, die längst zum Schluß,
Bist Mylord von Nullibingen und Poet in Partibus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sporne dein geschultes Rößlein, tummle den formellen Gaul!
Groß empfinden soll der Dichter. Was ist groß an dir? — das Maul.

In der zweiten Parabase vergleicht Immermann sich mit einem grünen deutschen Baum, Platen mit einer Blattlaus, welche an den Rissen der höckerigen Rinde spaziere und nun sich ein Urtheil über den Baum anmaße, dessen jüngste Blüthe schelmisch-munter auf das Thierchen niederblickt. — Groll verblendet; aber Immermann hat sich wenigstens an den Schriftsteller gehalten, während Heine bekanntlich den Menschen in den Schmutz gezerrt hat.

Eine Zeit literarischer Kämpfe brach mit dem Auftreten jener Schriftsteller hervor, welche der lebendig-todte Bundestag durch seine bekannte Verfügung zu einer Schule zusammengekoppelt hat, mit dem „jungen Deutschland". Der Begriff ist zu eng und zu weit; das erstere, wenn man ihn auf die wenigen Autoren bezieht, welche gewöhnlich darunter gefasst werden, zu weit, weil er in jener Zeit neben der literarischen noch eine andere Bedeutung hatte; „junges Deutschland" nannte sich auch eine Art von Arbeiterbund, dessen Hauptsitz die Schweiz war, der aber bei uns keine festen Wurzeln fassen konnte. 1836 versuchte die Vereinigung jenen Ausbruch kindischer Wuth im Steinhölzli bei Bern (1836), der die Ausweisung der Führer nach sich zog.

Die Bewegung der literarischen Jungdeutschen, obwohl zum Theil in die romantische Epoche zurückreichend, ist vom rein ästhetischen Standpunkte kaum darstellbar. Der Kunstzweck wird nunmehr zurückgedrängt, und alle Tendenzen der Zeit, auf politischem, philosophischem, socialem und sittlichem Gebiete spielen in

diese „Bewegungsliteratur" mit hinein. Wir finden in allen Kulturstaaten ähnliche Erscheinungen, wie es unsere Jungdeutschen sind, in Frankreich, Spanien, Rußland u. s. w., aber nirgendwo sind die Charaktere so verwickelt wie bei uns, weil sich in Deutschland nicht nur alle fremden Gedanken zu einem wahren Hexensabbath vereinigen, sondern weil auch nirgendwo die Wissenschaft und die Kritik eine solche Rolle gespielt hat, wie bei uns. Die deutsche Literatur kennt keine Epoche, deren Darstellung dem Geschichtsschreiber eine so schwierige Aufgabe böte, wie die des „jungen Deutschland" und keine, deren Schilderung trotz des Mangels an Meisterwerken so viel Lehrreiches in sich enthielte. Viele Krankheiten unserer Zeit haben hier ihre Wurzeln — es ist deshalb umsomehr zu bedauern, daß die Forscher der Lösung dieses Problems so beharrlich aus dem Weg gehen.

Es ist im hohen Grade fesselnd zu verfolgen, wie jene Gedanken zu uns fließen, welche den Einschlag im jungdeutschen Gewebe bilden. Ich kann hier nur auf eins hinweisen: auf die Einwirkung der Ideen des St. Simon. Ende des dritten Jahrzehnts tauchten die ersten Kritiken über den Reformer in deutschen Blättern auf, so im Decemberheft 1829 der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", dann in den „Ergänzungsblättern der Allg. Literaturzeitg." (1831, März) in der „Allg. Jenaer Literaturzeitg." (1832, Nr. 145 u. 146) u. s. w. Zugleich wird das System von Bretschneider, Schiebler und Andern in eigenen Werken abgehandelt. Durch diese Vermittlung gelangen Gedanken St. Simons, zum Theil schon in der Umprägung, welche Enfantin und Rodriguez ihnen gegeben haben, in die nicht wissenschaftliche Journalistik und tauchen in Zeitschriften, wie im „Komet", „Planet", in den „Neuen Zeitschwingen", dann vorsichtig umgeschrieben in Lewald-Laubes „Europa", im „Phönix" auf. Sie konnten um so mehr Wurzel fassen, als gerade in einem Punkte, in den Gedanken über die Stellung des weiblichen Geschlechtes schon die Frühromantik in Fortsetzung vereinzelter Stimmungen der Sturmzeit vorgearbeitet hatte. Die erwähnten „Fragmente" im Athenäum, vorher die „Lucinde" und die sich an dieselbe schließenden Flugschriften von Schleiermacher und mehreren Anderen hatten ja schon Gedanken vertreten, an welche sich „die Emancipation des Fleisches" anknüpfen ließ; ja die Lebenspraxis der romantischen berliner Kreise war schon am Anfang des Jahrhunderts in der Verwirklichung derselben ziemlich weit gegangen. Die vereinzelten Keime mussten sich in der geistigen Luft vermehren, welche die Vorkämpfer der Bewegungsliteratur einathmeten und wir finden denn auch wirklich in den Jugendwerken von Laube, Kühne, Mundt, Gutzkow das Bestreben, die giltigen Sittenanschauungen umzustoßen. Aber das ist nur ein Faden des Gewebes — in Deutschland wurden andre gesponnen: die Hegelische Philosophie mit ihrem Hang zur wirklichkeitabgewandten Abstraktion; die Kritik der Religionen, besonders der religiösen christlichen Grundbücher, welche von der Tübinger Schule ausgehend, zum „Leben Jesu" führte; die negirende Philosophie Feuerbachs, welcher schon in der kleinen Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" sich von den theologischen Anschauungen ganz losgesagt hatte. Gedenkt man noch dazu der politischen Stimmungen nach 1830,

des Einflusses, den die verneinenden Geister Börne's und Heine's ausübten, so ist die Stimmung angedeutet, aus welcher die „neue Literatur" hervorgegangen ist.

Daß heftige kritische Kämpfe entbrennen mussten, lag in der Natur der angegriffenen wie der angreifenden Gedanken; dieselben konnten auf nur ästhetischem Gebiete nicht ausgefochten werden, weil sie jede Sphäre des Lebens, die Einrichtungen der Gesellschaft, weil sie Staat, Religion und Ehe, weil sie das nach Entfaltung drängende nationale Bewusstsein berührten. Daraus erklärt sich die Unzahl von Aufsätzen für und gegen die ersten Werke der Jungdeutschen,*) daraus der Brochürenstreit, welcher sich vornehmlich an „Wally, die Zweiflerin" geknüpft hat, aber bald alle Strebungen der Jungdeutschen umfasste.

Die politischen und sittlichen Emanzipationsgelüste hatte schon 1833 Laube im ersten Bande seines „Jungen Europa" („Die Dichter") in einer Schroffheit hingestellt, die kaum mehr zu überbieten war. Dieser Theil hat trotz der Uebertreibung und nüchtern-phantastischen Verzerrung den Werth einer kulturgeschichtlichen Urkunde. Am stärksten tritt der Gedanke der „Freilassung des Fleisches" hervor. Die ganze sittliche Schlaffheit der Epoche zeigt sich in den Helden, welche die ganze Welt auf den Kopf stellen möchten, aber es zu Thaten nur im Boudoir bringen. Die Liebe erscheint hier als nicht anderes, wie als fleischliche Vermischung; der Verkehr der Geschlechter ist beschränkt auf die nur physiologischen Wechselbeziehungen, welche zum Theil mit ästhetischen Phrasen verbrämt werden — die überall zu kurz sind. Die Ehe wird als Hinderniß der Liebe geschildert, die Liebe selbst als Genuß erklärt. Der kecke Ton, in welchem die Halbmänner des Romans ihre Anschauungen vortragen, die sinnliche, lüsterne Ausmalung verschiedener Liebesscenen konnte selbst freier denkende Leser abstoßen, musste aber alle verletzen, welche die Institution als den Eckpfeiler des socialen Baues vor jeder Unterwühlung sichern wollten. Aber doch sollte sich der Ausbruch des schärfsten Kampfes erst an das genannte Werk Gutzkows, an die „Wally" anschließen. Wolfgang Menzel, der einflußreiche Herausgeber des Cottaischen „Literaturblattes," der seit Erscheinen der „Reisebilder" Heine's die Werke der jungen Schriftsteller noch immer mit einem gewissen Wohlwollen beurtheilt, und Gutzkows „Briefe", wie „Maha-Guru" sogar besonders hervorgehoben hatte, war zuerst in persönlichen dann in literarischen Gegensatz zu dem letzteren gerathen, und wandte sich von der jungen Literatur allmälig ab. Nicht ganz mit Unrecht: er fühlte, daß mit ihr der fränzösische Einfluß stieg; daß die Anpreisung der freien Liebe, die Angriffe auf die Religion im Allgemeinen, und auf das nationale Gefühl eine große Gefahr werden konnten. Damit verbanden sich auch weniger reine Motive, und es kam zu jener Besprechung der „Wally", welche in einer förmlichen Denunciation Gutzkows und der übrigen Mitglieder der sogenannten „Schule" gipfelte.

„Wally" war ein durchaus unreifes Erzeugniß, wie der Verfasser späterhin selbst zugegeben hat. Sinnlich in einzelnen Scenen, war der Roman im Grund-

*) Laube. „Das neue Jährhundert" (1832—33). „Das junge Europa" (1833—37). Gutzkow, „Briefe eines Narren an eine Närrin" (1832). „Maha-Guru" (1833). „Wally, die Zweiflerin" (1835). Mundt, „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen."

gedanken durchaus nicht unsittlich, höchstens gefährlich für solche Naturen, welche an der gleichen Krankheit litten, die Gutzkow in „Wally“ und in „Cäsar“ zu schildern versucht hatte.

Von etwa Mitte 1835 entbrannte der Kampf der Streitschriften und zog sich bis ungefähr Ende 1837 hin; von da an traten die Brochüren immer seltener auf. Mir sind zweiundzwanzig derartige Flugschriften aus der Zeit bis 1838 bekannt; es mögen aber wohl noch mehr erschienen sein.

Zu denjenigen, welche den meisten Lärm verursachten, gehört die Einleitung, mit welcher Gutzkow den Neudruck von Schleiermachers „Vertrauten Briefen über die Lucinde“ begleitet hat. (Stuttgart, Christ. Hausmann 1835.) Es sind im Ganzen 35 Seiten, auf welchen der junge Autor seine mehr als freie Auffassung von Ehe und Liebe entwickelte. Man kann an vielen Stellen die Fäden verfolgen, welche die jungdeutsche Doktrin mit der romantischen verknüpfen.

Auch bei Gutzkow taucht jener schillernde Begriff von der „Genialität der Liebe“ auf, jene Verquickung des Sinnlichen und Aesthetischen, nur etwas mehr mit philosophischen Fetzen verbrämt. Nach der Einleitung der Vorrede, die sich mit Schleiermacher und den jüngeren Theologen beschäftigt, und gegen die letzteren polemisirt, geht Gutzkow zu dem eigentlichen Stoffe über.

> „Die Liebe ist kein großer Cultus mehr, Hymens Fackel ist der einheizende Ofen der Familienstube geworden, und Amor ist nicht mehr blind sondern blödsichtig. — — — Ich glaube an die Reformation der Liebe wie an jede sociale Frage unseres Jahrhunderts.“

Schon einmal habe sich in der sentimentalen Epoche eine Umformung der Liebe eingeleitet, jetzt geschehe es durch die Emancipationsfrage. Das Lächerliche derselben werde sich verflüchtigen, die „Genialität der Liebe“ werde bleiben. Man habe es so ganz verlernt, zu lieben.

> „— es ist so viel unnütze Unschuld verbreitet worden, daß alle heirathsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind.*)

In der sentimentalen Epoche webte um den Verkehr der Liebenden eine poetische Stimmung, welche selbst dem Kleinsten Werth verlieh; jetzt sind Männer und Weiber prosaisch durch und durch. Das Unglück bestehe vornehmlich darin, daß die Frauen hinter den Männern so weit zurückgeblieben seien. (Auch das ist im erwähnten Fragmente des „Athenäums“ ausgesprochen.)

> „Es giebt keine heiße Liebe mehr, als da, wo sie öffentlich ist. Unsre Generation der Männer ist sinnlich und idealisch, deshalb sollte die Liebe der Weiber spirituell sein (!?) Sie ist es nicht; sie sind nicht so wie wir. — Ich wüßte ein Mittel, das hier zauberhaft wirken könnte: zwingt Eure Geliebte, sich in männlichen Kleidern zu tragen.“

Dadurch lernten die Frauen, was dazu gehört, einen Mann glücklich zu machen (?) — Nun geht Gutzkow zur „Lucinde“ über.

*) Siehe „Fragmente“ im Athenäum (II. 2) S. 10. „Die Frauen müssen wohl prüde bleiben u. s. w.“

„Dies meisterhafte Buch wollte das Fleisch mit dem Geiste der Liebe versöhnen. Hier ist von keiner Raffinerie die Rede.“

In einer den Thatsachen wenig entsprechenden Weise schildert er die Bedeutung des Werkes, die Verhältnisse, aus welchen es hervorgegangen sei, die Auffassung, welche Schleiermacher sich über das Buch zurechtgelegt hatte. Hier kommt eine Stelle vor, die sich als Motto für Gutzkow und die ganze jungdeutsche Strömung gebrauchen ließe: „Schl.'s Enthusiasmus litt überall an der Paralyse des Verstandes.“ Daran schließt sich jene Schilderung der ersten Liebe, welche mit Recht heftige Angriffe erlitt. So wie dieselbe aufgefasst werde, sei sie nur schädlich — da sie stets unvollständig bleibe und weder viel zu nehmen wagt, noch viel zu geben weiß. Daraus ergeben sich Forderungen, welche, in Wirklichkeit übersetzt, jede Sittlichkeit untergraben müssten („Der einzige Priester, der die Herzen traut, sei ein entzückender Augenblick u. s. w.“), und Andre, die aus der Liebe einen Gegenstand wissenschaftlicher Ueberlegung machen. („Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiligt Euren Willen dadurch, daß Ihr ihn frei macht zur freien Wahl!“) Am Schluß betont Gutzkow, der Roman müsste diese Stoffe oder Grundsätze zur Anschauung bringen. Und nun wendet sich der Verfasser an die „Vikare des Himmels,“ die ihm die Kirchenthüren verschließen und Sakramente verweigern mögen, und fährt, zu seiner anwesend gedachten Geliebten gewendet, fort:

„Auch zur Ehe bedarf ich euer nicht, nicht wahr, Rosalie?
Wo ist Franz?
Komm, Du holder Junge, den sie nur heimlich getauft haben.
Sprich, wer ist Gott?
Du weißt es nicht, unschuldiger Atheist! philosophisches Kind!
Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewusst, sie würde glücklicher sein!“

Das ist der Schluß. Wir finden hier klar erkennbar die romantische Sittendoktrin neben der neufranzösischen. Ein Schritt weiter und man war bei jenem Gesellschaftsideal angelangt, welches ein Mitglied der „Familie“ Enfantins im Januarheft des „Globe“ schildert: „Man sähe Männer und Frauen, vereint in einer ungenannten Liebe, welche weder Erkältung noch Eifersucht kennt; Männer und Frauen, *die sich Mehreren hingäben*, ohne je aufzuhören, einander anzugehören, deren Liebe im Gegentheil wie ein göttliches Gastmahl wäre, das an Pracht zunimmt, *je größer die Zahl und die Auswahl der Gäste*.“

Und Derselbe, der diese Worte geschrieben, konnte bei dem Proceß der St. Simonisten sagen, daß diese Theorie einfach zum *Gesetze* erhöbe, was man jetzt ohne Gesetz *thatsächlich ausübe*.

Die letzten Worte der Vorreden Gutzkow's enthielten in gewissem Sinne das Programm der „Wally“ — sie geht ja am Zweifel zu Grunde, aber Cäsar ist's, welcher ihr den Glauben raubt. Zur Darlegung dieser Moral, daß ein Weib durch Verlust des religiösen auch den sittlichen Halt verliert, waren verschiedene Schilderungen, wie die Sigune-Scene vollkommen überflüssig. — Wie in den Briefen Schleier-

machers, war auch in Gutzkow's Vorwort, in den ersten Romanen der Sand ein berechtigter Gedanke enthalten: Heiligung des Bundes zweier Menschen durch die Liebe: aber Gutzkow, damals noch durchaus unfertig, Revolutionär mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen, durchbrach die Schranken und täuschte sich und die Welt über die praktischen Folgen seiner Grundsätze; der schlecht verhehlte Atheismus wie die sittliche Freigeisterei sind mit kindischem Eifer zugespitzt, um zu verletzen.

Es waren nicht nur die „Hasen und Frau Basen," denen die jungen Schriftsteller den Mund allzu voll zu haben schienen; es waren nicht nur die Pfaffen und Reactionäre, die Heuchler und Mucker, nicht nur die Franzosenfresser und Teutonen, welche gegen die Richtung aufstanden. Mancher freisinnige aber reife Mann musste finden, daß in dieser ganzen „Bewegungs-Literatur," die von Börne und Heine beeinflusst war, eine Säure enthalten sei, welche Sittlichkeit, religiöse Empfindung, Liebe zum Vaterland zu zersetzen strebe.

L. Wienbarg, der bekanntlich den Namen „Junges Deutschland" erfunden hatte, wollte mit Gutzkow ein Blatt herausgeben, „Die deutsche Revue." Unter dem Titel „Menzel und die junge Literatur" veröffentlichte er das „Programm." (Mannheim, Löwenthal 1835). — Eigentlich stimmten Titel und Inhalt nicht überein, denn von den 26 Seiten umfassen 20 eine Polemik gegen Menzel und kaum 3 befassen sich mit dem Plan, der sehr unbestimmt gehalten ist*) und nur insofern eine entschiedene Haltung anzeigt, daß er ein Centralorgan für ganz Deutschland als Ziel bezeichnet und nicht nur die berühmten, sondern auch die werdenden Schriftsteller zur Theilnahme auffordert. Der Ton der Polemik gegen Menzel, wenn auch berechtigt durch die Verdrehung des Grundgedankens der „Wally" und die Denunciation derselben, welche Menzel's Kritik enthielt, regten natürlich die Gegner noch mehr auf. Am gröbsten war der Angriff eines gewissen Dr. Gustav Bacherer: „Die junge Literatur und der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Carl Gutzkow. (Stuttgart, Hallberger, 1835.") An Verdrehungen leistete diese Schrift noch mehr, als Menzel's Besprechung, denn sie geht so weit, daß der Cäsar des Romans ganz einfach als Doppelgänger seines Urhebers hingestellt wird; Wienbarg erhält die Rolle des Waldemar zugetheilt. Hier wird auch zuerst die Behauptung ausgesprochen, daß die Jungdeutschen sammt und sonders Juden seien und darin der Haß gegen das Christenthum seine Erklärung finde. Die Art, Cäsar als verkappten Gutzkow einzuführen, ist geradezu niederträchtig; was der unklare, gährende Autor diesem „wissensmatten, von Ironie zerfressenen" Helden in den Mund legt, um ihn als krank zu erweisen, wird perfide als Ueberzeugung Gutzkow's hingestellt. Aber leider hatte dieser durch seine Vorrede zu den „Vertrauten Briefen" den Gegnern eine scharfe Waffe in die Hand gespielt. Sowohl seine Anschauung von der Emancipation des Fleisches, als auch das Schlußwort waren ganz geeignet, mit der „Wally" in Verbindung gebracht zu werden. Und dann erhielten auch die hier geäußerten Ansichten über Religion und Christenthum eine persönliche Färbung.

---

*) Er hat später, 1838, auf den von Mundt begründeten „Freihafen" Einfluß geübt.

„Religion ist Verzweiflung am Weltzweck.“ „Jesus — — — fiel als Opfer seiner falschen Berechnung und innerlichen Unklarheit.“ „Es kam, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jesu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde“ u. s. w.

Es war nicht zu leugnen, daß unter den bestehenden Verhältnissen solche Ansichten, gleichviel, ob sie der Dichter theilte oder nicht, der Neigung zur Negation entgegenkamen und die Schwankenden beeinflussen konnten. Der Selbstmord Wally's konnte dagegen kein Gegengewicht bieten, um so weniger, als die Zerstörung dieses Charakters durch den Zweifel psychologisch nicht scharf genug entwickelt war.

Die ganze Streitfrage führte bekanntlich zu einem Proceß; Gutzkow wurde „wegen Aufreizung zur Unsittlichkeit“ angeklagt, aber davon freigesprochen.*) Der Brochürenkampf dauerte aber fort. Von München aus wurde die „Wally“ von Friedrich Rohmer (Schaden's „Gelehrtes München“ gibt keine Auskunft über den Verfasser) angegriffen: „An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere“ (Frankf. 1836); dann erschien „Das junge Deutschland und die moderne Literatur.“ Ein Postscriptum von einem Anhänger der alten Schule. (Leipzig, Böhme, 1836). Die zweite Flugschrift steht entschieden auf Seite Menzel's, ohne jedoch alle Jungdeutschen zu verwerfen. Einzelne Urtheile zeugen von Kenntniß, nur das über Gutzkow ist durchaus einseitig.

Am meisten bedeutend von sämmtlichen gegen die neue Schule veröffentlichten Flugschriften ist: „Votum über das junge Deutschland.“ (Stuttgart, Liesching, 1836) In würdigem, schlichtem Tone knüpft der ungenannte Verfasser zunächst an die Vorrede zu den „Vertrauten Briefen“ an und untersucht das Verhältniß zwischen Schleiermacher und der „Lucinde.“ Daran schließt er eine innerlich scharfe, aber in der Form gemäßigte Verurtheilung der Anschauungen Gutzkow's und dann eine männliche, ernste Zurückweisung des Vorwurfs, daß die Gegner der sich als neu geberdenden Gedanken unbedingt Philister und Reaktionäre sein müssen. Nachdem er die verneinenden Tendenzen des modernen Judenthums, ihr „desorganisirendes Talent“ gestreift hat, geht er dazu, darzulegen, was von der jungdeutschen Strömung für die Folgezeit zu erwarten sei. Die Vertreter derselben stellen sich als „Männer der Zukunft“ dar.

„Eine hohlere Phrase, als Anbetung der Zukunft wüßten wir nicht zu ersinnen, aber auch keine bezeichnendere für die Tendenz dieser neuen Schule. Wir wünschen und hoffen auch, wir streben und arbeiten, daß eine künftige Zeit Ersatz biete für Vieles, was die Gegenwart versagt — — aber dadurch wird der Zukunft am schlechtesten vorgearbeitet, daß man hochmüthig die Gegenwart verdammt und feindselig sie vergiftet.“

Dann geht der Verfasser auf die französischen Einflüsse über, welche sich in den Jungdeutschen offenbaren, auch in ihrem Cultus mit dem Begriff „Avenir.“

*) Das Urtheil in der Sache ist mitgetheilt „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1836, No. 167 und 168.

dieser ächt fränkischen „Apotheose eines Abstractums." Man wolle die Tendenzen Frankreichs in Deutschland einführen, welche schon in ihrem Mutterlande genug Schaden angerichtet hätten. Ein Beispiel liefere der Roman, welcher die Muse zur Schergin gemacht habe und durch den Schauer des Grausamen und Hässlichen das sittliche Empfinden vergifte und die Aufregung zum Bedürfniß mache. Doch mag diese Literatur in Frankreich Wirkung sein, in Deutschland müsste sie Ursache eines ähnlichen Geschmacks werden. Der Verfasser hoffe, bewiesen zu haben, daß ihm die Sache am Herzen liege:

> „Die Protestation deutscher Sitte und Gesinnung gegen Untergrabung und Verfälschung durch das junge Deutschland."

Schon das fünfte Jahrzehnt sollte zeigen, wie richtig die Befürchtung war; die überpfefferte Novellistik der Jungdeutschen hat einen Theil der Brücke gebildet, auf welcher der französische Sensationsroman zu uns den Einzug hielt.

Unter den Vertheidigungsschriften ragte besonders eine hervor: „Sendschreiben an Carl Gutzkow." Von einem Freunde der Wahrheit. (Mannheim, Hoffmann, 1836.) Verfasser derselben war der Kirchenrath Paulus in Heidelberg. Der Eingang (besonders S. 5 u. 6) weist die Uebertreibungen der Jungdeutschen zurück, und tadelt ernst die „jugendliche Ueberreizung." Dann aber wird die Frage untersucht, ob die Anklage Menzel's, „Wally" verführe zur Unzucht und Irreligiosität, berechtigt sei. Die Beweisführung schließt sich dem Gedankengange des Romans an und gelangt zu dem Ergebniß, daß der „Zusammenhang aller Theile" für den rechtlich Denkenden das Gegentheil bekunde.

> „Die Aufgab war, die Zweifelsucht der Falschgebildeten so reden zu lassen, daß ihre Fehlbegriffe, besonders die Uebertreibungen sich, wenn die Leser weder stumpf, noch böswillig voreingenommen sind, bald selbst destruiren müssen, bald auf Berichtigungen hinlenken konnten. — — „Wally" soll die vornehme Verziehung — — — mit ihren warnenden Folgen repräsentiren."

So stellte Paulus, und mit Recht, „Wally" als einen „Zeitcharakter" hin. Daß derselbe vorhanden war, beweist, wenn nichts Anderes, eine Thatsache: der Eindruck, den etwa ein Jahrzehnt später Feuerbach auf viele Angehörige des weiblichen Geschlechts gemacht hat, welche den Zweifel überwanden, und sich entschieden auf den Standpunkt des Atheismus gestellt haben.

Neben diesen eigentlichen Streitschriften standen noch andre kleinere Werke, die sich alle mehr oder weniger, freundlich oder feindlich mit dem „Jungen Deutschland" beschäftigten, so Alexander Jung's „Briefe über die neueste Literatur." (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1837), Oswald Marbach's „Der Zeitgeist und die moderne Literatur." (Leipzig, Hinrich's, 1838) u. s. w.

Die Epoche der politischen Lyrik war auch für Streitschriften günstig; ein Theil dieser Poesie ist an sich nichts mehr, als gereimte Polemik. Zerstreut in verschiedenen Sammlungen finden sich persönliche Ausfälle, selbstständig erschienene Angriffe sind jedoch selten. Die bekannte Angelegenheit Geibel's und Freiligrath's, welche von Friedrich Wilhelm IV. ein Ehrengehalt bekommen hatten, veranlasste

die Flugschrift „Georg Herwegh und die königlich-preußischen Hofpoeten.“ Von Victor Herrmann. (Schaffhausen, Brodtmann, 1843. 12 Seiten.) Sie enthält zwei Gedichte, das erste eine Lobpreisung Herwegh's und Beschimpfung der zwei genannten Dichter, das andre „Deihundert Thaler preuß'sch Courant,“ ein witzloses Spottlied.

Die Zeit hatte keine Zeit, sich um rein schriftstellerische Streitigkeiten zu bekümmern; man griff selten den Dichter, sondern nur den Mann einer bestimmten Partei an; besonders Herwegh ist wegen seiner Flucht nach dem ruhmlosen Kampfe vom 27. April 1848 der Gegenstand von heftigen Angriffen seitens der eigenen Gesinnungsgenossen wie der Gegner geworden. So erschien ein Flugblatt Ende Mai oder Anfangs Juni in Berlin, welches sich auf Herwegh's Gedicht mit dem Verse „Der Freiheit eine Gasse“ bezieht und die Flucht schildert:

„Und fort ging's über Stock und Stein,
Im Wagen lag der Blasse,
Der Postillon brach querfeldein
Der Feigheit eine Gasse.“

Auch im „Guckkastenlied vom großen Hecker“ wird der Freischaarenführer bedacht:

„Heiß fiel es dem Herwegh bei,
Daß der Hinweg besser sei.“

Von den satirischen Flugschriften seit 1848 ist nicht viel zu sagen, wenn auch deren Anzahl nicht gerade gering ist. So weit sie die eigentliche schöne Literatur berühren, erhoben sie sich nicht über das Mittelmaß, und meist ersetzte Grobheit den Witz. Man betrieb die Parodie handwerksmäßig, und kaum eine literarische Richtung, weder die Dorfgeschichte, noch die sentimentalen Epen in der Art von Redwitz, noch die Kraftdramen Hebbel's u. s. w. blieben verschont. Aber den Kämpfern war es nicht um Ideen, um Ueberzeugungen zu thun, sondern sie spielten nur mit ihrem Witz. Und das wurde immer mehr zum Kennzeichen dieser Art von Polemik: es galt nicht der Wahrheit, sondern dem Effekt, dem Erwerb!

Selbst in dem an sich ziemlich inhaltslosen Streite der Schweizer und Gottsched's lag auf beiden Seiten Ueberzeugung; für große Gedanken stritten Lessing, Goethe und Schiller in den „Xenien“, Ideen lagen den Fehden der Romantiker und der Jungdeutschen zu Grunde. Je mehr der materielle Geist sich der deutschen Schriftsteller bemächtigte, je mehr der Erfolg des Tages an Werth gewann, desto verwaschener wurden auch die Charaktere; in dem betäubenden Lärm, den die „Vertreter der öffentlichen Meinung“ in der Tagespresse machten, konnten nur kräftige Lungen bis zu dem sog. „Publikum“ dringen. Aufsehen um jeden Preis wurde die Parole. Hier liegt eine Ursache der Vergiftung von Urtheil und Polemik. Die andere aber war die sich stetig ausbreitende Pflege des Witzes. Niemand wird diesen an sich aus der Literatur verbannen wollen; wo er jedoch vornehmlich über den Erfolg entscheidet, wo er im Stande ist, sich widerrechtlich eine herrschende Stellung anzumaßen, welche nur dem positiven Gedanken gehört, dort kranken Kritik und Literatur. Der Witz lebt von der

Zerstörung; findet er kein wildes Fleisch mehr am socialen Körper, so zersetzt er das gesunde; der Witz lebt vom Spiel und spielt zuletzt mit Allem. Er zersetzt die Gesellschaft, er zersetzt die Charaktere, in welchen er lebendig ist, so wie Säuren das Glasgefäß angreifen. Dieser charakterlose, selbstsüchtige Witz hat in den kleinlichen literarischen Kämpfen der letzten zwanzig Jahre oft das Wort ergriffen und hat als frecher Harlekin den gebildeten Pöbel unterhalten. Was galten und gelten diesen echten Vertretern des modernsten Literaturgeistes ehrliches Streben und vornehm bescheidene Begabung, was ein dem Idealen zugewandtes Ringen, feuriger Drang nach Wahrheit? Was galten ihnen Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Religion? Weniger als nichts — denn der Kampf für diese bringt weder Geld noch erregt er Aufsehen; der Ernst ist ja langweilig, der Witz findet sicher Publikum. Und so seufzten alle unsre ehrlichen Schriftsteller fast zwei Jahrzehnte unter der Pritsche einiger witzigen „Genies." Und wenn dieselben würdige Männer beim Barte zupften, dann schrie Alles: „Wie amusant!" — und wenn sie kleine Uebersetzungsfehler entdeckten und Fliegenschmitze, dann tönte es im Chorus: „Wie geistreich!" — und wenn sie einen Spatzen getödtet hatten und ihm zu Ehren hundert Witzraketen abbrannten, dann hieß es: „Wie genial!" Kurz, es war wirklich einige Zeit sehr lustig auf dem Parnaß, besonders wenn zwei solche Hanswürste sich in die Haare geriethen; der Zulauf war groß, der Beifall groß, der Verdienst groß. Aber es scheinen trübe Zeiten zu kommen — und mancher der Harlekins hat schon daran gedacht, das Schellengewand mit einem ernsteren Kleide zu vertauschen. Aber — leider! — man wird nicht so schnell an den Ernst der Umwandlung glauben. Wir waren gewohnt, daß die Herren auf dem Kopfe gingen; sie machten es schon so hübsch und natürlich, daß sie uns jetzt auf den Sohlen gehend recht unwahr erscheinen. Sie sind mehrmals in Streitschriften angegriffen worden, deren Verfasser leider an der krankhaften Einbildung litten, daß sie auch Witz besäßen und diesen als Gegengift verwenden müßten — den sie nicht hatten. Ihrer berechtigten Empörung gegen Frivolität, gegen den Mangel an jeder inneren Ehre brachen sie selbst durch mißlungene oder matte Scherze die Spitze ab, und so gingen auch diese Streitschriften wirkungslos vorüber. — In der Zukunft werden sie dem Kulturgeschichtsschreiber nicht werthlos sein, sondern ihn lehren, daß selbst Viele der reineren Elemente unfähig waren, zu begreifen: es gibt gegen den hohlen und frechen Witz keine mächtigere Waffe, als unerschütterlichen Ernst.

Musikalische Aphorismen.

Aus dem Felde der Formenlehre, Aesthetik und Geschichte der Musik.

Von

Prof. Emil Naumann.

III.

In unsern Augen gibt es weder eine Vergangenheits- noch eine Zukunftsmusik. Ohne organische Entwickelung der Motive, ohne Einheit der Stimmung und ohne eine durchgebildete oder gesund gegliederte künstlerische Form giebt es

überhaupt kein Kunstwerk. Nur da, wo Inhalt und Form einander so völlig decken, daß beide eine höhere Einheit oder eine harmonische Verschmelzung von Idee und Durchführung darstellen, haben wir es mit Kunstwerken zu thun und solche werden, ob nun der Vergangenheit oder Gegenwart angehörend, stets das Gepräge der Classicität tragen. Ihnen allein gehört auch die Zukunft, und in diesem Sinne sind Beethovens C-moll-Symphonie, Mozarts Don Juan, Webers Freischütz, oder um Neuere zu nennen — Franz Schuberts und Robert Schumanns Lieder — wahre Zukunftsmusik. Arbeiten dagegen, die weder den göttlichen Funken in sich tragen, noch sich nach unabweisbaren, den Naturgesetzen verwandten Bedingungen, wie sie uns die künstlerische Form versinnlicht, entwickeln, sind immer nur das Product der Impotenz oder der subjectiven Willkür, die sich eben dadurch kennzeichnet, daß sie kein höheres und allgemein waltendes Gesetz über und außer sich anerkennt. —

Man kann an Berlioz', Liszts und Wagners Arbeiten schätzen, was darin geistreich, stimmungsvoll oder pikant ist, ohne sich deßhalb zu einer Nebeneinanderstellung der genannten Tondichter mit den Heroen der musikalischen Literatur fortreißen zu lassen. Wenn ist es jemals der Menge der Gebildeten eingefallen einen E. T. A. Hoffmann, Lenau, Heinse, Chamisso, Brentano, de la Motte Fouqué oder einen Achim von Arnim, Novalis, v. Eichendorff, Heine, Tieck, H. v. Kleist, Hebbel, (obwohl sämmtlich große Talente) mit einem Goethe, Schiller, Shakespeare zu vergleichen?! —

Der musikalische Name und Begriff der Suite in der Form, in welcher sie uns die Franzosen überlieferten, stammt etwa aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.*) Anfänglich ward darunter nur eine Sammlung oder Folge (Suite) von Tänzen, meist französischen Ursprungs, verstanden, daher Namen einzelner Sätze wie: Sarabande, Gavotte, Gigue, Courante u. s. w. Erst im 18. Jahrhundert erhielt die Suite ihre höchste und classische Bedeutung und zwar durch unsere großen Meister Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel. Wie der Altmeister Bach eine Reihe herrlicher Suiten für das Klavier schuf, deren formale Haupteigenthümlichkeit in einer, an den Ursprung der ganzen Gattung erinnernden, markirten Rhythmik besteht, sowie darin, daß allen einzelnen Nummern dieselbe Tonart und, ungeachtet der Anknüpfung an ehemalige Tanzformen, die strenge, polyphone Schreibweise Bach's eigen sind, so erweiterte er auch den Begriff der Suite, indem er sich zu ihrer höheren künstlerischen Gestaltung des großen Orchesters bediente. Eine schon beginnende Aehnlichkeit der Bach'schen Orchestersuiten, (namentlich derjenigen in D-dur, die das „Air" besitzt) mit der modernen Symphonie ist nicht zu läugnen. Es wäre überhaupt nicht

*) Der Name kommt mit am frühesten auf dem Titel einer Sammlung, bei Ballard im Jahre 1652 zu Paris erschienener dreistimmiger Stücke vor.

allzu schwer, in den Orchestersuiten Bach's in C-dur, H-moll und D-dur*) bereits die Typen des der Symphonie eigenthümlichen Allegros, Adagios, Scherzos oder Finales annähernd zu kennzeichnen. Nur daß in der Suite alles enger begrenzt, strenger durchgeführt und schärfer ausgeprägt in der Form, sowie in polyphoner Entwickelung, Modulation und Tonart sich darstellt, während die Symphonie in allen diesen Beziehungen sich in weiteren Grenzen und zugleich ungebundener und individueller entwickelt. Mit Haydn, dem eigentlichen Vater der modernen Symphonie, trat diese neue Kunstform so sehr in den Vordergrund, daß die Suite für Orchester, der wir auch bei Bernhard Bach, dem Vetter des großen Sebastian, noch begegnen, bald ganz verschwand. In neuerer Zeit jedoch ließ sie Franz Lachner in ein paar geistvollen Versuchen wieder aufleben.

Mit zu dem Besten, was wir den „Zukunftsmusikern" verdanken, gehört, daß sie das bloße musikalische Schulspezimen, bekannt unter dem Namen: „Kapellmeistermusik", außer Kredit setzten.

Der Cultus Sebastian Bachs ist seit den letzten zehn Jahren auch in Wien in beständigem Steigen begriffen. Eine solche Feier des durch und durch protestantischen Tondichters in der Hauptstadt des katholischen Oesterreichs will noch viel mehr sagen, als die Huldigungen, die ihm das evangelische Norddeutschland darbringt. Man bilde sich nicht ein, daß die sublimsten Werke der Kunst frei von aller, aus der Zeit und der Localität, der sie angehören, hervorgehenden Tendenz seien. Ebensowenig wie in der bildenden Kunst sind sie das in der Musik. Wie sich Palestrina oder Gabrieli einem nur einigermaßen gebildeten musikalischen Gefühl sofort als die katholischen Meister des Kirchengesanges offenbaren werden, so sind Händel und vor allen Bach, (namentlich wenn wir bei diesem die Missa in H-moll und das Magnificat ausnehmen) in jedem ihrer kirchlichen Werke vom Scheitel bis zur Sohle Protestanten. Sie sollten dieselbe begeisterte Reformation im Gebiete einer evangelisch geistlichen Musik durchführen, die Martin Luther vor ihnen in der Kirche bewerkstelligte. Wie es in Bezug hierauf auch äußerlich bedeutsam ist, daß die italienischen Meister sich ausschließlich der durch die Kirche sanctionirten lateinischen Texte bedienten, während Bach sich hauptsächlich an das deutsche Bibelwort der Lutherischen Uebersetzung eng anschloß, so ist es noch viel tiefer bezeichnend, daß bei Sebastian Bach Christus der Mittelpunkt seiner ganzen künstlerischen Versenkung und Darstellung bleibt, ja daß er ihm, mit der ganzen Subjectivität, die der Protestantismus erst in das religiöse Bewusstsein einführte, wie einem Freunde, wenn auch einem hocherhabenen Freunde und unerreichbarem Vorbilde, traulich und menschlich liebend sich naht. Den Tonsetzern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts dagegen blieb der Erlöser der unnahbare, richtende, von allem Menschlichen durch eine Kluft getrennte Gott, den sie, von Schauern priesterlicher Andacht erfüllt, besingen.

---

*) Die letztere Tonart ist unter den vier Orchestersuiten Bach's doppelt vertreten.

Liszt, der schon früher in einer Beziehung zu dem Orden der Franziskaner gestanden, empfing bekanntlich im Jahre 1865 zu Rom die priesterlichen Weihen. Kurz vorher trat er zum Besten katholisch-kirchlicher Zwecke und des Peterspfennigs auf, wobei der Papst und die ganze katholische Aristokratie Roms, darunter die daselbst anwesenden Fremden, vor allen die Damen, zugegen waren. Das ganze Ereigniß erscheint so sehr als ein Anachronismus und hat, bei den seltenen Eigenschaften Liszts als Künstler und Mensch, eine so merkwürdige psychologische Bedeutung, daß es wohl einzig in seiner Art in der modernen Kunstgeschichte genannt werden darf. Ein eclatanteres Beispiel dafür, daß jene Schule der fanatischen Neuromantiker und himmelstürmenden Hypergenialen, die sich seit dem Ende der classischen Epoche in unserer schönen Literatur und Tonkunst mit so viel Ostentation vordrängt, innerlich überreizt ist, kann kaum gedacht werden. Nachdem sie alle Phasen eines auf die Spitze getriebenen Subjectivismus durchlaufen, setzt sie demselben schließlich dadurch die Krone auf, daß sie, der Strömung eines ganzen Zeitalters entgegen, zur Asketik des Mittelalters zurückkehrt, nur weil es ihrem individuellen Empfinden so am meisten behagt. Selbst bei dem genialen Richard Wagner, dem hervorragendsten Talente der jungdeutschen Romantik in der Tonkunst, gewahren wir jene Vorliebe für mittelalterliche Traditionen, nur daß sie bei ihm sich mehr jenen mystischen Sagenkreisen zuneigt, welche das Germanenthum in seiner Verbindung mit christlichen Elementen und um die Zeit der Minnesänger im europäischen Kulturleben hervorrief. Was Liszt am gesteigertsten vollbringt, indem er seine ganze Person für seine fanatisch schwärmerische Ueberzeugung einsetzt, sehen wir in ähnlicher Weise Wagner auf dem Felde künstlerischen Schaffens vollführen und dabei häufig nicht minder einseitig und extrem werden; besonders in denjenigen seiner Schöpfungen, in welchen er seinem vorgefassten Principe die künstlerische Erfahrung von Jahrhunderten, alle Kunstform, ja endlich sogar alle Melodie, Polyphonie und Rhythmik aufopfert.

Verdi und Offenbach haben das zweifelhafte Verdienst, die ungesunde carrikirte Tragik des französischen Lorettenthums, so wie Ton und Frivolität der Pariser Cafés chantants in die Musik eingeführt zu haben.*) Die „schöne Helena" des letzteren und die Traviata des Erstgenannten scheinen uns in dieser Beziehung der Gipfel des Erreichbaren. Was insbesondere Verdi's Traviata betrifft, so halten wir sie für eins der bedenklichsten Zeichen der Geschmacksrichtung unserer Zeit. Wir gehören nicht zu den Leuten, welche den Stoff und die Situationen des Don Juan unmoralisch, die des Figaro oder Tannhäuser schlüpfrig finden und deshalb anders oder gemildert wünschen; eben so wenig, als wir eine Venus von Tizian, oder die medicäische bekleidet sehen möchten. Aber die Gemeinschaft der

*) Es sei hier bemerkt, daß die obige Aphorisme, soweit sie sich auf Verdi bezieht, aus einer Zeit stammt, in der uns der Meister weder schon mit seinem Requiem, noch mit seiner Oper Aida, beschenkt hatte: beides Werke, wohlgeeignet, einen höheren Begriff von der fortschreitenden Entwickelung, der tondichterischen Anlage und dem formalen und technisch-musikalischen Können dieses größten Talentes des musikalischen Italiens der Gegenwart zu gewähren.

Pariser Lorettenthums zu verherrlichen, eine femme entretenue zur Heldin eines Romans oder eines Dramas zu machen, halten wir entschieden für unwürdig. Möge sie immerhin als „Magdalena" hingestellt werden, sie ist nicht die reuige, büßende, die ein Leben voll Entbehrung und Entsagung zu tragen vermag, oder die Sünderin, die den Muth hat, ihren Sünden und Leiden durch einen raschen Tod ein Ende zu machen, sondern die Pariser Lorette, die den Tod zwar auch sucht, aber auf Opernbällen, im Champagner, in parties fines. Ob ein solches Geschöpf werth ist, der Mittelpunkt eines Kunstwerkes zu werden, ist wohl nicht erst zu erörtern. Wir warfen das Buch von Dumas halb gelesen bei Seite. Nur die größte Kunst französischer Schauspieler und die Eleganz der Sprache und des Dialogs, vermochten uns, einer Darstellung der Dame aux camélias bis zu Ende beizuwohnen; mit Indignation aber erfüllte es uns, diese Frivolitäten von einem so bedeutenden Talente wie Verdi ernsthaft genommen und zur musikalischen Tragödie zugestutzt zu sehen.

Es ist höchst bemerkenswerth, wie sehr es Richard Wagner in seinen musikalischen Dramen Tannhäuser, Lohengrin, Meistersinger, Tristan und Isolde gelingt, den entweder stellenweisen oder völligen Mangel jener künstlerischen Einheit, welche nur eine entwickelte und in sich geschlossene Kunstform einem Kunstwerke zu verleihen vermag, zu verhüllen; und zwar durch eine so weit gesteigerte Einheit der poetisch-musikalischen Stimmung, daß sie uns die fehlende formale Einheit fast ersetzt! Das christlich-germanische Element, wie es im Lohengrin und Tannhäuser, das romantisch-zauberhafte, wie es in Tristan und Isolde vorwalten, sind mit so viel innerer Wärme, Ueberzeugung und Energie festgehalten, daß wir die subjective Willkür, mit der der Componist über Töne und Tongesetze schaltet und sich meist auch über ein organisches Werden zu in sich abgeschlossenen Kunstgebilden hinwegsetzt, im ersten Momente kaum empfinden. Und dennoch ist hier nur ein Halbes erreicht. Erst dort, wo sich, mit einer so hoch gesteigerten Einheit der Stimmung, Einheit des Styls verbindet, welche letztere immer nur die Folge eines, nach innerlich bindenden Gesetzen mit Nothwendigkeit entwickelten und gegliederten Kunstorganismus ist, haben wir es mit dem alle Zeiten überdauernden classischen Kunstwerk zu thun. — Jedenfalls aber gibt es keinen schlagenderen Beweis für die Größe des Talentes Wagners, als daß es demselben, trotz der erwähnten Mängel, gelingt, uns in seine Stimmungskreise zu bannen und mit sich fortzureißen. Die vielen, weniger begabten Nachahmer des Meisters haben bis jetzt auf dieser von jenem betretenen Bahn sämmtlich Fiasco gemacht. —

Im 15. und 16. Jahrhundert begannen bekanntlich classische Einflüsse in ausgebreiteterer Weise als bisher auf das christliche Europa einzuwirken, das bis dahin denselben fast nur in den Bibliotheken seiner Klöster oder durch Vermittelung seiner Scholastiker und Historiographen zugänglich geblieben war. Diese Einwirkungen bemerken wir, aus leicht erklärlichen Gründen, zunächst und am stärksten in Italien, dann erst bei Spaniern und Franzosen, während wir Deutschen,

in so volksthümlicher Weise wie jene anderen Nationen, erst weit später davon erfasst wurden. Eigenthümlich ist es nun, daß man, trotz der damaligen Begeisterung für das Alterthum, die sich in Florenz während des 16. Jahrhunderts sogar bis zu öffentlichen Aufzügen steigerte: Bacchus oder Artemis mit ihrem Gefolge, Apollon mit den Musen u. s. w. darstellend, doch den Romanen nicht nachrühmen kann, daß sie die Erhabenheit und Einfalt des classischen Alterthums je ohne subjectiven oder von ihrem Zeitalter gefärbten Beigeschmack aufgefasst und begriffen hätten. Sie liebäugelten und spielten mehr damit, als daß es ihnen gelungen wäre, bis zum innersten Kerne classischer Kultur durchzudringen. Alles aber nur halb Erfasste führt zu Irrthümern, und so begegnen wir denn auch einer Reihe von Verirrungen in Folge jener oberflächlichen Auffassung antiker Kultur, die in Leben und Weltanschauung, vorzüglich aber in der Kunst, zur Erscheinung gelangten. Wir brauchen wohl kaum erst an die Zeit der Renaissance zu erinnern, die, bei aller kunstgeschichtlich hohen Bedeutung und den durch sie hervorgerufenen neuen Stylformen, in ihrem tiefsten Grunde doch auf einer unwahren Voraussetzung beruhte. Sie machte sich ebenfalls zuerst in Italien, und zwar nicht nur in Architektur, Plastik und Poesie, sondern, wie wir gleich sehen werden, auch in der Tonkunst geltend, um endlich in Frankreich in das Rococo-Zeitalter zu verlaufen. Können wir doch selbst die griechischen Helden und Heldinnen der classisch sein sollenden Tragödien eines Corneille und Racine, die einander „Madame" und „Monsieur" betiteln und völlig in dem an Puder und Zopf mahnenden ceremoniellen Styl des 17. Jahrhunderts verkehren, unmöglich als der Antike nahe stehende Kunsterscheinungen bezeichnen. Dennoch sollten gerade die Dramen der beiden genannten französischen Dichter die wenn auch nur mittelbare Veranlassung eines tieferen Erfassens griechischen Alterthums durch die Deutschen, und zwar zuerst durch Gluck werden.

Doch ehe wir hiervon reden können, müssen wir noch einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Oper thun. — Sehr merkwürdig ist es nämlich, daß auch die Oper ihren ersten Ursprung jener im 14. und 15. Jahrhundert beginnenden italienischen Schwärmerei für alles Antike verdankt, in Folge deren sich im Jahre 1580 in Florenz, im Hause des Grafen Bardi, ein Verein von Künstlern und Kunstfreunden „zur Wiederbelebung altgriechischer musikalischer Declamation in den Dramen" aufthat. Das erste Resultat der Anstrengungen der demselben angehörenden Enthusiasten war das Entstehen eines lyrischen Drama, „Dafne", der demnach ältesten aller Opern, die 1594 in Florenz aufgeführt ward. Ihr folgte im Jahre 1600 die erste tragische Oper, Eurydice von Peri und Rinuccini. Die Gesänge dieser, wie aller damaligen Opern, bestanden nur aus Recitativen, die in trockenster, monotonster Weise declamirt und dabei abwechselnd vom Clavier, von kleinen Orgeln, Harfen, Guitarren, Violen, Pfeifen, Hörnern und Trompeten unterbrochen oder begleitet wurden, eine Musik, von deren grotesker Wirkung wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. — Sehr bald auch verließ der gesunde musikalische Sinn der späteren italienischen Tonsetzer jenes, einem bloßen Principe zu Liebe durchgeführte Secco-Recitativ, durch das man

griechisch zu sein geglaubt hatte, und benutzte die durch die Oper gewonnene neue Gattung zu natürlicheren musikalischen Gestaltungen, hierbei freilich, da man ausschließlich sinnlich melodischem Wohlklange zu huldigen anfing, in das entgegengesetzte Extrem gerathend. Nur in Frankreich hielt man an dem alten Prinzipe fest, und ein Rameau und Lully beherrschten noch das französische Publikum, als Gluck mit seinen Reform-Opern auftrat, in denen er in Wahrheit verwirklichte, was die Florentiner nahezu zwei Jahrhunderte vor ihm vergeblich versucht und erstrebt: die musikalische Wiederdichtung der antiken Tragödie. — Hier nun trat jene mittelbare Wirkung Corneille's und Racine's ein, die wir oben berührten. Die unumschriebenen Tragödien der Alten waren Gluck unzugänglich, da er nicht griechisch verstand. Wie empfänglich musste er demnach für die Tiefe und Herrlichkeit griechischer Poesie sein, da er sie selbst im französischen Reifrock und aufgeputzt mit Schminke und Schönheitspflästerchen noch in einer Weise zu ahnen und zu fühlen vermochte, die sein ganzes Wesen und künstlerisches Schaffen völlig umzuwandeln im Stande war. Denn eben seine Bekanntschaft mit den Dramen Corneilles und Racines brachte ihn zuerst auf den Gedanken, an die Stelle des bisherigen nur sinnlichen und eines entwickelteren Gefühles unwürdigen Klingklangs, alles Große, was eine Menschenbrust nur immer bewegen kann, in Tönen auszusprechen. Freilich dürfen wir hierbei seine intime Freundschaft mit Klopstock nicht ganz vergessen. Aber wie manierirt und äußerlich nachahmend erscheint auch Klopstock noch in seiner Auffassung des Alterthums neben einem Gluck. Der große Tonmeister, mit seinem angeborenen Genie für das Hochtragische und der echt antiken Auffassung der Charaktere der griechischen Tragödie, steht so unerreicht da, daß wir Niemanden unter den Modernen, selbst nicht einen Winckelmann und Lessing, mit ihm zu vergleichen wagen, da jene uns zwar ein reines Verständniß des Geistes des Alterthums möglich machten, Gluck aber in diesem Geiste neuerdings zu schaffen fortfuhr, und zwar in so erhabener Weise, daß wir ohne Uebertreibung von ihm sagen dürfen, er, der eine Mann, spreche in seiner Kunst das aus, was die griechischen Tragiker in ihrer Gesammtheit dereinst ausgesprochen. Tritt uns doch die titanische Gewalt des Aeschylos in den Unterweltsscenen seines Orpheus, den Furienscenen seiner Armide, sowie in der ganzen Alceste entgegen, nicht minder die milde und gereifte Größe und Schönheit eines Sophokles in seinen beiden Iphigenien und in Helena und Paris, während die immerhin häufig noch echt pathetische Gewalt eines Euripides in dem, bei ihm so schwungvoll ausgeprägten declamatorischen Elemente nachklingt. Eins aber hat er noch vor den drei großen Griechen voraus: es ist dies ein Zug tiefster, rührendster Innigkeit und einer in sich selber harmonisch beseligten Verklärung, den wir unmöglich anders als mit dem Worte „christlich", natürlich in dessen allgemeinster, aber auch ewig gültigster Bedeutung erfasst, bezeichnen können. — So dürfen wir Deutschen uns denn zurufen, daß uns, der einen der beiden großen Kulturepochen der Menschheitsgeschichte gegenüber, gelungen, was die Romanen vergeblich erstrebt. Aber nicht nur der einen, denn was unser Luther, Melanchthon und Ulrich von Hutten dem Christen-

thume gegenüber gethan, indem sie es von allen Traditionen einer dasselbe mißverstehenden Folgezeit befreiten, das thaten ein Winkelmann, Lessing, Gluck und Goethe in Beziehung auf das Alterthum. Man glaube nicht, daß wir hier Heiliges und Profanes durcheinander werfen; Gluck will uns nicht etwa nur unterhalten, er wird, wie jeder Künstler, den die Gottheit auf den höchsten Gipfel seiner Kunst gestellt, zum Priester, der unser Inneres reinigt, bessert und verklärt.

Einen Bariton zum Helden einer Oper zu machen, wie Mozart im Don Juan und im Figaro, Rossini im Tell, Lortzing in Zar und Zimmermann, würde sich ein heutiger Componist gar nicht mehr getrauen und auch aus theatralisch praktischen Gründen fast davon absehen müssen. Meyerbeer hat, gleich Weber, alle seine Helden unter den Tenören gesucht, Spontini, Auber und Richard Wagner desgleichen, und seitdem ist dies Styl geworden; unsere bedeutendsten Tenöre: Tichatscheck, Niemann, Schnorr u. s. w. sind von Jugend auf schon auf das Heldenfach vorgeschult worden und unsere Baritons haben sich seit der Zeit mit der zweiten Rolle begnügt.

Eine der erfreulichsten musikalischen Erscheinungen in Paris sind die Concerts populaires von Pasdeloup. Der Saal des Conservatoire reichte schon lange nicht mehr hin, um die Freunde classisch-deutscher Instrumentalmusik zu fassen. Es bildete sich eine zweite Gesellschaft zu demselben Zwecke, die ihre Concerte in dem St. Cäciliensaale veranstaltete Aber auch damit war dem in die Massen dringenden Bedürfniß nach guter Musik nicht abgeholfen. Da eröffnete Pasdeloup in dem mehrere Tauseden von Menschen fassenden Cirque Napoléon symphonische Concerte für das Volk, nach dem Muster der in Deutschland bestehenden, und hatte damit einen Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Die deutsche Tonkunst feiert seit der Zeit in der Hauptstadt Frankreichs allwöchentlich glänzende und wahrhaft volksthümliche Triumphe. Für einen ganz geringen Eintrittspreis genießen der Ouvrier und der kleine Bourgeois von Paris hier die Meisterwerke classischer Instrumentalmusik und zwar in einer Vollendung, die selbst manche ähnliche Leistungen in Deutschland hinter sich läßt. Auch wird Beethoven hier nicht, wie bei uns, mit obligatem Kaffee, Tabaksdampf, mitgebrachtem Kuchen, Bier und im Takte arbeitenden Strickstrümpfen genossen. Das Publikum sitzt in weitem Kreise amphitheatralisch dicht übereinander geschaart und lauscht mit feierlicher Andacht den Offenbarungen unserer großen Tondichter.

Es ist verhängnißvoll, daß Karl August und König Ludwig, deren Namen unvergänglich mit allem Großen, was in der deutschen Literatur und Kunst fortlebt, verbunden bleiben werden, Nachfolger fanden, die der Meinung sind, es ließen sich solche Blüthenepochen nationaler Geistescultur, wie sie die letzte Hälfte des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts gekannt, willkürlich zum zweiten Male heraufbeschwören. Daher das musikalische Weimar der letzten zehn Jahre, daher das literarische und nun ebenfalls musikalische München der jüngsten

Zeit. Ist denn aber der Sturm und Drang jener dort jetzt concentrirten musikalischen Richtungen wirklich nur ein Strohfeuer? — Wir wollen nicht ungerecht und unsererseits nicht ebenfalls intolerant oder einseitig sein. Schon Mephisto sagt: „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein." Hoffen wir darum, daß, wenn les enfants terribles dieses himmelstürmenden musikalischen Jungdeutschlands sich noch ein paar Mal tüchtig die Köpfe eingerannt und, wie seiner Zeit Jungdeutschland in der Literatur, eingesehen haben, daß weder die Welt mit ihnen anfängt und aufhört, noch auch Ihresgleichen die Leute sind, die alten Götter zu entthronen, die wirklichen Talente unter ihnen sich ernüchtern und noch zu einer gesunden Entwickelung gelangen. Wer wollte läugnen, daß einem auf der entgegengesetzten Seite sich spreizenden Philisterthum in der Tonkunst und der sogenannten Kapellmeistermusik gegenüber, die sich auch innerlich breit auf ihren Sinecuren zur Ruhe setzt, jene musikalischen „Heißsporne" sogar Gutes gewirkt haben. Nur geschah dies bisher, mit Ausnahme von zwei bis drei Namen, in bloß negativer Weise. Möchten dereinst positive Resultate folgen, die nur möglich, wenn man endlich zu der Einsicht gelangt, daß geschlossene Kunstformen keine willkürlich dem Genie aufgelegte Fesseln, sondern die im Laufe der Jahrhunderte instinktiv entwickelten und zu plastischem Ausdruck gelangten Schönheitsgesetze sind:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Sängerinnen, wie dereinst die Schröder-Devrient, Johanna Wagner oder die Faßmann, deren dramatisch-musikalische Aufgabe nur dem Erhabensten und Gewaltigsten in der Kunst galt, verkennen ihre, auf das Große gerichtete Anlage, wenn sie daneben auch das Niedliche oder nur Genrehafte darstellen wollen. Eine Künstlerin, die eine Chriemhilde oder Brunhilde, eine Klytemnestra oder Alceste darzustellen vermag, kann nicht zu der Detailmalerei kleiner Lieder herabsteigen, ebensowenig wie Mozart und Beethoven, deren Liedercompositionen darum außer allem Verhältniß zu ihrem übrigen Schaffen stehen. Das gewöhnliche Lied füllt, bei aller Schönheit, die ihm eigen sein kann, doch immer nur einen kleinen Rahmen aus, dem sich das in großer Vertheilung von Schatten und Licht darstellende dramatische Genie unmöglich bequemen wird. Schuberts Gesang „Das Meer erglänzte weit hinaus" oder dessen „Gruppe aus dem Tartarus" sind schon eher Aufgaben für ein Talent, das in der Darstellung tiefer Leidenschaft oder großer dramatischer Situationen seine eigentliche Macht entfaltet. Wer al fresco zu malen gewöhnt ist, kann sich nicht zur Genre-Malerei bequemen. Es wäre, als wenn Cornelius nach seinen apokalyptischen Reitern hätte „Mädchen am Brunnen" oder kleinbürgerliches „Still-Leben" malen wollen! —

Die Tonkunst, als die nationalste und verbreitetste aller Künste, und daher auch als die vielleicht ursprünglichste und unmittelbarste Offenbarung des Volksgeistes, kann

nur im Zusammenhange mit der Entwickelung des gesammten Kulturlebens völlig verstanden werden. Die Aufeinanderfolge der verschiedenen Wandelungen von Styl und Manier, die die Tonkunst während eines Zeitalters oder bei einem Volke durchmachte, wird sich dann erst als eine organisch nothwendige begründen lassen und dabei herausstellen, daß jede frühere Periode die Keime der ihr folgenden bereits in ihrem Schooße trug. Ein solches Verfahren wird schließlich aber zu der Frage nach dem Wesen und Inhalte der Kunst überhaupt und somit zu einer Darstellung der Musik im Zusammenhange der Künste führen, und zwar um so gewisser, als dieselbe nur auf diesem Wege aus ihrer bisherigen, im ästhetischen und ethischen Bewusstsein der Mehrzahl der Gebildeten isolirt und unklar gebliebenen Stellung zu erlösen sein dürfte.

Franz Schubert steht zu Beethoven in dem Verhältnisse eines jüngeren Geistesbruders, etwa wie Lord Byron zu Goethe, wenn auch nur zu dem Goethe der „Sturm- und Drangperiode". Ebensowenig aber, wie sich die Intensität und Fülle des Goethe'schen Genius in Lord Byron wiederfindet, oder Byron seine stark subjektiv gefärbte Natur in Goethescher Weise zu bändigen, zu klären und umzubilden vermochte, ebensowenig finden wir in Franz Schubert die in sich selbst ruhende, majestätische Größe, künstlerische Objektivität und formenbildende Gestaltungskraft Beethovens wieder. Er hat mit ihm hauptsächlich einen tief leidenschaftlichen Zug, das Sehnen glühender Romantik, und jene dithyrambische Gefühlstrunkenheit gemein, die den großen Lyriker kennzeichnet. So sehr Franz Schubert durch derartige Anlagen, die ihn zum ersten deutschen Liedersänger emporwachsen ließen, auch hervorragt, so wollen dieselben doch zum Sinfoniker, in jener hohen Bedeutung, wie sie uns durch Haydn, Mozart und Beethoven offenbart ward, nicht ausreichen. Dies zeigt sich in allen Sätzen seiner sonst so liebenswürdigen C-dur-Sinfonie. Alle überschreiten das schöne Maß und die Grenzen jener classischen Kunstformen, die unsere großen sinfonischen Meister der Sinfonie aufprägten. In allen auch kommt die oft großartig angelegte Steigerung und Entwickelung der Motive nicht zu jenem letzten, künstlerisch bedingten Abschluß, an den uns unsere Heroen gewöhnten. Oft selbst reichen die Themata nicht aus, um die großen Absichten, die der Tondichter mit ihnen hat, zu verwirklichen. Aber auch eben nur mit den Heroen verglichen, muß Schubert zurückstehen. Den Sinfonikern der Neuzeit gegenüber erscheint er nicht nur als der Größeste, sondern auch als der Meister, der zwischen Haydn, Mozart und Beethoven einerseits und Mendelssohn, Schumann und Gade andererseits verbindend in der Mitte steht. Wir könnten z. B. im ersten Satze der Schubert'schen C-dur-Sinfonie Gade'sche, im zweiten Schumann'sche und Mendelssohn'sche, und im dritten und vierten Satze Anklänge an sie alle geradezu herausheben und kennzeichnen; doch drücken wir uns hier nur umgekehrt aus, da im Gegentheil Gade, und noch weit mehr Schumann und Mendelssohn, häufig an Schubert erinnern. Schubert war denn auch der Einzige, an dem sich die drei

genannten neueren Meister anlehnen konnten, wenn sie die uns Modernen eigene besondere Gefühlswelt abermals in sinfonischem Gewande zu ihrem Ausdruck gelangen lassen wollten. Aber ist denn Schubert moderner als Beethoven? — Widerspricht dem nicht allein schon das chronologische Verhältniß, in dem Beide zueinander stehen? Starb Schubert doch nur ein Jahr später als Beethoven, dessen Auflösung im Jahre 1827 erfolgte! — So sehr ein solches Factum uns zu widersprechen scheint, so darf doch nicht vergessen werden, daß Beethoven bereits 1770, Schubert dagegen erst 1797 geboren wurde. Beethoven hatte also fast schon sein dreißigstes Jahr erreicht, als Schubert erst zu leben anfing. Auf diesen wirkten folglich schon, als er noch ein Knabe und dann ein heranwachsender Jüngling war, die großen Arbeiten Beethovens aus dessen letzter Periode ein, welche, innerhalb der Jahre 1807 und 1827, unter anderem die C-moll-, die A-dur-, die Pastoral-, die achte, die neunte Sinfonie und die große Messe umfasst. Freilich war es Schubert nicht gegeben, das, was sich so riesenhaft in Beethoven ankündigte, noch weiter zu führen. Und zwar nicht allein weil eine Steigerung des Gefühlsausdruckes nach dieser Seite hin vielleicht unmöglich ist, sondern vor allem darum, weil Schuberts Genie, wie wir wissen, ihn eben zum lyrischen Ausdruck, und zwar in der engeren Bedeutung des Wortes, hindrängte. Denn auch der Sinfoniker ist Lyriker, der jedoch dem Liedersänger gegenüber etwa die Stelle des Oden- oder Heldenlieder-Sängers einnimmt. Auch ein solcher spricht seine eigenste, persönlichste Gefühlswelt aus, der Gegenstand aber, der ihn dazu anregt, ist nicht mehr allein das eigene Ich; es handelt sich für ihn um die Geschicke ganzer Völker und ihrer Helden, wie dies in der Eroica der Fall ist, die bekanntlich ursprünglich „Napoleon" hieß, oder um die Welt heroischer Empfindungen überhaupt, wie in Beethovens C-moll- oder Haydns Militair-Sinfonie; oder um Gottes ganze weite herrliche Natur und ihre Spiegelung im Leben des Einzelnen und Aller, wie z. B. in der Pastoral-Sinfonie, in den Adagios der Mozart'schen G-moll- und C-dur-Sinfonie mit Fuge, wo wir träumend in blaue Bergfernen hinausschauen, während die Nachtigallen um uns schlagen und das Echo antwortet; oder endlich um die Welt des Glaubens und jene Fragen an das Schicksal, die das Räthsel des Daseins und der Dinge lösen sollen, wie in Beethovens neunter Sinfonie und im Adagio der Sinfonie C-dur Nr. 6 von Mozart, in dessen Frühling plötzlich ein Requiem hineintönt. — Schubert jedoch wandte sich wieder jener subjektiv beschränkteren Empfindungsweise zu, die den eigentlichen Liedersänger kennzeichnet, und trug diese auch auf das sinfonische Gebiet hinüber, welchem Anstoße Schumann und Mendelssohn, die nächst Schubert als die hervorragendsten Liedersänger dastehen, dieser ihrer vorwaltenden Anlage gemäß, um so unwiderstehlicher folgten.

Was nun speziell in der Schubert'schen C-dur-Sinfonie die Anlehnung an Beethoven betrifft, so ist dieselbe überall zwar erkennbar, besonders auch in jenen großen, sich immer höher gipfelnden Steigerungen, die bei Beethoven oft die engen Schranken des Erden-Daseins sprengen zu wollen scheinen, an denen der Titane rüttelt; am deutlichsten jedoch zeigt sich Beethovens Einwirkung am Schlusse des

zweiten Satzes, der entschieden dem allmälig verklingenden und doch so wunderbar abbrechenden Schluß des an Stelle des Adagios stehenden Allegrettos der Beethoven'schen A-dur-Sinfonie nachgebildet ist.

(Fortsetzung folgt).

Caveant musici.

Dem Festjubel, der von Baireuth her durch die Lande rauscht, soll sein Recht nicht geschmälert werden. Die Begeisterung soll sich ihres Daseins freuen dürfen — warum nicht? — thun es doch heut zu Tage andere Mächte auch, welche weniger hineinpassen in den Apparat der sogenannten menschlichen Glückseligkeit! Ein wahrer und warmer Enthusiasmus in des Wortes ursprünglichster Bedeutung hat, selbst wenn er aus ungeweihtem Mutterschooße entspringt, sogar für den Pessimisten etwas Erquickendes, denn wer sollte nicht froh sein, wenn der „schöne Gottesfunken" zündend und leuchtend einschlägt in den dunklen Kampf unseres Daseins, nicht um so dessen Misère zu erhellen, denn das wäre mehr als überflüssig, sondern um den Blick aus dem Starren in das Abgrundsdüster abzulenken zu einem schönen Farbenspiel. Der Thau, der aus der Begeisterung träufelt ist der wahre Schmerzenstiller und Wundenheiler, und die Mutter der Begeisterung ist die Kunst. Dieser stets fruchtbare Keime zuzuführen und sie so zu einer schöpferischen Lebensmacht zu gestalten, welche dem Anprall der übrigen Stand hält, ist eine der Hauptaufgaben unseres Jahrhunderts, dem es bekanntlich an „Arbeitsfeldern" nicht fehlt. Aber gerade darum. Der Kampf mit den Urmächten des Realen, des Natürlichen kann nicht geführt werden mit Waffen und Mitteln aus demselben natürlichen Stoff. Das Seufzen der Kreatur kann der Mensch nicht aus der Welt hinwegschaffen, denn es ist reine und baare Natur, und als solche nothwendig, ewig; aber die gleiche Natur, die ihm als unverrückbare Nothwendigkeit entgegenstarrt, die er stofflich nicht zu bezwingen vermag, kann er doch in seinen Dienst nehmen und durch Ausbeutung ihrer eigenen Gesetze veredeln; das hat ja auch Darwin gezeigt. Eine solche Veredelung und Vergeistigung der Natur wird nicht nur erzielt durch die Wissenschaft, sondern in noch höherem Grade durch die Kunst. Wäre doch jedem wahren Genie, das sein Können in den Dienst der Menschheit stellte, dieser Jubel entgegengebracht worden, der seit Jahren den Namen und die Person des Baireuther Meisters umwogt! Es ist leider bisher nicht der Fall gewesen. „Darum ist aber auch Wagner der Einzige," schallt es in den Hymnen seiner Bacchanten. Aber es wird doch wohl, angesichts eines solchen Phänomens, ja es muß gestattet sein, diesem „Evoe!" aus der Ferne als Unbetheiligter zuzuhören und es auf seinen Grund zu prüfen. Das Nachdenken wird keiner Erscheinung geschenkt, sie muß es aushalten können, und je mehr das Schwärmen dem Rausche gleicht, desto mehr sind Vorsicht und Nüchternheit in ihrem Rechte und die Nüchternen mussten sich schon längst und müssen sich auch jetzt wieder sagen.

daß das Ent- und Verzücktsein der Wagnerverehrer etwas Krankhaftes an sich hat; es ist nicht gesunde Naturfülle, die dem Auge wohl thut, sondern ein künstlich und unnatürlich aufgebauschtes Füllsel, das uns entgegentritt, behaftet mit allerlei unerquicklichen Symptomen der Nervosität, der Ueberreizung, des Zunftzwanges und was sonst noch der Rosenfrische blühender Gesundheit ermangelt. Ja, selbst die Fratzen des Unsinns und Wahnsinns fehlen nicht im Bilde. Es fällt uns nicht ein, für dieses Produkt den Meister selber verantwortlich zu machen; was die Jünger verbrechen, kann ihm nicht zur Last fallen, und er selber hat ohne Zweifel den Eindruck, daß was sich gerade jetzt wieder bei Anlaß des Baireuther Festspiels in der Tagespresse breit macht zu einem großen Theil in jene Region gehört, wo das oben genannte Brüderpaar sich grinsend die Hand reicht. Dagegen zu eifern wäre eitel Kraftverschwendung, mithin Thorheit, auch verdient das ganze Gebräu dieses brodelnden Phrasenschwalles kaum, daß ein ernsthafter Mann es zurückstaue — gegen eines aber darf und soll sich wehren, wem es Gewissenssache ist, daß nicht falsche, grundfalsche Parolen für das Wesen der Kunst ausgegeben und selbst von Vernünftigen und Urtheilsfähigen angenommen werden, als verständen sie sich von selber, als seien sie von jeher anerkannt worden. Das ist es, was hier kurz zur Sprache gebracht werden soll. Nicht über R. Wagner's musikalische Reform, nicht über seine Stellung als Komponist wollen wir reden — wozu auch? und welcher Vernünftige wird jetzt noch diesen Sisyphusstein wälzen wollen? — sondern über jenes Eine, was der Meister allerdings auch verschuldet hat, war er seinem „Kunstwerk der Zukunft" bereits vor Jahrzehnten als nothwendige Beigabe vindizirte und dem jetzt in die Gegenwart eingetretenen in steigenden Grade beimischt, was in der Waberlohe und in den Rheinfluthen, in den Flußnixen und jetzt vollends in den Blumenmädchen seinen Triumph feiert — das Raffinement des Augenreizes nämlich zum Ohrenschmaus, das sich nicht mehr bloß wie der bekannte rothe Faden durch die Wagnerhymnologie schlingt, sondern die Grundfläche und Grundfarbe bildet, auf welcher die Schilderung aufgetragen wird. Und das wird für griechisches Erbe ausgegeben, nachgesprochen und geglaubt; das Dogma von dem „Verein der verschiedenen Künste, der bildenden, der redenden und der singenden, zum Kunstwerk", von diesem Dreiklang als dem allein wahren und folglich auch griechischen Kunstprinzip hat Legionen von fanatischen Gläubigen gefunden, wie nur das vom unfehlbaren Papste. Und dabei ist es falsch und hohl, wie nur eines, wo möglich noch falscher als das, daß die Dramen der Alten „Opern" nach Wagner'schem Zuschnitt gewesen seien. Beide Ansichten hängen eng-verwandtschaftlich zusammen und sind derselben Quelle entsprungen, beide lassen sich mit Leichtigkeit widerlegen; die letztere ist am Ende nur ein unschädlicher Irrthum, die erstere kann der Kunst gefährlich werden, und irren wir nicht, so ist sie's bereits geworden. Was jene betrifft, so spricht bekanntlich der größte Kenner des Dramas im Alterthum, nebenbei der größte Kritiker, Aristoteles, in seiner berühmten „Poetik" wohl kurz davon, daß auch die Musik einen Theil des Dramas ausmache (aber auch nur einen Theil, er zählt sie als fünften und zwar „angenehmsten" Theil auf), dagegen hat es mit dieser Erwähnung ein für allemal sein Bewenden, und

weder im Lob noch im Tadel der verschiedenen Dramatiker oder ihrer Stücke wird das Musikalische auch nur gestreift, geschweige denn herbeigezogen. Aristoteles thut, als ob es gar nicht vorhanden wäre, es ist eben für ihn, wenn auch die angenehmste Beigabe, doch immerhin eine Beigabe, eine Würze, etwas Nebensächliches. Und so wie er dachten jedenfalls alle Gebildeten. Was würden nun unsere Komponisten, was würde vor allem Richard Wagner dazu sagen, wenn die Kritik bloß seine Texte und den dichterischen Theil seiner Dramen berücksichtigen wollte, was ferner die Sänger und Sängerinnen, wenn bloß ihr Spiel beurtheilt würde? Wo solches aber möglich und thatsächlich war, wie eben in Griechenland, da ist von einer Oper (in unserem Sinne) nicht mehr zu sprechen. — Was nun das andere Dogma betrifft, so möchten wir nicht mißverstanden werden, in dem Sinn, als glaubten wir, die Griechen hätten sich um das Aeußerliche, d. h. um das, was in die Augen fiel, ganz und gar nicht gekümmert; aber mehr als die Schale war es nicht und sollte es nicht sein; wenn es heut zu Tage anders, ganz anders geworden ist, so darf R. Wagner zwar nicht die Originalität für diesen Abfall beanspruchen, wohl aber hat er sich redlich Mühe gegeben, ihn mit dem Salböl seiner Autorität zu weihen und ihm den Stempel des Kunstprinzips aufzudrücken. Wie ganz anders Aristoteles! Nach ihm gewährt zwar das, was zur Schaustellung im Drama gehört, das optische Rüstzeug, einen sehr großen Reiz, „hat aber weder mit der Kunst, noch vollends mit der Poesie das Geringste zu schaffen". Deutlicher kann man sich nicht ausdrücken. Glücklicherweise haben wir übrigens aus dem Alterthum noch andere Beweise von anderer Seite her. Den einen derselben können wir uns nicht versagen mitzutheilen, nicht deswegen, weil es eine römische Stimme ist, die wir vernehmen, sondern weil wir darin das „tout comme chez nous" schon überraschend ausgesprochen finden, und zwar das tout comme chez nous sowohl auf Seiten der Ausführung als des Zuschauers resp. Zuhörers. In einem seiner unsterblichen Briefe (deren Zauber auch die verwegenste Kritik nicht zu bestreiten wagt) setzt Horaz dem römischen Publikum (respective dem Kaiser Augustus) seine Ansichten über dramatische Kunst sowie über die Nöthe der Dichter seiner Zeit auseinander. Von diesen Nöthen ist nicht der geringsten einer der schlechte Geschmack und mangelnder Kunstverstand des Publikums: Reiterschwadronen die über die Bühne sprengen, Schaaren von Fußvolk in der Schwankung des Gefechts hin und herwogend, Streitwagen und Pracht-Carrossen, luxuriose Triumphzüge, weiße Elephanten und andere Thiervarietäten, Schauspieler in purpurnen Galagewändern, kurz, ein möglichst kostbares Gepränge und möglichst unsinniges Getreibe auf der Bühne, das ist es, was die Zuhörer die nun Zuschauer geworden sind, von einem Drama verlangen — und wären es noch die ungebildeten Massen, man würde es begreifen und könnte es verschmerzen, aber nein, es ist auch die sogenannte gebildete Klasse, es sind die römischen Ritter, bei denen, wie Horaz sagt, „der Genuß die Ohren verlassen und sich zu den Augen, der eitlen Schaulust, verirrt hat". Ganz Auge, nur Auge, meint der Dichter, und noch dazu ein unstätes, von einer Ueberraschung, einem Effekt zum andern schweifendes Auge, während das Ohr und nur das Ohr thätig sein und

einer gesammelten Seelenstimmung geistige Eindrücke zuführen sollte. Dergleichen Stimmen sprechen das Urtheil über die moderne Theorie, denn sie stammen von competentester Seite und lassen sich nicht umdeuten noch abschwächen. Und man darf fragen: „Sind heut zu Tage nur die Festtheilnehmer Schuld, wenn bei ihnen das Auge an die Stelle des Ohres tritt, und nicht auch ein wenig derjenige, der für dieses Auge zum Versucher wird?“ Was für das Auge geschieht, ist hors d'oeuvre, hat, wir wiederholen es, mit der Kunst absolut nichts zu schaffen; wer den Schwerpunkt ins Auge verlegt, verletzt das einfachste Kunstgesetz, das der Einheit und Einheitlichkeit, und kann, bei allen sonstigen Vorzügen, der musikalische Heiland so wenig sein, als sein Theater-Graal der ächte und heilige Graal ist. Es bedarf schon eines ziemlichen Maßes von Bildung, um neben dem mimischen Virtuosenthum von heut zu Tage die Seele den dichterischen Schönheiten offen zu halten, wenn aber vollends Maschinist und Decorateur den Löwenantheil der Aufmerksamkeit und Anerkennung verlangen, wie dann? Wagner hat unbestritten das Verdienst, daß er wenigstens in der Theorie den Dichter mit dem Komponisten auf eine Linie stellt; es ist dies zwar noch nicht die Ehrenstellung, welche die Griechen dem „Wort“, d. h. der Poesie, eingeräumt haben, aber immerhin gegenüber der empörenden Erniedrigung, in welcher Jahrhunderte hindurch die Poesie ihrer verzogenen Schwester, der Musik, Sklavendienste leisten musste, ein namhafter Fortschritt. Ob wir noch einmal dazu kommen werden, zu der antiken Rangordnung im Drama zurückzukehren, ist mehr als zweifelhaft, es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; Werth und Wesen der modernen Musik liegt nicht mehr vorzugsweise im Rhythmus und bereits nicht mehr in der Melodie, sondern im instrumentalen Vielklang. Wagner hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, innerhalb dieser Polyphonie der menschlichen Singstimme einen ebenbürtigen Platz zu verschaffen, und wenn auch von Rechts wegen nur das eine von beiden, die Poesie oder die Musik den ersten Rang behaupten kann und soll, so muß für einstweilen sein Streben (wir sagen nicht seine Praxis) beiden den gleichen Rang aufzuweisen, als ein Fortschritt begrüßt werden: was nun aber auch in dem Dreiklang von Künsten — Poesie, Musik, Mimik — die Dominante sei, jedenfalls ist ein Vierklang, worin vorab dem vierten Glied, der Theatertechnik und ihren blauen Wundern, eine solche Bedeutung eingeräumt wird, ein ebenso entschiedener Rückschritt; ob sie nun mehr durch das Massenhafte oder durch Raffinement wirkt, ist ganz einerlei, sie ist eitel Augenlust und Sinnenkitzel, und was vor zweitausend Jahren, in Zeiten, wo man von der Kunst etwas verstand, als Verirrung und Abfall bezeichnet wurde, hat heute kein Recht, sich als „Kunst“ breit zu machen, selbst wenn diese „Kunst“ von erlauchten Namen patronisirt wird.

Basel. J. Mähly.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Die Wählbarkeit der Geistlichen. Von Marc Anton.

Das allgemeine Wahlrecht hat Fürst Bismarck, wie er sagt, von dem Frankfurter Tisch von 1848—49 herübergenommen. Er soll seither schon manchmal gedacht haben, er hätte besser gethan, es dort liegen zu lassen. Wir wollen aber hier und heute nicht vom Wahlrecht reden, sondern von der Wählbarkeit: wiefern lässt sich die Wählbarkeit der verschiedenen Stände und Berufskreise rechtfertigen? Ist die Ausschließung dieses oder jenes Standes einerseits geboten, andererseits mit den Anforderungen der Billigkeit vereinbar?

Art. 20 der Reichsverfassung lautet:

„Der Reichstag geht aus allgemeinen . . . Wahlen . . . hervor.“

„Allgemein“ sagt Seydel in seinem Kommentar zur Verfassungsurkunde f. d. d. R., „d. h. das Wahlrecht ist nicht beschränkt auf gewisse Stände oder Klassen, und wird nicht geübt nach Ständen oder Klassen, sondern es ist individuelles Recht.“ Er hätte beifügen mögen: unabhängig von einem Census.

Es ist nun darin eine Abweichung von dem eben aufgestellten Prinzip keineswegs zu erblicken, daß gewisse allgemeine Vorbedingungen aufgestellt werden, wie Reichsangehörigkeit, ein gewisses Alter — bekanntlich 25 Jahre — u. s. f. Denn es leuchtet ein, daß nicht alle Menschen, die sich am Wahlort aufhalten, wahlberechtigt sein müssen, damit man den Begriff des „allgemeinen Wahlrechts aufstellen könne: Die Frauen sind, Gott sei dank! vorläufig noch nicht wählbar und wahlberechtigt. Wohl aber ist es als einschneidende und auffällige Hinwegsetzung über das mehrfach genannte Prinzip zu erachten, wenn im § 2 des Wahlgesetzes ein ganzer Stand vom Wahlrecht vollständig ausgeschlossen wird: „die Personen des aktiven Soldatenstandes.“

Einschneidend nannten wir diese Bestimmung, weil sie eine große Zahl in der Vollkraft des Lebens stehender Männer ausschließt; Männer, die doch gewiß mit am allermeisten an der Richtung, in der sich das politische Leben ihres Heimatsstaates bewegt, interessirt sind. Wir wollen nun nicht einer Aenderung das Wort reden; nachdem des deutschen Heeres oberster und berufenster Reichsanwalt — möchte ich ihn nennen — 1869 bei Berathung des Wahlgesetzes der gegenwärtigen Bestimmung das Wort geredet, lässt sich dagegen nicht wohl ankämpfen. Aber erinnern wollten wir an diese Ausnahme, um der angestrebten Analogie den Weg zu ebnen.

Auffallend ferner muß dieses Aufgeben des Prinzips genannt werden, weil es einen in jeder andern Richtung mindestens gleichberechtigten — fast wäre man versucht zu sagen bevorrechteten — Stand trifft.

Auffallend ist diese Bestimmung ferner um deshalb, weil sie die einzige Ausnahme bildet. Und was nun immer für Gründe ins Feld ge-

führt werden mögen für die Nothwendigkeit dieser Maßregel — sie sind ja zur Genüge bekannt — nie und nimmer soll man behaupten, daß gerade dieser eine Stand allein sich an allem politischen Leben nicht betheiligen darf, ohne sich selbst in seinem Wesen, seiner Organisation, seinem Zweck zu gefährden, zu schädigen.

Um konsequent zu sein, musste man vielmehr an dem Satz festhalten, den der Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung in seinem Art. 21 enthielt: „Beamte im Dienste eines der Bundesstaaten sind nicht wählbar."

Diese Consequenz konnte nun allerdings um deswillen nicht gezogen werden, weil es bedenklich erscheinen musste, einen so hohen Prozentsatz der geistigen Kapazität und Geschäftskenntniß in Deutschland auszuschließen.

Gewiß aber wäre der Verbesserungsantrag von der Schulenburg zu acceptiren gewesen, der da lautete: „Nicht wählbar sind Geistliche . . ."

Im Augenblick der Ablehnung dieses Antrages geschah — das lässt sich im Hinblick auf Erfahrungen neuesten Datums beweisen — die Konzeption einer Reihe der hässlichsten Ausgeburten unseres parlamentarischen Lebens. Auf lange Zeit hinaus werden wir die Folgen jener Ablehnung noch zu tragen haben.

Aus der Menge von Gründen, die jedem, der unbefangen dieser Frage gegenübertritt, in die Augen springen, sind vor allem zwei von überwältigender Beweiskraft. Der eine von diesen beiden gilt für die Geistlichen beider Konfessionen in gleicher Weise. In politisch erregten Zeiten wird der Geistliche, der in Mitte der Agitation steht, durchaus ungeschickt, seinem Beruf voll und ganz sich hinzugeben, seine Pflicht nach allen Seiten hin zu thun.

Der Geistliche — ein anderes schönes deutsches Wort nennt ihn Seelsorger — soll für die Seele seiner Gemeindeglieder sorgen, er soll ihnen Berather und Beistand in allem Schweren und Harten sein, das sie trifft, helfend mit Rath und That soll er ihnen in allen Dingen zur Seite stehen, in denen man sein zu bedürfen glaubt.

Um das aber ganz und voll zu können, muß er — weit vom Parteileben und Parteihader entfernt — ihnen Allen ohne Rücksicht und Ansehen der Person gegenüberstehen.

Nun ist es aber nur menschlich, daß ein „Seelsorger", der selbst „von der Partei Gunst und Haß verwirrt" in der Mitte des politischen Getriebes, im Wahlkampf streitet, der vielleicht selbst candidirt bei der bevorstehenden Wahl, daß dieser Seelsorger in solcher Zeit, namentlich in kleinen Gemeinden, in denen ihm mehr noch als in großen das politische Glaubensbekenntniß jedes Einzelnen bekannt sein muß — daß der Seelsorger in solchen Fällen den Gliedern und Anhängern seiner eignen Partei anders gegenüber oder vielmehr zur Seite steht, als den Gegnern dieser Partei.

Es muß darunter das innige Verhältniß, das gerade nach ideal-kirchlicher Auffassung zwischen Seelsorger und Gemeinde bestehen soll, leiden. Damit aber leidet die Pflege der Religion, zu welcher der Geistliche verpflichtet ist, damit opfert er die Hauptpflicht, die sein Beruf ihm auferlegt, einer Beschäftigung, die ganz und gar außerhalb seines Wirkungskreises liegt.

Daß dies alles so kommt, ist, wie gesagt, nicht mehr als rein menschlich. Wie wenig „menschlich" aber in politisch erregter Zeit gerade der Geistliche werden kann, das hat zur Genüge jene von einer Schaar von Geistlichen mißleitete Partei der bayerischen Abgeordnetenkammer gezeigt, die im Laufe dieses Winters (1882) die Dispositionsfonds, die bekannter- und anerkanntermaßen ausschließlich zur Unterstützung hülfsbedürftiger Wittwen und Waisen bestimmt waren, dem ihr mißliebigen Ministerium verweigert hat. Gerade die Geistlichen — ins Parteigetriebe überhaupt einmal hineingezogen — kämpfen selten „sine ira et studio", sondern meist „cum ira et odio." —

Die zweite Gefahr, welche aus der Theilnahme der Geistlichkeit am politischen und parlamentarischen Leben erwächst, droht zunächst nur von der straffen und strengen Organisation der römischen Kirche: — Oft genug, und das letzte Mal vor nicht allzulanger Zeit hat deren Oberhaupt die Parole der Omnipotenz der Kirche, der Knechtung des Staates ausgegeben, erst vor wenig Jahren hat es ein verfassungsmäßig zu Stande gekommenes preußisches Gesetz für nichtig erklärt, und zu allen Zeiten hat es die römische Kirche, haben es ihre von musterhaftem Corpsgeist durchdrungenen Glieder verstanden, diese Parole ganz ausgezeichnet zu verfechten — schwer genug waren diese Kämpfe, die dem Staate seit Jahrhunderten daraus erwachsen sind.

Wie ungleich wird Sonne und Schatten vertheilt unter den Kämpfenden, wenn es heute wieder einmal dem Haupte jener Kirche gefallen wird, den Alarmruf tönend zu erheben und wenn unsere deutschen Parlamente dann durchsetzt sind mit den Widersachern der Staaten selbst, deren Bevölkerung sie vertreten!

Ein Wink von Rom wird unsere deutschen Parlamente füllen mit den vom Staat selbst angestellten und besoldeten Feinden seiner selbst. Der katholische Priester schuldet seinem außerdeutschen Prälaten unbedingten Gehorsam in den Schranken des kanonischen Rechts. Ist er ein geeigneter Vertreter des deutschen Volkes?

Sollten die jetzt mit Rom angeknüpften Verhandlungen, unerachtet der vielleicht schon allzugroßen Nachgibigkeit der preußischen Regierung scheitern, so wird — das wagen wir zu prophezeien — die Nichtwählbarkeit der Geistlichen für den deutschen Reichstag und für das preußische Abgeordnetenhaus von einer politischen Autorität verlangt werden, welche gewohnt ist, ihre Forderungen durchzusetzen.

Technik.

Der Glossograph.

Der Civil-Ingenieur Amadeo Gentilli ist vor Kurzem mit einer Erfindung an die Oeffentlichkeit getreten, welche ihn seit einer Reihe von Jahren beschäftigte und nichts Geringeres bezweckt, als die Sprache mit der Geschwindigkeit des normalen Redeflusses in einer leicht entzifferbaren Zeichenschrift automatisch

zu fixiren. Der Erfinder ging bei seinem Studium nicht, wie beim Telephon und dem Phonographen, von einem akustischen Prinzip aus, weil es kaum jemals gelingen dürfte, die auf diesem Wege erhaltenen mikroskopischen Hieroglyphen praktisch zu verwerthen, sondern er setzte die Artikulationsbewegungen der einzelnen Sprachorgane in sichtbare bleibende Zeichen um. — Der Schreibapparat besteht aus ebenso vielen kleinen Elektromagneten als der Sprechapparat Hebel besitzt und aus Rastrirfederchen, welche auf einem 30 mm breiten Papierstreifen die Bewegungen der Magnetanker verzeichnen. Ein handliches Instrument, an welchem feine Hebel auf den verschiedenen Theilen der Zunge und den Lippen ruhen und zarte Flügelchen vor den Nasenöffnungen schweben, wird ohne irgend welche Unbequemlichkeit in den Mund genommen. Beim Sprechen werden diese Hebel und Flügelchen bewegt und übertragen ihre Bewegungen theils mechanisch, theils durch Elektrizität auf Schreibstifte, welche die einzelnen Laute in sechs neben einander laufenden Linien auf einem mit der Hand oder einem Uhrwerk vorwärts geschobenen Papierstreifen mit großer Präzision verzeichnen. Indem nämlich beim Aussprechen der Vokale und Konsonanten die einen oder anderen Theile unserer Sprachorgane mehr oder weniger stark bewegt werden oder durch die Nase Luft ausgehaucht wird, kann man aus den diesen Bewegungen entsprechenden Zeichen das Gesprochene unmittelbar ablesen. So wird beispielsweise bei ch, r, g der Zungenrücken, bei sch, l die Zungenspitze, bei e, i die ganze Zunge gehoben; bei s, t wird die Zunge gegen die Zähne vorgeschoben; bei o, u die Unterlippe, bei f, b die Oberlippe bewegt, und bei n, m das Gaumensegel gesenkt, derart, daß die Luft, welche sonst dem Munde entströmt, ihren Ausweg durch die Nase nimmt. Diese charakteristischen Bewegungen werden nun in dem Instrument durch Doppelhebel von der Innenseite des Mundes nach außen übertragen und zwar in der Weise, daß bei ch, r, g der Hebel IV, bei e, i die Hebel IV und V, bei sch, l die Hebel VI, bei s, t Hebel V und VI, bei a, o, u Hebel III, bei f, b Hebel II und III in Aktion treten und dabei kleinere oder größere Abweichungen der Schreibstifte von der Ruhelage hervorbringen. Die Nasenlaute m und n endlich setzen den Hebel I in Bewegung. Wenige Zeichen genügen zur Interpretation der Sprache, denn sieht man von unserer konventionellen Orthographie ab und berücksichtigt nur die phonetischen Lautzeichen, so wird man finden, daß b, g und d nur geringere Intensitätsgrade der Laute p, k und t sind; daß c, z, q und x aus ts, kw und ks bestehen, daß zwischen f und v kein Unterschied existirt, und daß selbst w nur eine tönende Modifikation von v ist. Das Schriftsystem des Apparates erlernt sich rasch; auch gibt es zur Erleichterung des Dechiffrirens gewisse Regeln, welche auf den Gesetzen des Silbenbaues und der Konsonantenkombination beruhen. Am besten ist wohl das Deutsche und das Italienische für die Wiedergabe durch den Apparat geeignet, weil in diesen Sprachen die phonetische Schreibweise von der Orthographie am wenigsten abweicht, was jedoch nicht ausschließt, daß derselbe auch für alle anderen Idiome Verwendung finden kann. Die Stenographie wird durch den Gebrauch dieses Apparates, welchen der Erfinder Glossograph nennt, gewissermaßen Gemeingut

eines jeden, der sich der leichten und interessanten Arbeit unterziehen will, den Schlüssel dieser „Naturselbstschrift" kennen zu lernen. Beim Nachschreiben von öffentlichen Reden wird der Apparat begreiflicherweise nicht vom Redner selbst, sondern von einem hierzu Angestellten in den Mund genommen werden müssen, welcher jedoch die Rede nur ganz leise nachzusprechen braucht, indem die Stimme bei der Hervorbringung der Zeichen gar keine Rolle spielt. Die Anwendung eines Apparates, welcher uns befähigt, vier- bis fünfmal so schnell zu schreiben wie bisher, kann und wird jedoch in einer so viel schreibenden Zeit wie die unsrige nicht blos bei der Aufzeichnung von öffentlichen Reden stehen bleiben, und wenn sich auch dermalen das Reich der praktischen Verwerthbarkeit dieser Erfindung auch nicht überblicken läßt, so muß man doch schon jetzt darin ein fruchtbares Prinzip erblicken, welches einer großen Entwickelung fähig ist. Herr Gentilli hat kürzlich im physikalisch-chemischen Institut der Universität Leipzig und in der physiologischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag über seine Erfindung gehalten, wobei er mit seinem Apparate Proben von dessen Leistungsfähigkeit gab. Das Archiv für Anatomie und Physiologie, herausgegeben von His, Braune und Du Bois-Reymond 1882, Physiologische Abtheilung, enthält eine Abbildung des Instrumentes und Proben der bei seiner Anwendung entstehenden Zeichen.

Basel. J. Kollmann.

Naturwissenschaft.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Der intime Zusammenhang zwischen der chemischen Natur der Stoffe und ihren physikalischen Eigenschaften ist seit der Erkenntniß des wesentlichen Einflusses, den die Veränderungen der chemischen Natur einer Materie auf die Summe der physikalischen Eigenschaften derselben übt, wohl nie bezweifelt worden, aber erst in der jüngeren Zeit hat sich die Forschung der Lösung der Frage zugewendet, von welcher Art dieser Zusammenhang sei und welche Gesetze den Einfluß beherrschen, den die bestimmte Zusammensetzung eines Stoffes auf seinen physikalischen Charakter nimmt. Von besonderem Interesse und hervorragendem Werthe wurden solche Untersuchungen von dem Augenblicke an, als man über relativ verläßliche Methoden zu verfügen begann, sich Einblick zu verschaffen in die näheren Verhältnisse der chemischen Konstitution der Stoffe und sich so präzise Vorstellungen zu machen versuchen konnte, von der Art der Lagerung und Gruppirung der Atome in den Molekülen der verschiedensten chemischen Individuen. Es wurde so zunächst möglich, System in solche Untersuchungen zu bringen, insofern einerseits der verwirrende und, ob der Vielheit der Qualitätsunterschiede, die Auffindung eines sicheren Pfades geradezu unmöglich machende Einfluß der Verschiedenheit der Qualität der Elemente sowie der Quantität ihrer in einem Moleküle auftretenden Atome eliminirt zu werden vermochte, andererseits aber durch die Leichtigkeit, mit welcher man eine bestimmte Atomgruppirung in eine andere umzuwandeln gelernt hatte, die Möglichkeit geboten wurde, die Größe des Einflusses jeweilig scharf zu ermitteln, den

eine Aenderung in der Atomgruppirung, bei dem Gleichbleiben der Qualität und der Quantität der Atome, zu bedingen vermochte.

Zumal boten die mit der fortschreitenden Ergibigkeit synthetischer Arbeiten sich immer mehr häufenden Isomerien, namentlich die in der Reihe der Benzolabkömmlinge so zahlreichen Stellungsisomerien, ein werthvolles Material für eine systematische Untersuchung der Beziehungen zwischen der Atomlagerung und den physikalischen Charakteren der einzelnen Verbindungen und es ist namentlich über die Abhängigkeit der Siedetemperaturen, der Verhältnisse der Zirkularpolarisation, sowie endlich des Brechungsvermögens von der bestimmten Art der Atomgruppirung für eine große Zahl organischer Stoffe eine Reihe höchst beachtenswerther Untersuchungen angestellt worden, die z. Th. schon heute zu gewissen Schlüssen über die Gesetzmäßigkeit berechtigen, welche diese Abhängigkeit beherrscht.

Neuestens hat nun Th. Carnelley (Philos. Magaz. (5), 13 pag. 112 und 180) Mittheilungen über seine seit drei Jahren ausgeführten Untersuchungen, über die Beziehung der Schmelztemperatur der Kohlenstoffverbindungen zu der Atomgruppirung derselben gemacht.

Der Genannte hat über 15 000 Schmelzpunktbestimmungen in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen und ist, obwohl dieselben noch nicht abgeschlossen sind, doch bisher schon zu einigen höchst interessanten Aufschlüssen über die Art des Einflusses gelangt, welchen die Atomgruppirung speziell bei den Stellungsisomerien der Benzolabkömmlinge auf die Höhe der Schmelztemperatur nimmt.

Bekanntlich hat sich z. B. fast allgemein die zuerst von Kekule zum Ausdrucke gebrachte Vorstellung eingebürgert, der zufolge man das Benzol als eine aus sechs ringförmig angeordneten und mit abwechselnd je einer und je zwei Verbindungseinheiten verketteten Kohlenstoffatomen gebildete Atomgruppe auffasst, die an jedem einzelnen Kohlenstoffatome ein Wasserstoffatom angelagert enthält. Durch Vertretung dieser Wasserstoffatome durch andere Elementaratome oder endlich durch andere Atomgruppen, wie Alkoholradikale, Wasserreste, Säurereste u. s. w. entstehen nun die als aromatische Verbindungen bezeichneten Abkömmlinge des Benzols. Bei dieser Vertretung des Wasserstoffs durch andere Elemente oder Elementarkomplexe, welche vielfach in glattester Weise sich künstlich ausführen lässt, hat sich nun die Erfahrung ergeben, daß in allen Fällen wo nur ein einzelnes der gesammten sechs Wasserstoffatome des Benzols eine Vertretung erfährt, jeweilig nur ein bestimmter Abkömmling sich erhalten lässt, während dagegen in Fällen, wo zwei oder mehrere Wasserstoffatome gleichzeitig, selbst durch gleichartige Atome anderer Elemente vertreten werden, stets eine Reihe von verschiedenen Abkömmlingen entsteht, die bei gleicher Qualität und Quantität der Atome, aus denen sie sich aufbauen, durch z. Th. weitgehende Verschiedenheiten in ihrem Verhalten, zumal in ihrem physikalischen Charakter unterschieden sind.

Diese Thatsache hat zu der Annahme geführt, solche Unterschiede seien dadurch bedingt, daß in einem Falle, z. B. bei einem durch Vertretung zweier Wasserstoffatome im Benzol entstandenen Abkömmling, die beiden den Wasserstoff vertretenden Elementaratome oder Komplexe zwei unmittelbar benachbarte

Wasserstoffatome vertreten, während sie in einem zweiten Falle, zwei durch ein zwischenliegendes Wasserstoffatom geschiedene, in einem dritten Falle zwei durch zwei zwischenliegende Wasserstoffatome geschiedene Wasserstoffatome vertreten, so daß, wenn man sich die im Benzol an den ringförmig angeordneten Kohlenstoffatomen angelagerten Wasserstoffatome fortlaufend, von einem beliebigen Punkte ausgehend, mit den Nummern 1—6 bezeichnet denkt, in dem ersten Falle die Vertretung sich auf die beiden Wasserstoffatome 1 u. 2 (oder was dasselbe ist 2 u. 3, oder 3 u. 4, 4 u. 5, oder 5 u. 6 eventuell 6 u. 1) bezieht, während sie in dem zweiten Falle die Wasserstoffatome 1 u. 3 (bz. 2 u. 4, 3 u. 5, 4 und 6, 5 und 1 oder 6 und 2) betrifft, in dem dritten Falle aber endlich auf die Wasserstoffatome 1 u. 4 (bez. 2 u. 5, 3 u. 6) sich erstreckt.

In der That hat die Erfahrung auch ergeben, daß für den Fall der Vertretung von zwei Wasserstoffatomen im Benzol, drei verschiedene Arten von Abkömmlingen für ein und dieselbe Qualität des den Wasserstoff vertretenden Elementes oder Komplexes erhalten werden können, die man sonach als Stellungsisomerien bezeichnet und durch die Benennungen Orthoderivat für die 1:2 Stellung, Metaderivat für die 1:3 und Paraderivat für die 1:4 Stellung unterschieden hat. Ganz ähnliche Verhältnisse ergeben sich bezüglich jener Abkömmlinge, welche durch Vertretung von mehr als zwei, also 3 oder 4 Wasserstoffatome des Benzols durch ein bestimmtes Element oder einen bestimmten Atomkomplex sich ableiten, während natürlich bei weiterer Vertretung von Wasserstoffatomen sich dieses eigenthümliche Verhalten nicht mehr geltend machen könne, es wäre denn, daß verschiedene Elemente oder Atomkomplexe an der Vertretung von Wasserstoff sich betheiligen.

Es ist nun bezüglich des Grades der Schmelzbarkeit derartiger Isomerien längst beobachtet worden, daß die Paraderivate stets den höchsten Schmelzpunkt zeigen, während von den isomeren Orthoderivaten und Metaderivaten bald das eine bald das andere einen höheren Schmelzpunkt aufweist.

Carnelley faßt diese Thatsache von einem wesentlich neuen Standpunkte auf, indem er ein wesentliches Gewicht auf das Moment der symmetrischen oder asymmetrischen Vertheilung der Massen im Molekül legt und weiter folgert, daß bei einer symmetrischen Anordnung die Lage des Schwerpunktes viel mehr dem Mittelpunkte des von dem Moleküle erfüllten Raumes entsprechen müsse als bei einer asymmetrischen Vertheilung der Massen. Hiernach hält er den Schluß für zuläßig, daß die symmetrische Anordnung der Massen im Moleküle, wie eine solche in den Paraderivaten des Benzols angenommen werden muß, dem jeweilig höchsten Schmelzpunkte entspreche und er kommt sohin zu der Aufstellung des allgemeinen Satzes: daß von zwei oder mehreren isomeren Verbindungen diejenige den höheren Schmelzpunkt habe, in deren Molekülen die Atome mehr symmetrisch und mehr kompakt angeordnet sind.

Eine große Anzahl von Belegen, die Carnelley anführt, lassen die Richtigkeit dieses Satzes kaum zweifelhaft erscheinen und stimmt derselbe auch recht gut mit der bereits von Baeyer gemachten Beobachtung überein, daß diejenigen Ver-

bindungen, welche eine gerade Anzahl von Kohlenstoffatomen im Molekül enthalten, bei höherer Temperatur schmelzen als die sich unmittelbar an dieselben anreihenden homologen Verbindungen mit einer ungeraden Anzahl von Kohlenstoffatomen.

Man könnte für dieses Verhältniß leicht aus der Erwägung eine Erklärung finden, daß ja bei der Aenderung des Aggregatzustandes, wie sie sich beim Schmelzungsprozesse im Sinne eines Ueberganges aus dem starren in den flüssigen Zustand vollzieht, ein Zerfall von komplexeren Molekülgruppen in einfachere sich vollzieht. Soferne dieser Zerfall durch eine Wärmezufuhr herbeigeführt wird, wird man es zweifellos mit einer Vermehrung der lebendigen Kräfte der Moleküle bez. mit einer Zunahme ihrer Bewegung zu thun haben, da sich ja auch in einem starren Molekularkomplex unmöglich ein absoluter Ruhezustand der einzelnen Moleküle denken läßt. Hat man es nur mit Molekülkomplexen zu thun, die sich aus relativ symmetrisch gebauten Molekülen aufbauen, so wird sich denken lassen, daß die Vermehrung der lebendigen Kräfte der bewegten Moleküle, bei der mehr oder weniger zentralen Lage der Schwerpunkte jedes einzelnen Systems, viel weniger leicht zur Zerreißung des Zusammenhanges der einzelnen Moleküle führen wird, als das der Fall sein muß bei einem Aggregate von Molekülen mit ausgesprochen exzentrischer Schwerpunktslage, bei welchen mit der Zunahme der Bewegungsgröße auch die Exzentrizität der Bewegung rasch zunehmen und sohin bald das Auftreten von Konstellationsphasen herbeigeführt werden muß, in welchen die einzelnen Moleküle sich über die Grenzen ihrer Anziehungssphäre entfernen und sohin der Molekularkomplex zerstiebt.

Wie begreiflich werden sich ähnliche Verhältnisse auch bezüglich der Löslichkeitsgrade der Körper ergeben müssen, da ja auch bei dem Uebergang eines Körpers in den Zustand der Lösung eine Spaltung komplexerer Molekülgruppen in einfachere sich vollzieht und es wird sonach a priori dem von Carnelley gleichfalls aufgestellten Satze, daß von zwei isomeren Körpern derjenige sich leichter löst, der einen niedriger liegenden Schmelzpunkt hat und dessen Molekül sohin eine weniger symmetrische Anordnung der Atome zeigt, die Berechtigung nicht abgesprochen werden können.

Hiermit ist ein Weg betreten, welcher zum wenigsten zu einer Vorstellung von der Qualität des Einflusses führt, den die Atomanordnung auf Schmelzbarkeits- und Löslichkeitsverhältnisse übt, und ist erst die Richtigkeit dieser Vorstellung durch genügende Belege außer Zweifel gestellt, so wird es möglich sein, daran zu denken, der Quantiät dieses Einflusses auf den Grund zu sehen.

Gintl.

Über das Erdbeben am 6. Juni. Von Luigi Palmieri.

In den Tagen des 4. und 5. Juni d. J. zeigte sich der Sismograph des auf dem Vesuv befindlichen Observatoriums nicht nur erregter,*) sondern meldete

*) Ich habe erregter gesagt, denn da der Vesuv sich seit langer Zeit in einer mäßigen

auch einige kleine von Nordost nach Südwest sich fortschwingende Stöße, zuletzt in der Nacht vom 5. zum 6. kurz nach Mitternacht. Am Morgen des 6., um 6 Uhr 47 Minuten verzeichnete der Sismograph der Universität eine mehr von Norden nach Süden sich fortpflanzende Erderschütterung von 6—7 Sekunden Dauer, die auch von Vielen bemerkt worden war. Die geringe Heftigkeit der Erschütterung bei einer verhältnißmäßig langen Dauer, sowie der Umstand, daß zu jener Stunde eine vermehrte Thätigkeit des Sismographen auf dem Vesuv nicht zu bemerken war, ließ mich vermuthen, daß das Erdbeben von einem mehr oder weniger entfernten Mittelpunkt ausgehe, wo es den Erdboden heftiger würde haben erschüttern müssen. Wenige Stunden darauf meldeten mir eine Anzahl Telegramme von Isernia, Bojano, Cantalupo, Vinchiaturo, Mignano u. s. w., daß zu jener Stunde ein heftiger Erdstoß, dem im Laufe der Nacht ein schwächerer vorangegangen sei, stattgefunden habe; und an den folgenden Tagen, am 7. und 8. d. M. benachrichtigten mich weitere Telegramme von nach und nach schwächer werdenden, sich aufeinander folgenden Wiederholungen. Außer dem Einsturze einiger Mauern ist kein Unglück zu beklagen gewesen.

Der Landstrich also, welcher von diesem mäßigen Erdbeben betroffen wurde, ist derselbe gewesen, wo im Jahre 1805 jenes schreckliche, sogenannte Erdbeben von St. Anna seinen Mittelpunkt hatte.

Ich halte es für nützlich zu bemerken, daß ein Erdbeben von geringster Heftigkeit, welches sich in unsern Apenninen fühlbar macht, einen so ausgedehnten Thätigkeitsbereich hat, daß es auch in Neapel bemerkt wird; daß ferner der Erdboden mehrere Tage lang von allmälig sich abschwächenden Erschütterungen erregt bleibt und daß endlich dieses Erdbeben vom Sismographen auf dem Vesuv vorhergesagt und sodann von dem der Universität verzeichnet wurde. Das jüngste Erdbeben von Casamicciola dagegen vernichtet in einem Augenblick einen einzigen Theil des Landes, hat einen so engbegrenzten Thätigkeitsbereich, daß er mit den im Mittelpunkt verursachten Zerstörungen keinen Vergleich aushalten kann, bleibt ohne fühlbare und sichre Wiederholungen und läßt sich von den in geringer Entfernung aufgestellten sismischen Apparaten nicht ankündigen. Zu den bereits gegebenen Beweisen kann man auch noch diesen fügen, um immer mehr die Richtigkeit der von mir dargethanen Vorstellung betreffs des Erdbeben von Casamicciola zu beweisen.

Thätigkeit befand, waren die sismischen Apparate nie in Ruhe und wenn sie jene Grenze der Erregung überschreiten, zeigen sie entweder einen nahe bevorstehenden Zuwachs in der Thätigkeit des Vesuvs an, oder deuten auf entfernte demnächst erfolgende Erdbeben hin.

Literarisches.

Zur Philosophie.

1. Entwicklungsgeschichte des Weltalls. Entwurf einer Philosophie der Astronomie von Dr. Carl du Prel. 3. Auflage der Schrift: Der Kampf ums Dasein am Himmel. Leipzig. Fr. Günther. 1882.

Die Betrachtung des nächtlichen Sternenhimmels kann von zweierlei Art sein: Die meisten Menschen gehen in aesthetischer Bewunderung auf und ihr Orientirungsbedürfniß wird vollauf befriedigt durch Aufklärungen über die Geographie des Himmels und die physikalische Natur seiner Gebilde. Anderen Menschen wird die Welt der Gestirne zum Gegenstand metaphysischer Bewunderung und zwar viel mehr als es die irdischen Dinge vermögen, denen gegenüber wir abgestumpft worden durch das Alltagsleben; denn die Gewohnheit ist der Tod der Verwunderung. Den ersteren genügt die Astronomie als beschreibende Wissenschaft, den letzteren ist sie ein Theil der Philosophie, und der Himmel und seine Geschichte ist ihnen beschwert mit einem metaphysischen Fragezeichen.

Die beschreibende Astronomie des Alterthums, die rationelle des Kopernikus und die physische Newtons bilden die drei historischen Stufen, über welche die neue spekulative Astronomie des ehem. k. bayrischen Hauptmann und Frhrn. du Prel sich aus einer mathematischen zu einer philosophischen Disziplin erheben soll. Im Jahre 1868 trat er mit dem „Oneirokritikon", einer kritischen Abhandlung „über den Raum vom Standpunkt des transcendentalen Idealismus" zuerst auf, 4 Jahre später 1872 erforschte er die Berechtigung „des gesunden Menschen-Verstandes gegenüber den Problemen der Wissenschaft." — Mit dieser Untersuchung gleichzeitig quittirte er den Militairdienst und gab sich ausschließlich philosophischen Studien hin. Diese führten ihn zufällig auf die Darwin'sche organische Entwicklungstheorie. So kam er naturgemäß dazu, dem Kernproblem des Darwinismus, der Entstehung des Zweckmäßigen durch natürliche Auslese, auch im Gebiet der Himmelsmechanik nachzuspüren. Aus diesem Bestreben ging im Jahre 1876 die erste Auflage des vorliegenden Werkes unter dem Titel: „Der Kampf ums Dasein am Himmel" hervor. Der Autor gesteht mit anerkennenswerther Offenheit selbst ein, daß die Astronomie durch den von ihm vorgenommenen Verwandlungsprozeß von ihrer Zuverlässigkeit auf den früheren Stufen Einiges eingebüßt habe; er tröstet den Leser jedoch mit „der frischen lebendigen Bewegung, welche er in das Aggregat der trockenen Beobachtungsresultate der Gelehrten „gebracht habe."

Der Opposition der letzteren gegenüber könnte sich der Autor vielleicht auf das Zeugniß seines auch von ihm citirten Collegen Schopenhauer berufen, der in seinem pessimistischen Sarkasmus die „Astronomen für bloße Rechenköpfe und von untergeordneten Fähigkeiten" erklärt; ja er geht soweit, die Mathematiker des Weltalls vom Standpunkt der Philosophie aus Leuten zu vergleichen, welche der Aufführung einer Oper beiwohnen, ohne sich durch die Musik oder den Gehalt des Stückes zu zerstreuen, bloß auf die Maschinerie der Dekorationen und deren Getriebe Acht gäben. Freilich würden die Astronomen ihm nicht ohne Berechtigung den Ausspruch Laboulaye's entgegenhalten können: „Es gibt eine weiße und eine schwarze Philosophie; die letztere ist eine mystische Sprache; ich habe Gelehrte gekannt, welche sie zwanzig Jahre gesprochen, ohne ihren Sinn zu verstehen und die nichtsdestoweniger mit Beifall überschüttet sind." Diesen Beifall hat denn auch das Corps der Darwinisten so laut geklatscht, daß der „Kampf am Himmel" des bayrischen Hauptmanns in 6 Jahren die dritte Auflage erlebt hat. Uns Laien muß es aber doch bedenklich machen, wenn die Phantasie des Autors sogar die Romantik der naturwissenschaftlichen Phantasmen von Jules Verne übersteigt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf S. 23 u. 24 des Romans: „De la terre à la lune" und S. 373 des du Prel'schen Werkes. Zu der von einen gewissen Brandes vorgeschlagenen Korrespondenz mit den Mondbewohnern durch geometrische Figuren auf der Wüste Sahara, findet unser Autor einen „richtigen Gedanken", während der Präsident des Gunclubs zu Baltimore statt dessen vorschlägt d'envoyer un boulet dans la Lune! —

2. Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit, von Prof. Dr. L. Büchner. Nr. 12 der Darwinistischen Schriften. Leipzig F. Günther 1882.

Einen glücklicheren Griff in die Darwin'sche Pandorabüchse hat der Entdecker der bereits antiquirten Theorie von „Kraft und Stoff" Prof. Dr. L. Büchner gethan. Freilich lagen ihm für die literarhistorische Darstellung der „Macht der Vererbung" die Exempel ante oculos. Die darmhessische Familie der „Büchners" am Nesenbach besitzt vier Geschwister, auf welche sich sämmtlich die literarische Anlage vererbt hat. Der älteste, der politische Flüchtling von 1834, der Zürcher Anatom und Dichter des „Danton" Georg Büchner 1813—37, ein Nachfolger der Kraftgenies Grabbe und Hebbel, gehörte „zu den Naturen, die aus Blasirtheit und Skeptizismus eine eigene widersinnige Leidenschaftlichkeit hervortreiben." Die darauf folgende Schwester Luise (1823—1876) widmete sich der Frauenemanzipation und hat als Frauen-Anwalt in einer Reihe derartiger theoretischer und praktischer

Schriften, Gedichte und Erzählungen für dieses Problem Propaganda gemacht. Der jüngste Bruder Alexander (geb. 1827) ist Prof. von fremden Litteraturen zu Caen und außer mehreren Novellen und Skizzen, Verfasser einer englischen und französischen Literaturgeschichte. Unser Autor endlich, der dritte (geb. 1824) in dem vierblättrigen literarischen Kleeblatt wandte sich „von Kraft und Stoff“ zum Darwinismus und hat als Apostel des Materialismus seit einer Reihe von Jahren unermüdlich in dieser Tendenz compilirt.

In der vorliegenden Schrift ist es vorzugsweise das Werk von Ribot über die „Erblichkeit“, welches er ausgezogen und zu einer übersichtlichen Darstellung condensirt hat.

3. Christenthum, Volksglaube u. Volksbrauch. Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes. Von Julius Lippert. Preis 10 M. Berlin. Verlag von Theodor Hofmann. 1882.

Daß die Grundlage aller Religionsentwicklung weder in einer philosophischen noch in einer allegorisirenden Naturbetrachtung, weder in Spekulation nach Mythologie bestehe, sondern daß dieselbe geschichtlich auf den Inhalt des Begriffs der Seele gegründet sei — diesen Nachweis auf induktivem Wege zu führen hat Julius Lippert sich zur Aufgabe gestellt. Eine frühere Schrift dieser Tendenz über die Religionen der europäischen Kulturvölker ist im Septemberheft 1881 bereits besprochen worden. Dieselbe Methode der Forschung wendet der Advokat des Seelen-Kult in dem vorliegenden Werke jetzt auch auf die Religion des Christenthums an.

Seine Absicht geht nicht dahin, eine Geschichte des Christenthums zu geben, sondern er will zeigen, wie weit menschliche Denkfähigkeit und Logik allein aus den natürlich abzuleitenden Elementen der Seelen-Kult-Vorstellungen den Inhalt des christlichen Glaubens herstellen können. Zu diesem Zwecke untersucht er als Archäolog gleichsam, wie weit die Spuren der allgemein menschlichen Seelen-Kult-Religion in die christliche Kirche hineinführen oder wie viel Rudimente derselben sich als Materialien und Baustücke desselben erweisen lassen. Diese auf 379 Seiten ausgeführte Spezialforschung beginnt mit dem Vorstellungskreis des Urchristenthums, durchforscht sodann den Ausbau desselben im ersten Jahrtausend und schließt mit einem Ausblick auf die Reformation und die neuere Philosophie.

Um die Ursprünge des Christenthums darzulegen, hat der Autor hier noch einen von Strauß, Renan und Genossen essentiell verschiedenen Weg betreten; nicht in dem Leben einer einzelnen hervorragenden Persönlichkeit, sondern in dem gesammten Darstellungskreise der Menschheit des Augusteischen Zeitalters, findet er die ideelle Geburtsstätte jener weltbewegenden Erscheinung. Nachdem der Autor im ersten Theil seiner Untersuchung den positiven Inhalt des Christenthums in die Abstractionen der gemeinsamen, aus dem Seelen-Kult hervorgehenden menschlichen Logik verflüchtigt, gibt er in dem zweiten Theil eine Uebersicht „unseres Volksglaubens und Volksbrauchs.“

Er schildert ihren Vorstellungsinhalt, deren Sinn und Geschichte, analysirt die Teufelsbündnisse, die Drachenkämpfe, die Komposition unserer Sagen und Märchen, wie unsere in den Gebräuchen und Sitten des Alltagslebens hervortretenden Aberglaubens. Den Schluß dieser Beleuchtung der einzelnen Elemente der Volksmetaphysik bildet die Deutung unseres jährlichen Festkreises und seiner Gebraüche. — Gegenüber der Mehrzahl der heutigen gelehrten Forscher auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte hat zuerst der englische Civilingenieur und spätere Philosoph Herbert Spencer (geb. 1820) und nach ihm J. Lippert die Entstehung des Gottesglaubens aus der Verehrung von Geistern der Verstorbenen hergeleitet. Ueber den neueren Werth dieser Theorie und ihre Stellung in der Geschichte der Religionsentwicklungen hat in bereits im Maiheft dieser Zeitschrift eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet geäußert. Wir können auf die desfallsige Darlegung um so mehr hinweisen, als dieselbe das Referat, welches sich über ein früheres Ahnen-Kult-Werk des Autors im Septemberheft 1881 findet, im wesentlichen bestätigt. Zur Geschichte dieser Todten-Kult-Theorie mag hier noch an die kritische Verurtheilung erinnert werden, welche sich in dem „System der griechischen Mythologie von Dr. F. Lauer“ (G. Reimer 18..) über den Heidnischen Ahnen-Kult vorfindet. —

Ein allgemeines Interesse auch in weiteren Kreisen darf der zweiten Theil des in Rede stehenden Werkes beanspruchen, in dem derselbe einen Gesammtüberblick über die verschiedenen Gestaltungen unseres Volksglaubens und damit einen werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte gibt.

4. Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1882.

Wie J. Lippert in Berlin den Inhalt der christlichen Religion aus der allgemein menschlichen Logik des Seelen-Kultus, so leitet mit dem gleichen Aufwand von Gelehrsamkeit und Ueberzeugung Rudolf Seydel in Gohlis denselben Inhalt aus der Buddha-Sage und Lehre her.

„Jetzt, wo von allen Seiten Werke über den Buddhismus und Uebersetzungen buddhistischer Quellen uns zuströmen, — wo in der Theologischen Evangeliumkritik und Jesubiographie die Wogen nicht mehr hochgehen, und früheren Anregungen allseitig verarbeitet sind — jetzt musste das kommen, was ich hier bringe und was mich in dieser Nothwendigkeit der Sache selbst gleichsam zu seinem willenlosen Organ erwählt hat. Meine Arbeit betritt namentlich in Einem Stücke eine völlig neue Bahn (...

J. Lippert auch behauptet) daß sie den autochthonischen Standpunkt nicht mehr, gleich der bisherigen Evangeliumforschung, wie selbstverständlich innehält. Daß auch der Literaturzweig, um den es sich hier handelt, unter den Gesichtspunkt des Völkerverkehrs gestellt werden muß, um alle Wege für die Lösung seiner Räthsel zu erschöpfen, — diese Ueberzeugung werden meine Zusammenstellungen hoffentlich bei Allen als einen Stachel zurücklassen, der nicht duldet zu weichen, bis Alles erschöpft ist.“ —

Dem aufgestellten Standpunkt entsprechend hat der Autor in der erwähnten Schrift eine buddhistisch-christliche Evangeliumharmonie aufgestellt, welche diese Harmonie von der Genealogie bis zum Tode Christi in 51 Einzeldarstellungen nachweisen soll.

Die vollständigen Gegensätze, von welchen der Buddhismus und das Christenthum ausgehen, sind in dem Juniheft dieser Zeitschrift bei einer Besprechung der Schrift: „Buddha et sa Religion par Barthélémy St. Hilaire eingehend geschildert worden. Es wird genügen, auf dieselbe hier zurückzuweisen, da eine Spezial-Prüfung der aufgestellten Vergleiche vor das Forum der Spezialgelehrten gehört.

5. Geschichte der Ethik in der Neueren Philosophie von Friedrich Godl, Privatdocent der Philosophie a. d. Universität zu München, 1. Bd. bis zu Ende des 18. Jahrh. Stuttgart, J. G. Cotta. 1882.

Mit den Fragen der allgemeinen Weltanschauung und Metaphysik ist wie die Erkenntnißtheorie so in noch höherem Grade die Ethik verknüpft. Die großen Gegensätze, um welche sich alle Spekulation bewegt, treten in der Ethik mit noch größerer Wucht hervor; was sie besonders verschärft, ist die praktische Bedeutung des Sittlichen, welches als ein allgemeinstes und normirendes Element des menschlichen Daseins von allen Richtungen anerkannt wird. Der enge Zusammenhang, den die geschichtliche Entwicklung vom Alterthum bis zur Neuzeit zwischen Sittlichkeit und Religion, zwischen Ethik und Theologie aufweist, muß nothwendig dazu führen, die Prinzipien der Ethik aus den letzten metaphysischen Problemen abzuleiten.

Von diesem Standpunkt aus ist der Autor an die Erörterung der ethischen Grundfragen in ihrer Beziehung zur Theologie, Metaphysik und Psychologie gegangen.

Diese Grundfragen lassen sich wesentlich in zwei Aufgaben gruppiren: 1) Was ist das Sittliche? 2) Wie entsteht das Sittliche? Um für die Lösung dieser beiden das historische und systematische Interesse zu vereinigen, ist in der vorliegenden Geschichte der Ethik einerseits die Vertretung der Ideen, die Abhängigkeit der einzelnen Denker von einander, das allmälige Fortrücken der Probleme dargestellt; andrerseits sind die von den einzelnen Richtungen vorgebrachten Argumentationen klargelegt worden. So ist an den einzelnen Theorien diejenige Kritik geübt, welche sich aus der geschichtlichen Entwicklung und dem Vergleich der nebeneinander bestehenden Richtungen thatsächlich und von selbst ergibt.

Die Einleitung des Werkes bildet in den beiden ersten Kapiteln eine übersichtliche Darstellung der griechisch-römischen und der christlichen Ethik, welche von dem Urchristenthum bis zur Reformation vorgeführt wird.

Auf dieser Grundlage wird sodann die selbständige Ethik der neueren Philosophie von Bawa-Holbach in den folgenden 8 Kapiteln einer eingehenden und speziellen Forschung unterzogen und zwar in nachstehender Reihe:

1. Die Anfänge dieser Ethik durch Bawa 1561—1626 und Hugo Grotius 1538—1645.
2. Hobbes und seine Gegner im 17. Jahrh. 1588—1679.
3. Locke und seine Gegner 1632—1704.
4. Die englische Utilitätsmoral. Mordwille, Butler.
5. Die schottische Schule (Hutcheson, Hume 1711—76 A. Smith I.).
6. Der Cartesianismus und die Anfänge des Skepticismus in Frankreich 1596—1650.
7. Die Ethik d. franz. Aufklärung. Helvetius 1715—71 Encyclop. Holbach.
8. Spinoza 1632—1677.
9. Leibniz 1646—1716. —

Nach unserer Wanderung durch so viele philosophirende Negationen und Hypothesen kommen wir endlich in dieser Geschichte der Ethik auf einen festen, abgegrenzten und wissenschaftlich bearbeiteten Fruchtboden. Eine bestimmt formulirte Aufgabe liegt vor uns, deren Lösung nach wissenschaftlicher Methode verfolgt wird. Indem der Autor das weitschichtige Gebiet der angewandten Ethik, der sogenannten Güter- und Pflichtenlehre von der vorliegenden Untersuchung ausschloß, und sich auf die ethische Prinzipienlehre beschränkte, war es ihm möglich, die prinzipiellen Fragen vollständig und in ihrem innern Zusammenhange zu einer anschaulichen Darstellung zu bringen. —

1. Philosophische Bibliothek. Heidelberg. Verlag von Georg Meiß (früher Erich Koschny's Verlag in Leipzig) 1882. 1 Mk. 50 Pf.

Plato's Dialog Parmenides. Uebersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann.

René Descartes' philosophische Werke. Uebersetzt und erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Descartes versehen von J. H. von Kirchmann. Zweite Abtheilung. Untersuchungen über die Grundlagen der Philosophie. Zweite Auflage.

Spinozae Opera Philosophica. Vol. IV.

Die unvollendeten lateinischen Abhandlungen Spinoza's. Mit einer Einleitung, herausgegeben von Hugo Ginsberg, Dr. der Philosophie.

2. Die Reflexionsbegriffe. Eine philosophische Monographie v. Dr. Gustav Knauer. Diakonus zu Liebenwerda. Leipzig, 1881.

Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.) — 1,20 Mk.

3. **Die Philosophie als deskriptive Wissenschaft.** Eine Studie von Dr. Alex. Wernicke. Dr. der Mathematik und Philosophie. Braunschweig und Leipzig. Verlag von Goeritz und zu Putlitz. 1882. — 1 Mk. —

Zur Religionsphilosophie. Eine methodologische Betrachtung von demselben. Braunschweig und Leipzig. Verlag von Goeritz und zu Putlitz.

4. **Erläuterungen zu Kant's Kritik der Urtheilskraft** von J. H. v. Kirchmann. Zweite durchgesehene Auflage.

Ueber das teleologische Fundamentalprinzip der allgemeinen Pädagogik von Erh. Schultz. Mühlhausen im Elsaß. Buslebsche Hofbuchhandlung 1882. 1,60 Mk.

5. **Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes** von Dr. C. F. Heman. Leipzig. 1882. J. C. Heinrichs'sche Buchhandlung. 1,60 Mk.

Von den vorstehend aufgeführten philosophischen Schriften gehört 1 dem Alterthum, 1 dem 16., 1 dem 17., 1 dem 18. Jahrhundert an, während die Geburt der übrigen 5 in die Jahre 1881—82 fällt.

Plato, Descartes, Spinoza, Kant sind in dieser Sammlung mit einzelnen neu herausgegebenen und kommentirten Arbeiten vertreten. An Kant schließt sich die Knauersche Monographie über die Fehler der Kant'schen Kategorientafel sowie Wernicke's neue Definition der Philosophie als descriptive Methode des genetischen Kritizismus, eine zweite Monographie desselben behandelt allgemeine religions-philosophische Forschungen, welche letztere Heman in Bezug auf die jüdische Weltstellung spezialisiert. E. Schultz endlich entdeckt im Widerspruch mit den hergebrachten Ansichten, das teleologische als ein neues Fundamentalprinzip für die Pädagogik.

In dieser Zusammenstellung der uns in letzter Zeit zugekommenen philosophischen Publikationen spiegelt sich, wenn auch aphoristisch und lückenhaft, die historische und eklektische Tendenz unserer heutigen Philosophie wieder. Die hegemonische Herrschaft des Hegelschen Systems brach mit dem Tode ihres Stifters zusammen.

Die Generale theilten sich alsbald in das Reich des absoluten Idealismus. Der Krieg der Diadochen und der Gegner Hegels unter- und gegeneinander begann. Im ersten Lustrum nach seinem Tode wurde die metaphysische Restauration, im zweiten die Rehabilitation des christlichen Dogma's, im dritten das Gebäude seiner ethisch-politischen Organismen von Anti- und Ultra-Hegelianern, nach dem Ausspruche Erdmann's umgestürzt und als nichtig dargethan. Auf dem Trümmer- und Ruinenfelde des zusammengebrochenen Systems versuchten Kundige wie Unkundige Umbauten und Neuaufführungen von den verschiedensten Standpunkten und in den verschiedensten Stilarten, theils mit den Materialen früherer Systeme, die erweitert, ergänzt und fortgebildet wurden, theils nach neu ausgedachten Programmen und Plänen. Das dadurch hervortretende Bedürfniß der Orientirung wies unmittelbar auf die stärkere Hervorhebung der Geschichte der Philosophie hin und zwar um so mehr, als man in derselben nach dem Vorgange Hegels nicht mehr eine zufällige colluvies von Meinungen, sondern den nothwendigen Entwickelungsgang des philosophirenden Geistes und damit den Ausgangspunkt und die Grundlage für jeden philosophischen Neubau erblickte.

So publizirte der jüngere Fichte bereits i. J. 1832 unter dem Titel: „Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie" den ersten kritischen Theil seines neuen Systems, welcher eine wissenschaftlich organisirte Geschichte der Philosophie darstellen und ihren frühern Standpunkt zu einem höhern Ganzen kombiniren sollte.

An die Stelle der Philosophen traten in die erste Reihe die Litterarhistoriker und Biographen. Es wird genügen, an die hervorragenden Arbeiten von Ritter, Zeller, Kuno Fischer und Erdmann zu erinnern.

In umfassender Weise ist die historische Darstellung der Philosophie in der vor 15 Jahren gegründeten philosophischen Bibliothek zur Geltung gekommen. Die von derselben unternommene Sammlung der Hauptwerke der Philosophie enthält in 300 Lieferungen einzelne Schriften von 25 hervorragenden Philosophen der alten, mittleren und neueren Zeit. Um dieselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung eine neue monatweise erscheinende Ausgabe veranstaltet, in welcher die Abonnenten stets abgeschlossene Werke erhalten. Die beigegebenen Einleitungen und Commentare werden zur Beförderung einer leichteren und eingehenden Kenntniß der Autoren dienen.

Von den übrigen fünf zu Jena, Liebenwerda, Braunschweig und Basel entstandenen neueren Schriften behandelt die Monographie das teleologische Fundamentalprinzip der Pädagogik oder deutsch ausgedrückt das Ziel der Erziehung. Dieselbe soll nur als Vorläufer u. ballon d'essai für das umfassende Lehrbuch der allgemeinen Pädagogik dienen, mit dessen Bearbeitung den Autor gegenwärtig beschäftigt ist. Die Grundlage dieses neuen Systems, welches in entschiedenen Widerspruch mit den hergebrachten und landesüblichen Ansichten stehen wird, bilden nach S. 59 die Erfahrungen des Verfassers, welche 1. auf gründlicher Selbstprüfung, 2. auf Mittheilungen von Verwandten und Bekannten, 3. auf Beobachtungen als Lehrer an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Nationen und 4. auf Beobachtungen besonders zarter und wichtiger Fälle als Geistlicher beruhen.

Von dieser doppelten Basis eigener und verwandtschaftlicher Beobachtungen ist Herr E.

Schulze im April vor. J. zu Jena zu folgendem Schlußresultat gelangt: „Das Kind ist zur religiös-sittlichen Persönlichkeit zu erziehen, die im Wohle des Ganzen ihr eigenes Heil und ihre eigene Zufriedenheit mit aller Kraft anstrebt und das Sonderinteresse freiwillig dem höhern allgemeinen unterordnet.“

Quid novi Maecenas? fragte Horaz. Wenn der Autor als Examinandus die vorstehende Definition als „ein neues mit den hergebrachten und landesüblichen Ansichten in Widerspruch stehendes Fundamentalprinzip“ vor versammeltem Collegio pädagogico ausgäbe, so würde ob dieser Selbsttäuschung wohl ein allgemeines Schütteln des Kopfes erfolgen.

Indessen wie Margarethe sagt:
„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch schief darum,
Denn du hast kein Christenthum.“

Das Christenthum des Autors ist nach S. 64 etwas Anderes, als was Confessionen und Sekten wenigstens dafür ausgeben; der Schüler ist von vornherein zur umfassenden Toleranz zu erziehen, indem er immer auf das Gemeinsame der Religionen, das zu erstrebende Menschheitsideal — hingewiesen wird.“

Wenn Herr Schulze das Bild des historischen Christus als Erziehungsprinzip zum Bilde des Idealmenschen ergänzen, erweitern und ausgestalten will, und dieses so verschulzte Christenthum seinetwegen als praedestinirte Weltreligion anerkennt, so ist es bei einer derartigen Selbstüberhebung in der That nicht leicht, satiram non scribere. Und zwar um so mehr, wenn das angebliche neue Fundamentalprinzip S. 19 und 20 aus der „mit unbedingter Nothwendigkeit aus der eisernen Nothwendigkeit des menschlichen Verkehrs folgenden gegenseitigen Rücksichtsnahme“ abgeleitet und völlige freie Anbequemung (Darwin?) und Rücksichtsnahme als das ideale Ziel der Ethik proklamirt wird. Auf diesem Wege gelangen wir glücklich zu Alberti Komplimentirbuch als „naturgegebenem Boden“ und höchstem Kanon der Sittlichkeit — doch genug davon! selbst auf die Gefahr hin, von dem Autor des noch ungeborenen Lehrbuchs einer „parteiischen Kritik“ bezichtigt zu werden, erlauben wir uns ihn an das novum prematur in annum zu erinnern.

Auch der Braunschweiger Dr. Wernicke plädirt für, das „Christenthum in seiner Entwickelung,“ die im Kampf gebrauchten Schlagwörter „Christenthum und Naturforschung“ drücken nach seiner Ansicht die Gegensätze nur höchst unvollkommen aus. Alle Gegensätze beruhen auf einem versteinernden Dogmatismus und einem genetischen Kriticismus, der das Prinzip einer gesetzmäßigen Entwicklung auf seine Fahne schreibt. Das Ideal, welches ihm in weiter Ferne vorschwebt, hat er bereits in der im Juniheft dieser Zeitschr. besprochenen „Religionen des Gewissens in seinen Umrissen“ programmatisch niedergelegt. Die methodologische Begründung desselben enthält die vorliegende Spezialforschung. Es wird genügen, auf die allegirte Besprechung zu verweisen.

Dem Subjectivismus gegenüber, welcher in Jena und Braunschweig das Christenthum „in seinem Sinne ergänzte“ und „auf einen neuen glücklichen Propheten als Ausdruck des Zeitgeistes hofft“, tritt für die positive christliche Weltanschauung der Pastor Heman zu Basel energisch ein.

Dieser Standpunkt, von dem derselbe den Auf- und Niedergang der religiösen Weltstellung des jüdischen Volkes betrachtet, ist nach S. 3 der obigen Broschüre der einzige, der auf diesem großen und dunkeln Gebiet Aufklärung und Einsicht bietet — — — für die voraussetzungslose Wissenschaft ist die Geschichts- wie die Religionsphilosophie immer noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt — welche Ideen und Prinzipien uns den Sinn des Weltlaufs erschließen und das Geheimniß der Religionsentwicklung enthüllen können — darüber wird die Weltweisheit noch lange nicht ins Klare kommen. Soviel ist aber unleugbar, daß bisher nur die christliche Weltanschauung für jenes Doppellabyrinth einen öffnenden Schlüssel und einen zusammenhängenden und darum mit einer gewissen Sicherheit leitenden Ariadnefaden hat bieten können.

Dem entsprechend ist es die Nichtannahme des Christenthums, aus welcher die Entscheidung über die religiöse Weltstellung des Judenthums und damit seiner politischen und socialen Auflösung hergeleitet wird.

Hiernach hat der Autor seine geschichtliche Darstellung in 7 Abschnitte gegliedert, deren letzterer das Endziel des jüdischen Volkes, den Eintritt in das Gottesreich des Christenthums nachweist und voraussagt. Gewiß, mit vollem Recht. — Nur begnügt sich der evangelische Pfarrer Herr Heman (Heiman?) nicht mit der Umkehr der Juden zu Christo, sondern in dem apokalyptischen Zukunftsbilde, welches seine Divination uns vorzaubert, weist er dem Judenthum die welthistorische Aufgabe einer Regeneration des Christenthums zu.

Seine für das „erste und älteste Volk der Welt“ entflammte Schwärmerei sieht die romanisch-germanischen Völker von dem Christenthum zum Heidenthum zurückkehren und dagegen sie, „die universalen, internationalen“ Juden an ihre Stelle treten, um die Völker aller fernen Erdtheile zu einer Heerde unter dem Kreuze Christi zu sammeln. Die dem Oelbaum der Kirche Jesu eingepfropften Zweige der romanisch-germanischen Völker werden wieder ausgehauen. Dagegen bringen die jüdischen Christen die Völkerwelt in die universale Mitte des Reiches Gottes. Auf diese Weise werden dieselben in Folge ihrer Anlagen und Fähigkeiten des Geistes und Herzens die verlorene religiöse Weltstellung und zugleich ihre alte Heimat Palästina als religiösen Weltherrschersitz wieder einnehmen. —

Diese Glorifikation des Judenthums erinnert

durch die Arroganz ihrer exclusiven Selbstüberhebung an die semitische Apotheose mit welcher B. d'Israeli bereits 1844 in seinem politisch-socialen Roman „Coningsby" die germanisch-romanischen Nationen überrascht hat. Wäre der baseler Pfarrer ein Stammgenosse des semitischen Romanciers, so läge in dieser Blutsgemeinschaft der Schlüssel des psychologischen Räthsels. Wir würden es erklärlich finden, wenn ein Herr Heiman in der Annahme des Christenthums das geeignete Mittel fände, seinen Stamm zur Weltherrschaft emporzuheben. Daß aber ein Sohn deutscher Eltern den religiösen Untergang seines eigenen Volkes ausdrücklich den „denkenden Christen als eine Gabe des Friedens" widmet — für diese Blasphemie fehlt uns jedes Verständniß. — Als eine Pflicht der denkenden Glieder der baseler Kirchengemeinde müssen wir es erachten, gegen derartige injuriöse Herabwürdigungen ihres Denkvermögens öffentlich und entschieden zu protestiren.

Die Erfindungen der neuesten Zeit. Leipzig. Otto Spamer.

Dieses Ergänzungswerk zu dem „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen" aus gleichem Verlage ist eine Prachtausgabe im besten Sinne des Wortes. Nicht allein die sehr gediegene Ausstattung, sondern auch der reichhaltige Inhalt, verbunden mit einem ebenso verständlichen als anregenden Texte, berechtigen dazu, dieses Werk jedem Gebildeten, dem die großen Errungenschaften unserer Zeit nicht gleichgiltig sind, zu empfehlen. Und wie reich ist der Stoff! Der Titel, „die Erfindungen der neuesten Zeit," ist fast zu bescheiden; denn nicht allein das, was man im strengsten Sinne unter Erfindung versteht, sondern auch die neuen Fortschritte im Gebiete der Baukunst, der graphischen Künste, des Kunstgewerbes finden in Wort und Bild ihren Ausdruck in dem Werke, so daß auch der Kunstfreund es gern lesen wird. Nicht minder wird das Kapitel „der Weltverkehr und seine Mittel," worin nicht allein die Entwicklung des Eisenbahn- und Schiffsverkehrs, der Telegraphie, Telephonie beschrieben, sondern auch die Fortschritte der Volkswirthschaft und der Weltausstellungen beleuchtet werden, jedem gebildeten Handelstreibenden sehr interessant sein.

Alle die einzelnen technischen Erfindungen und Verbesserungen, welche von der verbesserten einfachen Scheere bis zu den epochemachendsten Fortschritten in der Anwendung der Elektrizität, des Dampfes, der Glas- und Hütten-Industrie und vieler chemischer Gewerbe durch Wort und Bild in dem Buche beschrieben werden, hier abzuhandeln, verbietet uns der Raum; sobald das Werk, welches in 18—20 Heften — wovon bisher 16 erschienen sind — vollendet sein wird, wollen wir darauf zurückkommen.

Das Japanisch-Chinesische Spiel „Go". Ein Concurrent des Schach von O. Korschelt in Tokio, Japan. Durch die Buchhandlung des Herrn Friedrich Axt in Dresden zu beziehen. Die Spiele selbst bei Herrn Adalb. Hawsky in Leipzig.

Bisher war in Deutschland nur das Po-ho als Mittel gegen den Kopfschmerz gekannt, als ein dito gegen die Langeweile hat Herr Professor O. Korschelt die Güte uns mit einem 2000 Jahre alten japanischen Kriegsspiel, genannt „Go", beglücken zu wollen. Als ob wir in der Aera der Reichstage, der Land- und Provinzialtage, der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telephone an Langeweile litten! Während das Schachspiel einen königlichen Charakter hat, soll dem Go-Spiel die Idee eines Kampfes der Volksmassen zu Grunde liegen. Die Kriegführung, die im Schachspiel dargestellt wird, ist nach der Erläuterung des Go-Spiel-kundigen Herrn Professors, die vergangener Zeiten, in denen der König mit in den Krieg zog und durch seinen Fall die Schlacht verloren zu sein pflegte. In dem Go-Spiel dagegen gibt es keinen Schach, keinen König und keine Edlen, sondern nur Massen des gemeinen Volks, deren strategische Bewegungen nicht nur das Bild einer Schlacht, sondern eines ganzen Feldzuges darstellen. Also gewissermaßen eine wenn auch unblutige Erneuerung der Bauernkriege. Da in Japan bis vor Kurzem eine vom Staat eingesetzte Akademie zur Unterweisung in dem Go-Spiele bestand, sowie eine nach Maßgabe der erlangten Kenntnisse abgestufte Rangordnung der Go-Spieler, so können wir nur empfehlen, daß sich auch in Leipzig eine deutsche Go-Akademie nach dem Vorbilde des frühern Pegnitz-Schäfer-Bundes bilden möge.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von E. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Digitized by Google

3688128
CANCELLED
DEC 13 1972 H
DEC 22 1972

3 2044 098 623 945

Digitized by Google